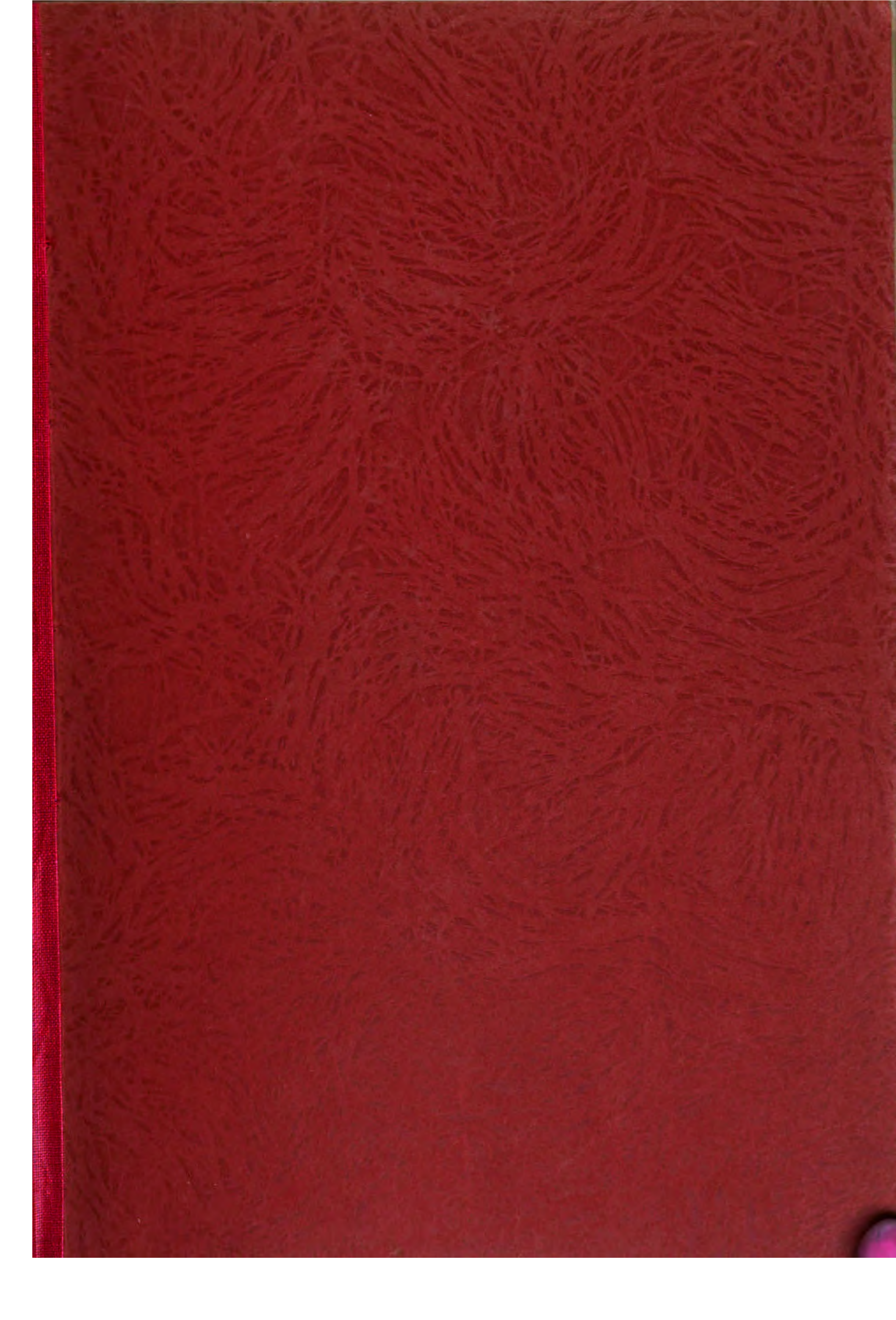
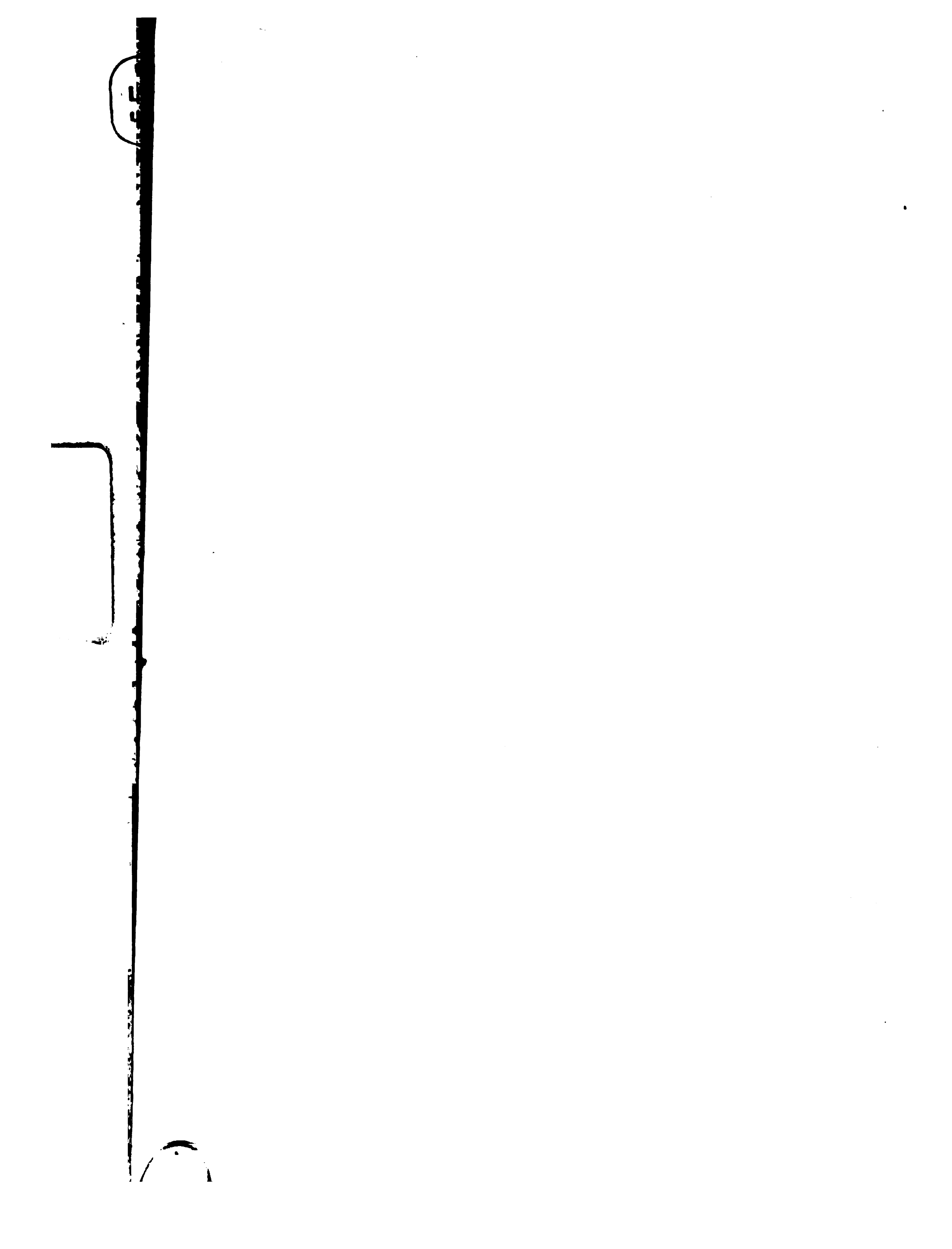


39. Jahrgang Band 2




BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA





Velhagen & Klasings Monatshefte

39. Jahrgang 1924/1925

2. Band



Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien.

Inhaltsverzeichnis

39. Jahrgang 1924/1925. Zweiter Band

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes

Apelt, F. U.: Das Opfer der Maria Woensam. Novelle 697
Beyerlein, Franz Adam: Der Kürassier von Gutenzell. Novelle 569
Blunck, Hans Friedrich: Das Feuerhorn. Novelle 649
Bonin, E. von: Die Söhne. Roman. (Fortsetzung und Schluß) 65
Brachvogel, Carry: Spiegelung der Liebe. Novelle 400
Dietmann, Karl: Das Gesicht des Krieges 141
Engel, Georg: Peter Amerlings Brautfahrt. Novelle 455
Enking, Ottomar: Die große Stunde. Novelle 709
Ernst, Paul: In der Mühle. Novelle 41
Goetz, Wolfgang: Der Vater. Preisgekrönte Novelle 241
Jellinek, Oskar: Der Bauernrichter. Preisgekrönte Novelle 121
Karwath, Juliane: Marie Duchanin und der Weg in die Eiszeit. Roman 185, 274
Kraze, Friede H.: Das wahre Gesicht. Preisgekrönte Novelle 1
Mayer, Karl Adolf: Das Kind. Novelle 349
Münzer, Kurt: Das häßliche Mädchen 687
Schaffner, Jakob: Die Heimat. Erzählung 361, 529
Scholz, Wilhelm von: Der Fahrende. Novelle 558
Seidel, Ina: Die Fürstin reitet. Erzählung 601
Trentini, Albert: Das Leben 167
Urban: Mitten durch den Vorhang. Novelle 497
Voßberg, Editha: Isa. Novelle . . . 422

Gedichte, Sprüche

Arndt, Willy: Margariten und Mohn 336
Benzmann, Hans: Altes Infanteriesignal 215
— — Brautlied des Bräutigams . . 465
Bergmann, Hilda: Auferstehung . . . 134
Berlepsch, Karl von: Die Allee . . . 13
Birt, Theodor: Gegen das Wirkliche . 439
Bittrich, Max: Afrikanische Ballade . 469
— — Osterzeit 134
Bodman, Emanuel von: Gewitterglück 632
Brüll, Edmund: Mai 273
Frank, Josef Maria: Am Wasser (Mark) 273
— — Der Gletscherweg (Pfandelscharte) 686
Hausmann, Manfred: Kleine Nachtmusik 384
Höcker, Karla: Vorfrühling 13
— — Zigeuner sind gekommen . . . 512
Lauff, Joseph von: Liebesschrei . . . 712
Münchhausen, Börries Frhr. von: Erfüllung 506
Oestéren, Fr. W. van: Die Kobra. Eine Kabarettszene. Mit vier Vignetten von Walter Wellenstein 452
Pilf, Traugott: Menschenleid 144
Schanz, Frida: Kleine Lenzmusik. Umrahmung von Josef Hegenbarth . . 216
Schelzig, Alfred: Ave Maria 352
Sternberg, Leo: Die Goldammer . . 312
V., E. de: Gebundene Briefe 712
Vetterli, Paul: Im Blütenflor . . . 273
Warncke, Paul: Kleist 379
Wiltrud, Prinzessin von Bayern: In der Fremde 312
Wolf, Carl von: Manchmal 312

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Heine, Anselma: Miterlebte Literaturgeschichte 225
Reuter, Gabriele: Lebenserinnerungen (Hermann Levi und Otto Erich Hartleben) 466
Stratz, Rudolf: Allah-akbar. Erinnerungen 253

Kunst und Literatur

Barchan, Paul: Constantin Somow. Mit achtzehn ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden und Zeichnungen des Künstlers 257
Beringer, Prof. Dr. Jos. Aug.: Edmund Steppes, ein deutscher Maler. Mit neunzehn ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden des Künstlers 49
Birt, Theodor: Horaz und das Lied der Griechen 657
Bode, Geh.-Rat Dr. Wilhelm von: Die holländische Malerfamilie Van de Velde. Mit neunzehn ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden und Zeichnungen 633
Bombe, Prof. Dr. Walter: Lorenz Bösken. Mit neunzehn ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden des Künstlers 145
Dahms, Walter: Der Belcanto . . . 405
Gagern, Friedrich von: Der hundertjährige „Lederstrumpf" und sein Urbild 681
Habicht, Prof. Dr. V. Curt: Vorläufer des Matthias Grünewald. Mit sechs einfarbigen Abbildungen und einer farbigen Kunstbeilage 217
Höcker, P. O.: Berliner Bühnen. Mit sechs einfarbigen Abbildungen . . 713

Seite

Höcker, P. O.: Berliner Theater. Mit acht Zeichnungen von E. Spiro und Ernst Klausz 474
Illustrierte Rundschau 113, 236, 357, 474, 593, 713
Osborn, Max: Römische Bildnisse. Mit acht farbigen Wiedergaben von Gemälden des Malers Ernst Heilemann 689
Stahl, Dr. Ernst Leopold: Das Theater im Reich. Mit elf Abbildungen . . 337
Stahl, Fritz: Ulrich Hübner. Mit zehn ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden und Zeichnungen des Künstlers. 385
Strecker, Karl: Neues vom Büchertisch 109, 232, 353, 470, 589, 702
Wegener, Prof. Dr. Georg: Bücher von Weltreisenden 706
Wolf, Dr. Georg Jacob: Adolf Münzer. Mit achtzehn ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden des Künstlers 513
Zobeltitz, Martha von: Die drei Waisen von Lowood. Mit einer Abbildung 105
Zu unsern Kunstbeilagen und Novellen 113, 236, 357, 474, 593, 713

Sonstige Aufsätze

Aufhauser, Univ.-Prof. D. Dr.: Anno Santo. Mit zehn farbigen Wiedergaben nach Zeichnungen von Prof. Sigmund Lipinsky-Rom 409
Baschin, Otto: Neue Wege des Weltluftverkehrs. Mit zwei Abbildungen 380
Behrens, Prof. Peter: Das Haus des Mittelstandes. Mit vierzehn Abbildungen 97
Bley, Fritz: Ein Festtag hohen Weidwerkes 14
Bluhm, Dr. Agnes: Etwas von Werden, Vergehen, Bleiben und Rassenhygiene 394
Brettner, Hans: Hochseefischer bei der Arbeit. Mit neun Abbildungen . . 33
Fehr, Julo: Positano. Eine Frühlingsfahrt. Mit elf farbigen Wiedergaben von Aquarellen des Künstlers . . . 17
Foerster, Karl: Blumengärten für intelligente Faule. Mit neunzehn ein- und mehrfarbigen Abbildungen . . 313
Haake, Univ.-Prof. Dr. Paul: Das Krügertelegramm. 507
Hergesell, H.: Die Energie des Luftmeeres und seine Ausnutzung . . . 161
Heyck, Prof. Dr. Ed.: Der Tillenschütz und Rudolf Stauffacher, der Gründer der Eidgenossenschaft. Mit einer Abbildung 583
Höcker, Paul Oskar: Wege zu Kraft und Schönheit. Zu dem Kulturfilm von Dr. med. Nicholas Kaufmann und Wilhelm Prager. Mit achtundzwanzig zweifarbigen Abbildungen . 665
Kelchner, Dr. Mathilde: Bismarck in Briefen zweier preußischen Staatsbeamten aus den Jahren 1855 bis 1865. Mit einer Abbildung . . 135, 329
Kuhberg, Dr.-Ing. L.: Fernheizung . . 346
Linde-Walther, Prof. H. E.: Als Photograph in Kairo. Erinnerungen. Mit neun Abbildungen nach Zeichnungen des Künstlers 550
Norbert, Willy: Schloß Sagan. Mit siebzehn ein- und mehrfarbigen Abbildungen 481
Paquet, Dr. Alfons: Ostern in Jerusalem. Mit siebzehn Wiedergaben von Gemälden Prof. Franz Kienmayers 169
Prandtl, Univ.-Prof. Dr. Wilhelm: Das Deutsche Museum in München. Die Abteilung Chemie. Mit zwölf ein- und mehrfarbigen Abbildungen . . 440
Schäfer, Univ.-Prof. Dr. Dietrich: Der deutsche Staat und die Reformation 26
Werland, Peter: Die alte Uhr im Dom zu Münster. Mit vierzehn Abbildungen 560

Neues vom Büchertisch

Anwand, Oskar: Ernst Moritz Arndt, ein deutsches Schicksal 705
Arsenjew, Wladimir K.: In den Wildnissen Ostsibiriens 708
Becher, Johannes R.: Hymnen . . . 353
Beck, Walter: Wahres und Erlogenes 354
Berend, Alice: Betrachtungen eines Spießbürgers 592
Bloem, Walter: Mörderin 112
Brües, Otto: Rheinische Sonette . . . 355
Castelle, Friedrich: Heilige Erde . . . 473
Conradi, Herm.: Feuerball rollt . . . 354
Daudistel, Albert: Die lahmen Götter . 589
Franck, Hans: Heimgekehrt 233
Frank, Bruno: Tage des Königs . . 234
Frenssen, Gustav: Briefe aus Amerika 471
— — Lütte Witt 470
Frentz, Hans: Der Sonderling . . . 702
Gagern, Friedrich von: Wundmale . . 590
Gysae, Otto: Abrechnung 591
Harder, Agnes: Seines Herren Sohn . 704
Hempel, Gerhard: Verwehte Blätter . 354
Johst, Hanns: Lieder der Sehnsucht . 353
Kahane, Arthur: Der Schauspieler . . 704
Klein, Tim: Stern und Unstern . . . 473
Kneip, Jacob: Auswahl 355
Lissauer, Ernst: Das Kinderland. . . 355
Löns, Hermann: Drei Bücher aus dem Nachlaß (Gedanken und Gestalten, Für Sippe und Sitten, Mein niedersächsisches Skizzenbuch) 111
Mann, Thomas: Der Zauberberg . . 109
Marti, Hugo: Das Haus am Haff . . 111
Mc Govern, W. M.: Als Kuli nach Lhassa. Eine heimliche Reise nach Tibet 706
Münchhausen, Börries Frhr. von: Drei Idyllen 356
Perkonig, Josef Friedrich: Siebenruh . 703
Ponten, Josef: Der Urwald 234
Reclams neue Erzählungsbücher . . . 235
Reinacher, Eduard: Elsässer Idyllen und Legenden. 355

Seite
Rosner, Karl: Befehl des Kaisers . . 111
Schanderl, Josef: Krone. — Hohe weite Welt 356
Schnitzler, Arthur: Fräulein Else . . 472
Scholz, Wilhelm von: Gesammelte Werke 592
Spann, Paul: Amor repudiatus . . . 354
Steinkopf, Wilhelm: Berglieder . . . 355
Sterneder, Hans: Der Wunderapostel . 232
Stößner, Walther: Ins unerforschte Tibet 707
Thieß, Frank: Angelika ten Swart . . 232
— — Der Leibhaftige. 471
Ulitz, Arnold: Der Lotse. 356
Vetterli, Paul: Wenn der Kranich zieht 235
Warncke, Paul: Dem Tag entgegen . . 356
Zobeltitz, Fedor von: Till Eulenspiegel 236
Zobeltitz, H. C. von: Die Europag . . 112

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck, Tondruck und Tiefdruck

Bachmann, Alfred: Regenwolken (Nordsee). Gemälde. Tondruck . zw. 576 u. 577
Bayerlein, Fritz: Im Park. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 656 u. 657
Becker-Gundahl, Prof. C. J.: Frische Kirschen. Gemälde. Faksimiledruck zw. 456 u. 457
Behn, Prof. Fritz: Boxer. Bildwerk. Tondruck . . . . zw. 280 u. 281
Bergmann, Max: Heide. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 208 u. 209
Bertuch, Walter: Allegretto. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 432 u. 433
Cauer, Prof. Emil: Ballschlägerin. Bildwerk. Tondruck . . . . zw. 544 u. 545
Champion, Theo: Tennisplatz. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 288 u. 289
Dieter, Hans: Über Land und Meer. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 352 u. 353
Dorothea, Herzogin von Sagan. Jugendbildnis. Gemälde. Faksimiledruck zw. 480 u. 481
Dorsch, Prof. Ferdinand: Figurengruppe. Gemälde. Tondruck. . . . zw. 88 u. 89
Eckhardt, Victor: Letzter Sonnenstrahl. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 616 u. 617
Fraaß, Erich: Gewitter im Anzug. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 624 u. 625
Georgi, Prof. Walther: Bildnis. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 504 u. 505
— — Föhn. Gemälde. Faksimiledruck zw. 136 u. 137
Gerndt, Georg: Ernte. Aufnahme. Tondruck . . . . zw. 424 u. 425
Goebel, August-Wilhelm: Die Arbeit. Bildwerk. Tondruck. . . zw. 400 u. 401
Groeber, Prof. Hermann: Aktstudie. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 240 u. 241
Haller, Wilhelm: Mutter und Kind im Garten. Gemälde. Faksimiledruck zw. 200 u. 201
Hansholzmüller: Anfang des Ackerbaues bei den alten Germanen. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 8 u. 9
Heuser, Werner: Frau in Landschaft. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 552 u. 553
Hierl-Deronco, Otto von: Bei Südwind. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 128 u. 129
Hübner, Prof. Ulrich: Segelboot. Pastellstudie. Faksimiledruck . zw. 392 u. 393
Kuhnert, Prof. Wilhelm: Ziehende Kafferbüffel. Gemälde. Tondruck zw. 536 u. 537
Kukan, Geza: In Gefahr. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 608 u. 609
Lamm, Albert: Verfolgung. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 584 u. 585
Lehmann, Herbert: Die Barke. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 600 u. 601
Looschen, Hans: Abendstimmung. Zeichnung. Tondruck . . . . zw. 464 u. 465
Lux, Alexis: Tänzerin. Bildwerk. Tondruck . . . . zw. 664 u. 665
Meister der Darmstädter Passion: Kreuztragung. Gemälde. Faksimiledruck zw. 224 u. 225
Nadler-Gröden, Hans: Angler. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 336 u. 337
Ochterfelt, Jacob: Liebespaar. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . Titelbild
Oppenheimer, Joseph: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 232 u. 233
Otto, Rudolf: Start zum Jagdrennen. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 592 u. 593
Ottolange-Dresden: Fischerboote. Gemälde. Faksimiledruck . . . zw. 40 u. 41
Pellar, Hans: Bildnis der Lady Payn Horwarth. Gemälde. Faksimiledruck zw. 112 u. 113
Rabes, Prof. Dr. Max: Kronprinz Wilhelm. Gemälde. Tondruck zw. 296 u. 297
Reetz, Willy: Prozession. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 568 u. 569
Rumpler, Franz: Johannisnacht. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 376 u. 377
Samberger, Prof. Leo: Nuntius Eugen Pacelli. Gemälde. Tondruck zw. 704 u. 705
Schlageter, Karl: Sonntagmorgen. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 368 u. 369
Schlopsnies, Franziska: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 360 u. 361
Schott, Prof. Walter: Nach dem Bade. Bildwerk. Tondruck. . . zw. 192 u. 193
Schütz, Heinrich: Verhoffender Hirsch. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 248 u. 249
Seger, Prof. Ernst: Akt. Bildwerk. Tondruck . . . . zw. 72 u. 73
Seyppel, Hans: Vom Eise befreit. Gemälde. Faksimiledruck . . . zw. 96 u. 97
Sieck, Rudolf: Gebirgslandschaft. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 712 u. 713
Simon, Erich M.: Ein gelehrter Raucher, das Land Virginien auf dem Globus suchend. Gemälde. Faksimiledruck . . . . zw. 120 u. 121
Stübner, Robert E.: Goldoni. Gemälde. Faksimiledruck . . . zw. 80 u. 81
Ufer, Prof. Johannes: Das neue Kleid. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 304 u. 305
Zeller, Wolfgang: Tanz in der Schwalm. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 472 u. 473

Text-Bilder

Seite

Behn, Fritz: Baumentwurzler. Bronzebildwerk 360
Bischoff, Eduard: Heimkehrende Fischer. Zeichnung 598
Bösken, Lorenz:
Aufbruch. Gemälde. Faksimiledruck 155
Auf der Fährte. Gemälde 150
Aufgehende Sonne. Gemälde. Faksimiledruck 145
Der heilige Sebastian. Entwurf zu einem Mosaikbild. Faksimiledruck 156
Gießerei. Gemälde 146
Im Dschungel. Gemälde. Faksimiledruck 149
Industrielandschaft. Gemälde. Faksimiledruck 154
Industrievorstadt. Gemälde . . . 152
Madonna mit Kind. Gemälde. Faksimiledruck 160
Meervolk. Gemälde 148
Nach dem Kampfe. Gemälde . . . 150
Parklandschaft mit Kahn. Gemälde. Faksimiledruck 153
Pflasterer. Gemälde. Faksimiledruck 157
Schienenwalzstraße. Gemälde . . . 146
Segelschiff. Gemälde. Faksimiledruck 159
Sehnen nach dem Unfaßbaren. Gemälde. Faksimiledruck 158
Sonnengott. Gemälde. 160
Sonniges Land. Gemälde. Faksimiledruck 151
Wildes Jagen. Gemälde. Faksimiledruck 147
Christus am Kreuz. Gemälde eines mittelrheinischen Meisters 223
Döring, Theodor: Scherenschnitt. (1803 bis 1878) 357
Dorn, Ernst:
Alchimistisches Laboratorium. Gemälde. Faksimiledruck 443
Alte Apotheke. Ölgemälde. Faksimiledruck 447
Chemisches Laboratorium des 18. Jahrhunderts, Studiertisch. Ölgemälde. Faksimiledruck 441
Studierecke im alchimistischen Laboratorium. Gemälde. Faksimiledruck 445
Fehr, Julo: Positano. Elf farbige Wiedergaben von Landschaften und Bildnissen. Faksimiledruck 19
Graf, Prof. Oskar: Das Deutsche Museum in München. Zeichnung . . 440
Großmann, Rudolf: Skat. Radierung 113
Hallstein, Willi: Die Familie. Radierung. 437
Hausbuchmeister:
Der Tod und der Jüngling. Kupferstich 220
Die Dornenkrönung. Gemälde . . 219
Die Enthauptung Johannes des Täufers. Gemälde 221
Die Geißelung Christi. Gemälde . . 222
Hegenbarth, Josef: Der Zahnkraftkünstler. Radierung 236

Seite

Hegenbarth, Josef: Im Café. Radierung 237
Heilemann, Ernst:
Ida de Angelis. Gemälde. Faksimiledruck 692
Antikes Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck 696
Francesca Brunovo. Gemälde. Faksimiledruck 690
Florentinerin. Gemälde. Faksimiledruck 694
Frau dal' Ongaro. Gemälde. Faksimiledruck 689
Ottavia. Gemälde. Faksimiledruck . 695
Contessa M. P. Gemälde. Faksimiledruck 693
Venezianerin. Gemälde. Faksimiledruck 691
Herzog, Oswald: Ekstase — Entfliehen — Junger Tag. Bildwerke . . . 117
Hübner, Ulrich:
An der Elbmündung. Gemälde. Faksimiledruck 390
Fährdampfer. Gemälde 388
Im Hafen von Hamburg. Gemälde. Faksimiledruck 391
Potsdamer Havelbrücke. Gemälde. Faksimiledruck 389
Reede von Travemünde. Gemälde. Faksimiledruck 392
Regatta in Travemünde. Gemälde. Faksimiledruck 387
Segelschiffe am Wannsee. Gemälde. Faksimiledruck 385
Wannseestudie 386
Winter im Park von Sanssouci. Zeichnung 388
Kampf, Arthur: „Faust", II. Teil. Radierungen . . . . 358 u. 359
Kienmayer, Prof. Franz: Jerusalem. Siebzehn ein- und mehrfarbige Wiedergaben von Ölgemälden mit Landschaften und Gruppenbildern . . 171
Klausz, Ernst:
Bühnenbild aus „Datterich". Zeichnung 715
Bühnenbild von E. Pirchan aus „Rheinische Rebellen". Zeichnung 714
Erika Burgin im „Silbernen Kaninchen". Zeichnung 716
Die Köchin der Frau Hofkapellmeister in R. Strauß' „Intermezzo". Zeichnung 480
Erste Begegnung der Frau Christine mit dem Baron in R. Strauß' „Intermezzo". Zeichnung 479
Leopoldine Konstantin in „Demimonde". Zeichnung 713
Skat-Quartett aus R. Strauß' „Intermezzo". Zeichnung 477
Szene aus Schrekers Oper „Der ferne Klang". Zeichnung 717
Linde-Walther, Prof. H. E.: Erinnerungen an Kairo. Zeichnungen . . 551
Lipinsky, Prof. Sigmund: Anno Santo. Zehn farbige Bilder von den rö-

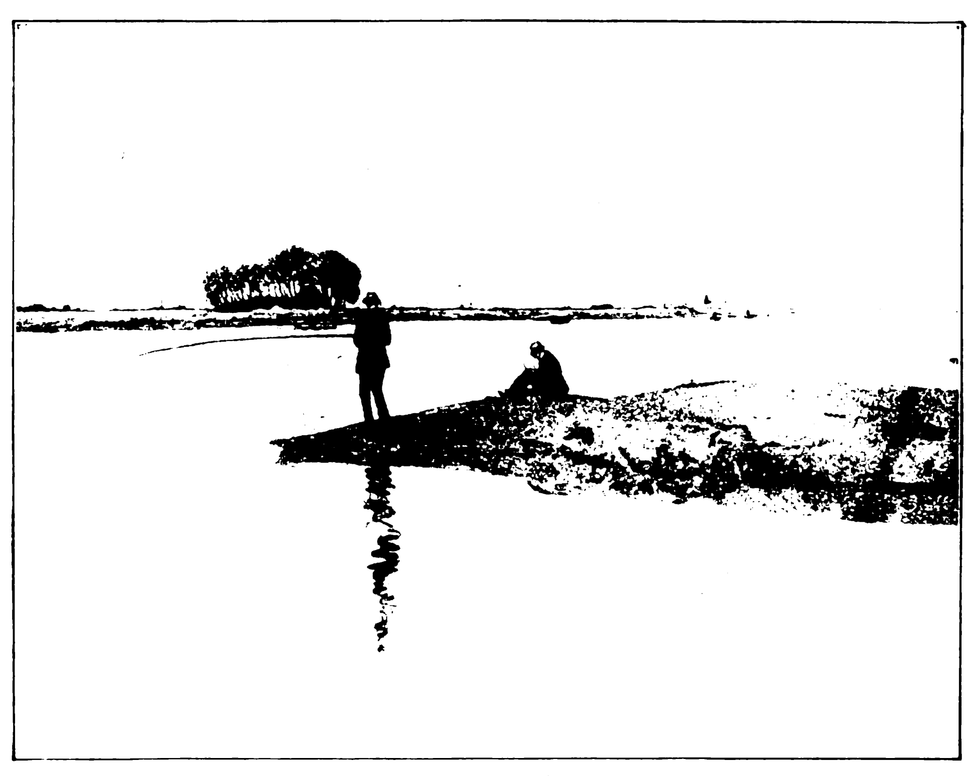
Seite
mischen Feierlichkeiten des heiligen Jahres. Faksimiledruck 417
Meister der Darmstädter Passion: Christus am Kreuz. Gemälde. . . . 217
Metzger, Gerda: Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck 316
Müllensiefen, Anni:
Kolleg bei Geheimrat Bumm. Radierung 595
Operation von Geheimrat Bumm in der Berliner Frauenklinik. Radierung 594
Münzer, Adolf:
Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck . 517
Der Rhein. Deckengemälde 522
Die Monate Juli, August, September. Deckengemälde 526
Die Monate Oktober, November, Dezember. Deckengemälde 524
Die Poesie. Deckengemälde 521
Germania, links und rechts Rhein und Mosel. Deckengemälde . . . 520
Komödie. Wandbild im Foyer des Kleinen Hauses des Stuttgarter Landestheaters 514
Musik. Wandbild im Foyer des Kleinen Hauses des Stuttgarter Landestheaters 514
Othello. Gemälde. Faksimiledruck . 523
Schwäbin. Gemälde. Faksimiledruck 515
Spitzennetze. Vignette für die „Jugend". Faksimiledruck 516
Supraporte. Gemälde. Faksimiledruck 518
Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck 513, 528
Tanz. Wandbild im Foyer des Kleinen Hauses des Stuttgarter Landestheaters 516
Venezianische Nacht. Gemälde. Faksimiledruck 527
Wabernde Lohe. Gemälde. Faksimiledruck 525
Wandbild. Gemälde. Faksimiledruck 519
Pirchan, E.: Bühnenbild aus Schrekers Oper „Der ferne Klang" 718
Schliepstein, Gerhard: Phantasie. Porzellangruppe 593
Schmidt, Erna: Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck 317
Somow, Constantin:
Bildnis. Skizze auf Seide. Faksimiledruck 258
Der Brief. Gemälde 265
Der Kuß. Zeichnung 262
Der Regenbogen. Gemälde. . . . 262
Der Spaziergang. Gemälde. Faksimiledruck. 263, 271
Die Jungvermählten. Gemälde . . 264
Die Maske. Porzellan 264
Die Schläferin. Gemälde. Faksimiledruck 270
Frühling. Gemälde. Faksimiledruck 272
Illustration zu einem „Buch der Marquise". Faksimiledruck 266
Im Walde. Gemälde. Faksimiledruck 267
Kostümentwurf. Aquarell. Faksimiledruck. 257
Kostümfest. Gemälde. Faksimiledruck 260
Somow, Constantin:
Theater mit Feuerwerk. Gemälde . 261
Venezianischer Karneval. Gemälde. Faksimiledruck 259
Venezianisches Fest. Gemälde . . . 268
Winterspaziergang. Gemälde . . . 269
Somow und Frau Michajlowa: Handarbeit aus Seide 261
Spiro, E.:
Das G'spusi des Barons in R. Strauß' „Intermezzo". Zeichnung. . . . 478
Genia Guszalewicz als Kammerzofe in R. Strauß' „Intermezzo". Zeichnung 476
Maria Hussa als Frau Christine in R. Strauß' „Intermezzo". Zeichnung 475
Theodor Scheidl als Hofkapellmeister Storch in R. Strauß' „Intermezzo". Zeichnung 474
Steppes, Edmund:
Auf Regen folgt Sonnenschein. Gemälde. Faksimiledruck 58
Bächlein im Jura. Gemälde . . . 60
Blick ins Inntal. Gemälde. . . . 56
Des Künstlers Töchterlein. Gemälde. Faksimiledruck 55
Dolomiten. Gemälde 57
Elsässische Landschaft. Gemälde . . 54
Erika im Rosenhag. Gemälde. Faksimiledruck 61
Glockenblumen. Gemälde. Faksimiledruck 51
Herbstliche Stille. Gemälde. Faksimiledruck 59
Hochwaldwildnis. Gemälde. Faksimiledruck 64
Hügellandschaft mit krummen Bäumen. Gemälde. 50
Junge Liebe. Gemälde. Faksimiledruck 63
Lämmerhüpfen. Gemälde. Faksimiledruck 49
Märchenhafte Hochwaldwildnis. Gemälde 58
Morgen. Gemälde 62
Stute und Füllen. Gemälde. Faksimiledruck 62
Träumerei. Gemälde 52
Wiesen und Wolken. Gemälde . . 53
Ziegen am Baßlerjoch. Gemälde. . 52
Stichling, Friedrich: Teich. Radierung 403
Storch, Prof. Karl: Steingarten in Königsberg in Ostpreußen. Gemälde. Faksimiledruck 313
Thompson, J. H.: Charlotte Bronté. Gemälde 107
Velazquez: Der Lautenspieler. Gemälde. Faksimiledruck 485
Velde, Adriaen van de:
Aufbruch zur Jagd. Ausschnitt aus einem Gemälde 646
Der Künstler und seine Familie auf dem Lande. Gemälde. Faksimiledruck 641
Die Fähre. Gemälde. Faksimiledruck 640
Die Farm. Gemälde. Faksimiledruck 644

Seite
Velde, Adriaen van de:
Eisbelustigungen auf dem Stadtgraben. Gemälde. Faksimiledruck . . 637
Flache Flußlandschaft. Gemälde. Faksimiledruck 639
Hirschjagd. Gemälde 642
Landschaft. Farbige Zeichnung. Faksimiledruck 646
Zeichnung 638
Velde, Esaias van de:
Gesellschaft auf der Terrasse. Gemälde. Faksimiledruck 647
Landschaft. Zeichnung 638
Velde, Jan van de, d. J.: Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck 645
Velde, Willem van de, d. A.: Schiff. Zeichnung 634
Velde, Willem van de, d. J.:
Der Salutschuß. Gemälde. Faksimiledruck 633
Leichte Brise. Gemälde. Faksimiledruck 648
Seestück. Gemälde. Faksimiledruck . 636
Starke Brise. Gemälde. Faksimiledruck 635
Zeichnung 634
Velde, Willem und Adriaen van de: Strandbild. Gemälde. Faksimiledruck 643
Wetzel-Schubert, Marei: Großstadttypen. Zeichnungen 239, 240

Seite
Windbrettbilder vom Knochenhaueramtshaus zu Hildesheim 114
Wolf, F.: Geh. Hofrat Johann Andreas Kelchner. Gemälde 135

Kunst, Kunstgewerbe und anderes

Berthold, Karl: Goldschmiedearbeiten . 598
Büning, Frau: Teile eines Teeservice (Handmalerei in Rot, Gelb und Blau) 360
Honold, Georg: Diele in einem Dresdener Privathause 594
Peche, Dagobert: Ausstellungsecke — Dosen — Fruchtschale — Graviertes Glas 116
Phantasiekostüme. 118, 119
Reinhardt-Theater, Das neue, in Berlin „Die Komödie“ 238
Schade, W. E.: Moderne Uhr mit keramischem Gehäuse 238
Schott, Prof. Walter: Medaille auf Prof. Dr. Ernst Bumm 239
Stilkleider 596
Sutkowsky: Moderne Uhr in vergoldeter Holzschnitzerei 237
Warmbrunn (Schlesien): Arbeiten aus der Holzschnitzschule (Leitung Prof. Friedrich Hüllweck) 719
Yamy Vanah, indische Tänzerin . . . 599
Ziegler, Klara, Schauspielerin 120



„Niederrhein.“ Radierung von Wilhelm Herberholz



Liebespaar. Gemälde von Jacob Ochterfelt
(Aus der Kunstausstellung Karl Haberstock, Berlin W.)



Das wahre Gesicht

Preisgekrönte Novelle von Friede H. Kraze

Prinzeßchen stand am See. Auf dem Steg, der zwischen Röhricht und gelben Mummeln ein Stück ins Wasser hineinführte, stand das Prinzeßchen so steif und silbern, als sei in mailichem Übermut eine der silbernen Lämmerwolken vom Himmel gefallen und vor Schrecken darüber versteint.

Kerzengerade, eine dunkle Flamme in den blauen Augen, hielt sich die kleine Prinzeß in ihrer engen Schnebbentaille, deren Art, samt Reifrock und Paniers — man mag es getrost zugeben — draußen in der Welt schon eine rechte Weile aus der Mode waren. Prinzeß Sibylle trug nämlich ihrer lieben hochseligen Frau Mutter Hochzeitskleid.

Wer sie so stehen sah in ihrer brokatnen Pracht, mochte sich wohl staunend die Augen reiben. Hatte er geträumt, daß den petits bals champêtres von Trianon ein so jähes und grausiges Ende bereitet wurde? War es nur ein Traum, daß der blutrote französische Himmel wieder verblaßte? — Daß jenes Hasenjagen auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstedt durch eines Volkes Einkehr und Gottes Gnade längst wettgemacht worden? — Und daß ein Hemd auf dem Leibe und ein zweites darüber vollauf genügten, ein Frauenzimmer angenehm auszudrücken notabene, wenn die Natur bei besagtem Frauenzimmer sich ein wenig Mühe gegeben? —

Nun, was das Prinzeßchen anlangt, so hatte sich die Natur bei ihm in keiner Weise versäumt. Und wenn es an andern Tagen sein lavendelblaues oder pfirsichblütnes Hemdchen über dem weißen darunter trug, so waren Ausdruck wie Eindruck gleichermaßen zufriedenstellend. Auch hatten Seine Durchlaucht, der Herr Vater, eine Mode, die ebenso unbefangen sich gab wie ökonomisch, durchaus in seine Gunst genommen. Denn es war nicht immer bequem, der pflichtbewußte Nachfolger eines Landesherrn zu sein, dem nur wenig Zeit zum Regieren blieb, weil das Leben — das Leben nun einmal so schön und so kurz ist. Gar zu viele Säulengänge waren nötig gewesen, Labyrinthe und Wasserkünste, Reitställe, geheimnisvolle Schlößchen, seidne Tapeten und vergoldete Meubles. Gar zuviel hatten die Herren Hofmarschälle gekostet, die Herren Hofjäger-, Hofstall-, Zeremonien- und anderen Meister. Die Hofdamen, Hofballettdamen und Hofpastetenbäcker. Dazu die vielerlei Aphroditen aus Marmor, aus Bronze, gemalt und gewebt, — die Aphroditen aus Fleisch und Bein — helle und dunkle, zarte und üppige, aber alle einmütig in der Unbeschränktheit ihrer Wünsche — schon gar nicht gerechnet. — Wenn für derlei Lebensbedürfnisse seines Herrn ein kleines Fürstentum die Gelder aufzubringen hat, so mochten noch so viel brave Landeskinder, in fremde Armeen eingestellt, ein gutes Stück Silber bringen und der, wie bereits erwähnt, pflichtbewußte Nachfahr eines so breitlebigen, sorglosen Herrn Vaters stand doch vor mehr als einer unruhigen Nacht.

Was, wo und wie sollte zuerst gebessert werden? Die Schulden, und daß die fürstlichen Kredite nichts mehr galten, war der drückendste Ehrenpunkt. Aber der Weg die Berge hinunter, wo jedes Jahr ein paar Pferde und ebensoviele Holzknechte das Genick brachen, war auch eine Schande. Es gab Häuser, wo es den fürstlichen Beamten in die Suppe regnete, und wenn man die Wäl-

der an den Hängen, die verantwortungslos seit Jahrzehnten geschlagen wurden, nicht bald aufforsten ließ, so mochten die Täläcker in kurzer Zeit eine völlige Sage geworden sein von dem abschwemmenden Geröll. Brücken waren auszubessern, ein Spital erschien als höchste Notwendigkeit, die Porzellanöfen in den fürstlichen Manufakturen waren veraltet. Auch auf dem Gebiete der Landwirtschaft hätten die Erfindungen der Neuzeit genutzt werden sollen. Wie es stand, waren selbst die vorhandenen, einfachen Hilfsmittel kaum noch gebrauchsfähig. Es konnte sehr wohl geschehen, daß der alte Hofgärtner, den sonnverbrannten Filz peinvoll zwischen den Händen drehend, wie der Koloß von Rhodos sich aufstellen mußte, während, durch solche Maßnahme nicht vollkommen gedeckt, seine zwei Gehilfen eine bedeutungsvolle Tonne an dem Prinzeßchen, die mit Fräulein Adelaide auf der Terrasse Filet nähte, vorüberkarrten. Trotz aller schwitzenden Angst mußten aber gerade vor der Terrasse die Hinterräder des Kärrleins sich lockern, so daß besagte Tonne mit einem untertänigen Kompliment mitten auf dem Wege sich niederließ, und Fräulein Adelaide, das Mouchoir vor dem Gesicht, mit beschwörend erhobener Rechten über solch unerwarteten Prospekt, das Feld räumte. Während die Prinzeß mit hohem Näschen und spitzwinkligen Brauen, zuletzt laut lachend die Marmorstufen hinunterspringen mußte, um den unglücklichen Koloß von Rhodos vor einer Apoplexie zu bewahren.

Es war klar, daß mit so vielen Érfordernissen und dem festen Willen, ein verwirtschaftetes Land wieder in die Höhe zu bringen, Fürst Lucian nicht viel übrig behielt, weder für die Garderobe seiner Tochter, noch für Bildungsreisen seines Sohnes mit Hofmeister und kostspieligem Train. Vielmehr stand der Erbprinz, den Traditionen des Hauses getreu, vorläufig bei einem Kavallerieregiment — nicht dem allerkostspieligsten — in der Hauptstadt des Reiches. Aber mit kommendem Herbst sollte er heimkehren und unter Leitung seines Herrn Vaters sich auf das künftige Herrscheramt vorbereiten. Prinzeß Sibylle hingegen, deren Geburt die Fürstin mit ihrem jungen und, wie sie meinte, nicht gerade beneidenswerten Leben erkaufte — das Prinzeßchen mußte so verheiratet werden, daß nicht nur Trousseau und Mitgift fortfallen konnten — sondern zugleich der Herr Gemahl in der Lage wäre, dem Kredit des durchlauchtigen Herrn Schwiegervaters wieder einiges Ansehen zu verschaffen. Ja, dies war allerdings Pflicht und Schuldigkeit des Prinzeßchens.

Einmal hatte sich schon durch Gottes gnädigen Ratschluß die politique einer geeigneten Heirat aufs passendste gefügt. Nur, daß gleich nach der Verlobung — wie allerdings nicht bezweifelt werden durfte, ebenfalls durch Gottes gnädigen Ratschluß — der Herr Bräutigam, Graf Kunibert, Erlaucht, auf einer Parforcejagd sich zuschanden geritten. Aber nun — da zum zweitenmal ein unverhofftes Glückspförtlein aufsprang mit — dem armen Othmar — dem jüngeren Bruder des Kunibert . . . Es mochte allerdings ein gewisses Opfer für das Prinzeßchen mit dieser Heirat verbunden sein — aber eine Weigerung kam doch wohl nicht in Betracht, denn opfern mußten schließlich alle, Fürsten und Untertanen. —

Wie gesagt — das Prinzeßchen stand am See. Noch immer zuckten die feinen Nasenflügel, die Augenflamme dunkelte tiefer, die Mundwinkel stellten sich immer schräger und hochmütiger zusammen, und das Gesicht glich auf ein Haar dem Bilde der Ahnfrau, die vor etlich hundert Jahren ihrem Herrn Gemahl ein böses Tränklein gebraut hatte und die seither weiß und seufzend in den Galerien und Sälen des Schlosses lustwandelte, durch alle Türen hindurch, ohne eine einzige vorher öffnen zu müssen. Aber Prinzeß Sibylle dachte nicht an die Ahnfrau. Sie dachte daran, daß sie grad heut vor einem Jahr schon einmal hier an derselben Stelle am See gestanden. Ebenso wie heut war sie fortgerannt aus dem Schloß, die Marmorstufen mit dem goldnen Bechermoos zwischen den Ritzen herunter, und an der Venus in ihrem Tempel vorüber. Und heut wie damals hatte die heitre Göttin ein kleines impertinentes Lächeln um den verlockend geschwungenen Mund: ‚Quelle folie!‘ dachte die Aphrodite. ‚So zu rennen vor einer amour!‘

Prinzeß Sibylle mußte plötzlich hell lachen. Siebzehn Jahre! Und der zweite Bräutigam in Sicht! — Aber gleich danach veränderte sich ihr Ausdruck wieder: Zum Lachen war das alles wirklich zu traurig.

Mit dem seligen Kunibert — die kleine Prinzeß schauderte plötzlich zusammen, als habe etwas Kaltes, Schlüpfriges, etwa ein Frosch — ihre zarte, warme Nackenhaut berührt — aber gleich richtete sie sich wieder hoch in ihrem Fischbein — also, mit dem seligen Kunibert hatte sie sich zuletzt abfinden lernen. — Nicht etwa weil er stark war und für schön galt! — Prinzeß Sibylle schüttelte heftig den Kopf. Aber gleich danach errötete sie bis tief in den Taillenausschnitt. Irgendein andrer Gedanke, der nicht Kunibert hieß, mußte sie verwirren. Ihre Augen schimmerten wie von einer Erinnerung, die süß und

schmerzlich zugleich war, und das hochgereckte Hälschen bekam eine sehr rührende Wendung zur Seite.

Grade in diesem Augenblick geschah es, daß sich die Zweige der Erlen und der Faulbaumbüsche gegenüber dem Wasser ein wenig voneinander bogen. Und dies war durchaus kein Mittagsspuk, wie man hätte annehmen können. Sondern es gab seit gestern den Maler Dominikus Läubele im Schloß, der mit seiner gewaltigen Größe, dem Bart und den guten mächtigen Augen so merkwürdig an den lieben Gott erinnerte auf den Fresken des Michelangelo, als er, von Engeln getragen, die Erde erschafft, und um deswillen das Prinzeßchen zu so früher Morgenstunde im drap d'argent der hochseligen Frau maman und mit dero kostbarem Smaragdschmuck umherwandeln mußte. Weil der Herr Läubele, im Auftrag des neuen Verlobten, Graf Othmar, Erlaucht, von der Prinzeß Sibylle das Porträt sollte nehmen.

Gestern abend, als der Herr Läubele anlangte, war das Prinzeßchen, von einer heftigen Migräne befallen, unsichtbar geblieben. Und jetzt, da der Maler, der ersten Sitzung gewärtig, noch ein wenig im Park lustwandelte, hätte er über solch unverhofftem Anblick jenseits des Sees beinah einen Juchzer getan, wie er ihn in seinen Kindheitstagen wohl geübt hatte. Daß er im letzten Augenblick sich dessen enthielt, geschah aber nicht, weil er seither ein berühmter Mann geworden — denn in der frommen Lauterkeit seines Herzens, die alles von Gott nahm und in der strengen und atemlosen Ausübung seiner Kunst, war er von seinem Ruhme gar nichts gewahr geworden — bloß weil der Läubele als Gast auf fremdem Terrain herumvagierte, und von Rechts wegen als Lauscher — wenngleich allein mit den Augen — konnte aufgefaßt werden, — darum mußte der vollkommenste Juchzer, den der fürstliche Park jemals erfahren hätte, ein ungeborener bleiben.

Aber eine unbändige Freude hatte der Läubele, daß er sich vor eine Aufgabe gestellt sah, die ihn anpackte, wie ihn noch nicht gar viel angepackt hatte. Und außerdem, weil er dem Grafen Othmar, der das Porträt bestellt hatte, in treuer Freundschaft ergeben war.

Der Läubele war dem Grafen vor etlichen Jahren in Rom begegnet. Da dieser als zweiter Sohn für den übrigens sehr ausgedehnten Besitz nicht in Betracht kam, so durfte er, einer innerlichen Neigung entsprechend, viel in dem Lande weilen, dem seit Jahrhunderten die Kunst in einer so heitern und vollkommenen Weise gedient hatte. Seiner Seele, die, wie dem Läubele schien, von etwas anderm tiefer bedrückt wurde als von dem Unglück mit dem schleppenden Bein und den ungleichen Schultern, kam die sonnige Unbefangenheit dieses Landes zu Hilfe, und überdies mußte er hier nicht zu jeder Stunde Graf Othmar, Erlaucht sein, von jedem gekannt, von jedem beobachtet und von jedem bemitleidet wie daheim. Sondern frei und natürlich, Mensch zu Mensch durfte er sich geben und entfalten, wie es der besonderen Richtung seiner Gaben und der Feinheit seines Wesens entsprach. ‚Der Tausend!' dachte der Läubele, und das große herzliche Gesicht unter der Malermähne wurde um noch einen Schein herzlicher. ‚Der Tausend!' — Und wie er, ganz benommen vom Rausch künstlerischer Empfängnis, das Bild über dem See anstarrte und in sich aufnahm alles; Farbe, Form, Duft und — die Seele, vor allem die süße Seele — erblickte er nicht plötzlich ein anderes Gesicht neben dem des Prinzeßchens? — Weiß Gott — der Läubele, der ein ganz diesseitiger Mensch war, auf starken, festen Füßen — und nur soweit Rapport mit den geheimnisvollen und unbegreiflichen Dingen hatte, wie es — nun, wie es sich eben für einen rechtschaffnen Künstler gehört — dieser tüchtige Läubele, wie er hier stand, und wie das Prinzeßchen da drüben stand — ganz deutlich erblickte er neben dem Gesicht des Prinzeßchen plötzlich das Gesicht des verstorbenen Grafen Kunibert,

Er hatte es oft genug gesehen bei seinen Besuchen auf Schloß Klinke beim Grafen Othmar, dieses kraftstrotzende und dabei leere Gesicht mit den runden, breit auseinandergestellten, gutmütigen Augen, die ein bestimmter Blick plötzlich so seltsam brutal machen konnte. — Und wie der Läubele noch hinstarrte, stand plötzlich auf der anderen Seite vom Prinzeßchen noch ein zweites Gesicht, das der Maler noch besser kannte. Das war feinknochig und schmal und von bleicher Farbe, wie bei Menschen von zarter Konstitution und deren Innenleben sehr stark ist. Und alles in diesem Gesicht war wie überschattet, auch die Augen, als müsse ein wehmütiges Geheimnis zugedeckt werden.

Zwischen den Gesichtern der beiden Brüder und Bräutigame aber stand noch immer das von der Braut, mit der süßen, sehnsüchtigen Seele im Blick.

Dem Läubele brach der Angstschweiß aus allen Poren. Heiliger Lukas! — und welcher von denen beiden nun wäre der eigentliche? — Aber wie er noch immer hinstarrt, abwechselnderweis nach rechts und nach links und zuletzt wieder in die Mitte — eine Stimme hört er obendrein. Völlig deutlich;

„Den Kunibert sollt' das Prinzeßchen im Sinn haben, wenn's jetzt grad so ausschaut? Und grad das Prinzeßchen!" sagte die Stimme zum Läubele. „Den Grafen Kunibert, der die hochnobeln Passionen gehabt hat — und spielen und wetten und amouren und Leute kujonieren und Vieh, und zuletzt hat sich zuschanden geritten!"

Da fuhr der Läubele zusammen, mächtig wie er war, von einer jähen und herzbeweglichen Erkenntnis: War hier auch der Knoten zu dem Geheimnis, unter dem sein Freund, der Graf Othmar, wie unter einem Schatten ging? —

Er lauschte noch einen Augenblick, ob etwa die kluge Stimme weiter wüßte. Aber es geschah nichts dergleichen. Jetzt konnte der Läubele selber probieren, wie er den Knoten auseinander fitzte. —

‚Ja,' dachte der Maler, ‚für die Diplomatie bin ich halt nicht geschaffen, und selbiges wird der Himmel schon nicht verlangen von mir.' Aber: schau Läubele — halt, jetzt heißt's aufgepaßt!

Und wenn jemand aufpassen mußte, nach höherem Gesetz, so mußten Faulbaum- und Eschenzweige noch weiter in ihrer Zwangslage verbleiben, bis es sich zu besonderer Genugtuung des Herrn Läubele erwies, daß ein Prinzeßchen auch noch ein anderes Gesicht könnt' zeigen. Ein ganz anderes! Nämlich wie vor etlichen Minuten eines! —

‚Ob es sich wohl wieder würde begeben wie voriges Jahr' — mußte das Prinzeßchen nämlich schamvoll und zornig denken. — Als der andre Bräutigam mit der maman auf Besuch kam. Ob der Herr Papa wieder würde die Kutscher und Gärtnergehilfen in die alten, goldstrotzenden und zermotteten Lakaienlivreen stecken heißen, daß der ganze Saal nach Stall roch, und alle servierten von der verkehrten Seite?! Bis auf den einzigen, der von der richtigen Seite kam, wie immer, den alten Joseph, und der mit den verkehrten zusammenprallte und das Kompott — Äpfel à la Jeannette mit Mandelfüllung — direkt auf der Frau Gräfin erlauchter Schulter anrichtete, die sanft und ausgedehnt die Tunke und die Mandeln in noch sanftere und ausgedehntere Gegenden hinableitete. — Ein übermütiges Lachen, das der Herr Läubele zum Glück auch noch verzeichnen konnte, glättete dem Prinzeßchen den ausnehmend kühl und streng zusammengestellten Mund. Aber gleich danach quoll die Schamröte doch wieder in die Wangen; denn der Stadtpfeifer war noch zu bedenken, der mit fliegenden Rockschößen, seine drei Musikgesellen hinter ihm drein, den Schloßberg hinaufgekeucht war, um während des Festmahles lauter sonnevergoldete klingende Staubwolken von der Estrade herunterzuschmettern, und wie die Demoiselle Elvira — von der Frau Hofkanzleirätin die Schwester, die so schön sang, — heraufgemußt hatte, daß außer der alten Möllhoven, dieser getreuen und geliebten Adelaide, die alles für das Prinzeßchen war — Oberhofmeisterin, dame d'honneur, Lehrerin und vor allem Mutter — ja Mutter — daß außer ihr doch noch jemand da war, der sozusagen eine Hofdame könnte markieren.

Das Prinzeßchen erglühte noch dunkler, und die kleinen Hände ballten sich in den starren silbernen Falten: Wenn dieses alles heut wieder ihr auferlegt würde — wie vor einem Jahr! — War sie denn ein Sack Korn? Man lebte hier doch wohl noch nicht direkt in Kaukasien, wo eine Frau — der Onkel Hilarius hatte das erzählt — nicht ganz halb so viel kostete wie eine Kuh. Voriges Jahr der eine Bräutigam, und dies Jahr der andere. Und kein Mensch fragte sie, ob sie diesen wollt' oder jenen oder keinen von beiden. Und alles schriftlich perfekt gemacht.

Der Kunibert — ein leichter Schauder ging wieder dem Prinzeßchen über den Nacken, — ja, was half das alles? Mit dem hatte sie sich abgefunden, wie man sich mit Wassers- und Feuersnot abfinden muß, ob man will oder nicht. Von ihrem siebenten Jahr an wußte sie es nicht anders, als daß sie den Kunibert sollte heiraten, wenn er mündig war. Der Herr Papa hatte das so bestimmt. Es war wegen der politique und wegen sonst noch etwas. Die gute Möllhoven hatte es gesagt, mit Tränen in den Augen. Sie hatten als Kinder ein paarmal zusammen gespielt, sie, der Kunibert, ihr Bruder Lucian und — der arme Othmar. Und daß jetzt er — der Othmar grade — ihr könnt' auch so einen Schimpf wollen antun . . .

Jetzt sah die kleine Sibylle aus, als ob sie vor allen anderen Dingen einen Schoß benötigte, in den sie den schmalen, schimmernden Kopf eingraben könnte: Hochmut, Zorn, Herzeleid und alles. —

„Goldkind! Chérie!" Das Prinzeßchen konnte grade noch zwei dicke Tränentropfen von den heißen Wangen abfegen, mit dem Handrücken — denn das Mouchoir — Gott weiß, wo diese Fetzlein auch immer hingerieten! Und schon stand die Baronin Möllhoven neben ihr auf dem Steg. Die ganze Innigkeit ihrer verblaßten Augen unter der ein wenig fadenscheinigen aber sehr kunstvoll errichteten Coiffure umfing das Prinzeßchen wie ein warmer Mantel. „Ich dachte es mir schon, Chérie. Natürlich dachte

ich es mir," sagte die alte, gute, geliebte Adelaide und legte den Arm und die Hand im Filethandschuh dem Prinzeßchen um den Hals. „Das Kind wird an die See gelaufen sein, dachte ich. Um sich zu besinnen. Grade so machte es die hochselige maman. Wenn sie etwas agacierte, lief sie an den See, stieg in den goldenen Kahn und besann sich ein wenig."

Prinzessin Sibylle betrachtete den Kahn, dessen einstige Pracht aus der Wirklichkeit längst in die Legende hinübergeglitten war. „A — ga — cie — ren?" sagte sie.

„Ach," bat das Hoffräulein — die einzige, letzte und sehr morsche Säule eines kostbaren Hofparkes, und in die blasse Innigkeit ihrer Augen trat etwas wie ein zitternder Schein — „Herzenskind," sagte die Möllhoven — „ich weiß ja doch, daß es tiefer geht. Chérie, ich sollte dich doch wohl kennen. Nur — man macht die Dinge ein wenig leichter, wenn man die leichteren Worte dafür wählt. Glaub' es mir doch. Und vielleicht müssen wir darum so vieles französisch sagen, weil es uns auf deutsch das Herz zerbräche. Und denk' nur, Liebling, in welcher bescheidenen Kalesche er eben vorgefahren ist, der arme — der Herr Bräutigam, Graf Othmar, — ohne allen Train, ein einziger Bedienter, und Herzchen — sein lahmes Bein." — Aber weiter kam sie nicht, die alte getreue Seele. Denn ein Paar weiche Arme zerdrückten ihr den Atem, und ein warmer junger Mund bemächtigte sich des alterskühlen, verklärten Runzelgesichts. „Ja, wenn ich dich nicht gehabt hätte!" sagte das Prinzeßchen. „Wenn du nicht in der Welt wärst!" Dann richtete es sich hoch auf in seiner silbernen Pracht, nahm sanft den Arm der Getreuen, und machte so kurz kehrt mit ihr, daß der Steg schwankte.

Also, besonnen hatte sie sich jetzt, die Prinzessin Sibylle. Auch außerhalb des Kahns, und seine Vergoldung spielte dabei keine Rolle. Man würde ja wohl erfahren, weshalb Erlaucht, der Herr Bräutigam, geruhten, einen so plötzlich zu überraschen, während er doch eigentlich zwischen Florenz und Venedig zu vermuten war!

Gestern abend vor dem Maler hatte man eine Migräne bekommen können. Heut vor dem Bräutigam selber lief man davon. Aber — wie weit man auch rannte . . . Und als das Prinzeßchen merkte, wie ihm die Lippen vor Empörung zitterten, mußte es sich stracks und auf der Stelle besinnen, denn der See lag schon viel zu weit dahinten, und der dünne Arm der getreuen Möllhoven hielt sehr innig fest. Und so, ganz zusammengerafft, kostbar kühl und hoheitsvoll schritt das Prinzeßchen den Marmorstufen entgegen. Daß den linken Trakt entlang die Mamsell grad wieder einmal die Wäsche aufgehängt hatte, bis hinunter zum Pavillon, war eine kleine Genugtuung. Auch daß die Glucke den Platz vor dem Venustempel als Kinderstube passend erachtete. Aber die tiefste Befriedigung gewährte dem Prinzeßchen der Anblick der väterlichen Pantalons, die, in der Eile nicht gewechselt, an bestimmten und besonders ausgesetzten Stellen einen Glanz verbreiteten, wie Vollmond bei Frost.

„Mag er nur schau'n, wie's bei uns hergeht!" zürnte das Prinzeßchen hochmütig. Aber im nächsten Augenblick vergaß es vor lauter Staunen Hochmut und Zorn. Denn oben auf der Terrasse, neben dem Herrn Papa, stand jemand mit mächtiger Mähne und mächtigen Augen, und auch sonst akkurat wie der liebe Gott, als er von Engeln getragen die Erde aus einem Ei schafft, und wie er über dem schmalen Bett vom Prinzeßchen hing, solange es denken konnte.

Nun, der liebe Gott — sonst ganz einfach der Herr Dominikus Läubele, verneigte sich sehr tief, und ein schlanker, junger Mann in schlichtem Tabaksbraun stieg leicht befangen und etwas mühsam am Stock die Marmorstufen herunter. Die kleine Prinzeß hob das allerliebste Näschen so hoch in die Luft, daß es bei dem steifen Kompliment in den ungewohnten Reifen beinah hätte ein Unglück gegeben. Und wie sie so peinlich verschwiegen innerhalb ihrer silbernen Glocke balancierte, bemerkte sie gar nicht, was für eine sanfte Güte und schwermütige Scheu in den dunklen Augen des Herrn Bräutigams geschrieben stand. Nur als sie sich wieder in Sicherheit befand mit dem perfiden Fischbein, konnte sie grade den Unterschied gewahr werden zwischen ihrem runden, sonnverbrannten Patschchen mit dem Riß von den Brombeerbüschen, über das der — arme Othmar sich ganz tief niederbeugte, und seiner eignen, schmalen, durchseelten Hand.

Diese Hand schien den Blick nicht los zu lassen. Man konnte vergessen, zu wem diese Hand gehörte. Man dachte nur: wie fein sie ist, die Hand! Sie ist ganz leise. Sie würde niemals zupacken, aber führen, sehr sanft und fest . . . Und wie es aussieht, als ob irgendein Erinnern das Prinzeßchen übergleiten möchte wie sanfter Rosenschein, und ehe der Graf Othmar sich noch völlig hat aufgerichtet von der kleinen Hand — da — in lauter Triller und Rouladen zerflattern Erinnerung und Rosen.

‚Aha,' — dachte das Prinzeßchen — ‚die Demoiselle Elvira wenigstens haben's an-

geschafft. Und zu Gehör bringen alsbald tut sie sich auch, kokette Person, die!'

Kein einziges Mal dachte das Prinzeßchen, daß die Demoiselle Elvira ihm sonst recht scharmant vorgekommen. Aber wie es das Näschen unter den flammenden Augen gar nicht mehr höher heben konnte, — grade da hatte der arme Othmar die kleine sonnverbrannte, zerrissene Hand zurückgegeben und seine Braut angeschaut. —

Die leise und höfliche Frage des Herrn Bräutigams nach dero Wohlbefinden beantwortete das Prinzeßchen mit einem sehr kurzen: „Dieu merci," — und daß sie in ihrem Befinden noch niemals eine Unregelmäßigkeit verspürt habe. — Aber kaum, daß das Wort gesagt war, fiel ihr Blick auf die zwei ungleichen Schultern vor ihr, die sich dabei noch schmaler zusammengerückt hatten, und etwas inwendig tat ihr weh. Aber dann lachte sie doch wieder, wie schrecklich das wäre, wenn jemand könnt' denken — ihr, der Prinzeß Sibylle, wär' alles recht, der Bräutigam oder jener, bloß daß sie eine gute Partie tät machen, à tout prix. — Und wie sie so ratlos mit dem hohen Näschen herumirrte, trafen ihre Augen plötzlich den Herrn Dominik Läubele, und der schaute sie durch und durch.

Ja, jetzt konnte man doch wieder meinen, daß das Prinzeßchen vor allem den bewußten Schoß brauchte. Aber weil, selbst wenn diese Ausflucht vorhanden gewesen, jetzt doch kein Gebrauch davon hätte gemacht werden können, — so seufzte sie leicht, die Prinzeß Sibylle, errötete, streckte das zerrissene Patschchen aus — und sehr hold und statiös stieg sie am Arme des Herrn Bräutigams die Marmorstufen hinauf.

Dem Herrn Vater, Durchlaucht, war es nicht unangenehm, daß er die Pantalons nicht hatte wechseln können. Die Erinnerung an voriges Jahr jückte ihn und die vorgetäuschte Pracht. Als ob gewisse kleine Fatalitäten in Betracht kämen bei famille und Stammbaum wie die fürstlichen! — Und so, sanft glänzend an besonders ausgesetzten Stellen — erhaben und angenehm gerührt, empfing er das Brautpaar auf der obersten, völlig zerborstenen Marmorstufe und legte ihre Hände ineinander.

Die gute Möllhoven gebrauchte das Mouchoir, weil ihr so sterbensbang und zugleich inbrünstig hoffnungsvoll zumut wurde. Und der liebe Gott, als wie der Dominik Läubele, betrachtete die zwei Brautleute, als seien sie wirklich das erste Menschenpaar der Erde und das Paradies ihnen ganz gesichert. Bloß, daß sie vorläufig noch nicht wußten, wo es tät liegen, das Paradies. —

Nachher bei Tafel servierten nur zwei Lakaien, wie es sonst hier Brauch war bei einem Gast. Und um nichts zu wiederholen, so gab es anstatt mit dem Kompott diesmal eine andre Überraschung, indem die Demoiselle Elvira, als sie des Herrn Dominikus Läubele ansichtig wurde, tief erblaßte und dann errötete und in ihrem orangenen Popeline nach der letzten Mode und dem hohen beinernen Kamm in den Haaren eigentlich superbe aussah.

Das Prinzeßchen mußte sie immerfort anschauen. ‚Sie macht Augen wie Chineser Laternen,' dachte es. ‚Und sie schmeißt damit gründlich. Ob der Othmar soll Feuer fangen?' Und dann erachtete das Prinzeßchen den Zeitpunkt für günstig, den Herrn Bräutigam flammenden Auges und mit sehr kühler Stimme zu informieren, daß ihr Silberbrokatnes der seligen maman Hochzeitsstaat sei. Von ihr heut bloß zum Malen angelegt, weil sie — nun weil sie eben — in ihrem Alter — und — auch — so — nicht weiter kostbare Toiletten besäße. —

Der Herr Bräutigam hatten ein feines, melancholisches und doch insgeheim sehr zärtliches Lächeln über diesem Geständnis. Er hörte ebensowenig wie das Prinzeßchen, daß der Herr Läubele und die Demoiselle Elvira sich erinnerten, daß sie sich doch wohl schon einmal irgendwann und irgendwo begegnet seien. Sondern er äußerte, in welcher Toilette es auch wäre — die Prinzeß sei ihm immer sehr holdselig erschienen. Er hob sein Glas mit dem dunklen süßen Südwein, der noch von dem Fürsten, der so ausgedehnt gelebt und so sparsam regiert hatte, im Keller gelegen, und trank zum erstenmal auf das Wohl seiner Braut. Aber das Prinzeßchen, dem seine Antwort heftig zu mißfallen schien, dankte so kühl und fern in die Luft, daß der arme Othmar plötzlich wieder aussah, als ob er sich ganz in sich vermauern müßte. Und hätte nicht die gute Adelaide unter dem Tisch behutsam ein schmales Knie angestoßen, und der Herr Läubele, der sich eigentlich mit der Demoiselle Elvira unterhielt, trotzdem das Prinzeßchen die ganze Zeit nicht aus den Augen gelassen, so hätte es beinah etwas wie eine Situation gegeben. Aber so ging alles in Gnaden vorüber, wie manche himmlische Aktion, die mit Sturm und grauer Angst anfängt, und hernach wetterleuchtet es bloß ein wenig hinter dem Walde.

Später im Gartensaal, als man mit den Mokkatäßchen herumstand, wäre um ein Haar aber doch das Unglück passiert. Die Kattunkappen waren in aller Eile von dem zartblauen Damast der vergoldeten Meubles fortgerissen worden, und die Gärtnerbur-

schen, die alle das Prinzeßchen adorierten vom kleinsten bis zum größten, hatten den halben Park ausgerauft: gelbe und weiße Narzissen, Tulipan, Schneeball, Rotdorn und Flieder. Alle die kostbaren Vasen aus Nymphenburg, Meißen und Sèvres strömten über von Farbe und Wohlgeruch und die Aufsätze standen wie blühende Bäume. Aber die bereits tiefere und dunklere Sonne gab in die alte verblaßte Pracht des Saales und dieses ewig junge und blühende Leben aus dem Park eine Note sehr süßer Bangigkeit. Daß durch die weit offnen Glastüren ein Heimweh hereinschlich, wie es immer unterwegs ist, wenn ein übervolles Herz kein andres weiß,' daß es ihm die größte Schönheit darreiche, und sie zurückempfange, zur großen Liebe verklärt.

Das Prinzeßchen wußte nicht warum, aber es wurde ihm plötzlich so sehr bedrückt in seiner kleinen Schnebbentaille, die es sowieso nicht gewohnt war, daß es kurzerhand und wie um Hilfe quer durch den Saal lief und den Herrn Dominik Läubele fragte, ob es nicht bald Zeit würde zum Malen, weil es doch nun schon einmal — und es zupfte heftig an dem steifen silbernen Zeug.

Aber der Maler lachte und sah zugleich mit seinen mächtigen Augen das Prinzeßchen so durch und durch, daß das hoch erhobene, schlanke Hälschen anfing hin und her, und her und hin, bis es sich zuletzt mit einer sehr rührenden Wendung zur Seite bog.

„Nein," sagte der Läubele, ahnungslos, daß des Herrn Gebot von einem schlichten Ja — oder — Nein, Prinzessinnen gegenüber nicht gemeint war. — „Nein!" wiederholte er ohne jede anmutsvolle Umschreibung und mit starker Stimme. Weil nämlich eine unerwartete Ankunft für heute die Kreise sozusagen gestört habe.

Und wie das Prinzeßchen etwas murmeln wollte von: sie wüßte doch gar nicht — und was sie beträfe — grade da meinten Seine Durchlaucht der Fürst, daß jetzt eine angenehme Zeit wäre, ein wenig im Park zu lustwandeln. Er selber gedachte sich zu absentieren für eine Weile. Er wollte die Meiereirechnung prüfen, weil die Kerls betrogen.

Graf Othmar bot dem Prinzeßchen den Arm und das Prinzeßchen ließ einen flehentlichen Blick zwischen der geliebten Adelaide und dem Herrn Läubele hin- und herreisen. Aber beide taten gar nicht dergleichen. Vielmehr verneigte sich der Maler zuerst vor der Baronin Möllhoven und hernach vor der Demoiselle Elvira. Und so — immer zwanzig Schritte Abstand — wandelten die beiden Paare, das eigentliche und das dreifältige, die Marmorstufen hinunter in den Park.

Das Prinzeßchen wartete immer und dachte: ‚Othmar kann anfangen mit der Konversation.' Und der Graf Othmar dachten dasselbe, nur gerade umgekehrt. Und wie gar nichts erfolgte, und immer zwanzig Schritt breit nicht das geringste Menschliche hinter ihnen — erfaßte den Grafen Othmar zuletzt eine wahre Not. Also gar nichts genutzt hatte es, daß er dem Freunde, dem Maler, hinterdrein gereist war, stehenden Fußes. ‚Der Dominik,' hatte er gedacht, — ‚so ein Stück bare Natur ist der Dominik Läubele. Vor dem wird jede Etikette zuschanden. Vielmehr der Sinn und die Wahrheit hinter der Etikette kommt wieder ans Licht, und der Mensch. In seiner Nähe wird mir's eher gelingen, an — an die kleine Sibylle heranzukommen. Nämlich — vielleicht — an ihr Herz.'

Nein, gar nichts genutzt hatte das. Die Sibylle — wie er sie einmal gekannt hatte — früher — und von der er gedacht hatte, eine so große Liebe wie die seine, könnt' sie vielleicht wieder errufen — die Sibylle war fort. Gott weiß, wo. Vielleicht war sie niemals wirklich gewesen. Nur seine große Sehnsucht nach ihr war wirklich.

‚Sie hat Kunibert geliebt,' dachte der arme Othmar. ‚Sie kann ihn niemals vergessen. Wie wäre es auch anders möglich bei so viel Schönheit und Kraft und Jugendmut.' Und er machte sich bitterliche Vorwürfe, daß er ihn auch nur angedeutet hatte in seinem Schreiben an den Fürsten vor etlichen Wochen, seinen tiefsten, zärtlichsten und geheimsten Wunsch. Er hatte nur angefragt, in aller Zurückhaltung, ob er für die Zukunft vielleicht einmal die leiseste Hoffnung hegen dürfe, ob das Herz der Prinzessin . . . Zur Antwort mit dem schnellsten Kurier war eine so affektionierte Zustimmung des Fürsten angelangt, daß ihm — dem armen Othmar — das eigne Herz aussetzte vor dem Unbegreiflichen. In diesem Taumel des Glücks, in der Erschütterung über eine so völlig unverhoffte Gnade des Lebens, die zu ihm kommen wollte, dem Abgewandten, Resignierten, — ja — in diesem ganz aufgelösten Gemütszustand hatte er es übersehen damals, daß der Gefühle des Prinzeßchens nicht direkt erwähnt wurde, in dem so freudigen und ausführlichen Schreiben des Herrn Schwiegervaters. Jetzt wurde ihm das erschreckend deutlich. — ‚Ach,' — dachte der arme Othmar — ‚über mir und grade über meiner Person sollte sie des andern vergessen können?' — Und ein großes Mitleid überkam ihn, nicht mit sich selber, sondern mit dem Prinzeßchen, daß es ihm, dem Krüppel, seine junge Holdseligkeit opfern sollte.

Im nächsten Augenblick aber rückte der Graf Othmar seine Gestalt sehr hoch und fest zusammen in den schmalen, ungleichen Schultern. Er dachte — von einer amour, — und er wählte das fremde Wort in seinen Gedanken aus Gründen, wie sie der guten Möllhoven so wohl bekannt waren — von einer neuen amour der Prinzessin kann nicht die Rede sein. Aber so heilig bewahrt sein wie bei mir, wird sie bei niemand anderm. Und so dachte der Graf, so soll alles bleiben wie es ist. Es gibt auch noch andere Dinge, von denen man reden kann als sentiments. Und er fing plötzlich an von Florenz und Venedig und Rom.

‚Was er alles gesehen hat!' dachte die kleine Prinzeß. — ‚Er ist viel klüger als sein Bruder. Ich hab' es immer gewußt. Und viel feiner und tiefer. Und immer klingt seine Stimme wie eine Glocke im See!' — Und sie tat einen befreiten Seufzer.

Aber als Graf Othmar in diesem Augenblick in die Allee einbiegen wollte, die zum See führte, gab das Prinzeßchen heftig und sehr bestimmt eine andere Richtung an. — ‚Warum er nicht ein einziges Mal gekommen nach der ersten Verlobung?' dachte die Prinzeß Sibylle, und ihre Kehle wurde dabei so eng, daß es ihr wehtat. — ‚Warum hat er mich nicht einmal in den Arm genommen und meine Hand gestreichelt wie damals am See? Der Kunibert konnt' halt eine Prinzessin gebrauchen, wegen der politique. — Aber daß der Othmar, daß der jetzt grad so einer will sein, wo er ist Erbgraf geworden . . . Und keiner fragt mich — und alles schriftlich perfekt . . .' Und der Blick, den das Prinzeßchen über die Schulter dem Herrn Läubele zuwarf, der brannte so lichterloh von Empörung, daß der Läubele gleich gewußt hat: Für heut ist's genug mit probieren. Und falsch ausgegangen ist's obendrein. Aber, weil er doch vom See her wußte, wie ein Prinzeßchen auch sonst kann ausschauen, und wie er wieder die Stimme hörte vom See — ganz vergnügt blieb er, der Läubele, ganz unverzagt. Bloß daß er ausrief: „Das Rund! Nein, aber dieses Rund!" Und er sah dabei vollkommen aus, als ob er das Rund — nämlich das mit den neun Musen, von denen die siebente allerdings abhanden gekommen — soeben selber vollbracht hätte. Und er schlug vor, ob man nicht im Kranz von Musen und Pensées ein wenig wolle im Kreise sitzen und den Abend genießen. So setzte man sich im Kreise und genoß den Abend. Und das Prinzeßchen war auf der einen Seite neben den lieben Gott geraten und saß ganz still und sanft und gelöst in seinem allmächtigen Schutz.

Der Graf Othmar war auch erleichtert, denn so mit der Braut am Arm, und ihr Herz ihm so fern wie auf einer andern Erde — das war nicht ganz leicht zu ertragen. Aber wie er sie jetzt neben dem Freunde erblickte, heiter und unbefangen — durchzuckte es ihn plötzlich wie ein Frostschauer: ‚Der Läubele! Der herrliche Mensch. Der begnadete Mensch. Körper und Seele gleich wert. Wird's jetzt noch einmal beginnen,' dachte der arme Othmar — ‚Leben zu Leben, Blühen zu Blühen? Frauensüße zu Manneskraft?' — Und er wurde noch schmaler in den ungleichen Schultern, aber beinah ebenso steif und zurückgeworfen hielt er sich, wie das Prinzeßchen vorher. Nur seine Augen flammten nicht.

‚Sie sind wie ein dunkles Wasser, und auf dem Grund liegt die Glocke' — dachte das Prinzeßchen, wie sie seinem Blick begegnete, und in ihren eignen Blick kam Unruhe, und wie in einen Hafen rettete sie ihn in die guten mächtigen Augen vom Dominik Läubele. Aber auch die Demoiselle Elvira hatte den Blick vom Prinzeßchen aufgefangen, und jetzt bekam sie wirklich Chineser Laternen unter die Stirnlocken. Sonst sagte sie weiter nichts. Bloß nach etlichen Minuten stand sie sacht auf, ging ein paar Schritte die Allee herunter, und plötzlich erscholl es: „Seid huldreich, ihr himmlischen Schützer der Liebe . . ."

Sie sang ausnehmend schön, die Demoiselle Elvira, und dem Prinzeßchen wurde es sehr merkwürdig in der Herzgrube, und vor den Augen fing es ihm an zu flimmern. Wie dem Grafen Othmar der Gesang gefiel, konnte man nicht sagen. Er saß gebückt und bemühte sich mit der Spitze seines Degens Dreiecke und andere mathematische Figuren mit großer Genauigkeit in den Sand zu zeichnen. Nur daß das Unkraut ihm hierbei hinderlich war und ein eigentümliches Zittern seiner Hand.

‚Mon Dieu' — dachte die gute Adelaide — ‚wenn man in diesen Tagen seiner Muttersprache nachgäbe, müßte man sich gleich platt auf die Erde legen und losheulen. Ach, Chérie, Chérie, ich kenne mich nicht mehr aus.' Und leise und der Etikette entgegen, legte sie von rückwärts den dünnen Arm um die Schultern des Prinzeßchens, während sie von vorn hochaufgerichtet erschien, ganz Contenance und ein Lächeln um den eingefallenen Mund. Wie es einer Hofdame geziemt, wenn ihr auch das Herz bricht um ein geliebtestes Wesen der Welt.

Der Herr Läubele allein, eine große, bewegte Güte im Gesicht, klatschte zur rechten Zeit Bravo. Und sein Beifall schien das Echo zu wecken am Ende der Allee. Aber es war



Anfang des Ackerbaues bei den alten Germanen. Gemälde von Hansholzmüller
(München, Kunstausstellung im Glaspalast 1924)

der Fürst, der in der Meiereirechnung zwei Fehler entdeckt hatte zu je einem halben Liter Schlippermilch und zu fürstlichem Vorteil. Davon angenehm berührt, hatte er in so vorgerückter Stunde sich noch die perlgrauen Seidenstrümpfe anlegen lassen und die festlichen Pantalons ohne Mondglanz, so daß er mit dem goldknöpfigen spanischen Rohr mächtig, gebietend und leutselig zugleich erschien. Und als man dem Schlosse zuschritt, während die Demoiselle Elvira am Arm des Herrn Läubele durch etliche Arien noch ein wenig weiter für Verwirrung und Auflockerung sorgte, überkam den Fürsten eine plötzliche Tendresse. Er dachte der hochseligen Fürstin und ihres Charme, für den er so wenig Zeit gehabt hatte und noch weniger Revenuen, und den die Sibylle geerbt hatte, in der Tat. Und er dachte, wie die Vorsehung den Fürsten mitspielte zuweilen, und daß sich der Kunibert zuschanden geritten und daß die kleine Sibylle, der es mit Pferden und Rudern und Jagd sobald keiner nachmachte, daß sie jetzt den armen Othmar müsse nehmen. — Aber der Graf durch die Gegenwart seines Herrn Schwiegervaters mehr à son aise, äußerte so viel kluge und feine Dinge über Land und Leute und Fürsten- und Menschenpflicht, daß der Herr Schwiegervater zuletzt dachte: ‚Der Wechsel der Bräutigame sei vielleicht gar nicht das allerschlimmste.' Da wurde er frohen Gemüts, und auch das Prinzeßchen hatte beinah vergessen, wie sehr traurig es war —

Am nächsten Tag sollte nun die Malerei wirklich beginnen. Der Herr Dominik Läubele, im Malerkittel und mit den Augen das Prinzeßchen um und um kehrend, tat die überraschende Frage, ob Durchlaucht mit ihrem wahren oder mit dem andern Gesicht wollte gemalt werden.

Das Prinzeßchen richtete sich und das fein gebogene Näschen so hoch, wie es nur möglich war, und alles in ihrem Gesicht schien zu staunen. — Sie wüßte doch gar nicht, und überhaupt — und welches ..., ja, welches wäre denn wohl das wahre Gesicht?

Der Herr Läubele aber erklärte ohne jedes Zögern, das gegenwärtige sei es nicht. Da mußte das Prinzeßchen lachen, hellhals. Sie mochte wollen oder nicht. Und der Herr Läubele meinte, so wie die Prinzeß jetzt ausschaute, so tät er sie auch lebensgern einmal malen wollen. Das sei eine andere Seite der Wahrheit sozusagen. Aber zu dem Porträt, für den Herrn Grafen Othmar, ja, zu dem möcht' er auch um das ganz richtige Gesicht bitten.

Und wie das Prinzeßchen das Köpfchen noch drehte und staunte, wie sie's zuwege sollt' bringen — meinte der Herr Läubele und lächelte sehr tief und allwissend, das Prinzeßchen möchte sich gar nicht echauffieren. Es genüge völlig, wenn sie sich auf einen Tag besinnen wollte, oder auf eine Stunde bloß, ja gar nur auf einen einzigen Augenblick, wo sie einmal so recht von Grund aus glücklich gewesen, aber auch ebenso könnt' es sein traurig — und das allerbeste wär' — beides mitsammen —

Das Prinzeßchen in seinem silbernen Kleide stand ganz still in dem Sonnenfleck, den der Herr Läubele ausgesucht hatte. Es dachte: ‚Gut, daß die Adelaide draußen vor dem Fenster auf der Galerie sitzt. — Dabei sein müßt' sie ja halt, das Hoffräulein, wenn eine Prinzessin gemalt wird — aber ansehn hätt's einen nicht gedurft, beileibe nicht.' Der Herr Läubele ... Wie die Prinzeß Sibylle zu ihm hinüberschaute und grübelte — ‚der ist völlig kein Mensch' — dachte sie. ‚Der ist wie — nein — den hat mir der liebe Gott geschickt,' dachte sie. — ‚Der weiß doch alles im voraus!' — Da tat die kleine Prinzeß einen tiefen, glücklichen Seufzer. Daß da jemand war, der alles wußte, und im voraus, und wahrscheinlich besser als sie selber. Und sie war wie in einer guten, sichern Hut. — Da grübelte sie nicht länger, sondern sie errötete sehr tief und glücklich und vergaß ganz, wo sie stand, und warum sie da stand. Sie drückte die Hand auf die Gegend, wo ihr kleines Herz hinter dem Fischbein die tiefen Schläge tat, und wo ihre Gedanken hineilten, konnte der Herr Läubele freilich nicht wissen, aber das spürte er gleich: sehr selige und geliebte Wege mußten es sein. Und in den mächtigen Augen das Leuchten des Schaffenden, begab er sich an seine Leinwand.

Eine Stunde oder zwei hatte er gewerkt, und das erdhaft tiefe, geheimnisvolle Gebrumm einer braunpelzigen Hummel, die auf einer Fliederwolke in das Malzimmer reiste, war der einzige Lebenslaut. Denn daß die gute Adelaide des öfteren das Mouchoir gebrauchte, gehörte nicht dazu, da sie doch draußen saß auf der Galerie, zu der man durch den großen Gartensaal gelangte. Als nach den zwei Stunden der Herr Läubele den Pinsel hinwarf und gerade wieder noch den kostbarsten Juchzer eindämmen konnte, diesmal bloß, um niemand zu erschrecken, fuhr das Prinzeßchen auf, wie aus dem Traum einer langen, seligen Nacht, lief hin zu der Leinwand und wollte erfahren, wie denn das wahre Gesicht jetzt ausschaute. Aber der Maler zog plötzlich einen graublauen Vorhang vor das Bild. Wie der himmlische liebe Gott zuweilen einen graublauen Vorhang quer vor seine schönste Schöpfung zieht. Nein

— anschauen — das ging noch nicht. Eh' so ein Bild nicht fertig war, vertrüg's kein Menschenauge. Das mußte akkurat so geheimnisvoll zugehn wie alle Schöpfung. Aber wenn das Prinzeßchen ihm weiter so schön still hielt mit dem wahren Gesicht, da könnt's in der Hauptsache mit drei Malen schon geschafft sein, das Porträt.

An diesem Abend, als sie im Park promenierten, erschien das Prinzeßchen noch kühler und noch hochmütiger. Und zugleich war ein so unnennbares Hin und Wider von ihm zum Grafen, daß der arme Othmar in seinem durch körperliches und seelisches Leiden sehr fein gewordenen Nervenspiel es spürte und ebenso hin und her gerissen wurde wie das Prinzeßchen und wußte ebensowenig wie das Prinzeßchen den Grund. Nur daß ihm das Herz über seiner kleinen Braut, die ihm wie ausgeliefert erschien, immer größer wurde und immer barmherziger. Und er war froh, als der Dominikus Läubele etwas von ihr zu wissen verlangte, und sie sich hastig und mit einem tiefen Seufzer wieder in seinen allmächtigen Schutz gab. — Die Demoiselle Elvira aber bekam abermals Augen wie Stocklaternen darüber und sang noch beweglicher als am vorigen Abend, und Seine Durchlaucht, der Fürst, auch ohne den Fehler mit dem Viertelliter Schlippermilch zu fürstlichen Gunsten in sehr herzlicher Laune, belohnte sie mit bravo da capo —

Der zweite Malmorgen verging wie der erste. Bis auf die gute Adelaide, die hinterrücks einen Blick gewagt hatte zu dem Prinzeßchen hin, und das Mouchoir noch ausdrücklicher und wiederholter in Bewegung setzen mußte. So süß und tief glücklich hatte das Prinzeßchen ausgesehen, und dem Herrn Läubele seine Pinsel schienen lauter Flügel geworden, so selig schwebten und malten sie dahin. Und auch der übrige Tag war wie der vorige. Nur daß alles — Stimmung und Ausdruck gewissermaßen mit dem Pedal gespielt wurde, das heißt mit einem unterirdischen Rauschen dazu mit vielen Kreszendos und schweren Fermaten.

Aber etwas Besonderes geschah, als sich alle schon eine geruhsame Nacht gewünscht hatten und die zwei Lakaien mit den silbernen Armleuchtern die herrlich geschwungene Treppe heraufgeleuchtet in die verschiedenen Ruhegemächer. Plötzlich nämlich, schneeweiß im Négligé und eine fein gefältelte Dormeuse auf dem ganz klein gewordenen Köpfchen, wie es die Nacht allein kannte bei der guten Möllhoven, und die Verschwiegenheit ihres jungfräulichen Gemachs — ja — in dieser leichten Toilette — und sehr leise trat die getreue Adelaide plötzlich in das Zimmer vom Prinzeßchen, blies ihre Kerze aus, da Mondschein vorhanden, und setzte sich auf die Bettkante zu der kleinen Sibylle, die sehr schmal und rührend und mit gefalteten Händen in ihren Kissen lag.

„Chérie," sagte die Möllhoven, „mein Liebling, ich mußte kommen, weil mir das Herz bricht über dir und über den armen Othmar. Denn ..." — Aber schon hatte die Prinzeß sich aufgesetzt in ihrem kleinen Bett, und wie sie zu tun pflegte, küßte sie ihre Getreueste auf die Nase. „Du wirst mir doch keinen Rhume bekommen?" — sagte das Prinzeßchen. „Weiß Gott, was es mich gekostet hat, den Othmar — den Grafen —" es ruckte sich hoch zusammen — „vom See fortzuhalten." — Aber dann sagte es plötzlich: „Du weißt doch, Adelaide: das Deutsche — das Deutsche! Und jetzt bitt' ich dich recht schön, daß du ganz schnell in dein Bett gehst, und sage kein Wort mehr! Kein einziges! Ou — je me meurs!"

Da bückte sich die Möllhoven gehorsam, denn sie kannte ihr Prinzeßchen. Und sie tat ein paar zitternde Küsse aufs Geratewohl, an Ohren, Scheitel oder Stirn, schob die Dormeuse gerade und begab sich zurück in ihr Schlafgemach.

Und während das Prinzeßchen noch in die weiße Mondbahn starrte, mit groß offenen Augen, wie sie nötig sind, wenn eine Träne nicht soll überfließen — gerade da richtete sich der arme Othmar im andern Flügel des Schlosses auf in seinem Bett: ‚Morgen spreche ich mit ihr' — dachte der Graf. — ‚Wenn's der Dominik ist — den Adel könnt' man ihm schon verschaffen, wenn der nottut bei so einem Extramenschen, und das übrige läßt sich auch richten. Was mich angeht — darauf kommt's nicht an. Aber — wie sie leidet — ce n'est plus à supporter!'

Und nun war der dritte Malmorgen gekommen, und es war heut so viel Süßigkeit und Schmerz und flammender Zorn in den Augen des Prinzeßchens, daß der Herr Läubele am liebsten mit allen zehn Pinseln zugleich zugefahren wäre. Aber zuletzt schaffte er es doch mit den einzelnen, abwechselnderweise; denn jeder flog wie ein Flügel und loderte wie eine Kerze, und zwei Stunden dauerte es, als ob noch einmal der Atem des sechsten heiligen Schöpfungstages erbrauste, da Gott den Mann schuf, die Krone der Erde, und die Krone des Mannes: das Weib —

Allerdings verhüllte der Herr Läubele sogleich wieder das Bild mit der graublauen Wolke, als er alle seine zehn Pinsel mit dem Ruck der Vollendung von sich geschleudert. Aber er sagte, es bedürfe nur noch einiger Nachtupfer morgen, und dann — ja dann

sollten alle kommen — und das wahre Gesicht betrachten von der durchlauchtigsten Prinzessin Sibylle. — Und wiewohl er sonst immer die Fenster und Türen sehr fest und ängstlich verschloß — gegen die Fledermäuse und sonstiges Nachtgesindel, diesmal vergaß er's, und das Fenster zur Galerie hin, auf die man aus dem Gartensaal gelangen konnte, behielt ein verstohlenes Ritzlein.

Nun war an diesem Abend ein kostbarer Vollmond, und als sie wieder noch spät im Garten lustwandelten — das Prinzeßchen am Arm des Grafen Othmar — Gott weiß — diesmal ließ sich der Graf nicht davon abbringen. Immer wieder lenkte er hin zum See, und beim drittenmal endlich glückte es ihm. Durch ein Zufälliges war der Dominik Läubele mit seinen zwei Damen ein wenig weiter als die betreffenden zwanzig Schritte zurückgeblieben, und obwohl das Prinzeßchen heftig widerstrebte, stand es doch plötzlich an dem Steg, wo der Kahn lag, der einstmals wie aus purem Golde erglänzte. Und jetzt ruckte sich der Graf Othmar in seinen zwei ungleichen Schultern sehr hoch und sehr fest zusammen, und sein schmales Gesicht erschien noch weißer als sonst vom Mond, und in den schönen, schwermütigen Augen stand ein dunkler Glanz. „Prinzeßchen," sagte der Graf, „Sibylle — erinnern Sie sich nicht daran, als wir schon einmal hier standen, und Sie vertrauten dem — armen Othmar ...?"

„La grenouille," schrie das Prinzeßchen, zog heftig seinen Arm aus dem des Grafen und sprang von dem Steg, auf dem allerdings ein schöner, grüner Frosch ernst und abendlich konzertierte.

„La grenouille," wiederholte die kleine Prinzessin leise, und das klang wie ein bitterliches Schluchzen.

„Was für ein Untier hat Durchlaucht so sehr erschreckt?" Das dreifältige Paar war auf den Schrei des Prinzeßchens herbeigeeilt. „War es ein Frosch?"

„Ich glaube, eine Kröte," murmelte die Prinzessin. — Aber sie hatte nicht Zeit darüber zu denken, warum man eine Kröte leichter aussprechen konnte und der deutsche Frosch ihr so herzbrechend nahe ging. Denn gleich danach begann die Demoiselle Elvira so innig beweglich und traurig und schön: „Seid huldreich, ihr himmlischen Schützer der Liebe ..." daß alle ganz still zum Schloß zurückwandelten. Nur der Fürst, der ihnen entgegen kam, war ausnehmender Stimmung, obwohl die Meiereirechnung diesmal wieder um kein Quentchen zu fürstlichen Gunsten sich geirrt hatte. Aber der arme Othmar hatte im Laufe der Tage so sehr verständige Äußerungen getan zu den Plänen seines Herrn Schwiegervaters und nicht damit zurückgehalten, daß — in jedem Falle — und wie auch die Dinge sich entwickeln sollten, man auf seine Bereitwilligkeit zählen könne, vielmehr daß es ihm einen Vorzug bedeute, so ausnehmende Pläne favorisieren zu dürfen. Auch über die Prinzessin hatte er sich mit so viel Zartheit geäußert, und wie ein so junges Herz in keiner Weise dürfe bedrängt werden, daß der Fürst mit leichter Verlegenheit bemerkte, wie er sich soeben gratuliert hatte dazu, daß — wenn es nun einmal solcherart im Willen der Vorsehung begründet — daß — nun — wie gesagt, daß es wahrscheinlich ein rechtes Glück sei, wenn sich der selige Kunibert zuschanden geritten.

Obwohl hierauf alle sich wieder eine geruhsame Nacht wünschten, so muß leider bezeugt werden, daß diesmal das völlige Gegenteil eintrat. Auf dem linken Flügel, wo das Prinzeßchen, die getreue Möllhoven und Fräulein Elvira ihre Zimmer hatten, begann das Unheil. Indem die Tür beim Prinzeßchen sich so behutsam öffnete, daß man wirklich denken konnte, die Ahnfrau mit dem Tränklein, weiß, schlank und unselig, wäre hindurchgeschritten. Aber da ihr doch überhaupt Türen keine Schwierigkeit bereiteten, so war nicht abzusehn, weshalb sie aus dem Gartensaal auf die Galerie heraustrat und leise — leise das Fenster probierte, das der Dominik Läubele diesmal vergessen hatte. Vielleicht, daß dem Herrn Läubele gerade davon geträumt hatte, und er dachte, er kümmere sich besser einmal um sein Fenster — jedenfalls, am äußersten Ende der Galerie war ein Schatten ersichtlich, als wie von einem sehr großen Mann in einem Mantel, akkurat, wie dem Läubele seiner. Aber das Prinzeßchen wurde nicht gewahr darum, weil es so flink wie ein Kätzchen durch das betreffende Fenster glitt. —

‚Ich könnt' es nicht aushalten,' dachte das Prinzeßchen — ‚Gott weiß, wie mein wahres Gesicht ist, und das sollt' ich mit allen andern zugleich ansehn müssen, und der — und Othmar dabei!' — Da schlich es sich hin, wo die Staffelei mit der graublauen Wolke stand, und mit zitternder Hand schob es die Wolke beiseite. — „Ach Gott" — und das Prinzeßchen, das gar keinen Schutz an Fischbein und steifem Brokat hatte, sondern wie immer nach dem Malen bloß ein dünnes Hemdchen über dem andern trug — „mon Dieu" — wiederholte das Prinzeßchen und legte die Hände auf die Brust, weil es dachte, dahinter spränge etwas entzwei. Also das war das wahre Gesicht! — Und weil doch nun wirklich gar niemand in der Nähe war und die Not so sehr groß, so durfte eine kleine Prinzeß sich

gewiß einmal nachgeben, und sie schluchzte zum Herzzerbrechen. Aber da sie sich nach einer Weile doch wieder erinnern mußte, wer sie war und vor allem, wo sie war, fuhr sie zusammen; denn sie hörte einen Schritt — ach — einen wohlbekannten Schritt, der ein klein wenig schleifte, und der einem immer einen Stich durch die Brust gab. — Der Schritt kam die Galerie herunter auf das Fenster zu. Und als das Prinzeßchen dachte: ‚Jetzt steht mir mein Herz still. Jetzt — sofort muß ich sterben!' — schon war der arme Othmar, ein wenig langsam, aber gar nicht unelegant, zum Fenster hereingestiegen. Er legte die Hand auf die seidene Weste wie zu einer tiefen Verneigung. Denn er dachte — weiß der Himmel — er dachte einen Augenblick: die fürstliche Ahnfrau, für die keine Türen auf der Welt zu sein brauchten, stände da vor dem Bilde. Aber wie er sie verglich, die gemalte Prinzeß und die andere davor — und beide ihm so ganz neu erschienen und doch so tief und so süß vertraut, wie nur seine sehnsuchtsvollen Träume bisher sie erblickt, so konnte er zuletzt nicht mehr zweifeln: die leibhaftige Prinzessin Sibylle stand vor ihm und ganz überströmt von Tränen.

„Prinzeß," sagte der arme Othmar, „o Sibylle!" — Und ehe sie sich hoch machen konnte, hatte er ihre beiden Hände von der kleinen, warmen, wildpochenden Brust leise fortgenommen, und er hielt sie fest in den seinen. „Sibylle," sagte er sanft, „so vertrau' mir doch nur. So sehr liebst du den Läubele?"

Das Prinzeßchen wendete das Köpfchen hin und zurück, und die Augenbrauen wurden völlig spitz vor Staunen. „Den Läubele? Ja, was kannst du jetzt eigentlich meinen?" fragte es und war, wie der Graf, in das „du" der Kinderjahre hinübergeglitten.

„Ach Gott, Sibylle," sagte Graf Othmar. „Weißt du nicht, damals? Als mein Bruder Kunibert — er meinte es ja nicht schlimm ... mit dem Frosch ..."

„Mit dem Frosch?" stammelte das Prinzeßchen fassungslos, und der Schauder glitt ihr über das bloße Hälschen — „ja freilich mit dem Frosch ist's angefangen, und wie er mir den in den Ausschnitt gesetzt hat" — und es schluchzte zum Herzzerbrechen. — „Was hast du gesagt mit dem Läubele?" fragte es plötzlich, wie es ganz still hielt mit dem Köpfchen, das die schmale, feine Hand des armen Othmar fortwährend sanft streichelte.

„Du liebst — ihn — so sehr — nicht wahr, Sibylle? Weil er so schön und so kraftvoll ist und so ein Künstler von Gottes Gnaden. Vielleicht liebst du ihn mehr noch als meinen verstorbenen Bruder Kunibert!"

„Wie den — Kunibert?" Und das Prinzeßchen richtete sich auf im Arm des Grafen Othmar.

Aber der Graf ließ sich nicht unterbrechen. Diesmal nicht. „Ja, wie den Kunibert. Halt, mehr noch, Sibylle. Und du sollst dich nicht quälen mit der unseligen Mariage mit — mir. Ich mach' schon alles perfekt mit dem Herrn Vater. Und mit dem Adel, wenn's sein muß und sonst. Aber wenn du den Läubele hast angeschaut, Sibylle — wie da —" und er wies auf das Bild, „dann ist der Läubele der einzige Mann auf der Welt, den du darfst — heiraten, Sibylle, und kein Kavalier und kein Freund darf dir dein Glück wehren."

„Den Läubele angeschaut? Solcherweis?" Das Prinzeßchen bekam ganz runde Augen. „Den lieben Gott, halt, wie der die Erde aus dem Ei gemacht hat." Und als der Graf Othmar nicht gleich begriff: „Gar nicht den lieben Gott," rief das Prinzeßchen so laut, daß sie beide nicht merkten, wie der große, dunkle Schatten, akkurat wie der Läubele, vom Ende der Galerie am Fenster vorbei einem andern, sehr bewegten Schatten vom entgegengesetzten Ende zustrebte. „Gar niemand angeschaut habe ich," rief das Prinzeßchen. „Bloß weil hat sollen das wahre Gesicht herauskommen, und ich hab' sollen denken, wo ich am glücklichsten bin gewesen, oder auch recht sehr traurig, oder beides mitsammen — An den See hab' ich halt gedacht, wie es hat angefangen, du weißt schon. Immer sind wir am See gestanden, und jedesmal hätt' ich gewollt ins Wasser springen wegen dem Kunibert. Zuerst um den Frosch im Ausschnitt und zuletzt um die Mariage. Und dann bist du gekommen jedesmal und hast mich gestreichelt. Und immer hab' ich gedacht: ‚Wenn du nur kommst und mich streichelst — dann wird es schon gehen mit der Traurigkeit.' Aber jetzt, wo du bist Erbgraf geworden, und genau so schlecht bist du jetzt, als wie der Kunibert! Alles bloß Politik und schriftlich perfekt und wie eine halbe Kuh ..." Das Prinzeßchen konnte nicht weiter vor Schluchzen.

„Sibylle," sagte der Graf Othmar, und seine Stimme zitterte — „Sibyllchen — das mit der halben Kuh erklärst du mir später. Aber sag' doch — würde es denn wirklich gehn mit der Traurigkeit, wenn ich nur käme und dich streichelte?"

Das Prinzeßchen nickte heftig und seufzte befreit und streichelte ihrerseits und ganz zart die hohe, ungleiche Schulter, an die es sich lehnte.

„Aber mit dem Glück?" rief es plötzlich, richtete sich auf, und im weißen Mondschein

sah es dem armen Othmar fragend in die schönen, schwermütigen Augen.

Und wie die kleine Sibylle eine ganze Weile so gestanden, quoll ihr eine lichte Röte tief, tief den vorderen und auch den hinteren Ausschnitt seiner beiden kleinen Hemden herunter. „Was wirst du tun," murmelte sie, „wenn einmal das Glück beginnt?"

Gerade in diesem Augenblick tauchte der dritte Schatten auf am Ende der Galerie, der strahlte schneeweiß; denn es war die gute Möllhoven in ihrem zartesten Négligé, Dormeuse und Todesangst, da sie das Bett des Prinzeßchens leer gefunden. Wie sie sich nun unvermutet dem Herrn Läubele gegenüber sah, der die gelöste Demoiselle Elvira merkwürdig fest im Arm hielt — ‚sie sind sich schon einmal begegnet, irgendwann, irgendwo' — dachte die gute, alte Adelaide verloren. Und nicht einmal kam ihr der Gedanke: ‚Niemals ist mir jemand begegnet — irgendwo, irgendwann' — sondern nur: ‚Mein Herzenskind' — dachte sie — ‚Chérie, ach Chérie!' — Und wie sie mit der blassen, überströmenden Innigkeit ihrer Augen und flehend die gefalteten Hände aufhob, als sei der Herr Läubele wirklich der liebe Gott: „Pst!" machte der, nahm die mageren, flehenden Händchen in seine große, warme, gute Hand, und den freien Arm legte er der Demoiselle Elvira um die Schultern, und als in diesem Augenblick die Saaltür sich öffnete, und in robe de chambre mit gezogenem Degen der Fürst auf die Galerie trat, wo er Diebe vermutete, schon erscholl es so betörenden und herzbrechenden Jubels voll, daß die Sterne am Himmel erbebten und alle Nachtigallen im Park noch einmal anfingen: „Seid huldreich, ihr himmlischen Schützer der Liebe..."

„Du bist sicher, es ist nicht der Läubele?" flüsterte Graf Othmar, und die Hand, die dem Prinzeßchen noch immer über das Haar glitt, zitterte so heftig, daß das Prinzeßchen sie ergreifen mußte und schnell auf das Herz legen. Zugleich mußte es lachen, weil es so selig sicher war, daß es der Läubele nicht sein konnte. — Und da dieses zunächst als die Hauptsache erschien, und ein kleiner Mund ganz weich und ein wenig geöffnet dem Munde des Grafen Othmar sehr nah, so erfuhr die kleine Sibylle in diesem Augenblick, wie der geliebteste Mensch der Erde dem andern geliebtesten tut: wenn das Glück beginnt!

Vorfrühling. Von Karla Höcker

Nein, lächle nicht, wenn ich sage: der Frühling wird kommen!
Sprichst du nicht auch zuweilen von Gott und Geschick?
Sieh, es wird Frühling! Mein Herz ist mir fremd und beklommen,
Und des Nachts — ach, all die flüsternden Wege
Führen zurück, in Kindheit und Stille zurück.
Wie auch der Winter voll Schwermut so ängstlich gewesen,
Wie auch das Leben verborgen in Dunkelheit war —
Siehe, die ersten Winde duftend rühren mein Haar.
Ich kann wieder weinen — ich lächle — ich bin genesen!
Und aufs neue beginnt das atmende, selige Jahr.

Die Allee. Von Karl von Berlepsch

Schöner Laubengang der Illusionen,
Aller Sehnsucht sinniges Symbol! —
Reichst du endlos in die Ferne wohl,
Traurigkeit mit Hoffnung zu belohnen? —

Arme, die in Wipfeln sich verschlingen,
Säulenschäfte in gefügten Reihn,
Linien, die ins Zarte sich hinein
In Gedanken immerfort verjüngen! —

Und so könnt' ich warten lange, lange,
Käme da mein liebes, junges Leben
Aus den Schatten dieses grünen Raums,
Aus den Tiefen, aus dem Tal des Traums,
Mit den Füßen, die wie Flügel schweben,
Heim zu mir mit lächelnd leichtem Gange. —

Ein Festtag hohen Waidwerkes

Von Fritz Bley

Am 15. März 1925 steht die deutsche Waidmannschaft bewegten Herzens vor dem Feste des 50jährigen Bestehens ihres führenden Vereins. Zu Dresden ist am 15. März 1875 der Allgemeine Deutsche Jagdschutz-Verein begründet worden. Die Anfänge waren verheißungsvoll genug, obgleich die Begründer, abgesehen von ihrer fachmännischen Kenntnis, nicht gerade durchaus berufen erschienen. Die beiden hauptsächlich in Betracht kommenden Herren waren Herausgeber der damals maßgebenden Jagdzeitschriften, Herr Franz von Ivernois, Schriftleiter des „Waidmann", und Graf von Krockow von der „Deutschen Jagdzeitung". Allerdings strömte ihnen auf Grund des von beiden verfaßten Aufrufes sofort eine rege Aufmerksamkeit der besten Pfleger unseres deutschen Waidwerkes zu, insbesondere traten werbend für den guten Gedanken ein die Herren von Hohmeyer-Murchin, der Freiherr und spätere Graf von Mirbach-Sorquitten, Victor Ritter von Tschusi-Schmidhofen, der herzoglich Sachsen-Meiningische Forstmeister Georg von Türcke, von Elsner-Pilgramsdorf auf Sallentin, Graf Seherr-Thoß auf Dobrau, von Kamecke, Major im 63. Infanterie-Regiment zu Neiße, Oberforstmeister Tramnitz in Liegnitz, der Königliche Prinzliche Oberförster Dr. Cogho in Seitenberg, von Podewils auf Podewils bei Cörlin in Pommern, Baron von Nolde in Berlin, Landrat Graf von Rittberg in Ückermünde, Freiherr von Üchtritz-Mühlrädlitz, Graf zu Dohna auf Kotzenau, Hauptmann Brandt in Brandenburg und Professor Dr. Franz von Kobell in München, der Altmeister der bayerischen Jagd und Dichter des herrlichen „Wildanger". Ein von diesen Herren erlassener Aufruf hatte die Wirkung, daß sich am 15. März 1875 im Waldschlößchen zu Dresden 133 Jäger aus allen Teilen des Reiches zwecks Begründung des Vereins einfanden. Sein Zweck sollte sein: unter Beihilfe der Staatsbehörden im ganzen Deutschen Reiche gegenseitige Unterstützung hinsichtlich Durchführung der Gesetze über Jagdpolizei und Wildschonung herbeizuführen, dem Unwesen der Wilddiebe und Jagdverbrecher zu steuern, den Handel mit gestohlenem Wilde und Wildpret sowie solchen innerhalb der Schonzeit möglichst zu verhindern. Ferner sollte die Pflichttreue der Jagdschutzbeamten durch Aussetzung von Belohnungen angespornt werden und insbesondere sollte auf dem Gebiete der Jagdgesetzgebung der gesunde Jägerverstand zum Ausdruck kommen und für die Vereinheitlichung der Jagdgesetze wirken.

Dieser vortreffliche Plan fand lebhafte Zustimmung in allen Ländern des Reiches mit Ausnahme von Bayern: dessen Waidmänner blieben, abgesehen von dem weitblickenden Altmeister Dr. Franz von Kobell, noch immer dem Vereine fern, obwohl sie seine Bestrebungen billigen.

Indessen blieb diese Leitung nicht frei von Kinderkrankheiten des Vereins und es bedurfte erst zweier hochangesehener Herren, um die schnell verfahrene Karre wieder auf festen Weg zu bringen: Fürst Hermann zu Hohenlohe-Langenburg, der spätere kaiserliche Statthalter in Elsaß-Lothringen, und Graf Mirbach-Sorquitten, der das Elend unseres Vaterlandes heraufziehen sah und vergeblich bestrebt war, die Narrentollheit zu verhüten. Dem Fürsten Hohenlohe war insbesondere die glänzende Gabe verliehen, große Bewegungen gleichsam vom Schreibtische aus zu leiten, weil er in der Praxis sich die tüchtigsten Männer auswählte und diesen möglichst weiten Spielraum ließ. Ähnlich stellte sich Graf Mirbach selbst seine Aufgabe und hierin lag wohl die hauptsächlichste Bedeutung des A. D. J. V. in seiner Jugend.

Dem Grafen Mirbach stand allezeit als bewährtem Wirtschaftspolitiker vor Augen, daß der ostpreußische Wald nicht nach der Schablone des Lineals behandelt werden durfte. Er war von jeher ein Verkünder des Dauerwaldes und gemischten Waldes. Den heutigen Jägern und Waldfreunden, die sich in der Schule der Dittmar, Düesberg, Eberbach, Eberhardt, von Kalitsch, von Keudell, Kottmeier, Möller, Wagner, Wiebecke gebildet haben, mag es kaum noch verständlich erscheinen, wie schwer es gehalten hat, den sich selbst schützenden Wald mit seiner guten Bodendecke und seinen überdauernden Sträuchern wieder zu Ehren zu bringen, nachdem er viele Jahrzehnte lang durch die Begradigung aller Wege und Gestelle, sowie die Ausrottung des „Waldunkrautes" angeblich ertragsfähiger gemacht werden sollte. Wir alle hatten in den älteren Beständen die schaurigen Zerstörungen durch Nonnenfraß, Kienzopf, Kiefernspinner, Rüssel- und Borkenkäfer und des Kuckucks Lumpengesindel, zu dem sich nun auch noch die Eulen gesellt haben, als Wirkung dieser Schreibstubenwirtschaft vor Augen. Uns Jäger aber verdroß am allermeisten die Verödung, in der das Wild keine rechte Heimat mehr finden konnte. In Ehrfurcht gedenken wir noch heute des „alten Knorr", der als forstlicher Lehrer in Münden in seinen „Studien über die Buchenwirtschaft" mit Nachdruck betonte, daß die nachdrücklichste Ausnutzung durch einträgliche Holzarten in ihrer Einseitigkeit niemals die Bodenkraft vollständig nütze, und wie die Waldnatur alle gelahrte Weisheit zuschanden mache und die künstlichsten Betriebspläne durchlöchere.

Das war auch Graf Mirbachs Grundanschauung, aus der heraus er im Herrenhause für Pflege und Ausdehnung der preußischen Wälder eintrat; aber im Gegensatze zu der Amtsstube wies er am 31. März 1882 auf die Notwendigkeit hin, in Ostpreußen und insbesondere im Ortelsburger Kreise die kahlen Sandrücken aufzuforsten, sowohl zur Vergrößerung des Waldgebietes als um des Klimaschutzes willen. Von dem dortigen Sande hatte der Volksmund das Scherzwort geprägt, die Hälfte der Gutsböden sei immer als Flugsand unterwegs. Durch die geologische Erforschung ist aber erwiesen, daß diese Binnenlanddünen auf altem Geschiebemergel liegen, der keinem Ackerbau nützen kann, wohl aber von den Waldwurzeln erreicht wird. Dieser ersten Anregung hat sich denn auch die Staatsregierung nicht versagt. Allerdings wünschte sie eine Erweiterung der bereits bestehenden großen Forsten: im Osten der Johannisburger und im Westen der Tuchler Heide. Hingegen wünschte Graf Mirbach eine Erweiterung des Privatwaldes im Anschluß an die landwirtschaftlich genutzte Fläche, die eine sehr viel bessere und gleichmäßigere Waldverteilung zuließ. Zugleich diente eine solche zur Befestigung des Kleinbauerntums, dem der Wald im Winter erwünschte Gelegenheit zur verdienstsicheren Arbeit bietet. Die Aufforstungen an den Grenzen der Staatsforsten entsprechen dieser Forderung schon um deswillen nicht, weil sie meistens in tiefen Einsenkungen liegen — „auf der Schokoladenseite", wie der Volksmund sagt. Und daß dies Kleinbauernlegen nicht zur Stärkung des Deutschtums diente, war auch sonnenklar. Die Deutschen wanderten ab, und an ihre Stelle trat der Pole, der die Vorteile der neuen Lage am schnellsten erkannte und auszunützen verstand. — —

Der Fürst zu Hohenlohe traf, nachdem er die Leitung der Vereinsgeschäfte übernommen hatte, unverzüglich gesunde Maßregeln zur Vereinfachung der Schreiberei zwischen dem Oberstvorsitzenden und den Landesvorständen. Zugleich wirkte er darauf hin, daß durch Einsendung von Mitteilungen in nichtjagdlichen Zeitschriften die öffentliche Aufmerksamkeit auf die guten Zwecke des Vereins hingelenkt wurde. Dadurch und indem er den Landesvorständen den größeren Teil der Jahresbeiträge zur Verwendung überließ, erreichte er, daß ihnen größtmöglicher Spielraum geschaffen wurde. Die erste Wirkung war, daß unter Berücksichtigung der Anforderungen der einschlagenden sächsischen Gesetzgebung die lange versagte juristische Persönlichkeit dem Vereine erteilt wurde.

Dies gute Beispiel hatte nun auch anregend auf Bayern gewirkt. Dort hatte der Memminger Verein schon unmittelbar nach der Dresdner Gründung sich selbständig mit 112 Mitgliedern aufgetan. Er verkündete mit herzerquickender bayerischer Offenheit:

„Der Verein geht mit gleicher Strenge wie gegen Nichtmitglieder auch gegen seine eigenen Mitglieder vor, falls diese wegen kleinerer Übertretungen sich nicht zur Selbstanzeige entschließen oder lediglich ein zweifellos entschuldbares Versehen in Mitte liegt, und hält dies für unerläßlich für seine Zwecke."

In dem Einflußgebiete des „Allgemeinen Deutschen Jagdschutz-Vereins" liegen Bestimmungen von gleich erziehlicher Wirksamkeit erst seit wenigen Jahren vor, ausgehend von dem ausgezeichneten Vorbilde, das der Oschatzer Verein gegeben hat. Auch im Erzgebirge ist dieser Gedanke aufgenommen und breitet sich jetzt nach 48 Jahren auch im Norden hocherfreulich aus. In Bayern wirkte das Memminger Beispiel zunächst dahin, daß sich auch in Nürnberg ein Hauptverein bildete, um den sich dann eine Anzahl von Zweigvereinen scharte, die sich wohl unter Nürnbergs Vorherrschaft fühlten, aber beileibe nichts vom größeren Deutschland in jagdlicher Hinsicht wissen wollten. Diese Beschränkung auf das schöne engere Vaterland hatte selbst in dem ausgezeichneten Leiter des „Deutschen Jägers", Oskar Horn, das Verständnis für Norddeutschland nur verkümmert entwickelt, obwohl er sein prächtiges Buch „Von deutschem Waidwerk" 1908 bei Parey in Berlin verlegt hat. Ein wohliges Behagen umspielte in seiner unaufdringlichen und bescheidenen Weise seine Erzählungen von Hunden, Jagden und Strecken. Aber die Aristokraten nach Standbesitz und Erziehung waren ihm unbequem.

In Österreich griff der Gedanke des Zusammenschlusses der Waidmannschaften auch stark um sich, als 1881 die Rüstungen für die Erste internationale Jagdausstellung in Cleve auf den Plan riefen. Die Führung lag bei dem nieder- und oberösterreichischen Jagdschutzverein. Neben dieser Zwillingsbildung taten sich zahlreiche Provinzialvereine auf, die zum Teil Jagd und Fischerei in Tirol und Mähren, Aussig und anderen Kronländern schützten. Außer diesen gab es auch noch Vereinigungen, die neben Forst und Fischerei den Schutz der Jagd mit bezweckten. Auf Anregung des Fürsten Starhemberg schlossen sich alle diese Vereine zusammen. Ihr Arbeiten liefen den reichsdeutschen ziemlich parallel. Die Statthalter kamen diesen Vereinen gern entgegen. Indessen trat hier wie auch in vielen norddeutschen Gebieten eine vollkommene Verkennung des eigentlichen Zweckes und Wesens des A. D. J. V. hervor. Sicherlich ist es in keiner Hinsicht den Vereinen zu verdenken, daß sie sich in der Ausübung der Jagd auf ihr Eigengebiet beschränkten, zumal die Geselligkeit in den Winterversammlungen ihre begründeten Rechte fordert. Man kann sich sogar darüber freuen, daß so viele örtliche Vereine dieser Art entstehen. Nur wird es immer schwieriger, sie zur politischen Vertretung der Jagd gegenüber einer leider noch immer

vorhandenen jagdfeindlichen Stimmung zu vereinigen. Dazu kommt noch der Umstand, daß der landwirtschaftliche Besitz durch die politische Mißwirtschaft der letzten Jahre auf den Aussterbe-Etat gesetzt wird. An die Stelle des sorgsamen Gutsherrn, dem die Jagd seinen Besitz doppelt lieb machte, tritt nun eine durchaus nicht immer waidmännische Gesellschaft; und die Behandlung der Jagd wird immer mehr in ihren geistigen Werten gesenkt. Mit Fug und Recht ist dies bereits 1917 von dem ehemaligen Leiter der bosnischen Staatsjagdwirtschaft Fr. V Laska in seiner Schädlichkeit gezeichnet und er empfiehlt in seinem Buche über den Jagdpachtvertrag als Wirtschaftsgrundlage, daß in Zukunft nicht nur das Jagdrecht verpachtet werden soll, sondern daß die Verpächter Gewähr für das Vorhandensein von so und so viel Wild bürgen müssen. Das hätte zur Folge, daß der jeweilige Pächter die Jagd nicht abgeben kann, ohne für den entsprechenden Grundbestand an Wild gesorgt zu haben. Nun liegt doch klar auf der Hand, daß dieses eine Beispiel nicht etwa vereinzelt erscheint. Es bedarf nicht der Ausführung, daß in der Handhabung des Abschusses, in der Führung der Waffen, der Wildpflege in strengen Wintern und bei Seuchen u. dgl. ein einheitlicher Plan für ganz Deutschland durchgeführt werden muß. Dazu kommt die wenig erfreuliche Tatsache, daß sich auch in dem Jagdschrifttume Gruppen bilden, denen es weniger um das hehre Waidwerk, als um den geschäftlichen Rucksack zu tun ist. In alledem ist der aristokratische Zug des alten Jagdschutzvereins nicht zu entbehren.

Hinwiederum läßt sich nicht bestreiten, daß die recht oft nicht sowohl aristokratische, als vielmehr höfische Auffassung von der Behandlung der Waidmannschaft den hochgebildeten Stand der Gelehrten, Künstler, Großkaufleute u. a. mißvergnügt machen konnte. Zum Teil hatte dies zur Wirkung, daß die in der Heimat heimatlosen Jäger in ferne Weltteile gingen und oft beneidet um ihre Beute heimkehrten. Aber auch dies Paradies wurde uns bald verschlossen, nicht so sehr durch das Ausland als durch den Geldsack und, soweit unsere Kolonien in Betracht kamen, durch die dort begangenen Fehler in der Verhätschelung der Eingeborenen, denen sogar der Abschuß von Großwild und damit dessen Ausrottung gewährt worden ist.

Alles in allem ist die Lage schwierig und durch die Entente noch besonders schwierig gemacht. Die Wirkung alles dessen ist in früheren Jahren recht oft auch verstärkt durch gelegentliche Fehler der ausführenden Organe des A. D. J. V. Anderseits haben Männer wie Major Thiel und insbesondere der frühere württembergische Oberjägermeister Freiherr von Plato das Waidwerk so hoch in Ehren gestellt, daß um ihretwillen man anderen schon mancherlei vergeben konnte.

In der Zeit dieser Wirren ist es insbesondere der im Sommer 1923 verstorbene Herzog Victor von Ratibor gewesen, der nach dem Ausbruch der Revolution Verständigung mit dem gesunden Denken und Fühlen der Arbeiterschaft suchte. Das war keineswegs so schwer, als Hinz oder Kunz es sich vorzustellen vermochten. Vielmehr konnten wir vor einer in das Automobilklubhaus einberufenen Versammlung von Parlamentariern, unter ihnen einigen sehr weit links stehenden, darlegen, daß die Jagd gerade in den Republiken am besten verstanden und das edle Wild dort am besten geschützt sein konnte. Ich wies in einem scherzenden Vergleiche zwischen der Begeisterung der Amerikaner für Tody (Buffalo Bill) und Thedy Roosevelt darauf hin, daß der Büffeltöter Tody die beliebteste Heldengestalt aller Kuhjungen war, hingegen Thedy Roosevelt durch die weitgehenden Schongesetze und seine Ermahnungen zur Schonung des Wildes gleicherweise Liebling der Bevölkerung ward. Und in der Schweiz? Ist die nicht auch eine Republik? Dort war der Gemsenschießer Colani der Liebling des Volkes; jetzt aber hat die freie Schweiz dem Krickelwilde genügende Schonung und selbst dem Bären in Graubünden in dem zum Naturschutzparke erklärten Urwalde am Ofenberge, im Val Scarl und im moosgrünen Val Mingir unter der silbern leuchtenden Pyramide des Piz Plavna eine gesetzlich geschützte Heimat gesichert. Warum sollen nicht auch Republiken sich zur Hochherzigkeit erziehn lassen?

So viel freilich steht fest, daß zur Behandlung solcher Fragen eine leichte Hand und der erforderliche Mutterwitz gehört, der sich ja erfreulicherweise bei der Jagd und der Beobachtung des Tierlebens frischer herausbildet als im verschnupfenden Amtsstubengeruche.

Hierfür hat der verstorbene Herzog von Ratibor ein außerordentlich fein entwickeltes Verständnis bekundet. Das ist ihm hoch gedankt und wird auch seinem Nachfolger die keineswegs geringe Arbeit sicherlich sehr erleichtern. Die deutsche Waidmannschaft aber wird zweifellos auch unter der Führung des Fürsten E r n s t z u S t o l b e r g - W e r n i g e r o d e dies als ihre Hauptaufgabe erblicken. Und wenn sie auch am 15. März bei dem Vergleich zwischen heute und damals einer wehmütigen Stimmung sich nicht wird enthalten können, so weht das weg der frische Morgenwind: Deutschland braucht Männer und die sind immer noch am allerersten bei der grünen Farbe zu holen!

Positano

Eine Frühlingsfahrt von Julo Fehr

Mit der Wiedergabe von 11 Aquarellen des Künstlers

Positano, Provinz Salerno, am Fuß und den Hängen des steil in die Bucht von Salerno abfallenden Monte San Angelo malerisch gelegen. 1300 Einwohner. Im 13. Jahrhundert wichtiger Hafen, blühende Stadt von 35 000 Einwohnern. So meldet der Reiseführer.

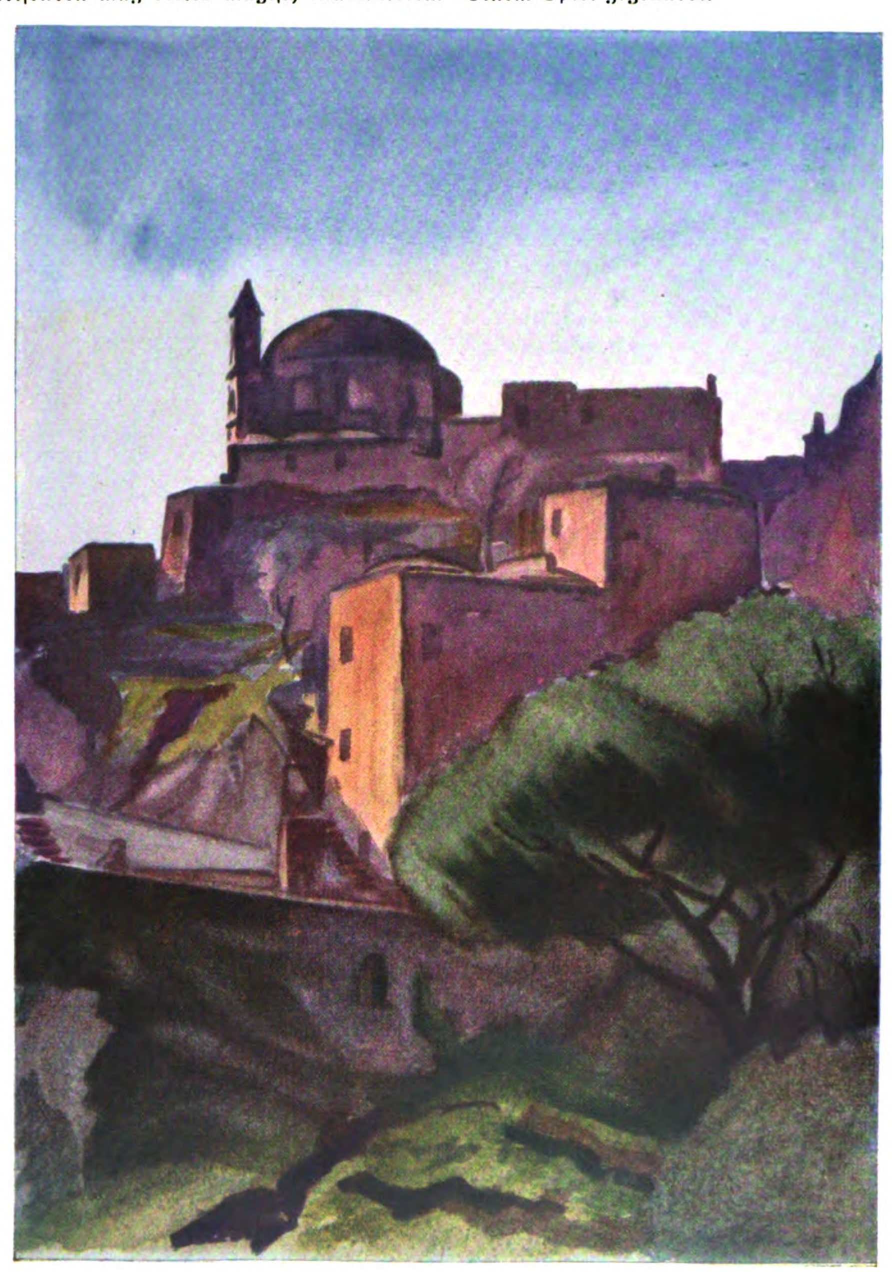
Dieser Ort liegt im Sterben. Stirbt unbekümmert und mit Grazie. Die lachende Sonne duldet kein tragisches Besinnen. Noch einmal zucken kleine, tänzelnde Flammen. Fremd schon in der längst ins Sinnlose entrückten Vergangenheit. Bedeutungslos und weniger am Platze als der zugereiste Beschauer, der in romantischem Träumen Verwehtes wieder zurückbannt, sich begeistert am Reiz der Patina. Wo bleibt der Sinn, wenn in Palästen Bettler hausen; wenn dort, wo einst Wege Welten verbanden, wo Geist und Kraft geschäftig zum Spiegel des Weltbildes werden durften, wenn dort auf versandetem Hafen Männer die Tage im Spiel verbringen! Das Leben ist auf den Augenblick gestellt. Es sperrt kein Ziel ins Joch aufbauender Arbeit.

Wenn ich auch ganz den Stätten des zielbewußten Schaffens, den schlagenden Pulsen zugewandt, so spricht mein Herz doch für die Orte des unbekümmerten Daseins, der Zwecklosigkeit, dieses reinsten Luxus. Ich liebe die Atmosphäre dieser Orte. Ihre Seele — nicht ihre Menschen. Zu den meisten finde ich keine und will ich keine Brücken schlagen. Nur dem Zauber, dem unfaßbaren Duft, der über allem und jedem liegt, bin ich hingegeben.



Blumenverkäuferin in Positano. Aquarell

Ja, verzaubert ist dieser Ort. Aus allem zu Irdischen losgelöst. Kein Zweck, keine Richtung erkennbar. Die Stimmung des Reisenden mag vieles magisch illuminieren. Er, der sich selber für eine Zeit abseits stellt von „seinem Leben“. Jetzt nur gewillt, wie im Parkett, unterhaltener Genießer zu sein. Einem Spiel gegenüber.



Mühle. Aquarell

Positano, 24. 2. 24.

Fünf Stunden sind wir von Vietri nach Positano gefahren. Unverzagt, ohne zu rasten, trotteten die kleinen Gäule auf der „schönsten Straße der Welt“. Schwindelnd hoch über dem brausenden Meer, durch die öde Starre gigantischer Klüfte. Senkrecht stürzen die grauen Berge in die See. Ein schmaler Streif ist die Straße in ihre Härte graviert. Tausend Fuß über dem Meer.

Mehr und mehr sind die Schatten um uns gesunken. Wir fahren in den Abend, in die Nacht. Wenig ist zu erkennen von den Orten, durch die wir kommen: eine Bucht glitzernder Lichter im dunklen Samt der Nacht; dann, wie die Wagen im lärmenden Geratter aufzuwachen scheinen, ein paar helle Kulissen brüchiger Häuser, forschende Gesichter. Leuchtkäfer, aufflammend und im gleichen Moment ins Nichts zurücksinkend! Amalfi: Vision Genua. Hohe Fassaden mit übertrieben gerecktem Erdgeschoß.

„Letzter Gruß der Kultur!" ruft S. aus dem hinter uns fahrenden Wagen, und wie T. und ich uns umdrehen, deutet er zu der funkelnden Lichterreihe des Hotels Cappuccini hinauf. Der Wagen rollt dumpf in einen langen Tunnel. Fährt wieder auf der einsamen Straße. Weiter in das unbekannte Dunkel. Es ist uns, als ob wir den sicheren Boden der Zivilisation verlassen. Wir gleiten in das Abenteuer.



Nina. Studie

In stockfinsterer Nacht halten wir vor einem beleuchteten Zimmer. Leute treten heraus, begrüßen uns lächelnd, packen unsere Koffer, nötigen uns in den Palazzo. Wir sind im „Hotel Roma".

Im Gastzimmer, in das zwei Azetylenflammen ihr weißes Licht strahlen, sind die Tische vollbesetzt. Wir sind überrascht, ausschließlich deutsch sprechen zu hören. Es ist phantastisch und irgendwie rührend: inmitten des großen, fremden, rätselvollen Dunkels dieser kleine leuchtende Würfel, in dem ein Stück Deutschland eingefangen ist.

Positano, 25. 2. 24.

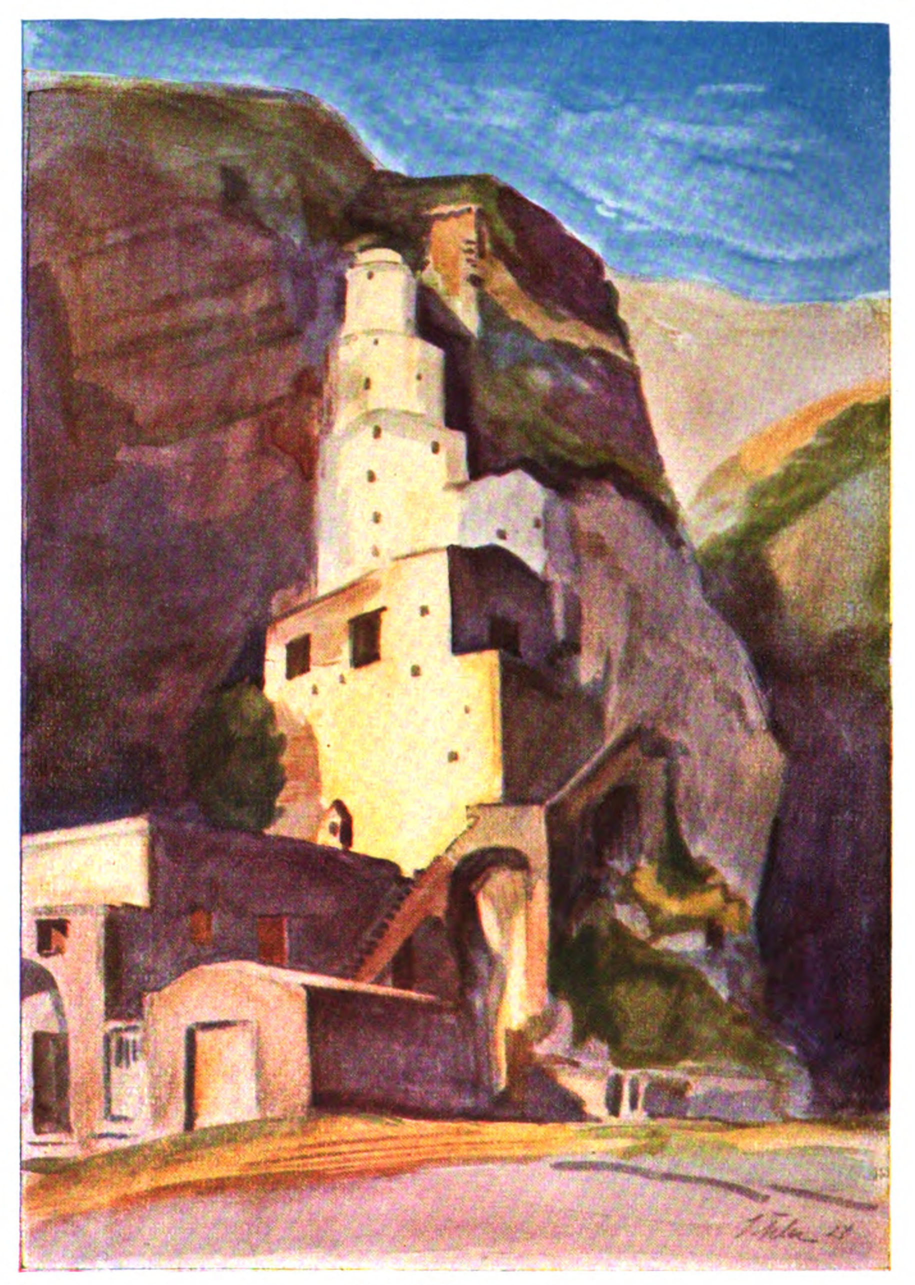
Köstliches Erwachen am Morgen. Italien! Vor uns, so weit der Blick reicht, das tosende, giftgrüne Meer. Im Halbbogen gewaltige Berge, die ihre Nasen steil in die See vorschieben. Wir befinden uns im Scheitelpunkt einer großen Bucht. Eingebettet in grüne Zitronengärten liegt unser Haus. Blühende und doch an Früchten schwer sich beugende Bäume. In blütenbestreuten Terrassen wogt es zum Meer hinab. Silbriggraue Schleier in den Zweigen der Olive. Aus den Felsen hängen wie Kobolde riesige Kakteen und Aloeen. Auf dem Meer herrscht tobender Sturm. Wir stehen an geschützter Stelle, verspüren nicht den geringsten Wind. Draußen aber tost und wütet es. In maßloser Wut fegen die Wellen heran. Lange, weiße, wehende Mähnen. Haushoch sprüht dann der dampfende Gischt. Wir sind begeistert.



Anita. Studie

Positano, 26. 2. 24.

Entzückt sind wir von der seltsamen Schönheit Positanos. Wun-



Neue Kirche. Aquarell

dervolle Häuser von glücklichen Ausmaßen, in farbigem, von der Zeit getöntem Anstrich. Paläste in bescheidenem Sinn. Barocke Verzierungen; durchweg schöne, von Wappen gekrönte, steinerne Portale. Alles im Zustand jammervollen Verfalls. Oft das obere Stockwerk mit leeren Fensterhöhlen, eingestürzten Dachkuppeln. Ein paar bewohnte Zimmer darunter. Von der großen Straße abgesehen, die den Ort oben in weiten Windungen umschlingt und in Serpentinen zur Mitte herunterführt, nur enge, halsbrecherische Treppen und Gäßchen.

Unten am Strand, an der Marina, das Symbol, die Seele Positanos: die Madonna madre. Hart am Saum des Meeres stehend, den Blick auf die Madonna gerichtet, begreift man die Anlage der Stadt. Wie ein Kegel



Blick auf die Mutter Gottes-Kirche. Aquarell

im Mittelpunkt der von hohen Bergen umspannten Bucht steht die Kirche mit den angeklebten Häusern. Das „Motiv"! An den Hängen bauen sich amphitheatralisch die zwischen Zitronen und Weinterrassen liegenden Häuser auf. Zur Linken beängstigend eng aufeinander geschachtelt.

Der befremdend dunkle Strand (winzige Kristalle vom hellsten bis dunkelsten Grün färben diesen Schmutzton) ist wie ein Fußabstreifer vor den Ort gebreitet. Ein paar, von zwei wehleidigen Vestibüllöwen bewachte Stufen, führen auf einen winzigen Platz, dem Forum, Börse, Korso, Puls Positanos. Zwei bescheidene Cafés zu jeder Seite.

Positano, 4. 3. 24.

Vom tütenblauen Himmel strahlt die Sonne. Ich habe oben in der Citta morte aquarelliert. Eine enge Schlucht zwischen



Neue Straße

verrotteten, in verblichenen maurischen Streifen getönten niedrigen Häusern. Ein kleiner Glockenturm zackt über den weißgrauen Blasen der Dächer. Hinter ihnen aufsteigend schimmernd grüne See und der im frühen Morgen funkelnde Himmel. Riesige Kakteen, schief aus dem Verfallenen wuchernd, machen das Bild vollends afrikanisch.

Ich spähe über den Hang hinab zur Marina. Ein kleines rosa Blütenblatt liegt hingeweht auf den dunklen Sand. Ich erkenne T.

Wie ich zu T. trete, sitzen bei ihr die Schwestern V. Da ich das Italienische nicht sonderlich beherrsche, horche ich nur auf die musikalische Modulation ihrer Sprache und beginne die reizenden Geschöpfe zu skizzieren. Sie repräsentieren den hier merkwürdigerweise seltenen Typ der Süd-Italienerin. Mittelgroß, schlank gegliedert, von glücklicher Proportion. In den Bewegungen von beherrschter Leidenschaft. Fein gedrechselt die Gelenke. Merkmale einer alten Rasse. Starke, in dunkles Blau spielende Haare. Vergilbtes Pergament, gelbes Elfenbein der Teint. Edel und doch schon afrikanisch die leichte Wölbung von Stirne, Nase und Auge. Diese bezaubernden Augen der Kinder mit den scharf gezeichneten schwarzen Wimpern!

Spellen von Bocciakugeln und lärmendes Lachen schallt zu uns herüber. Vor uns, hinter der Gänseschar der Boote mit ihren aufgereckten bunten Hälsen toben die unermüdlichen Spieler. In wieviel Orten habe ich nicht das leidenschaftlich geliebte Boccia spielen sehen! Nie aber mit dieser fanatischen Lust, diesem Aufwand an Zeit und Lungenkraft. Nie so über alle Maßen miserabel. Nicht einmal zu einer Bahn haben sich die guten Leute aufgeschwungen. Allem Planmäßigen feind schmettern sie in unbekümmerter Freude die Kugeln auf dem Strand herum. Von ihrem Geschrei und wil-

den Gestikulationen abgesehen, repräsentiert sich die Bande wenig italienisch. Diese Leute in gut sitzender Hose, schmalem Ledergurt, karierten Reisemützen, mit dem englischen Seehundsschnurrbart oder der kleinen Zahnbürste, oft stahlgrauen Augen, würden stilgemäßer den Peer von Liverpool bevölkern. Fast alle beherrschen die englische Sprache. Es sind auf Reisen entfärbte Italiener. Das Englische wird zum Scheidewasser. Durchweg alle englisch Sprechenden sind unliebsame, unhöfliche Gesellen. Der nicht yankeesierte Positaner dagegen ist von liebenswürdiger, chevaleresker Zuvorkommenheit.

Positano, 10. 3. 24.

Auffallend ist die Freude am Lärm. Schreien und überlautes Hantieren ist keineswegs nur die selbst unbeobachtete Begleitung eines sprudelnden Temperaments. Es wird als Steigerung des Daseins empfunden. Ja, es wird zum Ausdruck ihres Madonnenkults.

Heute, während ich an der großen Straße male, schallt wieder von der Chiesa nuova das Schießen herüber. Tagtäglich knallt



Mädchen von Positano

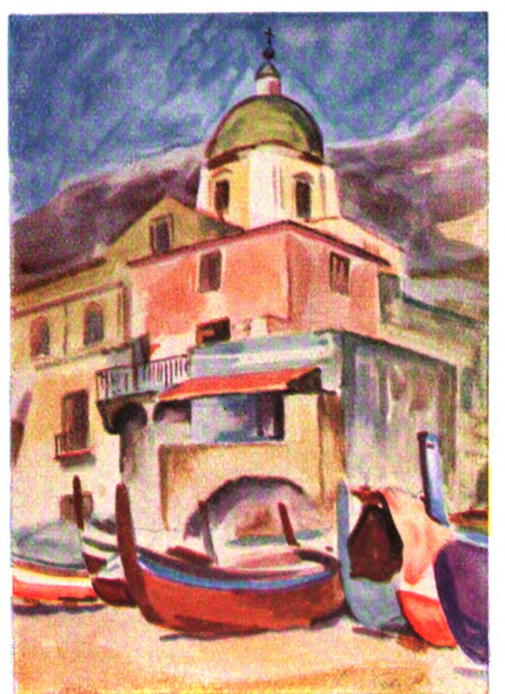
es da oben. Jetzt eine ganze Salve und darauf, kaum ist das endlos in den Bergen widerkrachende Echo verhallt, eine Serie von Kanonenschlägen, daß ringsumher die Felsen wie Glockenwände schwingen.

Abends im „Roma" erhalte ich Aufklärung. J. verschafft mir einigen Einblick in die Psyche der Positaner. Die Schüsse oben an der Chiesa nuova erschallen zu Ehren der Madonna. Im vergangenen Sommer wurde dem Ort von Angehörigen in Amerika (es leben weit mehr Positaner drüben als in Positano selber) eine größere Summe gestiftet. Es soll sich um zweitausend Dollar gehandelt haben. Die Positaner opferten das Geld in Schall und Rauch der Madonna. Man trug in feierlicher Prozession die Statue an die Marina. Stundenlang wurde zur Freude der Heiligen mit Handgranaten geworfen. Böller auf Böller. Donnern und Prasseln. Ein Höllenspektakel. Die gewaltige Schlucht schien in die Luft zu krachen.

„Heiden," sagt Professor T. „Ihr ganzer Madonnenkult ist primitives Heidentum." Und er



Celeste. Bildnisstudie



Marina mit der Mutter Gottes-Kirche

erzählt, wie jede Gemeinde eifersüchtig ihre Madonna für die beste, stärkste, wundertätigste hält. Die von Positano hat allerdings auch in anderen Gemeinden Geltung. Die Bewohner der ganzen Umgegend pilgern zu ihren Festen. Der Sage nach soll die Statue aus Amerika stammen. Ein Schiffbruch warf sie an den Positaner Strand. Als Abschluß der Feste besteht die mystische Handlung, daß die Feiernden am Strande knien und mit den Händen im Sand graben. Sie suchen nach kleinen durchlöcherten Steinen. Dies sind die Male der verehrten Hände der Madonna da Positano, die sie hinterließ, wie sie voll Todesangst sich mit ihren Fingern die glatten Felsen hinauf ans Land krallte. Glückbringende Kraft hat dieser am Festtag gefundene Stein.

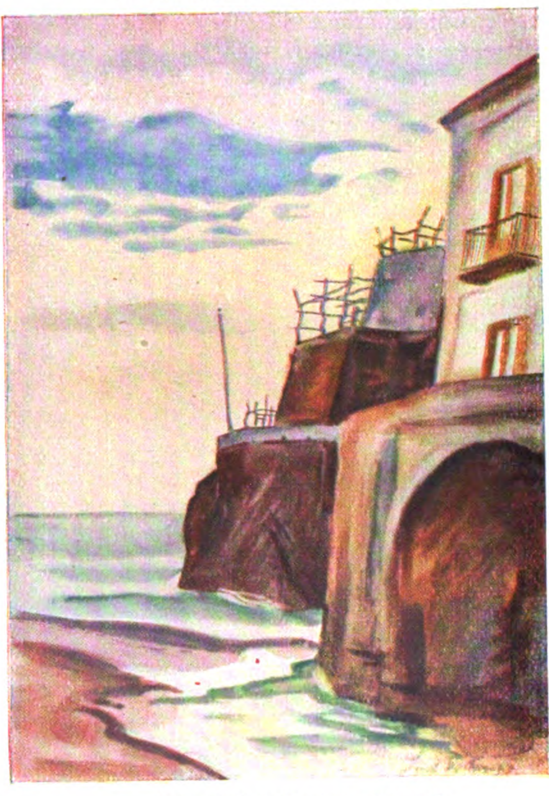
Positano, 28. 3. 24.

Am frühen Morgen stehen wir auf unserer Terrasse. Wie immer in den letzten Tagen hängt auch heute am Gipfel des Monte commune die unsympathische, schlecht Wetter verheißende, milchige Wolke. Bis weit hinaus ist das Meer lehmfarben und wie mit treibendem Stroh bedeckt.

Plötzlich packt mich S. am Arm und deutet erschreckt auf den Hang oberhalb der Chiesa nuova, uns genau gegenüber. Wir sehen, wie hoch oben, dicht unter dem Nebel der hängenden Wolke, der Berg in einer häßlichen Furche aufbricht. Unter dumpfem Donnern stürzen gewaltige, zähe Massen. Reißen die Terrassen in fürchterlichem Sturz herab. Infernalisch schrillen die im tobenden Fall sich reibenden Felsmassen. Bäume splittern wie Streichhölzer. Unaufhaltsam braust der schreckliche Strom den Berg herunter auf Positano zu. Ein gewaltiger Wassersturz tost hinterher. Die Bergnase zwischen uns und dem eigentlichen tieferen Ort läßt nicht erkennen, wie die Lawine im Tal weiterwütet. Wir hören nur das dröhnende Poltern, das unheimliche Knirschen der Steine und das sausende Rauschen von Wasser.

Wieder donnert es dumpf. An einer anderen Stelle klafft der Berg. Ein grauer Strom wälzt hinunter. In seiner Richtung — ein kleines helles Haus! Wir starren entsetzt, versteinert. Fort! Weggewischt ist der weiße Fleck. Ein Sturzbach, aus dem riesige Felsbrocken springen, jagt über die Stelle, wo eben noch das Häuschen stand.

Jetzt sinken in dichter, flockiger Wolle die Wolken über Positano herab. Bis zum Vorsprung, der die große Schlucht ab-



Haus an der Marina. Aquarell

schließt, können wir nur noch sehen. Scharf steht die Silhouette des Felsens vor dem weißen Nebel, der bis zum Meer herunterkriecht.

Das Meer selbst liegt frei vor unseren Blicken. Wir erkennen treibende Bäume. Nackte, von Blättern, Ästen, Rinde entblößte Bäume. Heruntergerissen von den Terrassen. Zerknickt, zerfetzt, ja poliert von den strömenden Massen.

Dumpfes Dröhnen. Neue Rutsche. Unmöglich zu sehen wo. Aus den bergenden Wolken klingt das entsetzliche Poltern unbarmherziger Vernichtung. Abschätzend blicken wir zum Hang hinter unserem Palazzo hinauf. Ein hängender Garten und oben auf senkrechtem Fels der Friedhof. Schief und klein winkt ein weißes Kreuz.

„Die Toten werden über uns kommen!" Der Satz ist kaum gesprochen, da poltert und tost es oben. Grollender Donner. Zwei . . . drei entsetzte Herzschläge! Doch dann hören wir das Brausen des Wassers entfernt zu unserer Linken.

Durch den rieselnden Regen eilen wir zur Chiesa madre hinunter. Dort auf dem Platz wogen schwarze Regenschirme. An der Balustrade, an der Treppe staut sich die Menge. Wir zwängen uns durch und erblicken statt der täglich begangenen Gasse einen brausenden Strom. Schmutzig braun, fast mannshoch tobt das Wasser an den Häusern entlang. Fässer, Säcke, Tische, Türen, alles mögliche schießt tänzelnd vorbei. Die Positaner unter ihren Regenschirmen geben sich teilnahmlos, ja lachend, der Sensation hin. Fürs erste denkt niemand daran, eine Hand zu rühren. Mag das Zeug ruhig ins Meer treiben. Bis ein paar fremde Maler zugreifen. Es ist die höchste Zeit, denn die Trümmer klemmen sich, eine Stauung entsteht. Die Häuser sind in Gefahr, eingedrückt zu werden. Es entschließen sich ein paar Einheimische, mitzuhelfen. Ein Anker wird in die Barrikade geworfen. Verzweifelt ziehen die auf den schon überspülten glatten Türstufen stehenden Männer. Da kräht ein aufgeregter Diskant, und ein Mann in Schiffermütze verbittet sich fluchend, daß man mit seinem Anker hantiere. Einige aus der Menge scheinen ihm durchaus recht geben zu wollen. Doch helle Entrüstung anderer entscheidet für die Hilfsbereiten. Es gelingt, den Damm zu zerreißen, und das befreite Wasser braust, um eine Ecke hoch aufprallend, zum Meer.

Auf der oberen Straße, soweit sie nicht verschüttet oder in den Abgrund gerissen ist, steigen wir vorsichtig herum. Scheu blicken wir zu den Terrassen über uns, aus denen sich jetzt noch Steine und Mauern lösen. Auf Schritt und Tritt Felstrümmer, Bäume, Schutthalden. Wir übersehen die Verwüstungen. Fünf große Rutsche und viele kleinere Terrassenstürze. Was in jahrhundertelanger Arbeit und Pflege dem Boden abgerungen, fruchtbare Gärten mit dem alten Bestand an Oliven, Zitronen, Wein, ist sinnlos unbarmherzig in wenigen Minuten vernichtet. Ein Hang herrlicher Oliven am Monte commune ist schrecklich verwüstet. Wir treffen den Besitzer, und V., der ihn kennt, will ihm ein paar teilnehmende Worte sagen. Er wehrt lässig ab: „Ich habe genug zum Leben. Ich bin gesund!"

Wie durch ein Wunder sind Menschenleben glücklicherweise nicht zu beklagen. Auch abgesehen von kleinen Häusern am Hang und der vom Wasser durchschlagenen Bäckerei, sind die unteren Wohnungen durchweg verschont geblieben. Überall preist man die segnende Hand der Madonna da Positano! Denn im grausigen Gegensatz zu diesem Glück im Unglück steht das Entsetzen im Nachbarort Vettica. Dieser wurde fast vollständig ins Meer geschmettert. Grausig, das Denken an die armen alten Frauen, die in ihren Todesängsten Schutz bei ihrer Madonna suchten und mit ihrem Pfarrer (man spricht von fünfzehn Personen) mit der zusammenbrechenden Kirche in die Tiefe stürzten.

An der ganzen Küste, von Vietri bis über Positano hinaus, haben Rutsche stattgefunden. Das romantische Villago dei Mulini und Vettica sind nahezu restlos verschwunden. Hundert Menschen sollen umgekommen sein. Die Ursache der Katastrophe ist in dem unaufhörlichen Regen der letzten Tage zu erblicken. Seit fünfzig Jahren (damals fand ein ähnliches Unglück statt) sind derartige Niederschläge nicht beobachtet worden. Dann allerdings in der verhängnisvollen Sorglosigkeit der Bewohner, die die Abflußöffnungen der Terrassen verwuchern ließen. Die Mauern vermochten das Übergewicht der angestauten Wassermengen nicht mehr zu stützen. Die obersten Terrassen brachen auf die unteren, die Steile der Hänge verdoppelte die Wucht der Schwere, und die schrecklich anschwellende Lawine riß im reißenden Strom unbarmherzig alles mit sich fort.

Positano, 10. 4. 24.

Ich stehe an der Reeling des schaukelnden Dampfers. Aus den gefährlich auf- und niedertauchenden Booten werden die Koffer herüberjongliert. Heiser dröhnt die Sirene. Der alte Kasten beginnt zu stampfen. Mit einem letzten Blick umfasse ich Positano. Der junge Morgen strahlt unbekümmerte Freude über den bunten Zirkus der Häuser. Leuchtend grüßt die Madonna herüber. Was wollen die paar Sorgenfalten bedeuten, die braun die Hänge durchziehen! In ein paar Monaten wird sie die lachende Sonne geglättet haben. Klein und kleiner werdend, tanzen die Boote vor dem dunklen Strand. Unser Palazzo ist nur noch ein winziger weißer Fleck. Madonna madre verklingt im Grau der Küste. Düster tauchen die Felsen der Sirenen-Inseln auf. Der Dampfer schwenkt in einem leichten Bogen, wir fahren Neapel zu.

Der deutsche Staat und die Reformation

Von Dietrich Schäfer

Jedermann weiß, eine wie schwere Belastung unseres staatlichen Lebens die Spaltung in zwei Bekenntnisse darstellt, zumal das Bedenkliche unserer mitteleuropäischen Lage hinzutritt. Sie teilen sich ungefähr hälftig in die auf der Erde vorhandenen Deutschen. Im Reiche bilden die Evangelischen eine Mehrheit, aber entfernt nicht groß genug, um ohne Rücksicht auf die katholische Minderheit (erheblich mehr als ein Drittel) regieren zu können.

Man muß im Auge behalten, daß unser Volk als einziges unter den größeren europäischen Völkern mit dieser Erschwerung seines staatlichen Daseins zu ringen hat. Frankreich zählt zwischen 8- und 900 000 Protestanten; sie spielen politisch keine Rolle. In England und Schottland haben sich im Laufe des 19. Jahrhunderts die Katholiken durch irische Einwanderung stark gemehrt; als Partei sind sie im Parlament nicht hervorgetreten. Von den übrigen Staaten Europas sind die Schweiz und die Niederlande konfessionell gespalten. Beide Länder haben eine evangelische Mehrheit, aber in den Niederlanden ist fast ein Drittel, in der Schweiz sind zwei Fünftel der Bevölkerung katholisch. Alle anderen Völker Europas, größere wie kleinere, gehören so gut wie geschlossen einem Bekenntnis an. In den Niederlanden und der Schweiz kann man auf ähnliche Folgeerscheinungen hinweisen wie in Deutschland.

Daß es von Wichtigkeit ist, über das Werden dieses Zustandes unterrichtet zu sein, wird niemand bestreiten. Allein wenn diese Voraussetzung erfüllt ist, kann man seine Bedeutung richtig einschätzen und die eigene Haltung entsprechend bestimmen. Wie ist es gekommen, daß allein Deutschland von der Glaubensspaltung betroffen wurde? Die Niederlande und die Schweiz sind es auch nur, weil sie zur Zeit der Reformation noch Teile des Deutschen Reiches waren.

Religion und Volkstum, Kirchenbildung und Staatsentwicklung stehen geschichtlich in engstem Zusammenhang. Wir wissen nicht anders, als daß in allen ursprünglichen Verhältnissen die Religion an das Volkstum geknüpft war, und daß sie bei dessen staatlicher Ausgestaltung in unlöslicher Verbindung mit ihm blieb. Christus mahnte als erster: „Gehet hin und lehret alle Völker!" Aber wie hervorgehoben worden ist, daß im Dienste der Religion, deren Verkünder lehrte: „Gott wohnet nicht in Tempeln, mit Menschenhänden gemacht", die gewaltigsten Kirchenbauten entstanden sind, welche die Erde kennt, so kann man auch sagen, daß Christi Lehre vom Verhältnis der Religion zum Volkstum sich im Lauf der Geschichte in ihr Gegenteil verkehrt hat. Das Christentum hat Verbreitung gefunden auch über die Kreise des Judentums hinaus, aus dem es hervorging; aber daß es zur Herrschaft gekommen ist im ganzen weiten römischen Reiche, das verdankt es seiner Verbindung mit eben diesem Reiche. Konstantins Übertritt ist entscheidend geworden für die weltgeschichtliche Bedeutung des Christentums; ohne den engen Anschluß an den Staat ist sie nicht denkbar.

In diesem Zusammenhang drängt sich die Frage auf: „Was bedeutet im geschichtlichen Leben die Idee, was weltliche Macht?" Es hat noch keine Idee gegeben, die sich zu menschheitbewegender Bedeutung erhoben hätte ohne Inanspruchnahme realer, weltlicher Mittel. Idee und Macht, Gedanke und Tat hängen zusammen wie Leib und Seele, Körper und Geist; eins ist ohne das andere nicht denkbar. Die Religion greift an den tiefsten Grund des Menschenherzens. Aber ihre Lehren führten noch immer zum Sektenwesen, wenn sie nicht durch Anschluß an den Staat zu fester Kirchenbildung gelangten. Wer die römische Kirche in Mittelalter und Neuzeit nicht als einen Staat auffaßt, versteht sie nicht. Staaten haben sich in den Dienst der Kirche stellen lassen; aber nie ist es der Kirche gelungen, die Staaten über die sie trennenden Fragen hinweg zum gemeinsamen Eintreten für kirchliche Machtbestrebungen zu gewinnen. Im Mittelalter haben christliche Fürsten um politischer Vorteile willen Verbindungen geschlossen mit Ungläubigen; die Neuzeit sieht den allerchristlichsten König von Frankreich in Verbindung mit dem Großtürken gegen das Deutsche Reich. In der Zeit der Gegenreformation sind alle Bemühungen, einerseits eine katholische, anderseits eine evangelische Allianz zusammenzubringen, gescheitert; Spanien und Frankreich ließen sich auch im Interesse des Glaubens nicht vor einen Wagen spannen und ebensowenig Dänemark und Schweden.

Was so die religiöse Idee nicht vermochte, hat noch viel weniger die politische fertiggebracht. Die Heilige Allianz mit ihrer Tendenz zur Erhaltung des Bestehenden ist als-

bald in die Brüche gegangen, als sie einzelstaatliche Gegensätze auszugleichen hatte. Die weit verbreitete Auffassung, von der z. B. auch Bethmann Hollweg beherrscht war, daß es sich in der großen Politik um den Gegensatz der konstitutionellen und der absolutistischen Regierungsweise handle, hat im Weltkriege in dem Bündnis der Demokratien des Westens mit dem Zarentum ihre gründliche Widerlegung erfahren. Auch die kaiserliche Mahnung: „Völker Europas! Wahret eure heiligsten Güter!" sah die Weltlage in falschem Lichte. Deutschlands Feinde, Wortführer der Menschheitskultur mit jeder nur erdenklichen Phrase, haben Farbige aller Schattierungen unter Waffen gestellt, den verhaßten weißen Gegner niederzukämpfen. So wird auch die Vorstellung deutscher betrogener Betrüger, die Welt durch die Internationale von allem Unfrieden befreien zu können, sich als leerer Wahn erweisen, dazu noch als ein Wahn, für den unser Volk das Reugeld zu zahlen hat. Die Menschen handeln als Gesamtheit auf Grund ihrer staatlichen Einordnung und nicht nach Bekenntnis, Weltauffassung oder Rasse.

Das Vorherrschen des Staatsgedankens im Völkerleben muß man sich auch gegenwärtig halten, wenn man das Verhältnis von Staat und Kirche im eigenen Volke verstehen will. Über die Bekehrung der Germanen zum Christentum sind wir mangelhaft genug unterrichtet. Das aber ist gar nicht zu verkennen, daß dabei nicht allein das verkündete Wort, sondern auch die hinter ihm stehende Macht eine Rolle gespielt hat. Nicht nur der Übertritt Chlodwigs, sondern auch was wir über die besser beleuchteten Zeiten der Bekehrung der Angelsachsen und der skandinavischen Germanen wissen, belehrt uns darüber. Wie Karl der Große die Sachsen zugleich zu Christen machte und ins Fränkische Reich einfügte, ist weltbekannt. Zum Verständnis dieser Hergänge, wie überhaupt der Verbreitung des Christentums muß man sich klarmachen, daß Christi Weisung: „Gehet hin und lehret alle Völker!" insofern stets lebendig geblieben ist, als der Christ sich immer verpflichtet fühlte, seine Mitmenschen im weitesten Umfange an den Segnungen seines Glaubens teilnehmen zu lassen. Zum Unterschiede vom Muhamedanismus, der es vor allem auf Herrschaft, weit weniger auf Verbreitung der Lehre abgesehen hat! Daher die zahlreichen Rajah, die beherrschten Ungläubigen! Hier liegt der Grund, daß die jahrhundertelange Herrschaft der Muselmänner auf der Pyrenäischen Halbinsel so gut wie spurlos hat verschwinden und die türkische Bevölkerung der Balkanhalbinsel nach einem halben Jahrtausend der Unterjochung in unseren Tagen als dünne Oberschicht hat weggewischt werden können. Die Russen, obgleich Christen, sind in diesem Punkte, wie in anderen, orientalischem (asiatischem) Brauche gefolgt. Sie waren Herren in gewissen Teilen des Baltenlandes, als die Deutschen um die Scheide des 12. und 13. Jahrhunderts anfingen, dort ihre Macht aufzurichten. Um den Glauben ihrer Untertanen haben sie sich nicht gekümmert; sie waren mit Tributzahlung befriedigt. Erst die Deutschen haben das Werk der Bekehrung begonnen und, wie es nach abendländischer Auffassung gar nicht anders denkbar war, auch binnen kurzem vollendet.

Aus dem Reiche Karls des Großen ist das Deutsche Reich hervorgegangen. Es ist unter Otto I. zu einer Macht gelangt, die ihm den Vorrang sicherte unter den Staaten des Abendlandes. Unter Karl dem Großen hatte sich — nicht von ihm ausgehend, sondern vom Papste, auch nur dem Namen, nicht der Sache nach — eine Wiedererstehung des römischen Kaiserreichs vollzogen. Die Kirche brauchte eine Stütze durch weltliche Macht. So wurde sie Hauptvertreterin der Auffassung, daß die Christenheit nicht nur eine kirchliche, sondern auch eine staatliche Einheit darstellen müsse. An der Hand der Kirche hat auch König Otto sich zum Kaiserthrone geleiten lassen. Er trug seit 982 neben der deutschen Königs- die römische Kaiserkrone. Es sind seitdem entfernt nicht alle deutschen Könige auch römische Kaiser gewesen; aber auf die höchste Würde der Christenheit hatten fortan nur noch deutsche Könige Anspruch. Kein Herrscher eines anderen Volkes hat die römische Kaiserkrone getragen, wenn auch verschiedene hier und dort den Titel (imperator) angenommen haben.

Entsprechend neuzeitlicher Denkweise, die aufs Konkrete eingestellt ist, verbindet man mit der Kaiserwürde den Anspruch auf ausgedehnte Herrscherberechtigung. Ein solcher hat nie bestanden, auch bei den machtlüsternsten Oberhäuptern des Deutschen Reiches nicht. Die Stellung der deutschen Könige in Italien und Burgund beruht nicht auf der Kaiserwürde — sie ist besonders erworben worden — ebensowenig die dauernd über Böhmen, kürzere oder längere Zeit über Polen, Dänemark und Ungarn geübte Herrschaft. Man begeistert sich heute am „heiligen römischen Reich deutscher Nation". Man begeistert sich an einer inhaltleeren Phrase: Es hat nie ein heiliges römisches Reich deutscher Nation gegeben, das als solches in der Lage gewesen wäre, ausschlaggebende Macht zu üben. Das eigentliche Mittelalter kennt

die Bezeichnung überhaupt nicht. Erst unter Konrad II. wurde „römisches Reich“ üblich, unter Wilhelm von Holland, der doch wahrlich kein Repräsentant deutscher Macht war, „heiliges römisches Reich“. Das Wort Nation kommt im staatlichen Leben erst im 15. Jahrhundert auf; es wurde dem Gebrauch der großen Konzilien entlehnt, die sich (nach Universitätsbrauch) nach Nationen gliederten. Es wurde dem Titel unter Friedrich III. hinzugefügt, unter dessen Regierung bekanntlich „des Reiches Herrlichkeit in einem Ochsenwagen daherfuhr“. Die volle Bezeichnung „heiliges römisches Reich deutscher Nation“ findet sich zuerst im Kölner Reichstagsabschied von 1512, ist aber noch im Laufe des 16. Jahrhunderts wieder in Abgang gekommen. Es ist nichts anders, der volltönende Klang stellte sich ein, als es keinen Inhalt mehr gab.

Denn längst war das Reich, das als solches Macht geübt hatte, verschwunden. Es ist Brauch geworden, die Reformation verantwortlich zu machen für Deutschlands staatliche Schwäche und Uneinigkeit. Es liegt ja für oberflächliche Kenntnis so nahe, der kirchlichen Spaltung solche Wirkung zuzuschreiben. Seitdem Johannes Janssen seine „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters“ schrieb (der erste Band erschien 1878), ist das besonders in den katholischen Kreisen unseres Volkes die herrschende Auffassung geworden. Janssen sieht auf allen Gebieten des deutschen Lebens seit dem Ausgang des Mittelalters nur Niedergang. Daß unser Volk im Mittelalter Zeiten hoher Blüte erlebte, erkennt jeder, der auch nur unsere mittelalterlichen Bauten ins Auge faßt. So weit sie städtischen Ursprungs sind, entstammen sie weit überwiegend dem späteren Abschnitt der vielgerühmten Zeit. Wer den Blick aber etwas tiefer hinabsenkt, der gewahrt bald die betrübenden inneren und äußeren Zustände des Reiches in diesen Jahrhunderten: Ununterbrochene Fehden unter den Ständen des Reichs, zwischen Fürsten, Rittern und Bürgern und traurigste Schwäche nach außen. Schmachvoll flohen deutsche Reichsaufgebote vor den Bauernheeren der Hussiten, die weithin das Land verwüsteten. Der Deutsche Orden wurde niedergeworfen, ohne daß sich im Reiche auch nur eine Hand für ihn erhob; ruhmvoll erworbenes, in früheren Zeiten nie polnisches Land geriet unter polnische Herrschaft. Im Westen wurden weite, wertvolle Landschaften, in denen früher die Kraft des Reiches vor anderen rege gewesen war, Besitz der emporgekommenen französischen Herzöge von Burgund, dem Reiche dauernd entfremdet. Wäre Frankreich nicht während der langen dynastischen Kämpfe mit England vollauf mit sich beschäftigt gewesen, es hätte schon damals mit der Abbröckelung deutschen Gebiets erfolgreich begonnen. Der Niedergang deutscher Macht setzt mit dem Bürgerkrieg nach Heinrichs VI. Tode und der unseligen Regierung des zu Unrecht hochangesehenen Friedrichs II. ein, der sizilianischer Herrscher, deutscher König aber nur im Nebenamt war. Unter ihm und nach ihm hat deutsche Macht nur noch Geltung gehabt, so weit sie durch Fürsten und Städte an den Grenzen aufrecht erhalten werden konnte; als das gegenüber der nationalen und dynastischen Festigung der Nachbarstaaten nicht mehr möglich, war das Deutsche Reich schlechterdings kein Faktor mehr in den Fragen des Erdteils. Seine Könige und Kaiser bedeuteten nicht mehr, als sie vermöge ihrer Hausmacht zu leisten vermochten. Unter Friedrich III. hat die Lage einen Tiefstand erreicht. Durch die Heirat mit Maria von Burgund hat er dem Sohne Maximilian aber einen Machtzuwachs des Hauses gesichert, der es ermöglichte, standzuhalten gegen Frankreich und auch sonst in der europäischen Politik wieder Stellung zu gewinnen.

Man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, daß diese Heirat Deutschlands Bestand rettete. Denn der hing, wie die Dinge geworden waren, an der Hausmacht seiner Könige. Die Habsburger waren jetzt weitaus Deutschlands mächtigstes Fürstengeschlecht. Bisher waren sie mit eigenem Besitz nur im Südosten, in Schwaben und am Oberrhein verankert gewesen. Jetzt hatten sie das aus französischen und deutschen Landen zusammengewachsene burgundische Herzogtum in Händen. Sie waren hier Grenzhüter zugleich des Reiches und eigenen Guts. Maximilians und Mariens Sohn Philipp gewann mit der Hand der spanischen Johanna die Anwartschaft auf Kastilien, Aragonien und Granada, auf beide Sizilien und weiteren italienischen Besitz. In all das wuchs der Enkel Karl hinein. Sein Bruder Ferdinand hat, wiederum durch Heirat, Böhmen und Ungarn erworben: Tu, felix Austria nube! Habsburgs, Österreichs Macht hütete jetzt im Westen, Osten und Südosten zugleich die Grenzen des Reiches und seines eigenen Besitzes. In dieser Stellung ist sie durch drei Jahrhunderte geblieben und danach ist ihre Bedeutung für Deutschland einzuschätzen.

Es ist ihr oft der Vorwurf gemacht worden, sie habe nicht deutsche Politik getrieben. Es hat überhaupt keinen Stand des Reiches gegeben, der unentwegt deutsche Politik getrieben hätte. Alle größeren, nicht nur die

fürstlichen, sondern auch z. B. die Hanse und die Eidgenossenschaft, haben das nur getan, wenn das, wofür sie eintreten sollten, auch ihren Interessen entsprach. Man kann Fälle verzeichnen, in denen eine allgemeine oder fast allgemeine Bereitwilligkeit, das Reich zu verteidigen, vorliegt, wie etwa bei der Belagerung von Neuß durch Karl den Kühnen oder der Bedrohung Wiens durch die Türken; aber in der Regel nimmt man die Haltung ein, die dem eigenen Staate förderlich ist. Auch die Hohenzollern haben es nicht anders gemacht. Als sie ziemlich gleichzeitig zu ihrem märkischen Besitz Preußen und niederrheinische Gebiete erwarben, als die Schweden ihnen an der Mündung der Oder auf den Leib rückten, wurden sie gezwungen, an den Grenzen des Reiches zugleich für dieses und für sich selbst einzutreten, Stellung zu nehmen in allen Fragen, in denen Frankreich und die Niederlande, Schweden und Polen in Betracht kamen. Das erkannt und danach gehandelt zu haben, ist das Verdienst des Großen Kurfürsten. Von den Zeiten Maximilians bis zu denen Napoleons aber hat Habsburg vor dem Riß gestanden gegen Türken und Franzosen, zugleich mit den eigenen des Reiches Lande gedeckt. Es konnte ja auch gar nicht anders sein; jeder Staat, welcher auch immer, ist sich selber der nächste, muß es sein. Das eben ist der Unsegen deutscher Entwicklung, daß es durch ein halbes Jahrtausend und länger kein Reich, nur noch Einzelstaaten gegeben hat.

Unter Maximilian ist die Reichsreform zustande gekommen. Die Stände haben ihn dazu gedrängt; er hat zugestimmt, weil er seine große, seine habsburgische Politik zu fördern hoffte. Aber der Wormser Reichstag von 1495 hat doch, im Gegensatz zu den bisherigen heillosen Zuständen, den allgemeinen und ewigen Landfrieden aufgerichtet, hat den Grund gelegt zu Reichskammergericht, Reichswehrverfassung und Kreiseinteilung. Deutschland war damit in keiner Weise geeint und gefestigt wie die andern europäischen Staaten; daß aber die Neuerungen einen Fortschritt bedeuteten gegenüber den bisherigen Verhältnissen, kann gar nicht bestritten werden. Nicht dem Mittelalter, sondern der beginnenden Neuzeit ist das zuzuschreiben. Nicht um Luther zu verhören, sondern um die begonnenen Reformen zur vollen Durchführung zu bringen, ist der Wormser Reichstag von 1521 berufen worden. Luthers Auftreten dort ist nur eine Episode, allerdings eine weltgeschichtliche.

ᛯ ᛯ ᛯ

Staat und Kirche stehen in engstem Zusammenhange. Im Mittelalter und weit darüber hinaus lassen sie sich getrennt voneinander gar nicht denken. Luther legte in Worms sein Bekenntnis ab vor Kaiser und Reich. Kaiser war Karl V., in dessen Reich die Sonne nicht unterging. Er hörte den Mönch. Am Abend des Tages (18. April) hat er das erste Schriftstück aufgesetzt, von dem wir wissen, daß es das Erzeugnis seines eigenen Geistes war. Er beruft sich darauf, daß er von den christlichen Kaisern deutscher Nation und den katholischen Königen der Spanier, von den österreichischen Erzherzögen und den burgundischen Herzögen stamme, welche alle bis zu ihrem Tode die treuesten Söhne der katholischen Kirche und die Verteidiger und Ausbreiter des katholischen Glaubens zur Ehre Gottes und zum Heil ihrer Seelen gewesen seien; er erklärt, daß er erhalten wolle, was die genannten Vorgänger, sowohl auf dem Konstanzer als auf anderen Konzilien festgesetzt haben: „Da es nun offenbar ist, daß ein einzelner Mönch, durch seine besondere Meinung betrogen, in die Irre geht, sich mit dem Glauben der ganzen Christenheit in Widerspruch setzt und sich anmaßt zu behaupten, alle Christen seien bis jetzt im Irrtum gewesen, so haben wir beschlossen, an diese Sache all unsere Reiche und Lande, unsere Freunde, unser eigen Leib, Blut, Leben und Seele zu setzen."

Es ist bekannt, welchen Anhang Luther im deutschen Volke gefunden hatte. Wir können es ziffermäßig nicht feststellen; aber die erdrückende Mehrzahl folgte ihm. Keine andere geistige Bewegung hat unser gesamtes Volk mit der gleichen Wucht ergriffen. Es hat das zum Teil seinen Grund in der Ergebnislosigkeit der großen Reformkonzilien des 15. Jahrhunderts für Deutschland. Frankreich hatte im Anschluß an das Basler Konzil seine pragmatische Sanktion erhalten; in Deutschland dauerten die alten Übelstände fort. Was Luther in seiner Schrift „an den christlichen Adel deutscher Nation" gegen die Kurie vorbringt, ist in der Hauptsache eine Wiederholung der oft erhobenen Beschwerden (gravamina), die noch auf dem Augsburger Reichstage von 1518, wo Luther Cajetan gegenüberstand, vorgelegt worden waren. Viel tiefer als diese äußerlichen Fragen greift aber die germanische Auffassung der Religion. Sie ist dem Germanen vor allem Sache der Persönlichkeit, nicht einer Gesamtheit. Der einzelne hat das Bedürfnis, Stellung zu nehmen zum Ewigen. Der Germane konnte es auf die Dauer nicht ertragen, den Priester eingeschoben zu sehen zwischen sich und Gott, wie es durch die Dogmatisierung der Transsubstantiationslehre auf der Late-

ransynode von 1215 geschehen war. „Es gibt nur einen Mittler zwischen Gott und den Menschen, welcher ist Christus.“ Das ist der Kern lutherischer Lehre. Je mehr im Laufe des Mittelalters nationale Bildung sich freimachte von der lateinischen Umhüllung, die ihr umgehängt worden war, desto mehr drängt dieser Wesenszug deutschen Geistes an die Oberfläche. Die Mystik hat allein in deutschen Landen volle Entfaltung gefunden. In tief innerlichen Gründen liegt es auch, daß Luthers Lehre nur bei germanischen Völkern durchschlagende Erfolge gehabt hat. Kaiser Karl V. hat mit deutscher Geistesart nie Fühlung gewonnen.

Mit dieser Sachlage ist es auch gegeben, daß Luther bei seinem Auftreten keinerlei Äußerlichkeiten im Auge hatte. Sein reformatorisches Streben ging allein und ausschließlich auf Stillung eines seelischen Verlangens: Wie werde ich gerecht vor Gott? Ihm war es Bedürfnis, Christi Lehre wieder zurückzuführen auf ihre ursprüngliche Abgewandtheit von dieser Welt. Vor allem wollte er sie auch erlösen aus den Banden, die sie an den Staat fesselten. Das Autodafé vor dem Elstertor von Wittenberg war mehr gegen das corpus juris canonici, das Staat und Kirche verschmolz und den Staat zum Diener der Kirche machte, als gegen die päpstliche Bannbulle gedacht. Hier öffnet sich auch die tiefe Kluft zwischen Calvinismus und Luthertum. Calvin beharrte in der mittelalterlichen, romanischen Überlieferung, die dem Staat kirchliche Aufgaben zuwies und ihn demgemäß kirchlicher Oberleitung unterstellte, der Kirche demnach zur Stütze ihrer Lehre und Macht auch staatliche Mittel zur Verfügung stellte. Nach Luther mußte „das Wort es bringen“; weltliches Schwert konnte nicht helfen. Erst als er nach den Wittenberger Unruhen sehen mußte, daß die unentbehrliche Neuordnung ohne Anlehnung an den Staat nicht erreicht werden konnte, bequemte er sich zu anderer Haltung. Hier liegt auch der Grund, warum der Calvinismus sich so viel schlagfertiger in der politischen Vertretung seines Glaubens erwiesen hat als das Luthertum, was ihm bekanntlich nach neuzeitlicher Auffassung als hohes Verdienst anzurechnen ist.

Diese unvermeidliche Verbindung mit den staatlichen Verhältnissen hat dann zu der eigentümlichen deutschen Lösung der durch Luthers Lehre gestellten Aufgaben geführt. Der berufene Herrscher dachte und fühlte anders als sein Volk; daran konnte irdische Macht nichts ändern. Wie oft ist gesagt worden: „Warum hat man nicht den Mann zum Kaiser gewählt, der die Hand über Luther hielt, Friedrich den Weisen?“ Man kann nicht sagen, daß das unmöglich gewesen wäre, wohl aber, daß es sich als unheilvoll erwiesen hätte. Der Habsburger war weitaus der mächtigste Mann im Reiche; niemals hätte er sich einem der Fürsten gebeugt, der sich auf nichts stützen konnte als auf die Tatsache der Wahl. Wie oft hat es in Deutschland jahrzehntelange Thronstreitigkeiten gegeben! Und in solchem Streit hätte der Gegner Karls V. keineswegs alle Reichsstände für sich gehabt. Die Weltmacht des habsburgischen Hauses hatte durch ihre Stellung in der großen Politik unerschöpfliche Mittel, bald diesen, bald jenen Reichsangehörigen auf ihre Seite zu ziehen. Dazu die überlieferten Zwistigkeiten unter den Reichsständen, in den einzelnen fürstlichen Familien selbst! Man denke nur an den Gegensatz zwischen Friedrich dem Weisen und seinem Vetter Georg dem Bärtigen, der obendrein in der Frage der Reformation an demselben Strange zog wie Karl V. selbst! In den unvermeidlichen inneren Zwist hätte zweifellos Franz I. eingegriffen, der bereit stand, an der Spitze des geeinigten Frankreichs mindestens n e b e n Karl V. Stellung zu nehmen. Einmischung in solchen Streit hat dem Erbfeind die Bistümer Metz, Toul und Verdun eingetragen; Karl hat gegen Ende seines Lebens vergebens versucht, sie zurückzugewinnen. Eine andere Wahl als die des mächtigen Habsburgers hätte dem Deutschen Reiche schwersten Schaden zugefügt, wahrscheinlich seine Auflösung herbeigeführt. Es ist nicht anders, infolge seiner unglücklichen Schicksale in den letzten drei Jahrhunderten des Mittelalters war Deutschland in eine Lage geraten, in der es entweder seine staatliche oder seine kirchlich-religiöse Einheit oder gar beide verlieren mußte.

Denn die kirchliche Einheit zu erzwingen, erwies sich auch Karls V. Macht nicht stark genug. Der Kaiser hat ehrlich und nachdrücklich kirchliche Reformen erstrebt; er hat sie gegen Roms Widerstand nicht durchsetzen können. Sein Versuch, die Evangelischen mit den Waffen dem Interim zu unterwerfen, ist trotz siegreicher Anfänge ebenfalls mißglückt. So ist seine Regierung ausgegangen mit dem Augsburger Religionsfrieden, der den Grundsatz: Cujus regio ejus religio zur Geltung brachte. Die Bestimmung des zuzulassenden Bekenntnisses wurde ein Recht der Landeshoheit. Bis zu den Säkularisationen des Reichshauptrezesses von 1803 gliedert sich die Verteilung der Konfessionen in Deutschland genau nach den Landesregierungen. Das entsprach der Entwicklung seit dem Ende des 12. Jahrhunderts, die an die Stelle der

Reichsgewalt die Geltung der Landesherren, der domini terrarum, gesetzt hatte.

Daß der Kaiser nicht imstande sein würde, die kirchlichen Verhältnisse im Reiche nach seinem Gutdünken zu ordnen, hatte sich schon bald nach seinem ersten Reichstage gezeigt. Er hatte das Wormser Edikt, das Luthers Lehre verbot, nicht zur Nachachtung zu bringen vermocht. Um willig zu machen zu nachdrücklicher Hilfe gegen Franz I., hatte er ein Reichsregiment zugestanden, das bis 1524 in Tätigkeit gewesen ist. Es schützte die Lehre, die der Kaiser unter Strafe gestellt hatte. Luther verließ die sichere Wartburg, um den Wittenberger Unruhen entgegenzutreten. Die Notwendigkeit einer Neuordnung konnte seinem Tatsachensinn nicht entgehen. Stützen konnte er sie allein auf die einzige Autorität, die in deutschen Landen vorhanden war, die der Landesregierungen, mochten sie nun fürstlich oder städtisch sein. Luther ist oft getadelt worden, daß er den Schwerpunkt nicht in die Gemeinde verlegt habe. Wer sich in die Verhältnisse der Zeit vertieft, hat gegenüber solcher Kritik den Eindruck, als mache man Luther einen Vorwurf daraus, daß er von Wittenberg nach Worms nicht mit der Eisenbahn gefahren ist oder seine Thesen nicht durch einen Funkspruch „an alle" verbreitet hat. Es gibt auch außerhalb der Technik Dinge, die in dieser oder jener Zeit schlechterdings unmöglich sind. Die Gemeinde ist zu ihrem Recht gekommen in den selbständigen Städten; in ihnen bedeutete sie etwas für das bürgerliche Leben. Die ländlichen Gemeinden — und da machen die städtischen Landgebiete keinen Unterschied von den herrschaftlichen — wären schlechte Schützer neuer Ordnung gewesen, in der kirchliches Leben hätte gedeihen können. Sie waren im Lauf der Jahrhunderte mit ganz vereinzelten Ausnahmen ausgeschaltet worden von jeder Selbstverwaltung über die Flurordnung hinaus. Auch wenn Luther und der Reformation der Vorwurf gemacht worden ist, daß Toleranz nicht in neuzeitlichem Sinne geübt worden sei, liegt ein Mangel an geschichtlichem Verständnis vor, der zur Kritik unfähig macht. Die Ordnung cujus regio, ejus religio erscheint uns ungeheuerlich; aber sie erklärt sich aus den Verhältnissen, und hier ist wirklich verstehen lernen gleichbedeutend mit entschuldigen.

So ist Deutschland durch die Jahrhunderte gegangen, belastet zugleich mit der konfessionellen Spaltung und der staatlichen Zerrissenheit. Daß diese doch viel tiefer und unheilvoller eingegriffen hat als jene, ist gewiß. Der Dreißigjährige Krieg ist zwar aus religiösen Anlässen entstanden, sehr bald aber um politische Ziele geführt worden. Man erinnere sich nur, daß der allerchristlichste König von Frankreich im Bunde mit deutschen Protestanten den Kaiser bekämpfte, und der gut lutherische Christian IV. von Dänemark gegen Schweden zu Felde zog. Der Streit über das Hereinrufen der Fremden ist müßig. Weder Christian IV. noch Gustav Adolf sind gekommen, weil sie gerufen wurden; keiner von ihnen war erwünscht. Sie mischten sich in den deutschen Krieg, die Interessen ihrer Länder oder ihres Hauses zu vertreten. Mit Frankreich ist es natürlich nicht anders. Wohl aber hätte im 16. Jahrhundert die Gegenreformation am Niederrhein und Westfalen nicht durchgeführt werden können, wenn die Spanier nicht herbeigerufen worden wären. Der Schutz, den Deutschland der Macht Habsburgs verdankt, hat auch seine Kehrseite. Das gegenwärtige Königreich der Niederlande zählt elf Provinzen. Fünf davon hat Karl V. vom Reiche losgerissen und seinem burgundischen Besitztum einverleibt, nachdem das gleiche schon mit zweien durch Maximilian geschehen war. Es handelt sich um mehr als die Hälfte des Königreichs. Ohne diese Zugriffe hätte es einen besonderen niederländischen Staat nie gegeben. Habsburgs überlieferte deutsche Besitzungen wurden zwar zu einem „österreichischen" Kreise zusammengelegt, haben aber den Einrichtungen des Reiches nicht unterstanden. Auch mit Säkularisationen hat Karl V. begonnen. Er hat die Bistümer Utrecht (drei niederländische Provinzen, fast ein Viertel des Königreichs), dazu das Bistum Cambrai eingezogen, hätte dasselbe gern mit Lüttich und Trier gemacht. Mit geschichtlichen Vorwürfen hinüber und herüber sollte man vorsichtig sein.

Der Westfälische Friede, der das dreißigjährige Ringen zum Abschluß brachte, hat zwei geschichtliche Ergebnisse festgelegt, zunächst, daß es nicht mehr möglich war, die bestehende Kaisergewalt in Deutschland wieder zu der Geltung zu bringen, die ein Herrscher benötigt, wenn er wirklich als Lenker eines einheitlichen Staates anerkannt sein will, dann, daß religiöse Einheit mit Waffengewalt nicht mehr hergestellt werden konnte. Ein Versuch in dieser Richtung ist seitdem auch nicht mehr gemacht worden, wenn es auch an konfessionellen Reibungen nicht gefehlt hat. Der Reichsdeputationshauptschluß und die Bestimmungen des Wiener Kongresses haben die Bekenntnisse völlig ineinander gemischt, so daß es heute nur noch paritätische deutsche Staaten gibt. So sind die Konfessionen mehr noch als früher auf gegenseitige Duldung angewiesen. Es

sollte ihr unverbrüchlicher Grundsatz sein, den Wert des Glaubens, den sie vertreten, nur durch geistige und sittliche Leistungen zu erweisen. Versuche, den Andersgläubigen von der Wahrheit der eigenen Lehre zu überzeugen, können nur in Einzelfällen Erfolg haben, noch weniger Bemühungen, die religiösen Anschauungen über das Gebiet des allgemein Christlichen hinaus einander anzupassen. Die beiderseitigen Überzeugungen sind viel zu fest verankert, als daß eine Verschmelzung in irgendeiner Form möglich wäre. Man kann sich aber auch so auf dem Boden des gemeinsamen Christentums achten, ehren und lieben.

⌘ ⌘ ⌘

Im neubegründeten Reich hat der Gang der Geschichte ein evangelisches Herrscherhaus an die Spitze gebracht. Wenn das in weiten katholischen Kreisen als eine Enttäuschung empfunden wurde, so ist das verständlich. 1866 preßte der preußische Sieg dem gutdeutschen rheinischen Katholiken August Reichensperger das Geständnis aus: „Es kostet sehr viel Mühe, sich in solche Ratschlüsse Gottes zu fügen.“ Der preußische Staat und das neue Reich haben dann durch Jahrzehnte mit der katholischen Kirche in einem Kampfe gelegen, für den man Reich und Staat gern mehr Schuld beimißt, als ihnen aufliegt. Die Kirche ist nicht weniger Angreifer als Angegriffene gewesen. Als der Weltkrieg ausbrach, war der Zwist bis auf Plänkeleien beigelegt. Auch sie verstummten vor dem Ruf des Vaterlandes. Nach der Revolution hat das Zentrum zwischen links und rechts, zwischen internationaler Demokratie und nationaler Zielsetzung Stellung genommen. Es ist ihm so ein besonderer Einfluß zugewachsen, über seine ziffermäßige Vertretung hinaus. Es hat der Republik drei Kanzler gestellt; es ist das Zünglein an der Wage.

Zweifellos kann auch ein Katholik ein wahrhaft deutscher Mann sein. Unsere Geschichte belegt das tausendfach. Aber das Zentrum hat allen Anlaß, Anhänger abzuschütteln, welche die Lage ausnutzen möchten, die Reformation und den preußischen Staat zu bekämpfen, weil er durch protestantische Herrscher zur Macht gelangte. Vor mir liegt ein soeben in Regensburg erschienenes Büchlein, betitelt: „Vierhundert Jahre Niedergang vom Groß- zum Klein-Deutschland“. Es hat einen dick schwarz-weiß-rot umränderten Umschlag, ein rechter Wolf im Schafspelz. Denn es ist wahrhaftig kein deutsches Beginnen, wenn man für alles Mißgeschick, das unserm Vaterland seit mehr als vier Jahrhunderten widerfahren ist, die Reformation und Preußen verantwortlich macht, wie es in diesem Büchlein geschieht. Daß es einmal einen Befreiungskrieg gegeben hat, und daß in diesem Kriege doch auch Preußen einiges leistete, erfährt der Leser dieser Schrift schlechterdings nicht. Die Belege werden den verbissenen Hetzern entnommen, die zur Zeit des Kampfes um die deutsche Einheit und die Führung im vorigen Jahrhundert ihr Gift gegen den „Raubstaat“ Preußen verspritzten. Die Schrift ist nur ein Beleg unter vielen, die sich aus ultramontanen Äußerungen zusammenstellen ließen. Es möchte doch ernstlicher bedacht werden, daß es sich um das Schicksal unseres ganzen Volkes handelt, daß die Bekenntnisse sich nicht voneinander sondern lassen, daß sie zusammen stehen oder fallen müssen. Was Volk und Reich trifft, trifft beide.

Im Reich, wie es bis zum November 1918 bestand, und unter der Ordnung, die seitdem Platz gegriffen hat, war und ist beiden Bekenntnissen die gleiche Bewegungsfreiheit gewährt. Sie können beide in gleicher Weise an der geistigen und sittlichen Hebung unseres Volkes arbeiten. Wer diese Freiheit benutzt, um einen Keil zu treiben in die staatliche Einheit unseres Volkes, macht sich gottlosen Frevels schuldig. Deutschlands staatliche Zersplitterung war Jahrhunderte vor der Reformation entschieden. Gerade daraus erklärt es sich, daß die Reformation nicht zu einer einheitlichen kirchlichen Neuordnung führte.

So wenig wie das Leben des einzelnen Menschen spielt sich die Geschichte der Völker nach allgemeinen Gesetzen ab. Unseres Volkes Geschichte ist besonders reich an unheilvollen Zwischenfällen; man denke nur an die Kurzlebigkeit unserer mittelalterlichen Herrscher, den häufigen Wechsel der Dynastien und die zahlreichen Thronstreitigkeiten, was alles die französische Geschichte nicht kennt. Durch solche „Zufälligkeiten“ ist auch die Lage zur Zeit der Reformation beeinflußt worden. Sollte eine staatliche Einheit erhalten bleiben, so war eine kirchliche nicht zu erreichen. Aus jedem Gesichtspunkt muß das Urteil lauten: Es war eine glückliche Fügung, daß wenigstens ein staatliches Band bewahrt blieb. Wieder einmal ist uns heute die bange Frage gestellt: „Wird es weiter erhalten bleiben?“ Konfessionelle Streitigkeiten sind besonders geeignet, es zu lockern. Möchte das allgemein erkannt werden!

Hochseefischer bei der Arbeit

Eine Studienfahrt von Hans Brettner

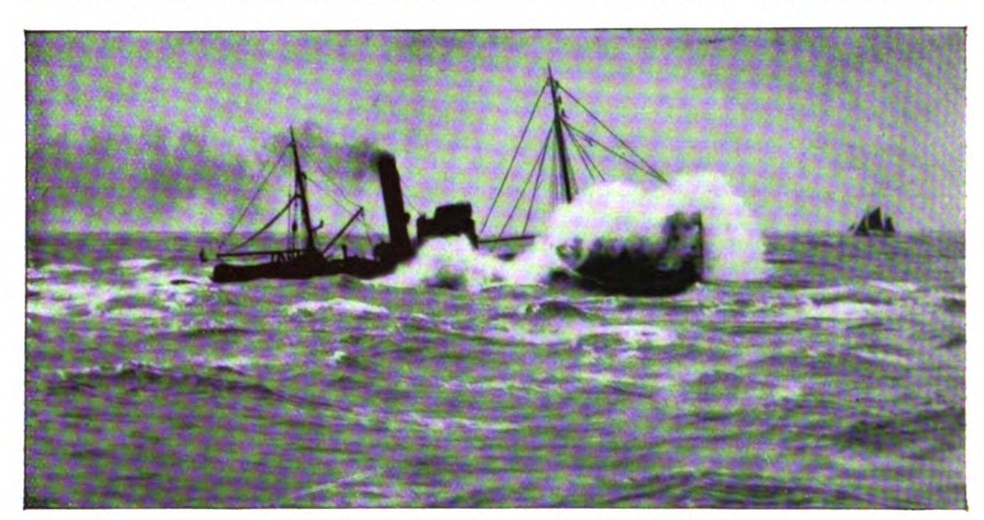
Ein moderner Hochsee-Fischdampfer – Seemannstypen nach dem Leben gezeichnet – Seemannslatein – Großfänge auf der Doggerbank – Internationaler Fischplatz – Der Emdener Fischereihafen – Islandfischer

Mit dankbarem Gefühl für das fehlende Großstadttempo durchwandert man, soeben mit dem Berliner D-Zug angekommen, die stillen Straßen der alten Hafenstadt der brandenburgischen Flotte, Emden, im „Friesenland, wo der Nebel wallt, wo die Woge braust". Man gedenkt des großen Ehrenbürgers dieser Stadt, Emden-Müllers. Seine ritterliche Heldengestalt deckt nun auch der kühle Rasen — unvergeßlich allen denen, die den seltenen Mann kennen durften, der den Ruf deutscher Seemannsehre in alle Welt hinausgetragen hat. Und dann trottet man von Laden zu Laden, um sich für die große Seefahrt auszurüsten. Bekanntlich ist nervöse Überstürzung nicht gerade das typische Merkmal des Ostfriesen. Auch nicht seiner Kaufleute. Und so ersteht man sich in sanfter Ruhe Stück für Stück, was so ein Amateur-Seebär gerade braucht. Da hier Zeit und Geld keine Begriffe sind, die sich decken, wird man teilweise erst über Zweck und Absicht dieser Anschaffungen treuherzig ausgefragt. Man merkt: jetzt bist du an der Wasserkante . . . fahre wohl, „Falschheit des Binnenlandes!"

Im Fischereihafen Emden liegt Dampfer Thiele seeklar, Bug gen Borkum. Als erster begrüßt mich der erste „Stürmann". Eine richtige Kuddel-Dadeldu-Type Ringelnatzscher Couleur mit breitlächelndem Gesicht und jenem hundertprozentigen Wohlwollen, das man am besten mit dem studentischen Ausdruck „Bierehrlichkeit" bezeichnet, begrüßt mich der wackere Fischdampfer-„Offizier".



Besatzung eines Fischdampfers beim ersten Sortieren des Fanges



Geestemünder Fischdampfer bei stürmischem Wetter

Seine ersten anfeuernden Worte gingen zwar etwas vorbei an mir: Er erzählte mir, um schnell mit mir in innerlichen Konnex zu kommen, von zwei Naturforschern, die auch einmal mitfuhren, und daß man auf einem Schiff immer sehr flucht usw. Schließlich begriff ich auch ohne Dolmetscher den Sinn dieser ebenso unbeholfenen, wie äußerst herzlichen Ansprache. Während der Fahrt sollte ich noch kennen lernen, was für eine Seele von Mensch diese rauhe Haut war, und wenn von irgend jemand, so gelten von ihm die Worte:

„... Denn ein rechter Kerl muß jedes Wetter
vertragen
Und nur auf Gott und seinen Kaptein vertraun ..."

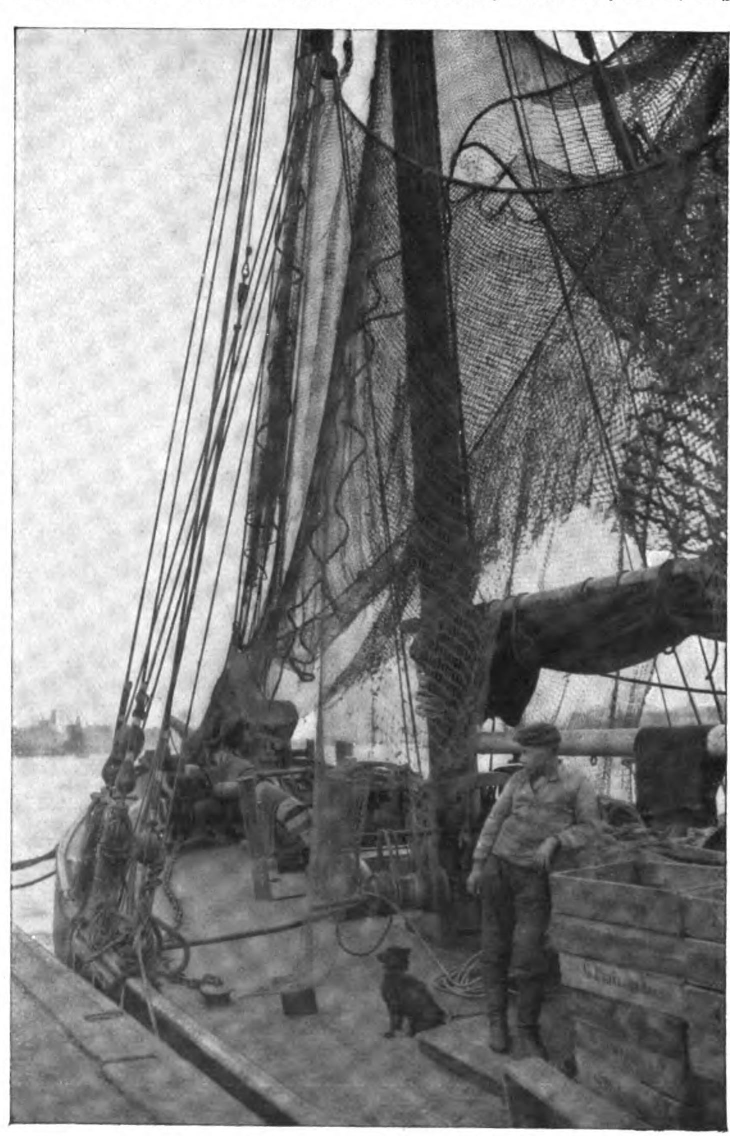
Die „Vorstellung" bei dem Fischdampfer-Kapitän — der noch in „Wäsche" war, wie der schöne Ausdruck heißt (d. h. er trug richtigen Kragen mit Schlips und ein weißes binnenländisches Hemde), und dem Rest der Besatzung verlief programmäßig. An Bord eines Hochsee-Fischdampfers fahren für gewöhnlich ein Fischdampfer-Kapitän, zwei Steuerleute, drei Matrosen, zwei Maschinisten, zwei Heizer und — nach dem Kapitän die Hauptperson: der „Herr Koch". Von ihm hängt Wohl und Wehe der Männer ab, mit denen ich für die Reise Koje und Eßnapf



Ansicht des Fischereihafens in Geestemünde. Aufnahme Meinken

kameradschaftlich teilen durfte. Ein kurzer Abschied von dem verständnisvollen Förderer meiner Studienreise, dem gleichzeitig um den Wiederaufbau unserer Hochseefischerei verdienten Direktor Becker, und bald kann ich mit geschwellter Brust feststellen, daß wir, wie man es in Prima immer so schön übersetzte, „in See stachen".

Ich nahm mir Zeit, den Fischdampfer zu besichtigen, ein ehemaliges Vorpostenboot der Kriegsmarine. Man wurde lebhaft erinnert an die Unterstandszeiten des Kompagnieführers. Etwa 250 Tonnen. Hoher Bugaufbau mit Logis für Heizer und Matrosen, daneben der Raum für Netzwerk und Taue (Kabelgatt). Im Vorschiff befindet sich der große Eis- und Kühlraum, „Leichenhalle", in dem die Fischladung während der Reise in Etagen (Schotten) lagert. An Deck werden hier „Fischschotten" durch Längsbretter gebildet, um die Fische fächerartig für die erste Sichtung aufzunehmen. Vor der Brücke die Dampfwinde, von der die Leinen zum Auslegen und Einholen der Netze abgelassen werden. An beiden Seiten des Vorschiffs wie an Achtern die sogenannten „Galgen", hufeisenförmige Aufbauten, von denen die „Scherbretter", die die Ausklammerung (Spreizung) des Fanggerätes beim Fischen bewirken, flaschenzugartig über Bord gelassen werden. Über den Vordermast läuft ein Drahtseil (Dien), an dem der Netzsack mit Dampfkraft aus der See gezogen wird. 1921 kam ein drittes Scherbrett hinzu. Achtern das Besan-Segel, etwa 20 Quadratmeter. Es bewirkt eine ruhigere Lage des Achterschiffes, über dessen „Galgen" die Netztaue in See laufen (150 Meter, mehr oder weniger je nach Lage). Das Netz selbst liegt stets am Luv aus. Das Segel drückt infolgedessen das Schiff beim Überholen des Fanggerätes von diesem ab. Hierdurch wird verhindert, daß



Trocknen der Schleppnetze an Bord. Aufnahme Breuer

die Netzmassen unter das Schiff getrieben werden. An der Reeling sind Rollernetze festgemacht. Sie dienen zum Schutz gegen Steine beim Grundfischen. Körbe und Fässer vervollständigen die Ausrüstung für den Trawlheringsfang. Für Nachtarbeit sind elektrische Lampen mittschiffs und die Reeling überleuchtend vorgesehen. Diese Fisch-



Verteilen des Fanges an Bord. Aufnahme Techno-Photographisches Archiv

lampen lassen bei Nacht schon von weitem erkennen, daß hier „gehievt“ wird. Die übrigen Positionslaternen brennen nur bei der Fahrt. Achtern die „Wohnräume“ für den Kapitän und die Chargen. Die Raumeinteilung ist ähnlich wie bei Torpedobooten.

Wie veränderlich die Gefühle selbst erwachsener Menschen sein können, stellte ich fest, als achtern die Lichter Borkums zu verschwinden begannen. Wie ein Pferdchen sich tummelt, wenn es nach längerer Zeit der Stallruhe über herbstliche Stoppelfelder jagen kann, so schien sich auch unser im Hafen so vernünftiger Geselle und ehrlicher Fischdampfer jetzt ganz in seinem Elemente zu fühlen: ohne Übergänge, unvermittelt, geradezu abrupt, dampfte er mit A.K. und erheblichen Schwankungen in die herbstnächtliche Nordsee hinein, die gerade vor einigen Tagen ein schwerer Sturm durcheinandergewirbelt hatte. Wehmütige Heimatgefühle beschlichen den mitfahrenden „Schriewer“. In einer kurzen Viertelstunde schien er um Jahre gealtert. Mit pfiffiger Spannung blickten die Fischer, denen es natürlich ein Heidenvergnügen bereitete, zu beobachten, wie ein verwöhnter Stadtmensch Mühe hat, sich in dieser rauhen, komfortlosen und bewegten Umwelt zurechtzufinden, auf „unseren Doktor“ mit der stummen Frage: „Quo vadis?“ Man muß sich dabei vergegenwärtigen, daß diese Männer, rein menschlich gesehen, ganz große Kinder sind. Es gibt wohl kaum einen Beruf, der seine Angehörigen in einen so engen Rahmen zwängt, wie der des Hochseefischers: sie fahren aus, sie fahren ein, jahraus, jahrein, Weihnachten und Silvester, und nur, wenn eine kurze Zeit des Jahres das treue Schiff überholt wird, weilen sie daheim, meistens in Ostfriesland. „Hinter Bornholm“, das heißt bei Muttern. Homerischer Bilderhumor. Bornholm ist ein beliebter Ankerplatz in der Ostsee. Jedem Berufe seine Sprache!

Und jedem Menschen sein Latein! Es ist gar nicht so leicht verständlich, das „Seemannslatein“ meiner Fischdampferfreunde. Zuletzt weiß man nicht mehr, ob man „angekohlt“ wird oder nicht. Das Suppengrün habe der Koch auf der Doggerbank „gepflückt“. Als Lockmittel erhält ein Hering angeblich Kognak. Man läßt ihn schwimmen; er sagt's dann den andern. — Im Dorf habe man auch einmal Besuch vom Pastor gehabt. Auf dessen Frage, woran denn der Seemann in höchster Seenot denke, habe man ihm erwidert: „Er denke daran, sich möglichst festzuhalten.“ Das habe den Pastor geärgert, denn er habe auf eine fromme Antwort gehofft. Dabei sind die Leute alles andere, nur nicht gottlos. Unter ihrer rauhen Schale verbirgt sich ein kindliches, frommes Empfinden, denn sie wissen, daß sie letzten Endes in Gottes Hand stehen. Man spricht auch ernsthaft von wunderlichen Begebenheiten. Da fuhr ein „bleicher, bärtiger Mann“ als blinder Passagier mit, um dem Schiff bis auf den letzten Schiffsjungen Untergang und Seetod zu bringen, was auch pünktlich eintrat. Bei dieser Gelegenheit verfehlt der erste Steuermann nicht, mir mit anschaulicher Breite auseinanderzusetzen,

was man unter einem Seemannsbegräbnis versteht; wie man die Leiche in Segeltuch einschlägt und langsam unter kurzem Gebet über die Reeling in die See versenkt. Auf diese Weise werde jedoch nur ein richtiger Seemann begraben. „Wenn Sie zum Beispiel während der Fahrt sterben, Herr Doktor, dann nehmen wir Sie richtiggehend ans Land mit.“ Ich war beruhigt. So ging es mir wenigstens nicht wie jenem armen Fischdampfer-Kapitän, der bei Island untergegangen war und von dem man mir erzählte, daß seine Leiche zweimal von einem Dampfer im Netz hochgezogen wurde. Man habe ihn dann jedesmal wieder über Bord geworfen, bis sich schließlich ein anderer „Kollege“ seiner erbarmte und ihn weiter in die See fuhr, wo er zunächst vor den Netzen der Dampfer Ruhe hatte. — Das sind die Würzen des Mahles. Es mundet den Männern, denn sie haben eiserne Magen. Und die muß man haben! Denn die Bordkost ist für einen mehr kontinental eingestellten Zeitgenossen immerhin etwas eigenartig. Schon die „Tischzeiten“! Wichtige Mahlzeit z. B. 12 Uhr mitternachts. Frisch eingelegte Heringe vom letzten „Hole“ (Fang). Wer das verträgt: Beim schlingernden Schiff aus der Koje zu purzeln, um 12 Uhr nachts einige und mehrere „marinierte“ zu vertilgen, und dann, wenn dienstfrei, selig weiter zu pennen (natürlich mit sämtlichen Unterjacken usw.) — der ist ein wirklicher Seemann! Wie sagte doch Jagow? „Ich warne Neugierige“. Oder man labt sich an Curry, Reis mit Fleischstücken, sehr stark gewürzt. Ein anderes Mal sind Plumen und Klüten (Pflaumen und Klöße) die Devise. Nicht jeder Magen ist ein starkwandiger Gummisack. Und wer auf die Fischdampferkost nicht „trainiert“ ist, der muß sich erst daran gewöhnen, mit Hochseefischern zu tafeln.

Mittlerweile nähern wir uns immer mehr dem Fladengrund (58—58½ Grad Norden). Dieser Platz war 1920 und 21 ziemlich ausschließlich der Schauplatz des Trawl-Heringsfangs (trawl = schleppen, ziehen). Ein von dort zurückdampfender „Kollege“ teilt uns — welch ehrliche Solidarität! — mit, daß das ehemalige Favoritengelände abgegrast ist. Wir dampfen zurück zur Doggerbank, um an ihrem Weststrande mitten in die gegenwärtigen Heringsjagdgründe der Saison hineinzustoßen. Eine große, tausendköpfige, quibbelnde Masse lagern die Heringsschwärme auf der Oberfläche der See.

Und ob es einen Fang gibt! Im großen Halbkreis, offen zum Schiff, erscheint das Netz: Erst sieht man eine große elastische Gummiblase, wie sie die englischen Fischer benutzen, dann das hintere, später das vordere Scherbrett. Eilig verlassen noch einige Glücksheringe das Netz. Breit aufgebläht, wie eine ins Wasser gestürzte Zeppelinhülle erscheint der Heringsbeutel an der Oberfläche, der mit der Kraft der Dampfwinde an mächtigen Tauen herangeholt wird. Eine Myriade von Schuppen um-



Die Ausstellung der ausgeladenen Fische in der Cuxhavener Versteigerungshalle. Aufnahme Mocsigay



Sortieren und Wiegen der größeren Fische bei der Entladung eines Dampfers. Aufnahme Mocsigay

lagern das Netz. Mit der Winde wird der Beutel überholt. Ein sensationeller Augenblick: Hält das Netz den Druck? Ein Teil der Ladung saust bei guten Fängen immer in den „Bach". Der Sack wird geöffnet: Ein Sturzsegen breitet sich an Deck aus. Der „Erste" stürzt lang hin, watet sich mühsam aus der glitschrigen Masse heraus und schippt den Segen in ein zweites Fach. Dann wird gesichtet: zu 95 Prozent Heringe, sonst Wittlinge, Kabeljau (Käbelljuh im Bordenglisch), Schollen, Seelachs, Steinbutt, Knurrhahn, Makrelen, Schellfische usw. Letztere mit je einem Fleck auf jeder Brustseite. Es sind Petri „Fingerabdrücke". Aber auch Vertreter der Nordsee-Fauna und -Flora befinden sich unter der Beute: Hai, Seeteufel, Seehase, Seemops, Seestern, Tintenfisch, Muscheln, Quallen, Rogen u. a. Man könnte an Hand der Auslese mehrerer solcher Fänge das ganze überreiche Tier- und Pflanzenleben des Meeres studieren, wobei es oft im Einzelfall schwer zu sagen ist: Tier oder Pflanze?

Die Mannschaft freilich kommt zunächst nicht auf derartige unproduktive Betrachtungen: da stehen sie, bedeckt mit dem charakteristischen Fischerhemde, einem Überwurf aus dickem Ölzeug, das noch die Schäfte der Seestiefel bedeckt. Mit den Knien saugen sie sich an die Reeling an, den Oberkörper weit über Bord. Wenn bei der schlingernden Bewegung das Schiff nach Luv überneigt, dann greifen alle an Bord verfügbaren Fäuste zu — auch der Kapitän ist dabei — um das Netz zu erfassen. Einige Sekunden, dann macht das Schiff die rückläufige Bewegung, die zum Emporholen des Netzes ausgenutzt werden muß. Während der Arbeit leckt „Erasmus" (Bezeichnung der Nordsee) gierig über Deck, bisweilen bleibt kein Fetzen trocken.

Man kann es verstehen, daß von den Hochseefischern die wenigsten schwimmen können. Mit ihrem Fatalismus sagen sie nicht mit Unrecht: Was kann mir das nutzen?

Kein Wunder, wenn bei einer derartigen Arbeit die gesamte Besatzung — auch hier der Kapitän wieder an der Spitze — bald aussieht, wie eine Schar von Südseepiraten: Hände und Gesicht schwarz wie Mohren. Zerschlissene und zerrissene Kopfturbane. Stoppelbärte. Über und über bedeckt mit Heringsschuppen, die im Dunkeln leicht phosphoreszieren. Heringsschuppen sogar in der Tabaksdose. Und die dazu gehörigen Fischausdünstungen. Selbstverständlich Priem oder kurze Pfeife. Das Rot der Lippen verstärkt durch Salzkruste von übergehenden Seen. Holländische Holzpantoffeln. Ehe der Kapitän sie anzieht, fällt ihm aus den Seestiefeln ein Hering heraus. —

Die Stimmung an Bord ist ausgezeichnet. Petrus — übrigens wie ich erst bei dieser Gelegenheit erfahren habe, der einzige „Kollege", der es zu etwas gebracht hat im Leben — hielt seine Hand über uns. 800 Zentner, ein sehr guter Fang für sechs Tage.

Auch die Dampfer anderer Reedereien



Fischerstube auf Finkenwärder. Aufnahme Breuer

müssen gut gefangen haben: Man sieht sie, tritt man im Dunkel der Septembernacht heraus auf die Brücke des Steuerhäuschens: eins, zwei, drei, vier und noch mehr tanzende Lichter. Das sind die Lampen der anderen Dampfer, die sich allmählich hier eingefunden haben. Dort, hell erleuchtet über das ganze Schiff wie zum Bordball, das sind französische Fischdampfer. Sie lassen ihre Netze (fleets) bis auf drei Kilometer schleppen. Infolgedessen sind sie schwer manövrierfähig und bei plötzlichem Unwetter in erhöhter Gefahr. Auf der Rückfahrt am Tage kreuzen wir noch den Weg eines holländischen Fischseglers. Ein Haufen lebhafter Jungen wimmelt herum: Fischarbeiter, Heringssalzer.

Die Reise, die sonst 14 Tage dauert, konnten wir diesmal in etwas mehr als einer Woche beenden. Im Fischerhafen kommen

die Fische zur Versteigerung oder werden in den umfangreichen modernen Anlagen der Hochseefischerei Emden gelagert.

An sich ist der Emdener Platz erst nach dem Kriege als Fischmarkt aufgebaut worden. Es sollte hierdurch der holländischen Konkurrenz, die von Ymuiden ausging, die Spitze geboten werden. Bis dahin war die Seefischversorgung Westfalens und des Ruhrgebiets auf diesen holländischen Platz angewiesen. Die Folgen der Geldentwertung, der Kohlenmangel, hervorgerufen durch die Reparationsabgaben, die Schwierigkeiten mit der Regiebahn, die die Fischsendungen an den Grenzstationen acht Tage stehen ließ, Kreditsorgen, Streik — alle diese Nachkriegsnöte mußten die jungen Emdener Firmen durchmachen. Immerhin konnte die Fischversorgung des westlichen Deutschlands gerade von diesem Platz endgültig durch deutsche Schiffe durchgeführt werden. Was vom nationalen Standpunkt zu begrüßen ist.

⌘ ⌘ ⌘

Wenn diese Zeilen im Kreise der Familien, im warmen Zimmer gelesen werden, dann werden die wenigsten daran denken, daß gerade in den Wintermonaten die deutschen Fischdampferbesatzungen vor Island ihren entbehrungsreichen Dienst ausüben.

Freilich müssen unsere Hochseefischer dort sehr vorsichtig manövrieren, da die Isländer eifersüchtig auf ihre Fischereigerechtsamen in der Drei-Seemeilen-Zone bedacht sind. Des öfteren wurden dort schon deutsche Fahrzeuge, Fangbeute und Gerät, beschlagnahmt, wozu noch hohe Geldstrafen kamen. Gerade diese Hoheitszone wird jedoch mit Vorliebe von wandernden Heringszügen benutzt.

Die Bedeutung der isländischen Fischereigewässer liegt u. a. in ihrem Reichtum an Kabeljau und in neuerer Zeit in der Heringsgroßfischerei. Auf letzterem Gebiet haben sich insbesondere die Norweger stark betätigt. Von einer „Überfischung“ dieser Gebiete kann zur Zeit noch keine Rede sein, vielmehr winken hier noch auch der deutschen Hochseefischerei allem Anschein nach sehr ergiebige Jagdplätze. Weiten Kreisen sind die Naturstimmungen, Schilderungen um Island, bekannt geworden durch die „Islandfischer“ von Pierre Loti. Immerhin dürften wohl die dort enthaltenen technischen Schilderungen überholt sein. Im völlig vereisten Schiff ist die Besatzung den schwersten Stürmen ausgesetzt, daher ist auch der Prozentsatz der von diesen Fischgründen nie wieder zurückkehrenden Dampfer wohl besonders groß. Das dürfte auch damit zusammenhängen, daß eifrige Kapitäne bei guten Fängen die Schiffe überladen.

So wird die Seefischnahrung nur unter den größten Entbehrungen dem Meere abgerungen. Um so bedauerlicher ist die Gleichgültigkeit, die in weiten Kreisen der deutschen Bevölkerung gegen dieses wichtige Volksnahrungsmittel besteht. Unzweifelhaft ist daher im Interesse der deutschen Hochseefischerei noch sehr viel für die Hebung des Konsums zu tun. Wo man aber in deutschen Landen Seefische verzehrt, sollte man wenigstens der braven Seeleute gedenken, die fern von Frau und Kind, in der Einsamkeit des Meeres, nur auf sich, das Glück und ihre Tüchtigkeit angewiesen, ihre Hingabe an den Beruf mit dem stillen Tod in den Wellen besiegeln mußten.



Gestrandeter Heringsdampfer. Aufnahme Meinken



Fischerboote. Gemälde von Otto Lange-Dresden

In der Mühle

Novelle von Paul Ernst

Ein Müller lebte auf einer Mühle in einem engen Tal einer gebirgigen Landschaft Mitteldeutschlands. Neben dem Bach lief auf der Sohle des Tals die Landstraße, und so schmal war die Sohle, daß die Mühle schon halb am Berg hing.

Der Müller hatte zu beiden Seiten die Berge hinauf bis an den Waldrand seine Wiesen und konnte sich wohl vierzig Stück Vieh halten. Seine Mühle lag günstig und hatte deshalb viel zu mahlen. Er war der einzige Sohn seines Vaters gewesen, der gleichfalls keine Geschwister gehabt hatte. Und so konnte man ihn denn wohlhabend, ja, reich nennen.

Seine Frau war ihm früh gestorben, indem sie ihm eine einzige Tochter hinterließ. Er war ein langer, hagerer Mann mit helldünnem Haar und der ungesunden, blassen Gesichtsfarbe, welche die Müller so oft haben; man merkte ihm wohl an, daß sein Haus nicht in der Sonne lag. Die kleine dicke Nase stand rot in dem blassen Gesicht, er hatte sie einmal als junger Mensch erfroren; und die Augen waren oft leicht geschwollen und rot gerändert.

Die Tochter, Anna war ihr Name, glich ihm schon als ganz kleines Kind auffallend. Eine Pate, eine entfernte Verwandte der Mutter, besuchte den Müller einmal und sah das schüchterne, starre Kind traurig an. „Einen Mann kriegt sie doch," sagte der Vater, „die hat einmal Geld, die kann aussuchen."

Als Anna zur Schule kam, machte der Müller dem Schulmeister einen Besuch. Er sagte, das Kind solle mehr lernen als die Dorfkinder, denn es solle es einmal besser haben als er und nicht ihr ganzes Leben auf der Mühle sitzen. So machte er mit dem Lehrer ab, daß das Kind noch Klavierstunden bekommen solle.

In jener Zeit geschah es einmal, daß ein Mühlenknappe, den er kurz zuvor angenommen hatte, im Walde wilderte, mit dem Förster zusammentraf und einen Kampf mit dem Beamten hatte. Im Verlauf der gerichtlichen Untersuchung kam ein Assessor aus der Stadt mit dem Gerichtsschreiber und besah die Mühle, fragte nach verschiedenem und ließ alles Erkundete durch den Schreiber aufzeichnen. Der Müller hatte Amtspersonen und ihr gegenseitiges Verhältnis, aus dem er denn die Bedeutung beider entnehmen konnte, noch nie in solcher Vertrautheit und Nähe gesehen. Die beiden kamen im Wagen; der Assessor saß allein, der Gerichtsschreiber hatte seinen Platz auf dem Bock neben dem Kutscher. Während der Untersuchungen und Verhandlungen trug der Assessor ein herrschaftliches Benehmen zur Schau, der Schreiber, ein graubärtiger Mann, zeigte sich unterwürfig und dienstbeflissen. Dem Müller kam der Gedanke, daß Anna einmal einen solchen Mann heiraten solle, wie der Assessor war.

Das Kind wuchs auf, häßlich, linkisch und schüchtern. Sie war groß und schlotterig gewachsen, mit übermäßig großen Händen und Füßen, einwärts gekehrten Knien, mit dünnem, hellem Haar, das glatt zurückgekämmt war, und wässerigen Augen in einem bleichen Gesicht über einer kleinen, ungebildeten und etwas geröteten Nase.

Als sie etwa achtzehn Jahre alt war, da wurde ein junger Unterförster in die Gegend versetzt, ein frischer, hübscher, junger Mann im saubern grünen Rock, mit blitzenden dunklen Augen im bräunlichen Gesicht, der selbstbewußt und heiter zufrieden daherschritt, das Gewehr auf der Schulter und den Hund an der Leine. Es wurde bald allerlei von ihm erzählt, daß er lustige Gesellschaft liebte und gern den Herrn spielte, und daß es ihm nicht darauf ankam, seine Gesellschaft im Wirtshaus frei zu halten. In der ersten Zeit hieß es, daß er einen reichen Vater habe, der eigentlich höher mit ihm hinausgewollt habe, aber er habe nun einmal eine solche Leidenschaft für den Wald gehabt, daß er den Vater gezwungen habe, ihm die Försterlaufbahn zu gestatten. Dann wurde von Schulden allerart erzählt, die der junge Mann machte, und es hieß, sein Vater sei durchaus nicht reich, sondern sei nur ein armer Tagelöhner, der alles an seinen Sohn gehängt habe, um ihn höher zu bringen.

Anna hatte den jungen Mann öfter auf der Landstraße vorüberschreiten sehen. Sie hielt sich meistens in ihrer Stube auf, denn der Vater wollte nicht, daß sie sich in der Wirtschaft betätigte. Sie war nach dem Schulschluß zwei Jahre in der Stadt gewesen, auf der Penehme, wie es in diesen Kreisen genannt wird, und hatte selber nicht große Lust, bei grobem Schaffen mit zuzugreifen, und ihr Vater sagte ihr immer: „Du brauchst nicht zu arbeiten, du hast einmal Geld." So saß sie denn meistens am Fenster, mit einer Häkelei beschäftigt oder in einem abgegriffenen Leihbibliotheksbuch lesend. Von ihrem Fenster aus aber konnte sie gerade einen Teil der

Landstraße jenseits des Mühlbachs überschauen.

Sie wußte, um welche Zeit der Förster voraussichtlich auf der Landstraße sein werde, denn seine Gänge waren regelmäßig. So wurde sie denn eines Tages von dem jungen Mann auf der Landstraße eingeholt; sie war weiß gekleidet, hatte eine rote Rose im Gürtel stecken und las im Gehen in einem Gedichtbuch mit Goldschnitt. Der Unterförster grüßte ehrerbietig, denn er wußte, daß sie die Tochter des reichen Mannes war, sie dankte mit einer städtischen Verbeugung, das Blut schoß ihr in die Wangen, und sie sah ihn, wohl unbewußt, mit einem leuchtenden Blick an.

Der junge Mann zwirbelte sich das Bärtchen hoch, rückte sein Gewehr zurecht und die Hand weltmännisch an den grünen, federgeschmückten Hut legend und sich verbeugend, redete er Anna mit einer Bemerkung über das Wetter an. Sie erwiderte, indem sie noch tiefer errötete; in ihrer Verwirrung sagte sie: „Was müssen Sie von mir denken, ich leide an solchem Blutdrang ins Gesicht.“ Der Unterförster war gleich mit einer Antwort zur Hand, die freilich seinem Stande wohl angemessener war, als den zarten Gedichten in dem Goldschnittbändchen, er sagte, das finde man oft bei jungen Mädchen, und das gebe sich, wenn sie erst einen Mann hätten.

So kam es denn nun schnell zu einem Einverständnis der beiden. Das Mädchen war bis über beide Ohren in den stattlichen Menschen verliebt und dieser faßte dreist zu, indem er wohl fand, daß sie gänzlich reizlos war und auch töricht, aber es schwebte ihm herrlich vor Augen, wie er auftreten könne mit dem Geld des Mädchens, wie er sich einen vergoldeten Hirschfänger kaufen werde und am Wirtstisch die erste Rolle spielen müsse. Er wußte ja wohl, daß der Alte ihn nicht ohne weiteres als Schwiegersohn annehmen werde, aber er sagte sich, daß er dem gegenüber gar keine Verpflichtungen habe, und daß der froh sein solle, einen solchen Schwiegersohn zu bekommen, denn sonst könnte das Mädchen irgendeinem Schuft in die Hände fallen, der ihre Narrheit ausnutzte; und so gedachte er denn alles so zu wenden, daß der Müller ihm schon wohl oder übel die Einwilligung geben mußte, auch wenn er nicht wollte.

Er brachte es nun bei dem verliebten und vertrauensseligen Mädchen dahin, wohin er wollte, und ging am andern Tag, in seiner Festuniform, zu dem Alten, um ihm sein Anliegen vorzustellen. Er hatte sich einen Plan gemacht, wie er vorgehen wollte. So tat er denn zunächst zerknirscht, sprach von der Macht der Leidenschaft, sagte, daß er ritterlich denke und alle Schuld auf sich nehme, und schloß damit, daß unter den Umständen eine baldige Heirat wohl das Beste sei, zu welcher er sich als Ehrenmann selbstverständlich anbiete.

Der alte Müller war ein Schlauberger. Er merkte sofort, worauf der junge Mann hinauswollte, und durchschaute seinen ganzen Plan. Er bezwang sich aber, und tat, als sei er von dem Edelmut des Jüngern gerührt; dann fragte er, wann alles geschehen sei, und da zeigte sich denn, daß man von Notwendigkeiten noch gar nicht sprechen konnte. So erwiderte er denn sehr zurückhaltend, er müsse sich alles erst noch überlegen, er werde ihm Bescheid zukommen lassen, er rechne ihm seine Ehrenhaftigkeit hoch an, und er habe das grüne Tuch immer gern gehabt. Damit drückte er dem Verdutzten die Hand und entließ ihn.

Als die Haustür hinter dem jungen Mann ausgeklingelt hatte, ging er die Treppe hoch und trat in die Stube seiner Tochter, die nun wohl schon ahnte, daß nicht alles so ausgegangen war, wie der Geliebte geprahlt hatte. Das Mädchen saß an ihrem Fensterplatz und stickte an einem Pantoffel für den Vater; die Tränen rollten ihr rund aus den geröteten Augen, und sie wischte ängstlich an der Stickerei.

Auch hier bezwang sich der Alte, denn er sagte sich, daß er mit Ruhe vielleicht noch wieder alles gutmachen konnte. So sagte er ihr denn, sie wisse ja, weshalb der Unterförster dagewesen sei, er habe auch alles gehört, er könne sich aber noch nicht entscheiden. Zunächst dürfe sie nicht mehr mit ihm zusammenkommen, er werde sie im Zimmer einschließen; dann wolle er sie für eine Weile aus dem Hause tun und erst einmal abwarten.

Das Mädchen wußte nicht, was diese Rede und ihr gezwungen sanftmütiger Ton bedeuten sollten; sie legte ihre Stickerei fort und weinte vornübergebeugt in ihre Hände; der Vater ging aus der Stube, schloß draußen ab und steckte den Schlüssel zu sich.

Einige Tage vergingen so, er brachte ihr das Essen auf das Zimmer. Nachts bellte der Hund heftig, und am andern Morgen sah der Müller, daß Mörtel in den Fugen unter dem eng vergitterten Fenster seiner Tochter usgebrochen war. Er lachte in sich hinein und sagte ihr nichts von seiner Beobachtung. Er fand schnell ein Unterkommen für das Mädchen bei den Leuten, wo sie auf der Benehme gewesen war; die weihte er in alles ein und trug ihnen Wachsamkeit auf; und dann ließ er Anna in der Stadt.

Er ließ sie drei Monate dort, um ganz sicher zu gehen. In dieser Zeit hielt sich der

Unterförster ihm gegenüber ruhig, grüßte ihn immer beflissen, wenn er ihn sah, und suchte die Verbindung mit dem Mädchen durch Briefe heimlich aufrecht zu erhalten; die Leute, bei denen sie war, zeigten sich aber geschickt genug, seine Versuche zu vereiteln, und da er ja durch sein Amt festgehalten wurde, so konnte er nicht selber ihr nachreisen.

Nachdem die Zeit verflossen war, welche der Müller sich gesetzt hatte, bestellte er sich den Unterförster ins Haus. Er sagte ihm ruhig, daß er nicht daran denke, seine Tochter einem Mann zu geben, der nichts sei und nichts habe; der junge Mann brauche sich keine Hoffnungen weiter zu machen und er rate ihm an, sich versetzen zu lassen, denn er wolle das Mädchen jetzt wieder in die Mühle nehmen, und wenn er etwa sehen sollte, daß er wieder hinter ihr her sei, so lasse er ihm alle Knochen im Leibe zerschlagen. Er wolle ihm aber einen freundschaftlichen Vorschlag machen, denn es liege ihm selber nichts daran, daß sein Kind in den Klatsch komme. Wenn er binnen vier Wochen die Gegend verlasse, so solle er tausend Taler haben.

Der junge Mensch begehrte auf, sprach von Beleidigung, Ehrgefühl, Liebe und anderem; aber der Müller blieb bei seiner Rede, hielt ihm seine Schulden vor und sagte, er solle Gott danken, daß er durch das Geld aus seinen Verlegenheiten komme; jetzt wisse niemand etwas Sicheres, er könne als ehrlicher Mann gehen, wenn aber die Schulden angezeigt würden, dann sei es zu spät, und er verliere seine Stelle. Da kam der Unterförster ins Weinen, Schluchzen und Selbstbezichtigen; der Müller faßte seine Forderung noch einmal zusammen, gab ihm den Tag an, wo er das Geld holen könne, und schob den Zerknirschten dann aus dem Zimmer.

Es geschah alles so, wie der Müller beabsichtigt hatte; der Liebhaber holte sich das Geld aus der Mühle und ging dann, den Daumen im Gewehrriemen, den Kopf hoch und pfeifend; nachdem er die Gegend verlassen, kam Anna zurück, und es schien alles so zu sein wie früher.

So vergingen Jahre. Anna hielt sich meistens in ihrer Stube auf, denn eine alte Magd besorgte Küche und Haus; zuweilen aß sie auch allein auf ihrer Stube. Auf dem längst verstimmten Flügel übte sie täglich zwei Musikstücke, das „Gebet einer Jungfrau“ und „Die Klosterglocken“.

Als sie etwa fünfundzwanzig Jahre alt war, kam ein neuer Mühlknappe. Er war ein Mensch in ihrem Alter, der etwas Feines und Zurückhaltendes in seinem Wesen hatte. Am Feierabend setzte er sich in die Laube und spielte auf der Ziehharmonika, Anna saß am geöffneten Fenster und hörte ihm zu. Die beiden andern Knappen hatten ihren Spott mit ihm und nannten ihn den sanften Heinrich.

An einem Sommerabend sah sie ihn ohne sein Musikzeug in die Laube gehen, und nach einer Weile hörte sie aus den dichten Jelängerjelieberranken hervor ein Schluchzen. Sie zögerte lange, dann zog sie sich feste Schuhe an und ging hinunter zur Laube, und sah den Knappen sitzen, der sich bei ihrem Anblick ermannte; er wollte aufstehen, sie sagte ihm aber: „Bleiben Sie sitzen, Heinrich,“ dann bedachte sie sich noch einen Augenblick und setzte sich zu ihm. Sie fragte ihn: „Was haben Sie denn?“ Der freundliche Ton ihrer Stimme löste sein Gefühl. Er schlug die Hände vor das Gesicht und begann aufs neue zu weinen. Sie redete ihm zu, er solle vernünftig sein, vielleicht könne sie ihm helfen. Da erzählte er ihr, daß der Müller ihm gekündigt habe, weil das Wasser knapp sei, und er könne ja überall wieder eine Stelle bekommen, denn er sei ein ordentlicher Kerl, das sei es nicht, aber nun sei er seit seinem zwölften Jahr allein in der Welt, einen Vater habe er nicht gehabt, und er sei bei fremden Leuten aufgewachsen, und seine Mutter sei tot, und er habe höher kommen wollen und habe in Büchern gelesen, und wenn er an einer Stelle ein paar Monate gewesen sei, dann müsse er immer wieder fort, und kein Mensch bekümmre sich um ihn, und er habe eine Kiste voll Bücher, die habe er bei einem frühern Herrn stehen.

Das Mädchen nahm seine Hand und drückte sie selbstvergessen an die Brust, dann sagte sie, daß der Schein trüge und daß andere Leute es auch nicht besser haben, dabei kamen ihr gleichfalls die Tränen. Der Knappe erwiderte, sie sei ja freilich nicht schön, und das gute Essen mache es auch nicht, es sei eben so, daß der Mensch etwas fürs Herz haben müsse, sonst gehe er zugrunde. Sie seufzte tief auf und sagte, da habe er recht; er erzählte von einem Mädchen, das er gern gehabt und das dann mit einem andern gegangen sei; sie erwiderte ihm, das verstehe sie immer nicht von den Mannsbildern, daß sie sich an so eine hängten, die es vielleicht gar nicht verdiente, wo es doch so viele Mädchen gäbe, die froh wären, wenn sie einer wollte; und so kamen sie denn immer tiefer ins Gespräch, der Mond ging auf und spielte in den Blättern, die Nachtigall schlug, und der Bursche sagte einen Vers aus einem Volkslied. Da war es den beiden, daß sie zueinander gehörten, und keiner von ihnen wußte nachher, wie es geschehen war, aber sie küßten sich und sagten sich, daß sie sich lieb hätten.

Indessen aber war den beiden andern Müllerburschen aufgefallen, daß in der Laube etwas vorging, und da sie das Spiel nicht hörten, dachten sie sich, daß Heinrich dort eine Liebschaft habe, und, wie das auch nun kommen mochte, sie gerieten gleich auf den Gedanken, daß das Anna sein müsse. So schlichen sie heimlich hinzu und belauschten die beiden, und als sie eine Weile Küsse und Worte gehört, brachen sie mit Johlen vor. Sie dachten sich nicht anders, als daß Heinrich so sein müsse, wie sie selber, und so konnten sie sich nur vorstellen, daß er das häßliche Mädchen, das sie für närrisch hielten, für sich beschwatzt habe, um die Mühle zu erheiraten; und in Neid über dieses Glück, Hohn über den jungen Mann, der sich mit dem lächerlichen Wesen beladen wollte, triebmäßigem Haß gegen das Höhere, das sie dennoch in ihm witterten, Dünkel über die eigne Vortrefflichkeit, die sich nie so wegwerfen würde, eine solche Person zu heiraten, und Verdruß darüber, daß sie nicht auch so gescheit gewesen waren, zuzugreifen, wo sie doch früher in der Mühle gewesen waren als der andere — in diesem Wirrwarr niedriger Gefühle äußerten sie sich denn in Spottreden, wie sie solchen Leuten angemessen sind.

Heinrich sprang auf, wollte Anna schützend an seine Brust ziehen, das Mädchen sträubte sich und verkroch sich im Winkel der Laube; plötzlich stieg dem jungen Mann die blinde Wut in den Kopf, er zog sein Taschenmesser, schnappte es auf und stach auf den Vordersten; das Messer aber schnappte zu und verletzte ihn an den Fingern, so daß er es fallen ließ, und die beiden andern riefen entrüstet: „So, ein Messerstecher willst du auch noch sein?" und stürzten sich auf ihn mit Faustschlägen und Fußtritten. In dem Kampf stürzten alle drei und wälzten sich nun erbittert ringend, stoßend und schlagend und schreiend im Dunkel.

Nun kam der Müller mit einer Stalllaterne. Er übersah sogleich, was geschehen war, zog seine Tochter hervor, die sich nicht sträubte, und brachte sie ins Haus, dann kehrte er zurück zu den drei, die sich inzwischen mit blutenden Nasen, verbeult und zerkratzt, erhoben hatten; er rief den Verdutzten zu, daß er in seiner Mühle keine Schlägereien dulde, und als die beiden Lauscher mit Anklagen gegen Heinrich in ihn drangen, da sagte er, daß sie alle drei gehen könnten, und zwar gleich morgen früh; er wolle ihnen Lohn und Kostgeld für die Zeit bezahlen, die sie eigentlich noch bei ihm bleiben müßten.

Die Wut und das Schimpfen der beiden teilte sich nun zwischen Heinrich und den Müller und wendete sich bald gänzlich auf den Herrn. Alle drei gingen zu ihren Schlafstätten. Am Morgen verließen sie die Mühle, Heinrich allein und die beiden andern zusammen, und so war denn nun auch die zweite Liebschaft Annas zu Ende. Nur, daß dieses Mal die beiden verabschiedeten Müllerburschen den ganzen Vorgang ausgeschmückt im Dorfe erzählten. Dazu tauchten nun dumpfe Gerüchte über die alte Geschichte mit dem Unterförster auf und es wurde über Anna ungünstig gesprochen.

Nun liefen die Jahre wieder. Der Müller wurde älter, ein Bauch entwickelte sich bei ihm breit und hängend, der zu seiner schlottrigen Figur, seinem ungesunden Gesicht nicht paßte. Sein Gang wurde langsamer, er schlief oft ein, wenn er sich setzte. Anna wurde magerer und eckiger, ihre Bewegungen wurden wackelig, es war, als ob ihr die Oberarme unbeweglich waren, und sie trug einen falschen Scheitel und falsche Zähne.

An einem Morgen lag der Müller tot im Bett. Er wurde begraben, und nun war Anna allein in der Mühle.

Seit einigen Jahren war ein Mühlknappe im Hause, der allmählich die Leitung des Ganzen an sich genommen hatte, wie der alte Müller immer schwächer wurde, ein ruhiger und ordentlicher Mensch von etwa dreißig Jahren. Der führte Betrieb und Geschäft nun in der alten Art weiter, gab der Herrin jeden Abend Bericht und sorgte für alles wie für sein Eignes. Er wurde Franz genannt.

Bei der Beerdigung waren auch entferntere Verwandte zugegen, von denen einige nicht in guten Verhältnissen lebten. Unter diesen war eine Witwe mit mehreren Kindern, deren ältestes, ein etwa zwanzigjähriges Mädchen namens Marie, sie mitgebracht hatte. Sie war mit der Tochter noch einige Tage in der Mühle geblieben, indessen die andern sich gleich nach der Feier verzogen hatten, und benahm sich sehr beflissen und zuvorkommend gegen das alte Mädchen. Sie rühmte die Mühleneinrichtung, das Vieh, das Leinen, sie lobte den Verstorbenen und beteuerte, daß sie ihm immer besonders nahe gestanden habe, sie pries Anna selber und ihren Verstand, der ein so großes Anwesen überschauen könne; und allmählich kam sie damit heraus, daß Marie doch ein sehr tüchtiges Mädchen sei, und daß Anna jemanden aus der Familie um sich haben müßte als Vertrauensperson, denn wenn man mit lauter fremden Leuten wirtschaften muß, das weiß man ja, wie das ist; sie vermied vorsichtig, auf das Altern Annas anzuspielen, ließ aber doch einfließen, daß der Mensch einmal krank werden könne und dann habe er niemanden zur Pflege, und kurz, sie dachte

sich, wenn sie Marie hier unterbringen könne, daß sie als vertraute Dienerin der Verwandten in allem zur Hand sei, dann sei es doch nicht ausgeschlossen, daß das Kind vielleicht die Aussteuer geschenkt bekomme oder bei der Erbschaft besonders bedacht werde, denn ein langes Leben gab sie der nun schon fünfundvierzigjährigen Person nicht mehr.

Anna merkte von allen Nebenabsichten nichts; aber das freundliche, rundbäckige und eifrige Kind war ihr in allem so dienstfertig zur Hand, wußte sich so nötig zu machen in ihrer überströmenden Dankbarkeit für das gute Essen, welches sie in diesen Tagen hatte, daß sie gern auf den Vorschlag der Alten einging, Marien gegen einen mäßigen Lohn als Magd und Beschließerin bei sich zu behalten.

Die Wirtschaft ging nun weiter, wie sie zuvor gegangen war, und Franz besorgte Mühle, Acker und Vieh, als sei alles sein Eigentum. Anna kam selten aus ihrer Stube, sie lebte in ihrer gewohnten Weise mit Lesen, Klavierspielen, Sticken und Aufräumen ihrer Stube und Kammer. Jeden Abend kam Franz zu ihr hinauf, um Bericht zu geben und abzurechnen; zuweilen, wenn eine Arbeit war, wo Franz selber mit anfassen mußte, sah sie auch eine Weile der Arbeit zu. Marie machte sich gut in Haus und Wirtschaft, sie melkte und fütterte und besorgte für alle die Küche. Ganz natürlich kam es, daß Franz und Marie manches zusammen besprachen und daß sich eine Vertraulichkeit zwischen ihnen entwickelte.

An einem Abend, als die beiden noch allein in der Küche aufsaßen, Marie mit dem Ausbessern eines Sackes beschäftigt und Franz in einem Rechenbuch Zahlen zusammenzählend, indessen die andern Dienstleute schon lange zur Ruhe gegangen waren, sagte Franz: „Nun wollte ich dich noch etwas fragen." Er sagte das in einem Ton, daß dem Mädchen das Herz bebte und eine rote Flamme über das runde, offne Gesicht flog. Franz fuhr fort: „Die Wirtschaft so kann nicht weitergehen. Wer nicht mit der Zeit fortschreitet, der kommt zurück. Aber wenn ich einen Vorschlag mache, dann heißt es immer: ‚Das ist bei meinem Vater so gewesen, ich verstehe das nicht, wir wollen es nur weiterhin so lassen.' Nun habe ich mir gedacht, ich habe von Hause aus etwas und habe immer gespart, ich will ihr vorschlagen, daß ich die Mühle pachte, und daß sie hier wohnen bleibt. Dann bin' ich mein freier Herr und kann machen, was ich will. Hier ist etwas zu verdienen. Aber allein kann ich das nicht machen, ich brauche eine Frau; und da wollte ich dich fragen, ob du das sein willst."

Franz konnte wohl nichts anderes sagen, als diese trockenen Worte; aber was er nicht sagte, das war in seinen Augen, die sich mit Tränen füllten, und in dem Stocken seiner Sprache. Marie spürte das auch, sie wurde blaß und es war, als ob sie ohnmächtig werden wollte. Sie sagte: „Ich will dir auch eine gute Frau werden, und ich danke dir, denn ich bin ein armes Mädchen, das nichts hat." Er sprach: „Das laß deine Sorge nicht sein, ich kann es schon machen, und wenn das Herz spricht, das ist die Hauptsache."

Nun war es ihm wohl, daß er Marie küssen mußte; aber seine letzten Worte waren so gewesen, daß er das nicht konnte. So nahm er den Stöpsel der Tintenflasche und korkte die Flasche zu. Marie aber stand auf, trat zu ihm und küßte ihn auf den Mund. Da umarmte er sie und konnte nichts sagen.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Franz ging zur Herrin hinauf und sagte ihr seinen Plan, dann fragte er sie, ob sie ihm die Mühle in Pacht geben wolle, denn er sei nun in den Jahren, wo einer für sich selber arbeiten müsse.

Anna sah ihn ruhig an, der fest und verständig vor ihr stand. Dann sagte sie: „Ich verpachte Ihnen die Mühle nicht. Sie könnten eine andre Heirat machen, und mit dem Mädchen da verplempern Sie sich nur." Als sie das sagte, da wurde es Franz klar, daß er die Herrin selber bekommen konnte, wenn er wollte, und sogleich verblendete ihn die Aussicht auf den Reichtum. Er faßte ihre Hand, die sie ihm schwach ließ, und rief: „Dann heirate ich dich." Sie gab ihm mit der freien Hand einen leichten Schlag auf die Backe und sagte: „Ich könnte ja Ihre Mutter sein, haben Sie mich denn so lieb?" Er nahm die fast nicht Widerstrebende in den Arm und küßte sie; er mußte sich dazu zwingen, und es wurde ihm fast schwindlig. Da sagte sie: „Nun, wenn du es denn durchaus willst, so will ich ja sagen, und wir brauchen auf nichts zu warten, du kannst heute gleich das Aufgebot bestellen."

Mit unsicheren Schritten trat Franz aus dem Zimmer und ging die Treppe hinunter. Auf der untersten Stufe hatte Marie gewartet, sie streckte ihm die beiden Hände entgegen. Als sie sein Gesicht und Gang sah, da dachte sie, daß Anna ihm die Verpachtung abgeschlagen hatte, ihr blühendes Gesicht wurde aschfahl und sie ließ die Hände sinken. Franz sprach mit heiserer Stimme, ohne sie anzusehen: „Du mußt es ja doch wissen. Ich habe mich mit der Herrin verlobt und gehe zum Bürgermeister und Pfarrer, um es anzusagen." Sie hielt sich am Treppengeländer fest und sah ihm nach, erst langsam verstand sie den Sinn seiner Worte in ihren Ohren.

Am Nachmittag ging Marie zu ihrer Herrin hinauf und sagte, sie bitte um ihre Entlassung, sie wolle zu ihrer Mutter zurück. Anna sah sie ratlos an und erwiderte: „Wie soll ich denn das machen? Du hast alles unter dir gehabt, so schnell bekomme ich doch keine andere, der ich so viel vertrauen kann. Ich weiß wohl, weshalb du gehen willst. Aber das wäre Unsinn gewesen für euch beide; so ist es besser auch für dich." Wie das Mädchen aber auf ihrem Verlangen bestand, da wurde sie ärgerlich und sagte: „Ja, wo ihr mich brauchtet, da war ich gut genug. So sind die Dienstboten heutzutage, nur an sich denken! Halten kann ich dich nicht." Da kamen Marie die Tränen und sie sprach: „So will ich denn bleiben, bis du eine andere gefunden hast für mich."

Als das Aufgebot gewesen war, da kam ein Jude aus der nächsten Kleinstadt in einem feinen Landauer mit zwei prächtigen Kutschpferden vorgefahren. Er sagte zu Anna, daß er immer noch kein Geschäft mit ihr habe machen können, trotzdem er ihr verschiedentlich billige und gute Ware angeboten habe, aber nun sie gnädige Frau werde, müsse sie doch einen Landauer haben, und sie müsse doch zur Trauung auch im eigenen Wagen fahren. Anna ging auf die Straße hinunter, besah sich alles und kaufte Wagen und Pferde. Franz war in Geschäften auswärts, als er heimkam, da erzählten ihm die andern grinsend, er werde ja nun eine gnädige Frau haben, und der Landauer sei schon angeschafft. Franz ging in den Stall, sah sich den Kauf an und biß sich auf die Lippen.

Der alte Müller hatte längst alles vorgesorgt gehabt für die Aussteuer. Nun aber wollte Anna noch Kleider haben und auch Möbel in eine gute Stube. Sie lag ihrem Bräutigam in den Ohren, daß er mit ihr in die Stadt fahren solle, um auszusuchen; er weigerte sich störrisch, und so fuhr sie denn allein und erzählte ihm am Abend glücklich, was sie alles erstanden hatte. Sie sagte, jetzt hätte sie erst Freude von ihrem Geld. Die Sachen kamen, wurden abgeladen und ins Haus gebracht; Franz stellte mit dem ältesten seiner Arbeitsgenossen die Möbel auf, schlug Nägel ein und hängte Spiegel und Bilder, dann aber sah er sich den Prunk nicht wieder an und Anna ging allein zwischen den blitzenden und schimmernden Möbeln auf und ab.

So nahte der Hochzeitstag. Die Trauung sollte in der Dorfkirche stattfinden, ein Festessen war im Wirtshaus bereitet. Am Nachmittag wurde der Landauer angespannt. Die Braut war mit Schleier und Myrtenkranz geschmückt, Marie hatte ihr beim Anzug helfen müssen. Vom Hof herauf kam der Gesang des jüngsten Müllerburschen, eines frischen und unverschämten Menschen. Es war das Lied: „Wir winden dir den Jungfernkranz". Der Bräutigam wurde bleich, die Braut merkte nichts, sondern zupfte sich vor dem Spiegel noch an Kleid und Schleier. Marie hatte sich geweigert, mit in die Kirche zu kommen; so hatte die Herrin ihr aufgetragen, daß sie Kerzen in die Fenster stellen solle, in jedes Fenster drei, die sie anzünden mußte, wenn sie den Wagen von weitem rollen hörte.

Nun fuhr der Wagen ab. Die Dienstleute standen vor dem Tor und sahen hinter ihm her, indem sie lachend Bemerkungen austauschten. Marie räumte in der Stube oben alles fort, dann bereitete sie die Lichter und setzte sie in die Fenster.

Der Wagen rollte in der Dunkelheit zurück. Alle Fenster waren erleuchtet; die Torfahrt war mit brennenden Lichtern besteckt; die Leute standen im Feiertagsanzug und erwarteten das junge Ehepaar. Franz stieg zuerst aus dem Wagen, nickte den Leuten zu und ging schnell ins Haus, hinter ihm rauschte die Neuvermählte und suchte ihn mit schnellen Schritten einzuholen. So ging das Paar die Treppe hoch, der Mann, zwei Stufen nehmend, vorauf, die Frau so schnell sie konnte hinter ihm.

Im Gang oben stand Marie. Sie hatte auf ihr Zimmerchen laufen wollen, aber Franz war eher oben, als sie gedacht hatte. Sie stand da, in der Hand das Licht, mit welchem sie die Kerzen angesteckt hatte, blaß, mit weit offnen Augen und zitternd. Franz zog den Zylinderhut vom Kopf und schleuderte ihn auf die Erde, dann nahm er die Zitternde unter den Arm und sagte: „Komm!" Sie hielt ihr Licht fest angeklammert, sah ihn entsetzt an und hielt die Füße so gestellt, daß er sie nicht fortziehen konnte. „Komm, sage ich dir!" schrie Franz. Da kam atemlos in ihrem Brautschmuck, auf den Schleier tretend, der mit hörbarem Ton riß, Anna. Sie ergriff mit ihrer weißbehandschuhten Rechten durch den Schleier den Arm Franzens und rief: „Bist du verrückt?" — „Laß mich, Weib!" brüllte Franz sie an, sie wich ängstlich zurück und sagte: „Schlage mich nicht." Eben wankte Marie in halber Ohnmacht. Er ergriff sie stark in seine Arme und trug sie; sie legte ihr blasses Köpfchen bewußtlos an seine Brust, er trug sie die Treppe hinunter zwischen den erstaunten Leuten hindurch. Der Kutscher wollte eben die Pferde absträngen. „Aufsitzen!" befahl ihm Franz. „In die Stadt," und damit riß er den Schlag auf, hob die Ohnmächtige in den Wagen, setzte sich zu ihr und schlug den Schlag hinter sich zu. Der Kutscher saß schon wieder auf dem

Bock, wendete, und die Pferde stoben wieder aus dem Tor hinaus.

Wie eine Rasende stand Anna in der Haustür. Sie riß an dem Schleier, der in Fetzen an ihr nieder hing; ihr Haar hatte sich gelöst, der Myrtenkranz lag auf der Erde und wurde zertreten. „Anspannen!" schrie sie den Knecht an. Schnell schob der den Kälberwagen aus dem Schuppen und spannte ein Paar Pferde davor. Sie lief in dem Schmutz des Hofes umher, half ihm, brachte ihm Kummet und Ketten; ihre weißseidenen Schuhchen wurden von Kot und Mist beschmutzt, die lange weißseidene Schleppe zog sich durch Jauche und Schmutz. Als die Pferde vor dem Wagen standen, schwang sie sich auf, der Knecht saß neben ihr und peitschte auf die schweren Ackergäule los, die sich prustend, rasselnd in Trab setzten hinter den Flüchtigen her. Der Landauer flog auf der Straße, durch das Dorf, vorbei am Wirtshaus, aus dessen erleuchteten Fenstern noch Stimmen und Gläserklirren der Hochzeitsgäste drang, weiter in die Nacht hinein. In immer weiterer Entfernung ratterte und keuchte der Kälberwagen mit der gespenstisch weißen Frau auf dem Bock neben dem Knecht. Fast eine Stunde dauerte die Fahrt, da hatte der Landauer die Stadt erreicht. Der Kutscher klopfte an die Scheiben und fragte, wohin er fahren solle. Franz nannte ihm den Namen eines Gasthofs, der Kutscher fuhr dahin, Franz stieg mit Marie aus und befahl dem Kutscher, zurückzufahren.

Auf dem Rückweg begegneten sich die beiden Wagen. „Das ist unser Landauer," sagte der Knecht, indem er sich vorbeugte. Die beiden schrien Halt, der Landauer hielt und der Kutscher erkannte seine Herrin auf dem Kälberwagen. „Ist der Herr drin?" fragte ihn Anna. Der Mensch war wohl roh, er hatte mit den andern zusammen über die liebestolle Alte gespottet, nun aber bewegte ihn doch der Ausdruck der Angst und Verzweiflung in ihrer Stimme. Er nahm den Hut ab und zögerte mit der Antwort, dann sagte er verlegen nur das eine Wort: „Ausgestiegen." — „Fahren Sie mich zurück," sagte Anna, stieg vom Kälberwagen, der Kutscher half ihr beflissen, öffnete die Tür des Landauers; sie verwickelte sich in ihrem Kleid, riß mit den Händen den untern Streifen ab und ließ sich matt in die Polster sinken.

Im Gasthof wurde sie vom Kellner in das Zimmer der beiden geführt.

Sie stand an der Tür, zerfetzt, beschmutzt, mit vorquellenden Augen, das ergrauende Haar wirr in der Stirn, die Beine mit den Fußspitzen nach innen breit gestellt, die dürren Arme zitternd vor die Brust gestreckt.

„Satan, was willst du von mir?" schrie Marie. Zähneklappernd, flehend sagte Anna: „Er ist doch mein Mann." Franz ging im Zimmer auf und ab, schlug sich mit den geballten Fäusten vor die Brust und wiederholte beständig die Worte: „Verfluchtes Geld! Verfluchtes Geld!" — „Ich bin doch auch ein Mensch!" sagte Anna; da kamen ihr die Tränen.

Im Gasthaus war die Geschichte der drei bekannt geworden. Der Wirt besprach sich mit seiner Frau, was er tun solle. Der Kellner, welcher den beiden ein Zimmer gegeben, wurde hart angelassen, er hätte wissen müssen, daß da etwas nicht in Ordnung war. Die Frau war ängstlich, daß ihr Haus in Verruf kam, und sie drängte den Mann, daß er den dreien sagen solle, sie dürften nicht hier bleiben.

Da sprach die alte Mutter des Mannes, die alles mitangehört: „Wenn du ein Gastwirt bist, so kommen die Leute zu dir, weil sie kein Nachtlager haben. Ein jeder muß tun, was seines Berufes ist. Laßt mich mit den Fremden sprechen."

Sie stand mühsam am Stock auf, ging aus dem Zimmer und die Treppe hoch und klopfte dann an der Stubentür der Fremden. Niemand hörte sie, so trat sie denn ungerufen ein.

Sie schloß die Tür hinter sich. Da standen die Betten, weiß bezogen. Sie setzte sich auf einen Bettrand und sah die drei mit scharfen Augen an. Dann sagte sie: „Ich bin eine alte Frau und habe viel erlebt. Ihr seid mir wie Kinder. Was soll denn das werden?"

Als sie das sagte: „Was soll denn das werden," da kamen auch Marien die Tränen. Sie rief: „Meine Mutter, meine Mutter!" warf sich über das andere Bett und schluchzte. Die Alte streichelte ihr begütigend über das hellblonde Haar und sagte: „Ruhig, Kind, ruhig, es kann ja alles noch gut werden."

Franz trat vor und sagte zögernd: „Ich bin ja schuld an allem. Ich habe mich verblenden lassen, und wie ich sie nun stehen sah, da kam es über mich, es war, als ob ich es nicht mehr war." Die Alte sah ihn an und sprach: „Und diese Person da, der du vor Gott und Menschen angetraut bist, denkst du nicht an die?" Franz schluckte und trat zurück. Die Alte fuhr fort: „Du mußt dir doch etwas gedacht haben auf der Fahrt nach hier!" Widerwillig erwiderte Franz: „Ja, ich wollte mit ihr nach Amerika fahren. Da fragt man nicht nach Papieren, da sieht man nur den Menschen an. Da wollte ich sie dann heiraten." — „So, so!" machte die Alte und nickte ernst mit dem Kopf. „Das ist die neumodische Sittlichkeit." Dann wendete sie

sich zu Anna: „Und du, altes Gerippe, mußt du einem jungen Mädchen den Bräutigam wegnehmen, mußt du einen jungen Mann haben? Hast du nicht an Gott gedacht, der das Unrecht straft auf Erden?“ Sie stand mühsam auf und ging drohend auf Anna zu: „Ich habe deinen Vater gekannt und deinen Großvater, sie haben nur immer Geld zusammengekratzt, und ich sage dir, wahrlich Gott sucht der Väter Missetat heim bis ins dritte und vierte Glied.“ Anna stand schweigend und sah vor sich nieder.

Nun legte die Alte die Hand auf Mariens Haupt und sagte: „Das Kind bleibt bei mir. Mein Sohn kann im Hause noch eine Magd brauchen, und ich habe ein Auge auf sie.“ Zu Anna sprach sie: „Unten steht noch dein lächerlicher Wagen. Steige ein und fahre zurück.“ Endlich wendete sie ihre Rede an Franz: „Du kannst nicht in meinem Haus bleiben, denn dies ist ein ehrliches Gasthaus, mit deiner Frau kannst du auch nicht zurückfahren, das siehst du wohl ein. Was willst du nun tun?“ — „Ich kann zu meinem früheren Herrn zurück, er hat mir gestern geschrieben und angefragt, ob ich will,“ sagte Franz dumpf. — „Gut, dann gehe,“ schloß die Alte. Schon war Anna aus dem Zimmer gelaufen, die Hände vor die Augen geschlagen; langsam folgte Franz. Die Alte erriet seine Gedanken. „Kommt Zeit, kommt Rat,“ sagte sie zu ihm. „Du weißt, wo sie ist, und daß sie gut aufgehoben ist. Nun geh!“ damit schob sie ihn aus dem Zimmer.

Der Kutscher stand noch unten neben seinem Wagen. Er half der Frau hinein und sagte tröstend: „Lassen Sie nur, Frau, wer weiß, wozu alles gut ist.“ Dann schlug er den Schlag zu, setzte sich auf den Bock und fuhr ab.

Noch brannten die Lichter in den Fenstern, als der Wagen zurückkam, in der Gesindestube waren die Leute noch lebendig, aber als der Wagen auf dem Hofpflaster rollte, kam niemand zum Vorschein, sie scheuten sich alle. Anna lief schnell die Treppe hinauf, in ihr Zimmer, verriegelte die Tür hinter sich und warf sich auf den Boden. So lag sie lange.

Dann erhob sie sich, trat vor den eisernen Schrank, schloß ihn auf und warf die Papiere, welche darin waren, auf den Boden. „Verfluchtes Geld, verfluchtes Geld!“ schrie sie. Aus dem Fenster nahm sie eine der Flaschen, in welchen ein Licht steckte, schon fast niedergebrannt, sie hielt es an die Papiere, die hell aufflammten. An der Wand hängte ein Spiegel; sie hob ihn ab und löste mit zitternden Händen den Strick, machte eine Schlinge; dann schob sie einen Stuhl unter den Haken, stieg hoch, befestigte den Strick, steckte den Kopf in die Schlinge und stieß den Stuhl fort.

Nach einer Weile ging der Kutscher über den Hof. Er hatte noch sein Abendbrot in der Küche gegessen und wollte nun in den Pferdestall, um sich schlafen zu legen, da sah er die Fenster in der Stube der Frau hell durch das Feuer. Er lief ins Haus zurück, die Leute eilten die Treppe hoch und erbrachen die verriegelte Tür, da fanden sie die Tote hängend und sahen das angelegte Feuer. Sie löschten es bald; von den Papieren war nur einiges angebrannt, denn sie hatten zu fest übereinander gelegen; das glimmende Feuer hatte die Tischdecke ergriffen.

Als Marie die Nachricht erfuhr, da weinte sie. Sie sagte zu der alten Frau: „Ich kann das nicht vergessen, wie sie sagte: ‚Ich bin doch auch ein Mensch‘.“

Nun kam Franz zu der Alten und sprach mit ihr und der Geliebten. Er sagte: „Einmal habe ich mich von dem Geld verführen lassen, daraus ist ein großes Unglück entstanden. Nun bin ich der Erbe, nun habe ich das Geld, und nun könnte ich Marie heiraten . . .“ Er redete nicht weiter Er fühlte, daß da irgend etwas nicht in Ordnung war.

Da sagte Marie: „Wenn du das Geld behältst, dann nehme ich dich nicht, dann bleibe ich lieber so, denn das ist Blutgeld.“ Franz blickte ernst zur Erde und sagte: „Das ist ja wohl wahr, aber es ist doch ein schönes Stück Geld, Marie.“ Da nahm die Alte ihre Hand und sagte: „Tue, mein Kind, was dir dein Gewissen sagt.“ Marie warf sich an seine Brust und sprach unter Tränen: „Ich wäre ja auch wohl mit dir nach Amerika gegangen, aber wenn du das Geld behalten willst, so sind wir geschiedene Leute.“ Franz reckte sich auf, machte eine Bewegung mit dem Fuß, als wolle er etwas fortschieben, und dann sagte er: „Dann schenke ich das Geld der Armenkasse.“ Sie stand auf und umschlang ihn und küßte ihn.

Edmund Steppes, ein deutscher Maler

Von Jos. Aug. Beringer, Mannheim

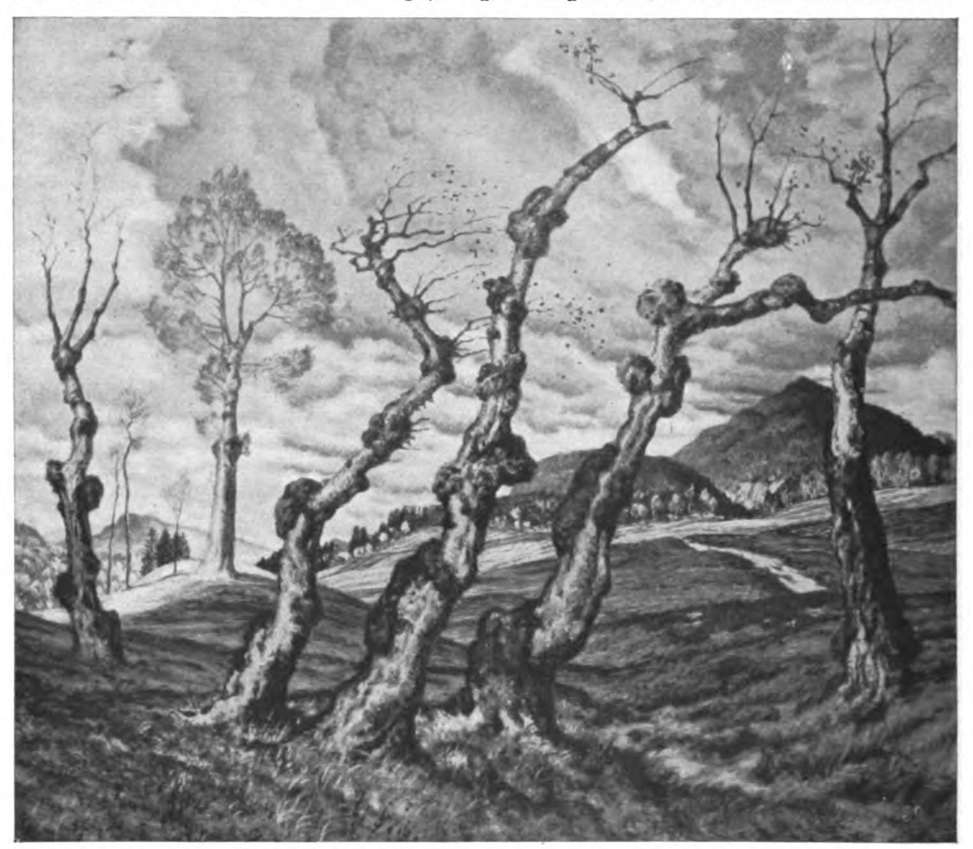
Über jedes Schaffenden Leben und Wirken funkelt ein Stern, der Stern seines Schicksals. Aus je weiteren Fernen sein Strahl zu uns kommt, um so lebhafter und strahlender glänzt sein Licht, Fixsternen gleich, die ihren Glanz aus fernsten Räumen zu uns herüberflimmern. Und doch zieht der Flimmerglanz uns mehr an, als das ruhige, nahe Leuchten der Planeten, die ihr erborgtes Licht zu uns senden. Das Eigenlicht, auch wenn es unstet scheint, ist uns Gewähr für die größeren Temperaturspannungen, für das Schicksal, das mit seinem stolzen „Und doch" aus seinem Beharren in sich und seinem Wandel zu immer Neuem Kunde gibt.

Von einem solchen in sich Beharrenden und doch scheinbar Unsteten soll hier gesprochen werden: Von Edmund Steppes, dessen Werk in verschiedenem und wechselndem Glanz aufleuchtet und unsere Sinne gefesselt hält. Zwar hat Steppes nie einer der rasch wandelnden und fertigen Tagesmoden gehuldigt oder sich angeschlossen, und doch hat er im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts seine künstlerische Vortragsart wiederholt geändert, ohne auch nur ein Mindestes von seinem charakteristischen und persönlichen Wesen aufzugeben. Im Gegenteil, er hat sein Eigenstes immer stärker, eindrucksvoller herausgebildet und damit seiner Schaffensform eine so charaktervolle Prägung gegeben, daß er im Kunstschaffen unserer Zeit als eine der eigenwilligsten Persönlichkeiten angesehen — und deswegen wohl auch vom großen Kunstpublikum gemieden ist. Da er das, was er ist, nur seiner ureigenen Kraft verdankt, ist seine Kunstform fern von allen Wünschen, Meinungen und Forderungen des Tages. Sie ist einfach und unbedingt und ohne Zugeständnis an andere das Ergebnis seines eigenen zuchtvollen Künstlerwillens. Das war so von Jugend an und wird wohl so bleiben bis an sein Ende.

Der Bildnerdrang, das Malen, regte sich sehr früh bei Steppes. Schon als Gymnasiast benutzte er Freistunden und Ferienzeiten zu eifrigen Studien in den damals noch wild und chaotisch sich gebenden Isar-Auen zu München. Das nachdrückliche, leidenschaftliche Naturstudium der Jugend ist dem jetzt Fünfzigjährigen noch ebenso angelegen. Es treibt ihn jeden Sommer irgendwo in die stille, einsame Gebirgswelt, wo er ungestört von der Menschheit mit der Natur und dem Gott in seiner Brust sich auseinandersetzen kann, während die Winterzeit vornehmlich der ernstesten Verarbeitung seiner Naturstudien und der Schöpfung neuer



Lämmerhüpfen. Gemälde



Hügellandschaft mit krummen Bäumen. Gemälde. 1902

Bildideen und Ausdrucksformen gewidmet ist. Solche ganz in sich geschlossene, nur auf sich vertrauende, aus sich herausentwickelnde Naturen gehen meist einen schweren Lebensgang. Das trifft auch für Steppes zu.

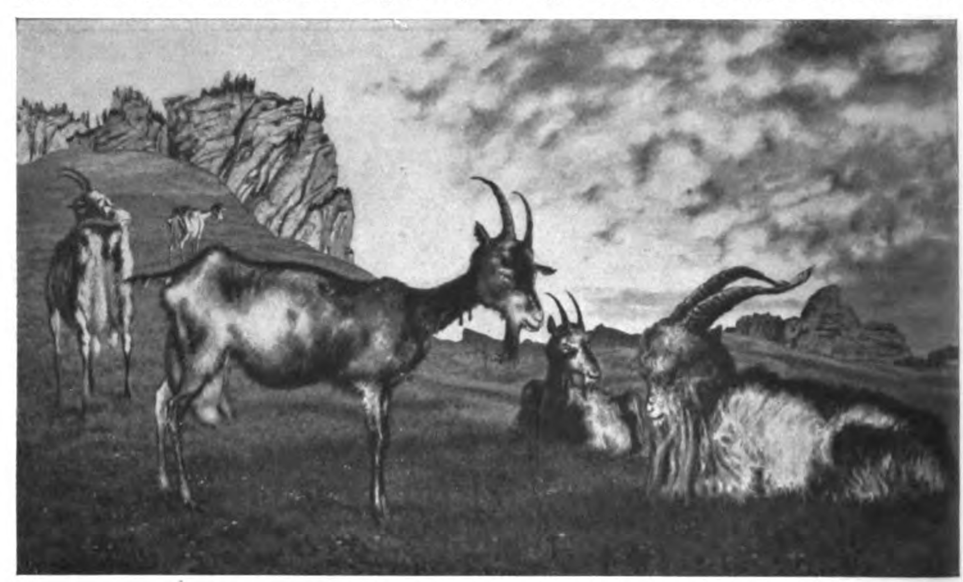
Durch seine autodidaktischen Malübungen brachte er auf die Akademie, der er sich zur Ausbildung meinte anvertrauen zu sollen, schon eine gewisse Selbständigkeit und damit auch Eigensinnigkeit insofern mit, als er die Natur mehr mit eigenen Sinnen, als mit Professorenanweisungen glaubte erfassen zu können und zu müssen. Unvermeidlich führte das zum Zwiespalt mit den Anschauungen und Auffassungen der akademischen Lehrer, aus dem es nur eine Lösung gab: Weggang von der Akademie. Das geschah mit den für solche Vorkommnisse üblichen Verstimmungen, beiderseitig — genau so, wie bei seinem Freund und Kunstgenossen H. Reifferscheid. Nun hieß es doppelt, sich wieder auf eigene Füße stellen, das eigene, von den akademischen Vorschriften freie Sehen in den Naturstudien zum Ausdruck bringen und durch das Schauen der vollkommenen Bildidee zur Gestaltung führen, vor allem auch die Sprache des Materials beherrschen, um damit der Poesie nahezukommen, mit der Steppes die Natur empfand. Der Weg zur Vollendung seiner selbst in der Kunst stand klar vor den Augen des jung und entschlossen Strebenden, der mutig den Kampf mit den Hemmungen und Hindernissen aufnahm, die sich seiner Eigenart entgegenstellten. Das Studiengebiet wurde nunmehr nach Oberbayern, vorzugsweise an den Staffelsee, verlegt, und die Atelierfrage mußte durch Benützung eines Wohnzimmers in der elterlichen Wohnung gelöst werden. Damit geriet Steppes von selbst in eine gewisse Vereinsamung hinein, die der Ausreifung seiner Eigenart entgegenkam, obgleich München gerade in der Mitte der neunziger Jahre durch den Kampf zwischen der jungen Sezession und den althergebrachten Glaspalastausstellungen große gemeinsame Scharen ins Feld führte. Daneben wirkten allerdings noch einige Stille, die ihr persönliches, von den Hauptrichtungen abseitiges Schaffen zum Ziele führten. Die Ineinsbildung einer hohen, weihevollen Landschaftsauffassung mit einer vollendeten soliden Technik, also Poesie und Vortrag, war ihr Ziel. Mit den großmächtig sich gebärdenden Parteien, die bald auf Stimmung, bald auf dekorative Wirkung, bald auf Raumschmuck, aber auch



Glockenblumen. Gemälde. 1922

auf genialisch freie Technik und ähnliche Richtungsvorschriften ausgingen, hatten diese einsamen, zähen Ringer um das Ideal in der Kunst der Landschaft nicht allzuviel gemeinsam.

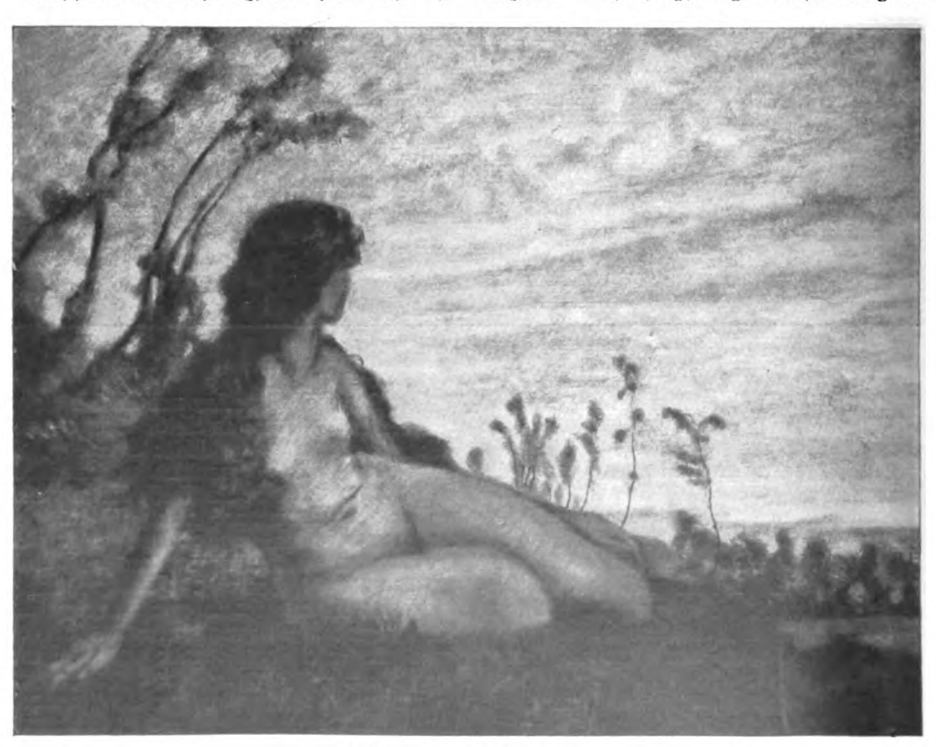
Da war vor allem Emil Lugo in München, der, abseits vom „hohen Schaffen" der Parteien, die Feiertagswelt seiner in Form, Farbe, Poesie und Naturherrlichkeit unübertrefflichen Landschaften mit musikalischer Unterströmung ins Bild formte. Er hatte sich nach vieljährigen Versuchen auf Grund der Heinrich Ludwigschen kunsttheoretischen und praktisch-technischen Veröffentlichungen eine Vortrags- und Farbentechnik geschaffen, die dem Glanz und der Dauerhaftigkeit der alten Meister nahekam. Außerdem war Albert Lang aus Italien nach München zurückgekehrt, um seine an Leibl, Trübner und Böcklin geklärte und gestählte Vortragsweise im Natur- und Figurenbild zu bewähren. Alle drei waren im Künstlerischen und Technischen zum Strom der Zeit abseitig und galten damals in der großen Bewegung um die „rationellen Malverfahren" und um Bildgestaltung nicht eben viel. Höchstens, daß sie in einem kleinen Kreis von Kennern und Kunstfreunden Geltung hatten. Auch der in Schliersee einsam lebende und schaffende Karl Haider, der mit tiefer poetischer Begabung und mit eigenartiger Vortragsweise seine Weltanschauung durch Verbindung von Landschaft und Figur ins Bild formte, zählte zu den Leuchten, die den Dornenweg



Ziegen am Paßlerjoch. Gemälde. 1908

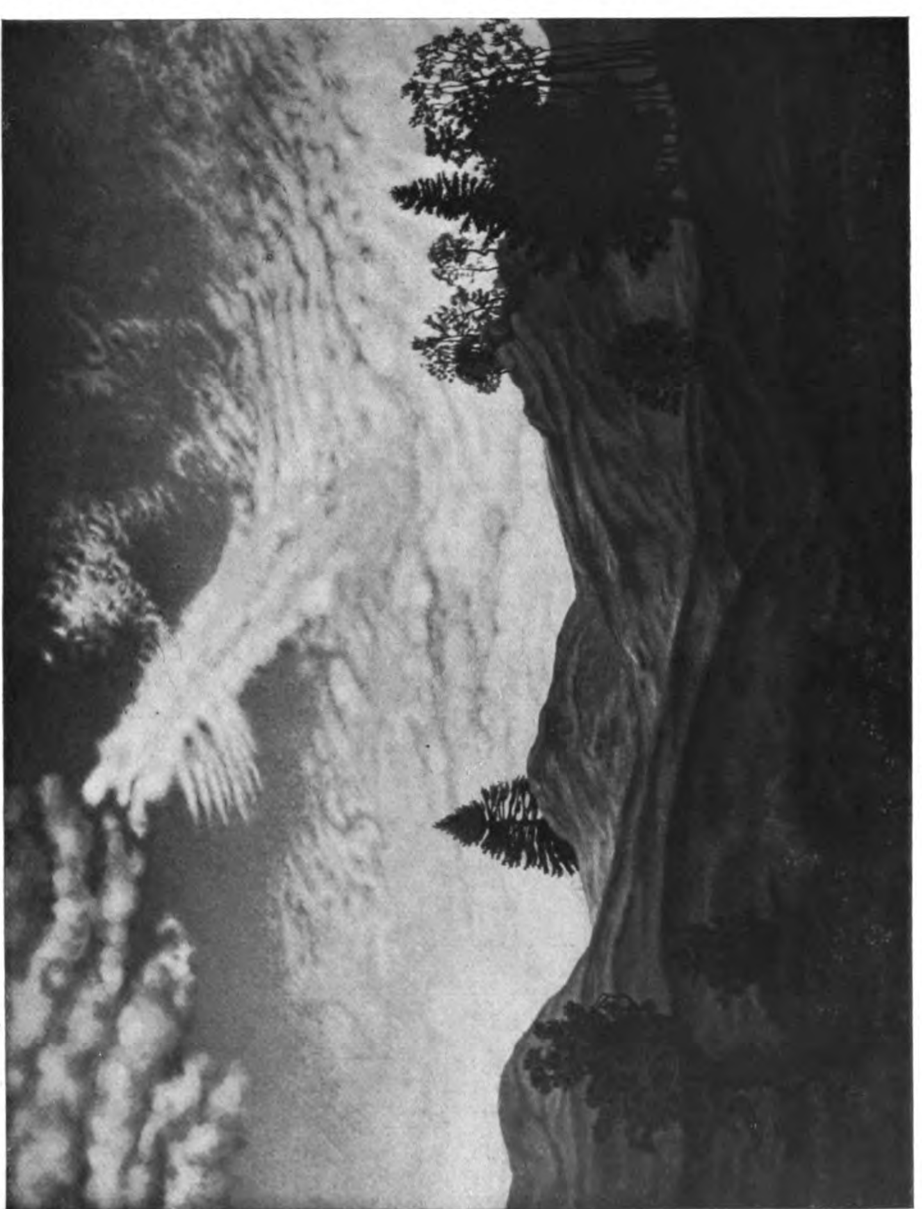
des Autodidakten Steppes erhellten. An deren Werken, durch ihren Rat hat Steppes seine Kunst und Ausdrucksweise weiter geführt.

Steppes erkannte, daß, wer seine Sprache meisterhaft handhaben wollte, zuerst ihre Grammatik beherrschen müsse, daß vom ersten zeichnerischen Anfang der Studien an bis zur letzten Vollendung der Bildfläche jede einzelne Stufe sorgfältiger Gestaltung und

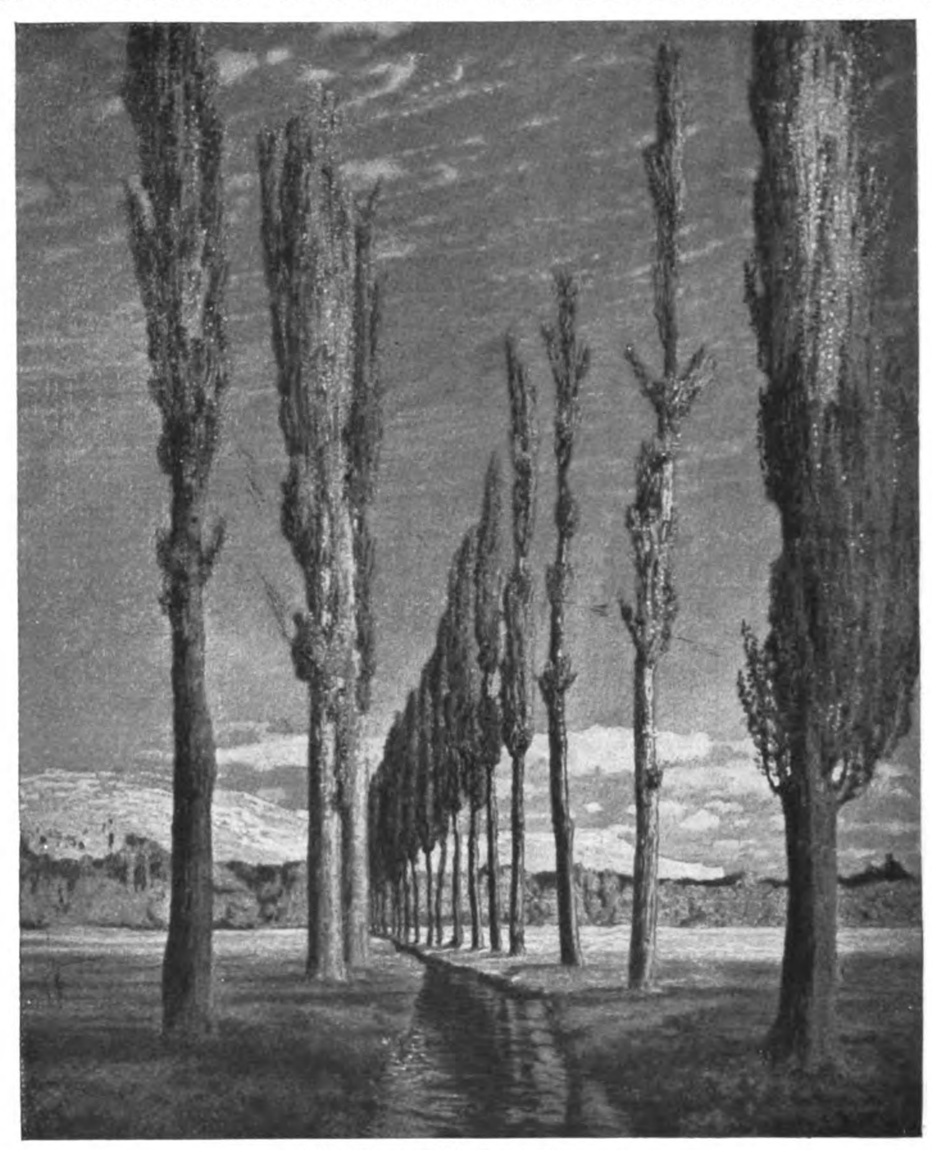


Träumerei. Gemälde. 1909

Bildung unterstehe, daß also Gestaltungswille und Vortragstechnik die höchstmögliche Vollendung und Beherrschung erheischten. Diese höchste Einheitlichkeit fand Steppes im Gegensatz zum Zeitschaffen nicht in der Neuentdeckung einer Malweise mit fabrikmäßig hergestellten Farben, sondern bei den alten Meistern, die ja auch für seine künstlerischen Führer und Ratgeber maßgebend waren. Zudem entdeckte Steppes gelegentlich seiner Studienreisen ins Elsaß und nach dem elsässischen und lothringischen Wasgenwald gerade den Meister, der ihm am aufschlußreichsten und anfeuerndsten Bescheid gab über das Wesen des Künstlerischen im allgemeinen und des Malerischen und Formalen im besondern: Matthias Grünewald, der Meister des Isenheimer Altares im Schongauer Museum zu Kolmar. Zwanzig Jahre vor der amtlich kunsthistorischen Entdeckung und Thronsetzung des gewaltigsten deutschen Künstlers vernahm Steppes, der schon im Kindheitsalter sich von Grünewalds Lieblichkeit und Wucht hatte erschüttern lassen,



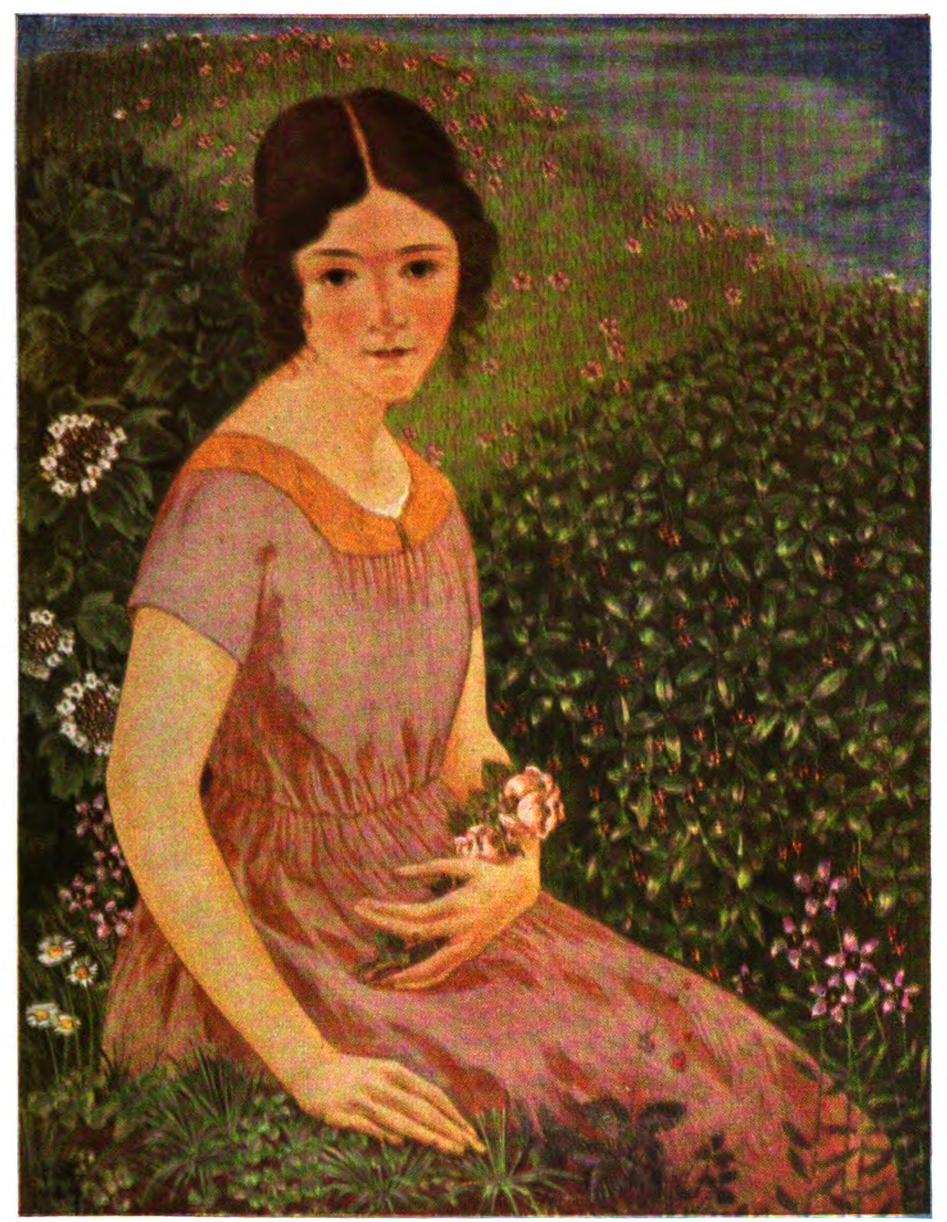
Wiesen und Wolken. Gemälde. 1907



Elsässische Landschaft. Gemälde. 1905

die unwiderstehliche Sprache dieses Hochmeisters der Farbe, des Ausdrucks und der Form als Künstler, berauschte seine Seele an dem Pfingstwunder dieser Sendung des heiligen Geistes in der Kunst und bewahrte ihren Sinn in gläubigem Herzen. Nun wurde, um den Ratschlägen Lugos Folge zu leisten, mit dem Farbenreiben begonnen, mit dünnen Malmitteln auf den weißen Grund die Untermalung über die streng gezeichneten Hauptformen des Terrains, der Bäume und des Figuren- und Gestaltenwerks vorgenommen, um schließlich durch Lasurenauftrag das Bild zur vollen künstlerischen Wirkung zu treiben. Hier in Kolmar erstand dem jungen Künstler auch der erste Gläubige an seine Kunst, der mit seiner künstlerischen und ermutigenden Teilnahme das Werden und Wesen von Steppes stärkte: der Onkel Fr. Schmidmüller, ein Justizbeamter in Kolmar, kaufte ihm von den ersten Werken ab. Das gab, auch innerhalb der eigenen Familie, dem jungen, lebensunmündig angesehenen Künstler festen Halt und schuf ihm in diesem Kreis Beachtung und Vertrauen. Damit war der Punkt gewonnen, von wo aus die weitere Entwicklung des Eigenen vor sich gehen konnte.

Jeder Künstler, vorab der Landschafter, ist außer seiner Eigennatur abhängig von



Des Künstlers Töchterlein. Gemälde. 1924

seiner Umgebung, von der Landschaft, in der er sich befindet, und den Besonderheiten, die gerade diese Landschaftscharaktere ihm zu sagen haben. Wie sich die Eindrücke der Natur in der Seele des Künstlers umgestalten und auswirken, wie sie sich im Schauen klären und im technischen Ausdruck gestalten, das ist eine Sache der Künstlerpersönlichkeit. Der Landschafter, der es wesentlich mit den Kunstelementen aus der Natur zu tun hat, wird sich durch Studienreisen aus weiten Bezirken die Grundlagen für sein Schaffen holen. Wie der Dramatiker, der es nur mit den Menschen, ihrem Wesen und ihren daraus sich ergebenden Schicksalen zu tun hat, ein „Menschenfresser“ wird, so sucht der Landschafter eine Mannigfaltigkeit von Landschaftscharakteren in sich aufzunehmen, um daraus sein seelisch gespiegeltes Werk aufzubauen. Münchens Flußauen, das Voralpenland der Seenzone, das Elsaß mit dem Wasgau haben in der ersten Zeit für Step-



Blick ins Inntal. Gemälde. 1908

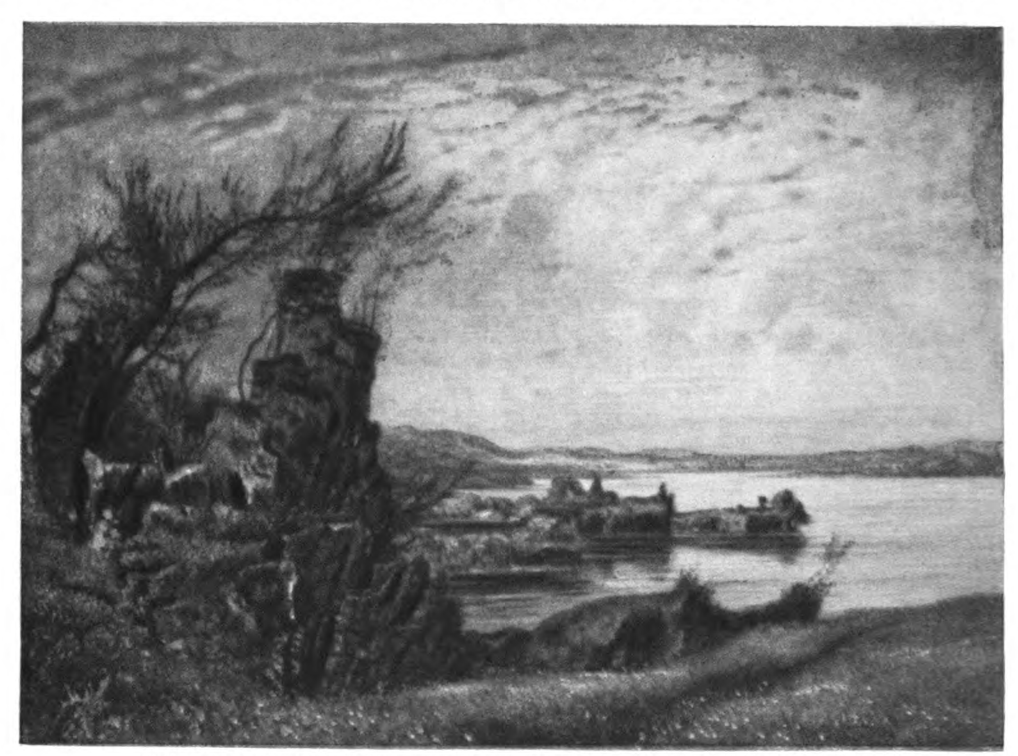
pes die Unterlagen für sein Schaffen abgegeben.

Die eigenartige Einstellung von Steppes zu seiner Kunst verlangte nach charakteristischeren Naturformen in Landschaft und Menschenleben. Daraus ergab sich für ihn die Wahl von bisher weniger beachteten Studienplätzen, die einen neuen Anreiz für den Künstler und den Kunstfreund hatten. So wurde Böhmen besucht und die schwermütige Romantik des Bayrischen und des Böhmerwaldes studiert. Weiterhin wurden der schwäbische Jura mit seinen heimlichen Flußtälchen, seinen smaragdnen Wiesen und seinen malerischen Felspartien aufgesucht. Um 1900 trat das Elsaß und namentlich das lothringische Hügelland mit seinen einsamen und gedehnten Pferdeweiden in den Vordergrund, um so mehr, als Steppes im Elsaß die Lebensgefährtin fand, die seinem Schaffen das fraulich betreuende Element zuführte. Mit welcher Innigkeit und Größe Steppes von dieser Zeit an die Figur und Landschaft in Eins bildete, ergibt sich am besten aus den Frauenbildnissen auf landschaftlichem Hintergrund, den Stimmungsbildern „Sehnsucht“, „Schwermut“, „Quelle“ usw., die neben den reinen Landschaften aus dem Odenwald, aus Westfalen und aus dem Elsaß entstehen. Mit den merkwürdigen „Pferdeweiden“ in Lothringen, von Rehen belebten Waldlichtungen, die in ihren schwingenden Linien der Erdgestaltung, ihrer edelsteinartigen Klarheit der Lüfte, den zauberisch leuchtenden Wolken und der satten Schönfarbigkeit, namentlich aber durch ihre taufrische Naturauffassung und ihren besonderen seelischen Klang aus der Landschaftskunst der Zeit herausfallen. Man wird vor diesen Bildungen an gewisse Thomabilder gemahnt, die auch eine neue seelische Erfassung der Landschaft zeigen; nur eben, daß Steppes' Werke eine schärfere Formung und zugespitztere Fassung aphoristischer Art dartun gegenüber Thomas weicher, behaglicher Beseeltheit. Glanzstücke dieser Zeit sind die Widmungsbilder („An Haydn“, „An Joh. Seb. Bach“), die, aus musikalischen Urgründen hervorgehend, die seelische Einstellung von Steppes ebenso bekunden, wie etwa die viel bekannter gewordenen Widmungen des Radierers und Freundes Heinr. Reifferscheid an Annette v. Droste-Hülshoff, an Th. Storm, an Stifter usw. es nach der literarisch geistigen Seite hin tun. Natürlich kann von einer

Dolomiten. Gemälde. 1921

bildnerischen Ausgestaltung literarischer Kunst nicht die Rede sein; das allgemein Geistige, die Stimmung und Tonart jener Künstler wird zum Bild geformt, der geistige Gehalt wird gestaltet. Vergeistigung des Sinnlichen, Erhebung des Gesehenen zum Geschauten, Beseelung des Materiellen: das ist im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts das Thema von Steppes' Schaffen.

Weder die kunstfreundliche Welt war für diese Sprache schon reif genug, noch der Künstler mit dem Errungenen zufrieden. Gerade in dieser Periode setzt sich Steppes nachdrücklich mit der wahren, dauernden, klar und charakteristisch gestaltenden deutschen Kunst und ihrer notwendigen Technik auseinander. Steppes' ungewöhnlich scharfe und unbedingte Formulierung seiner technischen Erfahrungen und Kenntnisse, die bedingungslose Ablehnung aller technischen Zufalls- oder Leichtfertigkeitsergebnisse haben ihn als Verfasser der „Deutschen Malerei" (erschienen bei Callwey-München) ebensosehr mit großen Teilen der Künstlerschaft verfeindet, wie sie ihm aber auch zustimmende Freunde zugeführt haben. Die



Auf Regen folgt Sonnenschein. Gemälde. 1918. (Köln, Sammlung Max Bühling)

Stellung von Steppes im gesamten Kunstschaffen dringt zwar vor, wird aber ob ihrer asketischen Strenge noch nachdrücklicher umkämpft und angefeindet. Der Kampf entbrennt in voller Heftigkeit.

Das Schlagwort von der Inhaltslosigkeit in der Kunst, vom Reinmalerischen des Gehaltes im Bild, der sich an den einfachsten Gegenständen dartun müsse, beginnt seine zeitweilige Herrschaft anzutreten. Steppes hätte nicht von besonderer Eigenart sein müssen, wenn er nun der blöden Parademalerei von Blumen- und Früchtestilleben sich zugewendet hätte, wie es vielfach bei anderen geschah. Der Theoretiker in Steppes löste das malerische Dogma nach seiner Art und Natur auf. Das Hochgebirge mit seinen zugleich raumweiten und doch malerisch intimen Möglichkeiten, die Fernblicke, die zarte Patina der Felswände, das stürmische Erdleben der Verwitterungen und der Wildwasser, das tausendfarbige Gestein der Gerölle und die blumigen Wiesen und seidigen Lüfte der Almweiden mit ihrem urtümlich sich gebenden Menschen- und Tierwesen: das umfaßte alles, was

Märchenhafte Hochwaldwildnis. Gemälde. 1918

Steppes jetzt erobern und in seinem Werk gestalten möchte. Er will das von der bisherigen Kunst noch nicht Ausgeschöpfte in der ihm gemäßen Sprache zum Ausdruck bringen und als Raumgebilde in Farbe und Fläche druckfähigen Kunstmitteln schier unerreichbare Kunstwahrheit umzusetzen. Nur eine vollkommen beherrschte Auswertung und Setzung der Farben und ihre im Verhältnis richtige Zusammenstimmung kann ein har-



Herbstliche Stille. Gemälde. 1921

setzen. Er will als Künstler in der klarsten Zeichensprache des Farbigen die Einheit und Herrlichkeit aller Gottnatur in farbenseligen Wundern zum klarverständlichen Ausdruck gestalten. Er will Heimlichkeit und Stille in ihren kräftestrotzenden Spannungen malen. So erlebt er die Natur. So sucht er Naturwirklichkeit in die mit den beschränkt-aus- monisch und wahr wirkendes Bild ergeben. Der Künstler mußte also mit der sinnlich-geistigen Höherbildung und Verfeinerung zugleich die technische Vortragsweise stufenweise mit den Forderungen der Kunst in Einklang bringen, um das zur Geltung zu bringen, was innerhalb der künstlerischen Absichten von Steppes lebte und webte: Form und Farbe,



Bächlein im Jura. Gemälde. 1918

Raum und Seele. Es ist charakteristisch für Steppes, daß er, jahrelang jeden Sommer im bayrischen Hochgebirge lebend, mit unausgesetztem Bemühen sich der Erfassung dieser unnahbar stolzen und einsamen Bergwelt widmete und herausholte, was bislang nur eben er herausgeholt hat.

Diese Schlünde und Abgründe, diese Zinnen und Felswände, diese von Stürmen zerrissenen und zerknickten Stämme, die von Schnee und Eis und Sonnenglut entrindeten Bäume, die kristallene Härte der Formen an Stein und Baumhölzern inmitten der smaragdenen Wiesen, der schäumend dahin eilenden oder in wildem Sturz hervorschießenden Wasser, die in geborstenen Rinnsalen zwischen Felsen und Matten unter blauen, lichtbewölkten Himmeln dahinrauschen, sie geben den vollen Einblick in die im Kampf um die Kunst sich weitende Brust. Die künstlerische Spannung steigert sich bis zum Bersten: Form und Raum, Zeichnung und Malerei, Bildidee und Bildgehalt, Schmuck oder Inhalt, Naturabbild oder Symbol wirbeln durcheinander und ringen um Geltung.

Zugleich aber kann Steppes auf einer Reise durch Ober- und Mittelitalien sich mit der klaren Kunst und Landschaft des südlichen Landes auseinandersetzen. Der deutsche Künstler erkennt vor der meist sakralen Kirchenkunst Italiens, daß die deutsche Kunst anderen Charakter habe und, getreu den Schöpfungen der alten Meister, ein formstrenges, gemütvoll ergreifendes, inhaltvolles Symbol der Natur sei, die ihre Sprache im Wohnraum spreche. Damit ist die neue Bildform, der Bildausdruck und der Bildinhalt gegeben, die mit einer strengen und haltbaren Technik gestaltet werden.

Wenn in den früheren Bildern der Blick in die Fernen tauchte, sich an der Klarlinigkeit des Terrains, an der Sattheit der Farbenpracht, meist grün und blau in großen Flächen, an der keuschen Innigkeit und Verschwiegenheit, an der Stille und Feierlichkeit im Zusammenklang von Welt und Äther ergötzte, und wenn die Natur selbst oder die menschliche Gestalt zum Symbol einer vergeistigten Naturerscheinung wurde, so konnte man sich restlos schon sinnlich an dem „schönen Bild" erfreuen und genügen. Weiterhin tritt das Persönliche in Steppes als Eigenart stärker hervor. Dem Sinnlichschönen und dem Freien im Landschaftlichen kommen jetzt Akzente zu, die sich bis zu einer Willkürlichkeit und sogar Geziertheit steigern können. So, wenn in der „Wiese mit Weiden" die Baumstrünke in fast gespenstischer Verbogenheit den Vordergrund

Erika im Rosenhag. Gemälde. 1917

gliedern, oder wenn in der „Pappelallee" der Blick rhythmisch in die Tiefe geleitet wird. Unnötig zu sagen und unmittelbar zu fühlen, wie die Schar der aufrechten Stämme das System der Wagrechten von Bildrand, Waldlinie, Wipfelhöhe und Wolkenlage wirksam höht. Oder wenn im „Wiesenbach" die blumige Bergwiese durch das vom Hang herunterrauschende Bächlein mitten entzwei geschnitten wird und doch einheitlich Höhe, Frische, freie Luft und Sonnenglanz symbolisch zum Ausdruck bringt.

Zur Spitze getrieben bis zum Eigensinn wird dieses bezaubernd bizarre Spiel mit preziösen Einzelheiten in den Hochgebirgsbildern, den Alpenweiden mit ihren Felsschroffen und Ziegenweiden, den Baumleichen in den Karen, um deren Heldentod die Sonne ihren Goldglanz webt und neues Leben aus Moder und Tod ergrünen und das Thema des Symbols in Variationen erklingen läßt: Natur ist Allmacht; der Mensch ist Nichts, eine Morgenröte, die im hellen Tageslicht zerschwimmt.

Aber daneben ersteht noch ein anderes, zaghaft und leise zuerst, aber mit der Klarheit einer fernher schwingenden Melodie. Der Vordergrund baut sich zu, der Bildraum wird zur Bildfläche, die formal und farbig bewegt, Sinn und Seele ergötzt und höher stimmt. „Lämmerhüpfen", „Viehweide im Hochgebirge", „Morgen" usw. sind die Über-



gangsstufen zu der neuen Bildform, die aus dem Pantheismus der Naturfreude zu einer gottinnigen Versenkung in das Geheimnis der Blumen- und Menschenwelt übergeht. Was für wundervolle Pflanzenstilleben, was für feierlich anmutende Tierbilder, welch innig und tiefsinnig auf blumige Gründe gestellte Menschenblüten sind aus den Räumen auf die Bildfläche geholt. Wie wird das sich im Raum früher Verlierende holdselig auf die mit Farben gezierte Bildfläche gebettet, in die Natur eingetaucht. Der Kreis wird geschlossen: Natur



Oben: Stute und Füllen. Gemälde. 1908
Unten: Morgen. Gemälde. 1917

wird durch die reine Sprache der Kunstsprache wieder Natur, Naturwirklichkeit wird Kunstwahrheit.

Und noch eins: Wo sind die Wirrnisse und Schrecken des Kampfes und der Zerstörung? Ein holder Friede liegt über diesen letzten Bildungen. Vielleicht noch mit dem Hauch der Schwermut des Siegers über die Widerstände. Aber Friede und Einigkeit zwischen Geist und Materie, zwischen Mensch und Natur, zwischen Stoff und Seele. Ausgekämpft sind die Widrigkeiten und Schwierigkeiten in Bildform und Bildinhalt.

Das Bildwerk wird zum sinn-

Junge Liebe. Gemälde. 1924

vollen Schmuck der Wandfläche, als Flächenbild im Schimmer von tausend Farben und Formen. Die Blumenglocken läuten mit seligem Schall von den reinen Freuden, die die Natur durch die Kunst geben kann. Die in dünnen Lagen aufgetragene Kaseintempera gestattet sowohl feinste zeichnerische, wie breite malerische Behandlung und gewährleistet durch ihre Härte gegen Stoß und Druck Haltbarkeit für lange Zeiten.

Bei aller Erfüllung, die das unausgesetzte Streben nach dem Besten in der Kunst dem Leben des Künstlers gebracht hat, Erfolg, Anerkennung, Ruhm, Sicherheit im Schaffen, Freiheit in sich und um sich, würde doch eines fehlen, was schöpferische Naturen nach ihren Kämpfen und Verkennungen durch die Mitwelt zu Wohltätern an der Nachwelt macht: die Nachwirkung durch ihr Erkämpftes, die Überlieferung des Erfahrungsreichtums, der in ihrem Kunstwerk aufgespeichert ist, von dessen Gut die Nachwelt leben und nutzen kann. Steppes, in dem nicht nur eine große, eigenartige Begabung und ein eherner Fleiß Höchstes in der Kunst errungen haben, hat auch dieses Wertvolle und Unersetzliche erreicht, obschon die berufenen Stellen davon keinen Gebrauch machten: die Weiterwirkung in getreuer Schülerschaft. Was er für sich erkämpft und errungen hat, lebt in treuen und zuverlässigen Anhängern seiner Kunst weiter, in jungen Künstlern, die nicht bloß viel versprechen, sondern schon viel gehalten, weil Beträchtliches geleistet haben. Davon seien nur genannt: der Elsässer Rud. Commissar-Tübingen, Siegfried Czerny-Heidel-



Hochwaldwildnis. Gemälde. 1917

berg=München, Karl Flügel und Hermann Kaspar=München, Joseph Nicklas=Reutte bei Waldsee, Freiherr von Richthofen=Schlesien, Rudolf Scheller=Oberstdorf und Alfred Vollmar=Ulm.

Wenn einmal der eigentliche und letzte Sinn des Expressionismus (der Ausdruckskunst) zum Leben erwacht und der Lärm um den oberflächlichen und äußerlichen Begriff darüber verstummt sein wird, dann wird man Edmund Steppes und seiner Schule einen wesentlichen Anteil an der Erhaltung und Gestaltung der deutschen Kunst zu Anfang des 20. Jahrhunderts einräumen, so wenig die Machthaber im Kunstleben auch daran glauben und danach handeln mögen.

Die Söhne · Roman von E. von Bonin

Fortsetzung und Schluß

Heute wieder, da die Hochzeit, die Feste und die schönen Berge schon als abgeschlossenes Erlebnis hinter ihm liegen, denkt er unvermittelt an den Spruch vom Heiland und von den Rosen. Denkt daran in einem ganz ungeeigneten Augenblick. Muß selber darüber lachen. Am Rand einer Schneise steht er und wartet auf die Schwarzkittel, die mit viel List und vielzuviel Lärm eingelappt wurden und nun gedrückt werden. Sicher wird er es gerade verpassen — er ist nicht allzu geübt. Der unangenehme süddeutsche Baron, der mit seinem Nachbar um jeden Hasen aneinander gerät, wird wieder Schützenkönig werden ...

„Ich liebe die Rosen“ ... Was bedeutet es eigentlich? Vielleicht dies: Es muß hinter der Liebe noch etwas Größeres stehn als die Passion — das sind die Rosen. Und der Heiland, das ist Opfer und Hingebung über das eigene Glück hinaus. „Oh, wehe du, wie selig sang so erossüß, so jesusbang die schwarze Rosenlaute“ — Was ist das eigentlich? Er las es vor lange einmal bei Larisée — Knackte es nicht hinter ihm? — Er wendet sich vorsichtig — ein Fuchs — ja der Schlaukopf — noch beinahe, ehe das Treiben begann, drückt er sich — bautz — er liegt wirklich. Ha — daraus macht man eine schöne, rote Mütze für Ljuba — auf ihr rotes, rotes Haar. Schon wieder denkt er an sie. Allzuoft beinahe. Soll er denn nur den Heiland finden, da die Rosen ein andrer in Händen hält —

Ein paar Schüsse noch — drei — vier. Der Trieb wird abgeblasen. „Was ist denn oben geschossen worden?“ fragt mit seiner unangenehmen Krähstimme der süddeutsche Baron. „Na, es sind doch mehrere Schüsse gefallen. Ich habe fünf Hasen.“ — „Hier zwei Eber, eine Bache und ein Fuchs,“ ruft Swantus mit nachgemachter Krähstimme zurück ... Soll er sich nur ärgern ...

Es ist eine große, aufs beste geleitete Wirtschaft, in der Swantus jetzt arbeitet. Der Besitzer ist viel abwesend, ein unruhiger Geist, aber großzügig und von einer Elastizität, die man bewundern könnte. Er scheint nicht zu ermüden. Seine Frische reißt mit. Er kennt keine Hindernisse, und er zieht unglaubliche Leistungen der andern aus verschütteten Quellen heraus.

Swantus kommt sich zuweilen neben diesem viel älteren Manne schlaff und überaltert vor. Es macht ihm Mißbehagen, den andern kritisch zu bewerten, wie er es doch müßte, da immerhin sein schnelles, oft mehr dramatisches Fortschreiten Kritik herausfordert; Mißbehagen, weil so viel Wärme und Draufgängertum in ihm ist — die das Herz gerne bewundert, die der Verstand bedenklich abwägt.

„Sie sollten sich, jung wie Sie sind, nicht hier vergraben, Ramin,“ sagt der Amtsrat. „Sie haben Blick und Organisation — was wollen Sie so unheimlich viel Erfahrung herunterschlingen.“ Swantus stimmt zu. Ja, er ginge wirklich auch lieber irgendwo in die Weite; aber er entschließe sich schwer. „Ja, ja,“ antwortet der andre. „Das sehe ich. Man muß einen ungeheuren Satz machen, mit dem man gleich die Phase von Hemmung, Überlegung und Entschluß überspringt.“

„Ich bin nicht gerade ein geborner Landwirt,“ sagt Swantus. „Ich weiß überhaupt keinen Beruf, der mich wirklich fesselte.“

„Ihnen hängt zu sehr das an, was Sie schon in der Wiege vorfanden, Ramin.“

Swantus lacht. Der andre hat recht. „Ja — so ist es. Immer zieht in mir jemand am Seil. Ich werde eines Tages das Seil kappen müssen.“

Vielleicht sind die unruhigen Briefe, die er — er weiß es wohl — hin und wieder an seine Mutter schreibt, der Nachhall solcher Gespräche. Nein. Er verwechselt Ursache und Wirkung. In Wahrheit graut ihm vor dem Gedanken ruhigen Dasitzens. Und trotzdem sehnt er sich nach Gleichmaß und Ruhe. Er hat seit seiner Kindheit so sehr das Gefühl, keine Heimat mehr zu besitzen, obwohl sie gerade immer auf ihn wartet, und er nur einzukehren braucht in sein Haus. Aber denkt er sich nach Ramin und legt den Plan des zukünftigen Lebens dort zurecht, dann erscheint ihm das Ganze als eine von Anfang an verfahrene Geschichte.

Das Gut ist nicht groß, er hat es immer gewußt. Sein Großvater saß ja nicht dauernd da, sondern war im Staatsdienst gewesen und sah Ramin nur als den Rückhalt an, wo er im Alter wohnen wollte. Auch sein Vater hatte in der Verwaltung gearbeitet und war dann durch die Heirat gleich in den großen Kreis der Geschäfte getreten, die ja nun Christoph oblagen. Ja — dies Feld war weiter ...

Heute sah sich das alles anders an, gewiß. Die jungen Leute nahmen die Landwirtschaft zum Beruf, manche zum Vorwand. Aber hierfür war ihm Ramin zu sehr ans

Herz gewachsen — als einziges Arbeitsfeld wiederum schien alles zu beschränkt. Man täte immerhin besser, von solchen Dingen zu schweigen, wenn man nach Hause schrieb. Seine Mutter hatte anscheinend Sorgen ohnehin. Wie sollte es auch anders sein, wenn man bedachte, daß sie von Anfang an mit so viel Vorurteil und Mißtrauen an die Heirat herangegangen war. Nun sah sich alles schief an, natürlich. Was seine Mutter schrieb, war fast nur verhaltne Klage — die schon begann, in stumme Verbittrung umzuschlagen. „Warum das mir?“ so klang ihr Leitmotiv.

Sie wollte nicht einmal den Winter zu Hause verbringen — plante Reisen, ins Ausland sogar, vielleicht um sich ganz und gründlich von den unerfreulichen Eindrücken abzutrennen. Und im letzten Brief — kaum zu übersehen — der Wunsch, daß Swantus sie auf dieser Reise begleiten solle. Der Amtsrat riet dringend zu. „Ein Mann wie Sie sollte erst wieder in seinem Lehnstuhl Platz nehmen, wenn der Rücken steif geworden ist. Zuweilen reut es mich auch, daß ich fortwährend dieselben vier Wände um mich habe.“ —

Es hat nicht allzuviel Überredung gebraucht, um Swantus aus dem Einerlei von Pflug und Sense herauszuholen. An einem ganz in weiße Nebel gehüllten Wintermorgen verläßt er das Dorf und trifft seine Mutter in Berlin. Seinen Vorschlag, sie zu Haus abzuholen — er hatte Ljuba zu sehn gehofft, die unruhige Neugier, die ihn immer überfiel, wenn er an Bruder und Schwägerin dachte, hatte er gehofft loszuwerden — den hatte seine Mutter kurzerhand abgelehnt. Auffallend kurz vielleicht. Es sei wenig opportun, wenn er komme; die Stimmung zwischen Christoph und seiner Frau sei oft gereizt; der Frieden hänge an einem Faden, und man müsse alles fernhalten, was seinen Bruder irritieren könne. — Gut. Warum aber sollte seine Anwesenheit Christoph irritieren ...

Er trifft seine Mutter im Hotel. Da der Zug Berlin abends verläßt, und zuvor noch ein kurzer Besuch bei Verwandten vor sich gehn soll, findet er zu Nachfragen über dies und das keine Zeit. Seine Mutter setzt ihm noch schnell Grad und Zusammenhang der Verwandtschaft auseinander, als sie schon in die Tür treten, und aus des Zimmers Hintergrund sich mit einem spitzen Aufschrei, der Freude bedeutet, eine kleine verhutzelte alte Dame erhebt. — Ihr Mann, der Hofmarschall, General und, Gott weiß was, gewesen ist, wird herbeigerufen. „Verehrte, liebe Maria, welche große Freude,“ sagt er und küßt jede Hand der Mama zweimal. Swantus sitzt, von der Reise ein wenig müde, teilnahmlos dabei. Er hört ab und an Bemerkungen über sich. „Dein Jüngster, wirklich Landwirt, wie reizend, daß er dich begleitet.“ Er hört kaum hin. Doch wird er aufgeschreckt, da plötzlich nach einer unbequemen Pause die Mama sagt: „Gewiß, liebe Albertine, auch ich hätte vorgezogen, eine deutsche Schwiegertochter zu bekommen. Aber wir dürfen uns nicht überheben“ ... So, also da waren sie. „Ja, natürlich, ganz richtig,“ erwidert der General. „Und schließlich hast du ja allen Einfluß auf die junge Frau, meine verehrte Maria. Und du wirst ihn zu nutzen wissen.“ ‚Ein Glück, daß Ljuba nicht mit ist,‘ denkt Swantus bestürzt.

„Das ist nicht so einfach, wie du dir vorstellst,“ entgegnet die Generalin. „Ausländerinnen sind sehr eigensinnig. Denke an Hennie. Das ist nämlich die Frau des Neffen von meinem jüngsten Bruder Fritz; Fritz — du erinnerst dich, er stand bei den Stendaler Husaren — Spinat mit Ei, nicht wahr, so nannte man sie ja. Also richtig, was ich sagen wollte, übrigens, hast du eigentlich gehört, daß Fritz so schrecklichen Ärger mit seinem Pächter hat? Der Mensch findet tausend Ausreden, ehe er einmal zahlt, und dabei ist er doch aus unseren Kreisen“ ... Hier bricht Swantus in ein gräßlich albernes Lachen aus, findet aber Gott sei Dank eine Geschichte über irgendeinen faulen Schuldner, die das Lachen rechtfertigt und endgültig den Weg freimacht. Die Generalin sitzt beleidigt und in sich gezogen da.

Als sie wieder außer Hörweite sind, ergeht sich Swantus geärgert über die taktlosen Aperçus der Generalin. „Gott sei Dank, daß Ljuba nicht mit war, eine Geschichte wäre es geworden,“ er lacht vergnügt. „Ich zweifle nicht, daß sie sich ungezogen und unverschämt betragen haben würde — wie übrigens stets,“ antwortet seine Mutter kalt. —

Die Alpen, Genua, der schiefe Turm neben dem schönen Baptisterium auf einer grasgrünen Wiese, liegt lange hinter ihnen. Auch Rom, das seine Mutter jener Erinnerungen wegen, die sich mit seinem Vater verknüpfen, meiden will, bleibt zurück. Nur diesen einen außerordentlichen Eindruck: Das unerwartete Aufsteigen der großen Kuppel am Horizont einer stillen, flachen Landschaft nimmt Swantus staunend auf.

Seine Versuche, die Langeweile der Reisetage zu verkürzen, indem er von seiner Mutter über das Zusammenleben zu Haus etwas in Erfahrung brächte, blieben erfolglos. Ihre Antworten sind einsilbig. Hin und wieder wirft sie ein gänzlich ablehnen-

des Urteil über ihre Schwiegertochter sozusagen auf den Tisch. Ohne Begründung, ohne eigentlichen Anlaß. Ein Produkt ihrer wachsenden Erbitterung, weiter nichts. — Auch als sie einige Tage schon in Taormina haltgemacht haben und auf Spaziergängen Gelegenheit genug wäre, gelingt es nicht, ein ernsthaftes Gespräch anzufangen. — Aber auf einmal gibt das Auftreten einer Familie, die offenbar polnischer Herkunft ist und von seiner Mutter ostentativ als Kompatrioten von Ljuba bezeichnet wird, den Anlaß.

„Da siehst du, wie sie lärmen, wie sie ihre Kinder schon zu abscheulichen, vorlauten Rangen erziehn," beginnt seine Mutter und wendet sich ärgerlich zur Seite. Swantus erwidert das übliche, daß auch Inländer dergleichen täten, daß überhaupt nach seiner unmaßgeblichen Meinung die meisten Kinder zu Feinden der Erwachsenen heranwüchsen ... „Ich habe jedenfalls euch so erzogen, wie es sich gehört," erwidert seine Mutter. „Aber wenn ich mir Ljuba vorstelle" ...

„Ja," sagt Swantus. „Ja, sie ist ganz Natur und Ursprünglichkeit. Es ist nicht im mindesten gelungen, an ihr herumzuschnitzeln." — „Nun, es wäre besser, wenn sie etwas aufgäbe von dieser Ursprünglichkeit," antwortet seine Mutter. „Es sind unmögliche Dinge vorgekommen. Wie soll diese Ehe enden." Von neuem kriecht glühende Neugier ihm ins Herz: Ob seine Mutter von den Vorfällen sprechen wird? „Streiten sie sich denn viel?" fragt er, unruhig besorgt, seinen Worten einen gleichgültigen Klang zu geben. — „Nein, nicht das," gibt seine Mutter zurück. „Wenn man sie so sieht, scheinen sie ganz lustige Kameraden zu sein; Ljuba neckt ihren Mann und treibt allerhand Schabernack. Nicht immer in einer ihrer Stellung angemessenen Form. Aber manchmal auch wieder ganz amüsant. Das ist es nicht" ... Seine Mutter scheint beinahe etwas versöhnt mit dem Wesen der fremden Schwiegertochter.

Wenige Tage, nachdem sie in Syrakus, wo sie etwas bleiben wollten, eingetroffen waren, machen sie die Bekanntschaft einer deutschen Familie; oder eigentlich macht seine Mutter die Bekanntschaft. Als er abends von einem Ausflug sehr verspätet zurückkommt und in das Hotel eintritt, läuft ein junges Mädchen auf ihn zu — macht kurz vor ihm wieder kehrt und ruft in die Halle hinein: „Er ist da, hier kommt er." Er erschrickt, weil er nicht anders denkt, als daß seiner Mutter etwas zugestoßen sei. — Aber gleich darauf kommt mit einer fremden Dame seine Mutter auf ihn zu und begrüßt ihn erregt, sie habe sich so gesorgt —

Als sie nachher zu Tisch hinunterkommen, wird Swantus vorgestellt. Es ist die Frau des ehemaligen Botschafters Brühl und ihre Tochter.

„Ich konnte Ihre Mutter gar nicht beruhigen, lieber Graf," so wird er gleich angeredet und erfährt, daß man bereits herumtelephonierte, und daß Elisabeth, die Tochter, eine Stunde lang beinahe immer wieder zur Tür geschickt wurde, um nach ihm zu sehn. Gräfin Brühl ist eine lebhafte, sehr versierte Frau, mit der er schnell tief in die Unterhaltung kommt. Mit der er auch gleich ein wenig aneinandergerät über politische Tagesfragen. Seine Mutter ist im Gespräch mit dem jungen Mädchen, die ihr andächtig zuzuhören scheint und sie aus großen, sanften Augen betrachtet.

Gemeinsames Essen und gemeinsame Ausflüge folgen. Und einer dieser Tage wird ihm mehr, als er erwartet hat. Eliza Brühl wollte das Grab des Dichters Platen sehn, ihre Mutter war unlustig und Swantus bot seine Begleitung an. Sie gingen schweigend durch die hohen Steinmauern der Vignen, läuteten und traten ein. Der Park mit Anhöhe und Abhang ist ziemlich verwildert — unter Steineichen findet sich das Grab und eine Herme des Dichters, der Elisabeth einen Kranz aufsetzt, den sie eilig zusammenflicht. Es macht sich sehr hübsch, wie sie das tut, wie sie langsam und mit etwas feierlicher Geste den Kranz über dem steinernen Haupt hebt und niederlegt ...

„Er muß sehr unglücklich gewesen sein," sagt sie. „Und es ist recht beschämend, daß er so verbittert Deutschland verließ und hier zur Ruhe ging." — „Immerhin," antwortet Swantus, „waren es besondere Umstände." ... „Man erzählte mir, daß Heine ihn so angefeindet hat," sagt Eliza Brühl. — „Ja, aber, soviel ich weiß, war Platen so ungeschickt, damit anzufangen. Was Heine schrieb, war allerdings ebenso gemein wie geist- und witzlos; aber ein jüdischer Dichter kann nichts dafür, glaube ich. Das Gehetzt- und Beleidigtwordensein ihrer Generationen macht ihre Kritik bissig und ihren Spott geifrig." —

„Heine liegt in Frankreich, das ist viel schlimmer," sagt Eliza Brühl. Sie steht einen Augenblick ganz versunken da — die Arme schlaff herabhängend und das Gesicht, das vor dem tiefblauen Himmel auffallend weiß aussieht, gesenkt. Ihr Haar ist wie von Goldfäden. — Swantus nimmt ein Blatt von Platens Kranz und gibt es ihr: „Zum Andenken," sagt er. Sie gehn.

Dies war der Nachmittag vorher. Den nächsten Morgen wird früh aufgebrochen,

weil man viel vor hat. Anapo und Cyane werden befahren, wo in Europa allein Bambusrohr steht. Das Wasser gluckst im Boden des leichten Kahnes und Swantus bringt seine Mutter damit auf, zu behaupten, die Stremme zu Haus sei mindestens so schön wie dieses Flüßchen. Sie streiten darüber, und seine Mutter lädt Eliza Brühl als Schiedsrichter ein.

Dann kommt eine staubige und lange Fahrt auf die Anhöhen, die die Stadt umgrenzen, zu den Befestigungsmauern der griechischen Stadt, wo man niedersitzt, um das Mittagsmahl zu nehmen, das in bunten Körben hübsch verpackt ist. Seine Mutter findet nachher eine schattige Stelle, wo sie ruhen will, und da auch Elizas Mutter zurückbleibt, wandert Swantus allein mit ihr durch die grauen Steinreste. Sie trägt an einem grasgrünen Band ihren großen, weichen Hut und schaukelt ihn beim Gehn. Ihr Gang — er bleibt ein paarmal wie zufällig zurück, um das zu beobachten — ihr Gang hat etwas Losgelöstes, als kämen ihre Füße nicht einmal ganz hinunter auf die Erde.

Sie gehn auf den Steinquadern des alten Stadtpflasters ... über der weiten Ebene vor ihnen steigt das Meer auf, beglänzt von der klaren, erkaltenden Sonne. „Hier oben ist es freier als auf hohen Bergen," sagt Eliza Brühl. „Wer hier steht, kann denken, es gäbe keine Städte, sondern nur Himmel und Meer."

„Warum mögen Sie die Städte nicht?" fragt Swantus, ohne eigentlich eine Antwort zu erwarten. Er erhält auch keine. Seine Begleiterin scheint müde zu sein, macht an einem der Mauerreste halt, stützt sich auf die steinige Kante und blickt in die Abgründe.

Er betrachtet sie, einfach wie man ein anmutiges Bild ansieht, das sich den Augen zufällig darbietet — betrachtet sie, fühlt unerwartet Glück und Rührung in sein Herz einströmen, und nur Sitte und Konvention halten ihn ab, ihre Hände zu streicheln oder ihr Haar, oder sonst irgend etwas Törichtes anzufangen, das man ihm gewiß übel aufgenommen hätte.

Es ist spät geworden, als sie zum Wagen zurückkehren. Eine leichte Dämmerung fällt. Die Silhouette von Wagen und Pferden steht unheimlich schwarz — als sei es ein Leichenkondukt — vor der hellen Himmelswand. Eliza Brühl bleibt stehn: „Es ist schauerlich hier oben," sagt sie. „Sehn Sie doch, wie gespenstisch der Wagen aussieht. Er steht da, als wäre er aufgestellt, um uns in den Abgrund zu fahren." —

Sie gehn weiter. „Gewiß wird Ihre Mutter wieder unruhig sein, weil wir uns verspäten," sagt Eliza. „Nun," antwortet Swantus und lacht, „mir scheint, die Ihre hätte mehr Grund dazu — ein halbes Kind, wie Sie sind. Was soll mir großem Kerl denn zustoßen." — „Ach, davon kommt es nicht," antwortet sie. „Ihre Mutter hängt so sehr an Ihnen. Ich habe es gleich den ersten Abend gesehn, und ich bin selber ganz unruhig geworden, obwohl ich Sie doch gar nicht kannte." — „Eigentlich aber ist mein älterer Bruder der Liebling zu Haus," antwortet Swantus. „Ich war sehr oft neidisch, weil die Mama ihn vorzog."

„Meine Mutter und ich sind einander recht fremd," sagt Eliza Brühl leise. „Es wäre mir einerlei, wenn sie andere vorzöge. Aber ich hatte nur eine Schwester, die als Kind starb. Wäre meine Mutter wie Ihre! Wie gut war sie zu mir gleich am ersten Abend. Und neulich, als Sie segelten, ist sie lange mit mir am Strand spazieren gegangen, und wir haben immer Ihr braunes Segel verfolgt, das kleiner und kleiner wurde, und sie hat mir von der Kindheit ihrer Söhne erzählt. Besonders die rührende Geschichte von dem Zettel, den Sie in der Hand hielten, als Ihr Bruder ausgerissen war." Swantus lacht: „Ja — jetzt lacht man, und damals war es ein schrecklicher Verrat."

Als sie den Wagen erreicht haben, tritt er auf seine Mutter zu, um sie zu begrüßen; sie hält seine Hand einen Augenblick fest und sieht ihm ernst in die Augen.

Es zeigt sich schon in den nächsten Tagen, daß seine Mutter für Eliza Brühl außerordentlich eingenommen ist, und es ist nicht gerade schwer, den Zusammenhang zu durchschauen. Mehr als nötig absentiert sie sich mit der Gräfin Brühl bei gemeinsamen Ausflügen. Da diese einige Tage mit einer Erkältung in ihrem Zimmer bleibt, wird Eliza ganz seiner Mutter anvertraut, und reist sogar mit ihnen allein nach Girgent zu den schönen Tempeln. Swantus fühlt sich durch das Bewußtsein, daß sie beide beobachtet werden, beunruhigt und beengt. Er weiß, daß er eher still ist als unterhaltend, eher kühl als entgegenkommend. Er bemerkt auch die Reaktion seiner Mutter auf diesen Wechsel und er bemerkt — und das mit einem Bedauern, das sich nicht wegleugnen läßt — daß Eliza Brühl ihm unruhig auszuweichen beginnt. —

Sonderbar; so hat er seine Mutter, wie ihm scheint, noch nie gesehn. Sie ist froh, heiter sogar. Sie hat tausend Unternehmungen vor und keine Fahrt ist ihr zu mühsam. Selbst die Ehe ihres ältesten Sohnes sieht sie schon beinahe mit Humor an, obwohl die

Berichte nicht erfreulich lauten. Aber er ist nicht blind: Eine neue Nußschale schaukelt mit buntem Wimpel auf dem Wasser ...

Man hat sich in Mailand getrennt, wo sich die Wege schieden. Und wandelt nun — seit Wochen zum erstenmal ohne die Reisebekannten — an dem schönen Kai unter den Platanen. Swantus hat sich schon lange auf Lugano gefreut, das nicht so sehr die Fehler Italiens und doch seinen Charme hat. Es ist wohltuend, wieder allein zu sein. Elizas Mutter wurde leicht etwas laut, da sie gewöhnt war, daß noch in des Saales Ecken man interessiert einander fragte, was die Gattin des Hofmarschalls vorgebracht habe. Eliza hatte zwar ein sympathisches, sanftes Organ, aber sie philosophierte viel; sie wollte fortwährend wissen, wie man dies und jenes ansehn solle, und brachte nur — es war die mütterliche Unkultur — zwischen einer Menge allzu billiger Ware zuweilen spontan Wunder an Gefühl und Sprache heraus. Man könnte sie formen, ohne Zweifel. Ausgesprochen banal war das, was sie sagte, selten. Zu viel Phrase vielleicht. Sie täte besser, gewisse Wendungen, wie ‚begeisternd, himmlisch' und dergleichen, zu vermeiden. Er hatte sogar einen kleinen Streit gehabt mit ihr, weil sie behauptete, eine große Wagnersche Melodie sei ihr ‚entweiht', da irgendwelche Kusinen während der Musik Bohnen gepahlt hätten — Er lacht ein wenig, als er daran denkt. Dennoch — sie ist gutes Material ...

Wie lustig sah das Wasser aus — die weißen Dampfer mit ihren bunten Wimpeln vor dem Blaugrün von See und Bergen. Das Ein und Aus und Hin und Her der Fremden. — Die Lust, in die Welt zu kommen, in fremde Länder, nimmt von ihm Besitz. Die Schiffe Riesenleiber — der See Ozean — die Berge Wolkengetürm am Horizont ...

— Als seine Mutter eben dabei ist, den Brief, der sie in Dresden anmelden soll, zu schreiben, bittet Swantus, sie möge entschuldigen, wenn er sie nicht begleite, er gedenke gleich nach Tübingen zu fahren, wo er das Sommersemester zubringen und dann das Examen zu machen vorhabe. Seine Mutter hebt das Gesicht und sieht ihn erschrocken an. „Du willst nicht mit nach Dresden fahren," das sagt sie ohne zu wissen, daß sie nur seine Worte wiedergibt. „Nein," antwortet er, bemüht sich nichts merken zu lassen. „Und schließlich, was soll ich dort?" — „Nun, ich bin überzeugt, daß Eliza sich freuen würde, und ich, denkst du, es ist angenehm, allein zu reisen?"

„Wir könnten uns kurz vor Dresden trennen," sagt Swantus. „Dann habe ich eben einen kleinen Umweg. Und Eliza Brühl, du lieber Gott, warum sollte sie sich besonders freuen."

„Hast du nicht bemerkt," sagt seine Mutter, „daß Eliza viel für dich übrig hat?" — Er lacht. Das glaubten die Mütter immer, gibt er zur Antwort. Sie hielten natürlich ihren Sohn für unwiderstehlich ...

Seine Mutter ruft ihn zu sich heran. „Es hat gar keinen Sinn, mit dir Versteck zu spielen, Swantus," sagt sie. „Du weißt ja, wie Eliza mir lieb geworden ist. Sie ist ungewöhnlich gutherzig, dabei einfach und gescheit und von starkem Pflichtgefühl. Sie wäre gerade die Frau, die ich für meine Söhne gewünscht habe. Ich dränge dich nicht. Ich weiß, Swantus, mir kommt es nicht zu, dich zu beeinflussen — aber" — und nun wird die Stimme seiner Mutter ganz sanft, „aber verschließe wenigstens dein Herz nicht."

Swantus hat sie angehört. Nein, er verschloß sein Herz gewiß nicht. Lange schon ...

Seine Mutter fährt fort: „Du könntest dich nicht entschließen?" fragt sie. „Gerade weil ich Eliza Brühl nicht auf irrige Gedanken bringen möchte, bleibe ich zurück. Vielleicht wäre es sogar besser, wenn auch du" — Seine Mutter unterbricht ihn erregt: „Ist also doch geschehn, was ich befürchtet habe von dem Augenblick an, als dein Brief kam, der in begeisterten Tiraden diese Zirkushochzeit beschrieb —"

„Ich bitte dich, nicht so zu sprechen," fährt es Swantus heraus: „Ich war Gast und Zeuge eines schönen, stilvollen Festes ..."

Seine Mutter wendet sich ab und verläßt das Zimmer. — Da auch in den folgenden Tagen ein starres und feindliches Verhältnis bestehn bleibt, wird die Abreise beschleunigt.

Einige Stunden reisen sie gemeinsam, dann trennen sie sich. Während der Fahrt wurden nur gleichgültige Dinge besprochen. Als Swantus, der den Zug wechseln muß, am Fenster des Wagens von seiner Mutter sich verabschiedet, Grüße für Dresden aufträgt und sagt, was so in Abschiedsaugenblicken gesagt wird, greift seine Mutter unerwartet nach seiner Hand: „Ich hoffe dich Pfingsten bei mir zu haben, Swante," sagt sie. Er nickt und winkt ihr nach. Dann geht er langsam vom Bahnsteig.

Er ist entschlossen, in Tübingen nur zu arbeiten, unbekümmert um die Geschehnisse zu Hause. Er hatte sogar den guten Blum abgelehnt, aber seine Mutter wollte nichts davon wissen — dennoch wäre es besser gewesen ...

Es dauert nicht lang, bis Blum, vorsichtig tastend, er klatscht nicht gern, wie er sagt, sich

für das Thema erwärmt: „Wie geht es zu Haus?“ fragt Swantus. — „Ach, das ist nicht besonders erfreulich,“ antwortet Blum. „Die Leute reden viel. Die jungen Herrschaften sollen große Zwistigkeiten haben ...“

„Ja, worüber denn?“ fragt Swantus. Blum ziert sich etwas, bis er mit der Wahrheit herauskommt. „Die Leute reden, weil die junge Frau Gräfin nicht mit ihrem Manne zusammenschläft,“ antwortet er. „Aber der Herr Graf müssen das nicht so auffassen. Die Leute wissen nicht, wie das bei den Herrschaften zugeht.“

„Nun,“ sagt Swantus, „das ist wohl ziemlich dasselbe.“

— „Die junge Frau Gräfin war drei Wochen zu Haus bei den Eltern und dann hat sie ganz überraschend der Herr Bruder zurückgebracht und ist ein paar Tage zu Besuch bei uns geblieben.“

„Zurückgebracht? Wie meinst du das, Blum?“

„Die Maja, die Jungfer, hat Reden geführt, daß es ihnen würde nicht einfallen, wieder zurückzukommen zu uns. Es ist überhaupt nicht schön, daß sie alles so herumträgt, was die junge Frau Gräfin sagt, daß sie wegwolle und es nicht mehr aushalte vor Heimweh, und daß der Herr Graf vor verschlossenen Türen stehe bei seiner Frau ...“

„Nein, das gehört gewiß nicht vor die Leute,“ antwortet Swantus ...

Es ist also doch so. Sie vertragen sich nicht. Ljuba fuhr fort und wurde von ihrem Bruder zurückgebracht! Sie war nicht glücklich, der bunte Schmetterling ohne Blumen ...

Als er, die Ferientage benutzend, Pfingsten bei seiner Mutter eintrifft, erfährt er, daß Christoph in Geschäften verreist sei und erst spät am Abend zurückkomme. Seine Mutter empfängt ihn freundlich; doch scheint sie bedrückt. Nach wenigen Worten schon erzählt sie ihm, daß heute abend der Pastor komme, mit dem wichtige Dinge zu besprechen wären. Sie erwartet eine Frage offenbar. — Ja, sehr schwierige Dinge ständen bevor. Es handle sich um Ljuba. „Um Ljuba?“ Swantus starrt seiner Mutter erschrocken ins Gesicht ...

„Wir haben den dringenden Wunsch, daß sie evangelisch wird,“ sagt seine Mutter mit einer kalten, steifen Stimme. „Wie — ja, was sagt sie selber denn dazu?“ fragt Swantus. Seine Mutter weicht aus.

Der geistliche Herr sitzt mit ihnen im blauen Zimmer; über dem Tisch hängt, ein großer flacher Schleier, der blaue Rauch seiner Zigarre; die Mama hält eine Spitzenarbeit in der Hand, ohne zu sticken.

„Also Sie meinen, meine verehrte Frau Gräfin,“ sagt der geistliche Herr langsam und mit milder Stimme, „daß es Ihnen gelungen sei, Ihre Frau Schwiegertochter zu überzeugen ...“

„Doch. Ich denke,“ antwortet seine Mutter. „Es ist auch die höchste Zeit. Man soll die Dinge am Anfang auf den richtigen Weg leiten. Wir versäumten schon viel.“

„Gewiß, gewiß, aber nichts überstürzen,“ sagt der geistliche Herr. Hier wendet er sich freundlich an Swantus und scheint dessen Meinung wissen zu wollen. Swantus? Ach, er hat eben an die goldenen Gewänder gedacht, die die Priester trugen, und an den Purpurmantel, mit dem der Bischof behangen war. Er hielt die Augen geschlossen und sah die geschmückten Knaben, die mit einer großen Stimme, erhoben über ihre dürftige Kindlichkeit, die Apostolos vorlasen —

„Es ist alles so anders bei uns,“ antwortet er.

„Ja, das ist mir bekannt, wie prächtig es dort hergeht,“ sagt der Pastor. „Der Ritus der evangelischen Kirche ist gewählt einfach. Aber die Orgel — denken Sie sich einen Gottesdienst ohne diese brausenden Klänge —“

„Ich habe das nicht entbehrt,“ sagt Swantus. „Der Gesang ist außerordentlich schön und imponierend —“

Der Pastor lächelt ...

Seine Mutter scheint diese Ablenkung nicht zu wünschen. Sie beginnt mit Erwägungen, wann am besten mit der erforderlichen Vorbereitung anzufangen wäre, und welchen Termin man zum Übertritt, der natürlich ohne jedes Aufsehn erfolgen müsse, könne ins Auge fassen ...

Werden sie wirklich Ljubas Seele verschachern? — Sprechen sie nicht darüber, als handle es sich um ein vorteilhaftes Geschäft. Warum widerspricht er nicht? Warum macht er so schwächliche Einwände?

„Ich würde am liebsten morgen mit Ihrer Frau Schwiegertochter Rücksprache nehmen,“ sagt der Pastor.

„Sollte man nicht besser warten,“ bringt Swantus verwirrt vor. „Ljuba wird die Tragweite nicht ermessen. Sie ist noch sehr jung. Sie wird eines Tages zu sich selbst zurückfinden und sagen, daß wir sie beschwindelt hätten —“

Seine Mutter klopft unruhig mit der Hand auf die gepolsterte Armlehne. „Mäßige dich, Swantus. Dein Ton ist der Wichtigkeit der Sache nicht angepaßt,“ sagt sie. Der geistliche Herr erhebt sich und beginnt, die Arme auf dem Rücken verschränkt, eine Wandrung durch das Zimmer —

„Sie wünschen keine Übereilung, Swantus,“ sagt er stehen bleibend. „Sie haben

vollkommen recht. Natürlich. Insbesondere bei religiösen Fragen würde eine solche schwer ins Gewicht fallen. Aber," — hier macht er eine verbindliche Handbewegung in der Richtung der Mama — „es ist wirklich alles wohlüberlegt. Und" — er stockt einen Augenblick und fährt dann mit leiserer Stimme fort, „wenn Gott die Ehe mit Kindern segnen sollte" — Swantus stutzt: „Ist denn, ist das denn so?" fragt er. „Nein, leider nicht," antwortet seine Mutter. „Nun immerhin, es steht in Gottes Hand," fährt der geistliche Herr fort, „und es ist an uns, die Wege zu bereiten. Verschiedner Glaube entfremdet die Eheleute und macht ein wahres mütterliches Verhältnis zu den Kindern fast unmöglich —"

„Die Mutter würde die Kinder zu ihrem Glauben hinüberzuziehn versuchen," sagt seine Mutter. „Sie würde sie unruhig machen mit diesem Humbug von da unten."

„Nun — auch sie sind Christen," antwortet der geistliche Herr. Seine Mutter beachtet es nicht.

Der geistliche Herr geht. Er tut das keineswegs brüsk, sondern gerät wie zufällig in die Nähe des Ausganges, wirft einen schnellen Seitenblick in diese Richtung und verabschiedet sich dann freundlich und eilfertig, als zögen ihn dunkle Kräfte ...

Am andern Morgen besucht Swantus Ljuba und seinen Bruder. Er hat, ehe sie eintritt, Gelegenheit, Christoph wegen des Glaubenswechsels zu befragen. Aber dieser gibt einsilbige Antworten. Ljuba ist blaß und gänzlich verändert, so wenigstens scheint es Swantus, der vor Staunen über ihr stilles, fremdes Wesen gar nicht in eine ordentliche Unterhaltung hineinkommt, sondern nur ein paar alberne Reiseerlebnisse vorbringt und nicht einmal wagt, nach Ljubas Eltern zu fragen, nach ihren Geschwistern und dem eifrigen Diakon.

Seine Mutter erwartet Ljuba und Christoph zum Abendbrot. Sie habe mit Christoph, der etwas früher kommen wolle, zu sprechen, und Swantus möge so lange Ljuba unterhalten. Kaum daß Christoph da ist, ziehn sie sich zurück, und Swantus wartet in der Bibliothek auf seine Schwägerin.

Hier war es schon dämmrig, so daß die Wände schwarz dastanden, während hin und wieder die vergoldeten Lettern der Buchrücken glänzend sichtbar wurden. Swante stand still — unruhig gezwungen nach den Stimmen hinzuhören, die aus dem Zimmer nebenan kamen. Die vertraute Stimme, die mit den Jahren hart zu klingen begann, und die seines Bruders, die seltener kam und nur mit wenigen, unwilligen Worten. Einsamkeit fiel über ihn her. Es nutzte nichts, sich vorzuhalten, daß sein Leben eben erst angefangen, darauf wartete, in die Hand genommen und gestaltet zu werden. Warum diese Niedergeschlagenheit? — Was ging ihn das Ganze an, und warum packte er sich die Sorgen andrer Leute auf sein Herz ...

Wie laut die Stimmen wurden! Christoph fing nun an aufzutreten, wie es schien. Es war nicht ganz einfach, mit der Mama zu rechten, weil sie jeden Widerspruch wie etwas Ungehöriges abtat —

Die Tür ging. Ljuba kam herein. Sie hörte einen Augenblick auf die Stimmen, hob den Kopf, sagte ein Wort in ihrer Sprache und wollte wieder gehn. Aber Swantus rief sie an. „Du bist hier," sagte sie. „Worüber streitet deine Mutter?"

„Sie streiten wohl nicht geradezu," antwortet Swantus.

„Sie streiten fast immer," antwortet Ljuba. „Deine Mutter ist unzufrieden mit mir. Aber ich bin auch nicht zufrieden. Es ist alles anders."

„Was ist anders, kleine Ljuba?" fragt er. Ljuba lächelt. Sie sagt: „Es hat keinen Sinn, dir das vorzuhalten, Swante. Es liegt gar nicht an euch. Es liegt an der Beschaffenheit des Lebens hier, glaube ich."

„Wenn du manchmal etwas nachgäbest, wäre alles viel besser," antwortet Swantus. „Das hilft gar nichts," fährt Ljuba heftig heraus. „Wir wollen nicht mehr davon sprechen." Sie steht an dem großen Schrank zwischen den Fenstern und lehnt sich fest an sein geflammtes Holz. Swantus sieht sie an. Seine Augen halten ihre Gestalt fest und laufen unruhig entlang an ihren Konturen ...

„Wundert ihr euch wirklich, daß ich unglücklich bin? Was tut ihr denn dagegen?" Ljuba lacht. „Deine Mutter will mich ummodeln zu dem, was sie ist. Aber ich will um keinen Preis der Welt werden wie sie. Ich lasse mich nicht umformen. Ich bin fertig."

‚Wie tapfer das klingt,' denkt Swantus. ‚Gewiß hat sie jetzt das Gesicht gehoben und trägt diesen kleinen hochmütigen Zug um den Mund —'

„Du denkst vielleicht, ich hätte gar keinen guten Willen gehabt," sagt Ljuba. „Wohl. Ich habe viele von den Dingen getan, die deine Mutter wollte. Ich bin in eure Kirche gegangen und zu den langweiligen Besuchen, und ich habe Sandy und den andern Freunden meiner Brüder nicht mehr geschrieben, obwohl sie zornig sein werden, und ich schminke mich nicht mehr ..."

„Ja, und nun siehst du blaß aus — wie?"

„Ach Unsinn, Swante. Ich brauche mich

gar nicht zu schminken. Und ich bin nicht blaß."

„Die Mama meint das alles doch gut," sagt Swantus. „Sie will nicht, daß du dir durch irgendwelche Torheiten die Stellung verdirbst, die dir zukommt."

„Das sind die Einwände deiner Mutter, du kennst sie genau," antwortet Ljuba.

Seine Mutter und Christoph treten ein. Die Unterhaltung schleppt sich hin. Es fällt ihm auf, daß Ljuba es vermeidet, seine Mutter anzureden.

„Der Pastor möchte bald mit der Vorbereitung beginnen," sagt seine Mutter unvermittelt, als sie nach dem Essen zusammensitzen. Ljuba bläst Ringe aus dem Rauch ihrer Zigarette und antwortet nicht. „Wann paßt es dir?"

Ljuba wendet langsam das Gesicht seiner Mutter zu. „Ich brauche keine Vorbereitungen," sagt sie in schroffem Ton. „Ich habe dir in einer jämmerlichen Schwäche versprochen es zu tun und ich werde es tun. Aber Gott soll es verzeihn. Denn es ist eine große Sünde." Sie erhebt sich und verläßt das Zimmer ohne Abschied.

Swantus will ihr nachgehn. Seine Mutter hält ihn zurück.

„Ich hatte dich gewarnt, Mama," sagt Christoph mit einer gereizten Stimme. „Da haben wir's." — „Nun, dies ist nichts Neues," antwortet die Mama. „Ich wundere mich, daß es dir noch gar nicht gelungen ist, die Gewohnheiten deiner Frau zu bessern." Nun erhebt sich auch Christoph. Er verabschiedet sich und geht.

Als sie allein sind, sitzt seine Mutter noch eine Weile steif ihm gegenüber. Ganz unvermittelt wirft sie das Gesicht in die Hände und weint.

— — — — — — — — — — — —

Er ist nicht mehr ganz so unbekümmert, als er Wustermark wieder verläßt. Seine Mutter hat erneut das Thema auf die Möglichkeit einer Verbindung mit Eliza Brühl gebracht. Sie hat ihm vorgestellt, daß hier kaum Aussicht auf Nachwuchs vorhanden sei. Daß Ljubas Zustand in dieser Beziehung vorläufig ungeeignet wäre, und es an jedem guten Willen, denselben günstig zu beeinflussen, vollkommen fehle. An dem Abend, als sie, nachdem Christoph gegangen war, in Tränen ausbrach, hatte Swantus tief erschrocken begriffen, wie hier die Dinge lagen. Seine Mutter war verzweifelt, er sah es. Und mit dieser Mutlosigkeit wuchs ihr Haß gegen die Fremde ins Ungeheuerliche. Eben an diesem Abend bis in die Nacht hinein hatte sie ihre Bitterkeit, ihren Zorn, ihre Verachtung vor ihm ausgebreitet. Törichte Mutmaßungen, wie er sie einer realdenkenden, verständigen Frau, die sie war, niemals zugetraut hätte, kamen an die Oberfläche. „Sie haßt mich. Sie wird mir eines Tages Gift ins Getränk tun, glaub' mir das. — Sie spioniert, sicher. Wie hat sie neulich den General ausgefragt, der hier in Quartier lag. Und in der Nacht schrieb sie lange Berichte nach Haus." —

Swantus hat alles zu entkräften versucht. Vergeblich. Es war ganz unmöglich, auch nur im geringsten Wandel zu schaffen. Seine gutgemeinten Reden brachten seine Mutter auf. Sie warf ihm zu guter Letzt vor, daß er in seine Schwägerin verliebt sei, und er möge sich vorsehn, denn Ljuba wisse wohl, daß Swantus ihren niederträchtigen Plänen im Wege stehe. — Was für Pläne das sein sollen, bringt er nicht heraus. —

Ja — recht unerfreulich ist es zu Haus. Soll er am Ende nach vollbrachtem Examen doch lieber ins Ausland gehn, statt, wie seine Mutter wünscht, Ramin endgültig zu übernehmen? —

Er ist ein paar Wochen in Tübingen, als ein Brief von Ljuba eintrifft. Zögernd beginnt er zu lesen ...

„Du bist mein Bruder seit der Hochzeit, und Du mußt mir helfen. Denn wenn es nicht anders wird, bring' ich mich um. Ich kann es nicht aushalten, und der Papa war schrecklich böse, als ich von Christoph weg bin und nach Haus kam, und obwohl die Mama weinte und alle Brüder und Vettern baten, hat er mich wieder zurückgeschickt. Und keiner von den Verwandten wird mich aufnehmen, weil sie vor dem Papa Angst haben. Was soll ich denn tun?" —

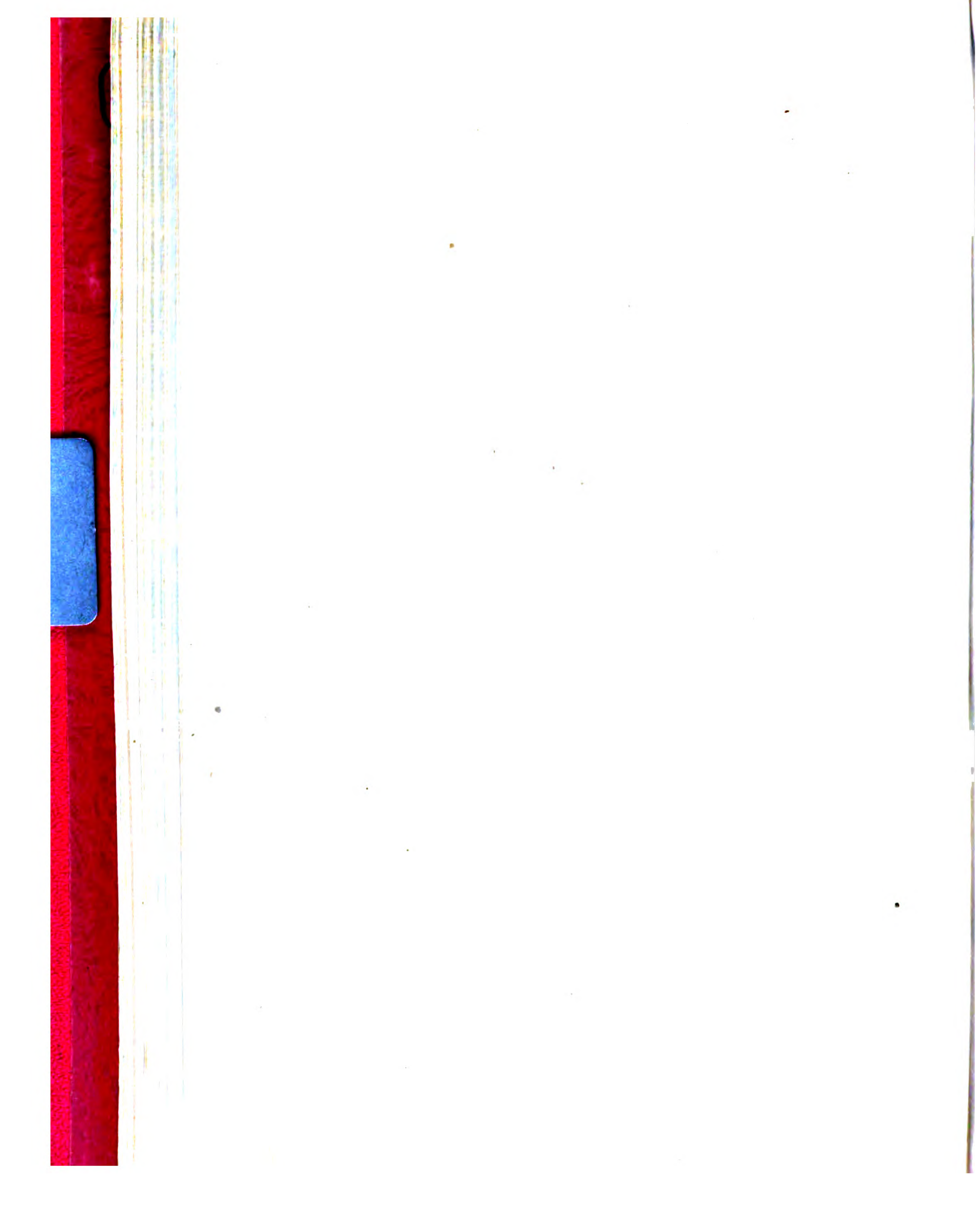
Das ist ein Schrei der Verzweiflung. Er fühlt es. Sollte er nicht gleich hinfahren? Nein. Das wäre übereilt. Es muß möglich sein, sie zu beruhigen, wenn man ihr schreibt. Aber sicherlich wäre es gut zu erwähnen, daß ja nur noch ein paar Monate hingehn, bis er endgültig ihr Nachbar wird in Ramin; daß sie dann viel zusammen sein und alles Mögliche unternehmen wollen. Und endlich, daß er ja auch einmal heiraten wird, und dann bekommt Ljuba eine junge, heitre Schwägerin ...

Ljuba schreibt zurück, daß es noch so abscheulich lange hin sei, so lange, daß man alt und häßlich werde bis dahin. Und Christoph wäre so viel weg, weil er den ganzen Kram nach seinen Plänen auf den Kopf stelle und sich große Einnahmen davon verspreche. Aber was hätte man von dem Gelde, wenn man immer nur zu Haus säße. Sie wage gar nicht, eine ihrer Freundinnen oder Kusinen einzuladen, die sie nur auslachen würden und



Akt. Bildwerk von Prof. Ernst Seger

(Berlin, Akademie-Ausstellung 1924)



zu Haus ins Gerede bringen, wie sie hereingefallen sei. Selbst zum Courmachen sei niemand da, obwohl neuerlich Job Witzenhausen sehr viel käme, und sie es längst bemerkt hätte, aber er sei ein fader Bursche, und sie möge ihn nicht.

Swantus, wegen dieses Job, den er als üblen Patron kennt, sehr in Aufregung geraten, antwortet mit nächster Post, das sei ein ganz windiger Kerl, der es als seinen Beruf ansähe, Frauen ins Gerede zu bringen, und sie solle ihn keinesfalls empfangen, ohne daß Christoph anwesend sei. —

Aber natürlich, seine weisen Mahnungen haben nicht den geringsten Erfolg gehabt. Der nächste Brief seiner Schwägerin, der nach ungewöhnlicher Pause eintrifft, erzählt von Ausritten und Tennisspiel mit dem bewußten Job. Der Ton ist heiter, als sei alles in schönster Ordnung. —

„Er macht mir so fade, altmodische Komplimente, wie sie bei uns höchstens die Fiaker zusammenbasteln möchten. Ich könnte mich krank lachen über diesen abgelebten Burschen, der sich gibt, als wäre er ein feuriger Don Juan. Ich glaube nicht, daß noch viel mit dem los ist. —“

Zwar ist Swantus ziemlich betroffen über diese Äußerung, aber er muß lachen. Und da er gerade ein Kolleg über die „Stickstoffproduktion in Deutschland“ anhört, wird er wegen seines unbegreiflichen Ausbruchs von seinem Nachbarn mißfällig betrachtet. —

Wäre es nicht richtiger, einmal Christoph wegen dieses Job einen Wink zu geben? Ach, unmöglich. Es würde sofort eine große Tragödie daraus entstehn, und schließlich sahn sie doch selbst, mit wem Ljuba ausritt. Warum fuhr auch sein Bruder so viel umher. Warum nahm er seine Frau niemals mit, da er doch sehn mußte, daß es nicht gut tat, sie allein zu lassen ... Sie ist doch auch nicht gerade irgendeine. O nein. Sie ist eine auffallend schöne, fremdartige Erscheinung. Sie versteht zu unterhalten, anzuziehn, zu fesseln. Hat sie nicht, wenn er offen ist, muß er es zugeben, auch auf ihn eigentlich gleich von Anfang an stark eingewirkt, so daß er verbissen und neidisch seinen Bruder mit ihr abziehn sah. Hat er seitdem diesen geheimen, nagenden Neid gegen den Glücklicheren verloren? Keineswegs. Kann er behaupten, sein Herz wäre von ihrem Bilde frei ...

— „Ach Du langweiliger Prediger in der Wüste,“ anwortet ihm Ljuba auf seine Ermahnungen, „weißt Du weiter nichts, als ganz genau denselben Salat anzurühren wie die Mama und der Ehegatte. Das ist ein zu dummes Wort. Was ist denn schon dabei. Es passiert ja gar nichts. Ich bin froh, wenn ich den Christoph mit seinen ewigen Zärtlichkeiten los bin, das kann ich Dir sagen, und ich werde wahrscheinlich so töricht sein, mir noch einen zweiten aufzuhalsen.“ ...

Bald darauf erhält Swantus einen Brief seiner Mutter, in welchem diese über Ljubas ungehöriges Verhalten zu dem sattsam bekannten Baron Witzenhausen Klage führt. Sie habe sich genötigt gesehn, Christoph, der leider etwas viel abwesend sei, von den Vorfällen zu unterrichten. Dieser wäre, obwohl sie doch alles erheblich harmloser geschildert hätte, als es offenbar sei, wie ein Rasender auf die Sache losgegangen. Er sei unglaublich eifersüchtig. Nur durch die Umsicht des alten Bredow-Landin, der so oft schon ihr Ratgeber gewesen sei, wäre ein Zweikampf vermieden worden.

„Da Bredow nun einmal von der ganzen Sache erfahren hat, nahm ich die Gelegenheit wahr, mit ihm zu beraten. Er gab mir zu, daß Ljuba für unsere Begriffe ziemlich eigenartig wäre, machte aber auch Christoph seine fortwährende Abwesenheit zum Vorwurf. Er hat mir offen gesagt, daß gerade hieraus zuerst unerfreuliche Schlüsse in der Gegend gezogen worden wären. Christoph wird auf unseren Rat jetzt anfangen, auch in der weiteren Umgegend zu verkehren. Damit diese Veränderung organischen Zusammenhang erhält, habe ich mich entschlossen, in das Kavalierhaus zu ziehn und Christoph das Schloß zu überlassen. — Ljuba hat diese Neuerung natürlich wieder gleichgültig aufgenommen, während Christoph offenbar sehr zufrieden damit ist und mir lebhaft dankte. Hoffentlich wird nun alles besser.“ —

Aus einem späteren Brief seiner Mutter, der kurz vor dem Abschluß seiner Studien in Tübingen eintrifft, erfährt er von einem Vorgang, der ihn ganz aus der Ruhe wirft: Christoph hat, als ihm von seiner Mutter wegen Witzenhausen Mitteilung gemacht worden war, heimlich den Schreibtisch seiner Frau geöffnet. Er fand — mit Nummern versehn und geordnet — Briefe von Swantus, glaubte dem Unheil auf die Spur zu kommen und war sehr erstaunt zu finden, daß sein Bruder in allen diesen Briefen nichts weiter getan habe, als Ljuba zum Guten zu reden und von Unüberlegtheiten abzuhalten. — Da Ljuba, welche dahintergekommen sei und sich vor Wut kaum gekannt habe, ihm zweifellos davon erzählen werde, habe seine Mutter es übernommen ihn vorzubereiten —

So. Das also taten sie! Sie brachen ein und stahlen. Und nun bedankten sie sich dafür, daß er als guter Onkel und Schutzgeist neben ihr gewesen war, und hatten eigent-

lich gedacht, ganz andern Dingen auf die Spur zu kommen ... Da sitzt er und reißt den Brief in tausend Fetzen und wirft die Fäuste voll Wut und Ohnmacht auf den Tisch. Sie bedanken sich. Wirklich. Er hat ja nur seine Pflicht getan. Nicht wahr? Ist er etwa nicht dazu da, um stets und immer zur Hand zu sein, wenn der Ältere ihn braucht?

Muß er nicht schleunigst heiraten, weil hier keine Kinder kommen? War er nicht stets der Popanz, mit dem man drohte, wenn der Eigentliche, wenn Christoph, der Liebling einmal nicht gut tat ...

Mögen sie doch ihre Fideikommißerben bekommen oder nicht. Was geht das ihn an? —

— Er hat das Diplom als Landwirt in der Tasche, als er nach Wustermark zurückkehrt. Ramin schon jetzt zu übernehmen, hat er abgelehnt. Er will nicht angebunden sein an den Pflock, solange er ‚hinter den Bergen noch Wunder' erwartet.

In Ramin wird gebaut und Swantus soll im Wustermarker Schloß bei seinem Bruder wohnen. Auf die Bitte seiner Mutter hat er nichts erwähnt von jenem Vorfall, der ihn so sehr aufgebracht hat. Sein Bruder weiß ohnedies Bescheid. Man merkt es ihm an, wenn er mit etwas verkniffnem Lächeln morgens auf Swantus zugeht, um ihn zu begrüßen, oder wenn er bei Tisch Ljuba, die in den ersten Tagen kein Wort spricht, weder zu dem einen noch zu dem anderen, die Speisen zureicht. Er hat etwas Scheues, Beschämtes im Wesen, der ältere Bruder; er ist nicht mehr so herrisch. —

Nach wenigen Tagen schon erzählt Ljuba bei einem Spaziergang — sie holen Christoph von der Pirsch ab — die ganze Geschichte. Wie Christoph von der Mama aufgehetzt worden sei. — Hier unterbricht Swantus empört und versucht, seine Mutter zu rechtfertigen. — Wie er dann, ohne nur zuzuhören, was man ihm doch überzeugend nachwies, wie ein Wilder losgejagt sei zu dem unglücklichen Job, der überhaupt nicht gewußt habe, wie er zu dieser Ehre komme, da sie — Ljuba — ihn doch immer habe abfallen lassen — Wie das ganze Haus gewesen sei wie ein Ameisenhaufen und die Mama in Tränen, weil ihrem Liebling etwas zustoßen könnte ...

„Laß die Mama aus dem Spiel," sagt Swantus. Ljuba stößt zornig ihren Jagdstock auf den Boden: „Ach, immer macht ihr eine Heilige aus ihr. Aber sie ist nicht heilig — böse ist sie."

„Würdest du wollen, daß man so etwas von deiner Mutter sagt?"

„O nein," schreit Ljuba ihn an. „Nein, meine Mama ist die Güte selbst und hat niemals ein böses Wort ausgesprochen."

Die Erzählung von den Briefen, die Christoph — wie Ljuba sagt — ‚gestohlen' hat, hört Swantus mit den erforderlichen Ausrufen von Verwunderung und Mißbilligung an. Er verrät seine Kenntnis nicht. Er begütigt. Er sagt, daß man Handlungen der Eifersucht nicht so streng nehmen dürfe. Christoph liebe sie so sehr und sei seines Besitzes nicht sicher —

„Ach, warum hab' ich ihn geheiratet," sagt Ljuba und seufzt. „Warum habe ich überhaupt geheiratet! Wie dumm war ich. Wieviel schöner war es zu Haus mit den Buben, wo wir immer so viel Spaß vorhatten, und schließlich war doch der Papa, der streng war, oft verreist, und die Mama erlaubte alles. Es ist schrecklich, verheiratet zu sein."

„Aber so viele Frauen sind glücklich, obwohl sie selbstsüchtige, grobe Männer haben, und das kannst du doch von Christoph nicht einmal behaupten," antwortet Swantus. — „Ich verstehe nicht, warum sie dann glücklich sind," gibt Ljuba zurück. — „Du mußt über diese Jahre hinaus denken," sagt Swantus. „Wenn ihr Kinder habt, und du siehst sie heranwachsen —"

Ljuba fährt ihn an: „Was sagst du? Bist du verrückt! Ich werde keine Kinder haben."

Swantus fühlt sein Herz einen lauten Schlag tun; mit einem einzigen heißen Aufstrom steigt ihm das Blut ins Gesicht —

— Seine Stellung hier ist nicht gut, er weiß es schon lange. Mit Mißgunst und Widerwillen beurteilt er seines Bruders Handlungen — mit stets bereiten Entschuldigungen, nur vom Gefühl geleitet, das Tun und Lassen von Christophs Frau. Gewiß, man ist weniger kritisch gegen Frauen, es ist natürlich. Aber muß er nicht selbst, wenn er nachher in seinem Zimmer die Erlebnisse rekapituliert, zugeben, daß eigentlich Ljuba dies und das besser nicht gesagt und getan hätte, und daß Christophs Erregung und Ärger höchst begreiflich gewesen war. Wäre es nicht seine Pflicht, hier zu beruhigen, zu vermitteln, anstatt — wie er es tat — schweigend Ljubas Ausbrüchen zuzuhören, womit er doch schließlich ihren Eigensinn unterstützte.

Nein, für solche Überlegungen war gar kein Raum. Er stand ganz allein auf Ljubas Seite. Mehr noch: mit hämischem Wohlgefallen hörte er zu, wenn sie aneinandergerieten. Er fürchtete ihre Versöhnung, anstatt sie zu wünschen ...

— — — — — — — — — — — — —

„Hat Ljuba dir gegenüber auch schon erwähnt, daß sie sich keine Kinder wünsche?"

fragt seine Mutter. Swantus erschrickt: Er könne sich nicht recht erinnern, es sei von vielem die Rede gewesen —

„Es ist ihr neuster Trumpf," sagt seine Mutter. „Sie weiß genau, wen sie damit am meisten trifft." — „Ich glaube nicht, daß sie es deshalb sagt," antwortet Swantus. „Könntest du dir nicht vorstellen, daß eine Frau keine Kinder wünscht, wenn —" hier zögert er und verstummt. — „O ja, gewiß," sagt seine Mutter. „Wenn ihr Mann krank ist oder ein Säufer oder ein Schuft; wenn der Hunger vor der Tür steht. Aber sie! — Hat sie nicht einen rührend liebevollen, vornehmen Mann? Er ist viel zu rücksichtsvoll, viel zu geduldig."

„Ich wundere mich, daß du so denkst," antwortet Swantus. Seine Mutter springt auf: „Gewiß. Genau so denke ich. Ist es etwa der Zweck der Ehe, seinen Mann von der Tür zu jagen, den Ärzten allerhand vorzujammern und mit deren Hilfe sich den natürlichsten Pflichten zu entziehn? Wie? Was meinst du dazu?"

Swantus schweigt. „Aber ich werde dieser unerhörten Komödie ein Ende machen. Ich lasse es nicht zu, daß sie mir alle Freude und Hoffnung zerstört." —

— Wie tückisch ist das Leben. Er liebt diese Frau, er kann nicht mehr daran zweifeln. Und nun kommt seine Mutter und setzt alles daran, daß sie dem anderen gehören soll, dem Bruder, dem Liebling, der immer alles bekam. — Unsinn! Was für Zeug bringt er vor! Sie gehört dem anderen längst — längst — längst. — Wird er nun jede Nacht zwischen Furcht und Hoffen verbringen ...

Ljuba ist schweigsam geworden. Er merkt es wohl. Folgen ihre Gedanken denselben Bahnen ...

„Zuweilen fürchte ich, deine Mutter könnte nach Haus schreiben an meine Eltern," sagt Ljuba. „Ach Swantus, lieber, lieber, ich bitte dich so: hindere sie. Tu den Brief weg, wenn sie geschrieben hat. Der Papa wird furchtbar böse werden und die Mama schelten, daß sie mich zu sehr verzogen hat, und die Mama wird weinen." — „Ich kann meine Mutter nicht hindern," antwortet Swantus. — „Aber ich will keine Kinder haben, ich will nicht; und wenn es kommt, bring' ich mich um."

Wenn es kommt — Wie? Ach, was geht das ihn an, wenn seines Bruders Frau so redet. Warum ist das, was sie gesagt hat, ihm wie ein Tropfen Gift, genug zum Taumeln, aber zu wenig zum Sterben ...

Wenn Ljuba hineinkam und ging an ihm vorüber, so kam ihm der Wunsch, ihre Schenkel anzusehn, die gerade und hochmütig heraufwuchsen. Er folgte ihren Bewegungen. — Er sah Frauen an, die in Hoffnung waren, und verglich besorgt ihren Gang mit Ljubas Schreiten und lachte sich selber aus.

Er mußte davon sprechen zuweilen. Es war in ihm eine verzweifelte Lust, Dinge auszusprechen, über die die anderen sich entrüsteten. Und immer gingen diese Äußerungen um Schwangerschaft und Geburten herum. — Er merkte, daß seine Mutter aufmerksam geworden war. Er fühlte Ljubas Empörung. Er sagte, wie schön es sei, Kinder zu haben, der Zweck der Ehe. Er zitierte hierfür Nietzsche. Er behauptete, daß die Liebe unmoralisch sei, wenn sie nicht einzig dieses Ziel wolle.

Seine Mutter sah ihn aufmerksam an und schien zuzustimmen. Ljuba schwieg, aber es gelang meistens sie unruhig zu machen, und Swantus brach ab mitten im Satz in kaltem Erschrecken, wenn er sah, daß ihr das Blut ins Gesicht stieg.

In den Nächten lag er ohne zu schlafen in der heißen Luft, die träge über seinem Bett hing, lag und hörte in tödlicher Angst nach der Tür hin, hinter der Ljuba schlief und sein Bruder ...

— Es war nicht zu verwundern. Es war durchaus folgerichtig, daß sein Bruder eines Tages auf ihn zu kam und sagte, daß es am Ende nicht mehr Zufall sei, wenn Swantus fortwährend von derselben Sache in aufdringlicher Weise schwatze. Er könne sich kaum wundern, wenn er hiermit gefragt würde, was eigentlich das bedeute. Wolle er gegen Ljuba hetzen? Wolle er vielleicht die Mama, die — wie alle Schwiegermütter — unruhig auf das Ereignis warte, in ihrem Unwillen noch bestärken? ...

„Ich weiß nicht, was du meinst," antwortet Swantus kühl. „Was geht mich das an, ob ihr Kinder bekommt oder nicht. Schließlich brauchst du dich nicht getroffen zu fühlen, wenn man von den natürlichsten Dingen der Welt redet."

Christoph fuhr auf: „Was zum Teufel kümmert ihr euch darum!" schrie er.

Diesmal hat Swantus nichts in Erfahrung gebracht. Sein Bruder war zornig. Er muß einen günstigeren Augenblick abpassen. Er versucht es an einem regnerischen Nachmittag, als sie beide in der Bibliothek in alten Büchern stöbern. „Du mußt es der Mama nicht übel nehmen, wenn sie so oft auf das gewisse Thema zurückkommt," sagt er in gleichgültigem Ton. „Sie drängt mich auch seit einiger Zeit zum Heiraten." — Sein Bruder brummt etwas. „Sie sorgt sich

wohl auch um Ljuba," fährt Swantus fort. Christoph errötet leicht und senkt die Augen. „Ljuba ist zart," sagt er. — Wie, nun mußte man doch endlich an ihn herankommen. Es mußte möglich sein, diese gräßliche, verzweifelte Angst loszuwerden, die ihn jede Nacht überfiel ...

„Wenn das so ist, so muß man sie schonen," sagt Swantus leise. Sein Bruder schweigt. Könnte er doch dem anderen hinter die Stirn sehn. Wie verzweifelt wünschte er, daß Ljuba niemals hindurchgehn möchte durch dieses unheimliche Mysterium! Wie fürchtete er die ganze Zeit schon, daß sie anderen Sinnes werden könnte, und verfolgte in tödlicher Angst ihre Bewegungen, ihr schnelles, schönes Schreiten, das keine Bürde aufhielt.

„Ich habe mich ferngehalten — bisher," sagt unerwartet sein Bruder.

Was hören seine Ohren? Es war süßer als die Stimmen der Engel. Es war eine goldene Wolke über verhängten Tälern. Es war der große ambrosianische Gesang ...

Was war aus ihm geworden? Mit klopfendem Herzen schlich er nachts vorüber an seines Bruders Tür. — Wie, Gespräche? War sie bei ihm? Nein. Es mußte vom Hof kommen. Sein Bruder war noch gar nicht oben, wie es schien. Unten geht die Tür, Christoph kommt also. Swantus springt zurück und versteckt sich im Gang. Er sieht seinen Bruder langsam die Treppe ersteigen, stehen bleiben, dann plötzlich wieder sich wenden, eilig die Treppe hinuntergehn, aus dem Haus, über den Hof, zu den Ställen. — Was hat er vor? Wird er ausreiten mitten in der Nacht ...

Als das Tor, nachdem Christoph den Hof verließ, wieder zuschlug, als Swantus diesen dumpfen, metallnen Ton gehört hat, steigt er die Treppe hinunter, geht durch die Bibliothek und in das Arbeitszimmer seines Bruders. Hier brennt Licht, er hatte offenbar gearbeitet und war nur, von schnellem Impuls getrieben, hinaufgegangen. Da lagen Akten, an denen er geschrieben hatte.

Wie, kam man wirklich so weit, daß man in Christophs Sachen herumspionierte? Nun. Was würde es schließlich sein — Steuersachen, Korrespondenz mit dem Generaldirektor — nein, es sind Aufzeichnungen persönlicher Art. — Was hatte er gelesen? ... Dies: „Was mir anvertraut wurde, habe ich gut verwaltet und werde es anderen Händen geben müssen, da mein größter Wunsch, es in die Hände meines Sohnes zu legen, nicht erfüllt wird. Für den Fall meines Ablebens" —

Swantus legt erschrocken die Blätter zurück. Hier sitzt allein in der Nacht sein Bruder, ein junger, gesunder, starker Mann, und verfaßt sein Testament ...

Swantus ersteigt langsam die Treppe wieder. —

Er hat kein Auge zugetan die Nacht. Er kann, als er morgens wie immer seinen Bruder begrüßt, kaum seine Bewegung verbergen. Heute zum erstenmal seit lange sieht er ihn, wie er ist, unzufrieden, bekümmert, enttäuscht. Nichts von der Heiterkeit, die ihm eigen gewesen. War das noch der Ältere, der Bevorzugte, dem alles zuflog? ...

Diese Nacht hat ihn gewandelt! — Er sieht die leeren Zimmer und den verödeten Garten. Er sieht die unruhigen Augen des Mannes diese wilde, kindliche Frau umkreisen. — Er begreift den Jammer seiner Mutter und aller, die vor ihr waren und in den Gräbern liegen und fürchten müssen, daß die letzte Fessel zerreißt, die noch ihr starres Herz an diese Erde band. Diese Erkenntnis wirft ihn um und verschüttet seine eigensüchtigen Einwände. Wozu hat sein Vater gelebt — wenn beide Söhne kinderlos sterben? Dann war zwischen ihn und das Ende nur Zeit gelegt, nur ein lächerliches, sinnloses In-die-Länge-Ziehn.

Diese Nacht hat ihn gewandelt. — Auch er hatte die Rosen geliebt und den Heiland vergessen. —

— „Hast du niemals daran gedacht, Ljuba, daß dein Erscheinen bei uns, das mit so großen Festen vorbereitet wurde, nichts anderes mit sich gebracht hat als Kummer? Ljuba, kleine, liebe — sieh einmal Christoph an, wie er kummervoll und enttäuscht dasteht ohne Aussicht und Hoffnung. Weißt du warum —"

Ljuba, die eben lachend mit ihrer weißen Katze gespielt hat, läßt erschrocken die Hände los, das Tier fällt. — „Was meinst du?" fragt sie. — „Ich weiß, ich hätte längst dir mein Herz ausschütten sollen," fährt Swantus fort. „Ich bin mit daran schuld. Ich habe nur und allein an mich selber gedacht." — „Wieso hast du an dich selber gedacht?" fragt Ljuba. Swantus legt die Hand auf ihre. „Weißt du," sagt er, „weißt du noch, wie der Bischof in eurer goldenen Kirche eure Hände aneinanderband, und du knietest vor dem Bild der Mutter Gottes —"

„Das kommt vorher," antwortet Ljuba. Swantus lächelt. „So — vorher? Ja — und sie warfen Reis auf euch, und du küßtest das Kind, und alles sind Wünsche gewesen, daß du deinem Mann Kinder geben sollst ..."

„Ich habe dir gesagt, daß ich nicht mag," antwortet Ljuba. — „Du hast es gesagt.

Aber es ist häßlich von dir, lieblos und selbstsüchtig."

Ljuba fährt auf: „Wie sprichst du zu mir?" sagt sie.

Er erhebt sich und lehnt den Rücken gegen die Wand. Sein Blick geht durch das offne Fenster in den Himmel —

„Ich liebe dich mehr," sagt er, „als ich bisher einen Menschen geliebt habe. Ich bin seit Monaten verzweifelt um deine Tür herumgeschlichen, immer in tödlicher Angst, daß hinter dieser Tür mein Bruder dich in seinen Armen hielte. Ich habe alles durchprobiert von hämischer Schadenfreude an bis zum Vernichtungswillen. Ich weiß jetzt, daß ich da bin, um euch zusammenzuführen, und nicht um ihm zu nehmen, was ihm gehört."

„Wie weißt du das, Swante, wer hat dir das gesagt?"

„Mein Herz," antwortet er. Zornig springt Ljuba auf. „Eine sonderbare Liebe zu einer Frau ist das, daß man sie dem anderen zuschiebt," sagt sie außer sich und geht aus dem Zimmer.

Sie hat recht, es ist wirklich eine sonderbare Liebe ...

Swantus schweigt davon. Er geht Ljuba aus dem Wege, und nur manchmal bei Tisch, oder wenn sie abends zusammensitzen, fühlt er, nachdem sie tagelang ihn nicht beachtete, ihre Augen auf sich gerichtet.

„Hast du jemals gehört, Christoph," fragt plötzlich Ljuba, „daß ein Mann fortwährend auf die Frau eines anderen einredet, sie solle Kinder bekommen? Dein Bruder nämlich tut das."

Christoph, der zwei Kontobücher vor sich liegen hat, hebt das Gesicht, erblaßt und sieht Swantus an. „Ich verstehe nicht," sagt er. Swantus, zu Tode erschrocken, antwortet, daß Ljuba das Ganze unvernünftig aufbausche. Man habe wiederholt in der letzten Zeit das Thema erörtert, gewiß. Was sei daran Absonderliches, da doch natürlich alle Mitglieder der Familie die Erbfolge, wenn er dies überhebliche Wort gebrauchen dürfe, gern gesichert sehn wollten. — Christoph unterbricht mit einem wütenden Ausruf diese Entschuldigungen —, springt auf, schlägt nacheinander beide Bücher dröhnend auf die Tischplatte und schreit Swantus an, er verbäte sich die Fortsetzung dieses widerlichen Gebarens. Dies sei alles nur Heuchelei. Schließlich könne Swantus ja ganz zufrieden sein, wenn es so käme. Und ein für allemal verbäte er sich jede Einmischung. Er reißt die Bücher unter den Arm und stürzt aus dem Zimmer.

Swantus hat sich erhoben, steht — gestützt auf die Stuhllehne — und sucht den Blick seiner Schwägerin: „Was du eben getan hast, war unritterlich und schlecht," sagt er, dreht sich um und geht. —

Er sitzt in der Nacht in seinem Zimmer. Der Sturm geht draußen. Ist er gerade heut so stark, oder hört man ihn mehr, weil man unruhig ist ...

Hätte er doch endlich seine fürchterliche Aufgabe vollbracht. Es wurde von Tag zu Tag schwerer, gegen Herz und Sinne zu kämpfen, die immer gieriger — je näher das Ende rückte — nach der geliebten Nähe verlangten. Was für ein Wahnsinn, daß man sich hier befand, um zuzusehn, wie die Frucht reif wurde, die dem anderen Nahrung war und ihm selber Gift.

Ist das nicht vollkommen verrückt, was er vorhat, ein elender Selbstbetrug? Ein alberner, sentimentaler Bursche handelt so, nicht Männer. Ja, wir lieben den Heiland, aber halten wir deswegen die Wange hin, damit man uns schlägt? Im Gegenteil, wir verachten solche Schwächlinge ...

Der Sturm läßt nach — im Haus gehen Türen — der Hund schlägt an und wird beruhigt ... die Türe seines Zimmers öffnet sich und Ljuba tritt ein. — Sie bleibt an der Eingangswand stehn und sagt nur dies: „Du hast recht gehabt, Swantus. Es war schlecht von mir."

Swantus ist aufgesprungen: „Um Gottes willen, Ljuba — was ist? Wo ist Christoph?" — „Laß doch, er ist ausgeritten."

Sie ist bei ihm. Sie ist bei ihm! Was soll daraus werden! Sie nähert sich ihm langsam in dem fremdartigen, weißen Gewand, das sie trägt. Sie legt ihre beiden Hände — wie klein sind sie — auf seine Hand, die flach auf den Tisch gestützt daliegt. — Was soll daraus werden ...

„Warum redest du auf mich ein, daß ich deinem Bruder gehören soll, wenn du mich liebst. Warum quälst du mich damit?" —

Es ist Nacht. Sein Bruder ist ausgeritten. Niemand weiß, daß sie bei ihm ist. Er könnte die Tür verschließen und nähme sie in seine Arme und hätte endlich Ruh —

„Warum?" wiederholt er leise. „Weil ich Furcht habe. Weil ich mich ängstige um meinen Bruder, um meine Mutter und um unser Haus. Weil ich nicht eher ruhig sein kann, bis sie ruhig sind, und immer wie einen Stein im Herzen die Sünde tragen muß, die ich nie beging ..."

„Bist du unruhig um mich," sagt Ljuba und streichelt seine Hand. „Lieber Swante du, mein Herz, mein Herz —"

Großer Gott! Hat er darum diese fürchterlichen Wochen hinter sich, um heute nacht,

da die Gefahr vor ihm stand, jämmerlich zu unterliegen. War das das Ende —

„Hast du mich lieb, Ljuba?“ fragt er leise. „Ist das so? Und wenn es so ist, willst du nichts für mich tun? Was ist denn schließlich unseres Lebens Ziel, wenn nicht dies, daß wir eine Idee, die so stark in uns wirkt, daß wir uns ihr unterwerfen mußten, durchsetzen, ebensogut wie die Könige ihren Länderraub und wie der Heiland seinen Raub an den Seelen.“

Ljuba hört ihm zu und starrt groß in sein Gesicht. — „Rede weiter,“ sagt sie. — „Und vielleicht ist unserer Väter Land und Erbe und dieses alles von Ehre und Treue, wie es auf uns kam, und wie wir es weitergeben sollen, die Idee, der wir nun unterworfen sind, und der wir die eigenen Wünsche zu opfern bereit sein müssen.“

„Glaubst du das?“ fragt Ljuba. — „Ich fühle es so,“ antwortet er. Sie schweigen. „Und was wirst du tun, Swantus?“ — Er lächelt. „Ich werde neben dir sein, und der Treuste, den du hast. Ich werde deine Kinder ansehn, als wären sie meine eigenen — weil ich dein Bruder bin, wie sie in deiner Kirche gesagt haben ...“

Sind das nicht Hufschläge — er reißt das Fenster auf, aber er hört nicht den Ton des Tores, das zuschlüge — „Geh, Christoph kommt zurück!“ — Ljuba verläßt ihn. Er horcht an dem geöffneten Fenster. Wie? Das Tor öffnet sich nicht? Stampfen! Wiehern! — Das muß der Fuchshengst sein, der wiehert immer so eine Fanfare ...

Wo ist Christoph? Nimmt niemand das Pferd ab? — Swantus rennt durch die dunklen Gänge, über die Treppen, auf den Hof. — Vor dem Tor steht mit leerem Sattel das Pferd seines Bruders.

Er macht Lärm. Nicht lange, so ist alles auf den Beinen — Lichter brauchen sie nicht mehr. Am Himmel steigt schon der Widerschein der Sonne auf, die noch unter der Erde schwebt. — Swantus nimmt den Fuchs. Sie reiten ...

Was wird er erleben? Hat ein teuflisches Geschehnis ihm das Hindernis aus dem Weg gerissen, das er selber anzutasten nicht gewagt hat. Soll er so billig wegkommen ...

„Hier, Herr Graf,“ schreit der Jäger, der 30 Meter von ihm entfernt reitet. Swantus gibt Sporen — holla — das empfindliche Tier rast weiter — er muß zurück — hinunter vom Pferd — da liegt Christoph — eine Kopfwunde — aber er lebt und atmet ...

Die Leute jagen zurück, Wagen holen, Arzt rufen. Swantus hält seinen Bruder in den Armen. —

Nie in seinem Leben war eine Stunde so lang. Christoph atmet, ja. Aber der Puls? Irgendwie klopft er; schnell scheint es. Aber eigentlich versteht Swantus nichts davon. Etwas Blut klebt an der Stirn. —

Seine Mutter ist gottlob verreist. Ljuba, der er einen Boten geschickt hatte, steht weiß wie die Wand in Christophs Zimmer, als sie ihn bringen. Sie tritt neben den Arzt, und als dieser die erste Untersuchung beendet hat und mitteilt, daß es sich um eine leichte Gehirnerschütterung handle, daß anscheinend ein Bruch nicht vorliege — eine Sehnenzerrung allenfalls — als er vorschlägt, Christoph in ein Krankenhaus zu bringen, legt sie sanft die Hand auf Christophs Stirn und sagt: „Nein, er bleibt bei mir. Ich werde ihn pflegen.“ — Der Arzt sieht sie groß an.

— — — — — — — — — — — —

Auf Christophs Wunsch, der bald darauf zu sich kommt, wird seine Mutter nicht benachrichtigt. Er erzählt den Hergang. Ein Karnickelloch im Sandweg, das man genau kannte, aber in der Dunkelheit nicht beachtete, war die Ursache. Der Fuß schmerzte, aber anscheinend lag weiter nichts vor. Sein Befinden war leidlich. Als er sich im Zimmer umsieht, fällt sein Blick auf Ljuba, und er lächelt ihr zu.

Christoph ist bald genesen, so daß, als die Mama zurückkehrt, der ganze Vorfall ihr harmlos erzählt werden kann. Sie erschrickt nicht einmal sehr. Nur mehrfach fragt sie Swantus unruhig: „Warum reitet er denn in der Nacht? Das tat sein Vater so oft,“ sagt sie bekümmert. „Ich ließ es nicht merken, daß ich darum wußte, aber ich habe mich sehr geängstigt, denn manchmal kam er erst gegen Morgen zurück. Er tat es aus Unruhe, er tat es aus Sehnsucht.“ — Swantus schweigt. „Darum hasse ich diese kalte, lieblose Person,“ schreit seine Mutter wild ihn an. „Sie versteht es wahrhaftig, aus ihrem eigenen Mann einen unglücklichen Liebhaber zu machen, der vor der Tür bettelt. Wie ich sie hasse —“

„Es hat doch andere Gründe,“ bringt Swantus erschrocken vor. Seine Mutter lacht auf: „Das ist alles Komödie. Diese Sorte Frauen versteht es, sage ich dir. Wir lieben und strömen aus, aber diese tropfen klug berechnend den Wein in den durstigen Mund.“ — „Wie schön sagst du das!“ Seine Mutter lächelt: „O ich wiederhole es nur; das sagte dein Vater einmal.“

„Ich glaube nicht, daß es so ist,“ antwortet Swantus. „Du beurteilst Ljuba falsch, denke doch, wie sie Christoph pflegte —“

„Auch das war nur Pose,“ gibt seine Mutter zurück. „Sie sieht doch, wie er unter

dieser Scheinehe leidet, wie heiß er sich Kinder wünscht. Und ich —" hier bricht die Stimme seiner Mutter. „Das einzige, was ich nach einer freudlosen Ehe mein Leben lang gewünscht habe, wird mir verwehrt, weil diese Intrigantin meinen klugen, starken Jungen an jämmerlichen Fesseln herumzieht ..."

Seine Mutter bricht in Tränen aus. — — Swantus hat Stunden gebraucht, um diesen unheimlichen Ausbruch zu besänftigen. Er erinnert sich kaum, was er alles vorbrachte, Beteuerungen, Zusagen. Er würde mit Ljuba reden. Er würde zu ihren Eltern fahren gegebenenfalls —

Hat er das wirklich versprochen? Ist er wieder elend unterlegen, wie damals als Junge, da seine Mutter weinend auf den Knien lag ...

Von diesem Tage an handelt er wie ein Nachtwandler.

Sein Bruder ist in der Stadt, um sich ein letztes Mal dem Arzt als genesen vorzustellen und einige Geschäfte zu erledigen. In den oberen Räumen schläft niemand außer Ljuba und ihm. Die Dienerschaft hat ihre Zimmer im Ostflügel. Er wartet ab, bis alles dunkel ist, und geht ohne Licht zu machen durch den langen Flur über das Treppenhaus zu Ljubas Tür. Findet die Tür offen und tritt ein.

Ljuba hat ein Buch vor sich und scheint zu lesen. — Sie fährt auf — das Buch fällt aus ihren Händen. — Stumm starrt sie ihm entgegen. Er verschließt hinter sich und geht langsam auf ihr Bett zu. Ljuba erblaßt, krallt die Finger in ihre Seidendecke und fragt: „Was willst du?" Fragt sie das — wirklich. — Ach, er will Unmenschliches. Er will das Herz sich aus dem Leibe reißen, damit es verstummt. Er will nicht mehr sehn, nicht hören, nicht fühlen. — Diese Nacht ist er fremder Wille und fremde Hand. Was also antworten auf diese Frage — was reden überhaupt, um über alles hinweg das Herz der Frau, die er liebt, auf den anderen zu lenken, auf den Bruder!

Wahrhaftig, er sitzt an ihrem Bett, hält ihre Hände, streichelt zuweilen ihr blasses Gesicht, lächelt sanft in ihre Augen hinein. Er war ja schon einmal der geschmückte Hochzeiter und führte sie bis unter die goldene Kuppel. Wie zu der kindlichen Braut redet er, um nicht nur die Gestalt zu umfangen, sondern Körper und Seele in eins. Sie schließt die Augen und hört ihm zu und wandelt lächelnd an seiner Hand. — Er verführt sie. So ist es und nicht anders. Er rühmt die Vereinigung der Geschlechter als den letzten Sinn alles Geschehens, und das Erwecken neuer Menschlichkeit als höchsten aller Triumphe. Aufgerissen wie ein Land, das lange wüste lag, erwartet sie diese Wunder ...

— — — — — — — — —

Aber nun fort von hier! Was hat er eigentlich getan? Ist es Opfer oder Sünde — Anbetung oder Verhöhnung? Wie wird er morgen darüber denken? Wankt nicht heute schon — großer Gott — der Boden, auf dem er steht? ...

Was hat er getan? War er es — er, der Bruder, der die ganze Nacht beinah an ihrem Bette saß, ihre glühenden Hände hielt und ihr Herz aufwühlte?

— — — — — — — — —

Heute kommt nun Christoph zurück. Er muß vorher aus dem Hause sein. Er wagt es nicht, ihr nachher unter die Augen zu treten. War es Selbstverleugnung — war es nicht vielmehr Verrat? ...

— — — — — — — — —

Unter dem Vorwand, daß er von Studienfreunden ein Telegramm bekommen habe, das ihn nach der Stadt riefe, fährt er ab, so früh am Morgen, daß er Ljuba nicht mehr sieht und nur mit seiner Mutter wenige Worte wechseln kann. Er wendet sich nicht um, wie er immer getan hat, wenn der Wagen aus dem Hofe fuhr. Hier ist alles aus —

Er findet sich wieder auf den Spuren von Larifée. Vor dem Gartenhaus mit dem schönen Spruch. Lebte sie doch! Vielleicht wäre ihr reich gewelltes Haar, das damals sanft schon zu ergrauen begann, nun weiß. Wie müßten ihre stahlblauen Augen darunter hervorleuchten. — Bei ihr wäre Frieden. Vielleicht auch würde es möglich sein, das Herz zu heilen bei ihr —

Im übrigen mutet die Kleinstadt fremd und beziehungslos an, wenn man, wie er, nach Jahren hindurchgeht. Das schöne Tor mit der Pappel steht noch. — Die Berge sind noch da. Von ihrer Höhe aus gesehn, liegt am freundlich gewundenen Fluß mit dem ernsten, grauen Kirchturm diese Stadt, in der man jung war. Gut. Was weiter? Die Burgenreste und die drei schönen Schlösser über der Saale — und die Lieder: ‚Ich alleine, der eine, schaue wieder hernieder' — Du lieber Gott, man muß machen, daß man hier weg kommt, will man nicht ganz und gar in die ‚Alt Heidelberg'-Stimmung hineinkommen.

— — — — — — — — —

In München trifft ihn ein Brief seiner Mutter an, aus welchem hervorgeht, daß Christoph und seine Frau unmittelbar nach

seiner Abreise zu Ljubas Eltern gefahren sind und erst nach Wochen zurückerwartet werden. Der Ton ist ein wenig gereizt. Seine übereilte Abreise ist offenbar übel vermerkt worden.

Aber warum mögen sie so plötzlich weggefahren sein? Da steht er wieder mitten drin in diesem zwecklosen Brüten, dem er doch entgangen zu sein geglaubt hatte. Warum dies und warum das? Lag es nicht diesmal klar am Tage, daß Ljuba von ihm beschwatzt, ihren ‚Pflichten' nachgekommen war und nun die Versöhnung durch eine Reise in die Heimat besiegelt wurde. Teufel auch — ein lächerliches Spiel — gewonnen für einen anderen. — Und der Einsatz? . . .

Was bot eigentlich diese Stadt, die man als besonders lustig ansah. Wo konnte man sich denn amüsieren — wo konnte man so recht mit geschlossenen Augen hineinspringen? —

War das schon eine großartige Sache, daß ein schnellgewonnener Spielkamerad einen die ganze Nacht durch Bars und Dielen schleppte, einen Schwanz von bunten Weibern hinter sich! Oder zu guter Letzt das geheime Lokal, in das man nur mit dem Stichwort hineinkam, und das einen doppelten Boden besaß, so daß man auf einmal aus dem Dunkel vor sich ein schmales Fensterloch, geblendet in ein Meer von Scheinwerferlicht starren mußte, das nackt und zynisch auf schlecht gewachsene Gestalten niederschien, die vor den hundert heißen Augen agierten. — „Nun?" fragt der Begleiter, der unruhig an seinem Kragen zerrt. Ach — gar nichts, mein Lieber. Mein Herz blieb ohne Bewegung, mein Blut zieht ruhig durch die Adern — sind wir Raubtiere, deren Fell sich sträubt — und die die Nüstern blasen, wenn sie Fraß wittern — wie . . . Und trotzdem hat man in dieser Stadt herumgejagt und getrunken und die Nächte vertan, immer in der wahnsinnigen Hoffnung, das Herz zu betören. — Schließlich war es auch beinahe gelungen. Müde und abgewirtschaftet stolperte man durch überfüllte Straßen. Und plötzlich kommt einen die Lust an, über den Schnee zu fahren, und also nimmt man die Skier, schiebt sich mühsam damit in das Abteil — steigt aus und beginnt die Wanderung. Aber nicht lange, so merkt man, daß die Muskeln ermüden, das Auge träumt, der Atem nachläßt. Da steht man vor dem weißen, wundervollen Schnee, ein blöder Verschwender mit leeren Taschen —

Man will es zwingen natürlich. Man will nicht wahr haben, daß man albern und läppisch gewüstet hat gegen sich selbst. — Da sieh doch die zwei Jungen, die gestern abend mit ihm aßen. Wie kraxeln sie blindwütig vor ihm her. — Da hinauf. — Nun gut, er kam nach, aber kann er leugnen, daß er eben beinahe die Nerven verloren hätte? —

Eigentlich kommt es ihm sehr gelegen, daß seine Mutter, die ein wenig nach dem Süden will, ihre Ankunft anmeldet. Als er, gut angezogen, wie sie es gern hat, sie am Zug empfängt, fühlt er sich auf einmal frisch und erneut; als habe ein anderer den unerfreulichen Schabernack getrieben, so geht er, ohne viel zur Seite zu sehn, steif und uninteressiert, neben seiner vornehmen Mama durch die Straßen.

Er merkt bald, daß man seinen unbegründeten Aufenthalt hier verdächtig gefunden hat. Bei der Mama hat alles sein Etikett. Man bummelt vor den Examina und nicht danach. Unruhig fragt sie, ob er hier Bekannte habe. Er sähe nicht zum besten aus. Sei er krank gewesen, dann würde er doch hoffentlich sofort Nachricht gegeben haben.

Es fällt ihm auf, daß seine Mutter gar nichts von zu Hause erzählt. — Sie sind nach längerer Abwesenheit zurückgekehrt. — Ja. In welcher Laune Christoph gewesen sei? Nun. — Wie meine er das? Schließlich sei Christoph ein ruhiger und gehaltener Charakter, dem man nicht gleich alles so ansehe. Swantus horcht gierig auf jedes Wort, aber es ist offenbar, daß seine Mutter es scheut, sich zu äußern. Er erfährt nur so nebenhin, daß jedenfalls das gegenseitige Verhältnis sich gebessert habe, daß Hoffnung bestände. Auch sei Ljuba kräftiger und gesünder —

Da seine Mutter sieht, daß er hier gänzlich unnütz herumsitzt, fordert sie ihn auf, an der Reise teilzunehmen.

Diesmal wurde Pallanza gewählt. Er erlebt die alte Geschichte: Am ersten Tage des Aufenthaltes berauschen sich Nerven und Blick an dieser wundervollen blauen Ebene des Sees. Man glaubt, niemals von hier scheiden zu können. Am zweiten Tage bereits erlahmt die Begeisterung — der See ist glatt und unverändert blau — Kalkstaub überdeckt die langweiligen Zacken der Agaven. Man besichtigt die Isola bella, aber — ehrlich gesagt — man ist enttäuscht. Einmal doch, als man auf Prima Jean Paul las, schien alles märchenhafter, schöner —

Die Mama hat indessen wieder Bekanntschaft gemacht. Dieses Mal glücklicherweise ein Ehepaar ohne Töchter, Deutsche aus Welschtirol. Die Mama entrüstet sich über die Drangsalierungen, denen man — wie ihr erzählt wird — dort ausgesetzt ist. Eine Sängerin, den Tirolern befreundet, kommt hinzu. Sie ist Italienerin. Die Mama muß



Goldoni. Gemälde von Robert E. Stübner

(Große Berliner Kunstausstellung 1924)

das politische Thema verlassen, wird schweigsam und wirft, die Fremde steif betrachtend, nur selten ein Wort in die Konversation. Das natürliche Ergebnis ist, daß Gemma Benari ihn in Augenschein nimmt. Hier fühlt sie keine politischen Widerstände. Sie nennt ihn eigensinnig von Anfang an ‚il giovan Signor', den jungen Herrn also, obwohl er ihr vorhält, daß dies nicht mehr am Platze sei. Sie versteht es auf Ausflügen, die nun folgen, die Mama mit den Tirolern geschickt zu verstauen, und ehe man sich versieht, ist man ihr Kavalier, von einem amüsanten Gemisch von Deutsch und Italienisch überschüttet. „Sie sind so melancholisch," sagt sie. „Oh, wir Frauen lieben die melancholischen Männer. Wir suchen den Knaben in ihnen. Es ist das Mütterliche. Ich habe niemals ein bambino gehabt, nein, aber gerade deshalb —"

Zuweilen fängt zwischen solchen Unterhaltungen Swantus unruhige Blicke seiner Mutter auf. — „Wie, Sie sind noch niemals in Venezia gewesen? Oh, mio Dio. Aber Sie müssen es unbedingt besuchen. Kommen Sie zu mir. Ich besitze einen sehr graziösen Pallazzino dort." — Es geht mit der Unruhe der Mama so weit, daß unvermittelt der Tiroler Herr auftaucht und ihn ‚im Auftrag' auf irgendeinen Hotelgast, Berg, oder was es gerade ist, aufmerksam macht. Es dauert nicht lange, bis Gemma Benari es bemerkt hat und lächelt, so wie sie wahrscheinlich auf der Szene das malitiöse Lächeln sich angeeignet hat, und sich geziert abwendet und ihn stehn läßt. Natürlich moniert er nun das Ganze ärgerlich bei der Mama, da man in seinen Jahren wirklich nicht so als albernes Muttersöhnchen dastehn wolle, und er selber wisse, was er täte. Und die Mama, die viel zu klug ist, um ihre Macht in Belanglosigkeiten zu vertun, gibt ihm recht und versteht mit ein paar Scherzen zu versöhnen.

Von da an läßt die Mama ihn in Ruhe, und Gemma Benari kann nach Belieben ihre schönen Madonnenblicke an ihn verschwenden. Sie sind kaum drei Wochen zusammen, als sie ihn auffordert, zu Besorgungen mit ihr nach Mailand zu fahren. Seine Mutter sieht es nicht gern, er merkt es wohl. Indessen äußert sie sich nicht. Abends erst, als sie nach dem Essen im Garten des Hotels hin- und hergehn — es ist kühl, aber der Duft der Hyazinthen ist stark — abends erst macht sie ihm Vorstellungen. Man begreife nicht, wie es möglich sei, daß er nach jedem Weiberrock hasche. Hatte wirklich diese etwas völlige Sängerin, die auffallend vorwitzig sich an ihn herangemacht habe, irgendwelchen Charme? Und welchen, außer eben den, daß sie eine Frau sei? Wirke ihr Vordrängen nicht sehr unangenehm, und sei es nicht viel schöner für einen Mann, die Frau zu suchen, anstatt daß sie sich ihm anböte . . .

Swantus wehrt ab. Nicht und niemals habe die Benari irgend etwas angeboten. Ihr Entgegenkommen sei Instinkt und Natur. Man sei hierzulande an harmlose Offenheit gewöhnt in Dingen der Erotik. Dies sei die Angelegenheit aller, sei einfach ein Gebiet der Betätigung wie Kunst und Sport und Politik. „Es ist abscheulich, was du vorbringst," sagt seine Mutter entsetzt. „Eine schöne Auffassung." — „Ich habe nicht behauptet, daß es die meine sei," antwortet er lachend. „Ich wollte nur klarstellen, daß hier Prüderie nicht am Platze ist."

Sie gehn hin und her. Er hat mehrmals versucht, in den Weg, der zum Hotel führt, einzubiegen, aber seine Mutter ging geradeaus. Es scheint, sie hat etwas auf dem Herzen —

— — — — — — — — —

„Ich denke daran, in kurzem zurückzukehren," sagt sie, „und ich werde auch diesmal in Dresden Station machen. Könntest du dich entschließen, Swante?" — Er erschrickt vor der Bedeutung dieser Frage. Er versucht eben den leichen Kahn heraufzuziehn auf flache Sandbänke, und nun stoßen sie ihn von neuem in die tiefen Gewässer. — „Du wünschest es sehr. Ist es nicht so?" fragt er. Seine Mutter bleibt stehn. „Du würdest mir damit viel von dem geben, was dein Vater mir an Freude vorenthielt."

Das Schiff verläßt Pallanza früh am Morgen, ehe die Gäste zu sehn sind. Der Direktor eilt verzweifelt über die Treppen — das Hotel-Auto tutet ein paarmal, bis endlich Gemma Benari — ihre Jungfer fuhr voraus — daher diese Katastrophe — Mäntel, Pelze und Tücher über dem Arm, ganz derangiert, einsteigt. — Ihre Laune so früh am Morgen ist ungeheuer schlecht. Mio Dio und ein paar Heilige müssen herhalten. — Erst in Mailand, in dem kleinen, bunten, parfümierten Salon erst, kommt sie wieder zu sich. Und nachdem die Jungfer den Tee weggetragen hat, erhebt sie sich, nähert sich ihm, steht einen Augenblick da und gleitet sanft wie eine verebbende Welle in seine Arme —

Wirklich, er war ein paar Tage froh, heiter und ausgelassen und vollkommen zu Haus zwischen den vergoldeten Stühlen, den Samttischchen und den schauderhaften Nippessachen, die überall herumstanden. Über der Tür das Holzschild, das in Ölfarbe freudig aufgetragen den qualmenden Vesuv zeigte, mit ‚oh bella Napoli' darunter, das

kleine Zuckermodell des Domes als Tintenfaß, die Dantebüste fabrikneu aus gestrichenem Gips; — nichts hatte ihn tangiert, nichts abgestoßen — je fürchterlicher desto besser. — Ja, heiter und ausgelassen war er in dieser Pracht versunken. Nichts störte; nichts ambitionierte hier schön zu sein außer der Gestalt aus dem großen Bacchusbilde des Rubens ...

Wie war es möglich — hier ging er über die breiten, leeren Avenüen dieser häßlichen Stadt — hatte alles vergessen und lächelte wie ein vertrauter Liebhaber dem Fenster zu, an dem sie stand.

Als er des Abends nach einer regnerischen Fahrt von Bord geht, findet er das Auto nicht vor. Müde und durchnäßt kommt er im Hotel an. Seine Mutter ist schon zu Bett gegangen; er sagt ihr kurz gute Nacht. Er fühlt sich matt, hat starke Migräne und ein unangenehmes Gefühl von Schwäche im Magen. Da er zum Ausziehn zu müde ist, wirft er sich aufs Bett und versucht zu schlafen. Der Kopf ist heiß, das Blut tobt gegen die Schläfenwände. Er will aufstehn, um Pulver zu holen, das immer noch den Schmerz beseitigte. Nach wenigen Schritten fällt er zurück — ihn schwindelt — seine Glieder gehorchen nicht mehr — kalter Schweiß bricht aus — er schließt die Augen —

Als hätte ihr Herz sie gerufen, steht seine Mutter vor ihm ...

Er weiß gar nicht, was weiter geschieht, da er, kaum wieder im Bett angelangt, tief einschläft. Er hört den Arzt hin- und hergehn. Am anderen Morgen sieht er eine Schwester im Zimmer hantieren. Auf die Frage, was eigentlich mit ihm sei, bekommt er nichtssagende Antworten. Der Arzt sucht auf seinem Körper nach Typhusflecken, findet keine, schüttelt das weise Haupt, entscheidet sich schließlich dafür, daß eine Darmgrippe vorliege und verkündet dies seiner Mutter.

In diesen drei Wochen, denn so lange dauert es schließlich, bis er wieder auf seinen Beinen steht, sieht er mit Rührung, wie ohne jede Rücksicht auf sich und alles andere seine Mutter um ihn besorgt gewesen ist. Hat sie überhaupt geschlafen, und wann? Wenn er die Augen auftat, tags oder in tiefster Nacht, da eine sanfte, rosa Lampe im Zimmer brannte, hielt sie die unruhigen Augen zärtlich auf ihn gerichtet. Er brauchte die Lippen, denen wirklich das Sprechen schwer fiel, nicht einmal zu bewegen, so war schon da, was er gewünscht hatte. Keinen Augenblick wich sie von ihm, weil sie diesen ‚Romanen' nicht traute, bis endlich Blum da war, der alte, treue, der dann Gott sei Dank sie überredete auszugehn und nun seinerseits am Bett Posto faßte. Aber kaum daß eine halbe Stunde vergangen war, stand seine Mutter wieder neben ihm. Sie traute auch der Nonne nicht, die nie die Hände still hielt, sondern in Arbeitspausen erstaunlich schnell die mageren Finger um die Holzperlen drehte. Jeden Morgen lagen Rosen von Gemma auf dem Bett, die die Nonne still zur Seite tat, und die Blum eigensinnig zurückholte. Ein belustigender Kampf zwischen Himmelsgüte und Übermut.

Kaum steht er wieder auf den Beinen, so bringt man ihn in Etappen nach den Bergen, um kräftigende Luft aufzusuchen. Und so geschickt hat die Mama den Umzug eingeleitet, daß er nicht einmal mehr Gemma Benari benachrichtigen kann, um sich zu verabschieden.

Die Höhe ist bekömmlicher ohne Zweifel, und dennoch ist er auch jetzt noch nicht ganz, wie er war.

Soll er noch weitere Orte zur Erholung aufsuchen? Er ist noch reichlich matt, man kann es nicht leugnen. Oder soll er seine Mutter begleiten, die offenbar nach Hause drängt und Dresden nicht fallen lassen möchte? Es ist schließlich Frühling, die beste Zeit für die anmutigen Orte der sächsischen Schweiz. Er möchte diesen Aufenthalt seiner Mutter, die ihn so rührend pflegte, nicht abschlagen.

Ja, so gesehn nimmt sich alles sehr einfach aus. Schandau oder Bodenbach, nicht wahr; — es ist einerlei. Aber diese Reise ist der Schlüssel zur Festung. Seine Mutter hat ihren Plan über alle Fährnisse hinweggerettet. Es ist klar: Er soll Elisabeth Brühl heiraten. Sie wird kaum ablehnen. Sie ist noch sehr jung — wen kennt sie denn eigentlich von den Söhnen des Landes? Man wird ihn ihr mundgerecht gemacht haben. Es ist sogar möglich, daß der Abend in den Stadtruinen, der ihm eine schöne, sanfte Erinnerung ins Herz legte, ihr ein großes und erhabenes Erlebnis gewesen ist . . .

An ihrem Willen wird es kaum scheitern! Aber er? Hat er abgeschlossen? Kann er heute, kann er in diesem Augenblick die Lider schließen, und sich vorstellen, wie Ljuba seinem Bruder angehört — wie? Vorstellen? Nicht nur, daß es so ist, sondern plastisch als sähen es die geschlossenen Augen vor sich? — Nein. Er kann es nicht und will es nicht. —

Gut. Sie fahren nach Schandau, um hier einen letzten Erholungsaufenthalt zu nehmen, ehe Swantus wieder die Arbeit anfängt. Es ging nicht ohne Kämpfe ab, da

seine Mutter den Augenblick für gekommen hielt, ihm Ramin zu übergeben. Zur Überraschung wäre das Haus in seiner Abwesenheit renoviert und hergestellt worden. Es sei alles bereit für ihn. — Aber er schiebt diese Rückkehr hinaus. Er hat Verbindungen nach Rußland angeknüpft und wird zunächst sich einer Kommission von Fachleuten anschließen, welche im Auftrage einer großen Industriegruppe das Land bereisen soll; er wird dann gegebenenfalls gleich dort einen Posten in den landwirtschaftlichen Betrieben übernehmen. Gerade dieser Plan ist von seiner Mutter in sehr erregtem Tone bekämpft worden: Seine geschwächte Gesundheit, das rauhe Klima, die Strapazen des Reisens im heutigen Rußland — alles hat sie dagegen angeführt. Die Besprechung ist schließlich versandet, da man sich immer weiter voneinander entfernte —

— — — — — — — — — —

— Ein — zwei Tage in Dresden! Ja. Er hätte sich das denken können. — Kaum sind sie angekommen und haben auf der Hotelterrasse an dem schönen Strom mit seinen prächtigen Brücken den Tee genommen, als bereits ein Brief der Gräfin Brühl eintrifft. Seine Mutter errötet erfreut, als handele es sich um eine herrliche Überraschung, sagt sogleich zu, und schon am Abend besucht man als Introduktion gemeinsam die Oper. Der alte Graf wird entschuldigt, da er in der Vermögensverwaltung der königlichen Familie beschäftigt, gerade abgerufen worden sei. Die Gräfin ist sehr liebenswürdig, stellt eine Reihe von Unternehmungen in Aussicht und lehnt es rund heraus ab, eine Abreise in so kurzer Zeit zuzulassen. Es wird auch wirklich allerhand vorgenommen: Ausflüge, eine Dampferfahrt nach Meißen, Ausfahrten im Großen Garten. Der Graf — was für ein alter verblichener Vater für solch eine junge Tochter — führt sie höchstselbst im Schloß herum, von den Kastellanen aus der alten Zeit ehrfürchtig begrüßt.

Eigentlich unterhält sich Swantus ganz gut. Man wickelt ein tägliches Programm ab, über welches andere sich den Kopf zerbrachen; Entschlüsse sind nicht erforderlich, Kämpfe stehn nicht bevor …

Die Gräfin Brühl veranstaltet — weiß Gott — zu Ehren der Reisebekannten ein Gartenfest im Park ihres nicht zu fern gelegenen Gutes. Man nimmt die Bahn, wird an der kleinen Landstation in geschmückte Wagen verladen und fährt in den Schloßhof ein, der mit Laubgewinden ausgeputzt ist. Die Herren sind in Hoftracht mit Kniehosen, die Damen tragen Kostüme, gestickte Kleider oder doch Gewänder, die mit Blumen geschmückt sind, und Kränze im Haar. Da die Dämmerung hereinbricht, erhellen Lampen den Park; man tanzt auf dem Rasen. Swantus fühlt ohne Gegenwehr den Zauber des Ganzen — die Lichter vor dem schwarzen Parkmassiv, die bunten Kleider, die Musik, den süßen Geruch des Flieders —

Die jungen Mädchen in ihren Kränzen von Vergißmeinnicht, Laub und Veilchen tanzen Ringelreihn vor dem Schloß und das gerade sieht sehr reizvoll aus; — dieser Frühling vor den mißmutigen Mauern. —

Da Swantus keine Hoftracht besitzt, hat man ihn als Jäger angezogen, und Elizas kleine Schwestern hängten ihm grasgrünes Eichenlaub, eine große Girlande, über die Schultern. Er geht ein wenig unbeholfen einher und erinnert sich unvermittelt der großen Schleife mit Goldbesatz, die er bei Christels Hochzeit trug …

„Sie fehlen beim Ringelreihn, Gräfin,“ sagt Swantus. Eliza Brühl antwortet nicht darauf. Sie beachtet ihn nicht, sondern geht langsam weiter. Er folgt ihr. Im Park, hinter der großen Baumwand, die als Kulisse die Szenerie des Festes abschließt, macht sie halt — nicht nur das — tritt ihm entgegen: „Sie müssen nicht glauben —“ hier zögert sie und schweigt.

„Was denn, was soll ich nicht glauben?“ fragt Swantus bestürzt. Wie es still ist in diesem Park. Er hört Atemzüge aus erregter Brust. Die Musik beginnt wieder …

„Ich kann nicht; ich verstehe nicht auszudrücken, was Ihnen zu erklären notwendig ist,“ sagt Eliza Brühl. „Ich habe das bestimmte Gefühl, daß Sie mich verstehn, ohne daß ich weitersprече …“

Ja. So ist es. Er versteht. Ihr Herz ist hell wie Glas; er blickt hinein. Er antwortet ihr, daß dies die üblichen Bahnen der Konvention wären, wie sie nun einmal von besorgten Eltern beschritten würden. Daß ganz gewiß niemand anderes die Verantwortung dafür trage als eben diese Väter und Mütter, und daß man sich so wenig wie möglich darum kümmern müsse. — Er sieht ihr Gesicht nicht oder kaum, da nur hin und wieder ein Widerschein des Himmels, dessen Licht noch nicht erloschen ist, dieses Gesicht streift. Lächelt sie — oder nicht? Sieht sie ihn an, oder hängen ihre Augen am Boden …

„Sie wissen es. Gut dann. Ich danke Ihnen,“ sagt Eliza Brühl. „Wollen Sie vielleicht zurückgehen, ich folge dann.“ Ihre Stimme klingt matt und enttäuscht —

„Nein, Gehn wir beide zum Fest zurück,“ sagt er und nimmt sie an der Hand. Sie folgt ihm.

Wenige Minuten nur wird dieser Gang dauern. Und Swantus erlebt Monate.

Er weiß es: Eliza Brühl liebt ihn. Sie geht, das Gesicht, über dem der Kranz von jungem Buchenlaub steht, gesenkt, an seiner Hand. Er wird sie loslassen müssen, wenn sie ins Licht kommen — Aber wer sie heute gehn läßt, gewinnt sie vielleicht nie mehr ...

Als sie hinaustreten, sehn sie ein schönes Bild: Voran Fackelträger — und hinter ihnen der Zug der Gäste in den feierlichen Kostümen, begleitet von anmutiger Musik. — Sie stehn vor der Szene und immer noch hält Swantus ihre Hand, während der Zug vorbeigeht. Die Träger senken die Fackeln, die Männer verneigen sich, und die Frauen nehmen ihre Kränze vom Haar und legen sie vor Eliza nieder, zu deren Füßen sich Hügel von Blumen häufen ...

Dies ist die Nacht seiner Verlobung. —

— Sein Herz ist still und zufrieden, als er, eine Woche danach, die Stadt verläßt. Nie hat er seine Mutter so glücklich gesehn. Ihre Wünsche sind erfüllt; ihre Voraussagen eingetroffen. Sie kann den Augenblick kaum erwarten, in Burgramin die Umbauten und Erneuerungen zu vollenden, die ihr notwendig erscheinen. Sie erzählt von der schönen Diamantbrosche, die der Großvater Ramin ihr bei Christophs Geburt gegeben habe und die sie Elisabeth zugedacht hätte. Sie ist wie ein Kind, dem man endlich die langersehnte, große Puppe auf den Weihnachtstisch gelegt hat. —

In den wenigen Tagen, die er jetzt mit seiner Braut verlebte, hat er sie tiefer eingesehn als in den Monaten vorher. Der Hintergrund ihres Wesens ist schmerzliche Resignation über die Kälte und innerliche Armut der Umgebung, in die sie hineingeboren wurde. Sie ist ungewöhnlich reif; sie fand mit ihren 19 Jahren schon den Abstand, der es ihr möglich machte, diese Kälte zu übersehn und über die Armut zu lächeln. Sie sieht ihn und seine Mutter als die Erlösung aus aller Jämmerlichkeit an, als die Schrittmacher zum Leben. — Sie ist vom ersten Tage an außerordentlich liebevoll und aufmerksam um seine Mutter besorgt gewesen. Auch um sein Wohlergehn war sie bedacht: sie fragte ihn mehrmals am Tage, wie es ihm gehe. Er habe die Krankheit noch nicht voll überwunden, sei blaß, müsse sich schonen. Man konnte sich kaum mehr an Güte und Rücksicht vorstellen. Aber wenn er — besonders in den ersten Tagen — unbesonnen sie in die Arme nahm, um sie zu küssen, wurde ihr Gesicht dunkelrot, und er fühlte, daß sie die Arme gegen ihn stemmte. Und als er — meinend, das sei Scherz und Spiel — ihre Arme wegschob und sie fester umschloß, wandte sie das Gesicht weg, trat, als er sie losgelassen hatte, schnell von ihm fort und sagte erregt: „Nein. Das sollst du nicht."

„Warum nicht?" fragt er bestürzt. „Du bist doch meine Braut." — Sie gibt keine Antwort.

Er versteht das ganz und gar nicht. Er zerbricht sich den Kopf vergeblich über den Grund. Sie hat ihm gesagt, daß sie ihn liebe. War er unzart — allzu übereilt? Nein, gewiß nicht. Was fürchtete sie? ...

Da er wenige Tage vor der Abreise einer ähnlichen Abwehr begegnet ist, hat er ihr beim Abschied nur Blumen gegeben und die Hand geküßt. Aber im letzten Augenblick noch, als er schon einstieg, legte sie die Hand auf seinen Arm und sagte: „Swante, küsse mich."

Seine Mutter hat schon vor ihm die Rückreise angetreten und ist in Ramin, wo sie die Vorbereitungen trifft, da Eliza mit ihren Eltern in Kürze erwartet wird. Sie wünschte sein baldiges Kommen, aber Swantus, den immer noch ein unsicheres Gefühl von Hause forthält, hat vorgegeben, in der Hauptstadt wegen der russischen Reise zu tun zu haben. „Ich war überzeugt, daß du diese Pläne jetzt aufgeben würdest," war die Antwort seiner Mutter.

Er kennt niemanden in Berlin außer den fürchterlichen Verwandten, von denen er sich sorglich fernhält. Arbeit hat er nicht. Elizas Briefe machen ihm Freude, aber nachdem er über Grundsätzliches mit ihr ins reine gekommen ist, scheint es manchmal nicht ganz leicht, auf diese vielartigen Anregungen einzugehn, die sie von Musik, Theater, Büchern und Menschen empfängt und weitergibt, ohne das eigentlich Wesentliche immer genügend herauszuholen. Auch seine Mutter schreibt viel und beschäftigt sich, wie es scheint, ausschließlich mit Plänen und Vorhaben für die Zukunft. Sein Bruder, der ihm, wenn man die Kühle der gegenseitigen Beziehungen bedachte, auffallend herzlich gratuliert hatte, beteiligt sich nicht minder an dieser Zukunftsmelodie. Ljuba hat ihm nur kurz Glück gewünscht. Sie ist wieder — und diesmal unter allseitiger Zustimmung — nach Hause gefahren, um an dem 60. Geburtstag ihres Vaters teilzunehmen.

Auch die Festsetzung der Hochzeit spielt in den Briefen, die er von zu Hause erhält, eine bedeutsame Rolle. Seine Mutter drängt, unterstützt von Brühls, während Eliza und er übereinkamen, daß ein Jahr vergehn solle.

„Es macht mich alles noch so unruhig," schreibt Eliza ...

Er kann schließlich nicht wochenlang hier zwecklos herumlaufen. Die Russenkommission reist erst im Spätsommer. Seine Mutter erwartet Brühls in Ramin und fordert dringend vorher seine Anwesenheit.

Er fährt direkt nach Ramin und wird von seiner Mutter vor der umkränzten Tür mit sichtbarer Freude empfangen. Sie hat die Leute aufgestellt: Der Inspektor begrüßt ihn mit ein paar verlegenen Redensarten. Es ist eine kleine Szene, wie die Mama sie liebt, und er muß mitagieren. Im Hause ist alles vortrefflich erneut, mit Geschmack und Verstand eingerichtet, und nur das kleine Südzimmer ist leer, weil — seine Mutter lächelt verklärt, als sie das sagt, — der Raum für Elizas Sachen bestimmt ist. Im Mantel, den Hut noch in der Hand, wird er überall herumgeführt; das Ganze ist ihm eine peinliche Komödie; er ist keineswegs froh; er weiß nichts von der Freude an den eignen vier Wänden. Mühsam, ungeschickt und ohne Zweifel sparsamer, als seine Mutter es erwarten durfte, kommt sein Dank.

— Er ist nach Wustermark geritten, um Ljuba und Christoph zu begrüßen. Sein Bruder hat, offenbar erfreut, seine Glückwünsche wiederholt; er hoffe die Braut recht bald bei sich zu sehn ...

Ljuba? Ach, gesteh' es nur ein, kindischer Tor — du warst enttäuscht, daß sie es über sich gewann, dir harmlos und freudig zu gratulieren! Du hattest am Ende gedacht, sie würde den Kopf hängen lassen und bei deinem Anblick eine Träne zerdrücken. Auch diesmal hast du — wie wagst du es noch — unruhig ihre Gestalt betrachtet. — Dein Puls schlug erregt im Hals, als sie eintrat. Mit Unwillen und keineswegs angenehm überrascht nahmest du wahr, daß sie mit ihrem Mann ganz freundlich sich unterhielt, daß sie scherzten, daß Christoph sagte, auch Ljuba freue sich so auf die Schwägerin. Die ganze Zeit sprachest du kaum und verstört — als hätte dir einer auf den Kopf geschlagen — rittest du nach Haus ...

— — — — — — — — — —

— Brühls werden erwartet, und die Mama macht Vorbereitungen. Um alles hier nach Wunsch aufzustellen, holt sie halb Wustermark an Porzellan, Glas und Silber aus den Schränken. Ein unerfreuliches Programm mit Einladungen bei Christoph, in Landin, in Bredow, in Reinersdorff und so weiter. Für jeden Tag fast irgendeine Veranstaltung steht bevor. Seine Mutter hat, erstaunlicher Zustand, zum erstenmal in ihrem Leben, Geheimnisse mit ihrer Schwiegertochter und äußert befriedigt, daß Ljuba ganz nette Ideen habe, daß sie am Ende Qualitäten der großen Welt besitze, welche bisher nicht hinreichend zur Geltung gekommen wären.

Ein paarmal versucht Swantus — vergeblich natürlich — von diesem Pomp ein wenig abzustreichen. „Es liegt mir gerade daran, daß sie von Anfang an Bescheid wissen," antwortet die Mama.

„Aber es erfüllt mich mit Schrecken zu denken, daß man derartig leben soll. Es sind viel zu viel Räume."

Die Mama lacht ihn aus und gibt zurück, daß man den Stil, in dem das Haus geführt würde, seiner Frau überlassen müsse. Und schließlich wäre dieser Besuch doch auch etwas ganz Besonderes.

Swantus findet seine Braut auffallend blaß und schweigsam. Ihre Mutter dagegen erfüllt am ersten Abend schon die Zimmer mit lärmenden Lobsprüchen, wie alles aufs beste eingerichtet und vorgesehn sei. Selbst der Mama, Swantus merkt es wohl, wird es etwas zu viel, ja sie macht ihm sogar ein paar unwillige Bemerkungen darüber, daß Gräfin Brühl beim Anblick eines noch nicht eingerichteten hell und bunt gehaltenen Raumes oben ihre Tochter herbeigerufen und konstatiert habe, dies sei offenbar das Kinderzimmer. „Sie ist eine abscheulich taktlose Frau," sagt die Mama sehr gereizt, „und man wundert sich, wie es möglich ist, daß sie so lange in einer bedeutsamen Hofstellung nicht angestoßen hat." —

„Warum bist du so still, Eliza?" fragt Swantus seine Braut. Sie gehen durch den Garten; es ist warmer Nachmittag; Elizas Eltern haben sich, da heut abend das Gartenfest in Wustermark bevorsteht, zurückgezogen. „Ich weiß es eigentlich nicht," antwortet Eliza. „Ich fühle mich unsicher."

Swantus, von dieser Antwort verwirrt, geht schweigend neben ihr her. Er wünscht zu reden, aber er verwirft jedes Wort als ungeschickt, ehe er es ausgesprochen hat. Es gelingt endlich, das Thema auf Garten und Blumen zu bringen, und eben haben sie im Rosengang sich hingesetzt, und Swantus erzählt amüsiert von den Vorbereitungen der Mama, als er bestürzt merkt, daß Tränen auf Elizas Hände fallen, und als er sie umfaßt und sie trösten will, bricht sie in Schluchzen aus. Außer sich über sein Ungeschick und im Innersten entschlossen, alles gutzumachen, legt er den Arm um ihre Schulter und, da ihr Schluchzen stärker wird, reißt er sie unbesonnen an sich und zieht sie wie ein Kind auf die Knie —

Sie versucht sich loszumachen — er versteht nicht, drückt sie an sich und küßt sie. —

Jetzt wirft sie die Hände vor das Gesicht. Er läßt sie erschrocken los. Ohne umzusehn geht sie schnell ins Haus.

Swantus weiß nicht ein und aus. Mag sie ihn nicht? Aber dann, warum weint sie? Ist sie eifersüchtig? Unmöglich, sie ahnt ja nichts. Hat er sie vielleicht erschreckt? War er zu stürmisch? ...

Er geht ins Haus und geradeswegs in das Zimmer seiner Mutter. Er erzählt ihr den Vorgang. Was soll er tun? Wie Eliza beruhigen? — Seine Mutter antwortet ihm, daß sie bis jetzt nicht ganz sicher sei, jedenfalls aber sogleich mit Eliza sprechen und sie beruhigen wolle. Er sei doch recht ungeschickt gewesen, wie es scheine. „Es ist vielleicht nur Scheu und mißverstandenes Schamgefühl," sagt seine Mutter. Dann lächelt sie ironisch. „Nicht alle Frauen sind so entgegenkommend wie Madame Benari." —

Kurz ehe sie nach Wustermark abfahren, teilt ihm seine Mutter mit, daß es ihr entschieden gelungen sei, Eliza zu beruhigen, die allerdings sehr erregt gewesen wäre. Das Nähere später.

— Das Schloß, der Hof, die Einfahrt sind geschmückt. Im Park italienische Nacht — Musik unter den geöffneten Fenstern des Speisesaales. Girlanden von roten Rosen schaukeln unter den Kronleuchtern. In einem wundervollen, tiefroten Stoff mit goldenen Arabesken und geschmückt mit Perlen präsidiert Ljuba an dieser reichen Tafel. —

Toaste werden ausgebracht: Christoph begrüßt in kurzer, etwas forscher Rede Eliza und ihre Eltern. Der Hofmarschall, ziemlich gewunden und phrasenreich, bedankt sich und preist das Haus Werther-Ramin, wobei er nicht umhin kann, des großväterlichen Hofmarschalles zu gedenken. Bredow-Landin feiert das Brautpaar, indem er umständlich die Geschichte von dem Sack erzählt, in welchem bei 99 Schlangen ein Aal sich befinde, und den, gerade den heiße es greifen, was hier ohne Zweifel geschehn sei.

Die Stimmung belebt sich. Bei Kaffee und Likör, die auf der Terrasse genommen werden, steigen über dem Rasenplatz mit bösartigem Zischen flackernde Raketen in die Luft; zwischen den Parkbäumen schaukeln die sanft erleuchteten Lampions. Ljuba hat wirklich ein paar russische Musikanten in der Hauptstadt aufgetrieben, die in bunten Kitteln zwischen den Bäumen aufgestellt sind, von herabsausenden Leuchtkugeln hin und wieder grell beschienen.

Das Fest nimmt seinen Fortgang, und man durchwandert den Park. Der ‚französische' Garten mit seinen kunstvollen Taxusfiguren steht unbeteiligt da — eine finstere Wand. Im ‚englischen' Garten verbreiten sich die Gäste und tanzen auf dem Rasen. —

Swantus tanzte mit seiner Braut und führt sie soeben zum französischen Garten, um auszuruhn — er erzählt ihr davon, er achtet nicht auf den Weg. Auf einmal Stimmen — im Halbdunkel erkennt er Ljuba mit einem Herrn, die ihnen entgegenkommen. Es ist der zweite Sohn aus Landin. „Einen Augenblick verzeihst du, liebe Elisabeth," sagt Ljuba. „Ich brauche Swantus ganz dringend für eine Überraschung beim Feuerwerk." —

Ehe Swantus weiß, was geschah, entfernt sich Eliza mit Bredow. Ljuba wendet sich zu einem Seitenweg. Hier bleibt sie stehn. „Es war ein Vorwand," sagt sie. „Wir feiern heute deine Verlobung, so sollst du wenigstens auch wissen, was du mit mir gemacht hast. Nein, nicht dazwischenreden, es kommt doch, wie es kommen muß. Daß du weißt: Ich habe getan, was du verlangtest. Ich habe die Augen geschlossen und die Zähne zusammengetan und mir deinen Namen vorgesagt." — Er faßt sie entsetzt bei den Handgelenken: „Still, Ljuba, still!"

„Nein, nein," gibt sie zurück. „Nein, laß mich reden! Deinen Namen also. Aber die Täuschung gelingt nicht mehr. Ich werde starr wie Glas, wenn er an mich kommt. Ich bewege mich nicht und rede kein Wort und bin wie eine Puppe in seinen Armen."

„Um Gottes willen, Ljuba, wenn man uns hier fände ..."

„Ach, hast du schon wieder Angst," sagt sie leise. „Gut, gehn wir. Aber sage mir vorher, daß ich nun genug getan habe, daß kein Gott mehr verlangen kann."

Schritte nähern sich. Stimmen werden lauter. Sie stehn stumm. Jetzt sind die anderen ganz nahe — hinter der ersten Wand — sind vorüber. — Ljuba geht.

Er hat die andre Richtung eingeschlagen und mischt sich wieder unter die Gäste. Eliza findet er im Gespräch mit Christoph; als Swantus herankommt, tritt sie auf ihn zu. — „Wo warst du?" sagt sie leise. „Deine Schwägerin ist schon lange unter den Gästen."

Er braucht nicht zu antworten, denn — von einem allgemeinen Hallo begleitet — rast sirrend eine blutrote Leuchtkugel zwischen die Sterne — braust auseinander — und fällt alles überscheinend zurück. —

— — — — — — — — — —

Die täglichen Fahrten als Gäste der Nachbargüter lassen es kaum zu, daß Swantus mehr als ein paar flüchtige Worte mit seiner Braut wechselt. Zu Haus nimmt Gräfin Brühl, die über Aussteuer und Hochzeit zu verhandeln hat, ihn vielfach in

Anspruch. Er ist selten mit seiner Braut allein. Da Elizas Eltern ihren Aufenthalt nicht länger ausdehnen können, schlägt seine Mutter vor, daß Eliza noch ein wenig in Wustermark als ihr Gast bleiben solle. Swantus sei ja mit der Wirtschafterin und Blum fürs erste gut versorgt. Und, wenn er sich in dem großen Raminer Haus verlassen vorkomme, so dürfe er aufsitzen und zu ihnen kommen. Übrigens werde Eliza auch Gelegenheit haben, bei der Mama und der Wustermarker Mamsell — einer Perle natürlich — allerhand Nützliches zu lernen. Dabei sei ein Bräutigam nur im Wege . . .

Er ist in seinem Haus allein. Nicht lange, so wird das Gleichmaß des Lebens anfangen, dem er bisher nicht unterworfen gewesen war. Ein Mann mit Frau und Kindern wahrscheinlich. Eine ruhige, überall abgegrenzte Figur. — Wo waren die Abenteuer hin? — Kieloben trieb sein Schiff. —

In diese Verlobung brachte die Mama System, es war nicht zu leugnen. Zu bestimmter Zeit, zum Tee und Abendbrot abwechselnd nämlich, wurde Swantus zitiert. Der Sonnabend fiel aus. Dagegen wurde der Sonntag ausgiebig genutzt. In aller Frühe schon verließ die Kavalkade, der Ljuba sich nicht anschloß, den Hof. — Man frühstückte nach dem Ritt in Ramin, von wo das Auto die Wustermarker zurückbrachte. Zum Essen trat Swantus bei seinem Bruder an, wo er mit Mutter und Braut zusammentraf. Am Abend setzte man das Essen bei der Mama fort. Eliza schien heiter, mehr und mehr an die Mama angeschlossen, die sie rührend und zärtlich umsorgte. Zu Ljuba schien sie keine Stellung zu finden. Sie äußerte sich sogar einige Male abfällig: Ljuba sei oberflächlich und herzenskalt. Wie könne man einer Frau wie der Mama kühl und unfreundlich gegenüberstehn? — Swantus entgegnete eifriger, als ihm lieb war, daß beide eben durchaus heterogene Naturen wären, daß die Mama leider über ihr Ausländer-Vorurteil nicht hinwegkomme. „Ljuba ist zwar nicht unfreundlich gegen ihren Mann," sagt Eliza, „aber so sonderbar fremd und kalt. Man schrickt geradezu zusammen, wenn sie ihn anredet . . ."

„Sie verstehen einander nicht," antwortet Swantus. — „Könntest nicht du sie beeinflussen?" fragt Eliza.

Ach, das ist wirklich ausgezeichnet, nun fängt auch seine Braut an, ihm diese gefährliche Aufgabe aufzuladen . . .

„Vielleicht müßte man eher Christoph beeinflussen," sagt er. — „Glaubst du denn, daß er Schuld hat?" fragt Eliza in vorwurfsvollem Ton.

„Schuld haben, Eliza! Was meint man schließlich damit. Darauf kommt es wohl gar nicht an," antwortet er. Eliza starrt ihm ins Gesicht. — „Wie, man sollte heiraten dürfen, und dann hat man sich's einfach anders überlegt und kümmert sich nicht um seinen Mann? . . ."

„Aus dir redet die Mama," antwortet Swantus.

„Ja, ich leugne nicht, daß sie mit mir darüber gesprochen hat," sagt Eliza. „Aber ich würde auch ohnedies so denken."

„Wie? Was meinst du?" antwortet Swantus erregt. „Sie liebt ihn nicht. Begreifst du das? Seine Zärtlichkeit stößt auf herbe Ruhe — seine Anmaßung auf Kälte — sein Begehren auf Widerwillen —"

Eliza tritt zurück und betrachtet erschrocken ihn, der außer sich vor ihrem Gesicht die erhobenen Fäuste schüttelt. —

Er hat vergeblich versucht, den Eindruck dieses unvernünftigen Ausbruchs abzuschwächen. Er entschuldigt sich: ein Mißverständnis liege vor. Er sei gereizt gewesen, weil seine Mutter ihm wiederholt schon dies alles vorgehalten habe . . .

Eliza hört ihn ohne Widerrede an. Als er nichts mehr vorzubringen weiß, sagt sie nur diese Worte: „Sie hat auch dir das Herz vergiftet, genau wie deinem Bruder . . ."

Swantus hat unter dem Vorwand dringender Geschäfte sich eine Weile von Wustermark ferngehalten. Aber zweimal schon hat Blum den Diener seiner Mutter — sie selber haßt das Telephon — mit diesen Ausflüchten abgespeist. Zu guter Letzt kommt Blum bestürzt ins Zimmer und meldet, daß die Frau Gräfin heut nachmittag zum Tee angemeldet worden sei. „Die Komteß kommt nicht mit, scheint es," fügt er zögernd hinzu.

Seine Mutter ist erregt, er merkt es deutlich an der Blässe ihres Gesichtes, als sie eintritt. Sie wirft keinen Blick auf Blums schön hergerichteten Teetisch; sie geht gerade auf die Sache los. „Was gibt es zwischen dir und deiner Braut?" Er antwortet, daß einige Äußerungen, die Eliza getan habe, ihn verstimmt hätten. Belanglosigkeiten an sich, gewiß. Aber, da er nun einmal in gereizte Stimmung geraten sei, habe er geglaubt —

„Um was handelt es sich denn?" fragt seine Mutter. „Nun," antwortet Swantus, „sie sprach etwas vorlaut und abfällig über Christoph und Ljuba." — „Auch abfällig über Christoph?" fragt seine Mutter mit ausdrücklicher Betonung.

„Ich glaube," antwortet Swantus verbissen, „daß es besser wäre, dies Thema zu verlassen." Seine Mutter sieht ihn kalt an und nimmt schweigend ihren Tee. Swantus

beginnt irgend etwas zu erzählen; es dauert aber nicht lange, so hat sich die Schlange in den Schwanz gebissen; man ist wieder bei Eliza angelangt. Indessen wählt seine Mutter jetzt einen milderen Ton, berichtet von Elizas Niedergeschlagenheit. Daß die bewußten Äußerungen wohl nicht so von ihr überlegt worden wären. Daß er unbedingt seiner Braut entgegenkommen müsse. — Ja, so ungefähr redet die Mama noch eine Weile auf ihn ein und schließlich fordert sie ihn auf, das Kriegsbeil zu begraben.

Beim nächsten Besuch ist Eliza noch sehr betreten. Sie streichelt heimlich unter dem Tisch seine Hand — hat gerade für ihn eine besonders schwierige Sauce, die sie bei der Mamsell gelernt hat, gerührt, schafft wahre Ströme davon auf seinen Teller, und schließlich, weil er immer noch nicht aus sich herauskommt — er kann eben nicht, sein Mund ist wie zugeklebt — „War es denn so schlimm, Swante? Ich hab's gar nicht so böse gemeint. Ich war auch ein bißchen eifersüchtig."

— Das also? Freilich, es ist nur ganz nebenbei gesagt worden. Und ist doch das Schlimmste von allem ...

Er war also schon erkannt! Was er selber kaum noch wußte, die anderen hatten es längst durchschaut. Nun lag sein Herz im Glaskasten ...

Seine Mutter hat Eliza wieder nach Haus gebracht. Der Abschied war verlegen und unsicher. Auf der Fahrt zur Bahn sprach eigentlich nur die Mama schnell und erregt. Er selbst versuchte ein paar Scherze, die reichlich matt ausfielen, Eliza lächelte befangen. Und mehrmals fühlte er die unruhigen Blicke seiner Mutter auf sich.

Ein paar Tage nach Elizas Abreise besucht er seine Mutter, die eben aus der Stadt, bis wohin sie Eliza begleitete, zurückgekehrt ist. Er merkt ihr eine betroffene, unruhige Stimmung an. Sie erzählt ein paar Späße über Elizas Mutter, mit der sie zusammentraf ... „Elizas Eltern sind ungehalten, daß du ihre Tochter zu so langem Warten veranlaßt hättest," sagt seine Mutter. „Sie wünschen die Heirat noch in diesem Jahr." Swantus antwortet, dies sei die Angelegenheit der Brautleute und nicht der Eltern. „Was aber ist der Grund, daß du es immer wieder auf die lange Bank schiebst?" fragt seine Mutter.

Swantus schweigt. Als kaum noch eine Antwort erwartet wird, gibt er zurück, daß er bitte, eine Zeitlang dies Thema nicht zu berühren. Er sei seiner selbst noch nicht sicher und werde in kurzer Zeit antworten.

Seine Mutter ist sehr bestürzt, man merkt es ihr an. Sie redet nicht mehr davon, aber sie redet auch von nichts anderem. Sie sitzen einander stumm gegenüber, und schließlich macht Swantus ein Ende und verabschiedet sich, weil er in Geschäften noch seinen Bruder aufsuchen wolle.

Christoph ist nicht zu Haus, muß aber bald zurückkommen. Er wird von Ljuba eingeladen, mit ihnen zu Abend zu essen, und sie erzählt heiter von den großen Festen zu Haus, die sie kürzlich mitgemacht hat. Wie das ganze Land auf den Beinen war, um ihren Vater zu feiern. — „Ach, so schön war es in der Heimat," sagt sie verklärt. „Und ich wäre nie weggefahren, wenn der Papa es nicht verlangt hätte." Swantus stutzt — sie machte doch eigentlich einen frohen und zufriedenen Eindruck ...

„Hier," sagt Ljuba und zeigt auf die Taxuswand des französischen Gartens, — „hier habe ich es dir gesagt, weißt du noch?" Er gibt keine Antwort. „Sag' mir doch, Swantus," fährt sie unruhig fort, „daß es nun genug ist, und daß ich getan habe, was ich dir versprach ..."

Er bleibt stehn, faßt mit beiden Händen in die harte Taxuswand und schüttelt die Zweige: „Laß mich in Ruh," sagt er. „Was ich dir angeraten habe, war Wahnsinn. Aber nun schweigen wir davon ..."

„Wie? Wahnsinn — warum?" schreit Ljuba ihn an.

Sie hören Christophs Schritte.

Nach dem Essen sitzt Swantus mit seinem Bruder allein. Auch dieser bringt die Rede auf die Heirat, welche zu allgemeinem Erstaunen mehr und mehr hinausgeschoben werde. Er wundere sich geradezu, sagt er mit einem unschönen Lächeln, daß die Familie der Braut sich dies gefallen lasse. Swantus erwidert hitzig, dies sei durchaus Sache der Familie Brühl. Im übrigen möge Christoph sich nur nicht aufregen. Alles gehe seinen Gang. — Christoph merkt, daß er sich etwas zu weit vorgewagt hat, entschuldigt sich damit, daß die Mama ihn ins Vertrauen gezogen habe, und wechselt das Thema.

— Eigentlich ist Swantes Entschluß im Herzen längst gefaßt, und es wird Zeit, daß er sich dessen bewußt wird. Warum soll er sich von anderen ein fremdes Schicksal umhängen lassen ...

Nimm doch die Glaskugel in die Hand, und wirf sie zu Boden! Soll sie zerbrechen, ehe du zerbrichst —

Es bekümmert ihn, daß er Eliza kränken muß, gewiß. Aber nicht heute wird er schuldig, er ist es längst. Damals begann es, da er läppisch wie ein alberner Junge sich bei Musik und Flieder und Sternennacht hinreißen ließ ...

Wie wird seine Mutter dies aufnehmen?



Figurengruppe. Gemälde von Prof. Ferdinand Dorsch

(Kunstausstellung Dresden 1924)

Aug
spru
ouir
ihn
er m
Dem
früh
das
als
So
peg
er,
ung
sein
bre
Su
er
Be
ve
al
ve
. D
W
m

a
l

— Jetzt weiß er auch das: Steif — die Augen kalt auf seine gerichtet, schnell aufgesprungen vom Sessel, um dieses Unerhörte aufrecht zu bekämpfen, hörte seine Mutter ihn an. Noch schweigt sie. Aber kaum hat er mitgeteilt, daß er — das Gut einige Jahre dem Verwalter und der Kontrolle seines früheren Chefs überlassend — beabsichtige, das russische Projekt praktisch anzugreifen — als sie mit zornigen Vorwürfen ihn überfällt. So also fasse er Pflicht auf und Treue und gegebnes Wort. Das müsse sie erleben, daß er, während der andere Sohn, obwohl unglücklich, an Trennung nicht denke, er seiner Braut in schmählicher Weise die Treue breche. — Er bedaure es gewiß, antwortet Swantus. Es sei nicht zu entschuldigen, daß er sich damals nicht ernster geprüft und zur Verlobung durch unklare Stimmungen habe verleiten lassen. Aber besser nun ein Ende — als offne Heuchelei. „Du müßtest mich doch verstehn," fleht sein Herz zu seiner Mutter, „du — da du selber Ähnliches erlebtest. Wäre es nicht viel besser für dich gewesen, mein Vater hätte sich anders entschieden?"

„Wie?" schreit seine Mutter ihn zornig an, „besser? Niemals. Wagst du seine Handlungen zu bekritteln? Ich verbiete es dir —"

— — — — — — — — — — — —

Ach, es hat keinen Sinn, weiter zu reden. Alles ist Aufruhr. Der Strom zerriß die Dämme —

— — — — — — — — — — — —

— Er meldet sich nicht an bei Elizas Eltern, sondern bittet sie selber um eine Zusammenkunft. Er will nicht feige sein und das Ganze mit einer jämmerlichen Epistel abtun, wie es das Bequemste wäre. Eliza scheint — ihre Antwort läßt es fühlen — zu wissen, was er vorhat.

In einem Ausflugsort vor der Stadt treffen sie zusammen. Ein Spaziergang wird vorgeschlagen. Die Wälder sind herbstlich rot, die Luft noch warm; sie gehen am Ufer entlang, und grau — geglättet wie von fleißigen Händen — fließt der Strom neben ihnen.

Eliza nimmt seine Worte ruhig und gehalten auf. Als er ausgesprochen hat, daß er sie nicht liebe, wie es notwendig sei, um ein Leben zusammen zu wagen — als er das von der Seele hat und schweigt, nimmt sie seine Hand in ihre, und so gehn sie weiter.

Er erfährt von ihr, daß sie es lange wußte und darum betrübt war, als gar kein Grund vorzuliegen schien. Daß seine Zärtlichkeiten sie beunruhigten — seine wilden Gesten sie erschreckten — darum — darum.

Wirklich, sie gehn Hand in Hand, und so trennen sie sich auch. Nur dies: wegen der Dresdner Klatschbasen wird man den Eltern sagen, Eliza habe die Verlobung selbst aufgehoben.

— Zum erstenmal im Leben ist Swantus allein. So ganz und gar, daß er froh ist, seinen Jagdhund zu streicheln, der zärtlich die Nase an seiner Hand reibt und besonders des Abends sich dicht an ihn herandrängt. Er spricht sogar mit dem Hund. Er beschwert sich bei ihm. Er hält ihm vor, daß man es niemandem könne recht machen. Daß sein Herr ein ganz windiger Bursche sei, von dem sich die Frau Gräfin in Wustermark abgewendet habe, weil er sich nicht unter die Haube bringen ließ. — Der Hund wedelt freundlich und verlegen und sieht ihm klug in die Augen und versteht kein Wort. — Ach, alter Kerl, dein Herr sehnt sich so. Hast keine Ahnung, was? Verstehst nicht, wie das zugeht, wenn sich das Herz im Leibe umdreht. Läufst einfach los, wohin du magst.

Er ist wenigstens wieder frei und sein eigener Herr. Das Unheil hat er abgewendet.

Da man nicht weiß, was anfangen, wenn die Arbeit getan ist, fährt man hier und da zur Stadt, setzt sich zwischen die Nachbarn und putscht ein bißchen gegen allerhand Rückständigkeit und neuen Unfug. Die meisten kennen einen gar nicht und fangen fürchterlich zu schimpfen an über die Dickköpfe wie der Stolberg in Premnitz und der Werther in Wustermark. Denen gehöre ein Berg schlesischer Kohle und Fabriken und Gott weiß was. Da könnten sie freilich wirtschaften und immer, wenn es was zu bewilligen gäbe, nickten sie mit dem Kopf wie die Pagoden, denn ihre Taschen wären voll, und woher die anderen, die nur ihre Sandklitsche besäßen, das Geld nähmen, das wäre diesen Herren höchst einerlei. Und so einig wird Swantus mit dem dicken, rotbäckigen Domänenpächter aus Weselow, daß jener sich verschwört, bei den nächsten Kreiswahlen ihn, und für den Landtag erst recht ihn auf die Liste und zur Wahl zu bringen, damit endlich einmal ein Kopf hineinkomme.

Auch Job Witzenhausen sucht eines Tages hier in aufdringlicher Weise seine Bekanntschaft und bringt nach allzu kurzer Respektfrist das Thema auf Ljuba und den Bruder. Swantus läßt ihn ruhig reden und hört verbissen zu. Als der andere dreist wird und mit einem üblen Lächeln anfängt, Ljubas Schönheit zu preisen, wirft Swantus, schon ein wenig erregt von Hitze und Wein, ihm ein paar Grobheiten an den Kopf und läßt ihn stehn.

Die Russenkommission hat leider nicht warten können, bis der Herr auf Ramin seine Familienangelegenheiten im reinen

hatte. Sie ist seit Wochen schon auf den Rädern, und hin und wieder kommen von Kapherr Nachrichten in lapidarer Kürze. Man hat Swantus klargemacht, daß jetzt in Rußland der weiße Winter kommt, und er besser täte, das Frühjahr abzuwarten ...

... Aus Wustermark kommt kein Ton. Blum, der immer Bescheid weiß, erzählt, daß die Frau Gräfin im Winter abwesend sein werde, und darum lüde sie jetzt wie üblich die Gäste zu den Diners ein. Den jüngeren Sohn übergeht man, wie es scheint. — Er bekam freilich von Christoph eine Jagdeinladung und entschuldigte sich mit Geschäften außerhalb. Seine Mutter fährt auffallend viel herum in der Nachbarschaft nach Blums Berichten. Sie will vorbeugen, den Hergang des Ganzen so dargestellt wissen, wie es ihren Intentionen entspricht, er weiß das wohl. Und wahrscheinlich ist nun diese so pompös eingeleitete, zurückgegangene Verlobung das Thema für die Winterunterhaltungen ...

Sein Domänenpächter fängt auch davon an; sitzt hinter seinem Rheinwein, der hier wahrhaftig immer noch in bester Qualität zu haben ist, hat eine dicke Zigarre im Mund und lobt ihn, daß er kurzerhand Schluß gemacht habe, da es offenbar nicht das richtige gewesen sei.

„Kümmern Sie sich weiter nicht um die Mama," sagt der Zechgenosse. „Der hat es eben gepaßt, weil das auch eine gräfliche Familie war und Geld dabei. Ihr Vater, ich hab' ihn gekannt, er paßte ja nicht recht hierher, das sage ich Ihnen ganz offen — ja also, der hat's so gemacht, und hat der Familie zuliebe geheiratet, na und was daraus geworden ist, Sie wissen's ja." Er schlägt zur Beteuerung die Faust auf den Tisch, daß die Gläser erschrocken anspringen. — „Er hat nicht hergepaßt," fährt der andere fort. „Obwohl er in den Versammlungen, was es auch war, immer obenauf gewesen ist. Aber ein Landwirt war er eben nicht."

Er schweigt, aber Swantus weiß aus Erfahrung: dies Schweigen ist trügerisch. Jetzt wird es erst richtig losgehn. Jetzt kommt zuverlässig die Geschichte, warum sein Vater kein richtiger Landwirt war, nämlich ... Und dann gibt es vor einer Stunde keine Gelegenheit, um das Weite zu suchen, und also erhebt er sich schnell mit der Ausrede, daß zu Haus sein Inspektor zur Besprechung bestellt sei, drückt dem redseligen Herrn die Hand und geht.

Er ist spät nach Hause gekommen, da er noch einen Nachbarn aufgesucht hat, mit dem politische Fragen zu besprechen waren. Er hat gegessen und steht im kleinen Kabinett neben seinem Arbeitszimmer am Pult. Die Karte von Ramin liegt vor ihm ausgebreitet. Sein Auge faßt die kleinen mathematischen Figuren, die, je nach ihrer Farbe, Fichten-, Kiefern- oder Eichenbestände vorstellen, stellt die Bäume auf — hier mußte die Axt hinein, die geraden, wüchsigen Eichen freimachen von dem quälenden Unterholz — ihre Krone sucht das Licht —

Es klopft — Blum meldet: „Die Frau Gräfin." — Swantus fährt ganz erschrocken herum. „Wie? So spät? Meine Mutter?" Der Diener tritt zur Seite — Ljuba kommt auf ihn zu. „Um Gottes willen, was ist geschehn, Ljuba?"

Er hält sie bei der Hand, die sie schnell zurückzieht, so daß ihr Arm schwach zur Seite fällt. „Nichts, gar nichts. Sie sind alle gesund," antwortet sie.

„Ja, aber du?"

Ljuba lacht auf. „Gewiß, es ist ungewöhnlich, ich weiß. Aber nicht immer kann alles auf die gewöhnliche Weise abgehn ..."

Sie schweigen. Swantus schiebt ihr ein Kissen unter und legt eine Decke über sie. Er setzt sich neben sie. „Was ist denn geschehn? Warum kommst du?" fragt er.

Ljuba antwortet nicht. Sie starrt, als ginge es sie gar nichts an, still und gerade vor sich hin. Lange danach wendet sie das Gesicht ihm zu, und sieht ihm in die Augen. „Ich muß dir wohl Bescheid geben," sagt sie. „Gut. Ich habe deinen Bruder verlassen und ich werde niemals zu ihm zurückkehren. — Ach — rede nichts dazwischen. Es hilft nichts. Ich kann dir nicht in Minuten erklären, was während eben so viel Jahren vor sich gegangen ist ..."

Swantus faßt nach ihrer Hand — „Ljuba, liebe," sagt er leise. „Es geht nicht, daß du hier bleibst." Sie zieht ihre Hand zurück und sieht ihn zornig an. „Geht es nicht? Nein? Soll ich jetzt in der Nacht in ein abscheuliches Gasthaus gehn, bloß damit eure kindische Konvention gewahrt bleibt? — Diese Fratze, der ihr alles hinwerft. Oh, ich kann hinausgehn — wenn du mich nicht willst — gewiß." — Sie springt hoch. Er hält sie erschrocken auf. Er redet unruhig auf sie ein und merkt, während des Sprechens, daß er sich sinnlos im Kreise dreht. — Was schwatzt er eigentlich? Hat er nicht selbst tausendmal gewünscht, sie möge frei sein, ohne Fessel, um ihm gehören zu können. Hat er nicht tausendmal, vor der eigenen Tollheit erschrocken, alle Ereignisse herangezogen, die hierzu verhelfen könnten? — War sogar vor dem Gedanken, daß sein Bruder sterben könnte — ach, wozu heucheln und beschönigen — sogar vor dem entsetzlichen Gedanken, daß er, er seinen Bruder töten könnte, war er nicht er-

blaßt. Er hatte ihn ausgedacht und verworfen ...

„Ich bin müde," sagt Ljuba. „Ich will schlafen gehn." — „Ich müßte doch zum wenigsten der Mama mitteilen, daß du da bist, nicht wahr?" fragt Swantus. Sie ist aufgestanden: „So, müßtest du?" fragt sie höhnisch zurück. „Und was glaubst du, würde geschehn? Sie würde auf der Stelle ins Auto steigen und in einer Viertelstunde hier vor uns stehn, deine Mutter, und verlangen, daß ich mit zurückkäme, und ich würde ohne irgendeinen Zweifel das ablehnen und du, du großer Held, du würdest dazwischen stehn und nicht ein noch aus wissen. — Du hast niemals ein hartes Wort zu deiner Mutter gesagt, und wenn du es bei dieser Gelegenheit tätest, so würdest du das nachher bereuen und du würdest es mir auf die Seele laden. Aber ich kann nichts Böses ertragen von dir —"

Das ist zu viel, um es so schnell zu erfassen. Was sagte sie? ‚Ich kann nichts Böses von dir ertragen ...'

Was bedeutete das — wenn nicht das eine, das er leidenschaftlich gewünscht hatte.

„Aber sie werden denken, daß dir etwas zugestoßen ist," sagt er. „Sie werden sich ängstigen." Ljuba lehnt sich zurück und schließt die Augen. „Sie werden sich nicht lange ängstigen," sagt sie; — ein Lächeln kommt auf ihr Gesicht und schwindet wieder — „Morgen geh' ich fort und in die Heimat. Dann hast du die Bahn frei." Sie steht auf, sagt Gutenacht und verläßt langsam das Zimmer.

Gute Nacht? Nein, gewiß nicht. Eine wahnsinnige Nacht, in der er durch alle Feuer der Hölle rennt, erlebt Swantus. Nicht lange und er hört das Auto auf dem Hof, und an der Haustür tritt ihm — von dem besorgten Blum benachrichtigt — sein Bruder entgegen. Ohne sich umzusehn läuft Christoph in das Arbeitszimmer, wo Ljubas Pelz und Hut liegen. Als Swantus eintritt, wendet sein Bruder, weiß wie die Wand, sich zu ihm um und fordert Auskunft über Ljubas Verbleib. Swantus fühlt die Erregung, die ihn überfiel, als er Christophs Wagen hörte, erstarren, vereisen, sich verwandeln in Ruhe und Entschlossenheit. Er verschließt die Tür und nimmt den Schlüssel. Die Fensterläden sind geschlossen — kein Hinaus. Er geht auf seinen Bruder zu und unmittelbar vor ihm stehend, sagt er, daß Ljuba im Hause sei, hier zu ruhn und morgen in ihre Heimat abzureisen wünsche.

„Machen wir keinen Lärm," fügt er hinzu. „Stören wir sie nicht."

Sein Bruder zieht die Lippen verächtlich zusammen. „Wenn meine Frau die Scheidung und in diesem Zusammenhang die Trennung von mir wünscht, so ist das ihre Sache, sie hat oft genug damit gedroht. So werde ich sie morgen zur Bahn geleiten. Heute wird sie zu mir zurückkehren. Man rennt nicht in der Nacht aus dem Haus."

„Ach was," schreit Swantus. „Man tut dies und das, gewiß. Hast du noch nicht heraus, daß Ljuba tut, was sie tun muß, und daß sie keineswegs die Sachen so anfaßt wie meinetwegen Frau von X. und Frau von Y. auf den Gütern ringsum."

„Allerdings zu meinem Leidwesen habe ich das gemerkt," antwortet Christoph mit kalter, widerwilliger Stimme. „Genug Gerede. Welches Zimmer bewohnt meine Frau?" fährt er fort und schreitet auf die Tür zu. „Ich schloß zu," sagt Swantus. Christoph sieht ihn erschrocken an — der Mund steht offen, seine Augen erweitern sich. — „Öffne," sagt er drohend.

Sein Bruder ist außer sich; Swantus sieht es. Es wäre Wahnsinn ihn zu reizen. Hier kann nur Ruhe und Verstand helfen, nicht Leidenschaft. „Ich versichere dir, daß nichts geschehen ist," sagt Swantus ruhig und überlegen. „Sie kam, ich bat sie zurückzukehren, was sie ablehnte. Sie saß etwa zehn Minuten dort auf dem Sessel und sprach mit mir davon. Dann erhob sie sich und ging, ohne mir die Hand zu reichen, hinaus. — Ich weiß selber nicht, welches Zimmer Blum, der sie anmeldete, ihr gegeben hat." — Es war alles verständig und geordnet herausgekommen. Vielleicht würde Christoph sich beruhigen.

„Öffne," sagt sein Bruder und schiebt sich langsam vor, um den Ausgang zu gewinnen. Swantus tritt zurück und lehnt den Rücken gegen die Tür. Sie starren einander in die Augen. Plötzlich vollführt sein Bruder eine rasche Bewegung. Swantus kommt zuvor — sie halten einander gepackt.

Swantus stemmt die Füße fest und wirft sich gegen die Tür. — Dann dreht er sich schnell herum, und es gelingt den andern loszuwerden. Er nimmt die erste Stellung wieder ein. Jetzt ist es aus mit der Ruhe. Sein Herz pocht dröhnend im Hals. Der Atem geht in Stößen. „Wir sind keine Jungen mehr," brüllt er.

Wenn Christoph stärker wäre! Er scheint noch ganz gesammelt. Sein Herz spielt ihm keine Streiche. Wenn jener ihn überwände —

Wirklich, von neuem packt ihn sein Bruder, reißt ihn seitwärts und wirft die Schultern mit aller Gewalt gegen die Tür. — Aber die Tür hält.

Draußen werden Schritte hörbar und

Sprechen: Ljuba, die der Alte herbeigeholt hat. Sie verlangt Einlaß.

Christoph tritt ins Zimmer zurück. Swantus öffnet. Er wird niemals die schöne und stolze Geste vergessen, mit der sie eingetreten ist ... „Ich wurde zu Hilfe gerufen," sagt sie. „Es scheint, Christoph, du bedrängst deinen Bruder, weil er mich nicht hinausgeworfen hat, als ich kam."

„Komm," antwortet Christoph. „Wir wollen nach Hause. Der Wagen wartet."

„Ich habe dir gesagt, daß dein Haus mich nicht wiedersehn wird."

„Du kannst es morgen verlassen," antwortet Christoph.

„Es ist hier nicht die Rede von dem, was ich kann, sondern von dem, was ich will," gibt Ljuba zurück.

„Ich möchte mit meiner Frau einige Worte allein sprechen," sagt Christoph und sieht Swantus herausfordernd an. — Swantus schüttelt den Kopf und bleibt stehn.

„Du kannst ruhig gehn; ich fürchte mich nicht," sagt Ljuba. Sie geht langsam zu dem Sessel, auf dem sie am Abend gesessen hatte, zieht die Decke über die Knie und schließt die Augen.

Soll Swantus sie mit Christoph allein lassen? Was wird geschehn? Wird Ljuba die ganze Nacht dasitzen mit geschlossenen Augen?

„Ich bat dich, uns allein zu lassen," beginnt von neuem sein Bruder.

„Ich werde es tun, wenn du dein Wort gibst, daß die Tür offen bleibt, und daß du Ljuba nicht beleidigst," antwortet Swantus. Sein Bruder tritt drohend auf ihn zu. Wie es kam — wie — er weiß es nicht — auf einmal war ihm, als mache sein Bruder eine schnelle Bewegung auf ihn zu — wollte er ihn anpacken, oder zur Tür drängen vielleicht —

Swantus parierte. Sie rangen. Zum Teufel — der andere war stärker, wie es schien. — Eine kurze Sekunde sieht Swantus sein weißes, verzerrtes Gesicht über sich —

Er sieht Ljuba aufspringen — ein kurzer, spitzer Knall. Christoph, am Arm getroffen, läßt von ihm ab. Eben noch gelingt es Swantus zur Seite zu springen. Sein Herz tobt — und setzt plötzlich aus — seine Arme finden gerade noch halt an der Zimmerwand — hinter ihm fällt das große Krönungsbild klirrend zu Boden —

Mitten im Zimmer steht Ljuba.

„Ein sehr tückischer Überfall war das," sagt Christoph. „Sitten und Gebräuche vom Balkan."

Ljuba nähert sich ihm. „Sollte ich ihn im Stich lassen, da er mich zu schützen unternahm?" fragt sie. Christoph geht langsam auf die Tür zu. Hier wendet er sich zu Swantus um.

„Du wirst mir Genugtuung geben."

Was für eine oft gelesene, törichte Redensart. Swantus nickt.

Christoph fährt unerwartet auf ihn los. „Habt ihr mich betrogen?" schreit er wütend. „Kam daher Ljubas Zurückhaltung?"

Swantus bringt Erklärungen vor, um ihn zu beruhigen. — Es scheint, daß Christoph zuhört, gierig glauben möchte —

„Ich liebe deinen Bruder," sagt Ljuba laut und bestimmt. „Aber er hat niemals ein Wort zu mir gesagt —"

Christoph geht hinaus.

Einen Augenblick zögert Ljuba, sieht Swantus an, zögert. Dann folgt sie dem Vorausgehenden . . .

Es ist noch sehr früh, als am andern Morgen der Wagen seiner Mutter vorfährt. Er geht ihr nicht entgegen, wie stets. Er öffnet nicht einmal die Tür. Er fühlt sich so vollkommen losgelöst von allen Zusammenhängen, daß er kaum daran denkt.

Seine Mutter tritt ein. Auf ihrem Gesicht steht Zorn geschrieben, Verachtung, Abscheu, er sieht es wohl. Er sieht auch und es schmerzt ihn noch mehr, daß sie mühsam die Stimme beherrscht, — da sie ihn fragt, ob er bereit sei, seines Bruders Verzeihung zu erbitten . . . Swantus achtet nicht einmal genau auf ihre Worte; betroffen hört er, daß die Stimme leiser wird und versagt . . .

Verzeihung? Sagte seine Mutter das? Will sie wirklich ihn dem Älteren vorwerfen zum Fraß? Denkt sie durch Demütigungen den Abgrund zuzuschütten? — „Ich brauche seine Verzeihung nicht," antwortet er, „und ich habe keinen Grund, darum zu bitten —"

„Also du bist ganz unbeteiligt an dieser taktlosen Liebeserklärung — nichts tatest du dazu. Sie verfolgt dich damit?"

„Sprich nicht so," sagt er schnell und erregt. „Warum treibst du mich in Konflikte?"

„Du riefst sie hervor," antwortet seine Mutter. „Allein du. Warum hast du nicht Christoph mit seiner Frau allein gelassen? Warum warfst du dich zu ihrem Beschützer auf?"

„Muß ich nicht den schützen, der in meinem Hause Zuflucht sucht?" antwortet Swantus erregt. „Seht ihr denn nicht, daß ich Ehre und Treue nicht hinwerfen kann um euretwillen? Begreifst du nicht, Mutter, daß ich nicht wert wäre zu leben, könnte ich nicht einmal die Frau schützen, die ich liebe?"

„Also doch, du gibst es zu," sagt seine Mutter kalt. „Und es tangiert nicht das, was du Ehre und Treue nennst?"

„Nein, denn ich habe mir alle Mühe gegeben. Ich habe gekämpft gegen dieses Gefühl. Ich habe bis zur Selbstzerstörung gekämpft. Soll ich dir wirklich all diese Quälereien schildern?"

„An das, was dein Bruder erlebt hat, dachtest du nicht," antwortet seine Mutter. „Und mit keinem Gedanken dachtest du an mich. Werde ich niemals dahin kommen, wo andre wie selbstverständlich anfangen, daß ich mein Haus in Frieden und Glück sehe. Warum diese unerhörten Erlebnisse mir?"

Swantus schweigt. Soll er, kann er hier sein Herz offenbaren? Würde es möglich sein, seiner Mutter zu vermitteln, was er getan hat, um zu unterliegen? Wie er immer wieder von neuem die Frau, die er liebte und für sich hätte gewinnen sollen, seinem Bruder in die Arme jagte?

„Nun, und was hast du vor?" fragt seine Mutter. „In welcher Weise denkst du die berechtigte Empörung deines Bruders zu versöhnen?" — Er schweigt. Aber seine Mutter scheint nicht gesonnen, ihr Vordringen aufzugeben. „Christoph ist völlig im Recht," führt sie fort. „Er ist der Angegriffne. Er ist es, der Ehre und Ansehen der Familie hochhält, die jene in den Schmutz zerrt. Ich stehe vollkommen auf seiner Seite und werde die Konsequenzen ziehn. Das wollte ich dir sagen . . ."

„Immer hast du auf seiner Seite gestanden, immer," schreit Swantus außer sich. „Ach, lebte doch mein Vater, daß er euch aufhalten könnte in eurem Wahnsinn. Was soll ich denn tun? Ihr seht doch, daß ich tat, was ich konnte . . ."

„Du meinst also, daß ich auch noch dies erleben muß, daß meine Söhne aufeinander schießen. Ja, meinst du das," sagt seine Mutter und will weiterreden, aber ihre Stimme geht in Tränen unter.

Swantus sieht es und schweigt. Zu jeder Stunde seines bisherigen Lebens würde er von diesem Anblick ergriffen worden sein. Heute ist sein Herz bitter und stumm . . .

— — — — — — — — — — —

Swantus ist allein. Er weiß, daß Ljuba an dem Tag, als seine Mutter bei ihm war, das Haus verlassen hat. Er weiß, daß die Wunde an Christophs Arm ohne Bedeutung war und geheilt ist, und daß man bereits von den Vorfällen redet. Er erfuhr das alles von Blum, der es ihm in einer eindringlichen Art zuträgt, und immer dabei die Sache so zu drehn versteht, als wisse Swantus es längst aus erster Quelle.

Ein langer, ausführlicher Brief, den er — den Eindruck seiner Mutter im Herzen — an Christoph geschrieben hat, blieb unbeantwortet. Er bereut längst, daß er es tat. Nichts von Apologie, nichts von Weichheit ist in ihm. Sein Herz ist voll Bitterkeit.

‚Ich stehe auf seiner Seite!' Ja natürlich. Immer war der Ältere ihr liebster Sohn. Hatte nicht Christoph wirklich mehr von den Werthers: Das großartige Auftreten; die innere Sicherheit, die niemals Zweifel zuließ über das, was man tat. Die Sorge um den glatten und normalen Verlauf der Dinge, da jedes Geschehnis außerhalb der gewöhnlichen Bahn dem Ansehn, der Wertschätzung abträglich war . . .

Ja gewiß. Sie wußte mit dem jüngeren Sohn nicht viel anzufangen. Sie hätte ohne Bedenken seine Zukunft und sein Glück für Ruhe und Wohlergehen des Älteren hingegeben. Nein. Er würde nicht unterliegen. Er würde diesen Handel nicht mitmachen. Wollte sein Bruder die kindische Komödie eines Duells mit ihm aufführen — gut dann. Er tat keinen Schritt dafür und keinen dawider —

Auch das trägt Blum ihm zu, daß seine Mutter erkrankt sei und schon mehrere Tage zu Bett liege. Der gute Alte sieht ihn ernstlich erschrocken, erkundigt sich genauer und erfährt, daß anscheinend eine Influenza vorliege und der Arzt mit der Herztätigkeit nicht zufrieden sei.

Swantus ruft seinen Bruder ans Telephon. Es heißt, der Herr Graf sei ausgegangen. Er versucht es am Abend erneut. Christoph läßt sagen, daß er wegen Geschäften unabkömmlich sei —

Swantus versucht auch das noch: Er fährt nach Wustermark zu seiner Mutter. Aber nun auf einmal hat sein Bruder Zeit. Er empfängt ihn am Haus — ganz eisige Verschlossenheit — und hat nur die Absicht, ihm auszurichten, daß seine Mutter ihn nicht zu sehn wünsche. Swantus sieht ihn verächtlich an und schiebt sich an ihm vorbei —

Seine Mutter liegt zu Bett. Sie faßt die Züge zusammen, als er eintritt, er merkt es wohl. Die blassen Hände, die auf der Decke liegen, krampfen sich zur Faust. „Verzeih," sagt Swantus, „daß ich unangemeldet komme. Christoph wies mich ab. Ich wollte dich sehn —"

„Er tat recht daran," antwortet seine Mutter.

„Wolltest du damit andeuten," fährt Swantus fort, „daß du mich nicht sehn willst?"

Was sagt er da? Warum stellt er so unerhörte Fragen? . . .

„Ja," antwortet seine Mutter ohne zu zögern. Er nähert sich dem Bett, um ihre Hand zu fassen. Mit einer eiligen Bewegung

zieht sie die Hand an sich und verbirgt sie unter der Decke.

Seine Füße tragen ihn zur Tür . . .

— — — — — — — — — — —

Wieviel Tage sind eigentlich vergangen, nachdem er diese Heimkehr erlebte? Was hat er seitdem unternommen? Ist es nicht am Ende ganz gut, daß nun die Dinge klar liegen? Er wird sich allmählich an diese neue Rolle gewöhnen, der verlorene Sohn zu sein, dem man zum Abschied nicht einmal die Hand hinstreckt. Man hat das mit Lumpen und Spitzbuben gemein. — Das einzig Dumme daran ist, daß man es nicht lassen kann, sich darum zu grämen . . .

Seine Mutter liegt krank und verwehrt ihm den Eintritt. Ist es möglich, so voll Haß ist ihr Herz? So sehr nimmt sie für sich selber Partei und gegen ihren Sohn . . .

Ach, lächerlich war dieser Anblick: Christoph als Wächter vor seiner Mutter Tür. Ganz erfüllt von der Erhabenheit dieser Aufgabe. Wie oft hatte nicht er, der Jüngere, für den Älteren gebeten und vertuscht. Nun stand jener da mit dem Flammenschwert —

Schüttle dieses alles von dir, mein Freund. Sei endlich du, und nicht mehr Sohn und Bruder. Du bist nicht, was sie aus dir machen wollen und niemals machen können. Sie wollen nichts wissen von dir, gut. Vielleicht sogar sperren sie dir die Gelder. — Warte nicht erst darauf! Wirf sie ihnen in die Hände, ehe sie es fordern!

— — — — — — — — — — —

Das Gut ist klein, aber es wird gehn, auch wenn man jeden Monat den Pachtzins und das geliehene Geld nach Wustermark zurückzahlt. Man wird eben wieder wirtschaften, wie es beim Urgroßvater Mode war; man wird gerade satt werden, und nichts darüber. Wenn eine Mißernte kommt oder Hagelschlag, wird man sich die Haare raufen, und die Steuern werden einem die Butter vom Brot kratzen gerade wie dem Ahn, der nach den Freiheitskriegen hier saß und nicht einmal die Groschen zusammenbrachte für den Doktor, als seine Frau niederkam. Gut. So ist man wenigstens sein eigener Herr und Knecht.

Er wird versuchen, ob sie ihn in dem russischen Unternehmen ein paar Jahre unterbringen können mit einem Gehalt, das einen Zuschuß für Ramin ermöglicht. Es wäre gut, damit man ruhiger wird hüben und drüben. Geht es nicht, so bleibt er eben hier.

Aber einen Wunsch wird er wohl müssen zu Grabe tragen . . .

Hat er nicht zuweilen und besonders, seitdem Ljuba seinen Bruder verließ, gehofft, daß sie doch eines Tages seine Frau werden könnte. Nun ja. Und warum also legt er die Hände in den Schoß und läßt die Dinge gehn? . . .

Warum? Sehr einfach eigentlich. Soll er etwa Ljuba, die niemals von Rechenexempeln hörte, die immer nur schöne Kleider hatte und Perlen und Dienerschaft und Geld und Gut, soll er ihr vorschlagen, hier mit ihm sich durchzuhungern, zwei Stunden entfernt von ihrem pompösen Schloß?

Oder soll er Almosen erbitten von seiner Mutter, die er gewiß nicht einmal bekäme wegen dieses fürchterlichen Skandals, den sie ihm nie verzeihen würde? . . .

Mach' keinen Unsinn, mein Freund. Daraus wird nichts Gutes —

So einfach, wie er geglaubt hat, regeln sich die Dinge in Ramin nicht. Seine Mutter scheint wieder gesund zu sein; sie verläßt Wustermark, um sich in wärmerem Klima ganz auszuheilen. Kurze Zeit darauf meldet Christoph sich an, der in ihrem Auftrage Geschäftliches zu besprechen habe.

Die Begrüßung ist mehr als kühl. Etwa so, wie Duellanten nach geschehenem Zweikampf. Christoph beginnt damit, daß seine Frau die Scheidungsklage eingereicht habe, welche aber mangels Gründen, wie sein Anwalt ihm versichert hätte, der Ablehnung verfallen sei. Er selber denke anders über die Ehe und werde seinerseits keine Schritte tun.

Swantus, der nur mit ‚Ach' und ‚So' erwidert hat, merkt, daß sein Bruder ihn gespannt beobachtet. Wahrscheinlich vermutet er Zusammenhänge. — Da weiter nichts erfolgt, fährt Christoph fort: Seine Mutter habe ihn — der Auftrag sei ihm wenig gelegen — er bemerkte das ausdrücklich — beauftragt, die geschäftlichen Angelegenheiten zu regeln. „Nachdem du den Wünschen der Mama dich nicht anpassen zu sollen geglaubt hast, beziehungsweise deine eigenen Wege gegangen bist . . ." Swantus springt erregt vom Stuhle: „Ich war entschlossen, die Mitteilungen meiner Mutter höflich entgegenzunehmen," sagt er, „Aber dein lehrhafter Ton — ich bitte dich . . ."

„Entschuldige also," antwortet Christoph kalt. „Ich werde meinen Ton deinem Geschmack anzupassen versuchen. Um fortzufahren: Ich soll dich darauf aufmerksam machen, daß Ramin der Mama gehört, und daß sie wünscht, daß es baldmöglichst wieder in ihre Verwaltung übergeht."

Mein Gott, daran hatte Swantus gar nicht gedacht —

„Ich möchte das Gut pachten," sagt Swantus. Sein Bruder, offenbar hierauf gefaßt, antwortet, daß seine Mutter dies leider — als den Interessen der Familie abträglich — nicht zugeben könne. Swantus werde sich

nicht wundern, wenn man damit rechne, daß er hinter der Scheidungsklage stecke —

„Ich, wieso?“ schreit Swantus zurück. „Ich habe kein Wort von ihr gehört, seit sie hier in meinem Zimmer stand.“

„Kann ich das als deine ehrenwörtliche Erklärung ansehn?“ fragt Christoph mit Bedeutung. Swantus nickt. Eine Pause entsteht. — „Dann allerdings läge die Sache günstiger,“ fährt Christoph fort. „Wenn du zusichertest, daß eine solche Heirat keinesfalls für dich in Frage käme, und überhaupt jeder Verkehr in der Zukunft ausgeschlossen wäre, würde deinen Wünschen bezüglich des Gutes entsprochen werden. Mehr noch, die Mama würde dir Ramin endgültig übertragen . . .“

Was sagt da sein Bruder, der bequem im Sessel zurückgelehnt, fortwährend mit einem störenden Geräusch die Hände aneinanderreibt? Zum Teufel — was sagt jener? Kaufen wollen sie ihn? — Er soll abschwören und dafür soll er Ramin erschachern. Ach, was für ein schmutziges Geschäft! — Was denn? Vielleicht ist es gar nicht so schlimm, man muß ruhig überlegen. Das kann nicht übers Knie gebrochen werden ...

Elende Schacherei! Bist du schon halb dabei, Schuft? Und wenn du auch diese Frau nicht liebtest, und wenn auch längst ein Abgrund stünde zwischen ihr und dir — dies, was sie verlangen, ist Verrat. Sie wollen dein Herz um Geld kaufen . . .

Christoph erhebt sich. „Du wünschest vielleicht deinen Entschluß später bekannt zu geben,“ sagt er sanft. „Ich begreife das. Ich erwarte dich dann in der nächsten Zeit.“ Er macht Miene zu gehn —

„Nein,“ schreit Swantus. „Wie wagst du, mir solche Schufterei anzubieten! Nehmt euren Kram. Ich lasse mich nicht bezahlen.“

Sein Bruder erblaßt. Er zögert verwirrt einen Augenblick; dann geht er.

Also nicht einmal hungern darf er hier. Sie wollen ihn verjagen auf jeden Fall. Sehr geschickt ist alles gemacht, man kann es nicht leugnen. Sie wissen ja ganz genau, daß er, wenn er irgendwo als Angestellter mühsam sein Leben erwirbt, nicht daran denken kann, Ljuba, die Heitere, Glänzende, an solche Geschicke zu fesseln.

Da er das Gut baldmöglichst zurückgeben will, um keinen Augenblick länger als nötig der Kostgänger seiner Mutter zu sein, hat er sofort Umschau gehalten. Sein Domänenpächter, der brave Kerl — ohne ein paar endlose Geschichten ging es auch diesmal nicht ab — half ihm dabei und hat Empfehlungsbriefe in die Welt geschickt. Swantus ist hierhin und dorthin gefahren, um sich vorzustellen. Nicht selten stieß er auf Mißtrauen, weil die Besitzer wahrscheinlich im Güteradreßbuch die dreimal tausend Hektar aufgestöbert hatten, die seiner Mutter gehörten. Andre hielten ihn einfach für einen verarmten Edelmann, deren es soviele gibt. Er fand ohne Schwierigkeiten Anstellung als Inspektor in Holstein. Der Besitzer wohnte anderwärts. Das Gut war verwahrlost und verwirtschaftet. Aber Swantus freute sich über die Selbständigkeit der Stellung. Er bekam eigne ordentliche Wohnung für sich und hatte Mittagstisch mit den Beamten. Ein großer Teil des Gehalts war Tantieme und mußte herausgewirtschaftet werden —

Gesammelter als wie er Ramin verließ, kehrt er zurück, um die Übergabe vorzubereiten. Er erfährt von Blum, daß auch Christoph die Scheidung eingeleitet hat. Die Frau Gräfin habe ihm keine Ruhe gelassen, wie die Leute sagten. Sie wolle von neuem ihren Sommeraufenthalt in Ramin nehmen, und Blum werde angestellt als Kastellan. Um ihn brauche der Herr Graf sich nicht zu sorgen —

Aber daß er, daß sein junger Herr, Inspektor werden wolle und bezahlt und bei fremden Leuten, das ginge ihm nicht in den Kopf. Swantus lacht ihn aus, darauf käme es nicht an. Schließlich müsse ein jeder leben, und wahrscheinlich ginge er im Sommer ins Ausland, er habe sich das vorbehalten.

„Was macht denn die junge Frau Gräfin jetzt?“ fragt Blum. Swantus sieht dem Alten in die Augen: „Ach Blum, ich habe nichts von ihr gehört. Und was hätte ich ihr auch zu bieten?“ —

Ja, eigentlich hat der Alte recht mit seiner Frage. Nichts weiß man von ihr, nicht einmal ob sie krank ist oder gesund. — Und dumm, wie man ist, fängt man auf einmal an, sich den Kopf zu zerbrechen, und wer weiß denn, womöglich ist sie wirklich krank —

So lang schrieb er noch nie an einem Brief als an diesem: Alles stand darin, was er ausgehalten hat, während sie seines Bruders Frau war. Wie er glaubte, alles hingeben zu müssen und sich selbst zu überwinden, und hätte gerade sie, das Liebste, was er gehabt, damit unglücklich gemacht. Wieviel sichrer hätte ihr Herz den Weg erkannt als seines? ...

Sein Gram steht darin, daß er als verlorner Sohn in die Welt muß, und zuletzt sein Trotz und sein Wille, es mit dem Leben aufzunehmen —

Vergebens. Antwort kommt nicht. Die Geschäfte in Ramin sind vollendet. Von niemandem begleitet, verläßt der verlorne Sohn das Haus . . .

Kämen nicht zuweilen, mit saubren, steifen Buchstaben geschrieben, Briefe von Blum,

so könnte man glauben, man wäre irgendein Tagelöhnerkind, das kaum weiß, wo Vater und Mutter herkamen. Er hat den Grafentitel hier abgelegt, tut so, als wäre er nie sein eigner Herr gewesen, empfängt alle Monat die weisen Anordnungen des Besitzers, und berichtet, daß alles ausgeführt sei.

Der Schnee liegt hoch. Der nächste Ort, eine Kleinstadt, liegt meilenweit ab. Außer dem Pastor und Lehrer ist kein, auch nur einigermaßen Gebildeter, in der Nähe. Und auch die sind danach. Er hat ein paarmal Karten mit ihnen gespielt. Aber lieber steckt er den Kopf in die Kissen und schläft. Der einzige Kamerad ist der braune Hund —

Warum bekam er keine Antwort? —

Ach, da steckte vielleicht längst die Familie dahinter. Ihre Mutter hat von Anfang an von der deutschen Heirat nicht viel gehalten und hat am Ende bereits einen Freier bei der Hand. Und wenn die Scheidung hier perfekt war, holte man sich die kirchliche Scheidung dazu, und das gelang ohne Schwierigkeiten, und feierte von neuem und mit großem Pomp die zweite Hochzeit.

Aber antworten hätte sie doch können . . .

So ist es also: Blum berichtet, daß die Scheidung erfolgt wäre, und der Herr Graf sei nach dem Süden gefahren zum Besuch seiner Mutter —

Nimmt denn der Winter in dieser Gegend kein Ende? Die Gewässer sind noch fest gefroren, und Schnee deckt alles zu. Der Schlitten saust einem, da man die Wege noch nicht hinreichend kennt, hie und da in den Graben. Die Wagen, die Holz abfahren, bleiben stecken und werden ausgeschaufelt. Das Wild kommt hungrig bis ans Gehöft — und in den Mondnächten ziehen gespenstische Hirsche über den schimmernden Schnee . . .

Wenn man abends müde von diesen Gängen, da man bei jedem Schritt den Fuß aus Schneelöchern herausziehn muß, nach Hause kommt, wirft man unwillig die großen Stiefel beiseite, zerrt irgendwo die Pelzschuhe hervor, die man natürlich wieder vergessen hatte warmzustellen, steckt die Zigarette in Brand und wirft sich auf den wackligen Sessel beim Ofen. Man schließt die Augen —

Nein. Zum zweitenmal wird er nicht schreiben. — Was weiß sie noch von ihm? Die Frauen aus den Südländern sind schnelllebig — sie vergaß ihn längst. — Lächerlich zu denken, daß Ljuba sollte auf ihren kleinen, feinen Hackenschuhen hier über die rohen Dielen gehen, draußen in der Küche, wo die Fenster vereist waren, auf dem winzigen Herd, seine Suppe kochen, seine Strümpfe stopfen und das Loch, das er sich heut in die Jacke gerissen hat, flicken vielleicht —

Ach Unsinn. Leg' dich aufs Ohr, mein Freund . . .

Lärm auf dem Hof? Swantus fährt auf — aus dem Bett — ans Fenster: Qualm steigt gegen den Himmel — die Tür des Viehstalles steht auf — ein unheimlicher, roter Schein dahinter — die Nachtwache brüllt: „Feuer!“ Die Sturmglocke wird gezogen — mit den Knechten dringt er in den Stall ein: Die Kühe sind bald draußen — das Jungvieh drängt zusammen in den Hürden —

Er läuft nach hinten über den Futtergang, um sie hinauszujagen. — Keiner folgt — er hört Warnungsrufe von fern — ach — eine Feuersäule steigt vor ihm auf und bricht prasselnd zusammen — wie einstmals Ljubas Feuerwerk. — Etwas traf ihn und warf ihn um. — Er fühlte die weiche, warme Schnauze einer Färse auf seinem Gesicht — — — — — — — — — — — — — —

Was denn? Wo ist er? Es brannte doch ringsum? — Er öffnet mühsam die Augen: Vor seinem Bett liegt einer auf den Knien — seine suchende Hand streichelt das Haar — er blickt betroffen in Ljubas Gesicht . . .

Sie kam doch zu dir, du Glücklicher. Sie lacht dich aus über deine Bedenken. Sie hat große Stiefel mitgebracht und warme Jacken und wird neben dir durch den tiefsten Schnee stapfen. Die kleinen Stuben und die eisige Küche und der ganze Kram, das ist ihr völlig einerlei. Von feinen Kleidern hat sie übergenug. Hat aber doch welche mitgebracht und des Abends, wenn du satt bist, du großer, hungriger Bär, dann zieht sie die schönen Gewänder an, und du darfst sie ganz allein bewundern . . . Woher sie wußte, daß du hier bist? Ach sieh mal, du Neugieriger. Bei Blum hat sie angefragt. Und sobald sie das Scheidungsurteil in der Hand hielt, — wie eine Fahne hat sie's geschwenkt und ist vor Freude im Zimmer herumgetanzt mit den Buben — sobald sie's in der Hand hielt, du Dummer, hat sie sofort zusammengepackt und ist los, obwohl der Papa sie nicht einmal angesehn hat zum Abschied vor Zorn. Aber die Mama, die einzige, gute, hat ihr alles zugesteckt, was sie besaß, und so ist sie gefahren Tag und Nacht. Und als sie ankam, waren es zwei Stunden zu Fuß vom Bahnhof, und da hat sie von dem Brand gehört und ist gelaufen, als triebe sie der Teufel, und kam und fand ihn und hat dem buckligen Futtermeister, der ihn herausgeholt hat, die Hände geküßt und hat Gott gebeten um sein Leben —

Und nun geht sie nie wieder von ihm und ist ganz sein und wird alles tun, was er will; und hat auch nicht vergessen, was die Zigeunerin gesagt hat von den sechs Buben ...

„Hast du das nicht vergessen, Ljuba? ...“



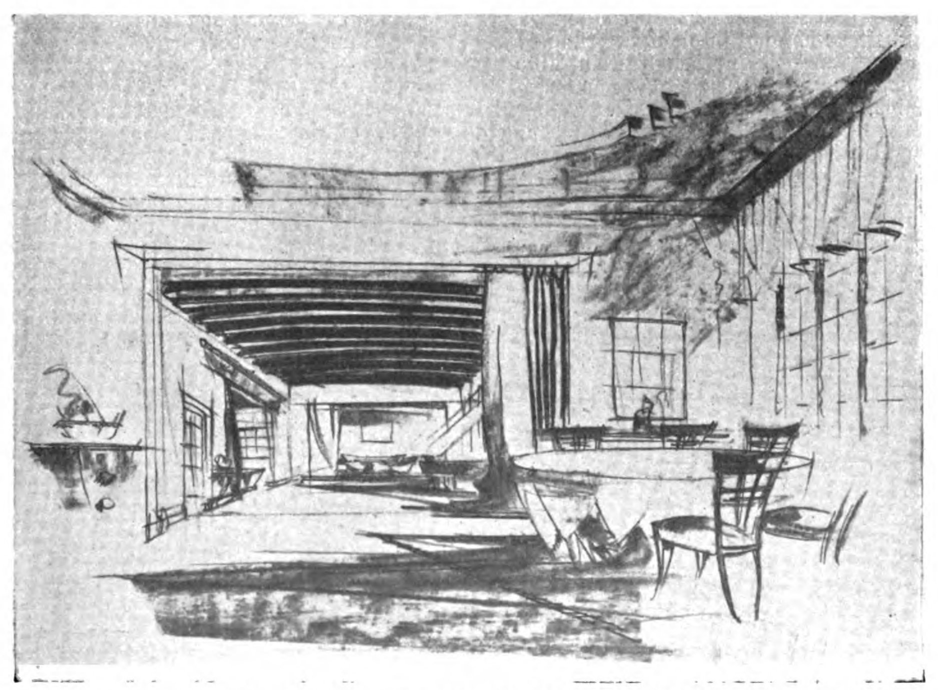
Vom Eise befreit. Gemälde von Hans Seyppel

Das Haus des Mittelstandes

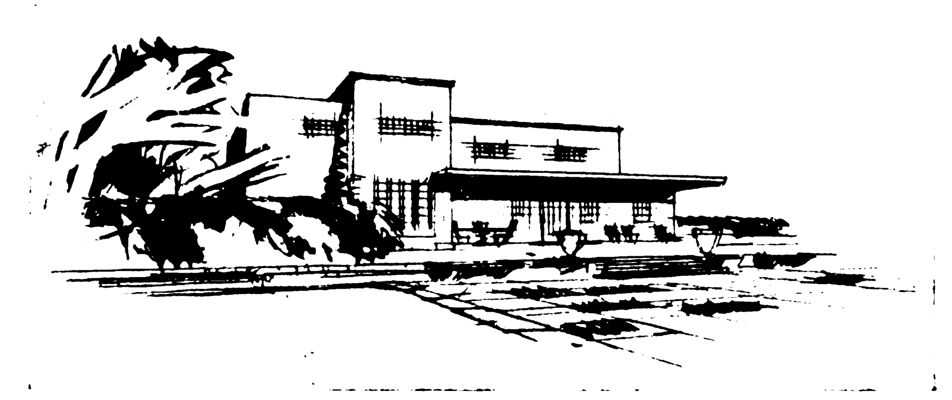
Von Prof. Peter Behrens

Bei der noch immer herrschenden Wohnungsnot haben sich viele wohl mit der Frage beschäftigt, ob es denn nicht doch möglich sein könne, daran zu glauben, wenn auch nicht sofort, doch in absehbarer Zeit herauszukommen aus der Beengung des städtischen Etagenlebens. Ob es trotz der immer noch hohen Baupreise nicht erlaubt sei zu hoffen, auf einem reizvollen Baugrund eines Vorortes ein eigenes Haus zu errichten. In den letzten Jahren sind denn ja auch wirklich manche Häuser in der Umgegend großer Städte errichtet worden. Was aber bedeutet die Anzahl dieser Bauten im Verhältnis zum Wohnungsbedarf unserer Zeit? Einige Tropfen auf heißem Stein. Nun sollte man aber meinen, daß diesen Häusern, die für recht teures Geld errichtet worden sind, eine besondere Sorgfalt zugewendet worden wäre, daß man in jedem einzelnen Falle gewünscht hätte, den erheblichen materiellen Wert der noch so kleinen Häuser in geistvollen Ausdruck zu kleiden, das heißt, daß man versucht hätte, durch Geist, durch künstlerisches Können und praktische Anordnung, beschränkten Raum durch kostbares Material und hergebrachten Prunk zu ersetzen. Aber diese neuerbauten Häuser, kleine wie größere, zeigen in der Regel nichts von dieser Absicht, im Gegenteil, es scheint, als ob mit der Beschränkung der räumlichen Verhältnisse und der einfacheren Bauweise das kulturelle Niveau der Erbauer gesunken wäre. Die Häuser machen den Eindruck vorstädtischer Unternehmerbauten, und man ist oft erstaunt über das Mißverhältnis, das in dem Ansehen dieser Häuser zu dem Range des Bewohners liegt.

Wer heute bauen will, muß freilich sparen und auf vieles, was früher zu den Selbstverständlichkeiten gehörte, verzichten, aber ist es nötig, daß darum das Ergebnis so minderwertig und pauvre ist? Gibt es doch Siedlungsbauten für Arbeiter und Angestellte des Staates und der Industrien, viel, viel kleiner noch in ihren Verhältnissen, die sich auf das allerengste Raummaß beschränken, aber durch tiefgründiges Studium der Bedürfnisse und der dafür passenden Bauart einen in hohem Maße behaglichen, heiteren und soliden Eindruck machen, so daß durch solche Siedlungsanlagen kulturelle und also nationale Werte für das Land geschaffen worden sind. Leider läßt sich das nicht von den Bauten, die ihr Dasein der Privatinitiative verdanken, sagen. Und dieses ist um so mehr bedauerlich, als doch gerade dem sogenannten Mittelstande die kulturell produktiven Menschen, die geistig Schaffenden, angehören.



Durchblick vom Speisezimmer in den Wohnraum in einem Einfamilienhaus in einem Vorort



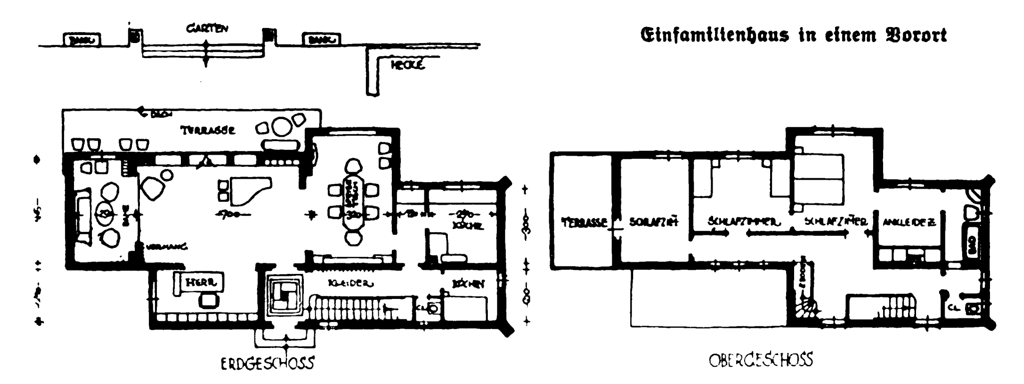
Einfamilienhaus in einem Vorort

Darum ist es wohl von Interesse nachzuforschen und mit einigen Beispielen zu belegen, wie es möglich werden kann, auch mit einfachen Baumitteln behagliche Heime zu schaffen, die neben ihrer Aufgabe, die äußere Not des Wohnens zu lindern, auch Sorge tragen um das seelische und geistige Leben der Menschen.

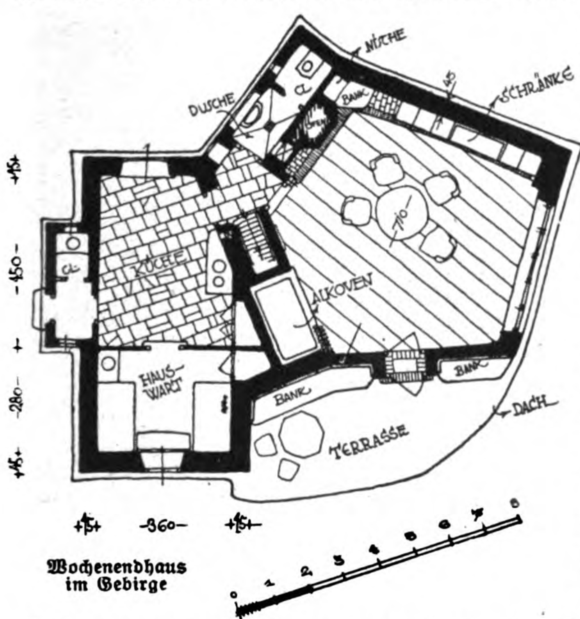
Es soll hier nicht behandelt werden, welche Ursachen zur heutigen Zeit die Entfaltung einer regen privaten Bautätigkeit hindern oder erschweren. Der noch nicht auf Friedenshöhe liegende Mietzins, der allgemeine Geldmangel, die Schwierigkeit, Hypothekengelder zu bekommen — und deren enorm hoher Zinsfuß! — und wie all diesem abgeholfen werden kann, stelle ich nicht in die Erörterung. Heute sei das Interesse für den Fall in Anspruch genommen, für jenen Fall, daß Lust und einige, wenn auch beschränkte Geldmittel vorhanden wären, und das Vorhaben, ein Familienhaus zu bauen, das kultivierte Ansprüche zur Voraussetzung hat.

Das erste, was sich jedem, der sich mit der Anlage eines Grundrisses für ein heute zu erbauendes Haus beschäftigt, aufdrängt, ist die Erkenntnis, daß die heutigen Bedürfnisse sich gegen die vor dem Kriege stark geändert haben. Im allgemeinen ließe sich feststellen, daß sowohl was unseren alltäglichen Aufenthalt in der Wohnung, als auch den Empfang und das Zusammensein mit Gästen betrifft, wir auf große Weiträumigkeit und auf größere Anzahl verfügbarer Räume und das damit verbundene größere Dienstpersonal aus Ersparnisgründen nicht nur gern verzichten, sondern diese Art des Komforts gar nicht mehr angenehm empfinden. Dagegen lieben wir es vielmehr, alles möglichst praktisch zur Hand zu haben, ziehen es vor, Angelegenheiten des Berufes oder des Haushaltes schnell und richtig selbst auszuführen, für die wir früher zur mangelhaften Erledigung solcher Pflichten Dienerschaft beauftragten. Das Ergebnis solcher Beobachtungen ist somit das, daß unsere Wohnweise sich überhaupt geändert hat. Wenn dieses nun der Fall ist, und wenn wir keinesfalls auf Bequemlichkeit, Behaglichkeit und auch nicht auf geselligen Verkehr verzichten wollen, so ist damit die Forderung aufgestellt, die Grundrisse der neuen Häuser, überhaupt ihre Gesamtanlage den neuen, anderen Bedürfnissen anzupassen, d. h. nichts anderes, als eine neue, typische Bauart für das Familienhaus zu schaffen. —

Die grundlegende Änderung gegen früher wird darin liegen, sich mit einer geringeren Bodenfläche für das Haus zu begnügen, das Haus also bedeutend kleiner zu bemessen.



Einfamilienhaus in einem Vorort



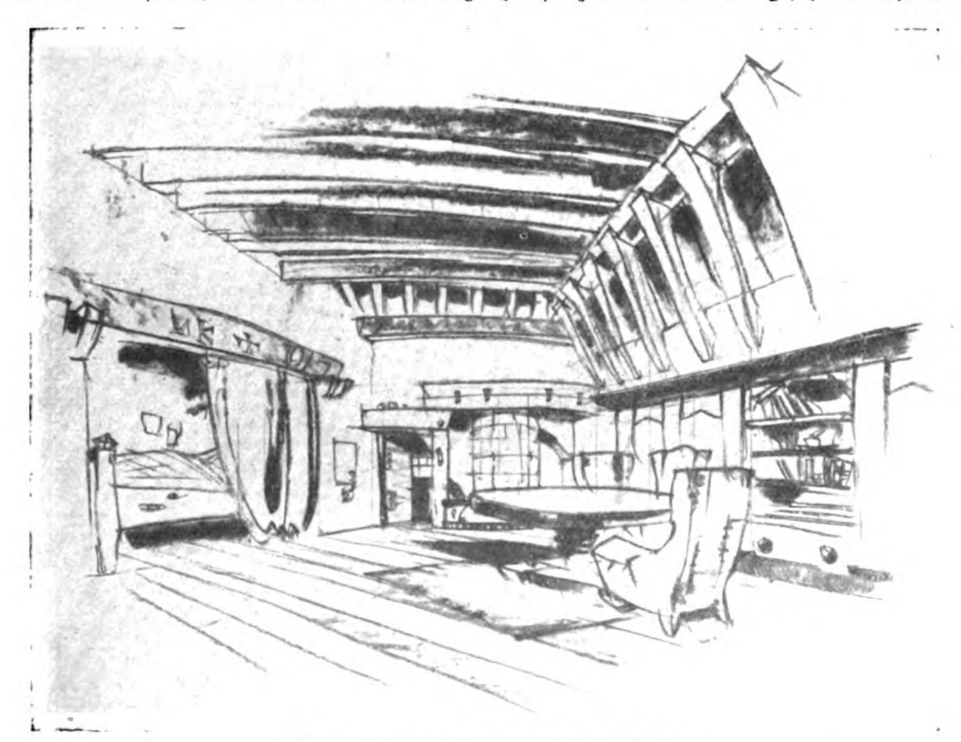
Wochenendhaus im Gebirge

unserer Raumeinschränkung nicht das Gefühl haben, in beengten und kleinlichen Verhältnissen zu leben, wir wollen auch damit rechnen, daß wir nicht immer allein sind, sondern eine Anzahl Gäste bei uns sehen können. Das Leben in einem Hause selbst, wenn nur e i n großer Raum vorhanden ist, kann durchaus ungestört und verfeinerter Lebensart entsprechend sein, wenn innerhalb dieses Raumes für alle Betätigungen geeignete Plätze geschaffen sind.

In Wien, das wohl an noch größerer Wohnungsnot leidet als unsere deutschen Städte, war ich bei einem Künstler zu Gast, der für den Empfang nur einen Raum zur Verfügung hatte. Es wurde eine größere Gesellschaft empfangen. Gegessen wurde an einem Tisch in der Mitte des Zimmers. An der einen Seite stand in einem erkerartigen Ausbau ein Flügel. In einer Ecke befand sich ein Kamin, wo man auf Bänken und dazu gestellten bequemen Sesseln sich beim Flackern

Dabei tritt dann die Frage an uns heran, ob es ratsamer ist, nun viele kleine Zimmer, oder einige größere Räume auf derselben Grundfläche anzuordnen. Unsre Entscheidung wird zur Wahl der wenigen großen Räume ausfallen, denn wir wollen trotz

des Feuers zur Unterhaltung nach dem Essen niederließ. An einem blumenbestandenen Fenster sah man einen Schreibtisch, der durch seine mäßige Größe und zierlichen Formen als Eigentum der Dame des Hauses zu erkennen war. Ich hatte nicht den



Wohnraum im Wochenendhaus im Gebirge



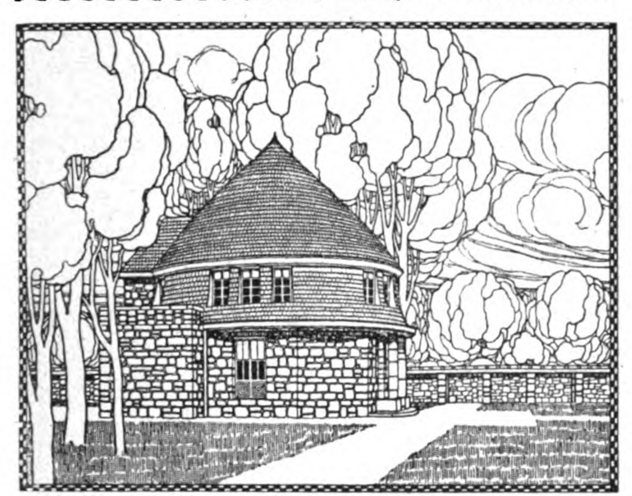
Wochenendhaus im Gebirge

Eindruck reduzierter Gesellschaftsform, sondern eines selbstverständlichen, normalen Umganges. Allerdings war dieses große Zimmer nicht regelmäßig in der Grundform, sondern es bildeten sich ganz natürliche und durch die Aufstellung der Möbelstücke nischenartige Ecken, das, was der Engländer cosy-corner nennt, und der Raum, in Weiß gehalten, war sowohl durch die Möbel, als durch Bilder und allerlei künstlerische Dinge mit erlesenem Geschmack ausgestattet.

Das Prinzip der Eckenausbildung für bestimmte Zwecke läßt sich bei der Neuanlage eines Hauses natürlich noch viel charakteristischer ausbilden, indem wirkliche Erker oder kleinere Zimmer mit dem großen Raum, durch breite Schiebetüren oder Vorhänge abgetrennt, verbunden werden. So wäre es möglich, in der Mitte des Hauses einen größeren Raum zu haben, an den sich an allen Seiten kleinere, wenig tiefe Zimmer anschließen. In dem einen könnte der Flügel stehen, in dem anderen der Herrenschreibtisch, in einem dritten der Speisetisch. Je nachdem nun die Vorhänge geöffnet oder geschlossen sind, ist der große Raum mit seinem Anhang Musik-, Herren- oder Speisezimmer. Dieser Raum würde für die Zeit der Mahlzeit sogar das Ausziehen des Speisetisches gestatten. Grundrisse solcher Anordnung habe ich allerdings schon vor zwanzig Jahren wiederholt gezeichnet. Um gerade für das Haus des kultivierten Mittelstandes einen neuen Typus zu finden, ist es berechtigt, es in seiner Anlage vom Siedlungshaus stark zu unterscheiden. In den Häusern unserer Erwägung will man nicht auf den Eindruck einer gewissen repräsentativen Raumwirkung verzichten. Man wird darum auch, wo es möglich ist, sich nicht des starken Eindruckes axialer Durchblicke begeben wollen.

Seite 98 zeigt eine Grundriß-Disposition, der nicht mehr das Schematische des ovalen Hauses anhaftet. Um einen größeren Wohnraum sind an drei Seiten schmale Räume angelehnt, die die Bestimmung haben, auf der einen Seite den Herrenschreibtisch mit Bücherschrank, auf der anderen die Möbel, die eine Dame benötigt, und auf der dritten die Speisezimmereinrichtung aufzunehmen. Der größere Mittelraum bietet Gelegenheit, durch die breite Öffnung zum Speisezimmer den Tisch für eine größere Personenzahl zu vergrößern. Der Durchblick Seite 97 vom Speisezimmer in den Mittelraum in der Richtung nach den beiden Erkerausbauten wird vergessen lassen, daß das ganze Haus nur 660 cbm umfaßt. Die Schlafzimmer, in diesem Fall drei, liegen im Obergeschoß, das bequem durch eine gerade, einläufige Treppe zu erreichen ist.

Schlafzimmer benötigen keine so großen Ausmessungen, wie sie bei den früheren Wohnhäusern Gewohnheit waren. Es ist nicht

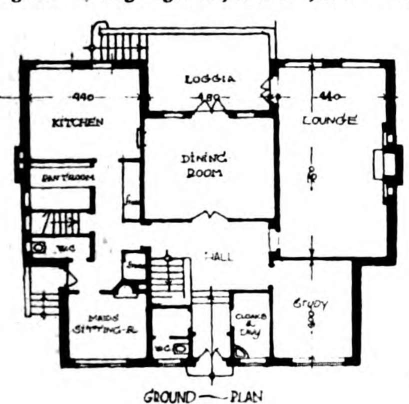


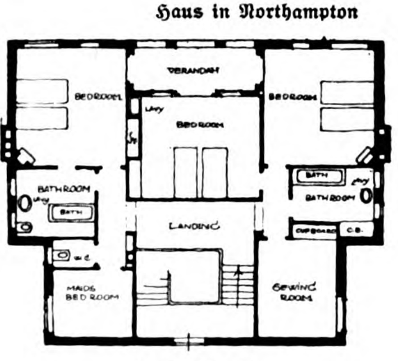
Entwurf zu einer Sommervilla (Gartenseite)

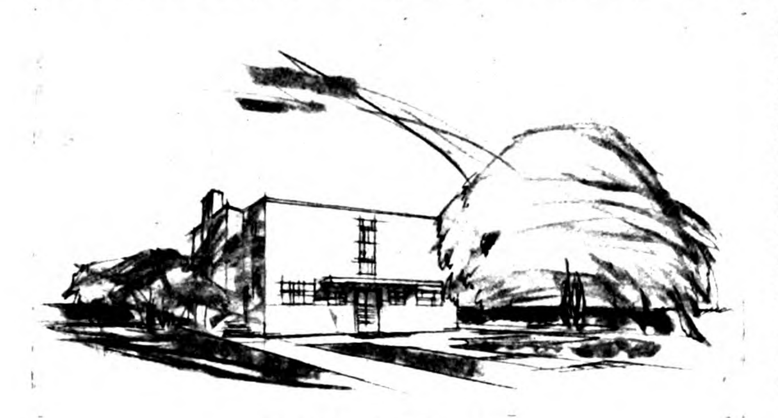
einmal angenehm, während der Toilette allzu weite Gänge machen zu müssen, sondern eine Wohltat, alles praktisch zum Greifen um sich zu haben. Moderne Hotelbauten zeigen diesen Fortschritt. Die größte Zahl der Schlafzimmer ist meistens nicht über drei Meter breit, dabei enthalten sie alle notwendigen Möbelstücke. Wichtiger als ein großer Raum zum Schlafen erscheint mir die Verbindung mit dem Bade, und lieber würde ich raten, eine Badewanne mehr aufzustellen.

Mit der Änderung der Wohnweise vollzieht sich in unserer Zeit auch eine Umstellung der Anschauungen über Luxus. Alle parvenümäßigen Zutaten, die sich besonders im Ornamentalen auf allen Gebieten und im Übermäßigen zu erkennen geben, erscheinen abgeschmackt. Wie unsere heutigen Herren sich nicht mehr in Samt und Seide kleiden, wohl aber einen korrekten Schnitt für ihren derben Anzug verlangen, so wird man eben auch im Hause den „Zuschnitt“ der Anlage mit Sorgfalt erwägen. Es ist durchaus berechtigt, für das Treppenhaus den nötigen Spielraum zu belassen, damit die Stufen flach und breit ein gutes Steigungsverhältnis haben. Wo es angängig, wird man der Dienerschaft einen kleinen Wohnraum zum Essen und Arbeiten gönnen. Auch Bad und Klosett sollten ihr gesondert zur Verfügung stehen. Ferner soll keineswegs an solidem Material gespart werden. Es ist erfreulich, daß in unserer Zeit ein gewisser Materialsinn wieder erwacht ist. Edles und dauerhaftes hartes Holz, in seiner natürlichen Struktur, vermittelt an sich schon Sinnenfreude, auch ohne geschnitzt und intarsiert zu sein. Gleiches gilt vom Stein und von anderem Material. Das Echte und Haltbare ist zudem billiger, da es aushält und keine immer wiederkehrenden Reparaturen bedingt. Man könnte sogar behaupten, daß es Materialien gibt, die mit der Zeit und durch den Gebrauch immer schöner werden, eine Gebrauchspatina bekommen, die sie als echt legitimiert, und die sowohl durch ihr Alter als durch ihre Stabilität den Eindruck des Vornehmen geben. Echtes Material in aller Art sollte sogar so viel wie möglich angewandt und gezeigt werden. Man scheue sich nicht, die hölzernen Balken der Decke zu zeigen. Ein Raum mag aus Ziegeln oder Bruchsteinen aufgemauert werden, es muß nicht Marmor sein. Die Fußböden brauchen nicht Parkett zu sein, breite Dielen, wie man sie noch in Häusern der Biedermeierzeit findet, vermitteln oft mehr Behaglichkeit. Man scheue sich vor Terrazzo im Vestibül, diesem Kunstprodukt, und nehme Solenhofer Steinplatten. Man vermeide Tapeten und ziehe eine gestrichene, glatt verputzte Wand vor. Solcher Luxus ist durchaus berechtigt und dieser wird auch nicht erhebliche Verteuerung des Baues bewirken. Es läßt sich an so vielem, das nur durch Gewohnheit von eingebildeter Notwendigkeit ist, sparen, z. B. Kellerräumen unter dem ganzen Hause. In England findet man selten Unterkellerungen; Holz und Kohlen werden in

Haus in Northampton





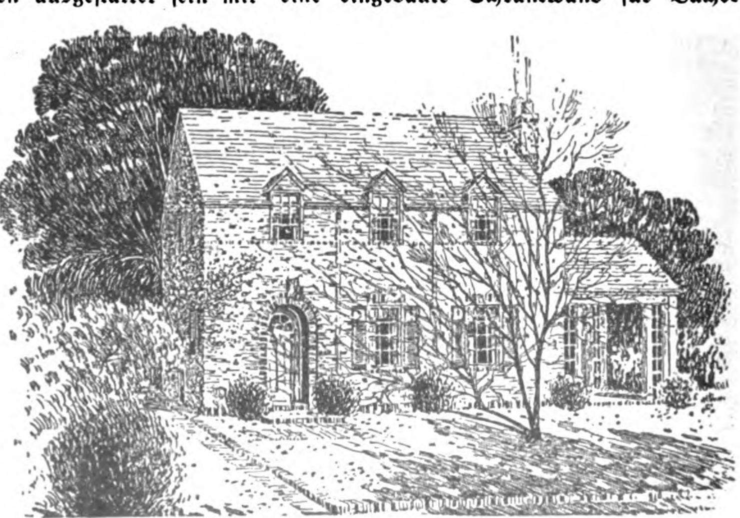


Englisches Einfamilienhaus

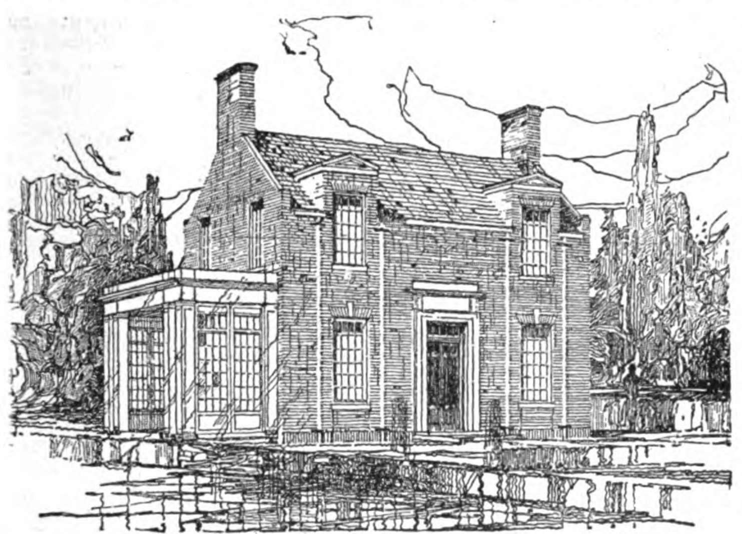
niedrigen Anbauten untergebracht. Ein Keller ist feucht, mag er noch so gut abgedichtet sein, vermittelt stets schlechte Luft in die Wohnräume. Es genügt für einiges Küchenmaterial ein kleines, nicht hohes Kellergelaß neben der Küche. Dann braucht das Haus auch keinen hohen Sockel, keine Außentreppe zu haben, sondern steht auf dem Boden und die Glastüren öffnen sich ebenerdig zum Garten.

Die Anlage des Gartens ist von besonderer Bedeutung. Er soll, gerade wie die Räume im Innern des Hauses, miteinander in Konnex stehen, sich auch zum Hauptraum des Hauses ergänzend verhalten und darum keine Dekorationsanlage, sondern ein Wohnraum im Freien sein. Läßt sich eine Loggia als Mittelglied dazwischen einschalten, um so besser. Jedenfalls aber schaffe man eine große Terrasse oder einen Platz im Freien, auf dem sich mehrere Personen ungehindert bewegen können. Diese sollen ausgestattet sein mit Bänken, Stühlen und Tischen, denn der Garten gibt im Sommer die beste Gelegenheit, einen großen Kreis von Freunden bei sich zu sehen. Erst hinter dieser Terrasse mag der Garten in botanisch klug überlegter Weise ein malerisch verwildertes Bild annehmen und alle Stauden und Sträucher aufnehmen, die unsere besondere Zuneigung haben.

Wie es nun wesentlich erscheint, das Haus des geistigen Mittelstandes in seiner typischen Erscheinung vom kleinen Siedelungshause zu unterscheiden, so wird es auch innerhalb unserer Kategorie Häuser geben, die je nach ihrer Bestimmung und Lage verschiedenen Ausdruck verlangen. Es ist natürlich ein großer Unterschied, ob ein Familienhaus in einem schönen Vorort einer großen Stadt, bei dem mit städtischem Verkehr und der Erfüllung beruflicher Interessen gerechnet wird, liegt, oder ob es sich — um einen starken Gegensatz anzuführen — um ein Wochenendhaus eines einzelnen Herrn in bergiger Gegend, ein Jagd- oder Berghaus handelt. Ein solches wird sich der örtlichen rustikalen Bauweise anpassen. Die Beispiele auf S. 99 u. 100 zeigen ein Haus, in dem überhaupt nur ein, und zwar ein fünfeckiger Raum für das Wohnen und alle Verrichtungen vorhanden ist. Der Eintritt geschieht von der Veranda, die unter dem überhängenden Dach liegt, und zwar in der Diagonale des Fünfeckes. Die Diagonale ist die längste Ausdehnung und wird den weitesten Durchblick gewähren. An der einen Seite des Fünfeckes befindet sich ein Kachelofen mit Bänken, in einer anderen ist ein Alkoven ausgespart, in dem das eingebaute Bett gerade Platz hat. Er kann durch einen Vorhang oder eine Schiebetür verschlossen werden. Auf der dritten Seite ist eine eingebaute Schrankwand für Bücher



Amerikanisches Einfamilienhaus



Amerikanisches Einfamilienhaus

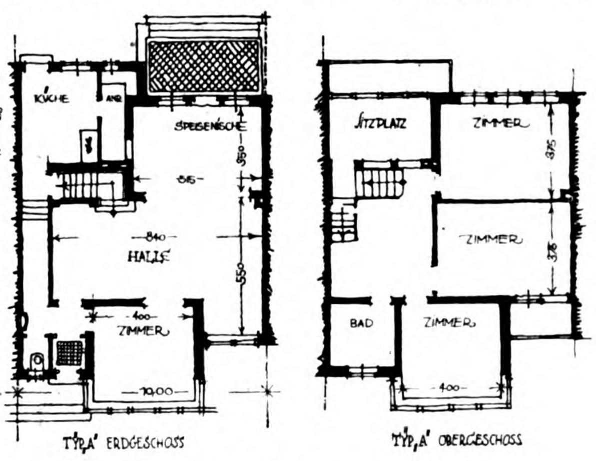
und Kleider und die vierte Seite ist ganz als breites Fenster ausgebildet. Ein großer, runder Tisch, der für alle Verrichtungen, für Essen, Schreiben und Lesen dient, ist umstellt mit verschiedenartigen, hohen, bequemen Lehnstühlen. Auf der anderen Seite des Hauses ist eine Küche mit anstoßendem kleinen Schlafzimmer für ein bedienendes Ehepaar. Zwischen diesen beiden Hausteilen liegt ein kleiner Zwischenraum, von dem aus eine steile Treppe in den Dachraum, wo noch ein Fremdenzimmer abgeteilt ist, führt. Von dem Zwischenraum aus erreicht man auch das Klosett und einen Duscheraum. Ein solches Haus wird erst recht allen städtischen Prunk vermeiden und seinen Ehrgeiz darin suchen, sich der bodenständigen, bäuerlichen Bauweise anzupassen.

Bei sorgfältiger Überlegung wird es also doch wohl möglich sein, durch gegenseitige Entlastung der Räume, zu relativ geringen Kosten Wohnhäuser zu bauen, die kultivierten Bedürfnissen angepaßt sind, besonders dann, wenn die Bewohner selbst einigen Kunstsinn haben oder sich von berufener Seite dahin leiten lassen.

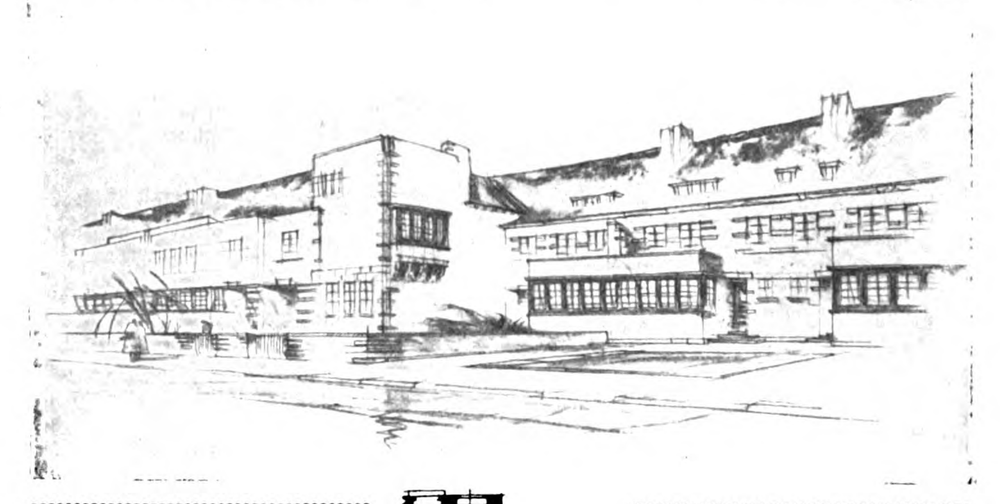
Denn auch auf die Dinge, die nicht mit dem Hause verwachsen, sondern hineingestellt sind, kommt es an. Meistens geschieht auch hier ein Zuviel. Wenige wertvolle Objekte haben eine stärkere und überzeugendere Wirkung als der viele mittelmäßige Kram.

Wenn wir uns entschließen, nach solchen Grundsätzen einen Hausbau zu überlegen, so tun wir übrigens nicht etwas, das nur unserer deutschen unerfreulichen wirtschaftlichen Lage angepaßt ist, sondern das gleiche, was anderen Ländern bereits seit längerer Zeit zur Regel geworden ist. Ich baue zur Zeit ein Haus in England und habe dabei erfahren, wie heute in England beim Bauen gespart wird. Das Haus, das S. 101 unten und S. 102 oben wiedergegeben ist, zeigt eine, von der herkömmlichen Art gänzlich abweichende Anlage der Küche. Sie liegt in unmittelbarer Nähe des Speisezimmers, verbunden durch eine Wandöffnung mit Abstellvorrichtung. Die Küche ist, gegen die bisherige englische Gewohnheit, mit der Spülküche vereinigt. Das Prinzip des Hauses liegt vor allem darin, Dienerschaft zu beschränken. Die Ausmaße der Räume sind überraschend klein.

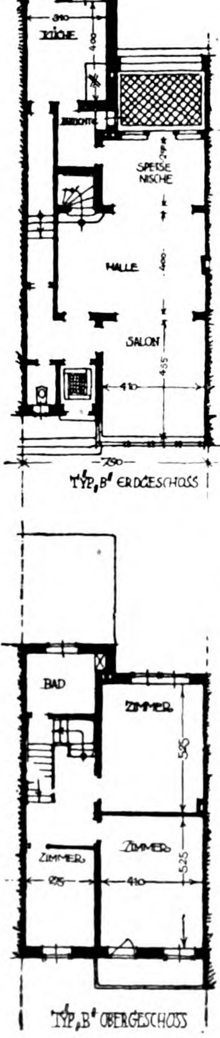
Aber nicht nur in England, sondern vor allem in Amerika — wo die Dienerschaftsnot am fühlbarsten ist — sind unsere Grundsätze seit langem gültig. Hier ist es besonders das Prinzip der großen Öffnungen, das die Zimmer in Achsen miteinander verbindet, das seit langer Zeit maßgebend war, im Gegensatz zu England, wo man erst heute anfängt, sich von dem traditionellen „private" zu trennen. Ferner alle baulichen und maschinellen Einrichtungen, die Unabhängigkeit von



Familienreihenhäuser



Familien-Reihenhäuser — Typ A. und B. im Wechsel



Dienstpersonal begünstigen. — Wenn bisher nur vom freistehenden Hause gesprochen worden ist, so erscheint es dennoch fast überflüssig zu erwähnen, daß die gleichen Grundsätze auch für aneinandergebaute, sogenannte Reihenhäuser, gelten. Selbstverständlich sind solche Häuser, die zu gleicher Zeit, in größerer Anzahl, nach immer demselben Typ gebaut werden und bei denen zwei Außenmauern, wenigstens ihre äußere Vollendung gespart werden können, erheblich billiger in der Herstellung. Obgleich diese Häuser nur von zwei Seiten Licht empfangen, ist es dennoch sehr wohl möglich, das Prinzip des größeren Raumes mit anschließenden schmalen Räumen, zu verwirklichen. Beim Bau von Häusern, und dieses lehrt gerade das in abschreckender Weise und in Massen entstandene Unternehmerhaus, kommt es gar nicht auf die Zutaten, die Verzierungen im Innern wie Äußern an, sondern lediglich auf die räumliche Wirkung, darauf, wie die Räume zueinander liegen, darauf, wie hoch oder niedrig und wie sie überhaupt proportioniert sind. Es läßt sich denken, daß ein Haus lediglich aus seinen Mauern besteht, der gewöhnliche Ziegelstein, außen nicht verputzt, sondern nur weiß getüncht ist, „white washed" wie der Engländer es nennt, daß im Innern sich nur einfach verputzte Wände zeigen, die mit Kaseinfarben gestrichen sind, so daß der sogenannte innere Ausbau des Hauses, der ja gerade die Hauptkosten des Hauses ausmacht, auf ein Minimum beschränkt ist. Daß solche Räume aber, die in schönem Verhältnis zueinander stehen, Fenster und Gartentüren haben, die nach französischer Art bis auf den Boden heruntergehen, oder breit gelagert sind, die mit einigen guten Möbelstücken und Bildern auf den hellen Wänden ausgestattet wurden, einen äußerst vornehmen Eindruck erwecken können. Es ist doch merkwürdig und vielsagend, daß, wenn wir ein altes Haus aus der Empire- oder Biedermeierzeit betreten, an dem sich keine Stilformen, weder Ornament noch Architekturdetail befinden, die diese Zeit bezeichneten, wir allein aus der Proportionierung, die uns die behäbige Behaglichkeit jener Zeiten vermittelt, sofort empfinden, in einem Haus solcher Epochen zu sein und uns gern von der Romantik dieser Zeiten umwehen lassen. Diese Schönheit vergangenen Lebens, die die Wände, die Treppen, die Decken und Durchblicke in uns wachrufen, kann in neuer Gestalt wiederkehren für unser Dasein.

Die drei Waisen von Lowood

Von Martha von Zobeltitz

Mitte des vergangenen Jahrhunderts beherrschte die Schriftstellerin und Schauspielerin Charlotte Birch-Pfeifer eine Zeitlang das Repertoir der deutschen Bühnen. Sie wählte sich rühmlich bekannte Romane und schneiderte tapfer und szenengerecht Dramen daraus. „Dorf und Stadt“ nach Auerbachs „Lorle“ und „Die Grille“ wurden zahllos oft gegeben, am größten war ihr Erfolg jedoch mit der „Waise von Lowood“, die aus zwei Episoden des englischen Romans „Jane Eyre“ bestritten wurde. Der Verfasser nannte sich Currer Bell, und bis zum heutigen Tag wissen nur wenige, daß dieser Roman, dessen Erfolg seinerzeit dem eines Thackerayschen an die Seite zu stellen war, von einer Frau, Charlotte Brontë, später Mrs. Arthur Bell Nicholls, stammte.

„Jane Eyre“ erschien zuerst 1847 (das Theaterstück 1855) in London bei Smith & Elder, hatte aber in einem Gedichtband einen damals wenig beachteten Vorläufer, kam auch zunächst bei der Kritik schlecht weg. Für den englischen Nationalismus — der schon Dickens' humoristisch-schmerzliche Schilderungen heimatlicher Verhältnisse bemängelte — durfte es keine Wohlfahrtsanstalten wie „Lowood“, keine so zügellosen „country-gentlemen“ wie Rochester geben. Der große Publikumserfolg wundert uns Heutige ein wenig, denn wenn wir das Buch auch wieder mit großem Interesse lesen, so doch im wesentlichen um der Schilderung der zeitgenössischen ländlichen Zustände willen, die für die Mitlebenden kaum besonderen Reiz haben konnten.

Vielleicht kam die Ehrlichkeit einem Bedürfnis des durch heuchlerische literarische Kost noch heut erstickten gesunden englischen Geschmacks entgegen.

Charlotte Brontë wurde als Tochter eines etwas exzentrischen Landgeistlichen — er war irischer Herkunft und soll ursprünglich sich O'Brunty geschrieben haben — in dessen Pfarre Thornton in Yorkshire geboren. Man nennt die Iren Spökenkieker und Phantasten. Jedenfalls haben Charlotte und ihre beiden Schwestern Emily und Anne von dem Vater die Lust zu fabulieren geerbt. Die Mutter starb früh, und so wurde ihnen der Begriff des Verwaistseins schmerzlich vertraut.

Schon im Kindesalter wurde den drei Mädchen das Schaukelpferd zum Pegasus. Man weiß von über dreißig „Werken“ der dreizehn- bis achtzehnjährigen, und auch ihr Bruder Branwell — der leider später unter dem Einfluß von Alkohol und Narkotika etwas herunter kam — war in jener Periode ebenso fruchtbar. Meisterwerke waren nicht unter dieser Frühproduktion. Bei Charlotte waren jahrelang der Herzog von Wellington und die Seinen das in winziger Schrift viele Bändchen füllende Lieblingsthema. Es ist charakteristisch, daß sie auf die Innenseite eines Heftes die Mahnung an sich selbst setzte: „Alles, was in dies Buch geschrieben wird, soll in guter und lesbarer Handschrift sein.“ Auch Emily besaß die Kunst der mikroskopisch kleinen Buchstabenführung.

In ihren „Biographischen Notizen über Ellis und Acton Bell“ — so nannten sich die Schwestern — erzählt Charlotte die Vorgeschichte ihrer ersten Veröffentlichungen. Nach verschiedenen mißglückten Ausflügen in die Welt des Gouvernantentums trafen die Schwestern sich wieder in Haworth, ihres Vaters nunmehriger Pfarre. Ganz aufeinander angewiesen, vergnügten sie sich mit Federspielereien. Dabei entdeckte Charlotte einen Band Gedichte von Emily, deren „wilde, melancholische und erhebende Melodik“ sie erschütterte. Nunmehr brachte auch Anne ein bescheidenes und harmloses Bändchen Verse zum Vorschein, und die Drei beschlossen, gemeinsam den ersten Schritt auf dem Dornenweg der Öffentlichkeit zu wagen. Unter unsäglichen Schwierigkeiten setzten sie den ersten Druck bei Aylott & Jones in London durch. Im Jahr 1846 erschienen die „Poems of Currer, Ellis and Acton Bell“. Sie mußten dreißig Pfund Druckkosten zahlen und mehr als zwei Exemplare wurden dazumal nicht verkauft.

Die Kritik nahm vielfach an, daß es sich um einen einzelnen Autor handle, der sich auf diese Weise „interessant“ machen wollte. Charlotte blieb auch fürderhin Currer Bell, die andern Schwestern signierten später mit eignem Namen. Doch starben alle vier Brontës erschreckend jung. Emily und Anne kaum dreißigjährig, wenige Wochen nacheinander, und die 1816 geborene Charlotte bereits 1855. Auszehrung scheint von der Mutter her in der Familie erblich gewesen zu sein. Die rührende todgezeichnete Figur der Helen Burns im Erstlingswerk der „Jane Eyre“, trägt zum Teil Emilys Züge. Emily war wohl auch das stärkste Talent der Drei. Nicht nur ihr einziger hinterlassener Roman „Wuthering Heights“ (‚Sturmhöh'), sondern mehr noch ihre schönen Verse sprechen dafür. In jenem ersten Sammelband stehen etwa zwanzig Gedichte von ihr. 1902 erschienen weitere 72 Gedichte als Privatdruck bei Dodd, Mead & Co.; erst 1910 brachte Hodder & Stoughton eine Gesamtausgabe heraus.

In der Einleitung nennt W. Robertson Nicholl Emily Brontë „das größte weibliche Talent des 19. Jahrhunderts“. Ohne ganz so apodiktisch sein zu wollen, kann man sich doch dem Reiz ihrer Verse nicht entziehen. Sie sind zumeist in der englischen phonetischen

Manier gereimt, die sich aus der willkürlichen Aussprache ergibt, und haben jene gewisse elegische Musik in sich, die wir nur durch Brahms vertont haben möchten. Ihr früh erfülltes Schicksal wirft seinen Schatten vorauf:

„Sleep brings no rest to me,
The shadows of the dead
My wakening eyes may never see,
Surround my bed.“

Schlaf bringt ihr weder Erleichterung noch Kraft, ist ihr kein Freund noch Befreier, denn die Erinnerung, die Schatten der Toten umdrängen ihr Lager. Sie hat nur einen Wunsch: Vergessen im Nieerwachen.

„My only wish is to forget
In endless sleep of death.“

Ein Jahr darauf war ihr Wunsch erfüllt. Große Naturliebe läßt sie dennoch die Schicksale der Rotkehlchen und Glockenblumen, der Stürme und Sterne nicht besingen, ohne sie auf ihre eigene pessimistische Weltanschauung zurückzubeziehen. Wie Musset, lehrt auch sie das abgerissene windverwehte Blatt:

„Wir wandern rastlos ohne Ruh'
Entlang den trüben Pfad.
Der vor dem Blick mir kauert,
Wer bist du, fremder Schatten du,
Die Stirn geistblaß umschauert?“

Novemberstimmung, gewiß, aber auch mehr. Die übersinnliche Welt Erins drängt sich in den kleinbürgerlichen Gesichtskreis Yorkshires, und ein kalter Geisterhauch weht durch das Altjungferngeschwätz.

Die Ausgabe der „Poems“ hatte den Schwestern wenn auch nicht Ruhm und Lohn, so doch neuen Schaffensdrang gegeben. Es entstanden gleichzeitig die drei Romane „Jane Eyre“ von Charlotte, „Wuthering Heights“ von Emily und „Agnes Grey“ von Anne. Alle drei sind in der Ichform gehalten, „Sturmhöh'“ ist es sogar in doppelter Ichform, denn erst erzählt der Mieter dem Leser, dann die Haushälterin dem Mieter. Alle drei schildern die speziellen Umstände ihres gemeinsamen Schicksals, erweitert durch Sondererlebnisse. Eine Freundin des Hauses, die Schriftstellerin Mrs. Gaskell, bekannt durch ihren Roman „Cranford“, hat in ihrer Biographie der Charlotte Brontë in einer nicht grade diskreten Form mehrfach die Namen der Vorbilder zu den Romantypen genannt. Da diese und ihre Angehörigen zur Zeit der Veröffentlichung noch lebten, ergaben sich allerhand unliebsame Kontroversen, Flucht in die Öffentlichkeit und sogar Klagen der betroffenen Personen. Besonders der alte Patrik, der Vater, dem mancherlei nicht grade erfreuliche Züge entlehnt sind, ist bei Mrs. Gaskell schlecht fortgekommen. Für uns Heutige bedeuten die Namen nichts mehr, weil die Menschen nichts bedeutet haben. —

„Jane Eyre“ gilt als „biographischer“ Roman schlechthin, ist wohl auch irgend einmal so bezeichnet worden. Dennoch ist die Schule zu Roehead, der die gute Miß Wooler vorstand, bestimmt nicht das Vorbild zu der Hölle von Lowood im Roman gewesen, obwohl wiederum einzelne Personen, wie Brocklehurst, die Tante Reed u. a. dem Umkreis der Schwestern entnommen sind. Daß es aber um jene Zeit — und nicht nur in England — viele Wohlfahrtsanstalten gab, in denen die Kinder ihr Brot nur mit Tränen aßen, dafür spricht, daß lange Zeit „Lowood“ beim Publikum die allgemeinverständliche Bezeichnung für Kinderelend wurde. Anne ihrerseits hat sich die kleinen Privatscherze ihrer Brotherrin gar zu genau gemerkt. Die Damen Bloomfield und Murray in „Agnes Grey“ gleichen ihr, wie es scheint, sehr.

Doch gibt es auch gewisse Vorbilder, die den Schwestern gemeinsam waren und die man sofort in neuer Verkleidung wieder erkennt. So die „harte, elegante Frau mit den kalten grauen Augen“, das brutale Muttersöhnchen, das arme Kinder und Tiere raffiniert mißhandelt und stets im Trunk endet, ferner die gutherzige, aber schwerfällige und in der rechtlosen Angst vor der Herrschaft ersterbende Magd, besonders aber der Mann, den ich den „großen Bär“ nennen möchte: der äußerlich rauhe, innerlich zeitweilig gutmütige, befehlshaberische Gewaltmensch, wie Rochester in „Jane Eyre“, dessen Beachtung schon Glück für das Weib ist — oder Unglück, je nachdem, der sich aber auch bis zum Wolfsmenschen, zum Vampir auswachsen kann, wie Heathcliff in „Wuthering Heights“. In einem Brief an W. S. Williams, Lektor und späteren Teilhaber des Verlages von Smith & Elders, erläutert Charlotte selbst den Unterschied zwischen den obigen beiden Lieblingstypen folgendermaßen: Ersterer irre durch Temperamentsfehler und schlechte Leitung, selbst leidend unter seinen Schwächen und schließlich durch Kummer und nicht etwa durch Glück sich zur Klärung durchringend. Letzterer sei ein von Natur perverses, rachsüchtiges, mitleidloses Geschöpf, das Unglück nur noch mehr verbittert und Zuchtlosigkeit zum Dämon stempelt.

Nun ist es merkwürdig, daß neben den fast etwas flauen, dem „seufzenden Geschmack“ der Biedermeierzeit entsprechenden Gefühlen, die Romane der Schwestern von einem derbrealistischen Moment durchzogen werden. Es wird nämlich ziemlich viel — geprügelt, und die Gezüchtigten, Dienstbote, Kind oder Dame, empfinden wohl Schmerz, aber nicht das Erniedrigende, das für ein deutsches Gemüt mit körperlicher Züchtigung verbunden ist. In allen drei Romanen ist ferner die Vorgeschichte der eignen Mutter verflochten, die gegen den Elternwillen eine „Mesalliance“ mit dem alten Brontë schloß. Trotz ihrer Ausflüge in die größere Welt — Charlotte und Anne waren sogar in Brüssel — finden wir weder Großkaufleute, noch Ge-

lehrte, weder Künstler noch Offiziere in ihren Romanen. Nur junkerliche und bäuerliche Grundbesitzer und Pastoren gedeihen in dem engen Yorkshirer Winkel, der den Dreien die „Welt“ war und blieb.

Der Inhalt der drei Romane ist kurz folgender: „Jane Eyre“, eine Waise, wird von ihrer sie hassenden Tante in das erbärmliche Waisenhaus zu Lowood gesteckt. Nach vielen Leiden wird sie dort selbst Lehrerin und kommt schließlich als Erzieherin in das Schloß des Herrn Rochester. Nach wild vertobtem Leben verliebt er sich in ihre zierliche kleine Person und verbirgt ihr, wie aller Welt, das Vorhandensein seiner geisteskranken Frau. Die Trauung der beiden wird im letzten Augenblick durch das Dazwischentreten des Bruders der Frau verhindert. Jane flieht vor der Versuchung, dem geliebten Mann dennoch zu verfallen. Halb verhungert findet sie bei den Geschwistern Rivers Aufnahme und wird unter angenommenem Namen Lehrerin an der Dorfschule, die der Bruder, St. John River, gründet. Der Tod eines Onkels macht Jane zur reichen Erbin und enthüllt ihr gleichzeitig ihre nahe Verwandtschaft zu den Rivers. St. John versucht, sie als Weib mit in seine Missionstätigkeit nach Indien zu locken, während ihr Herz noch dem verschwundenen Rochester gehört. Hier findet Charlotte Bronté für ihre Heldin ein Wort, das man als Charakteristikum ihres eignen Daseins bezeichnen kann. „In meinem Leben habe ich positiven, harten Charakteren gegenüber nie einen Mittelweg gefunden zwischen absoluter Unterwerfung und entschlossenem Widerstreben.“ In diesem graden, aber unkonzilianten Zug ihres Wesens ist wohl der Grund zu der Unzufriedenheit zu suchen, die stets aus ihren Gouvernantenstellen erwuchs. Doch um zu Jane zurückzukehren: sie begibt sich schließlich auf die Suche nach Rochester, findet das Schloß von der Irren verbrannt



Charlotte Bronté

Nach einem Gemälde von J. H. Thompson

und ihn selbst als blinden Krüppel. Sie wird seine Pflegerin und sein Weib.

Die Verbannung Janes durch die böse Tante und der Aufenthalt bei Rochester bis zur ersten Werbung bilden den Inhalt des Birch-Pfeifferschen Schauspiels, das alles Interesse auf die verfolgte Unschuld richtet und auf den fesselnden dramatischen Gegensatz zwischen Rochester (erst Gewaltmensch, dann gebrochener Krüppel) einerseits und dem asketischen Pastor anderseits, verzichtet.

Spielen schon in „Jane Eyre“ nächtliches Rufen und geheimnisvolle Kräfte eine Rolle, so ist „Wuthering Heights“ von finsterem Grauen förmlich durchzogen. Man beachte überdies die naive Namenssymbolik der Drei, ebenfalls ein irisches Erbe. Rochester hat schon alle Härte des Felsens im Namen. Lowood und Lockwood = Nieder- und Grubenwald; Heathcliff = Heidenklipp, Wuthering Heights = Sturmhöh' und andere mehr. In Wuthering Heights mietet also Mr. Woodlock, ein menschenmüder Großstädter, das Nebengut des Mr. Heathcliff auf Sturmhöh'. Sein Antrittsbesuch führt ihn in ein gradezu strindbergisch von Haß und Grauen durchseuchtes Heim. Die alte Beschließerin auf Thrushcroß Grange erzählt ihm die Geschichte des Hauses. Heathcliff, ein Findling, hat vom ersten Augenblick an Unglück in die Familie seines Wohltäters Earnshot, des Besitzers von Sturmhöh', gebracht. Gehaßt und hassend, ist er unter Mißhandlungen aufgewachsen. Seine einzige Liebe, Cathy, die Tochter, heiratet einen Vetter, obgleich auch sie ihn liebt. Es gelingt Heathcliff, den Trunkenbold von Erben in seine Gewalt zu bekommen und sich zum Besitzer aller Familiengüter zu machen. Nun rächt er sich an der zweiten Generation: an des Trunkenbolds Sohn, den er ohne Erziehung aufwachsen läßt, an Cathys Tochter und (das ist psychologisch schwer verständlich), an seinem eignen Sohn, weil es ein Kind der Schwester von Cathys Gatten und also den Earnshots blutsverwandt ist. Sein ganzes Leben ist eine Kette von dämonischer Bosheit, die am widerwärtigsten gegen sein armes, ihm sinnlich-höriges Weib wütet. Denn diesem Vampir gegenüber sind die Frauen urteilslos, wie denn auch die treue alte Beschließerin alle Greuel mitansieht, ohne etwa die Hilfe der Gerichte anzurufen. Weder Notar noch Arzt wagen dies. Die Gefahr des vielzitierten „my house is my castle“, wenn das Haus einem Schurken gehört, wird hier beleuchtet. Auch der fremde Herr begnügt sich damit, erschüttert seines Weges zu gehn. „Right or wrong“ — „sein Besitz“, denkt der Engländer und vermeidet Einmischung — im Gegensatz zum Deutschen, dessen romantische Gemütsart ihn sofort zum Ritter jeder bedrohten Weiblichkeit sich aufwerfen läßt. Erst der Tod des Scheusals — er verhungert vor voller Schüssel unter der Zwangsvorstellung, daß Cathys rächender Geist ihn am Zugreifen hindre — läßt Jung-Cathy und Hareton Earnshot zum Glück kommen.

Unbedeutender als dieser frühe Vampirroman ist „Agnes Grey“, das literarische Erbe der Anne Brontë. Wieder sucht die Heldin als Erzieherin ihr Glück. Sie findet nur harte, oberflächliche Eltern, grausame, eitle Kinder. Aus den Briefen der Schwestern Brontë geht überhaupt eine recht geringe Kinderliebe hervor; die Not zwang sie in einen für sie entschieden ungeeigneten Beruf. Auch in „Agnes Grey“ ist der unvermeidliche ideale Pastor nicht weit, der schließlich die Braut heimführt.

Wir verdanken es zunächst dem oben erwähnten und vielumstrittenen Lebensbild der Brontës durch Mrs. Gaskell, daß nicht allein Literarisches, sondern auch Menschliches erhalten geblieben ist. 1896 erschien „The Brontës and their Circle“, von Clement Shorter herausgegeben, 1914 in Neuyork neu aufgelegt. Das Buch enthält eine kurze chronologische Übersicht und einen umfangreichen Briefwechsel, der durch verbindenden Text geschickt eingerahmt ist. Leider fehlt ein Briefindex. Man tastet sich nur schwer durch Wert und Unwert. Die Briefe des alten Vaters Patrik an seine erste Liebe und ihre Antwort sind eine Novelle für sich.

Der größte Teil der Briefe Charlottens ist an Miß Ellen Nussey, die treueste Freundin seit den Tagen von Roehead, gerichtet. Ihr galten auch die letzten Zeilen auf dem Totenbett. Viele Briefe handeln von Thackeray, dem Verfasser von „Vanity Fair“, dem sie eine rührende Verehrung entgegenbrachte. Die zweite Auflage von „Jane Eyre“ ist ihm gewidmet. Lange vor ihren Zeitgenossen wurde sie dem großen Sittenschilderer gerecht, den sie den „ersten sozialen Regenerator seiner Zeit“ nennt. Sein ursprünglich scharfes Urteil über ihr Werk, dessen Figuren er „zum Teil unmöglich“, dessen Inhalt er „dagewesen“ nennt, beirrt sie nicht. Er sieht später auch sein Mißverstehen ihrer Persönlichkeit ein. Sie sei nicht die „erhabene kleine Jungfrau von Orleans, die uns unser leichtes Leben und unsre leichte Moral vorwirft“, sondern wirklich eine „reine, hochgesinnte Persönlichkeit“, der es ernst war mit ihren Ansprüchen an Menschen und an Literatur.

Einem anderen Freund, dem Verleger George Smith, hat sie als Dr. John in „Villette“ ein Denkmal gesetzt.

Das Glück der Ehe mit dem Hilfsprediger Arthur Bell Nicholls hat sie kaum neun Monat genossen.

Ein melancholischer Hauch liegt über den drei Waisen, die im Pfarrhausschatten Yorkshires mutterlos aufwuchsen, um frühem Tode entgegenzuwelken. Für uns Heutige ist der Briefwechsel Charlottes vielleicht noch interessanter als ihre Literatur. Aus dem Wust bedruckten Papiers quillt siegreich ein großes und starkes Menschentum.

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Thomas Mann: Der Zauberberg (Berlin 1924) — Hermann Löns: Drei Bücher aus dem Nachlaß (Hannover 1924) — Karl Rosner: Befehl des Kaisers! (Stuttgart 1924) — Hugo Marti: Das Haus am Haff (Basel 1924) — Walter Bloem: Mörderin? (Berlin 1924) — H. C. v. Zobeltitz: Die Europag (Berlin 1924)

Endlich hat Thomas Mann seinen großen Roman Der Zauberberg, von dem schon seit Jahren gemunkelt und nicht nur gemunkelt wurde (verteilte doch der Dichter selber, freigebig genug, wieder und wieder Kostproben daraus), auf den Büchermarkt entlassen. Dröhnend, wie mit Zentnergewicht fällt dieses Monumentalwerk von rund 1200 Seiten in die aufraschelnde Blätterwelt, ein wirklicher Zauberberg, und nicht nur äußerlich: auch ihrem Gehalt nach bedeuten diese zwei stattlichen Bände, deren frisches Umschlaggrün wohl Hoffnung auf neues Sprießen und Werden, zugleich beruhigende Neutralität versinnbildlichen soll, ein Epos, wie es in unserer kurzatmig keuchenden Zeit seit Jahren nicht erschienen ist. Wie ein Meteorit liegt es zwischen den zahllosen Erzählungen schmächtigen Formats, die, auch wenn sie den Titel Roman führen, ihrem Wesen nach meist eine ausgereckte Novelle, oder ein aufregender Wortfilm mit nervenpeitschenden Finessen sind. Hier aber ist wirklich einmal wieder ein Epiker auf dem Plan, mit Geduld und Freude beim reinen Erzählen, beim langsamen Umspannen seiner ganzen Gesichts- und Gefühlswelt mit dem gleichmäßig raunenden Fluß homerischer Rhapsodik.

„Ein einfacher junger Mensch reiste im Hochsommer von Hamburg, seiner Vaterstadt, nach Davos-Platz im Graubündischen. Er fuhr auf Besuch für drei Wochen."

Dies der erste Absatz des Romans. In ihm liegt, wenn man die wirkliche „Handlung", die greifbaren Vorgänge wiedergeben will, beinahe schon der ganze Inhalt des ersten Bandes umschrieben. Wenigstens ist die eigentliche Geschichte zu Ende erzählt in etwa diesem zweiten Satz: Statt der drei Wochen blieb er aber sieben Jahre in jener Lungenheilstätte, dem „Zauberberg", denn die ärztliche Behandlung ließ ihn nicht los, mochte seine Krankheit auch größtenteils eine eingebildete, oder ihm (infolge falscher Diagnose) eingeredete sein; erst der Ausbruch des Weltkrieges reißt ihn ins Leben zurück und sogleich in den Schützengraben, wo er, vom Pulverdampf umhüllt, unserem Auge für immer entschwindet.

Wie? wird der Leser hier mit einigem Erstaunen fragen, mehr geht auf diesen 1200 Seiten nicht vor? Da wird sicherlich der Held eine höchst bedeutende, anziehende Gestalt sein, deren Innenleben von so hohem Reiz und Rang ist, daß sie den Leser sogleich gefangen nimmt und bis zum Schluß festhält? Mit nichten. Dieser Hans Castrop ist ein Durchschnittsmensch, von dem der Dichter selber sagt, daß er in keiner Weise über das Ungewöhnliche hinausrage, er nennt ihn: „einfach aber ansprechend". Hans ist ein anständiger Junge, in einem Hamburger Kaufmannshause wohlerzogen, umgänglich und gesellig, aber ohne treibende Energie. Er nimmt die Dinge wie sie sind, nicht so bedeutend wie Hamlets Horatio, ist er doch auch „ein Mann, der Stöß' und Gaben vom Geschick mit gleichem Dank genommen". Ohne Frage hat der Dichter in ihm den Menschen vor 1914 zeichnen wollen, der allzulässig sich vom Strome treiben ließ. Weil alle in diesem Sanatorium krank sind, meint er es auch zu sein (er ist auch sicherlich, wie sie, infiziert) und bleibt getreu bei seinem Fieberthermometer, seinen Medikamenten; bleibt ein guter Kamerad seinem Vetter, dem Fahnenjunker, den er eigentlich da oben nur auf drei Wochen besuchen wollte, der aber still und sicher seinen Leidensweg geht, bis er in männlicher Entsagung aus dem Leben scheidet.

Aber nicht nur treiben läßt sich Hans Castrop von seiner Umwelt und Gesellschaft da oben, sondern auch erziehen. Er nimmt von allen etwas an — so die Vielspältigkeit und innere Unsicherheit einer Kultur verkörpernd, die am Alten krankt und Neues wittert, aber die Welt nicht versteht, von der unser Hans ja auch abgeschlossen ist. Kein Wunder, daß er sich nun den kleinen Abenteuern des Tages dort oben willig hingibt, dort eine eigene Art von Entwicklung durchmacht. Er liebt oder vielmehr liebelt eine merkwürdige Russin, ein beinahe astralisches Wesen, das sich wie in einem Schleier vor den Augen des Lesers bewegt, sein Geist aber wird von den Gegensätzen der internationalen Patientenschar dort mannigfaltig beunruhigt. Besonders drei Personen sind hier von Bedeutung für ihn: der humanistische Romane und Zivilisationsliterat Septembrieni auf der einen, der Ostjude Naphta, der zu Mystik und Jesuitentum neigt, auf der anderen Seite, endlich Mynheer Peeperkorn, ein riesiger Holländer, der kein Dialektiker, aber ein Mann von „Format" ist, mit dem Gewicht seiner Persönlichkeit und der Klarheit seines Lebenstriebes von stärkerem Einfluß auf

Hans Castrop als jene beiden Problematiker, die in endlosem Meinungsaustausch alle Fragen diesseits und jenseits des großen Vorhangs gründlich und oft erörtern. Hier hat Thomas Mann Gelegenheit, alle Ergebnisse seiner suchenden Weltauslegung, die Errungenschaften seiner bedeutenden Bekenntnisbücher noch einmal zu werten und zu wenden. Er besorgt das mit einer größeren Geduld, als er dem Leser zumuten kann. Er stopft wirklich allzuviel hinein in den Preßsack. Auch bekommt man diesen ewigen Karbol- und Medizingeruch des Krankenhauses auf die Dauer ebenso gründlich satt, wie die Auswurfflaschen, die jeder Patient in der Tasche trägt, und die Geräusche kranker Atmungsorgane — wenn es etwa vom Husten eines Leidenden heißt, daß er „nur wie ein schauerlich kraftloses Wühlen im Brei organischer Auflösung klang". Derartige Überraschungen erlebt der Leser öfters in diesem Heil- und Zauberberg. Er wird dafür nur schwach entschädigt, wenn etwa die einfache Tatsache, daß Hans Castorp sich eine Zigarre anzündet, von dem gewissenhaften Verfasser so beschrieben wird: „Und er entnahm seinem automobilledernen und mit silbernem Monogramm geschmückten Etui ein Exemplar von Maria Mancini, ein schönes Exemplar der obersten Lage, an einer Seite abgeplattet, wie er es besonders liebte, kupierte die Spitze mit einem kleinen, eckig schneidenden Instrument, das er an der Uhrkette trug, ließ seinen Taschenzündapparat aufflammen und setzte die ziemlich lange, vorn stumpfe (!) Zigarre mit einigen hingebungsvoll paffenden Zügen in Bewegung." Ein derartiger Vervollständigungseifer wäre zwar vor vierzig Jahren zeitgemäß gewesen, er beruht aber auf einer falschen epischen Perspektive, man sieht bei soviel kleinem Gestrüpp und Unterholz den Wald nicht.

Aber das sind Einzelheiten. Und wie man sich auch zu ihnen und den anderen kleinen Gebrechen des Zauberberges stellen mag: er ist eine Dichtung; wir sehen durch einen Spiegel in einem dunklen Wort... er ist ein Werk von literaturgeschichtlicher Bedeutung und muß als solches bewertet werden. Vielleicht bleibt es das letzte dieser Art; jedenfalls steht es ziemlich einsam im Schrifttum unserer Zeit, — als ein letzter Ausläufer jenes großen deutschen Bildungsromans, der mit Wilhelm Meister begann (wenigstens als Vorbild, Wielands Agathon kommt hier nicht in Betracht) und über Hyperion (Hölderlin), Ofterdingen (Novalis) und drei Hauptromane Jean Pauls zu Gutzkow führte. Dessen siebenbändige Ritter vom Geist wird heute niemand mehr lesen, auch seinen Zauberer von Rom nicht, aber Wort für Wort trifft die Romantheorie Gutzkows auf Manns Zauberberg zu, in der es heißt: „1. Der Roman soll nicht mehr die Lebensgeschichte seines Helden nacheinander vorführen, sondern ein Bild vieler gleichzeitig und n e b e n einander wirkender Personen, Stände und Verhältnisse entrollen ... ein großes ineinander greifendes Weltbild geben. 2. Die Personen eines modernen Romans sollen ... keine „Helden" mehr sein, sondern vielfach beeinflußte, oft schwankende, problematische, vielfach zusammengesetzte, verwickelte Naturen" usw. Diesen Forderungen Gutzkows folgte Freytag in Soll und Haben, folgte (von anderen abgesehen) auch Thomas Mann in seinen Buddenbrocks.

Und hier finden wir sogleich eine direkte Verfädelung mit dem Zauberberg. Er ist das große Gegenstück zu den Buddenbrocks, nur von erheblich größerer Spannweite. In jenem Jugendwerk unternahm es der Fünfundzwanzigjährige, den Niedergang einer (Lübecker) Familie durch vier Generationen darzustellen, hier sucht er, fast doppelt so alt, den Tiefstand der Europäer vor 1914, nach allen vier Dimensionen sozusagen, aufzuweisen. Wunderbar offenbart sich die innere, die künstlerische Beständigkeit, die aus einem Vergleich der beiden Hauptwerke Thomas Manns springt. Hier wie dort bedient eine ungewöhnliche Beobachtungsgabe sich des nicht schulgemäßen, sondern selbständig geschmiedeten Instruments eines verfeinerten Naturalismus. Dort wie hier wird eine Fülle von Personen mit erfreulicher Zeichenkunst auf einem Bilde vereinigt, jede in ihrer besonderen Art und Umwelt scharf charakterisiert. In beiden Romanen sind — das nebenbei — die Sterbeszenen ebenso zahlreich wie meisterlich geschrieben, und das gleiche gilt — in wohltuendem Gegensatz — von den üppigen Tafelfreuden sachverständiger Genießer. In Lübeck wie in Davos befleißigen sich die Redenden, ein gewisses Leitmotiv sorgsam innezuhalten, indem sie durch Wiederholung bedeutsamer Ausdrücke und Wendungen immer wieder zu sich selbst und ihrem Kreis zurückkehren. In beiden Romanen ist besonderer Wert auf ein mit saubersten Sorgfalt gezeichnetes Detail, wie auf eine mit letztem Strich ausgefeilte Wortkunst gelegt. Beide Romane haben eine energisch durchgeführte Objektivität gemeinsam, damit freilich auch eine gewisse Kühle, die uns hindert, ihren Gestalten ganz nahe zu kommen, mit ihnen, als wären es Freunde, zu verkehren; es fehlt zuletzt doch das warme Gefühl — man denkt unwillkürlich an das Bibelwort „... und hätte der Liebe nicht ..."

Nehmt nicht für einen Tadel, was nur eine Artbestimmung ist: auch Goethes Romanen fehlt oft diese Liebe, und daß man doch mit dem Herzen auch, nicht nur mit dem Verstand und Schönheitssinn, im „Zauberberg" verweilt, möchte ich eher beweisen, als bestreiten. Jene Objektivität aber, von der ich sprach, ist wiederum ein ebenso seltener wie künstlerisch reiner Zug dieses Romans, denn mögen gewisse Irrlichter der Modernen auch andere Wege weisen und in den Sumpf locken, wir bleiben bei der festgegründeten Forderung, die ein hundertmal kühnerer Geist als sie, der junge Friedrich Nietzsche in seiner „Geburt der Tragödie" aufstellte: „In

jeder Art und Höhe der Kunst vor allem und zuerst Besinnung des Subjektiven, Erlösung vom „Ich“ und Stillschweigen jedes individuellen Willens und Gelüstens, da wir ohne Objektivität, ohne reines interesseloses Anschauen nie an die geringste wahrhaft künstlerische Erzeugung glauben können.“

Freilich: auch das ist kein allgemeingültiges Kunstprinzip. Es gibt Schriftsteller, die in der Hauptsache nur sich selber, ihr eigenes Fühlen und Denken im Rahmen der Welt zu formen wissen, und doch zu den besten gehören, so Hermann Löns, der hannoversche Dichter (dem übrigens auch die epische Objektivität in seinem außerordentlichen „Werwolf“ nicht fehlt). Dieser Meister der Landschaftschilderung gehört jetzt, ein Jahrzehnt nach seinem Tode, zu den beliebtesten Erzählern Norddeutschlands, und Tausende werden es freudig begrüßen, daß aus seinem Nachlaß drei Bücher von dem Lönsbiographen Dr. Wilhelm Deimann zusammengestellt sind: Gedanken und Gestalten, Für Sippe und Sitten, endlich Mein niedersächsisches Skizzenbuch. Namentlich das letzte, eine Bilderreihe heimlich-heimatlicher Landschaften und ihrer Volksschläge wird viele Freunde gewinnen, es ist echtester Löns mit allen seinen Vorzügen, auf die hier näher einzugehen wohl nicht mehr nötig ist. Das Buch war mir tagelang ein lieber Begleiter und auch auf dem Nachttisch ist es wohl am Platz: man nimmt freundlicher vom Tage Abschied, wenn man noch ein Weilchen mit Hermann Löns im Deister gewandert ist, oder über die grüne Marsch, oder zwischen Walsrode und Wisselhövede im blühenden Heidekraut gelegen hat.

Aufregender ist es, den kleinen napoleonischen Gardeleutnant Jean-Roch Coignet anno 1812 auf seinem Todesritt durch die Schneewüsten Rußlands zu begleiten. Karl Rosner erzählt das in seinem Roman Befehl des Kaisers! Bevor man das Buch aufschlägt, denkt man an einen anderen Kaiser, den Rosner dereinst meisterlich als König geschildert hat. Und vielleicht ist der Titel nicht ganz ohne Rücksicht auf diese beim Leser naheliegende Erwartung gewählt worden. Gleichviel: der Roman, der eigentlich eine große Novelle ist, steht jenem Königbuch nur an zeitgemäßem Gegenwartswert nach, übertrifft es aber noch als ein kleines Kabinettstück der Erzählungskunst. Eine Episode aus dem Rückzug Napoleons durch Rußland. Sein erschöpftes und zusammengeschmolzenes Heer ist so vom Feinde umstellt, daß er nur durch List wenigstens sich selbst und seine Garde retten kann. Er täuscht dem Feinde eine falsche Marschroute vor und gibt zu diesem Zweck dem kleinen Leutnant einen Uriasbrief mit falschem Befehl zur Bestellung an entlegener Landstraße, in der Gewißheit, daß die herumschwärmenden Kosaken ihn aufgreifen werden. Aber wie durch ein Wunder entgeht der Leutnant ihnen. Was nun den eigentlichen Wert des Romans ausmacht, ist die Schilderung dieses gefährlichen Rittes und das spätere Herumirren des Armen in der Schneewüste, vor allem aber die innere Wandlung während seiner Leiden. Von Stolz geschwellt ist er ausgeritten, hat ihm doch der Kaiser eigenhändig den Brief übergeben und kameradschaftlich mit ihm gesprochen. Coignet ist sich seiner Auszeichnung, seiner bedeutenden Mission bewußt, Stolz und Liebe zum großen Kaiser erfüllen ihn ganz, lassen ihn alle Strapazen und Gefahren überwinden. Bis er endlich, am Bestimmungsort angelangt, erkennen muß, daß alles nur Lug und Trug war, daß er als kleines Werkzeug großer Pläne achtlos von Napoleon dem Tode preisgegeben wurde. O diese Seelenkämpfe, die er durchmacht, während er, seines Pferdes beraubt, halbtot vor Frost und Hunger umherirrt und sich sein Wahn in Erkenntnis, seine Liebe in Haß verwandelt! Töten möchte er diesen Massenmörder, der Hunderttausende seinem Ehrgeiz opfert! Da — stößt er aufs Hauptquartier und auf den Kaiser. Schon ist die zitternde Hand Coignets heimlich nach seiner Satteltasche gekrochen, wo die Pistole steckt, da heftet der Kaiser das Auge auf ihn, erkennend, wissend, und — er redet ihn gütig an. Was geschieht? Als der Kaiser im Schlitten davonfährt, flackert es auch aus der Kehle des kleinen Leutnants hervor: „Vive l'empereur!“ und ohnmächtig bricht er zusammen. Die künstlerisch bedeutende Erzählung ist auch als psychologische Studie von beträchtlichem Wert.

Eine neue Begabung begrüßen wir in Hugo Marti. Ein Deutschschweizer, dessen Erstlingsroman seltsamerweise in Ostpreußen spielt, der aber Land und Leute jener Fremde mit scharfem Blick erfaßt und mit zeichnerischer Fertigkeit skizziert hat. Das Haus am Haff ist ein altes Gutshaus und in ihm spielt sich eine jener leisen Tragödien ab, die so oft in der Stille einsamer Herrenhöfe (wo Lärm und Hast des Lebens nicht ablenken, nicht zerstreuen), in der Schwermut der Ebene und des gleichmäßigen Wellenrauschens ihren besonderen Nährboden finden. Seit zwei Jahren ist stud. jur. Klaus, der Neffe des Besitzers, nicht daheim gewesen; als er jetzt zurückkehrt, findet er seine noch schöne und junge Tante leidend — nicht nur körperlich. Ihre Ehe ist ein stilles Nebeneinander anständiger Menschen, die im Grunde nicht zueinander passen, aber mit zarter Rücksicht diesen Riß verschleiern und gegenseitig Freunde bleiben. Wie Klaus, nach der ausgelassenen Studentenzeit in Berlin, hier nun die Schönheit der Heimat, den herzandrängenden Zauber dieser Landschaft am Haffufer als ein Geschenk erhält und wie nebenher die stille, unbezwingbare Liebe zu der Leidenden, die ihre künstlerische Veranlagung scheu vor dem Gatten verbirgt, wächst und den jungen Schwärmer ins Verderben zieht, das ist straff und sicher, dabei doch mit reinem dichterischen Empfinden hingestellt. Merkwürdig, daß ein Sohn der Alpen die Schlichtheit und Schön-

heit jener Ebene so feinfühlig erfaßt — freilich hat auch sein größerer Landsmann Gottfried Keller in seinen tiefempfundenen Gedichten auf die märkische Landschaft („Am Tegelsee" usw.) diesen Gegensatz ausgekostet. Nur in einem Punkt sollte Marti achtsamer sein: seine Menschen sprechen noch zu oft Papierdeutsch. Wo man im gewöhnlichen Leben sagt „Horch!" heißt es bei ihm „Lausche!" Mag es an diesem Beispiel genügen; ein so sorgsamer Schriftsteller, der zu unseren Hoffnungen gehört, wird hierin schon selbstkritischer werden.

Weniger befriedigt der neueste Wurf eines alten und wohlbekannten Romanschriftstellers: Walter Bloem. In der Kriminalgeschichtenreihe „Schattenbilder des Lebens" erscheint sein Roman Mörderin? „Der Roman eines Verteidigers". Bloems Vorzüge als Erzähler, insbesondere der: starke äußerliche Wirkungen hervorzurufen, bewährt er auch hier. Der Gatte der schönen Frau Susanne, der erheblich ältere Geheimrat Dr. Mangershausen, hat sich erschossen. Auf die Aussage ihres Dienstmädchens hin wird Susanne verhaftet, sie soll ihren Gatten durch Hypnose bestimmt haben, sich zu ermorden und vorher einen liebevollen Entschuldigungsbrief an sie (der gefunden wird) zu schreiben. Kompliziert wird die Sache dadurch, daß Susanne den Rechtsanwalt Dr. Gerold, den sie liebt und um dessentwillen sie die Tat begangen hat, wie gleich verraten sei, zu ihrem Verteidiger bestellt. Die vielen be- und entlastenden Momente, die sich aus verschiedenen Aussagen und Briefen ergeben, verknüpft Bloem nun zu einem geschickten Gewebe, das den Leser in Atem hält. Der Verteidiger glaubt an die Unschuld seiner Klientin, bis diese ihm unter vier Augen gesteht, daß sie die Tat begangen hat. Er legt trotzdem die Verteidigung nicht nieder. Die große Gerichtsverhandlung, wie zu erwarten der Gipfelpunkt der Erzählung, bringt nun allerhand überraschende Wendungen, die meist zugunsten der Angeklagten ausfallen, bis endlich, als sie eine entscheidende Frage des Staatsanwalts verneint, aus dem Zuschauerraum der Ruf ertönt: „Das lügt sie." Die Gattin des Verteidigers ist es, die so ihrem Haß gegen die Nebenbuhlerin Luft macht, und Frau Susanne muß ihre Schuld eingestehen. Gerold legt natürlich sein Amt als Verteidiger nieder. Sein Stellvertreter, ein berühmter Verteidiger und glänzender Redner, bekommt es fertig, durch eine verzwickte, aber juristisch einleuchtende Auslegung der Gesetzesparagraphen den Freispruch zu erwirken. Aber kaum hat Frau Susanne daheim ihre Tür geöffnet, da öffnet sie auch schon ihre Pulsadern.

Bloem verzichtet auf jede Vertiefung der verschmitzt ertüftelten Fabel, auf jeden dichterischen Zug. Und er bricht dort ab, wo eigentlich erst die psychologische Aufgabe beginnt, da er doch seine Erzählung den „Roman eines Verteidigers" nennt. Was wird aus Gerold, was aus seiner Ehe? Wir erfahren es nicht und der Untertitel bleibt unzutreffend, es ist der Roman einer Mörderin, eine Kriminalgeschichte unter Dutzenden, grell und grob, allerdings knifflig erdacht und flott erzählt, bis auf einige überflüssige Auseinandersetzungen über den Hypnotismus, wozu der Verfasser plötzlich (Seite 279) Gestalten aus der Vorkriegszeit einführt, während noch kurz vorher von dem „neuen Berlin" gesprochen wurde. Hoffentlich schreibt Walter Bloem bald Besseres.

Der begabten Familie der Zobeltitze erwächst auf dem von Hanns und Fedor von Zobeltitz erfolgreich bebauten Felde des Gesellschaftsromans ein vielversprechender Nachkömmling, „Der Fink hat wieder Samen", mit Uhlands altem Greiner zu sprechen. Hans Caspar v. Zobeltitz greift in seinem Roman Die Europag mit erstaunlich kräftiger und sicherer Hand einen Stoff aus der Inflationszeit und baut ihn regelrecht nach den architektonischen Gesetzen der guten Erzählungskunst auf. Es stimmt alles an diesem Bau: jeder Balken, jeder Stein befindet sich am rechten Platz und ein handfestes Dach krönt das Ganze. Eine adlige Familie, im Krieg ruiniert, kommt durch energisches Handeln und Wirken wieder hoch. Der Held, ein Major a. D., springt mutig hinein in den tollen geschäftlichen Wirbel um 1922/23. Er gründet die „Europäische Handelsgesellschaft" und bringt es durch seine Energie, durch seine klaren und weitschauenden Dispositionen so weit, daß er das Ziel seines Lebens erreicht: er kann das verlorene Stammgut seiner Familie wiederkaufen und die schöne Nachbarin heimführen. Auch die übrigen Personen des Romans bis auf einen jungen Fliegerleutnant, der sich nicht umstellen kann, erreichen das rettende Ufer, so daß man „den Roman befriedigt aus der Hand legt", wie ein altes Klischee bei Buchanzeigen besagt. Aber in mehr als einem Punkte befriedigt. Der junge Zobeltitz verfügt über eine höchst anziehende Darstellungsart, forsch, knapp, frisch; jedes Wort sitzt, die Menschen sind scharf umrissen, die Vorgänge geschickt gegliedert, das Thema gut durchkomponiert. Dabei fehlt es dem Verfasser nicht an Herz und dem Mut zu eigener Meinung. Nur ist das Ganze noch zu filmartig in selbständige Bilder zerschnitten, es rollt sich auch zu hastig ab, noch fehlt der ruhige epische Strom. Auch wird der Held uns in einem übernatürlichen leuchtenden Weiß gezeigt, er ist ein Mann ohne Tadel, ein Tausendsassa, der alles kann, alles erreicht und immer Glück hat. Die hübsche Geschichte läuft wie ein Märchen aus: alles geht nach Wunsch. Doch das sind kleine Anfangsmängel, die nicht ins Gewicht fallen; Hauptsache bleibt, daß ein Berufener in die Arena tritt.



Bildnis der Lady Payn Horwarth
Gemälde von Prof. Hanns Pellar



Illustrierte Rundschau

In einem durch die Beigabe von graphischen Blättern geschmückten Buch „Das graphische Jahr“, das Fritz Gurlitt herausgegeben hat, erinnert Edwin Redslob in seinen Ausführungen über den Weg zur Graphik an ein jetzt vierzig Jahre zurückliegendes Vorkommnis, das ziemlich scharf das Verhalten der Sammlerwelt und der großen Menge zu Gegenständen der graphischen Kunst beleuchtet. Als nämlich der Begründer der Gurlittschen Kunsthandlung seine erste Ausstellung veranstaltete, trennte er über Nacht die dem Katalog beigegebene Radierung Klingers wieder heraus, weil er die Roheit nicht ertrug, mit der das „Publikum“ das schöne Blatt knickte, um das Heft in der Tasche unterbringen zu können. Und der Verfasser fügt hinzu: „Wer weiß denn heute mit Graphik umzugehen? Künstlerische Kultur beginnt nicht mit dem Bild, das man sich an die Wand hängt, sondern mit dem graphischen Blatt, das man aufhebt, nicht um damit zu prunken oder zu schmücken, sondern um in ruhigen Stunden mit ihm zusammen zu sein.“

Es gibt in Deutschland zahlreiche Graphiker von hohem Rang, aber die große Menge wußte bisher wenig von ihnen. Ganz allmählich scheint jetzt der Sinn für die feine Schwarzweißkunst zu erwachen. Die Namen der Künstler werden genannt und bekannt, man fängt auch an, sich über technische Einzelheiten des Ätzens und Druckens unterrichten zu lassen. Zu den heute auch in weiteren Kreisen geschätzten Graphikern gehört Rudolf Großmann, 1882 zu Freiburg i. Br. geboren, der mütterlicherseits aus einer alten badischen Malerfamilie stammt. „Schulen besuchte ich nur kurze Zeit,“ erzählt er in seiner Selbstbiographie, „in den Akademien in Karlsruhe und Düsseldorf fiel ich bei den Aufnahmeprüfungen durch; ich suchte meine künstlerischen Expansionen unmittelbar im Leben, kam 1905 nach Paris und blieb dort acht Jahre.“ Großmann gesteht, daß das Café du Dôme dort die größte Anziehungskraft auf ihn ausgeübt habe. Aber daß er in Paris — und später in Berlin und in München — doch auch noch das Handwerkliche seiner Kunst in ernstem Studium erlernt hat, das beweisen die feinen Blätter, die von ihm auf den Ausstellungen der Kunstsalons zu sehen sind. Die Radierung „Skat“ zeigt mit ihren wenigen Linien und Schatten eine meisterliche Zusammenfassung der Gruppe im Raum.



Skat. Radierung von Rudolf Großmann. Aus J. Caspers Kunstausstellung, Berlin W.



Dieser erste Aufschlag unserer Illustrierten Rundschau führt die Windbrettbilder vom Knochenhaueramthaus zu Hildesheim vor. Eine der allerschönsten Städte unseres deutschen Vaterlandes ist unbestritten Hildesheim, und unter seinen ungefähr siebenhundert altertümlichen Häusern, die das Entzücken jedes Besuchers erregen, steht an erster Stelle das berühmte Knochenhaueramthaus. Es ist eins der wenigen Gebäude, die aus der Zeit der Frührenaissance stammen, aus dem Jahre 1529. Der hochragende Giebelbau stellt eine so glänzende Schöpfung deutscher Holzbaukunst dar, daß die Hildesheimer allen Grund haben, stolz darauf zu sein, und ihn für das schönste aller noch bestehenden deutschen Fachwerkhäuser erklären. Sie können sogar dabei das Urteil des Begründers der französischen Denkmalspflege, Viollet le Duc, also jedenfalls eines unvoreingenommenen Fachmannes, für sich in Anspruch nehmen, der dies Gildehaus der Schlächter das schönste Haus der Welt genannt haben soll. Dem seltsamen Reiz, der von dem von Stockwerk zu Stockwerk weiter sich vorkragenden Bauwerk ausgeht, kann sich jedenfalls niemand entziehen; es liegt auch eine jedem sogleich in die Augen springende merkwürdige Harmonie und Symmetrie in diesem Kleinod der Holzarchitektur, die nicht durch die geringste Kleinigkeit gestört wird. Die Erneuerung des 1852 bereits zum Abbruch bestimmten Hauses ist mit einem bewundernswerten Verständnis für das Charakteristische des Ganzen wie jeder Einzelheit durchgeführt worden. Der um Hildesheim überhaupt höchst verdiente Senator Hermann Römer, der auch das ungemein reichhaltige Museum (das nun seinen Namen trägt) begründet hat, setzte es im letzten Augenblick, da schon mit dem Niederreißen begonnen war, durch, daß dies einzigartige Denkmal heimischer Baukunst von der Stadt angekauft und wiederhergestellt wurde. Fast wäre es dann doch noch



Windbrettbilder vom Knochenhaueramthaus zu Hildesheim



durch Feuer für immer vernichtet worden am 1. August 1884; doch gelang es mit äußerster Anstrengung, es wenigstens in seinen Hauptteilen zu retten. Als man es darauf von neuem erstehen ließ, gab man ihm auch den alten Glanz der bunten Bemalung wieder, deren glückliches Gelingen nun vorbildlich und anregend wurde für den allmählich an allen alten Fachwerkhäusern Hildesheims durchgeführten farbigen Anstrich, wodurch die Eigenart der Holzkonstruktion wie auch die Schnitzereien erst so recht zur Geltung kommen. Auch in andern alten Städten nahm



man sich dies Vorgehen vielfach zum Muster. Schon bei der ersten Renovierung schuf der Maler Georg Bergmann die Windbretter, von denen wir einige hier wiedergeben. Diese von köstlichem Humor beseelten Bilder befinden sich über dem großen Torbogen, da, wo das erste Geschoß vorspringt, zwischen den geschnitzten Holzstücken. Der Künstler, am 6. April 1819 zu Celle geboren, lebte nach dem Besuch der Düsseldorfer Akademie bis zu seinem Tode, am 14. Oktober 1870, in Hildesheim. Eins seiner geschichtlichen Bilder „Die letzten Augenblicke Philipps I. von Spanien" hängt im Leipziger Museum, andere, vornehmlich zahlreiche Bildnisse, befinden sich im Privatbesitz und im Hildesheimer Römer-Museum. Im Schlosse zu Walmoden hat Bergmann schöne Wandmalereien ausgeführt. Die berühmten, alten Deckengemälde des Mittelschiffs der Michaeliskirche zu Hildesheim hat er vortrefflich kopiert.

❀ ❀ ❀

Die nächsten Bilder weisen auf einen richtigen Zauberkünstler: Dagobert Peche. Im vorigen Jahre ist er, 45 jährig, gestorben. Auf allen Gebieten der Kunst, des Kunstgewerbes und des Kunsthandwerks ist er tätig gewesen, nach Tausenden zählen seine originellen Einfälle, aber noch immer viel zu früh ist er seinem fleißigen Schaffen entrissen worden. Wie unendlich reich war seine Begabung,



Windbrettbilder vom Knochenhaueramthaus zu Hildesheim







Dosen, graviertes Glas und Fruchtschale
Unten: Ausstellungsecke.



wie unendlich viel Schönes hätte er noch zu bieten gehabt! Es gibt tatsächlich kaum ein Gebiet, auf dem er sich nicht mit Glück betätigt hätte. Er war Salzburger, in Wien studierte er auf der Technischen Hochschule und zugleich an der Akademie. Seit 1914 gehörte er den Wiener Werkstätten an. Wir kennen graziöse Federzeichnungen von ihm, bizarr hingeworfene Muster für Handdruck auf Seide, gravierte Gläser, Keramiken, Silbergefäße, Entwürfe für Tüllstickereien, Möbel, Federschnitzereien. Eine ganz winzige Auswahl aus seinem vielseitigen Schaffen geben die paar Bilder, die wir auf dieser Seite zusammengestellt haben. Es ist gepflegter Geschmack, der sich in allen Stücken ausspricht, eine verwöhnte Hand, die nur mit dem besten Material arbeiten will, ein helles, rasches Auge, das jedes Stück von allen Seiten sieht und alle Linien, Flächen und Überschneidungen harmonisch zu entwickeln weiß.

⌘ ⌘ ⌘

Zu den Bildwerken von Oswald Herzog zunächst ein paar „beruhigende" Worte mit der Bitte um Geduld. Es gibt Ausstellungsbesucher, die noch kaum einen Blick auf eine neue Schöpfung geworfen haben und schon fast zornig ausrufen: „Nein, da kann ich nicht mit!" Höchstens daß sie, um ein ernsteres Urteil gebeten, ihre Abneigung etwa begründen: „So sieht doch nie im Leben eine fliehende Frau aus!" Sie haben ja recht, gewiß, aber — in dem mittleren Bildwerk von Oswald Herzog z. B. soll auch gar keine menschliche Gestalt wiedergegeben werden. Das Bildwerk ist wohl aus der Vorstellung einer in ärgster Hast fliehenden Gestalt entstanden, aber es will nur den Begriff, den Ausdruck des Entfliehens im künstlerischen Bilde festhalten. Noch näher dem ursprünglichen „Modell" steht

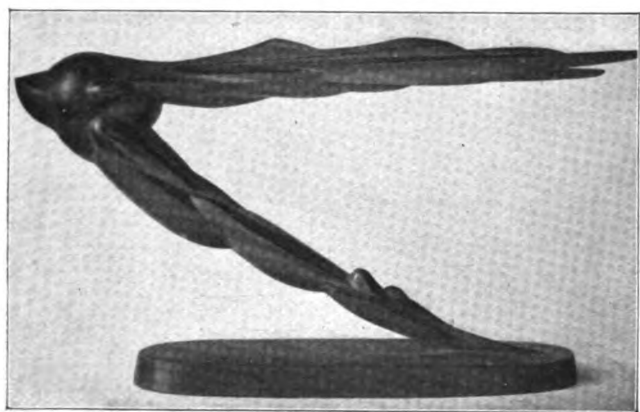


Entwürfe von Dagobert Peche für die Wiener Werkstätten in Wien und Zürich

das Bildwerk „Ekstase“. Auch der auf „alte“ Kunst Eingeschworene wird zugeben müssen, daß hier ein Ausdruck gefunden ist, der etwas Zwingendes besitzt. Daß er sich auf dem Wege solch schrittweiser Annäherung dann auch noch mit dem Bildwerk „Junger Tag“ abfinden wird, dies anzunehmen ist vielleicht verwegen. Aber wenigstens geben ihm die paar Bilder eine kleine Vorstellung von neuen künstlerischen Gedankengängen und Versuchen. Er mag sie — unter all den Hunderten, die ihm zusagen — kritisch betrachten; wenn er dabei den Ernst des künstlerischen Arbeitens entdeckt, so wird schon etwas von seinem ersten Groll abebben ...



Zwei Phantasiekostüme leiten zu dem Münchener Schlußbild über. Unsere Leserinnen sollen keinen Schreck bekommen: wir wollen damit keine neue Mode schaffen. (Bei der Kostbarkeit der hier verwendeten Stoffe würden uns die Herren Ehegatten auch schön auf den Kopf kommen!) Aber ebenso wie man sich die Modepracht eines Schaustücks auf der Bühne gelegentlich einmal gern ansieht, so schwelgt man auch hier ein Weilchen in dem künstlerischen Zusammenklang von herrlichen Stoffen und schönen Linien — wobei aber sofort ganz ehrlich zugegeben sei, daß beide Kostüme für eine junge Hausfrau und Mutter nicht eben praktisch sind und auch im Ballsaal eine gewisse Platzfurcht schaffen dürften ...



Die „Münchnerin“ ist keine andere als die berühmte Schauspielerin Klara Ziegler. Sie ist für das Hofbräu-München, das die Durchreisenden besonders gründlich kennen zu lernen suchen, nicht der eigentliche Münchner Typ. Da hätte das Schützenlies'l eher hergepaßt. Aber es handelt sich in dem schönen Werk, auf das wir hier hinweisen möchten, um ein gehobenes München, um jene kulturdurchtränkte Stadt, die unter kunstsinnigen und freigebigen Königen und unter der Führung erster deutscher Künstler den schönsten Ausdruck deutschen Wesens und deutschen Strebens fand. Unser Mitarbeiter Georg Jacob Wolf hat den stattlichen Band, dem wir das Bildnis der klassischen Heroine entnehmen, bei Franz Hanfstaengl, München, erscheinen lassen. „Die Münchnerin, Kultur- und Sittenbilder aus dem alten und neuen München“, lautet der Titel. Das Werk enthält zweihundert Abbildungen, ist vornehm ausgestattet und darf allen München-Reisenden als schönstes „Mitbringsel“ empfohlen werden. Es wird ganz sicher länger Freude bereiten als ein Hofbräukrügel.

Ein geschätzter, aber sehr selten gewordener Meister des siebzehnten Jahrhunderts, Jacob Ochterfelt, eröffnet die Reihe der Kunst-



Oben: Ekstase. Mitte: Entfliehen. Unten: Junger Tag. Bildwerke von Oswald Herzog



Phantasiekostüm. Aufnahme Lipnitzki

beilagen dieses Heftes mit seinem feinkomponierten Gemälde „Liebespaar". Ochterfelt ist vor 1710, wahrscheinlich in Rotterdam, geboren. Er soll als Schüler von Berghem begonnen haben; seine Ausbildung hat er offensichtlich an den Werken von Metsu und Terborch vollendet. In Deutschland gibt es nur wenig Werke von ihm. Die Galerien von Berlin, Dresden, Frankfurt, Karlsruhe, Köln und Leipzig besitzen einige. — Hans Holzmüllers Gemälde „Anfang des Ackerbaues bei den alten Germanen" ist nicht nur stark im Vorgang, in der Beherrschung der Bewegung von Tier und Mensch, sondern besonders wirkungsvoll durch die Profilierung gegen den sturmbewegten Himmel. Man ahnt Tiefe und Weite hinter dem Hügel, auf dessen Kuppe die schwere Arbeit geschieht. — Ein Neuer in unsern Heften ist Otto Lange mit seinem fesselnden Segelbild. Der Künstler ist 1879 in Dresden geboren. Er lernte zuerst praktisch als Dekorationsmaler und besuchte dann die Dresdener Kunstgewerbeschule und Kunstakademie. Auf der Akademie war er Meisterschüler von Professor Gußmann. Einige Jahre war er als Lehrer für dekorative Malerei und Graphik an der Bromberger Kunstgewerbeschule angestellt. Als Bromberg polnisch wurde, kehrte er wieder nach Dresden zurück. — Der stets auf Formschönheit



Phantasiekostüm. Aufnahme Lipnitzki

und Körperadel bedachte Bildhauer Professor Ernst Seger, die Maler Professor Ferdinand Dorsch, Hans Seyppel, der vielversprechende junge Düsseldorfer und vor allem der Porträtist der schönen und eleganten Frau, Professor Hanns Pellar, sind unsern Freunden längst vertraut.

Stübners „Goldoni" führt eine amüsante Szene aus der Komödie „Das Kaffeehaus" des italienischen Dichters vor. Der Künstler zeigt sie, wie man sie zu Goldonis Zeit gespielt hat, deren Geist zu erfassen auch der moderne Regisseur bestrebt ist — freilich meistens ohne Erfolg. —

Unseren drei preisgekrönten Novellen — „Das wahre Gesicht" von Friede H. Kraze, „Der Bauernrichter" von Oskar Jellinek, „Der Vater" von Wolfgang Goetz — wünschen wir von Herzen eine recht gute Aufnahme bei unseren Freunden. Ihre Veröffentlichung geschieht in der Reihenfolge der Einlaufziffer beim Wettbewerb. Ein Viertelhundert Novellen, die von den Preisrichtern für den Ankauf empfohlen waren, folgen dann ohne Pause!

❀ ❀ ❀

Die wachsende Auflage unserer Hefte fordert eine fast von einem Monat zum andern größer zu bemessende Frist für die Herstellung. Die mehrfarbigen Bogen gehen viermal durch



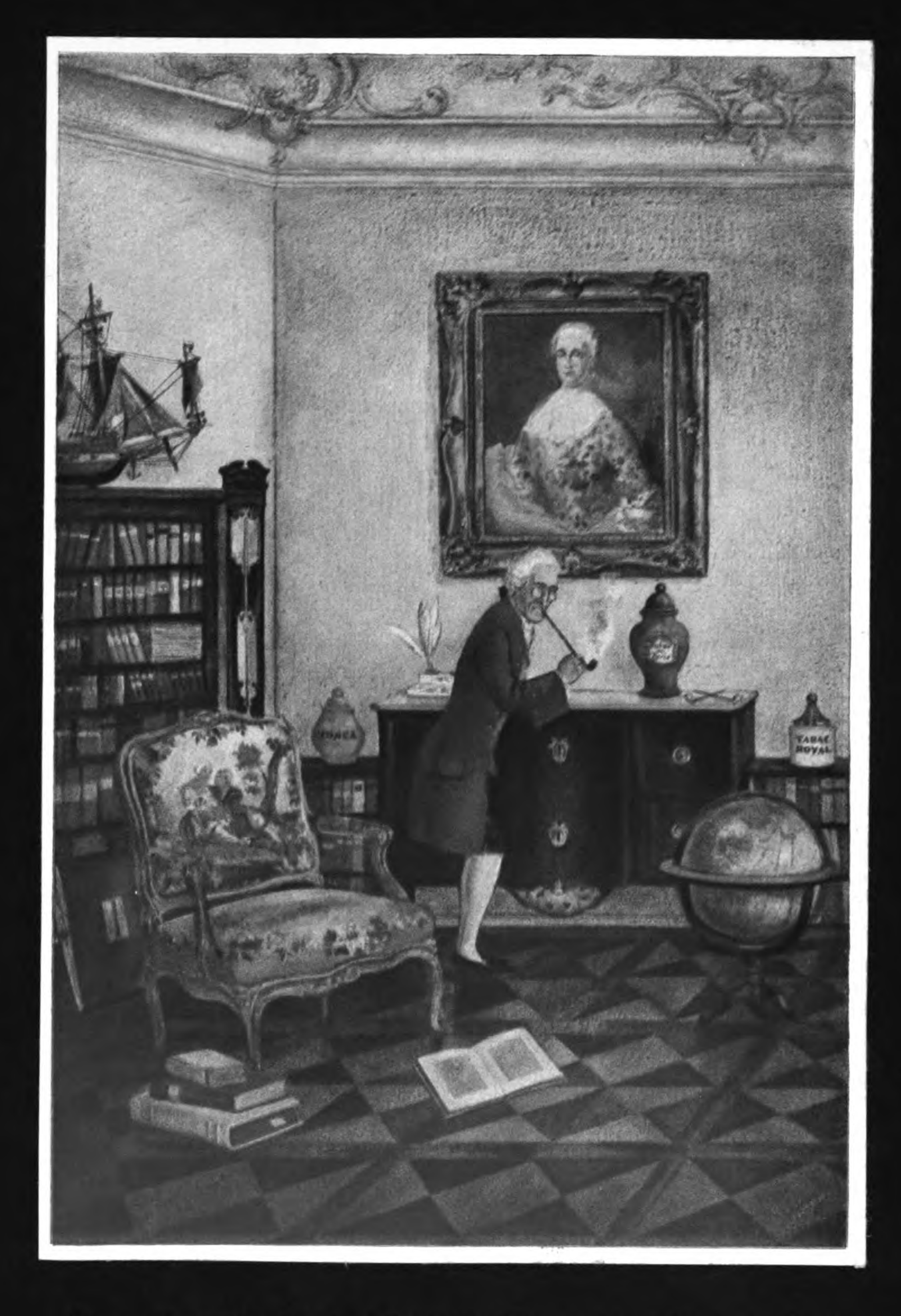
Die Schauspielerin Klara Ziegler. Aus ‚Die Münchnerin.‘ Von Dr. Georg Jacob Wolf (Verlag von Franz Hanfstaengl, München)

die Maschine — eine Riesenauflage würde innerhalb eines Vierteljahrs gar nicht auszudrucken sein, wenn nicht mehrere Maschinen zu gleicher Zeit arbeiteten. Dieses Märzheft mußte z. B. schon Mitte Dezember zum Satz wandern. Nun bleibt der Schriftleitung aber noch eine Möglichkeit, um aktuelle Themen vor dem Veralten zu schützen: sie schiebt die betreffenden Aufsätze in den Anzeigenteil, der vier bis sechs Wochen später druckfertig gemacht wird. Unsere Leser finden also einen kleineren redaktionellen Teil in dem rückwärtigen Anzeigenanhang unter dem Titel „Der Beobachter“.

H. G.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin
Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Ein gelehrter Raucher das Land Virginien auf dem Globus suchend
Gemälde von Erich M. Simon



Der Bauernrichter

Preisgekrönte Novelle von Oskar Jellinek

Das ganze Dorf war in Aufruhr. Heute früh hatte man den alten Sima in seinem Bett ermordet aufgefunden, und soeben war sein Neffe, der Quirin Michalek, als des Mordes dringend verdächtig, dem Gerichte eingeliefert worden.

Auf der breiten, glühenden Dorfstraße, die sonst in dieser frühen Nachmittagsstunde in tiefstem Frieden dalag, standen, trotz der Erntezeit, gruppenweise die Männer und Weiber mit ihren Sensen und Sicheln und nahmen für und wider Quirin leidenschaftlich Partei. Viele teilten den Schuldverdacht. Das hing gewiß auch mit den konkreten Umständen des Falles zusammen. Aber ein solcher Nichtstuer und Tagedieb, ein solcher Haderlak, wie der Bauer Stepan den Quirin nannte, und wie auch der Ermordete, sein Oheim, ihn oft genannt hatte, wird eben von zähen, fleißigen Leuten von vorneherein scheel angesehen, besonders, wenn er ihren Weibern zu gut gefällt — und gar manche von ihnen ihm.

Diese Eifersucht, dieser geheime Neid auf sein Temperament, seine Sorglosigkeit, seine sang- und trunkfrohe Laune und sein leichtes, nur allzuwenig gezügeltes Blut trug wesentlich dazu bei, daß die Verdachtsgründe von manchen gierig aufgegriffen und vertieft, die Gegengründe aber um so unwilliger angehört wurden, als auch sie nicht von der Hand zu weisen waren. Aber wenn auch bei manchem der Wunsch, daß diese fatale Geschichte den Liebäugler und Harmonikaspieler den Kopf kosten möge, eine gewisse Rolle spielte, so hatte doch Stepan unleugbar recht, wenn er, sein etwas lahmes Bein an die Sense lehnend, schrie, es habe erstens an dem Tode des Sima niemand ein größeres Interesse gehabt als der Quirin Michalek, den der Verstorbene als seinen einzigen Verwandten bekanntlich zum Erben eingesetzt habe; es sei zweitens erwiesen, daß Michalek diese Nacht weder zu Hause noch im Wirtshaus zubrachte, denn der Gendarm selbst sei ihm begegnet, wie er beim Morgengrauen in seine Hütte schlüpfte, aber im Wirtshause habe ihn — eine Seltenheit, sakra! — niemand gesehen. Drittens aber sei dem Quirin eine solche Tat wohl zuzutrauen, denn, abgesehen von allem anderen, sei er doch schon einmal wegen einer Messerstecherei im Kerker gesessen. „No also, no also!“ fügte er triumphierend hinzu. Und derselben Meinung waren Thomas Schidlo, Karel Mikyška und Franto Buchta und wie sie alle hießen — gar nicht zu reden davon, daß Schidlo vom Gendarm aufgefordert worden war, pünktlich um vier Uhr bei Gericht zu erscheinen, um zu bezeugen, daß der Quirin einmal zu ihm gesagt habe, wenn der Alte nur endlich krepieren wollte, dann hätte er sein Feld, seine vier Kühe, seine sechs Schafe und seine Ziegen, und dann würde man schon sehen, wie er arbeiten könne. Aber als Knecht beim Stepan zu schuften oder beim Sykora — das freue ihn halt nicht!

Schidlo, der seinen Sonntagsanzug angelegt hatte, bildete bald den Mittelpunkt einer eigenen Gruppe, die immer größer wurde.

„Aber der Rastelbinder, der Slowak!“ rief eine grelle Frauenstimme. Ja, das war allerdings richtig. In den letzten zwei Tagen hatte sich ein slowakischer Rastelbinder im Dorfe aufgehalten, der hier und dort Kessel und Töpfe in Ordnung brachte und gestern abend verschwunden war. Dem alten Sima, den man mit durchstochener Kehle aufgefunden hatte, war nichts geraubt worden, außer seiner

schweren, silbernen Uhr, und es war doch nicht anzunehmen, daß Quirin ihm diese Uhr, die überdies jeder im Dorfe kannte, geraubt habe, da er doch ohnedies Erbe des Ganzen war!

„Aber wenn es der Rastelbinder gewesen ist, der hätt' ihm doch mehr genommen als nur die Uhr!" rief Franko Buchta.

„Wer kann glauben, daß der Quirin einem die Kehle durchsticht?!" riefen die Frauen. Erregt fuchtelten volle Arme vor den mageren Gesichtern der Männer umher. Er war doch so gutmütig, der Quirin, so weich, so zärtlich. Wie er nur mit Kindern spielte und mit Hunden und Katzen! Er war doch so zärtlich ...

„Und sein Jähzorn?"

„Jesus, Maria und Joseph! Jähzornig seid's ihr doch alle! Und den Pavlik hat er doch nur niedergestochen, weil der seine verstorbene Mutter beschimpft hat. Wenn sie auch keine Heilige war — er ist halt ihr Sohn. Und es war eher schön von ihm! Und der Pavlik ist doch wieder gesund geworden!"

So riefen und gestikulierten sie durcheinander. Nur die hübsche, zierliche Stepan und die sommersprossige Anuschka, die Magd des alten Sykora, schwiegen: jene, um ihren eifersüchtigen Mann nicht zu reizen, diese, weil sie den Quirin unglücklich liebte und nicht verlacht werden wollte. Rote und blaue Röcke gerieten in Bewegung, bunte Blusen strafften sich, magere Zeigefinger erhoben sich verneinend, kahle Schädel nickten sonor oder wackelten nach rechts und nach links. Man darf nicht vergessen, daß noch keine Viertelstunde vergangen war, seit durch das gaffende Dorf die beiden Gendarmen den Quirin geführt hatten, der noch immer einherschritt, als wäre er frei, federnden Ganges, die Soldatenmütze kühn auf den dunklen Locken — nur, daß aus seinem sonst blühenden Antlitz jeder Blutstropfen gewichen schien.

Aber plötzlich begann die allgemeine Erregung zu verebben, Männer und Frauen verstummten allmählich. So wie der Wind, der eben noch die Ähren bewegt hat, plötzlich von einer schwülen Stille abgelöst wird, so verbreitete sich Schweigen und Starre von Gruppe zu Gruppe. Ja die Gruppen traten auseinander und wandelten sich fast in ein Spalier. Der Richter mit seinem Schreiber schritt durch die Reihen.

Der Richter, ein schmächtiger Mann mittleren Alters, kehrte vom Lokalaugenschein in der Wohnung des Ermordeten zurück und befand sich auf dem Wege ins Gerichtsgebäude. Trotz der Hitze trug er, wie immer, einen langen, schwarzen Rock, dazu jedoch eine rote Bauernweste und eine breite, weiße Halsbinde, darin eine Nadel mit einem goldenen Geierkopf befestigt war. Während der dicke Schreiber Blahy mit seinen listigen Augen nach rechts und nach links lachte, erwiderte der Richter die stummen oder gemurmelten Grüße der Bauern schweigend, ohne sie anzusehen. Er schien seines Weges zu gehen, kalt und unberührt, wie das Gesetz.

So kannten, so fürchteten ihn die Bauern seit vielen Jahren. Kaum einer unter ihnen, der nicht wenigstens mittelbar, durch den Bruder oder die Liebste, seine Schärfe erfahren hatte. Wahrlich, nicht immer war Thomas Schidlo vor ihm in der angenehmen Rolle eines Zeugen gestanden, und dem Franko Buchta lag noch der Monat Gefängnis in den Gliedern, dazu ihn der Richter einer harmlosen Wirtshausrauferei wegen verurteilt hatte. Und er war ja nicht nur Herr über ihre Übertretungen, sondern auch über ihre Verbrechen. Wohl urteilte über diese das Kreisgericht in der Stadt, aber die Untersuchung führte er. Und wie er sie führte, davon wußte mancher ein Lied zu singen, aber, bei Gott, kein solches, wie man's beim Erntetanz hört. Und als er jetzt durch ihre Reihen hindurchgeschritten war, den Schwaden ihrer Gerüchte und Meinungen gleichsam mit einem Stahle durchschneidend, da bildeten sie plötzlich alle nur e i n e Partei. Denn auch diejenigen, die von Quirins Schuld überzeugt waren, und selbst solche, die ihn überdies nicht leiden mochten, spürten, daß er in jedem Blutstropfen mehr zu ihnen gehöre, als jene fremde Macht, die sich anschickte, gegen ihn des Amtes zu walten. Und, wie auf einen inneren Befehl, schlossen sich alle zu einem Haufen zusammen, und der alte Sykora, den mächtigen Körper an die blau-weiße Wand seines Hauses gestemmt, sprach ihnen aus dem Herzen, als er, die Faust nach dem kaum verschwundenen Richter ballend, ausrief: „Der wird ihn zwikken — der Weynar!" Und alle wiederholten es, laut, leise oder im stillen: „Der wird ihn zwicken — sakra!" Aber keiner, der Stepan etwa ausgenommen, meinte es höhnisch.

Dann gingen sie langsam an ihre Arbeit. Allmählich tauchten in den goldenen Feldern die gewohnten blauen, roten, weißen Gestalten auf und Sense und Sichel traten in ihr ewiges Recht. Aber während schon die Ähren dahinsanken, von der Sichel noch im Tode liebkost, dachten noch viele daran, wie jetzt ein fremdes Messer gelegt ward an die Wurzel eines der Ihren. Und noch immer flogen Worte hin und her, wie: „Die Uhr! Die Kehle! Der Slowak!", bis auch diese verstummten und nur mehr das Niederrauschen des Erntesegens hörbar war auf dieser weiten, fruchtbaren mährischen Erde.

*

Der Richter Rafael Weynar begann, nachdem er sein Büro betreten hatte, sofort die Amtshandlung. Er legte das an Ort und Stelle aufgenommene Protokoll mit dem Gerichtsarzt, demzufolge die tödliche Verwundung des Sima etwa zwischen zwölf und zwei Uhr nachts erfolgt war, zu den Akten. Dann ließ er den Gendarm rufen.

Der Gendarm Večera, ein kräftiger, etwas vollblütiger Mann, bestätigte und ergänzte den Inhalt seiner schriftlichen Anzeige. Beim Morgengrauen, etwa zwischen vier und fünf Uhr, sei er, von einem privaten Ausgang zurückkehrend, an der bekannten verwahrlosten Hütte des Quirin vorübergegangen und habe diesen erblickt, wie er gerade hastig hineinschlüpfen wollte. Die Begegnung sei dem Quirin sichtlich unangenehm gewesen, denn als Večera ihm ins Gesicht leuchtete, habe er den Kopf rasch weggedreht. Später, bei der Verhaftung, nach seinem nächtlichen Verbleib gefragt, habe er sich in schwere Widersprüche verwickelt. „Zuerst, Herr Richter, hat er frech behauptet, daß er im Wirtshaus gewesen ist, und wie ich ihm vorgehalten hab', daß nach meinen Erkundigungen ihn dort niemand gesehen hat, wollt' er mir einreden, daß er irgendwo Harmonika gespielt hat, aber er wisse nicht mehr wo, weil er betrunken gewesen sei. Er war aber nicht betrunken, Herr Richter, und die Harmonika hätt' ich doch sehen müssen, wenn er sie bei sich gehabt hätt'." Der Richter stellte ferner fest, daß die Uhr des Ermordeten in Quirins Hütte nicht gefunden wurde und daß ein gewaltsam geöffneter Kasten im Zimmer des Sima darauf schließen lasse, der Mörder habe noch mehr rauben wollen, jedoch aus Angst, ertappt zu werden, seine Beute voreilig im Stiche gelassen. Worauf der Gendarm meldete, man habe wegen allfälliger Ergreifung des Slowaken mit den Gendarmerien der Nachbarorte bereits das Einvernehmen gepflogen und überdies sei sein Kamerad, der Gendarm Malik, soeben damit beschäftigt, die Umgegend des Tatortes abzusuchen, ob sich nicht eine Spur finde. (Fußspuren hatte der von der Sonne ausgedörrte Boden natürlich nicht gezeigt.) Es sei ja möglich, daß Quirin, dem es bekanntlich nicht an Schlauheit fehle, die Uhr genommen habe, um den Verdacht von sich abzulenken. Die Uhr finde sich vielleicht irgendwo im Gras oder Gebüsch. Der Richter pflichtete dieser Anschauung durchaus bei. Er protokollierte alle Umstände genau, wobei er Belastendes durch die Wortstellung geschickt hervorhob. Sodann vernahm er die übrigen Zeugen.

Er stellte durch den Zeugen Schiblo fest: Michalek hat die Äußerung, der Alte möge krepieren, damit er endlich seinen Besitz antreten könne, nicht etwa betrunken im Wirtshaus, sondern nüchtern am hellichten Tage gemacht, als er, wie so oft, im Graben bei den Hetschepetschbüschen sich sonnte. Auch zu Mikyška hat er eine ähnliche Äußerung getan.

Der Richter ließ den Mikyška durch den Amtsdiener holen und vernahm inzwischen den alten Mraz, den Knecht, Freund und Altersgenossen des Getöteten. Aus seiner Einvernahme — er sagte zitternd und oft von Schluchzen unterbrochen aus — ging hervor: So oft der Quirin zu seinem Oheim kam — und er kam oft, da er oft Geld brauchte — gab es erbitterten Streit. Denn der Alte weigerte sich stets hartnäckig, ihm welches zu geben, und hielt ihm seine Arbeitsscheu in heftigen Ausdrücken vor, auf die Quirin ebenso heftig erwiderte. Wenn Sima ihn aufforderte, auf dem Felde mitzuarbeiten, antwortete Quirin, er werde ein guter Bauer sein, wenn das Feld einmal ihm gehöre, aber zum Knecht sei er halt nicht geboren. Mitunter erhielt er von Sima einen kleinen Betrag. Angst vor dem Quirin hat der Sima wohl nie geäußert, aber er, Mraz, hat immer befürchtet, daß der Quirin seinem dobrému panu, seinem guten Herrn, etwas antun werde.

Dann erschien Mikyška und bestätigte, daß Quirin auch ihm einmal gesagt habe, wenn der Alte endlich krepieren wollte, dann wäre er endlich ein Bauer und dann würde das Dorf staunen!

Und nun befahl der Richter dem Schreiber Blahy, die Vorführung des Beschuldigten Quirin Michalek aus der Haft zu veranlassen. Weynar blieb allein zurück. Seine Züge waren blaß und gespannt. Er trat ans Fenster, vor seinem Blick lagen die gesegneten Felder. Mitten in der fruchtenden Fülle bewegten sich, sie beherrschend, die roten, blauen und weißen Gestalten mit Kraft und Anmut. Ihr Neigen und Ausholen, ihre sicheren Gebärden beim Mähen, Binden, Aufladen bildeten eine naturwüchsige Einheit mit dem Boden, auf dem sie standen. O, er kannte dieses Bild, kannte es allzugut, und es erfüllte ihn immer wieder mit schneidender Bitterkeit. Als Sohn des Notars im Dorfe aufgewachsen, trug er nach der Kraft und Selbstverständlichkeit des bäuerlichen Lebens von Jugend auf eine unbefriedigte Sehnsucht. Die Bauernbuben aber hatten ihn, den zukünftigen Studierten, schon in der Schule als einen Fremden betrachtet, und seine Schwächlichkeit und Ungeschicklichkeit schloß ihn von ihren Spielen aus oder machte ihn dabei zum Gespött. Ob sie auf den Händen gingen, flache Steine in den Teich warfen, Äpfel von den mondhellen Bäumen stahlen oder nach Mädchenzöpfen

griffen — ihm war nicht gegeben mitzutun. „Krüppel, Krispindel!“ hörte er sie oft hinter sich her rufen. Einmal überfielen sie ihn ohne jeden Anlaß und bleuten ihn durch. Aber seinem ohnmächtigen Zorn gesellte sich die Bewunderung ihrer Fäuste. Als es das nächstemal galt, einen alten Mühlstein zu heben, tat er mit. Doch er überanstrengte sich und stürzte bewußtlos zusammen. Damals war auch der Quirin zugegen gewesen, der, obwohl jünger als er, die Last des Mühlsteins spielend heben half. Später, wenn er von den höheren Schulen zu den Ferien heimkam, sah er immer schärfer, empfand er immer quälender, daß der Boden der Heimat den Händen gehörte, die ihn betreuten, und nicht einem mit Satzungen vollgepfropften Hirn. Aber gerade deshalb konnte er kaum den Augenblick erwarten, da er für immer hierher zurückkehren werde. Der bohrende, durch lange Hemmungen gesteigerte Trieb, in seiner Art so stark zu werden, wie sie, wurde zum Grundgefühl seines Lebens und wies ihn gebieterisch hierher, auf seinen natürlichen Kampfboden. Hier wollte er sich behaupten, hier sich beweisen, hier, im Angesicht all der dampfenden Kraft, die ihn stets als Fremdkörper betrachtet hatte, zeigen, wer er war! Aber zur Befriedigung dieser unstillbaren Lust langte ein so harmloses Amt, wie das Notariat des früh verstorbenen Vaters, wahrlich nicht. Heißer, packender, entscheidender wollte er mit denen zu tun haben, deren Wurf und Samen die Erde der Heimat zu Gnaden annahm, Jahr für Jahr. Eingreifen wollte er in ihr Schicksal, sich mit ihnen messen — das wollte er. Wie sie Herren waren über den Boden, wollte er Herr sein über sie! So wurde er Richter. Und wie sie Furchen zogen in die Erde, zog er Furchen, tiefe Furchen in ihr Leben. Das Gesetz ward seine Egge, die Strafe sein Pflug.

Weynar verließ das Fenster, wandte sich wieder zum Schreibtisch und warf einen scharfen Blick auf das Protokoll. Der Schein sprach so stark gegen diesen Michalek, daß er sich freute. Er traute ihm übrigens wirklich zu, die Uhr nur deshalb genommen, den Kasten nur deshalb geöffnet zu haben, um den Verdacht auf einen Fremden, zur Erbschaft nicht Berufenen abzulenken. Weynar setzte sich, rückte den Zwicker und überlegte. Aber vor alle Überlegungen trat die ranke Gestalt des Beschuldigten, wie er sie von Jugend auf kannte. Er hatte die Existenz dieses Burschen stets als die frechste Herausforderung empfunden. Verschwenderisch hatte den die Natur mit Kraft und Biegsamkeit begabt und er schien in steter Umarmung mit dem Leben begriffen, rücklings oder bäuchlings auf der fetten Erde liegend oder an Weiberfenstern geheime Einverständnisse flüsternd, im Vollgenusse eines arbeitslosen Daseins, das den Tisch der Heimat immer reichlich gedeckt fand. Aber nun hatte das Schicksal ihn ereilt! Weynar konnte das Verhör mit ihm kaum erwarten. Leider fühlte er sich etwas ermüdet. Er hatte die ganze Nacht in der Bahn verbracht, denn er war gestern in der Hauptstadt beim Präsidenten gewesen. Ratstitel und Beförderung standen ihm bevor, und er wollte verhindern, daß man ihn bei dieser Gelegenheit an einen anderen Ort versetze. Tatsächlich erwirkte er, daß man ihm den Posten seines krankheitshalber beurlaubten und pensionsreifen Vorstandes in Aussicht stellte. Er besaß nicht die beneidenswerte Fähigkeit, im Zuge so fest und tief zu schlafen, wie der lahme Stepan, der im gleichen Coupé mit ihm fuhr, und so war er denn gegen Morgen ziemlich gerädert hier angekommen. Beim Betreten des Gerichtsgebäudes hatte er gleichwohl, vielleicht infolge eines kühlen Bades, die alte Spannkraft gespürt. Jetzt, am Spätnachmittag, ließ sie nach. Seine Züge strafften sich aber, als er nahende Schritte vernahm. Im nächsten Augenblick trat, vom Aufseher und von Blahy gefolgt, Quirin ein.

Der Richter betrachtete ihn aufmerksam und stellte mit Befriedigung den Ausdruck der Angst auf seinem Antlitz fest. Der lockere Quirin zitterte ein wenig. Weynar riet ihm zunächst, ein reumütiges Geständnis abzulegen, was nach der Sachlage das Vernünftigste wäre und auf die Geschworenen gewiß einen guten Eindruck machen würde. Quirin beteuerte hoch und heilig seine Unschuld. Weynar hielt ihm die Aussagen der Zeugen vor. Quirin gab freimütig zu, daß er mit seinem Oheim oft Streit hatte, da dieser sehr geizig war und nicht einsehen wollte, daß er seinem einzigen Verwandten schon bei Lebzeiten etwas zukommen lassen sollte. An die von Schiblo und Mikyška bezeugten Äußerungen erinnere er sich wohl nicht, gebe sie aber als möglich zu. Mein Gott und Herr, man spricht manches, wie der Tag lang ist, aber deshalb ist man doch noch kein Mörder — nein, nein, bei Christi Schmerzen und Seligkeit nicht! Er habe doch noch niemals einem Menschen etwas zu Leide getan! „Das stimmt nicht ganz, lieber Quirin,“ sagte Weynar überlegen, „hast du den Pavlik vergessen — ist das kein Mensch?“ — „Aber, pane Richter, pane Richter, um Gottes willen, das war doch etwas anderes. Er hat gesagt, daß meine selige Mutter eine Dirne gewesen ist und daß ich ein Hurensohn bin — no, da hab' ich ihm halt eins gegeben. Aber er ist doch längst wieder gesund!“ — „Jedenfalls, lieber Quirin,

ist durch dich schon Blut geflossen und du bist deshalb sechs Monate im Kerker gesessen, nicht wahr?" Das war nun allerdings richtig, und mit zitternder Hand drehte Quirin an seinem immer noch aufgezwirbelten Bärtchen. Diese sechs Monate waren die grauenvollste Zeit seines Lebens.

„Aber nun zur Hauptsache!" Der Richter ließ absichtlich eine Pause eintreten und blätterte in den Akten. Blahys Feder flog über das Papier, der Aufseher schnaufte ein wenig. „Nun zur Hauptsache. Wo bist du denn heute nacht gewesen, lieber Quirin?" Quirin schwieg und blickte zu Boden. Seine leicht geschlitzten Augen schienen von den Lidern ganz bedeckt. „Nun? Warst du vielleicht, was ja vorkommen soll, im Wirtshaus?" — „Nein, Herr Richter." — „Warum hast du es dann dem Gendarm gesagt?" — „Im ersten Schrecken über meine Verhaftung, pane Richter — nur im ersten Schrecken." — „Ja, daß du erschrocken bist, glaub' ich dir schon, du wirst schon deine Gründe dazu gehabt haben, aber du hast dann auch gesagt, daß du bei einem Freund Harmonika gespielt hast, nur hättest du gerade vergessen, bei welchem — vermutlich, weil du so viele Freunde hast, nicht wahr? Hältst du diese lächerliche Ausrede aufrecht?" Quirin hob den Blick. „Nein, Herr Richter, ich hab' nicht Harmonika gespielt." — „Also, wo warst du?" — „Das kann ich nicht sagen." Er sah zur Seite. „Warum nicht?" — „Ich kann nicht." — „Mußtest du vielleicht plötzlich beichten gehen?" Quirin schwieg. „Du willst es also nicht sagen?" — „Ich — kann nicht!" — „Ja," rief der Richter und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, „du kannst nicht und du willst nicht — weil du nämlich beim alten Sima gewesen bist und ihn ermordet hast!" Quirin zuckte zusammen. „Ich bin unschuldig, Herr Richter, bei der heiligen Jungfrau, ich hab's nicht getan!" — „Sag' mir lieber, wo du warst, wenn du so unschuldig bist, wie die heilige Jungfrau!" — „Das kann ich nicht — das darf ich nicht!" rief Quirin gequält. — „So — du darfst nicht? Ja, warum denn nicht? Es geht doch um dein Leben! Blahy, haben Sie alles genau protokolliert?" — „Jawohl, Herr Richter."

Quirins breite und elastische Brust hob und senkte sich. Es kam ihm zum erstenmal zum Bewußtsein, daß es nicht um ein paar Monate Kerkerhaft ging, sondern um sein Leben, dieses herrliche, blühende, lockende Leben, von dem er — sakra! — vielleicht Abschied nehmen mußte für ewig! Aber er schwieg. Weynar schaute ihn fest an und begegnete sekundenlang dem Blick dieses rattenfängerischen Auges. Es lag ja durchaus im Bereiche der Möglichkeit, daß Michalek diese Nacht bei einem Weibe verbracht hatte und dessen Namen nicht nennen wollte. Mit solcher Verschwiegenheit hätte der Falott allerdings recht gehabt. In diesem Punkte verstanden die Bauern keinen Spaß. Der Pernota hatte sein Weib, das sich mit einem Soldaten einließ, erschlagen, und der Dubovy einen flüchtenden Liebhaber seiner Frau glatt erschossen und diese an den Haaren durchs Dorf geschleift. Weit eher war aber anzunehmen, daß Michalek seinen Ruf als Weiberheld dazu ausnützte, das Gericht glauben zu machen, er hätte bei einem Weibe geschlafen, etwa bei der kleinen, hübschen Stepan, der Gattin seines gestrigen Reisegefährten, von der der Richter durch seine Frau wußte, daß sie ihren Mann zur Freude des ganzen Dorfes mit Michalek betrüge. Doch lag dies schon einigermaßen zurück. „Quirin, willst du mir einreden, daß du die Nacht bei einem Weibe zugebracht hast?" Mit dieser unverzüglich protokollierten Frage war Quirins Versuch, durch sein Schweigen ein Alibi vorzutäuschen, sofort in die Beleuchtung des Zweifels gerückt. Wie zu erwarten stand, schwieg Quirin auch diesmal. „Du meinst, daß die Geschworenen dein Schweigen würdigen und sagen werden: ‚Der edle Michalek will nur den Namen seiner Geliebten nicht verraten.' Du bist sehr schlau. Aber du irrst!" In der Tat glaubte Weynar nicht, daß dieses Verhalten Quirins zu seiner Entlastung beitragen würde. Immerhin war die Untersuchung auf einen toten Punkt gelangt. Das Schnaufen des Aufsehers machte den Richter nervös.

Da wurde die Türe aufgerissen und Jan Malik, der zweite Gendarm, stürzte herein. Im Gegensatz zu seinem etwas vierschrötigen Kameraden war er sehr behende, lebhaft und findig. Er stürmte auf Weynar los. „Herr Richter, Herr Richter — hier — hier!" Weynar durchfuhr die Befürchtung: Man hat die Spur des Slowaken! Er hat die Uhr verkauft und Malik sie ausfindig gemacht. In der nächsten Minute wird Quirin frei hinaustänzeln und er, Weynar, als Geschlagener auf dem Platze bleiben, ein Schwächling, ein Krüppel von einem Richter in den Augen eines jeden, der die Sense trägt! Doch Malik legte ein blutiges Messer auf den Tisch. „Herr Richter, ich melde, das hab' ich soeben in den Hetschepetschbüschen gefunden, drei Minuten links vom Hause des alten Sima!" Mit jähem Griff packte Weynar das Messer. Es war ein kräftiges Schnappmesser, wie es jeder Bauer zum Brotschneiden bei sich trug. Der Kaufmann Oppenheim hatte eine ganze Lade voll solcher Messer, und auch in der ganzen Gegend, ja wahrscheinlich im ganzen Land,

waren sie im Gebrauch. Dieses hier war weder besonders neu, noch besonders alt. Selbstverständlich konnte auch der Rastelbinder ein solches besessen und nach der Tat ins Gebüsch geworfen haben. Aber Weynar hielt das Messer mit funkelnden Augen dem Quirin entgegen. „Quirin, dieses Messer mit den jungen Blutspuren hat der Herr Gendarm in den Hetschepetschbüschchen gefunden, deinem Lieblingsaufenthalt! Was sagst du dazu?"

„Das ist nicht mein Messer," sagte Quirin und lächelte. „Mein Messer —" Er griff nach hinten in den Hosensack.

„Also zeig' mir dein Messer!"

Aber Quirins Hand kam leer zurück. Sie bebte. Unter der Bräune seiner Wangen schien das Blut zu entweichen. Hastig suchte er in allen Taschen.

„Wo ist also dein Messer?"

„Ich — ich — find' es nicht. Ich — muß es verloren haben, pane Richter!"

„Gerade heute. Merkwürdig. Oder ist es dir," fügte er ironisch hinzu, „vielleicht hier abgenommen worden, wie es eigentlich die Vorschrift ist?"

Der Aufseher schnaufte verlegen und schüttelte den Kopf.

„Das ist nicht mein Messer, pane Richter!" rief Quirin wieder. „In mein Messer hab' ich hier — hier unten am Griff —" er zeigte mit vor Erregung zitternder Hand die Stelle am Mordinstrument — „hab' ich hier am Griff meine Anfangsbuchstaben eingegraben: Ein ‚Qu' und ein ‚M', verschlungen!"

„So, so? Dann ist es besonders bedauerlich, daß du es verloren hast. Ich habe noch keinen von euch jemals ohne Messer gesehen — das muß ich schon sagen. Und ich bin bebekanntlich kein Fremder, sondern ebenfalls hier geboren, lieber Quirin. Aber kannst du mir vielleicht jemand nennen, der dein kunstvolles Monogramm gesehen hat?"

In Quirins Kehle stieg ein hilfloses Schluchzen. Wer sollte es denn gesehen, wem sollte er es denn gezeigt haben? Es war doch nichts Besonderes! „Das ist nicht mein Messer, das ist nicht mein Messer," stieß er wieder hervor, auf die blutige Klinge weisend — „ich schwör's bei meiner Mutter Seligkeit!"

„Laß deine Mutter, Quirin," sagte Weynar, „du hast ihretwegen schon einmal Unannehmlichkeiten gehabt. Dir jedoch" — er erhob sich — „gebe ich folgendes zu bedenken: du hast, wie erwiesen ist, mit deinem Oheim in Feindschaft gelebt, hast, wie erwiesen ist, seinen baldigen Tod herbeigewünscht, und bist, wie erwiesen ist, in dieser Nacht nicht zu Hause gewesen. Zu der Geliebten aber, die du so sorgfältigst verschweigst, gratuliere ich dir. Sie hat" — und seine Stimme ward scharf wie das Messer, das er triumphierend emporhob — „rote Wangen! Ich gebe dir bis morgen früh Zeit zu gestehen. Abführen!"

*

Nachdem Weynar noch einige administrative Akten erledigt hatte, ging er nach Hause. Es erfüllte ihn mit großer Befriedigung, daß die Schuldfrage, die an des Messers Schneide gestanden war, durch eben diese zuungunsten des Beschuldigten entschieden wurde. Die eigentliche Entscheidung stand ja natürlich dem Kreis-Geschworenen-Gericht zu, aber er wußte, welche Beeinflussung von seiner Gruppierung der Beweismittel ausging. Und wie man dies schätzte, hatte er ja erst gestern beim Präsidium erfahren. Um so willkommener war ihm die nun gewonnene Handhabe zu scharfem Vorgehen. Es war ihm peinlich gewesen, in einem gewissen Augenblicke des Verfahrens zweifeln zu müssen. Er liebte festen Grund. Er sah es den vorübergehenden Bauern an, daß Blahy und Malik bereits das Ihre zur Bekanntmachung des Fundes getan hatten. Man grüßte ihn scheu, fast ehrfurchtsvoll, nicht mehr so dumpf und mürrisch, wie vor dem Verhör; er spürte, daß die Partei für Quirins Unschuld stark zusammengeschrumpft sei. Und sein scharfes Ohr für die Empfindungen der Gemeinde sagte ihm, daß diese Leute ihn heute voll nahmen, als einen, der den Boden des Rechts ebenso eindringlich bebaut, wie sie den ihrigen. Das war es ja, was er anstrebte: von ihnen als Gleichstarker genommen zu werden — auf seinem Felde. Nur der Starke hatte ein Recht an dieser üppigen Heimat. So hatte man ihm's eingebleut.

Er näherte sich seinem Hause. Dieses lag ein wenig außerhalb des Dorfes, gegen die Kreisstadt zu, an das sogenannte Hungerwäldchen gelehnt, und besaß kein Erdgeschoß. Auf einen stark gemauerten Keller, der in den Anstieg des Wäldchens eingebaut war, hatte man ein Stockwerk gesetzt. Mit dem von seinem Vater geerbten kleinen Vermögen erwarb Weynar, seinem Triebe nach Ansässigkeit folgend, diese Behausung. Das Tor führte in ein flurartiges, abgegrenztes Stück des Kellers, von wo eine dunkle Treppe zu den Wohnräumen emporstieg, die zum Teile mit Stücken aus der alten Notarswohnung, zum Teile mit bäuerlichem Hausrat, den Weynars Frau mitgebracht hatte, möbliert waren.

Als der Richter das Haus betrat, begann im Dorfe gerade jener wehmütige Gesang der Bauern, den diese am Samstagabend anzustimmen pflegten, eine unendlich zärtliche, ins Hoffnungslose verschwebende Melodie. Ihr antwortete, während er die Treppe hinauf-

stieg, eine weiche, üppige Stimme aus seiner Wohnung. Er faltete die Stirne und trat ein. Am geöffneten Fenster stand Wlasta, seine Frau, und sang. Die Inbrunst, mit der sie die Trostlosigkeit des Liedes steigerte, erschütterte ihren Körper, und ihr Gesicht zitterte vor Erregung. Als sie ihren Gatten gewahrte, brach sie jäh ab. Sie mochte wissen, daß er es ungern sah, wenn sie irgendeine Fühlung mit den Bauern nahm. Sie mußte ja auch städtische Kleidung tragen, den glatten, dunklen Rock und die einfache, helle Bluse, die die Fülle ihres jungen Körpers kaum zu bändigen vermochten. Weynar wollte durch solche Mittel Wlasta, die Bauerntochter, ganz in seinen Besitz überführen. „Ich bringe das Nachtmahl," sagte sie rasch. Mit ihrem kräftigen Wuchs, der nicht ohne Höhe war, dem reichen Ährenkranz der Haare über der etwas niedrigen Stirne, der Stumpfnase über dem roten, etwas breiten Mund, der, stets halb geöffnet, gesunde Zähne zeigte, wirkte sie als der Typus der schönen slawischen Bäuerin. Nun brachte sie das Nachtmahl, eine Milchspeise; Weynars schwächlicher Magen vertrug am Abend nichts anderes. Das ungleiche Paar setzte sich zu Tisch.

Der Richter war mit Wlasta Markytan gelegentlich der Zwangsversteigerung des kleinen Gutes, das ihr Vater verlumpt hatte, näher bekannt geworden. Der völlig Verarmten war nichts übrig geblieben, als seinen Heiratsantrag anzunehmen. Sogar die Einrichtungsgegenstände, die ihr Heiratsgut bedeuten sollten, hatte ja Weynar durch einen Mittelsmann bei der Versteigerung zurückkaufen lassen. Daß er die Wlasta unter dem Preise erstanden hatte, wußte er. Sie hätte jeden Bauernhof geschmückt, jedem gefruchtet. Um so mächtiger stärkte es sein krankendes Selbstbewußtsein, daß ihm gelungen war, ein Prachtstück echt bäuerlichen Wertes zu seinem Eigentum zu machen, es dem Zugriff der tüchtigen Fäuste, die stärker sein wollten als er, zu entziehen. Er tat auch alles, um sein Eigentum einzuzäunen, es eben dadurch als solches zu beweisen. Aber er mochte Wlasta noch so sehr mit der hageren Frau des Steuerkommissärs zusammenspannen, sie entlief, wann sie konnte, zu den Bäuerinnen, deren Interessen sie teilte, und mit denen sie sich auf der Dorfstraße zusammenfand, sie etwas überragend, aber zu ihnen gehörig, in den Gebärden und im Tonfall, ja, trotz ihrer Kleidung, im ganzen Bilde. Zwischen ihr und Weynar gab es deshalb oft Streit. Denn sein reizbarer, stets nach Bestätigung seines Wertes ausspähender Sinn erblickte in solcher Anlehnung an die Welt, mit der er wetteiferte, eine Ablehnung seiner Person. Und in höchste Wut geriet er einmal, als er von einer gerichtlichen Kommission in einem Nachbardorfe vorzeitig zurückkehrte und sie in bäuerlicher Kleidung auf den Feldern fand, Garben bindend und an sprühender Laune Burschen und Mägde übertreffend. Das einzige Kind, das ihrer Ehe entsproß, kam tot zur Welt.

Es stand zu erwarten, daß Wlasta den Quirin verteidigen werde.. Nicht das erstemal hätte sie einen der Ihrigen in Schutz genommen. Weynar zweifelte auch nicht, daß sie durch Blahy bereits über alles Wesentliche unterrichtet sei. Auch war es unwahrscheinlich, daß sie gerade heute nicht im Dorfe gewesen sein sollte, zumal überdies ihre Magd abwesend war, die sich vor zwei Tagen zu ihrer sterbenden Mutter begeben hatte. Um so erstaunter war Weynar, als Wlasta schwieg. Da es ihn reizte, ihre Meinung zu erfahren, begann er: „Du hältst ihn natürlich für unschuldig!" — „Ich — wen?" — „Wen? No, den Quirin!" Wlasta schob einen vollen Löffel in den Mund, schluckte geflissentlich und sagte dann: „Gewiß halt' ich ihn für unschuldig." Ihre blauen Augen erdunkelten, was ihnen einen eigentümlich schönen Blick verlieh und immer dann geschah, wenn ihr das Blut zu Kopf stieg. „So? Du weißt also nichts von dem Messer und der Geschichte mit der Nacht?" — „O, ich weiß alles. Aber der Quirin ist kein Mörder — das weiß jeder, der nicht neidisch oder eifersüchtig ist auf ihn," sagte sie einfach. — „So, glaubst du? Aber die Sache scheint dich nicht sehr zu interessieren." — „Warum nicht? Aber was hilft es mir, daß ich die Leute in Schutz nehme, wenn ich sie auch besser kenn', als du! Du ärgerst dich ja nur, und ich mag nicht mit dir streiten." Und sie nahm Teller und Eßzeug und ging mit festen Schritten hinaus.

Als sie zurückkehrte, machte sie sich im Zimmer zu schaffen. Weynar sah ihr mechanisch zu, wie sie eine Decke über die bemalte Truhe breitete. Dann sagte er: „Du glaubst also, daß er bei der Stepan war?" Hastig drehte sich Wlasta um. „Bei der? Ha! Bei dieser Holzpuppe? Was hat er von der?!" — „Ich habe geglaubt, daß er mit ihr — du selbst hast mir ja erzählt —" — „No ja, no ja, vielleicht früher ... Aber seit der Pernota das gemacht hat, gibt jede acht. Und überhaupt die Stepan, so eine Trouba!" — „Du glaubst also, daß er lügt?" — „Nein, nein, prož, nein, nein" — sie strich sich eilig einen Strähn aus dem Gesicht —, „nein, nein, sicher ist er irgendwo gewesen, irgendwo — aber ... aber es muß doch keine Frau gewesen sein," rief

sie endlich triumphierend, „so was glauben immer nur die Männer!“ — „Dann kann er es ja sagen!“ — „Aber vielleicht ist es ein Mädchen, das er heiraten möchte, und er will sie nicht ins Gerede bringen.“ — „Aber, aber — wenn er sie heiraten will, dann kann er es doch erst recht sagen!“ Kleinlaut und verlegen wandte sich Wlasta ab.

Weynar stand auf. Er war jetzt sehr müde und fühlte ein Recht dazu. „Ich gehe schlafen.“ Er ging zur Türe. „Du, Raffu!“ — „Ja?“ Wlasta hatte ihm jetzt den Rücken gekehrt. „Wieviel kann er bekommen?“ — „Lebenslang oder den Tod.“ Wlasta wandte sich. „Ja, ja — den Tod, ich weiß ja ...“ murmelte sie und ihre Augen erdunkelten. „Aber es war doch ein so alter Mann, der ohnedies bald gestorben wär' — gibt's denn da keine Ausnahme?“ — „Nein, Gott sei Dank!“ Er gähnte und griff nach der Klinke. „Aber — aber — sie werden ihm doch glauben, diese Geschworenen, wenn er sagt, er war irgendwo, wo er nicht sagen kann, wo!!“ — „Das werden sie wahrscheinlich nicht tun, Wlastinka, denn das könnt' jeder sagen.“ — „Aber das ist eine Gemeinheit, das ist eine Gemeinheit,“ schrie Wlasta, „einem Menschen, der zu brav und zu gut ist, einen anderen ins Unglück zu bringen — so einem nicht zu glauben! Eine Gemeinheit ist das!“ Weynar kannte diese Leidenschaftlichkeit Wlastas, wenn es ihre Bauern galt. Er fühlte sich angegriffen, seine Züge spannten sich. „Eine Gemeinheit?“ schrie er zurück, „eine Gemeinheit? Ich werde dir sagen, was eine Gemeinheit ist: Ich bin ja überzeugt, daß der Quirin lügt. Wenn er aber nicht lügt — dann ist es eine Gemeinheit, daß die sich nicht meldet, die er so liebt, daß er schweigt. Das ist eine Gemeinheit, verstehst du? Aber so seid ihr alle, ihr Bauern! Stark? Ha! So schaut ihr aus — aber in Wahrheit seid ihr feig!“ Er warf die Tür zu. Wlasta sank auf die Truhe.

★

Boze, Boze, was sollte sie tun?!

Zwischen ihr und dem Quirin hatte es begonnen, als die Hetschepetsch, die die Städter Hagebutten nannten, in Blüte standen und ihren berauschenden Duft verbreiteten. Natürlich kannten sie einander schon lange. Aber die Wlasta gehörte schon als Mädchen zu den Vorsichtigen, die sich dorthin halten, wo fester Besitz ist. Doch keiner der reichen Bauernsöhne ehelichte sie, und als ihr Vater sein Häuschen und sein kleines Feld versoffen und verspielt hatte, da nahm sie eben den Richter. Von dem erregenden sinnlichen Strom, den Quirin durchs Dorf sandte, war freilich auch sie, in dem abgelegenen Haus mit der kalten Stiege, nicht unberührt geblieben. Doch erst als er der Geliebte der reichen Stepan geworden war, die Wlasta in den Tod nicht leiden mochte, erbebte sie bei jeder Begegnung mit ihm und hatte Mühe, dies hinter einer gleichgültigen Miene zu verbergen. Damals, beim Garbenbinden, daran auch Quirin teilzunehmen die Laune hatte, fanden sich ihre Hände für einen Augenblick, und, hinter der vollen Garbe hervorschauend, tauchten sie ihre strahlenden Blicke ineinander. Aber sie war auf ihrer Hut, denn sie fürchtete sich vor Weynar, dessen Schwäche sie allerdings erkannte, dessen Amt ihr aber eine unbestimmte Furcht einflößte.

Und nun war es doch so gekommen. Vorsicht, höchste Vorsicht hatte Wlasta allerdings auch weiter geübt. Nur, wenn der Richter dienstlich auswärts weilte, trafen beide für kurze selige Minuten zusammen, und Wlasta widerstand manchem Drängen des kühnen Burschen auch jetzt. Aber endlich kam die Nacht der Erfüllung, an deren Möglichkeit die Gefangene schon gezweifelt hatte. Wlasta schickte die Magd weg, indem sie ihr riet, ihre kranke Mutter zu besuchen. Und als Weynar von seiner ersten nächtlichen Abwesenheit heimkehrte, da ahnte er nicht, daß der sorgsam bewachte Zaun seines Eigentums durchbrochen war von der Macht starker Leidenschaft und bluthafter Liebe.

Und nun saß Wlasta auf der Truhe und rang die Hände. Was sollte sie tun? Wie ihn retten, ohne unterzugehen?! Den ganzen Nachmittag schon hatte sie sich den Kopf zermartert. Drüben saß ihr Quirinku hinter Gittern, aber auch sie war ja eingesperrt, saß gefangen in ihrer Ehe. Was sollte sie anfangen, wenn sie bekannte — dem bekannte, der Quirins Richter und zugleich ihr Herr war? Er würde sie fortjagen. Sollte sie dann mit Quirin betteln gehen, als Ehebrecherin beschimpft in allen Dörfern ringsumher? Sie wußte gar keinen Ausweg. Der Gesang der Bauern war längst verstummt. Sie trat ans Fenster. Kein Lufthauch durchwehte die Schwüle über den Feldern. Hier war sie auch gestern gestanden, um die gleiche Stunde, als sie ihn erwartete. Und dann war er gekommen, und das Licht glühendsten Lebens drang ein in diesen lebensfeindlichen Keller! Von der Erinnerung und vom Kummer übermannt, schluchzte sie verzweiflungsvoll auf. Er war ja so gut, so zärtlich — nur eben auch leichtsinnig und trotzig. Aber auch das war ja so gut, so süß! Er wird schweigen bis zum letzten Atemzuge. Sie mußte ihn retten, ihn retten — aber wie? Sie strich ihren Rock glatt, um Ruhe zu gewinnen. Vielleicht konnte man eines der Mädchen im Dorf veranlassen, sich zu melden. Was konnte einem



Bei Südwind. Gemälde von Otto von Hierl-Deronco

(Ausstellung der Sezession, München 1924)

Mädchen geschehen — und jede würde es gerne tun. Ja, freilich, jede! Das könnte einer so passen, glauben zu machen, daß er bei ihr war. Ah! Wlasta spürte siedend heiße Eifersucht aufsteigen. Nein, o nein! Ihr gehört er, ihr, ihrer ganz allein war diese Nacht. Sie öffnete die Truhe und entnahm ihr eine unter Tüchern verborgen liegende runde Schachtel, die sie öffnete. Da lagen die himmelblauen seidenen Strumpfbänder mit den eingestickten rosa Röschen — seine Morgengabe. Aber wann würde sie die jemals tragen dürfen? Der dort drin, dessen Atemzüge sie jetzt hörte, hatte ihr ja jedes Bauernzeug verboten. Das Gefühl ihrer Knechtschaft überkam sie mächtig: sie hätte ihn erwürgen mögen, diesen Fremden, mit ihren Strumpfbändern! Aber das wäre eine schöne Dummheit! Dann säße sie auch dort drüben hinter dem Gitter — und ihnen beiden wäre erst recht nicht geholfen. Sie ließ die Bänder im Mondlicht leuchten. Drei Tage hatte er arbeiten müssen — er! — um ihr sie zu bringen, das teuerste Paar, das beim Oppenheim zu haben war. Drei Tage beim Sykora. Beim Sykora! Ein Gedanke durchzuckte sie. Die Anuschka, die häßliche Magd vom Sykora, über die das ganze Dorf lachte, wie sie hinter dem Quirin her war — wenn man die überreden könnte, sich zu melden. Auf die war sie nicht eifersüchtig — wer konnte eifersüchtig sein auf die Anuschka? — auch würde das ganze Dorf wissen, daß es nur ein Schwindel ist fürs Gericht. Dieser vorläufige Plan beruhigte sie. Auch war ja morgen Sonntag, da konnte dem Quirin nichts geschehen. Ganz erschöpft, fühlte sie plötzlich nur den Wunsch, tief, tief zu schlafen. Sie sperrte das Geschenk in die Truhe zurück und schleppte sich ins Nebenzimmer. Keinen Blick auf den schlafenden Weynar werfend, suchte sie ihr Lager auf.

Weynars Hirn war zu übermüdet, als daß er ruhigen Schlaf hätte finden können. Er warf sich hin und her. Ihm träumte, daß er mit den Bauernburschen ringe. Aber er ist der Stärkere. Schließlich bleibt nur Quirin auf dem Anger, und er beginnt, mit ihm zu ringen. Schon glaubt er, ihn zu besiegen, da wälzt dieser einen Mühlstein auf seine Brust . . .

Keuchend erwachte Weynar. Die Decke hatte ihm fast den Mund verstopft. Er sprang aus dem Bett, um beim offenen Fenster Kühlung zu suchen. Da trat sein bloßer Fuß auf einen harten Gegenstand. Was war das? Er hob es auf. Ein zugeklapptes Bauernmesser. Weynar besaß keines. Er sprang zum Fenster. Trotz dem einströmenden Mondlicht wurde ihm dunkel vor den Augen: Dieses Messer trug unten am Griff eine verschlungene Einkerbung — die Buchstaben „Qu“ und „M“.

*

Weynar begriff sofort. Auch im Verhör hatte ihm ja einen Augenblick lang Quirins Schweigen zu denken gegeben. In seiner Fassungslosigkeit tastete er nach dem Zwicker und prüfte die Kerben — sie waren nicht neu — prüfte die Klinge — sie war oft gebraucht. Kein Zweifel mehr! Blitzschnell wühlte er in seiner Erinnerung nach weiteren Indizien. Wann hatte er die beiden je zusammen gesehen? Nie — außer damals beim Garbenbinden. Aber da war ja das ganze Dorf dabei gewesen. Nie! Mit allen diesen anderen Bestien war sie immer zu sehen, diese Kurva, diese elende Dirne, aber mit ihm nie. O, sie hatten sich gut in acht genommen! Seine ganze, mühsam aufgebaute Welt brach zusammen — er war unterlegen. Fruchtlos all der Kampf seiner Gehirnwindungen gegen die Muskelstränge dieser dampfenden Tiere — er war besiegt. Dort lag die Siegerin, breit und befriedigt — und hier stand er, ein ohnmächtiger Zwerg! Seine Faust umkrampfte das Messer, er machte einen jähen Schritt gegen ihr Bett. Es in ihre Kehle stoßen — ah, wie täte das wohl! Aber halt! Das durfte der Pernota, durfte der Dubovy. Die durften ihr Weib töten, durch die Straßen schleifen — durften handeln. Sie bewiesen dadurch, daß sie die Stärkeren waren, doch er hätte nur seine Schwäche dem Hohn des Dorfes preisgegeben. Aber ins Gesicht wollt' er ihr's schreien: Deine Rechnung hat ein Loch — hier ist der Beweis! Du hättest die Magd nicht wegschicken sollen, Wlastinka — die hätte das Zimmer besser geräumt, haha! Und er ging daran, sie zu wecken.

Doch er besann sich und trat zurück. Nur ruhig, nur ruhig! War wirklich alles zusammengebrochen? Auf zwei Pfeiler gründete sich ja sein Ansehen. War seine Ehe gebrochen, um so gewaltiger wollte er sich auf sein Amt stützen! Leise kleidete er sich an, steckte das Messer in die Tasche und schlich ins Nebenzimmer. Als im Morgengrauen Dorf und Äcker sichtbar wurden, drohte er hinaus.

Bald erschien Wlasta. Sie sah erquickt und zuversichtlich aus. Er begrüßte sie sehr freundlich. Sie brachte das Frühstück. So wie gestern sie, zeigte heute er geflissentlich Appetit. Dann zog er die heftig Widerstrebende auf seinen Schoß. Während er sie mit der einen Hand liebkoste, hielt er mit der anderen das Messer in der Tasche fest. „Schade, Wlastinka, daß ich hinübergehen muß, um diesen Lumpen, diesen Quirin, zu erledigen. Hier, bei dir, ist es so schön, so gut, du bist

so hübsch, so rund ..." Er spürte mit Vergnügen, daß sie zitterte. „Aber was ist denn, deine Hände sind ja so kalt, Wlastinka ...?" Sie riß sich los. „Du bist doch am Sonntag nie hinübergegangen!" rief sie, ihre Erregung mühsam meisternd. — „Ja, aber heute kann ich nicht anders" — er nahm seinen Hut — „ich muß ihn ja einliefern, ans Kreisgericht. Auf Wiedersehen, Wlasta, mein Schatz!"

Der Richter Rafael Weynar ging zum Duell. Nicht hastig und ungleichmäßig, wie sonst, sondern mit ruhigen, langen, regelmäßigen Schritten ging er, wie die Bauern. Er freute sich seines wohlüberlegten Vorhabens. Dieser freche Ehebrecher hatte sich außerhalb des Rechtes gestellt.

Der Gendarm Večera kam ihm entgegen und meldete ihm eine Spur des Rastelbinders. Weynar erschrak: das kam höchst ungelegen. Aber man hatte bloß den Slowaken durch eines der Dörfer eilen sehen, wo er auffallenderweise gar nicht nach Arbeit fragte. Nun, das war nicht erschütternd. Er entließ den Gendarm, hielt ihn aber sogleich zurück. „Sie, Večera, Sie wissen ja, wie der Michalek sich verantwortet. Wär' es nicht möglich, daß er doch bei der Stepan war?" Trotz allem klammerte er sich plötzlich an diese Möglichkeit. Sie standen vor dem Tore des Gerichts, der Gendarm strich sich verlegen den Schnurrbart. „Nein, Herr Richter, das ist ganz ausgeschlossen." — „Ale sakra — warum denn? Der Stepan war ja nicht zu Hause!" — „Das weiß ich, Herr Richter, aber — der Michalek war nicht bei ihr." Wieder strich er sich den Schnurrbart, doch er sah geschmeichelt aus.

An der Türe des Aufsehers vorübergehend, verfügte der Richter Quirins Vorführung. Oben machte er selbst einen Amtsvermerk über Večeras Meldung; der Schreiber war heute dienstfrei. Dann entnahm er einer eisernen Kassette das blutige Messer und legte es auf den Tisch. Es ging um den Sinn seines Lebens.

Quirin Michalek hatte in dieser Nacht gebangt, gehofft und — gebetet. Bože, Bože, was sollte er tun? Von der Mutter, einer Schwester des Ermordeten, hatte er das leichte Blut, seinen Vater hatte er nie gekannt. Er hätte ein schlechtes Leben geführt, hätte er nicht vorgezogen, ein gutes zu führen. Der Stunde gehörte er, dem Augenblick, dem Blick eines Auges. Doch erst in Wlastas Auge hatte er seine Seele entdeckt, deren Vorhandensein er dem Pfarrer nie hatte glauben wollen. Zlata Wlasta! Wird die goldene Geliebte ihn befreien? Durfte er das wünschen? Sie war vogelfrei, wenn sie bekannte. Dieses Krispindel, dieser Krüppel, der sie gefesselt hielt, war sicher zu allem fähig gegen ein Weib! Und das Dorf würde ihm zujubeln. Jesus Maria! Vielleicht fingen sie diesen Schurken, diesen Slowaken, und es würde sich herausstellen, daß der Quirin zwar ein großer Haderlak, aber — alle Heiligen sind Zeugen! — kein Mörder ist. Aber ein Slowak läuft schnell ...

Auch in eine Gefängniszelle leuchtet mitunter ein Stück des Sternenhimmels. Doch der Verzweifelte, selbst wenn er besser lesen kann als der Quirin, liest keine Hoffnung in den Sternen. Beim Morgengrauen fand er endlich einigen Schlaf. Aber auch in diesen drang die scharfe Stimme des Richters, die ihn peinigte, zu gestehen. Máminka, Máminka! Der Beschuldigte warf sich hin und her. Denn das, was er gestehen wollte, hatte er nicht begangen, und das, was er begangen hatte, durfte er nicht gestehen.

Aber der Richter empfing ihn überraschend freundlich. Er spielte mit der Blutklinge, die andere Hand in der Hosentasche. „Nun, Quirinku, hast du dir's überlegt?" Quirin schüttelte den Kopf. „No schön. Aber ich hab' mir's überlegt. Vielleicht spricht der stumme Quirinku die Wahrheit, hab' ich mir gedacht. Aber wenn du gestern nacht wirklich bei einer geschlafen hast, was bist du dann für ein armer Teufel, für ein Krispindel! Du opferst dich für sie und schweigst. Aber sie? Haha, sie schweigt auch! Warum meldet sie sich nicht, warum läßt sie dich in der Patsche? Ja, du weißt es nicht. Aber ich werd' es dir sagen. Weil die Weiber alle Dirnen sind, die dem Vergnügen nachlaufen und den Liebhaber bezahlen lassen. Du glaubst, daß du sehr stark bist, Quirinku, weil du die schwersten Steine heben kannst, aber in Wirklichkeit bist du ein Schwächling, weil du hier schwach bist" — Weynar schlug sich an die Stirne — — „und dich auf die Weiber verläßt, die alle Dirnen sind. Und diese letzte, die dich so schön sitzen läßt und sich wahrscheinlich gerade mit dem Buchta oder dem Schidlo unterhält, die ist eine Erzdirne, ob sie nun schwarze oder braune oder vielleicht blonde Haare hat!"

Quirin, der mit wachsender Erregung zugehört hatte, fuhr jetzt auf. „Ich lasse sie nicht beschimpfen, von keinem!" Weynar blieb ruhig. „So? Aber sie läßt dich beschimpfen, sie gibt zu, daß man dich einen Mörder schimpft! Ha?!" Quirin duckte sich. Des Richters Peitschenhiebe trafen ihn scharf. Hatte sie nicht, als sie ihn beim Abschied auf die Wimpern küßte, geflüstert: „Alles könnt' ich für dich tun!?" Der Richter fuhr fort: „Hat sie vielleicht solche Angst vor ihrem Mann? Oder hat sie gar keinen?" — „Sie hat einen," sagte Quirin entschuldigend. —

„Und ist der am Ende so stark?" — Quirin lachte auf: „Nein, er ist der Schwächste im ganzen Dorf." — Weynar sprang auf: „So? Der Schwächste? Warum fürchtet sie sich dann vor ihm?!" — Quirin schwieg. — „No, und du würdest ihr doch beistehen? Nicht so, wie der von der Dubovy, der davongelaufen ist!" — „Ja, beim heiligen Quirin, ich würde ihr beistehen!" schrie Quirin und reckte sich auf, so daß Weynar einen Schritt zurücktrat. — „No also! Aber trotz dem heiligen Quirin und allen anderen Heiligen läßt sie dich im Dreck. No!" Eine Pause trat ein. Weynar setzte sich und begann wieder mit dem blutigen Messer zu spielen, während seine Linke in der Tasche das andere Messer fest umschlossen hielt. „Quirin, Quirin, ich fürchte, daß ich gestern recht gehabt habe. Dies hier war deine Geliebte. Oder willst du mir einreden, daß du dein Messer bei deinem Schatz verloren hast? Ha? Zur Liebe braucht man doch kein Messer. Wenn du es aber bei ihr verloren hast, Quirinku, dann muß sie es doch gefunden haben! Warum bringt sie es dann nicht her, das unschuldige Messer mit deinem freiherrlichen Monogramm? Quirin, Quirin, ich fürchte, dein Schatz hat dich verraten — wenn er überhaupt existiert. Du siehst, ich hab' mir alles gut überlegt. Ja, einen Mühlstein kann ich nicht heben, aber hier, hier" — er bohrte seinen Zeigefinger in die Stirne — „hebe ich jeden Stein, den ihr mir in den Weg legt. Da bin ich stärker als du und alle, alle!" Sein Auge funkelte unheimlich, und er stieß die Blutklinge in die Tischplatte.

Quirin versank in hoffnungslose Finsternis. Ja, das Krispindel da hatte recht. Der war gescheiter als er. Waren sie nicht alle Dirnen? Auch seine Mutter war ja eine gewesen, der Pavlik hatte ganz recht gehabt, nur sagen hätte er es nicht dürfen, noch dazu im Wirtshaus. Und die Wlasta — ha! Wie die anderen! Wer frei ist, hat sie. Wenn die Not am höchsten ist, lassen sie einen in Stich. „Alles könnt' ich für dich tun!" Haha! Quirin fühlte jetzt erst bedingungslos, daß sie ihm das Opfer hätte bringen müssen — um jeden Preis! So wie er geschwiegen hatte um jeden Preis. Und wenn er doch hier irgendwie herauskam, was hatte er noch davon? Mit der Wlasta war er fertig. Und das Dorf, das ihm gern alles Schlechte zutraute, würde ihn doch für den Mörder halten. In Quirin erglühte der bittere Kern solcher Naturen, der Trotz, und flammte auf. Ja, sie hatte ihn verraten, wie eine gewöhnliche Kurva — und er wird ihr zu spüren geben, was sie angerichtet hat — wird es ihr zu spüren geben, so daß sie es nicht vergessen soll!

Und ohne Weynar, der den Gegner nicht aus dem Auge ließ, anzusehen, ohne seine lässige Haltung zu verändern, den Mund geringschätzig verziehend, sagte er: „Meinetwegen — ich hab's getan."

*

Wlasta war in höchster Bestürzung zurückgeblieben. Sie hatte mit dem Sonntag gerechnet — und nun sollte der Quirin noch heut zum Kreisgericht! Da war keine Zeit zu verlieren. Aber es kamen ihr Bedenken, ob der Plan, die Anuschka zu überreden, gut sei. Zwar hoffte sie, daß es ihr gelingen werde, aber würde sie sich nicht gerade dadurch verraten? Vielleicht wäre es gut, in die Kirche zu gehen und dort die Rede auf Quirins Schicksal zu bringen, von dem ohnedies alle erfüllt waren. Dann würde man allgemein darüber ratschlagen, und sie könnte dann ihren Plan, wie von ungefähr, äußern. Aber es war, trotz allem, unsicher, ob die Anuschka darauf einginge, und dann war ja auch zu bedenken, daß die Stimmung sehr gegen den Quirin war, seit man das blutige Messer gefunden und sich herausgestellt hatte, daß Quirin das seine nicht bei sich habe. Diesen Punkt berührte Wlasta in ihren fliegenden Erwägungen mit sicherem Instinkt. Denn nicht nur, daß sie gestern einzelnen Äußerungen der Bauern entnommen hatte, wie sehr die Messergeschichte dem Quirin bei ihnen geschadet habe, sie spürte vor allem kraft ihres eigenen bäuerlichen Empfindens, wie faßlich dieses Indiz allen sein mußte, das sich an einen ihnen so vertrauten Gegenstand knüpfte. Wo er nur sein Messer verloren haben mochte? Vielleicht auf dem Wege von ihr? Oder am Ende hier bei ihr?! Ach Gott, sie war ja gestern so traumselig gewesen, daß sie nicht einmal aufgeräumt hatte. Das war überhaupt ein Tag gestern — zum Verstandverlieren! Sie suchte rasch überall, nahe Erinnerungen überkamen sie ... Dem Quirin helfen, aber nicht dabei zugrundegehen, ihn dem Richter entreißen, ohne ihn und sich dem Gatten auszuliefern. Sonst wäre erst recht alles verloren. Nun, jedenfalls wollte sie jetzt schnell ins Dorf, in die Kirche...

Da erschien in der Küche der Aufseher, um sich sein Viertel Sonntagswein zu holen. So hatte es Wlasta, die gerne mit allen Leuten gut stand, eingeführt. Hastig schenkte sie ihm ein und erkundigte sich nach Quirin. Am Ende war er schon eingeliefert!? Ihr Herz klopfte. Der Mann tat einen tiefen Zug und schnaufte vor Vergnügen. Nein, nein — gerade habe der Herr Richter ihn verhört und ihm fest zugesetzt. „No, da hat er endlich gestanden. Und in einer Stunde wird er ein-

geliefert, dorthin, wohin er gehört, der Lump."

Wlasta flog ins Zimmer. Unschuldig hatte er gestanden — aus Trotz! Und sie spürte, daß dieser Trotz sich gegen sie richte, daß er einer wilden Enttäuschung entspringe und ihre Liebe zu den Toten warf. Durfte sie jetzt noch zögern, Rücksicht nehmen, bedenken? Nein! Hinüber, vor den Verhaßten treten, ihm ins Gesicht schreien: Das Geständnis ist falsch — i ch gestehe! Aber eine lähmende Furcht überfiel sie, eine bannende Angst, das Gericht zu betreten. Denn dort hatte er ja Macht, dort war er kein Zwerg, kein Schwächling, dort war er stark, dort konnte er sie zermalmen, dort war sie, wie der Quirin, ein armer Teufel. Nein, nein, nein, nicht hinüber, nicht hinüber! Aber wohin? In die Kirche? War das nicht unnützer Zeitverlust? Wieder rasten durch ihr Hirn alle erwogenen Möglichkeiten und verknoteten sich in einem toten Punkt.

Nur noch eine Stunde! Sich den Mund wischend ging dort der Aufseher zurück ins Gericht. Und dort, den Weg herunter, kam gebeugt der alte Mraz, um für seinen Herrn, den sie morgen begraben werden, zu beten. Das Feld des alten Sima, sein Häuschen mit den Kühen, Schafen und Ziegen sah Wlasta plötzlich vor sich. Zugleich durchfuhr sie ein freudiger Schreck. Das alles gehörte ja jetzt dem Quirin! Mit ihm leben war nicht mehr Abstieg und Ruin — war Heimkehr! An diesem jäh emporschießenden Halm fanden ihre Leidenschaft, ihre Sehnsucht, ihre schon verzweifelnde Hilfsbereitschaft im Nu den ihr notwendigen Halt. Mit ursprünglicher Gewalt erschloß sich ihr der Weg: Nichts verbergen — alles bekennen! Es war der Augenblick, abzuschütteln das unnatürliche Joch und zurückzukehren zu den Bedingungen ihrer Natur. Alle Angst war von ihr gewichen: sie fühlte Grund und Boden unter sich.

Das Wahrzeichen dieser Wendung ließ nicht auf sich warten. In der nächsten Minute streifte Wlasta ihr städtisches Gewand ab und riß den Kasten auf, darin ihr schönes Bauerngewand so lange schon begraben lag. Mit einem Jubelruf sprang sie in den breiten, bunten Rock, bebend vor Freude schlüpfte sie in die gebauschten Ärmel. Jetzt erst merkte sie, daß es viel klüger gewesen wäre, zuerst die Strümpfe anzuziehen, die roten Strümpfe, die sie nun, durch den steifen Rock ein wenig behindert, mit fanatischem Eifer über die festen Waden zog. Und nun kam ein Augenblick, wie sie sich ihn so nahe nicht erträumt hatte: über die Strümpfe streifte sie die Strumpfbänder, die himmelblauen Seidenbänder mit den rosa Röschen, das Wappen ihrer Leidenschaft, Quirins Liebesgabe. Ein Glücks- und Kraftgefühl ohnegleichen durchströmte sie. Schuhe und Kopftuch waren sofort zur Stelle, und als sie dieses gebunden hatte, so daß rechts und links nur je eine goldene Schnecke ihres Haares sichtbar blieb, und sie sich im Spiegel betrachtete, breitete sie weit die Arme aus. War sie das wirklich? Sie hätte sich umarmen mögen. Auch ihr Gebetbuch nahm sie mit. Nicht, als ob sie noch in die Kirche hätte gehen wollen. Nicht zu Gott, zum Teufel führte ihr Weg. Mit dem wollte sie ringen, von ihm sich befreien. Aber gerade darum nahm sie es mit. Und weil es eben stets zu ihrem Sonntagsstaat gehört hatte.

Dann verließ sie die Räume, in denen sie so lange eingekerkert war, lief die dunkle Treppe hinunter und trat hinaus ins Licht. Erde und Himmel, Halm und Sonnenstrahl warfen wetteifernd goldensten Glanz über sie. Fest und zuversichtlich trat sie auf, und doch war Schwebe um ihre Hüften. Sie sah sich wieder auf dem Felde arbeiten, Kühe melken, Ziegen füttern und sah sich mit Quirin Arm in Arm. Sie wird den schönsten Mann im Dorfe haben, nicht mehr den häßlichsten! Und er war gut. Nur brauchte er, wie sie, Grund und Boden. Auf ihrem Antlitz lag ein Schimmer, wie der Sonntag ringsum auf den saftigen mährischen Äckern. So schritt Wlasta Markytan zu Gericht.

*

Der Richter hatte Quirins Geständnis sofort protokolliert und ihn dann abführen lassen. Fieberhaft ordnete er jetzt den Akt für das Kreisgericht, konnte es sich aber nicht versagen, das Verhör nachschmeckend durchzulesen. Sodann band er die blutige Klinge an den Akt. Als dies geschehen war, zog er Quirins Messer hervor und betrachtete es mit wilder Freude. Er klappte es auf und zu, umschloß es dann griffig mit seiner Faust, trat ans Fenster und hielt es hinaus, als zeige er es dem Land. Er war der Sieger geblieben, der Vogt. Befriedigt schob er es in die Tasche.

In diesem Augenblick wurde weit die Türe geöffnet, und Wlasta rauschte herein. Weynar erstarrte. Ihr Aufzug wirkte elementar. Er spürte Rebellion.

„Was — was unterstehst du dich?"

„Ich komme dir sagen, daß der Quirin unschuldig ist. Er war gestern in der Nacht bei mir."

Kreisende Klingen tanzten vor Weynars Augen. Er stieß einen heiseren Schrei aus. „Wa — was sagst du da?! Haha — du willst ihn retten. Ich verstehe, o, ich verstehe. Und deshalb — aber das könnte jede sagen!"

„Das könnte nicht jede sagen," erwiderte

Wlasta ruhig, „weil er nur bei mir war, die ganze Nacht!“

„Haha, du lügst! Er hat gestanden, jawohl!!“

„Begangen hat er es nicht — ich schwör's!“ Und sie hob ihr Gebetbuch in die Höhe.

„Hier steht es aufgeschrieben — für die Ewigkeit!“

„Dann mußt du auch aufschreiben, was ich sage. Ja, das mußt du!“

Weynar verlor die Fassung. „Was muß ich?! Du willst mir hier Vorschriften machen? Du glaubst mir zu imponieren, weil du dich so frech herausgeputzt hast! Weißt du, was ich müßte? Einsperren müßt' ich dich lassen, vom Fleck weg — wegen falscher Zeugenschaft!!“

„Falsch?!“ Hastig atmend trat sie einen Schritt vor. „Da!“ Mit einem Griff riß sie ihren Rock hoch und wies auf das Strumpfband. „Da — das hat er mir gebracht, wie er zu mir gekommen ist. Knapp zuvor, wie's schon dunkel war, hat er's gekauft beim Oppenheim. Den kannst du fragen. Er hat kein anderes Paar.“ Ein triumphierendes Leuchten verklärte ihr Gesicht. Berückend stand sie da. Über dem roten Strumpf mit dem blauen Band wurde ein schimmerndes Stück ihres Schenkels sichtbar.

Weynars Adern schwollen. In den Zorn des Richters mischte sich kochend die Wut des betrogenen Mannes, der prangend vor sich sieht, was ihm der andere geraubt hat. Ihr Gewalt antun, nein, sie töten! Er riß das Messer aus der Tasche — aber sein geschulter Kopf hielt ihn auch jetzt vom Äußersten zurück, wußte ihm bessere Rache. Auf der flachen Hand hielt er ihr das Messer unter die Augen: „Da, da — sein Messer! Glaubst du, ich habe auf dein Bekenntnis gewartet?! Alles weiß ich, alles! O, mir entgeht nichts! Heute nacht hab' ich's gefunden — bei meinem Bett!“ Erschöpft sank er in den Stuhl. Im Nu stand Wlasta knapp vor ihm. „Du weißt es?!“ schrie sie, „und doch willst du ihn an den Galgen bringen, du elender Lump?!“ Weynar hatte sich gefaßt. Er sprang auf und sagte mit einer Stimme und einem Blick, die Wlasta erzittern ließen: „Ja, das will ich! Das soll eure Strafe sein. Ihn verurteile ich zum Tode, und dich, meine getreue Wlastinka, zur lebenslänglichen Ehe mit mir!“ Er schob das Messer in die Tasche. Wlasta fühlte erschauernd eine lähmende Gewalt über sich. Als er aber gleichmütig sagte: „Du kannst erzählen, was du willst — niemand wird dir glauben!“, erstarkte ihr Wille wieder, und sie rief: „Das werden wir sehen — ich hol' den Oppenheim!“

Aber auf der Straße spürte sie, daß es nicht genügen würde, den Oppenheim zu holen. Gegen diesen Richter, dessen todbringenden Hauch sie noch im Nacken zu fühlen vermeinte, mußte sie ans ganze Dorf appellieren! Das Todesurteil hatte ihr den Atem verschlagen, aber zugleich trieb es sie vorwärts.

Der Gottesdienst hatte eben geendet und die Bauern strömten aus der Kirche. Der alte Pfarrer hatte von dem Verbrechen gesprochen und die Gemeinde eindringlich gewarnt, irgendeinen Menschen voreilig zu verdächtigen. „Nur Gott, der Herr, kennt Schuld und Unschuld, er allein ist der Richter.“ Die Bauern füllten den sonnigen Platz vor der Kirche und krauten sich hinterm Ohr. „Dobře, dobře — aber wenn nur das mit dem blutigen Messer nicht wär'.“ Da tauchte Wlasta auf. Ihre aufgelöste Erscheinung, in dieser Tracht, wirkte wie ein Trommelwirbel. „Er ist unschuldig — ganz unschuldig, wie jeder von euch! Er war bei mir, während es geschehen ist — denn wir gehören zusammen, er und ich, zum ewigen Leben!“ Alles scharte sich um sie. „Der Weynar weiß, daß er unschuldig ist, er hat sein Messer bei sich, das Messer mit den Buchstaben — nicht der kleinste Blutstropfen klebt daran — und doch will er ihn an den Galgen bringen. Jesus, Maria und Joseph!“ Sie brach in Tränen aus. Schluchzend gab sie die weiteren Aufklärungen und rief: „Und bei Ihnen, pane Oppenheim, hat er noch spät abends die seidenen Strumpfbänder für mich gekauft!“ Die Bauern stießen empörte Rufe gegen Weynar aus, alles, Männer und Weiber, schrie durcheinander. Da erhob sich die klare Stimme des Wenzel Sykora. „Leute! Wenn es wahr ist, was die Wlasta sagt, und wenn wirklich der Weynar des Quirin reines Messer hat, dann muß er ihn freigeben — sofort! Sei ruhig, Wlasta, dir und dem Quirin darf nichts geschehen — ihr gehört zu uns!“ — „Freigeben, ja, freigeben!“ — das war der einstimmige, leidenschaftliche Ruf der Gemeinde. Im nächsten Augenblick hatte sich der Zug geformt — das war ein saftiges Sonntagsvergnügen, sakra, es dem Weynar einzusalzen — auch die Weiber schlossen sich an, manche mit gemischten Gefühlen. Voran schritt der alte Sykora mit Wlasta, als letzter marschierte der lahme Stepan, der sich freute, daß nicht er der Hahnrei war. Nur eine blieb zurück: die Anuschka. Weinend setzte sie sich auf die Bank vor der Kirche. Der Quirin war ihr jetzt für immer verloren.

Weynar hatte in fliegender Eile das Einlieferungsformular ausgefüllt. Ha — mochte sie den Oppenheim bringen, was konnte das verschlagen? Von den Strumpfbändern zum Unschuldsbeweis war ein weiter Weg. Er

entsandte den Amtsdiener zu den Gendarmen, die den Quirin zum Kreisgericht bringen sollten, und ließ dem Aufseher sagen, er möge den Quirin heraufführen. Er selbst wollte dessen schleunigste Abschiebung überwachen.

Aber kaum war Quirin erschienen, kaum hatte Weynar sich mit Genugtuung vom Verfall seiner Züge überzeugt, als Blahy hereinstürzte. „Herr Richter — sie kommen, sie kommen — das ganze Dorf — sie rufen, der Michalek ist unschuldig, er muß freigelassen werden — sofort! An der Spitze geht der alte Sykora mit Ihrer Frau. Sie müssen schon auf der Treppe sein — ich hab' sie kaum überholt. Boze, Boze!" Seine listigen Augen funkelten ängstlich. Quirins Antlitz feierte Auferstehung. Er stieß einen Jubelruf aus. Weynar hatte nicht Zeit, sich zu fassen. Denn schon wurde die Türe aufgestoßen und die Gemeinde ward sichtbar, Kopf an Kopf. Sie mochten wohl bis an die Straße stehen. „Herr Richter," rief Sykora, mit Wlasta im Türrahmen verharrend, „die Wlasta sagt, der hier ist unschuldig. An seinem Messer klebt kein Blut!" — „Hier liegt sein Messer — es ist voll von Blut!" — „Das ist sein Messer nicht!" rief Wlasta und alle stimmten ein: „Das ist sein Messer nicht!" — „Sie haben sein Messer bei sich, pane Richter," rief Sykora und trat näher, „oder ist es nicht so?" — „Bin ich euch Rede und Antwort schuldig, ihr elendes Pack? Ich lasse euch erschießen!" — „Wir sind kein elendes Pack, und das mit dem Erschießen schreckt uns nicht. Wir wollen das Messer des Quirin sehen, das Sie bei sich tragen, ob es ohne Blut ist!"

Da sah Weynar seine Macht in den Abgrund versinken — die Herren des Bodens hatten gesiegt. Schon glaubte er, aus der Menge die wohlbekannten Schmähworte „Krüppel, Krispindel!" zu vernehmen — aber noch anderes nahm er wahr. An Quirins Brust gesunken war Wlasta, zu kurzer, seliger Umarmung. Er war entthront, blamiert, verstoßen. Da riß er das Messer heraus. „Doch! Es klebt Blut daran — das Blut einer Dirne!" Und in dem siedenden Verlangen, Hohn und Spott von sich abzuwehren, stieß er zu. Wohl hielt Wlasta, aus Quirins Armen kaum gelöst, das Gebetbuch schützend vor ihre Brust, aber der Stahl traf ihre Kehle, tödlich, wie den alten Sima.

Quirin stürzte sich auf Weynar. Aber da geschah das Unerwartete. Die Bauern, voran Pernota und Dubovy, warfen sich auf Quirin, als gälte es, vor ihm einen der Ihren zu schützen, der rechtmäßig Vergeltung geübt hat. Sie zogen Quirin fort, und begannen, sich zurückzuziehen, zumal von unten der Ruf ertönte: „Die Gendarmen, die Gendarmen!"

Weynar stand vor der Leiche seines Weibes. Ihm war leicht zumute. Er hatte kraftvoll gehandelt, wie ein Bauer. Zu den Gendarmen sich wendend sagte er: „Führen Sie mich zum Kreisgericht."

Draußen im Sonntagsfrieden standen in strotzender Fülle die Garben.

Osterzeit. Von Max Wittrich

Rauschender Weltmusik flammender Ton:
Komm! — —
Fromm
Neigt sich der Erde staunender Sohn.

Acker, von peitschenden Stürmen gezüchtigt,
Sieghaft ertüchtigt,
In Bedrängnis zur Treue gestählt,
Flüchtender Sonne neu vermählt, —
Aus deinen tiefen Furchen loht
Göttliches Erbe verscheuchter Not:
Werdendes Brot.

Verstehen, Verzeihen
Schenkt sich in endlos wallenden Reihen.

Zerreiße die Zunder,
Die meine Seele noch grämlich verhüllten,
Erde, schmelzendes Liebeswunder!

*

Auferstehung. Von Hilda Bergmann

Entschleiert sind des Himmels weite Meere
Und von des Nebels schwerer Last befreit.
Die weißen Wolken, wie Delphinenheere,
Durchschnellen tanzend die Unendlichkeit.

Die Erde lächelt still und kränzt die kahlen
Altäre mit dem ersten grünen Hauch.
Aus sonnengoldgeformten Weiheschalen
Steigt Opferflamme und dampft Opferrauch.

Musik der Wolken wandert durch die Lüfte,
Musik der Wälder zittert durch den Raum.
Zur Auferstehung öffnen sich die Grüfte,
Aus dürrem Rasen atmen Primeldüfte,
Und aus dem Tode wird ein Frühlingstraum.

Bismarck in Briefen zweier preußischen Staatsbeamten aus den Jahren 1855—1865

Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Mathilde Kelchner

Am 16. April 1898 schrieb Graf Herbert von Bismarck in Friedrichsruh an Herrn Heinrich Kelchner in Berlin folgenden Brief:

Verehrter Herr Geheimer Rat!

Unter den vielen Gratulanten und Freunden, die morgen Ihrer gedenken werden, will ich als einer der ältesten nicht fehlen: wir sind beiderseits durch zwei Generationen in unseren Beziehungen verbunden; Ihr Name ist mir in der ehrwürdigen Gestalt Ihres Herrn Vaters eine der frühesten Kindererinnerungen und die Zeit, in der wir gemeinschaftlich an der Petersburger Botschaft fruchtbringend arbeiteten, ist meinem Gedächtnis als eine besonders angenehme und interessante eingeprägt. Möge der 70ste Geburtstag für Sie recht fröhlich und glänzend verlaufen und Ihnen noch eine recht lange Lebenszeit in altgewohnter Rüstigkeit beschieden sein.

Mein Vater schließt sich meinen Glückwünschen zu Ihrem Festtage herzlich an und ich verbleibe in alter Gesinnung stets

Ihr aufrichtig ergebener

H. Bismarck.

Diese Zeilen wecken ferne Zeiten: Bismarck weilt als preußischer Gesandter am Bundestag mit seiner Familie in Frankfurt am Main. Eine längst versunkene Welt taucht auf: die alte, freie, in ihre Mauern gebannte Stadt, in der die Fäden der deutschen Politik zusammenlaufen und kleinstaatlicher Eigennutz, sowie ehrgeiziges Intrigantentum ihre Kreise ziehen. Ein Gewimmel von „Fremden“ in den engen Gassen, offizielle und nichtoffizielle Vertreter auswärtiger Staaten, die alle ihr Schäfchen zu scheren trachten. Statt schaffender Arbeit ist die Phrase an der Tagesordnung, und was an althergebrachten Werten noch vorhanden ist, droht in der Zerfahrenheit der politischen Zustände verloren zu gehen . . .



Geh. Hofrat Johann Andreas Kelchner
Gemälde von F. Wolf. 1789—1865

In der preußischen Gesandtschaft wirkte damals als Kanzleivorstand der alte Hofrat Johann Andreas Kelchner. Er war 1789 geboren und seit 1816 Mitglied der Gesandtschaft. Etwas vom Wesen des 18. Jahrhunderts mag in ihm noch lebendig gewesen sein. Er selbst bezeichnete sich als einen Mann, „der unter der Ägide altpreußischer Diener erzogen war, denen Ehre das Fundament gewesen ist, auf das sie Denkungsart und Handlungsweise gegründet wissen wollten“. In nachgelassenen Papieren berichtet er, seine Aufnahme in die Gesandtschaft habe der Gesandte, Graf von der Goltz, durch Handschlag vollzogen und ihm zwei Regeln zur Beobachtung aufgegeben: „daß Vertrauen zu Vertrauen herrschen müsse, indem das gesamte Personal einer Gesandtschaft — entfernt von allen Verhältnissen der Heimat — nur eine Familie ausmache, und daß Ehrgefühl und Zartheit in jeder Handlungsweise vorherrschen müsse, indem das Gesandtschaftspersonal dem Ausland gegenüber das Abbild des Kerns der Nation vorstelle, die es zu repräsentieren habe.“ Im Laufe langer Dienstjahre mußte er die Erfahrung machen, daß nicht alle Männer, die an die Spitze der Gesandtschaft traten, oder an anderer Stelle an ihr wirkten, sich die Regeln des Grafen von der Goltz zur Richtschnur nahmen, und daß mancher von ihnen gegen das Goethewort von der Ehrfurcht, die auch dem gebührt, was unter uns ist, fehlte. Ein besonderes Vertrauensverhältnis hatte ihn mit dem Generalpostmeister von Nagler verbunden, der 1824 bis 1835 preußischer Gesandter am Bundestag war. Die ganze Korrespondenz des geheimen Kabinetts war durch Johann Andreas Kelchners Hände gegangen und er hatte Nagler über sie Bericht erstatten müssen. Neben Nagler war es der General von Rochow gewesen, der schon lange, bevor er Gesandter in Frankfurt wurde, Johann

Andreas Kelchner in sein besonderes Vertrauen gezogen hatte. Die Briefe, die Nagler und Rochow ihm geschrieben haben, sind ein Beitrag zur Kenntnis der damaligen Reaktionspartei geworden. Die „neue“ Zeit um die Mitte des 19. Jahrhunderts warf die Schatten des Umsturzes auf menschliche Wesensart und Althergebrachtes in den Formen des Verkehrs. Mit Bedauern sah der nunmehr alte Hofrat, der die gute Tradition vornehmen Aristokratentums zu schätzen wußte, daß das „Noble“ immer mehr zu schwinden drohte und daß es in der Gesandtschaft oft „entsetzlich ordinär“ zuging. Als Bismarck 1851 nach Frankfurt kam, mag der hochfahrende Junker mit dem suchenden Ehrgeiz, der erst später durch beispiellose Erfolge in einer ihm gemäßen Aufgabe seine Erlösung und seinen Adel fand, befremdend auf ihn gewirkt haben, obgleich er es an gelegentlichen Freundlichkeiten nicht fehlen ließ. Jedenfalls hatten die Zeitgenossen Bismarcks zu Beginn seines Aufstiegs die nicht leichte Aufgabe, die ungebärdige Kraft, die aus der Niederung emporstrebte, in ihrem Lebenswert zu erfassen, sich mit einer Persönlichkeit auseinanderzusetzen, deren Schroffheit verletzte, deren Unrast sie in einen Wirbel riß und deren Leidenschaft in unausgesetzten Kämpfen unbekannten Zielen entgegendrängte. Für uns Nachgeborene gibt es nur einen Bismarck mit dem Wissen um seine Größe. Selbst wenn unsere Betrachtung dem Knaben oder Jüngling gilt, vermögen wir die Fäden nicht zu zerreißen, die aus den Urgründen seiner Persönlichkeit zum genialen Schöpfertum des Mannes hinüberleiten und unser psychologisches Begreifen erhält an ihnen rücklaufend Richtung und Weg. Es ist sicher leichter, einen Mann von seinen Ausmaßen und Aspekten in räumlicher oder zeitlicher Entfernung zu verehren, als in Gemeinschaft mit ihm die Geschäfte des Alltags zu besorgen. Dies hat nicht nur der alte Hofrat, sondern auch sein Sohn Heinrich erfahren.

Dieser war 1828 geboren und auf Wunsch des Vaters in die Frankfurter Kanzlei eingetreten. Vom glühenden Drang beseelt, seine reichen Gaben zu entwickeln, bedeutete für ihn die Weisung des Vaters schwere Entsagung und tiefen Schmerz, jedoch ihm blieb keine andere Wahl, als ihr zu folgen, da der materielle Wohlstand der Familie in den Stürmen der großen Revolution zugrunde gegangen war. Wenn ihm die Arbeit in der Frankfurter Kanzlei wenig zusagte, so bedeutete ihm, der mit allen Fasern seines Herzens an der Heimat und an deutschem Wesen hing, seine Versetzung an die preußische Gesandtschaft in Petersburg im Jahre 1855 nur neues Ungemach. Wie eine Ahnung durchzog es seine Seele, daß es ihm beschieden sei, dauernd in der Fremde zu bleiben, die in so weiter Ferne lag. Damals gab es nur bis Königsberg Eisenbahnverkehr, jenseits der Grenze mußte Heinrich Kelchner ein primitives Gefährt zur Weiterfahrt benutzen, das, von vier kleinen, flinken Pferden bespannt, drei Tage und drei Nächte mit geringfügigem Aufenthalt auf schlechten Wegen durch das weite, öde Steppenland raste, so daß er bei der Ankunft in Petersburg glaubte, seine Knochen zusammenlesen zu müssen. Die große Entfernung von den Zentren der westeuropäischen Kultur übte sowohl auf das öffentliche Leben, als auch auf den Geschäftsgang in der Gesandtschaft ihre Wirkung aus. Kaiser Nikolaus I. war eben gestorben. Sein starrer Absolutismus hatte schwer auf dem russischen Volk gelastet; befehlen und gehorchen waren die Pole gewesen, zwischen denen sich das innerpolitische Leben abgespielt hatte, und der militärische Geist war als der allein maßgebende zur Geltung gekommen. Das niedere Volk war roh und unbeherrscht, dem Trunke ergeben, die höheren Schichten waren leichtfertig und sehr vergnügungssüchtig, ohne jegliches Verantwortungsgefühl dem Taumel einer eleganten Geselligkeit hingegeben. Mit Unwillen sah Heinrich Kelchner, daß auch die in Rußland lebenden Deutschen an diesem Treiben teilnahmen und mit ihren heimatlichen Gewohnheiten auch ihre Nationalität bald aufgaben. Obgleich er in dem alten Konsul Kempe aus Stralsund, der seit 36 Jahren in Rußland ansässig war, einen väterlichen Freund und Berater fand, und auch die Verhältnisse in der Gesandtschaft die denkbar angenehmsten waren, da der Gesandte, Herr von Werther, und der Legationsrat, Baron von Werthern, den jungen Beamten mit größter Liebenswürdigkeit aufnahmen, wurde er von nagendem Heimweh ergriffen und kannte keinen anderen Wunsch, als Petersburg tunlichst bald wieder zu verlassen, was er nicht nur brieflich seinem Vater, sondern auch seinen Vorgesetzten gegenüber immer aufs neue zum Ausdruck brachte. In jugendlichem Draufgängertum war er oft nahe daran, alles über den Haufen zu werfen und nach Deutschland zurückzukehren, wurde aber hiervon durch wohlwollendes Zureden des Herrn von Werther zurückgehalten. So lernte Heinrich Kelchner die Forderung des alten Preußenstaates kennen: alles für sein Wohl und seine Ehre, unbedingte Entsagung auch von dem, der über seine Aufgabe weit hinauswuchs. Seine Ernennung zum Chef der Kanzlei empfand er lediglich als neue Fessel und tatsächlich reihte sich Jahr an Jahr, ohne daß sich ihm, trotz vieler Versprechungen maßgeblicher Persönlichkeiten, die Möglichkeit bot, Rußland den Rücken zu kehren. Er war in Petersburg wegen seiner Lokalkenntnis und der vielfachen Beziehungen, die er angeknüpft hatte, nur zu gut zu gebrauchen. So wurde sein Schicksal mit dem Strom der großen Politik verquickt, der über ihn hinwegbrauste. Wie seinem Vater in Frankfurt sind ihm im Dienst in Petersburg viele Männer begegnet, deren Name in der Geschichte der Diplomatie fortlebt, von deren Wohlwollen beider persönliche Stellung abhing, so daß ihr Urteil



Föhn. Gemälde von Prof. Walter Georgi †
(Aus Brakls Kunstausstellung, München)

über jene von ihrem rein menschlichen Verhalten ihnen gegenüber naturgemäß mitbestimmt wurde. Es ist nicht ohne Interesse, sie einmal vom Standpunkt der Kanzlei zu betrachten, vor allem den Gewaltigen, der im Jahre 1859 von Frankfurt als Gesandter nach Petersburg versetzt, nunmehr auch an dieser Stelle die Wellen türmte, die alles zu erdrücken drohten, was sich gegen ihn auflehnte. Die allgemeine Meinung stand damals gegen ihn und auch die beiden Kelchner haben sich erst allmählich zur Verehrung seiner Größe durchgerungen. Die im folgenden veröffentlichten Brieffragmente, die sich als lose Blätter zur Kennzeichnung seiner persönlichen Wirkung in den Wall von Dokumenten fügen, der seine Gestalt umgibt, mögen auch Art und Wesen jener beiden Männer spiegeln, die sie in gegenseitigem Vertrauen zwanglos niederschrieben. Der Wandel der Zeiten drückt den Verfassern seinen Stempel auf. Ein Menschenalter lag zwischen ihnen. Der frommen Ergebenheit des greisen Vaters, dem die Erbärmlichkeit des Alltags nicht mehr an die Seele rührt, steht der Lebensdrang des Sohnes gegenüber und sein leidenschaftliches Aufbäumen gegen unüberwindliche Schranken, das erst in späteren Jahren einem harmonischen Ausgleich mit den Gegebenheiten wich, ohne daß ihm die Politik zur Herzenssache wurde und seinen Sinn erfüllte.

Mit dem Tode des Vaters im Jahre 1865 riß für Heinrich Kelchner das stärkste Band, das ihn an Frankfurt gefesselt hatte, und die Verhältnisse der Heimat rückten allmählich in die Ferne. Die preußische Gesandtschaft in Petersburg wurde zur kaiserlich deutschen Botschaft, Heinrich Kelchner wurde der Vorstand ihrer Kanzlei und erlebte auf diesem Posten die aufsteigende Linie in der Entwicklung des Deutschen Reiches. Die deutsche Kolonie in Petersburg gewann an Macht und Ansehen und er wurde zum Bindeglied zwischen ihr und der Botschaft. Das heiße Wollen seiner Jugendjahre, das aus den vorliegenden Briefen spricht, war erloschen. „Mir waren die Jahre entschwunden," schrieb er einst, „ohne die Rosen zu bringen, die sie verheißen hatten, und dem alten Graukopf genügt es, mit Schiller zu sprechen: ‚In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling, still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis'. Sapienti sat!" Als ihm nach vierzigjähriger Dienstzeit in Petersburg, die nur durch seine Teilnahme am Feldzug 1870/71 unterbrochen worden war, infolge einer Versetzung ins Auswärtige Amt die Möglichkeit geboten wurde, in die Heimat zurückzukehren, wurde ihm der Abschied von der Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit unendlich schwer. Nur mühsam fand sich der Greis in Berlin zurecht. Nachdem er, gleich seinem Vater, das fünfzigjährige Dienstjubiläum gefeiert hatte, ist er hier, reich an Ehren und Beweisen herzlicher Verehrung, 1904 am Todestage seines Vaters gestorben, wenige Tage bevor er in den Ruhestand treten sollte.

Frankfurt a. M., 28. 6. 55.

An den Sohn.

Dein guter Brief vom 17. d. M. aus Petersburg hat uns herzlich erfreut und danken wir Gott, daß er Dich die beschwerliche Reise hat wohlbehalten beendigen lassen. Aus Deinem Schreiben geht hervor, daß man Dir wohlwill. Jedenfalls befindest Du Dich unter feingebildeten, teilnehmenden Menschen und dies ist viel wert. Wir hoffen auch — ist die Erinnerung an Frankfurt etwas in die Ferne gestellt — daß es Dir zu Petersburg gefallen und wohlergehen werde. Es freut mich unendlich, daß Du in Baron von Werthern den Mann von feinem Ton und treuem Entgegenkommen gefunden hast. Dies zum Verhältnisse Frankfurts muß Dir schon auf alles wohltun. Versäume nichts, dieses Vertrauen in immer höherem Grade zu erwerben und diesem Herrn, sowie Deinem verehrten Herrn Missionschef mit aller Hingebung zu dienen . . . Ich bemerke, daß ich Deinen Brief dem Herrn Gesandten von Bismarck zur gefälligen Kenntnisnahme vorgelegt habe und daß derselbe, sowie ganz besonders seine Frau Gemahlin, mit besonderem Interesse, auch hinsichtlich des einfachen, schönen Stils, solchen lasen . . .

Frankfurt a. M., 1. 11. 55.

An den Sohn.

. . . Ich habe mich besonnen, ob ich — wegen des fortwährenden Fragens der Familie von Bismarck nach Briefen von Dir — Dein jüngstes Schreiben zur Kenntnis geben soll. Da jedoch der Inhalt für gewisse hiesige Eventualitäten belehrend ist, so gab ich es hin und fand Würdigung . . .

Frankfurt a. M., 24. 12. 55.

An den Sohn.

. . . Herr von Bismarck ist von seiner Tournée nach München und Stuttgart zurück und scheint wohl aufgenommen worden zu sein. Frau von Bismarck beglückt mich soeben zu Weihnachten!! mit drei neuen Hemden, einer wollnen Binde, einer pommerschen Spickgans, Konfekt und Lebkuchen!! . . .

Frankfurt a. M., 30. 4. 56.

An den Sohn.

. . . Am 21sten traf Herr von Manteuffel hier ein. Herr von Bismarck fuhr ihm bis Mainz entgegen und hatte Herrn Legationsrat Wentzel sagen lassen: ‚er möge den Herren sagen, sie möchten sich zum Empfange bereit halten'. Hierauf frug Herr Wentzel mich, was unter „Herren" der Herr Gesandte wohl verstanden habe? Ich antwortete, darüber vermöchte ich keine Auskunft zu geben! Demzufolge waren die Herren Wentzel, Zitelmann und der Attaché von Oertzen zur Tafel bei Herrn von Bismarck in Gegenwart des Herrn Ministerpräsidenten gezogen. Der andert-

halbtägige Aufenthalt hatte natürlich Herrn von Bismarck so in Anspruch genommen, daß ich alle laufenden Geschäfte nur in sein Zimmer niederlegte und Herr Ministerpräsident von hier abreiste, ohne daß ich denselben gesehen hätte.

Sehr überraschend war es daher, daß einige Tage hernach die Schwiegermutter, Frau von Puttkammer, in Gegenwart der Frau von Bismarck und Fräulein von Reckow mir namens ihres Schwiegersohnes ihr höchstes Bedauern ausdrückte, daß ich nicht zu Tische bei Anwesenheit des Ministerpräsidenten von Manteuffel gezogen worden sei. Es sei — Gott weiß wie — übersehen worden. Ich erwiderte, daß ich gewohnt sei, alles dem Höheren anheim zu geben, und dankte übrigens für die so teilnahmvolle Entschuldigung.

Ungefähr eine halbe Stunde darauf führte mich der Zufall wieder in dasselbe Zimmer, wo Herr von Bismarck den Kaffee einnahm, und sogleich bemerkte derselbe in Gegenwart der Damen mir dasselbe. Es habe ihn unglücklicherweise auch niemand an mich erinnert. Ich dankte abermals und wiederholte, daß ich zu gehorsamen gewohnt sei! —

Wer auf mich plötzlich aufmerksam gemacht haben mag, kann ich nicht entziffern, doch bleibt der Vorfall immerhin sonderbar! . . .

Frankfurt a. M., 8. 11. 56.

An den Sohn.

. . . Herr Wentzel gibt sich große Mühe, dem russischen Chargé d'affaires, Baron von Mengden, alle mögliche Aufmerksamkeit täglich zu erweisen. Es kann nicht fehlen, daß die Heilige Anna daraus erwachse. Übrigens wird dieser Herr auch bei Herrn von Bismarck stets gut aufgenommen . . .

Frankfurt a. M., 4. 12. 56.

An den Sohn.

. . . Unser Attaché, Herr von Oertzen, hat mich diesen Mittag rufen lassen, um mich dem bei ihm heute eingetroffenen Herrn von Schlözer vorzustellen, der noch diesen Abend von Berlin kommend in Geschäften zu Prinz und Prinzessin von Preußen sich zu begeben habe. Herr von Schlözer bemerkte mir, daß er diesen Sommer in Petersburg manche angenehme Unterhaltung mit Dir gehabt und daher sei es ihm doppelt angenehm, mir zuerst mitteilen zu können, daß das Reskript wegen Deiner Ernennung zum Vorstande der Petersburger Gesandtschaftskanzlei nun schon in Deinen Händen sei und Dein nächster Brief mich damit erfreuen würde . . . Herr Legationsrat Wentzel bemerkte mir: er wundre sich, daß man Herrn von Schlözer zum Legationssekretär ernannt habe!

Frankfurt a. M., 27. 12. 56.

An den Sohn.

. . . Ich hatte Deine Zeilen vom 25sten aus den Händen des Herrn von Bismarck erhalten und ließ ihn solche als nichts Besonderes enthaltend gleich lesen. Derselbe trug mir hierbei auf, Dich bestens von seiner Seite zu grüßen. Auch Frau von Bismarck erkundigte sich lebhaft. Am Weihnachtstage empfing ich wieder drei Hemden und einen Teller mit Offenbacher Gebäck . . .

Petersburg, 7. 4. 57.

An den Vater.

. . . Mit Herrn von Schlözer stehe ich sehr gut, ja ich kann fast sagen, daß er nichts tut, ohne mit mir darüber zu sprechen. Ich glaube selbst, daß ich mit der Zeit die Dinge hier wohl anders ansehen werde, wenn nur erst der jugendliche Lebensmut gebrochen und deutsche Gemütlichkeit vergessen ist. Wohl hast Du recht, daß meine Situation am Ende nicht schlecht ist, wenigstens bei mancher Einschränkung nicht Mangel leiden läßt, aber der Gedanke, daß dies alles ist, was meinerseits überhaupt erreicht werden kann, kann doch öfters auch den heitersten Blick in die Zukunft trüben . . . Herr Konsul Kempe hat mich gestern eingeladen, den Sommer auf seinem Landhause zu verleben, und so werde ich Anfang Mai hinausziehen. Der Mann tut wirklich alles, um mir Petersburg von seinen schönen Seiten zu zeigen.

Frankfurt a. M., 7. 7. 57.

An den Sohn.

. . . Unser Attaché Herr von Prillwitz ist bereits wieder abgegangen, um sich mit der Gräfin Moltke zu Behle in diesen Tagen zu vermählen. Er war eine noble Erscheinung an unserem hiesigen brutalen Himmel . . . Daß es doch der noblen Leute so wenige gibt! . . .

Petersburg, 11. 7. 57.

An den Vater.

. . . Ich will für heute nur bemerken, daß der Herr Gesandte uns um 1 Uhr verläßt, um nach Berlin zu gehen und wahrscheinlich nicht wieder zurückzukehren, da er nach Wien designiert sein soll. Bisher hielt er es für Geschwätz, nachdem aber auch die ministerielle „Zeit" die Nachricht brachte, meinte er: „Das Gerücht gewinnt an Konsistenz." Er wird mit diesem Wechsel sehr zufrieden sein, wir aber verlieren einen Chef, wie wir sobald keinen zweiten erhalten werden, und mir ahnt es, daß die schönste Zeit meines Geschäftslebens mit diesem Manne wegzieht. Herr von Schlözer ist seit vergangenem Dienstag zurück und hat, wie mir scheint, in Berlin über mich großen Lärm geschlagen. Ich habe bisher das Glück gehabt, von meinen Vorgesetzten in allen Lagen und Stellungen meines Lebens sehr wohl gelitten zu sein, und wie die Herren hier über mich denken, weiß ich aus folgendem: Neulich fuhr der Gesandte mit seinem Sohn, Herrn von Schlözer und Dr. Teichmüller (Hauslehrer bei Herrn von Werther) an dem Landhause des Konsul Kempe vorüber. Teichmüller machte ihn darauf aufmerksam, daß ich hier wohne, und bemerkte dabei im Scherz, Herr Kempe verwöhne mich, denn er halte mir ein Reitpferd und lasse mich überhaupt Vergnügungen genießen, die

bei uns nur junge Leute aus den besten oder aus sehr reichen Familien haben könnten, worauf Herr von Schlözer einwarf: „Ja, Kelchner ist auch ein Mensch, den man verziehen kann!“ Der Gesandte aber meinte lachend, daß er wohl recht habe!

Wenn ich auch gestehen muß, daß ich selbst manchmal staune, wie schnell ich mich in die Verhältnisse hier gefunden habe, so ist auf der anderen Seite doch nicht zu verkennen, daß die Herren sehr viel Anerkennung haben und über manches sprechen und manches lobend erwähnen, was andere Chefs als selbstverständlich zu betrachten pflegen. Ich bin begierig, was Herr von Werther mir beim Abschied sagen wird, da gerade er sein Wort nicht hält, das er mir bei meiner Hierherkunft gesagt hat: „Ich hoffe, wir bleiben recht lange beisammen!“ . . .

Petersburg, 18. 7. 57.

An den Vater.

. . . Am Ende kommt Bismarck hierher, dann vivat Rußland — uns aber eine gute Nacht! . . . Mit Herrn von Schlözer fahre ich, Gott sei Dank, bis jetzt sehr gut. Er ist immer gleich freundlich und betrachtet mich immer noch als seinen Ratgeber. Übrigens hat der Mann viel Glück, denn der ist wahrlich jetzt in der Karriere . . .

Frankfurt a. M., 31. 7. 57.

An den Sohn.

. . . Herr von Bismarck hat seinen Paß auf drei Monate (da hier eben die berühmten Ferien eingetreten sind) nach Dänemark, Norwegen, Schweden und nach Rußland visieren lassen. Hinsichtlich des letzteren bemerkte ich ihm bei anscheinend freundlichem Abschied, daß ich mir erlaubte, Dich bei ihm zu freundlicher Aufnahme zu empfehlen, worauf er bemerkte: „Ich komme schwerlich nach Petersburg und werde nicht weiter als bis nach Reval gehen!“ Dies wollen wir dahingestellt sein lassen, denn bei der hier sehr auffallenden Intimität mit allen russischen Potenzen wäre Deine Vermutung doch nicht zu verwerfen. Freilich, der Posten hier ist bequemer und billiger, aber auch nicht so glänzend! Man muß die Dinge ruhig näher kommen lassen. Mir überließ derselbe den Schlüssel zu allen seinen schriftlichen und materiellen Habseligkeiten!! Die Gemahlin nebst Kindern befindet sich wieder in Stolpe . . . Aus Berlin wird dem Frankfurter Journal heute geschrieben, daß alle Reden von Versetzungen der Herren von Werther und von Bismarck unnütz seien. Legationsrat Wentzel sagt mir eben, er glaube an keine Versetzung Herrn von Bismarcks, denn er leiste in Frankfurt den Russen zu gute Dienste, da er die Hetzpeitsche gegen Österreich für sie schwinge! . . .

Petersburg, 5. 8. 57.

An den Vater.

. . . Als etwas Neues und meine Vermutung in meinem letzten Schreiben Bestätigendes teile ich Dir mit, daß wir mit dem „Adler“ Herrn von Bismarck erwarten!! Wir wissen es nur durch den Bankier Stieglitz, daß er kommt, da er bei ihm akkreditiert ist. Da nun nach gestern hier eingetroffenen Nachrichten der Gesandte von Werther alle Veränderungen, Baulichkeiten usw. abbestellt hat, so ist die Kalkulation wohl nicht unrichtig, daß er nach Wien und Bismarck hierher kommt. Wahrscheinlich soll letzterer sich das Terrain einmal ansehen. Es gehen mit diesen Veränderungen meine Hoffnungen zu Grabe . . .

Frankfurt a. M., 22. 8. 57.

An den Sohn.

. . . Fast drollig ist die Nachricht der Kreuz-Zeitung, daß Herr von Bismarck durchaus nicht politisch reise, sondern nach Norwegen zu einem hohen Herrn auf die Birkhühnerjagd eingeladen sei!! Von ihm ist nicht ein Wort hier eingegangen . . .

Petersburg, 16. 10. 57.

An den Vater.

. . . Was die Besetzung des Gesandtenpostens in Wien anlangt, so ist uns für diesen Winter unser Chef erhalten, doch ist es immerhin noch möglich, daß er dorthin kommt, wenn nicht vielleicht ein Regierungswechsel, wie es fast den Anschein hat, der ganzen Lage eine andere Wendung gibt.

Frankfurt a. M., 5. 1. 58.

An den Sohn.

. . . Frau von Bismarck hat mir zu Weihnachten Stoff zu einer Weste beschert. Also diesmal keine Hemder! ... Von hier Dir etwas Neues zu melden, ist nicht wohl möglich, da sich alles in seinem lächerlichen Kreise dreht! . . .

Frankfurt a. M., 12. 6. 58.

An den Sohn.

. . . Wir sind mit unserer Kanzlei umgezogen. Klein aber wohlfeil — letzteres ist ja die Hauptsache. Die Dinge hier werden täglich etwas ekelhafter. Wir preisen jeden, der nichts mit dieser Gesellschaft zu schaffen hat. Brutalität in allen Ecken — doch genug davon! . . .

Frankfurt a. M., 29. 1. 59.

An den Sohn.

. . . Nun melde ich das gestern erfolgte plötzliche Eintreffen des Herrn von Bismarck. Kaum angekommen war es auch gewiß, daß derselbe zum Gesandten in Petersburg ernannt sei und Herr von Usedom ihn hier ablöse. Wie ich vorläufig höre, wird der hiesige Posten in sechs bis acht Wochen verlassen werden. Daß Herr von Werther nach London gehe, wird als sicher angenommen. Die Frage ist nun: wie wird es mit Dir gehen? Ich denke immer, Herr von Werther wird es durchsetzen, Dich mitzunehmen. Herrn von Bismarck kennst Du, und mußt Du bleiben, so wird Deine Stellung im ganzen sich nicht verschlimmern! . . . Ich

komme soeben von Herrn Wentzel, der mir erzählt, daß nicht London, sondern Wien die Bestimmung Deines Herrn Chefs sei . . . Übrigens soll Herr von Bismarck gegen Wentzel geäußert haben, es wäre ihm lieb, Dich in Petersburg zu finden, da Du ihm in mancher Hinsicht nützlich sein könntest! . . .

Petersburg, 3. 2. 59.

An den Vater.

. . . Hier stehen uns große Veränderungen bevor. Herr von Werther ist nach Wien versetzt und wird wohl sehr bald abreisen. Wir erwarten dafür Herrn von Bismarck. Baron von Werthern ist nach einer hier eingetroffenen telegraphischen Depesche als Ministerresident nach Athen versetzt. Herr von Bismarck findet also nur Herrn von Schlözer hier und wir erwarten demnach auch einen neuen Legationsrat. Ich glaube kaum, daß Bismarck sich hier gefallen wird; es ist seine erste Stellung bei einem Hofe und zum erstenmal bekommt er Legationsräte und Sekretäre unter sich, die weder Wentzels noch Zitelmanns sind. Der Gesandte und seine Gemahlin scheiden sehr ungern von hier. Was mich betrifft, so läßt sich alles in wenigen Worten zusammenfassen: ich trage mit seinem Weggang von hier meine Hoffnungen zu Grabe! Die Zukunft, auf die ich n i c h t hoffe, wird meine Aussage bestätigen, aber vorläufig wird mein Streben nur darauf gerichtet sein, so bald als möglich von hier fortzukommen. Weiter läßt sich bis jetzt nichts sagen. Sehr interessant wäre mir zu wissen, ob Bismarck gern hierher kommt. Ihr bekommt Herrn von Usedom, den Du, wenn ich nicht irre, schon kennst. Jedenfalls seid Ihr um Euren Tausch zu beneiden, während wir recht sehr zu bedauern sind.

Der politische Horizont ist auch umdüstert und ich halte es nach meinem einfachen Verstande nicht gerade für politisch, Herrn von Werther, der hier ganz ausgezeichnet stand und das ganze Vertrauen des Fürsten Gortschakow genoß, in diesem kritischen Augenblick von hier fortzunehmen. Die Russen tragen einen tiefen Haß gegen Österreich und ich glaube, sie würden sich herzlich freuen, wenn es in einen Kampf mit Frankreich verwickelt würde. Hoffentlich geht der Prinz Regent mit Konsequenz vor, nach welcher Seite es auch sei. Ich habe die Zuversicht, daß Preußen und Österreich, vielleicht noch England im Bunde, unbestritten die Herren der Welt sein können, wenn sie den Mut haben, es sein zu wollen . . .

Frankfurt a. M., 6. 2. 59.

An den Sohn.

. . . Nach allen hiesigen Aussagen beabsichtigt Herr von Bismarck auf vierzehn Tage nach Petersburg zu reisen. Zweck: Einsichtnahme in die dortigen Verhältnisse, besonders Häuslichkeit! Ich muß daher wünschen, daß Du vorbereitet seiest, für den Fall, daß Du in Petersburg bleiben mußt. Gegen mich hat dieser Herr nur eine einzige Bemerkung gemacht: „Nun erbe ich den Sohn vom Vater“, und Madame frug, ob Du mit Stahlfedern oder Kielen schriebest, letztere würde sie gern für Dich schneiden!! Auf diesem Wege habe ich die offizielle Nachricht des hiesigen Verlassens erhalten!! In beiden Aussprüchen liegt Lakonisches.

Ich will noch nicht fest diese Reise behaupten, allein Herr von Bismarck hatte seinem Jäger aufgegeben, sich zur Reise vorzubereiten. Ich hoffe noch immer, daß Du durch Herrn von Werthers Güte doch nach Wien mitkommst. Bis zur Stunde habe ich von Herrn von Usedom nichts vernommen. Hier ist Grauen vor demselben . . .

Frankfurt a. M., 6. 3. 59.

An den Sohn.

. . . Meine heutigen Zeilen bezwecken vorzüglich, Dich zu benachrichtigen, daß Herr von Bismarck gestern abend nach Berlin abgereist ist. Angeblich glaubt er, nur drei bis vier Tage in Berlin verweilen zu können, um sich dann direkt nach Petersburg zu begeben. Als ich von ihm Abschied nahm, bemerkte er die Hand reichend: „Nun, ich werde Ihren Sohn finden, haben Sie ihm irgend etwas mitzuteilen, so senden Sie es mir nach Berlin. — Leben Sie wohl und bleiben Sie gesund!“ Dieser Abschied steht im genauen Verhältnis zu den nun abgelaufenen sieben Jahren des Hierseins.

Der Herr Gesandte ist nur von seinem Jäger, Engel, begleitet. Derselbe hatte auch keine Zeit, um Adieu zu sagen!

Der gute Gott sende seinen Friedensengel über Dich. Es ist nicht unmöglich, daß man nunmehr in Petersburg anders tut und spricht als hier!

Petersburg, 7. 4. 59.

An den Vater.

. . . Herr von Bismarck hat mich sehr freundlich empfangen, weiteres läßt sich nicht sagen . . .

Frankfurt a. M., 8. 4. 59.

An den Sohn.

. . . Von weiblicher Seite wird erzählt, daß man große Aussicht habe, daß Herr von Bismarck höchstens zwei Jahre in Petersburg verbleiben und dann das Ministerium des Innern übernehmen würde. So sonderbar es klingt, so scheint man doch daran zu glauben!!!

Petersburg, 27. 5. 59.

An den Vater.

. . . Wir stecken dergestalt in Arbeit, daß es gar nicht möglich ist, zu einem ruhigen Briefe zu kommen . . . Ich kann vorläufig nur sagen, daß es hier ganz toll aussieht. Kommt es zum Schlagen, so bin ich hoffentlich auch dabei. Das Bataillon läßt mich merkwürdigerweise im Stich, so daß ich gar nichts höre . . .

(Schluß folgt)

Das Gesicht des Krieges

Von Karl Dietmann

Vor Verdun tobt die Riesenschlacht. In der Nacht vom 8. auf den 9. Juli rücken neue deutsche Sturmabteilungen nach der vordersten Linie.

Gestaltlose Wolkenmassen verfinstern den nächtlichen Himmel. Nichts ist zu erkennen als die ungewissen Umrisse der nächsten Hügel, die schwarz und scheinbar riesengroß von der Erde aufragen. Den ganzen westlichen Himmelsrand entlang aber zieht ein zuckender Flammenstreif, das Mündungsfeuer ungezählter französischer Geschütze, die Sperrfeuer hinter die vordersten deutschen Gräben legen.

Mann hinter Mann kriecht die endlose Menschenschlange durch das Dunkel der Nacht. Über Höhen, durch Täler, Mulden und Schluchten.

Unser aller Gedanken sind bei dem grauenhaften, fast tierisch wilden Dröhnen dort vorn. Schon ganz deutlich kann man jetzt das dumpfe Stampfen der schweren Granaten, das harte, gläserne Klirren der leichten Geschosse unterscheiden.

Niemand redet. Nur manchmal dumpfes Schelten oder Fluchen, wenn einer stolpert oder im Dunkel gegen seinen Vordermann anrennt. Verlorene Ausrüstungsstücke, in den Boden getretene Handgranaten und Infanteriemunition bezeichnen auf lange Strecken den Weg nach vorn.

Schon schlagen in einiger Entfernung von uns die ersten Granaten ein. Die Reihen beginnen zu stocken. Wir sind am Eingange der „Totenschlucht" angekommen.

Eine Mauer von Feuer, Eisen und Rauch steht da drinnen. Tausendstimmiges, teuflisches Hohngebrüll verschlingt alles. Nur manchmal sinkt die Mauer für eine halbe oder ganze Minute in sich zusammen. Dann rennt alles. Rennt um das Leben, keuchend, stöhnend. Durch Granattrichter, Schlamm und Schutt, über Leiber, Arme und Köpfe der Toten weg, die schon seit vielen Wochen hier liegen, von Feuerwirbeln umhergeschleudert, zerstückt, zerrissen, in die Erde gestampft. Endlos dünkt uns die wüste Schlucht. Der jenseitige Rand scheint immer gleich fern zu bleiben.

Da endlich sind wir am Bahndamm! Wie wir durch die Schlucht gekommen, wissen wir selbst nicht mehr. Noch über den hohen Bahndamm hinüber. Nicht ein Fetzchen von einer Schiene, einer Schwelle ist mehr da! Der ganze Damm eine völlig zerwühlte, unförmliche Erdwalze.

Ich schaue rückwärts. Die ersten beiden Züge meiner Kompagnie müssen schon über dem Bahndamm sein.

Da — unwillkürlich ducken wir uns alle — hart über unsere Köpfe weg heulen und zischen die Geschosse durch die Luft. Drunten in der menschengefüllten Schlucht haut es ein. Wieder wächst die grauenhafte Mauer empor.

Der dritte Zug steckt noch dort unten. Auch mein Bruder ist dabei! Ein paar Augenblicke starren wir alle da hinab, als könnten wir dadurch das Entsetzliche aufhalten.

Vorwärts! Weiter! Wir dürfen nicht helfen! Der ganze Vormarsch kommt sonst ins Stocken. Seit der Schlucht ist alle Ordnung zerrissen. Die Züge sind durcheinandergeraten, zurückgebliebene Leute von anderen Bataillonen schließen sich uns an. Von den Voransmarschierenden ist nichts mehr zu sehen. Ich suche mir, so gut es geht, selbst einen Weg in dem unbekannten, nachtdunkeln Gelände. Der Flammenschein im Westen zeigt die ungefähre Richtung. Wir springen über Gräben, fallen von einem Granattrichter in den andern.

Granaten schlagen ein. Keine Explosion. Nur ein dumpfer Schlag und dann langsam aufsteigender weißer Rauch. Gasgranaten! Mit aufgesetzten Gasmasken stolpern und tappen wir so gut es geht, weiter durch das Dunkel. Man geht wie mit verbundenen Augen. Noch eine flache Höhe hinauf. Wir sind in der Sturmausgangsstellung angelangt. Auch hier liegt feindliches Artilleriefeuer. Alles ist durcheinander. Die Bataillone und Kompagnien zu dichten Knäueln zusammengeballt. Nirgends Ordnung. Alles ein hoffnungsloses Durcheinander.

Ich schaue mich innerhalb meiner Kompagnie um. Jede Mulde, jeder Graben, jedes Granatloch steckt voll Menschen. Fremde und eigene Leute. Von meinem Bruder, der mir nach Eintreffen in Stellung Meldung machen sollte, ist nichts zu sehen. Ich rufe einigemale laut seinen Namen. Keine Antwort!

An dem Platze, wo ich gerade bin, lege ich mich hin. Ein alter französischer Graben, von unseren Granaten fast völlig eingedrückt und verschüttet. Vom steinigen Boden her dringt eisige Kälte durch meine Kleider. Aber ich werde dennoch schlafen können. Wenn nur der süßliche Leichengeruch nicht wäre! Die Luft ist voll, dick voll davon.

Was wird nun morgen werden? Ein groß angelegter Angriff bei diesem Wirrwarr? Und wenn! Wüßte ich nur, was mit meinem

Bruder ist! Alle Gedanken, die durch mein müdes Gehirn gaukeln, springen immer wieder auf dieses Eine, Dunkle zurück. Ich versuche, mir alle Möglichkeiten klarzumachen. Tot? Verwundet? Oder hat er sich im Dunkel der Nacht verlaufen? Vielleicht liegt er gar nicht allzu weit von hier in irgendeinem Graben und denkt an mich, wie ich an ihn. Ich bin müde, so müde. Die Gedanken irren in wirrer Folge an mir vorüber. Erlöschen und tauchen wieder auf, aus irgendeiner dunklen Tiefe herauf. Das bin gar nicht mehr ich, der da denkt!

Fast zwei Stunden mag ich geschlafen haben, tief, traumlos. Noch immer ist Nacht, dunkle Nacht. Ein Stern blinzelt irgendwo müde zwischen schwarzen Wolkenbänken hervor, und noch immer versucht das Brüllen der Geschütze das Dunkel der Nacht zu zerreißen. Hoch am Himmel zeichnen fliegende Geschosse Feuerbahnen.

Zwei Uhr dreißig Minuten. Um fünf Uhr zehn beginnt der Sturm.

Drei Uhr fünfzehn Minuten. Der Morgen beginnt zu grauen. Alles noch trüb, formlos, in Dämmer gehüllt. Erde und Menschen scheinen aus irgendeinem dunkeln Chaos emporzutauchen. In den Lüften rollt wie wogende See Geschützdonner.

Das Licht wächst. Einförmig braunes Land steigt rings empor, tausendfach von Granaten zerpflügt und zerrissen. Freundliche Dörfer, rauschende Bäume waren da einstmals. Nun ist alles weggefegt, zerfetzt. Auch nicht das winzigste Fleckchen Wiesengrün leuchtet mehr. Nur tote braune Wüste, wie Mondland mit unzähligen Kratern. Bis zum Himmelsrand hinaus kein Leben, nicht Mensch, Tier oder Pflanze. Nur die Wölkchen der berstenden Granaten tanzen über die weite Öde.

Die ganze Nacht habe ich, ohne es zu merken, auf der Leiche eines Franzosen gelegen. Der einstürzende Graben hat ihn fast ganz verschüttet. Nur das aufgedunsene, schwarzblau angelaufene Gesicht schaut noch aus der kalkigen Erde hervor. Mit weit aufgerissenen, leeren Augen stiert er mich an.

Ich gehe, um die letzten Anordnungen für den Sturm zu treffen. Der erste und zweite Zug meiner Kompagnie sind fast noch vollständig. Vom dritten Zug sind nur noch die vordersten fünf Mann da. Sie erzählen, sie wären gerade noch aus der Schlucht herausgekommen, von den übrigen hätten sie von da ab nichts mehr gesehen. Von meinem Bruder weiß niemand etwas.

Ich suche auch noch in den benachbarten Stellungen. Einer glaubt, er hätte meinen Bruder mit verbundenem Arm zurückgehen sehen. Er hätte ihn an der Figur erkannt. Gewiß könne er es aber nicht sagen.

Vier Uhr vierzig Minuten. Die Hölle ist los! Unsere Artillerie feuert wie rasend auf die feindlichen Stellungen. Man hört keinen Schuß mehr, es ist das Dröhnen und Donnern eines ungeheuren Wassersturzes, das Brausen und Rauschen eines gigantischen Stromes! Luft und Erde erzittern und schwingen unaufhörlich.

Über Fort Souville steht turmhohes, braunes Gewölke. Erdfontänen springen hoch in die Lüfte, ein Regen von Felsbrocken, Steinen und Eisenstücken prasselt dort unaufhörlich nieder. Riesengroß, in grauenhafter Gestalt hockt da drüben der Tod und frißt Menschen. Und über unsern Köpfen singen die sausenden Geschosse ihr gespenstisches Lied, das klingt wie der Wutschrei rasender Tiere, wie das Gurgeln und Röcheln Sterbender, wie weinende, schluchzende und klagende Menschenstimmen.

Und wir hocken zusammengekauert in unseren Löchern und horchen stumm auf das schaurige Todeslied. Die französische Artillerie legt wieder starkes Sperrfeuer auf unsere Gräben.

Ich schaue auf die Uhr. Fünf Uhr. Fünf Uhr fünf — acht — neun — zehn Minuten! Auf! Marsch, marsch! Und aus der zerrissenen, gestorbenen Erde hervor steigen Hunderte von Menschenleibern. Stürzen vorwärts über das tote, braune Land. Vornübergebeugt, keuchend, immer auf das Fort zu.

„Taktaktaktaktak-taktaktak“ sagt das französische Infanteriefeuer. „Drrrrrrr—drrrrrr —drrrrrrrr“ rasseln die Maschinengewehre, einförmig wie Drehorgeln. Neben mir greift einer mit beiden Händen in die Luft, als wolle er sich an irgend etwas Unsichtbarem halten, und bricht dann zusammen. Ein anderer mit einem Kopfschuß fällt steif und kerzengerade wie eine umgehauene Tanne.

Nun erst sehe ich es. Links von uns geht niemand vor. Die sind im Sperrfeuer stecken geblieben. Auch weiter rechts ist eine breite Lücke und nur ganz draußen wieder sieht man die anderen vorgehen.

Im Augenblick wird mir klar, der Angriff ist fehlgeschlagen!

Der Gegner hat im letzten Augenblick starke Truppenmassen nach vorn geworfen.

Einem kleinen Häuflein vom Nachbarregiment gelingt es, ins Fort einzudringen. Drinnen werden sie von dem überlegenen Gegner sofort niedergemacht.

Es ist umsonst. Wir müssen wieder zurück in die alte Stellung.

Im niedrigen Graben und dahinter in Mulden und Granattrichtern ballen sich die

zurückflutenden Menschenmassen. Und nun richten die französischen Batterien ihre Geschützrohre auf uns. „Wßßßßt—rack, bum—wum, bum—rack, bum." Die ersten Granaten hauen ein. Einige fahren hinter uns den Berg hinab, ein paar sitzen schon mitten im überfüllten Graben.

Und jetzt beginnt das gleichmäßige Hämmern der Geschosse. Erde spritzt, blutige Gewandfetzen, Dreck, Hirn, stinkender Rauch und Qualm. Dann wieder lange Pausen, in denen man noch eine Weile den Regen von Erdschollen, Steinen und Eisensplittern niederprasseln hört. Ein Verwundeter brüllt wie ein Tier.

Ich gehe die Stellung ab, um nach meinen Jägern zu sehen. Überall in Löchern und Gruben ein Wirrwarr von Waffen und langhingestreckten, zusammengekrümmten oder kauernden Gestalten. Lebende und Tote gleich regungslos und starr. Viele Schwerverwundete.

Neun Uhr Vormittag. Das Feuer dauert noch immer an. Da wir voraussichtlich hier bleiben werden, gebe ich Befehl zum Eingraben. Auch ich suche mir eine geeignete Stelle. Ein paar Spatenstiche. Schmierige, breiartige Leichenfetzen, Schaufeln voll weißer Würmer grabe ich heraus. Ich suche einen andern Platz. Wieder dasselbe! Da gebe ich es auf.

Elf Uhr Mittag. Das feindliche Feuer geht weiter. Von meiner Kompagnie ist kaum noch die Hälfte da. Die andere Hälfte ist verwundet oder tot. Fast überall, wo ich hinkomme, müde, gequälte Gesichter mit flackernden Augen. Dazwischen völlig Apathische, halbschlafend oder wie Irre geradeaus auf einen Fleck starrend.

An einigen Gestalten aber habe ich meine rechte Freude. Gebräunte, knochige Gesichter unter dem schweren Stahlhelm. Aufrecht lehnen diese Braven an der Grabenwand und schauen um sich, so ruhig und sicher, als ob Sterben das einfachste Ding von der Welt wäre. Menschen, in denen noch die ganze Urkraft der Erde lebt, Männer, die alles Geschehen still und groß an sich vorübergehen lassen wie die uralte Erde selber. Mancher von ihnen hat den Abend nicht mehr gesehen.

Zwei Uhr dreißig Minuten. Mittags ist die Sonne durchs Gewölk gebrochen. Die Hitze, die staubige Luft machen quälenden Durst. Fast niemand mehr hat etwas Trinkbares. Mit Mühe würge ich mein bißchen Essen durch die ausgedörrte Kehle hinab.

Das feindliche Feuer ist noch stärker geworden. Ich spüre, wie meine Nerven langsam müde werden. Alle schwingen sie wirr durcheinander wie die Saiten eines Klaviers, bei dem man alle Töne auf einmal angeschlagen hat. Irgend etwas Unsichtbares liegt lähmend auf mir, auf Kopf, Brust, Armen und Beinen. Mit aller Kraft stemme ich mich dagegen. Und immer wieder das teuflische Zischen der Geschosse, das an den Nerven zerrt und rüttelt, als müßten sie reißen.

Was früher war, Vergangenheit, Heimat, Glück, alles ist mir ein verblaßter, lang erloschener Traum. Für Augenblicke erscheint mir sogar manchmal die Wirklichkeit wie ein Traum. War es denn wirklich, daß der Jäger neben mir von einem Granatsplitter in die Schläfe getroffen wurde? Er lehnt noch gerade wie vorher schlafend an der Grabenwand. Doch das Gehirn quillt ja aus der Schläfenwunde und der Mund ist ein wenig verzogen. Aber alles andere ist noch gleich. Tornister, Gewehre, die Drahtschere, Handgranaten. Auch der Pionier mit dem Flammenwerfer liegt noch neben mir. Ich könnte das alles ebenso geträumt haben.

Wenn nur der Abend käme! Aber vielleicht bin ich bis dahin längst tot. Fast besser! Dann hätte ich wenigstens Ruhe, Ruhe, Ruhe!

Aber nur klaren Kopf behalten! Ich habe als Führer Verantwortung. Der Feind kann jede Minute zum Gegenstoß ansetzen. Wir alle wissen nur das eine: wir müssen hier in dieser Hölle standhalten, müssen!

Ich will noch einmal zum Bataillonskommandeur und anfragen, ob neue Befehle gekommen sind.

Wir bleiben hier! — Wieder lehne ich mich in die Grabenecke und lege auf der anderen Seite den gefüllten Rucksack als Schutz gegen Splitter auf meinen Leib.

Es ist scheußlich, so untätig daliegen zu müssen. Man horcht auf die dumpf stampfenden Einschläge der Granaten. Immer näher kommen sie. Die nächsten müssen bei uns sein. Da, die Erde wankt, Schutt und Steine fallen vom Grabenrand auf uns. Wieder ist es vorübergegangen! Und alles beginnt nun von neuem.

Einmal fährt eine Granate einen Dezimeter neben mir in die Grabenwand. Ein Versager!

Wann wird das zu Ende sein? Manchmal ist mir, als hätte ich siedendes Blei im Kopfe. Und doch kann ich alles um mich so ruhig betrachten, als stünde ich irgendwo als Zuschauer bei einem Rennen oder Schauspiel. Meine Überlegung ist sicher und klar. Mir selber kommt das jetzt gar nicht wunderlich vor.

Neben mir phantasiert ein Schwerverwundeter. Stöhnt in grausigen Tönen. Gleichgültig kann ich zuhören. Das Grauen hat

mein Gefühl erstickt, erwürgt. Ich glaube, wenn der da mein Bruder wäre, ich könnte nicht mehr empfinden. Nichts vermag auf mich mehr Eindruck zu machen. Ich selber, alles um mich, erscheint mir wie ein einziger Mechanismus. Manchmal helfe ich einem Verwundeten. Ich weiß nur von früher her, daß das so sein muß.

Endlich! Abend! Meine ganze Kompagnie ist nur noch 30 Mann stark. Der Gegenstoß des Feindes, den ich erwartet hatte, ist ausgeblieben. Blutigrot ist die Sonne untergegangen. Ein erster Stern flackert am Himmel. Das feindliche Artilleriefeuer ist nur noch schwach. In mir erwacht langsam wieder der alte Mensch.

Zwei Tage liegen wir noch hier vorn. In der dritten Nacht werden wir abgelöst, marschieren zurück in Ruhestellung.

Wieder geht es durch die Totenschlucht. Wieder steht Feuer, Eisen und Rauch da drinnen. Die Pause! Wir rennen. Zu früh! Rings um uns dröhnt die Erde. Feuergarben schießen zum Himmel. Blitzschnell werfe ich mich zur Erde.

Und beim Höllenschein der berstenden Granaten sehe ich vor mir nur einen Augenblick lang ein wohlbekanntes bleiches Gesicht. Wie eine Vision. Mit geschlossenen Augen im Dunkeln kann ich es noch sehen.

Ich brauche gar nicht mehr nachzuschauen. Ich weiß, daß er es ist.

Beim Schein der Taschenlampe suche ich. Die Narbe links am Kinn, der Name auf der Erkennungsmarke, alles stimmt. Die Augen halb offen, mit stillem, wundersam friedlichem Gesicht, als hörte er auf fernher klingende Musik, so liegt er da. Ein Granatsplitter hat ihm die linke Brust aufgerissen. Ich habe das geahnt, ja fast gewußt. Und doch stockt mir ein paar Augenblicke lang der Herzschlag. Dann werde ich ruhig. Ich rufe meine Meldegänger. Zu viert tragen wir ihn fort.

Da rasen wieder die Granatwirbel. Ein Geschoß schlägt dicht bei uns ein. Schleudert den Leichnam meines Bruders ein Stück weit zur Seite. Der eine Meldegänger ist ernstlich verwundet.

Ich kämpfe mit mir selber. Nein! Ich darf die Lebenden nicht dem Toten opfern. Der Verwundete muß gerettet werden. Wenn wir noch länger zögern, kommt keiner mehr von uns lebend aus der Schlucht.

Rasch nehme ich die Erkennungsmarke, Papiere und alle Sachen meines Bruders an mich. Beim Schein der Taschenlampe ein letzter langer Blick auf das liebe Antlitz. Dann hülle ich seinen Kopf und Oberkörper in meinen Mantel und wende mich.

Ich weiß, ich werde ihn nie wiedersehen. Granaten werden ihn verschütten, vielleicht auch zerfetzen.

Den Verwundeten mühsam mit uns schleppend erreichen wir heil den Ausgang der Schlucht.

Erst in der nächsten Nacht schreibe ich an die Eltern. Sie erfahren es noch früh genug. „... In der Nacht vom 8. auf den 9. Juli ist er beim Vormarsch durch die Totenschlucht im Sperrfeuer gefallen. Ein Granatsplitter traf ihn in die linke Brustseite.“ Da stocke ich. Einige Augenblicke überlege ich und schreibe dann weiter: „... er liegt in der Nähe von Fort Douaumont begraben ...“

Draußen leuchten die stillen Sterne, die Wälder stehen groß und dunkel wie Träume der Erde und nur von fernher klingt manchmal noch matt der Donner der Schlacht.

In den schwarzen Kronen der Bäume aber klagt leise der Nachtwind: „Vorüber, vorüber! Vorbei, vorbei!“

Menschenleid. Von Traugott Pilf

Soviel Sonne kann ja niemals scheinen,
Wie die Menschenherzen Tränen weinen.

Soviel Blumen können niemals blühen,
Wieviel Herzen bang und still verglühen.

Soviel Sterne können niemals schimmern,
Wieviel Seelen müd in Not verkümmern.

Soviel Freuden bringt kein Abendrot,
Wie sich Menschen quälen bis zum Tod.

Lorenz Bösken

Von Prof. Dr. Walter Bombe

Wenn wir die Schicksale der deutschen Kunst in den letzten zwei Jahrzehnten an unserem Auge vorüberziehen lassen, so erscheinen sie uns als ein buntes, lebhaft bewegtes, von tausend Widersprüchen erfülltes Etwas, als ein gärendes Chaos, und niemand von uns ist imstande zu sagen, was sich aus diesem Chaos, aus diesem Auflösungsprozeß der sichtbaren Dinge Endgültiges gestalten wird. Unsere Künstler haben nacheinander alles aufgelöst, die Linie, die farbige Fläche, die Form, die malerische Schönheit, den Rhythmus, die Bewegung, sie haben gelernt, die Natur als Quelle der künstlerischen Anschauung zu hassen und in ihr ein Hemmnis beim Schaffen zu sehen, sie haben die naturhafte Form vergewaltigt und der naturhaften Farbe den Krieg erklärt. Selbstverständlich bekämpfen sich diese verschiedenen Richtungen untereinander wie Todfeinde. Jede dieser Richtungen hat ihre Bahnbrecher ihre mehr oder weniger begabten Mitläufer, ihre Propheten, ihre Manager, ihre Höhepunkte und ihren Niedergang. Jede wird nach einiger Zeit von einer anderen Richtung wieder abgelöst, manchmal von einer ähnlichen Richtung, öfter noch von einer diametral entgegengesetzten. Wenn es in den letzten Jahrzehnten vor 1900 die Form war, deren Auflösung man anstrebte, so ist es jetzt wieder die Farbe, die aufgelöst wird. Man hat zu verschiedenen Zeiten die Vereinfachung, die Verinnerlichung und dann wieder die Verstärkung der Farbe für das alleinige Ziel aller Kunst erklärt.

Vom Impressionismus, der sich sein Weltbild aus den Beziehungen zu den Dingen, die uns umgeben, formt und der das relative



Aufgehende Sonne. Gemälde. Düsseldorf, Städtische Kunstsammlung



Gießerei. Gemälde

(auf die Umwelt bezogene) Sein schildert, sind wir zum Expressionismus gelangt, der das von der Umwelt unabhängige, absolute Sein gestaltet. Der Naturalismus war, wie der Impressionismus, die Folgeerscheinung einer vorwiegend naturwissenschaftlich interessierten Zeit; in der Wiedergabe der Natur, ihres Farben- und Lichtlebens sahen beide ihr ausschließliches Ziel, und an der Oberfläche der Dinge hing ihr Blick, an flüchtigen, rasch vorüberhuschenden Eindrücken, blitzartigen Bewegungen, die uns erst die Momentaufnahme glaubhaft gemacht hat, die aber ein ungeschultes Auge gar nicht wahrnimmt, und die in ihrer ganzen Flüchtigkeit und Undeutlichkeit wiedergegeben wurden. Mehr als ein Menschen-



Schienenwalzstraße. Gemälde. Sammlung H. Bubenheim, Berlin

alter lang hat der Impressionismus in Deutschland geherrscht; in Max Liebermann hat er das feinste Malerauge, die überragende künstlerische Persönlichkeit hervorgebracht. Jetzt ist es um diesen Großen, Fünfundsiebzigjährigen recht einsam geworden. Einer nach dem anderen aus der Schar der Genossen wendet sich dem Expressionismus, der neuen Ausdruckskunst zu. Aber das eine darf zum Ruhme Liebermanns und des Impressionismus wenigstens gesagt werden, daß ohne dessen Schulung in der neuen Licht- und Farbensprache und ohne dessen Vorarbeit auf dem Gebiet des Licht- und Farbensehens das künstlerische Ergebnis der Bestrebungen des Expressionismus ein weit geringeres geworden wäre. Dazu kommt, daß von der mächtigen Welle des Impressionismus viele Künstler unserer Zeit sich in ihren Anfängen tragen ließen, um dann mehr oder weniger zielbewußt der neuen Ausdrucksweise zuzusteuern. Was nun ist das Wesen und Bestreben dieser neuen Ausdruckskunst? — Wenn der Impressionismus und der Naturalismus im Grunde nur Folgeerscheinungen einer rein materialistisch und naturwissenschaftlich sich auslebenden Zeit gewesen sind, deren künstlerischer Ehrgeiz sich in der Wiedergabe der Oberfläche



Wildes Jagen. Gemälde. Sammlung Dr. Phillips, Düsseldorf



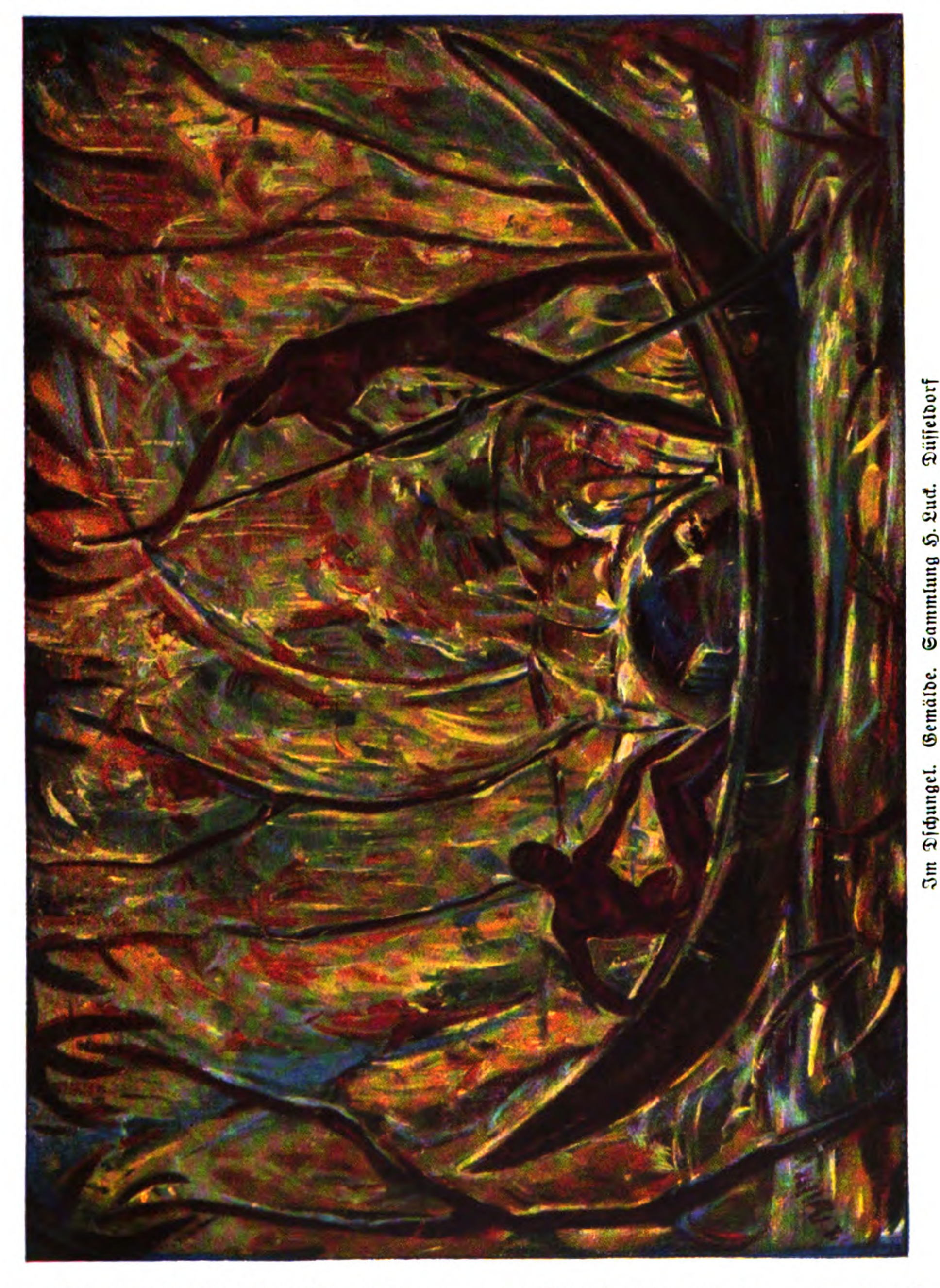
Meervolk. Gemälde

aller Dinge der Sichtbarkeit erschöpfte, so verkündet der Expressionismus als ein neues Dogma das, was die Philosophie seit den Tagen Kants erarbeitet hat, das Betonen des Geistigen, den kategorischen Imperativ, die Welt nach anderen Gesetzen zu formen, als denen des leiblichen Sehens. Der Expressionismus verwirft die besonderen Errungenschaften des Impressionismus, er will nicht mehr den bloßen Netzhaut-Eindruck, sondern das Innerliche, das Geistige, das im höheren Sinne Wahre der Dinge unserer Umwelt wiedergeben. Er will die naturhafte Form entmaterialisieren, er betont die Wirkungsform an Stelle der Daseinsform, mit deren ausschließlicher Wiedergabe die Eindruckskunst sich begnügt hatte. Er will nicht mehr das rasch Vorüberhuschende des ersten Eindruckes der Wirklichkeit, nicht mehr den reinen Netzhaut-Eindruck, sondern das Ewige, das Wahre, das Geistige erfassen. Die Oberfläche ist das Mechanisch-Maschinelle der Dinge, darum entbrennt heute, wie Hermann Bahr gesagt hat, „der Kampf der Seele mit der Maschine“. Der expressionistische Künstler schaut nach innen und denkt nach außen, er gestaltet das darzustellende Objekt willkürlich um, er strebt keine sachliche Schilderung, sondern eine gründliche Umformung des Wirklichen an, er geht darauf aus, mit den Augen des Geistes das Weltbild aufzunehmen und wiederzugeben.

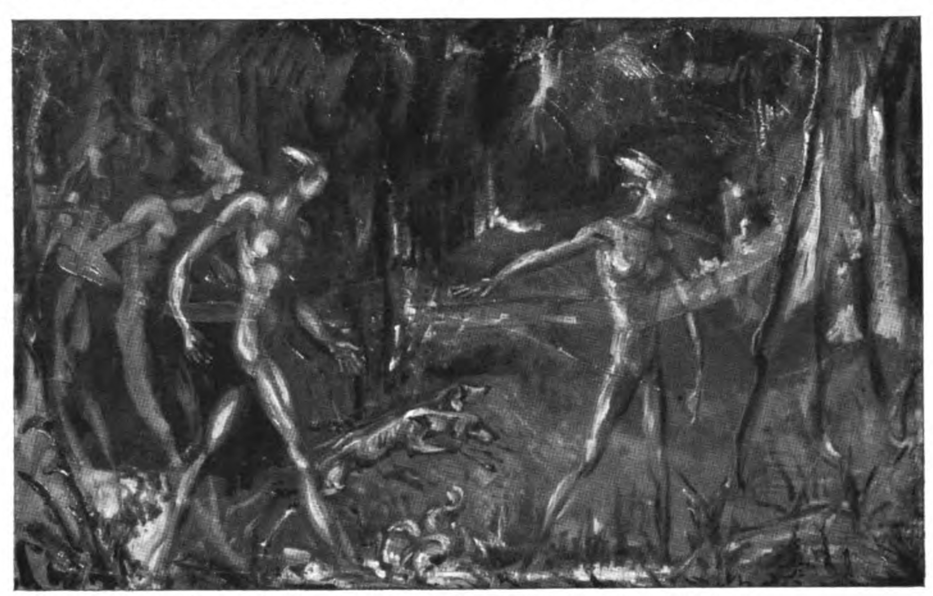
Wenn sich der Impressionismus an die Oberfläche der Erscheinungen hält, so versucht der Expressionismus sich den Dingen der Wirklichkeit auf andere Weise zu nähern, indem er, wie Faust zu den Müttern, zu den Kräften hinabsteigt, in denen die Erscheinungen der Sichtbarkeit wurzeln. Er weiß, daß die Welt voller Rätsel ist, er verzichtet von vornherein darauf, die Natur als allgemein und eindeutig gegebenes Vorbild in Nachbilder zu fassen. Nicht den Oberflächen-Zusammenhang der Dinge, sondern ihren lebendigen Kräftezusammenhang sucht er mit einer auf das höchste gesteigerten Ausdruckskraft vor uns hinzustellen, und dieses Ziel erreicht er, nicht, indem er wie der Impressionist, die Gegenstände in ihrer Zufälligkeit darstellt, nicht, indem er lediglich Stimmungsmomente wiedergibt, sondern indem er die Dinge zu einer vollkommenen Bildeinheit zusammenfaßt.

Ein Anhänger des neuen Wort-Expressionismus, Kasimir Edschmid, schrieb einmal in der kleinen vom Düsseldorfer Schauspielhaus herausgegebenen Zeitschrift „Masken“, der Impressionismus sei die wahre Kunst des Mittelstandes und der kleinen Gehirne, und Hermann Bahr ergänzt das von Edschmid Gesagte, wenn er (unserer Ansicht nach ebenso übertreibend wie Edschmid) den Impressionisten als den zum Grammophon der äußeren Welt erniedrigten Menschen bezeichnet.

Und wenn Goethe sagt: „Das Ohr ist stumm, der Mund ist taub, aber das Auge vernimmt und spricht“ (Naturwissenschaftliche Schriften, 5. Band, Seite 12), so setzt Bahr in seinem geistreichen Buche „Expressionismus“ diesen Gedanken fort, indem er ausführt: „Das Auge des Impressionisten vernimmt bloß, es spricht nicht, es nimmt nur die Fragen auf, antwortet aber nicht. Impressionisten haben statt der Augen noch ein Paar Ohren, aber keinen Mund. Denn der Mensch der bürgerlichen Zeit ist nichts als Ohr, er horcht auf die Welt, aber er haucht sie nicht an. Er hat keinen Mund, er ist unfähig, selbst zu sprechen, Recht zu sprechen über die Welt, das Gesetz des Geistes auszusprechen. Aber



Im Dschungel. Gemälde. Sammlung H. Luck. Düsseldorf



Auf der Fährte. Gemälde. Sammlung O. Schneider, Düsseldorf

der Expressionismus reißt den Mund der Menschheit wieder auf, sie hat lange genug nur immer gehorcht und geschwiegen, jetzt will sie wieder des Geistes Antwort sagen."

Und aus der tiefsten Not unserer Zeit heraus findet Bahr die Worte: „Niemals war eine Zeit von solchem Entsetzen geschüttelt, von solchem Todesgrauen. Niemals war die Welt so grabesstumm. Niemals war der Mensch so klein. Niemals war ihm so bang. Niemals war Freiheit so tot und Freude so fern. Da schreit die Not jetzt auf: der Mensch schreit nach seiner Seele, die ganze Zeit wird ein einziger Notschrei. Auch die Kunst schreit mit, in die tiefe Finsternis hinein, sie schreit um Hilfe, sie schreit nach dem Geist: das ist der Expressionismus."



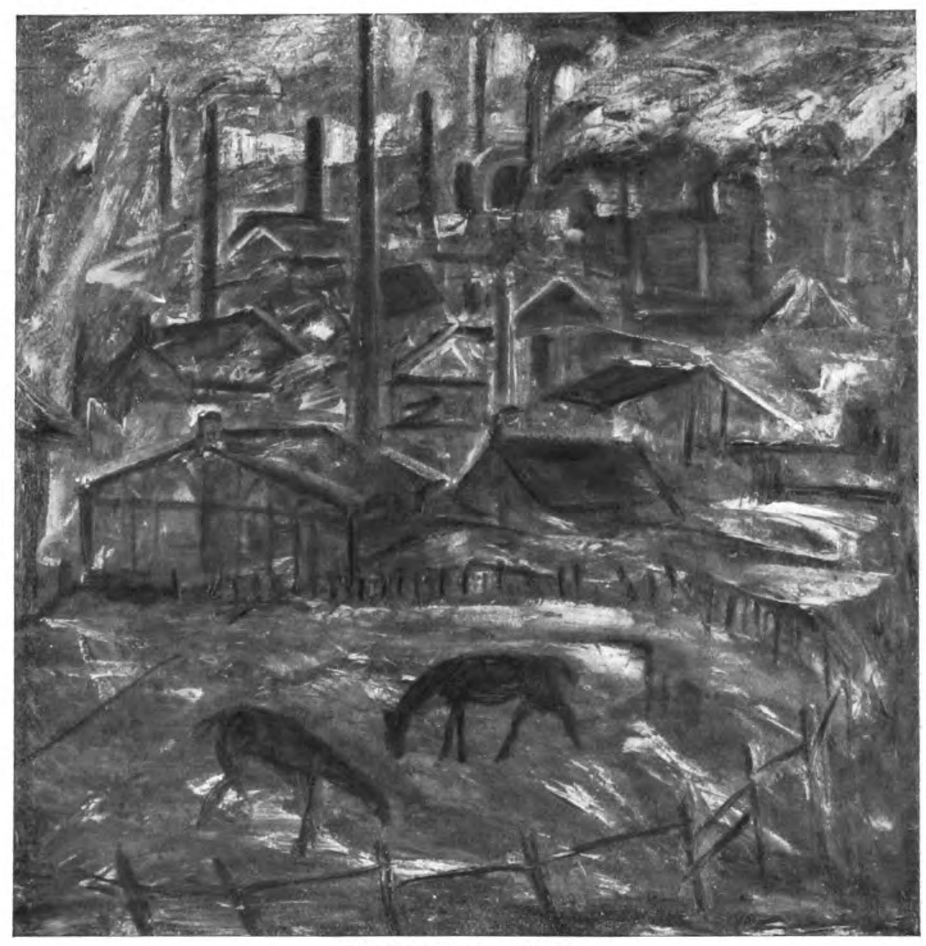
Nach dem Kampfe. Gemälde

Auch der junge Künstler, dem diese Zeilen gewidmet sind, ging, wie die meisten unserer heutigen Expressionisten und wie schon ihr Ahnherr, der alte Cézanne, vom Impressionismus aus. Er fand erst allmählich den Weg zu dem neuen Sehen. Geboren ist

Lorenz Bösken am 31. März 1891 in Geldern am Niederrhein. In frühester Jugend bereits unterstützte sein Vater seine rege Neigung zum Malen und Zeichnen. Sein erster Bildungsgang war der typische eines jungen Künstlers im Rheinland: Nach Absolvierung der Volksschule folgte vom zwölften bis zum vierzehnten Jahre der Besuch einer Klosterschule in Kessel in Holland, dann Widerstände allerart, als sich der Drang nach künstlerischer Betätigung regte, und andere Schwierigkeiten, die aber schließlich überwunden wurden. Mit dem Besuch der Krefelder Kunstgewerbeschule begann die eigentliche künstlerische Lehrzeit. Damals war der Holländer Thorn-Prikker, den der Museumsdirektor Professor Deneken dorthin gezogen hatte, unstreitig wohl der stärkste Anreger an diesem mehr handwerklich orientierten Institut. Der monumentale Grundzug späterer Arbeiten Böskens geht namentlich, was die klar und scharf dastehende Einzelform und die ungewöhnliche Strenge der Zeichnung betrifft, die mit sicheren, großen Linien die Gestalten umreißt, wir denken dabei an Glasbilder wie die im Ratsgymnasium zu Osnabrück und andere Arbeiten der Frühzeit, unmittelbar auf Thorn-Pricker und seinen späteren Lehrer Huber Feldkirch zurück. Auf Drängen des Vaters hat er schon nach einem Jahre Krefeld wieder verlassen. Darauf folgte eine rein praktische Tätigkeit bei einem Kirchenmaler. Es war eine dunkle Epoche im Leben des jungen, strebsamen Künstlers, und im rein handwerklichen Herstellen von Kreuzweg-



Sonniges Land. Gemälde



Industrievorstadt. Gemälde

Stationen, Kopieren und anderen Arbeiten verging so mehr als ein unfruchtbares Jahr. Unbefriedigt gab er die Massenherstellung von Stationsbildern und die im schlechten Sinne handwerkliche Arbeit auf und erreichte es, daß er, zwar nicht, wie er gewünscht hatte, in Düsseldorf selbständig weiterarbeiten, aber doch die dortige Akademie besuchen durfte. Er hat in Düsseldorf u. a. bei Huber-Feldkirch, bei Spatz und bei Gebhardt studiert. Es ging ihm hier nicht viel besser als den meisten anderen begabteren jungen Künstlern unserer Zeit. Den wohlmeinenden Ratschlägen der Lehrer, denen die Individualität der Schüler oft abweichend gegenübertrat, stand er fremd gegenüber. Jedoch an Spatz und vor allem an Gebhardt erinnert er sich noch mit Wärme, wenn er von den Aktstudien erzählt. Dort und durch später auf eigene Faust fortgesetztes Aktzeichnen hat er sich eine außerordentliche Kenntnis des menschlichen Körpers und seiner Bewegungserscheinungen angeeignet, die ihn heute befähigt, aus der Erinnerung heraus, ohne Modell, die schwierigsten Stellungen zu zeichnen. Und wie er sich vom Modell freimachte, so suchte er schon früh, Herr zu werden über das Allzuviel der Einzelerscheinungen. Er erkannte, daß es kein stärkeres Mittel zur zusammenfassenden Vereinfachung gibt als die Farbe. Es würde zu weit führen, hier von den unablässigen und erfolgreichen maltechnischen Versuchen zu berichten, die Bösken unternahm, ohne im problematischen Experimentieren und unfruchtbaren Grübeln und Tüfteln stecken zu bleiben. Wir kommen später noch darauf zurück.

Als er seine radikalen Anschauungen über die damaligen Schattenseiten des akademischen Unterrichtes auch öffentlich erörterte und die Forderungen der jungen Künstler energisch und temperamentvoll vertrat, erhielt er die schriftliche Aufforderung der Direktion, die Akademie zu verlassen.

Vom akademischen Zwang frei, suchte er



Parklandschaft mit Kahn. Gemälde

sich nun seinen eigenen Weg. Zwei Jahre fleißiger Arbeit folgten. Dann kamen die ersten größeren Erfolge. Seine Studienreisen fallen in eine frühere Periode. In Florenz, Rom und Mailand war er 1912, in Paris ein Jahr darauf; auch in Süddeutschland erhielt er vielfache Anregungen. In Düsseldorf fand er seine zweite Heimat, die er seitdem nur noch selten verließ. Mehrere Staatsaufträge fallen in die damalige Zeit, dekorative Wandbilder im Militärkurhaus zu Kissingen und ein großes Glasgemälde im Ratsgymnasium zu Osnabrück, Arbeiten im strengen akademischen Stil, den er inzwischen überwunden hat. Im Jahre 1919 hat er die bekannte Künstlergruppe „Das junge Rheinland" mitbegründet, in der Folge teils allein, teils mit diesem Künstlerverein zusammen ausgestellt, in Düsseldorf, in Berlin und anderwärts. Man wurde auf Bösken aufmerksam, lobte und tadelte ihn.

Im Industriegebiet entstanden die ersten Industriebilder, von denen wir einige hier



Industrielandschaft. Gemälde. Besitz Direktor H. Schwarz, Neuß

abbilden. Es handelt sich da um bemerkenswerte Versuche, das Stampfen der Maschinen, die schwere Arbeit in den Hüttenwerken, am Schmelzofen und an den Walzenstraßen aus dem Gebiet des Alltäglichen, des Werkeltags, der reinen Gegenständlichkeit zu einer höheren Einheit emporzuheben, aber sie sind noch nichts Endgültiges. Erst in einem späteren Bilde dieser Art, das „Industrievorstadt“ betitelt ist, hat er den Weg zu einer mehr abstrakten oder besser gesagt, komprimierten Form gefunden, die verheißungsvolle Ausblicke in die Zukunft verspricht. Die früheren Arbeiten dieser Art verlieren sich noch zu sehr im einzelnen. Maltechnische Versuche der verschiedensten Art erfüllen diese Jahre. Vor allem kommt es ihm auf Reinheit der Farben an. Nur die reine, unvermischte Farbe soll sprechen. Er verzichtet auch nicht, wie die Impressionisten, auf die Anwendung der durchsichtigen Farben (Lasuren), sondern in ihrer Anwendung gerade spricht sich sein Farbengefühl am feinsten und persönlichsten aus. Der glatte, weiße Malgrund strahlt durch die Lasuren sein Licht aus und verleiht im Verein mit den reinen Farben des Prismas seinen phantastischen und oft bizarren Bildern jenes blühende Kolorit, das unsere Farbendrucke, so gut es möglich ist, wiederzugeben versuchen. Dadurch, daß er die Farben ungemischt und rein auf die Leinwand bringt, erreicht er eine viel größere Intensität der Farbenwirkung als die Anhänger der alten Malweise. Er geht kühn auf helle, freie Töne los und schreckt auch vor starken Kontrasten zwischen warmen und kalten Farben nicht zurück. Seine Farben haben, wie unsere Abbildungen und natürlich noch weit besser die Originale zeigen, selbst in den Schatten einen solchen Glanz, daß diese Schattenfarben nicht mehr, wie in der früheren räumlich-körperlichen Malerei nur dazu dienen, die Gegenstände zu formen, sie plastisch herauszuarbeiten, sondern als Farbe zu der Gegenfarbe stimmen und selbst farbig interessant sein müssen.

Wer unsere Wiedergaben aufmerksamer betrachtet, wird erkennen, daß neben den simultanen Kontrasten der Farbe auch die Kalt-Warm-Bewegung eine wichtige Rolle

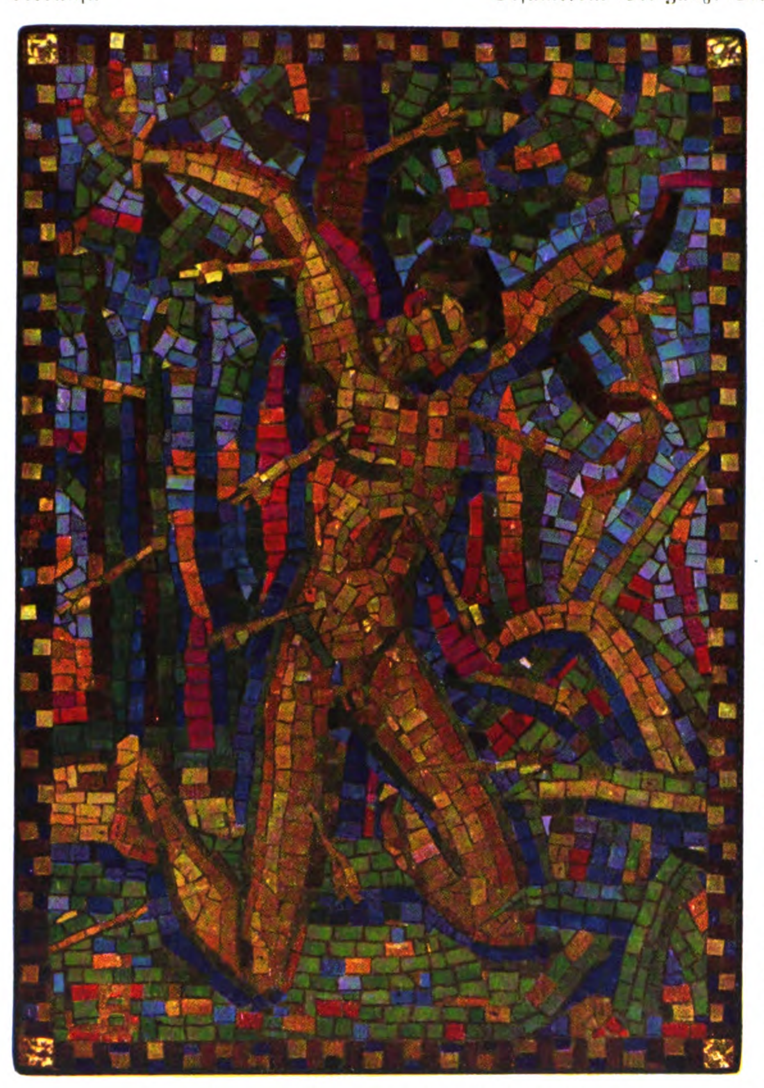


Aufbruch. Gemälde. Besitz Dr. F. Bösken, Gelsenkirchen

spielt. Wenn zum Beispiel Blau neben Gelb steht, so wird gern ein grünlicher Ton dazwischen eingeschaltet, zwischen Blau und Rot aber steht oft Violett. Solche Vermittlungstöne zeigt in der Natur auch der Regenbogen. Wie eine musikalische Komposition auf einer bestimmten Tonart aufgebaut ist, so ist auch hier in der Regel ein bestimmter Ton vorherrschend, durch den die weitere Steigerung bis in die intensivsten Farbentöne bedingt wird. Dies vorausgeschickt, können wir nunmehr zu einer kurzen Farben-Analyse einiger der hier abgebildeten Gemälde schreiten.

In dem phantastisch-skurrilen Bilde „Meervolk" mit den stark bewegten Akten ist alles auf schwere, gewitterschwangere Farben gestimmt, wie Blau, Violett und Grau, die durch etwas Rot und Grün gesteigert werden. Die stimmungsstarke „Industrievorstadt" deutet durch das Ärmlich-Schmutzige der Gesamtfärbung, Blaugrau und verwandte Töne, gleichsam symbolisch die Trostlosigkeit des Ortes an, dessen Armseligkeit noch durch die Tiere vermehrt wird, die hier ihr kärgliches Futter suchen. Die Jagdszene „Auf der Fährte", Amazonen mit Hunden auf der Jagd, gibt eine mystische Gesamtstimmung. Der meergrüne Vordergrund und der tief dunkle, fast schwarze Wald läßt die braunroten Körper der Amazonen zu geheimnisvollem Leben erwachen. In der auch als Linienkomposition fesselnden Grablegung sind die Dominanten starke, violette Töne mit Braunrot und Grün, die gegen ein goldiges Gelb mit hellem Blau gestellt sind. „Nach dem Kampf" ist eine Komposition in Rot. Der verwundete Krieger, ein herkulisch gebauter nackter Mann, ist vom Pferde gestiegen, um seine Schenkelwunde zu verbinden. In die Glut des Abendrots ist der braunrote Körper des Kriegers blutig eingetaucht. Aus diesem Rot gewinnt das Bild, eine der größten Kompositionen des Künstlers, sein fesselndes farbiges Leben. In tropischen Urwald führt uns das Dschungel-Bild:

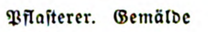
Wir spüren die schwüle, dunstige Hitze, den feuchten Brodem, der aus diesen Dschungeln aufsteigt. Aber die Sonne, die durch das Gewirr der Bäume ihr silbrig-goldiges Licht nach vorn entsendet, überstrahlt und durchdringt siegreich den schwülen Nebeldunst.



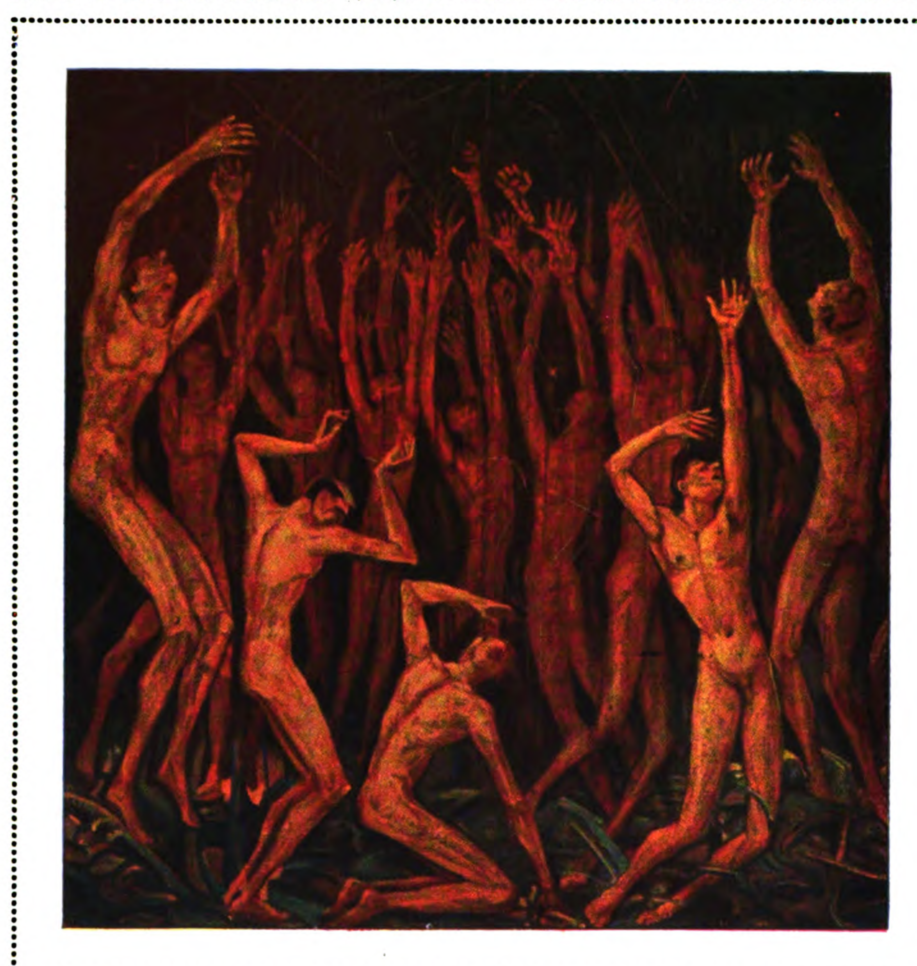
Der heilige Sebastian. Entwurf zu einem Mosaikbild

Wir lassen nun einige der Industriebilder folgen. In der „Gießerei" treten uns jene modernen Zyklopen entgegen, denen zuerst Menzel und später Meunier ein Heimatrecht in der Kunst verschafft haben. Aus Kupolöfen strömt das glühend-flüssige Eisen das die Eigentümlichkeit hat, kleine Eisenteilchen in Form von Sternchen abzusondern und herauszusprühen. Die glühenden Massen werden dann in flüssigem Zustande in die Form gegossen. Die farbige Haltung dieses Bildes ist durch einen dunkel grünlichen Oxydton bestimmt. Zum Unterschied vom Abstich am Martinsofen, wo Weißglut herrscht, haben wir in der Schienenwalzstraße einen rot glühenden Gesamtton. Die ganze Beleuchtung geht von dem glühenden Eisen aus. Das Tageslicht ist so trüb, daß es wie Dämmerung wirkt. Überallhin wirft und reflektiert das Eisen seinen roten, hier und da in das Goldige spielenden Schein, der auch die dunkel gegen hell gestellten Arbeiter umhüllt.

Bei dem Bilde „Pflasterer" ist neben der meisterlichen, markigen Zeichnung der drei Wegebauer, die sich olivgrün, violett und rotbraun vor einem in den leuchtendsten Abwandlungen von Kadmium und Chromgelb mit den zugehörigen Komplementärfarben prangenden Hintergrunde aufrecken, die formaldynamische Aufgabe, die fesselt. Die wuchtigen Gestalten der drei Arbeiter sind so groß, daß sie, wenn sie sich aufrichteten, den oberen Bildrand durchstoßen müßten. Sie erscheinen noch größer, weil der hinter ihnen aufgebaute Stadtprospekt ohne jede Überleitung durch einen Mittelgrund ein Durcheinander kleiner Formmotive zeigt, die in ihrer irrationalen Unruhe seltsam gegen die monumentale Ruhe der drei überlebensgroß scheinenden Gestalten kontrastieren. Wie man aus der Armut den Reichtum hervorgehen lassen kann, zeigt alsdann die gleichfalls farbig von uns wiedergegebene „Industrielandschaft". Im Vordergrunde ein kahles Bäumchen und ein Weiher



Pflasterer. Gemälde



Sehnen nach dem Unfaßbaren. Gemälde. Besitz F. E. Koop, Köln

mit Kähnen, dann ländliche Häuser, hinter denen ein Wald von Fabrikschornsteinen aufragt, also ein ganz gleichgültiges Motiv. Aber der Farbenreiz der Luftschichten bei dunstiger Atmosphäre und die Bewegung des Lichtes, das in breiten Strahlenbündeln sich über das Ganze ergießt, offenbaren den Reichtum, der auch aus einem ärmlichen Motiv gewonnen werden kann.

Wie sich das Ringen um die neue Farbe mit dem suchenden Formwillen eint, und wie Licht und Farbe der Formkraft der neuen Ausdruckskunst dienstbar gemacht werden, wie das Dynamische und Rhythmische herangezogen wird, um die Bildidee zu gestalten, lehrt der vom Künstler selbst in der mühseligen Technik des Mosaizierens ausgeführte Sebastian. Kniend an einen Baum gefesselt, hat er den Martertod erlitten, schwer hängt der willenlose Körper herab, den die Pfeile zerstochen haben. Kraftlinien helfen durch Kontraste die Wirkung des Ganzen steigern. Noch größeren formalen Reichtum weist eine frühere Arbeit auf, die „Sehnsucht nach dem Unfaßbaren“ betitelt ist und noch im Banne akademischer Korrektheit das qualvolle Ringen um Erkenntnis, um die uns Menschen ewig verschlossen bleibende Wahrheit (durch geometrische Figuren angedeutet) versinnbildlicht. Linienrhythmus und Formendynamik leben sich gleicherweise aus in den mächtigen Kurven des auf silbrige und hellgoldige Töne gestellten „Segelschiffes“. Auf einer gedämpften Farbenskala, die nur sparsam verteiltes Rot neben dumpfem Oliv, Grauviolett und Graugrün bietet, ist die Madonna mit dem Kinde aufgebaut. Ganz auf der Flackerwirkung von flammendem Rot und Gelb beruht die große Komposition „Empor zur Unendlichkeit“ mit ihren zahl-



Segelschiff. Gemälde

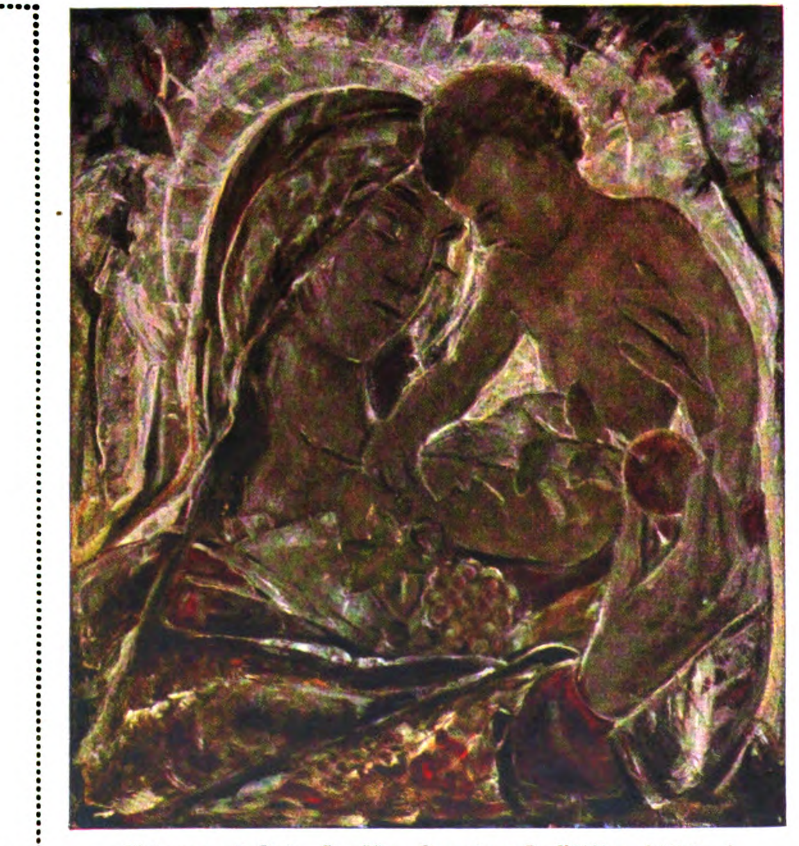
losen, durch eine magische Gewalt nach oben gezogenen Menschenkörpern. Eine ähnliche Farbensymbolik finden wir im „Sonnengott", wo in dem blitzenden Licht alle koloristischen Möglichkeiten erschöpft werden.

In der „Parklandschaft mit Kahn" gibt der Künstler eine diffuse Farbenstimmung, die als Lösung des Lichtproblems einen bedeutenden Fortschritt zeigt, in anderen Bildern, wie dem wilden Jagen, sucht er die im menschlichen und tierischen Körper ruhenden Ausdruckswerte zu sammeln und in starker Linienbewegung der Gruppen zusammenzufassen. Das Ganze wie eine Vision aus dem goldenen Zeitalter der Menschheit aufgefaßt. Solche schlanken, nackten Menschen stellt er gern in paradiesische Landschaften. Er findet die leuchtendsten Farben, um den Glanz der Sonne, das helle Grün der Wiesen und die seltsamsten Spiegelungen der Luft glaubhaft zu machen. So gibt er in einem Gemälde, das die Städtischen Kunstsammlungen in Düsseldorf erwarben, nackte jugendliche Männer, die durch das Hissen einer Fahne die aufgehende Sonne begrüßen, in einem anderen, das er „Aufbruch" betitelt, die Bewohner irgendeines seligen Gefildes, wie sie an einem dunstigen, aber von hellster Sonne durchglühten Morgen ihre ungeduldig scharrenden Rosse besteigen, um mit den an ihnen emporspringenden Hunden auf die Jagd zu reiten. Das schillernde Spiel des Lichtes, das die schlanken Gestalten umhüllt, die Freude an der malerischen Erscheinung der Dinge, die er märchenhaft umkleidet, vor allem aber die warme, seedunst-geschwängerte Atmosphäre, die Menschen und Tiere umspielt, so daß auch die Schatten noch durchsichtig erscheinen, offenbart den Meister der Farbe, der eine poetische Stimmung aus einem malerischen Grundgedanken heraus entwickelt und der ein echter Romantiker ist, wie viele seiner expressionistischen Genossen. In das Reich des Phantastischen, aus der Wirklichkeit heraus, in fremde Märchenlande, zu primitiven Menschen führen uns diese Bilder, und mit dem größten Gefühlsüberschwange schildern sie uns die Allgegenwart der Sonne. Wir blicken in eine Welt, die nach anderen Gesetzen erschaffen ist, als nach denen des leiblichen Sehens. Aber wer unserem Künstler in sein Reich weltentrückter



Sonnengott. Gemälde. Besitz G. Thomas, Hamborn

Phantasie folgen will, der muß selbst die Gabe nachschaffender Phantasie besitzen, sonst werden seine Bilder eine ihm unverständliche Sprache reden. Dem jedoch, der diese Gabe besitzt, wird vielleicht zur Erkenntnis, daß hier in diesem Schaffen das Sehnen unserer Zeit Form gewann, das Sehnen aus der rauhen Wirklichkeit in die Romantik.



Madonna mit Kind. Gemälde. Sammlung Dr. Phillips, Düsseldorf

Die Energie des Luftmeeres und seine Ausnutzung

Von H. Hergesell

Schon vor Jahrzehnten ist die Befürchtung ausgesprochen worden, daß der gewaltige Verbrauch an Kohlen, den die Entwicklung der modernen Kultur mit sich gebracht hat, mit Sicherheit dahin führen müsse, die uns zugänglichen Kohlenlager in absehbarer Zeit zu erschöpfen. Es wurden auch Berechnungen angestellt, wann dieser zu fürchtende Zeitpunkt einmal eintreten würde. Vor dem Weltkriege konnten diese Betrachtungen mit einer gewissen Ruhe angestellt und aufgenommen werden; denn erstens lag dieser Zeitpunkt, auch wenn man die ungünstigsten Annahmen machte, noch sehr fern, dann aber konnte darauf hingewiesen werden, daß in der Erdrinde sicher noch unbekannte Kohlenlager zu finden seien, die das Ende der Kohlenzeit immer wieder weiter hinausschieben würden, zumal schon eine Anzahl tief liegender Kohlenflöze bekannt waren, deren Förderung die zurzeit noch zu großen Kosten des Betriebes verhinderten, Hindernisse, die aber sicher überwunden würden, wenn einmal die Not zu besonderen Maßnahmen zwingen würde. Der Krieg mit seinem unglücklichen Ausgange hat die Frage der Kohlennot wenigstens für Deutschland zu einer akuten gemacht. Die gewaltigen Kohlenlager, die unter und auf deutschem Boden lagern, sind uns zum größten Teil entrissen, oder, wenn sie uns gnädig belassen wurden, sind sie zum größten Teile einem unerbittlichen Feinde ausgeliefert, der uns noch dazu zwingt, sie in harter Sklavenfron zu fördern und an die von ihm befohlenen Stellen zu verfrachten. Wir brauchen aber selbst Kohlen oder doch zum mindesten die in den Lagern steckende Energie, einmal um die Arbeit leisten zu können, zu welcher uns der Versailler Vertrag verpflichtet, dann aber auch, um uns selbst wieder in jenes arbeitende und hochgeachtete Volk zurückzuwandeln, dessen Industrie, Technik, Verkehr früher von aller Welt bewundert wurde. Die Frage der Kohlennot steht für uns Deutsche als grinsendes Gespenst vor der Tür und in immer weiteren Kreisen erschallt der bange Ruf: Wer schafft uns die Energie, die wir nötig haben, um unsere industriellen, technischen und wissenschaftlichen Arbeiten zu erfüllen? Eine gewaltige Tat ist in Deutschland bereits geschehen. In Bayern schuf der geniale Oscar v. Miller, der schon vor ungefähr einem Lustrum uns die elektrische Energieübertragung auf weite Entfernungen lieferte, jenes gewaltige Wasserwerk am Walchensee, das die elektrische Energie, dem herabströmenden Wasser im Gebirge entnommen, an ganz Bayern spenden kann. Nicht lange Zeit mehr wird es währen, dann fahren dort sämtliche Eisenbahnen mit elektrischer Kraft. Auch dann ist nur ein geringer Bruchteil der aufgespeicherten Energie verbraucht, der Rest reicht mehr als genügend, um alle Betriebe und Haushaltungen zu versorgen. Hier harrt auch noch ein zu lösendes Problem, die Verteilung der in dem großen Werk aufgespeicherten Energie in die feinsten Adern des Verkehrs und der Kultur. Jetzt soll uns diese Aufgabe weiter nicht beschäftigen, ebensowenig die Frage: Wie können die Wasserkräfte noch weiter, besonders in den anderen Gebietsteilen des Reiches ausgenutzt werden? Auch in dieser Beziehung arbeitet der oben genannte bayerische Reichsrat bereits weiter und ist dabei, unter kräftiger Unterstützung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, ein großartig angelegtes Forschungsinstitut für Wasserkraft und Wasserbau zu schaffen.

Bei dem allgemeinen Hunger nach Arbeitsenergie in Deutschland wollen wir heute Umschau halten, wo denn noch andere Kraftquellen vorhanden sind, deren billige Ausnutzung uns aus dem Elend heraushelfen und billigen Arbeitsvorrat zur Verfügung stellen kann. Mir, der ich meine ganze Lebensarbeit der Erforschung des Luftmeeres gewidmet habe, soll es obliegen, auf die gewaltigen Energiemassen, die in unserer Atmosphäre aufgespeichert sind, hinzuweisen, deren Ausnutzung heute nur in primitivstem Maße geschieht und die doch vielleicht in nicht ferner Zukunft dazu bestimmt ist, uns gewaltige Hilfskräfte zur Verfügung zu stellen. Wer kennt nicht unsere schon seit Jahrhunderten arbeitenden Windmühlen? Sie sind ein Beweis dafür, daß der menschliche Geist schon seit geraumer Zeit an dem Problem der Ausnutzung der Windenergie arbeitet. Bei diesen Maschinen wird die Strömungskraft der Luft direkt, unter Benutzung eines einfachen Propellers (den Windmühlenflügeln) in Rotationskraft umgesetzt, die die Mühlsteine unter Überwindung der Reibung treibt und so die Mahlwirkung erzeugt.

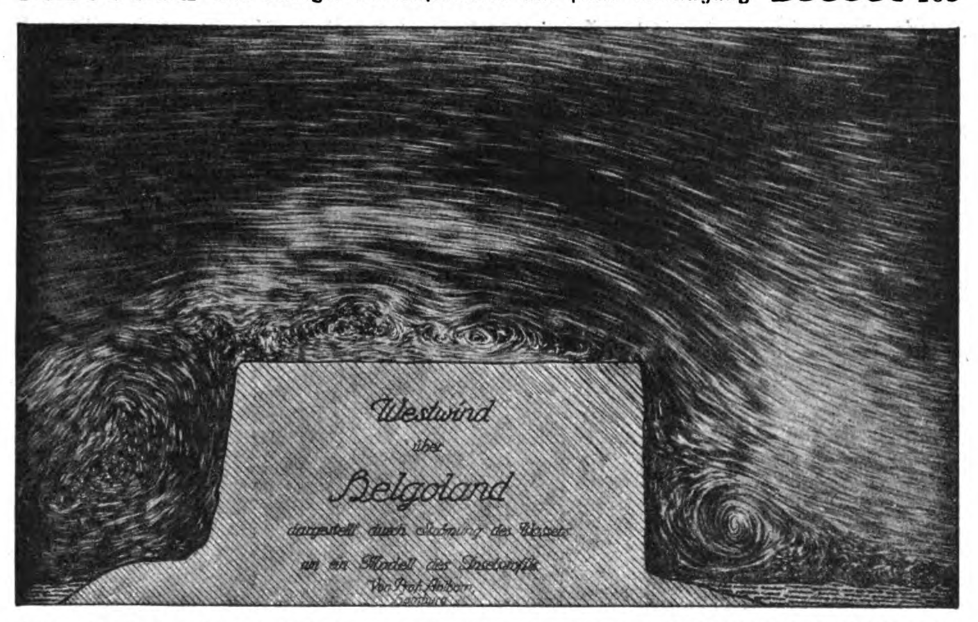
Ähnliche Maschinen existieren in unseren Windrädern, schon moderner konstruiert, die zur Hebung von Wassermengen, zu Pumpzwecken, aber auch zur Erzeugung von elektrischer Energie verwandt werden. Alle diese Einrichtungen leiden an dem Mangel, daß die treibende Kraft, der Wind, ein sehr unsicherer Gesell ist, der bald gar nicht, bald in zu großem Maße, aber selten in den richtigen Verhältnissen zur Verfügung steht. Wir sehen die Windmühlen deshalb da arbeiten, wo die Windströmungen möglichst gleichmäßig und in genügend starkem Maße vorhanden sind, also an und in der Nähe der Küsten. Die Grenze der Windmühlenverteilung ist in Deutschland beispielsweise an die norddeutsche Tiefebene gebunden, nicht so sehr, weil sie Ebene ist, sondern weil sie in der Nähe des Meeres und der mittleren Laufbahn der Luftdruckwirbel liegt, die gewöhn-

lich nördlich an uns vorbeiziehen und die Luft zum kräftigen Strömen veranlassen. Im Innern der Kontinente, in den Gebirgen sind die Windmühlen selten zu finden. Hier ist die Wetterlage so, daß kaum auf ein regelmäßiges Strömen der Luft gerechnet werden kann. Ähnlich, aber noch verwickelter steht es mit den Windrädern, wenn das schwierige Problem gelöst werden soll, elektrische Energie durch sie aufzuspeichern. Gewiß hat man hier Fortschritte erzielt, allein das Problem, die Dynamomaschinen den zeitlich so wechselnden Leistungen dieser Räder anzupassen, ist noch nicht endgültig gelöst, auch die Verwendung der Akkumulatoren schafft bei dem schwierigen Verhalten dieser elektrischen Maschinen eigentümliche Hindernisse, auf die nicht näher eingegangen werden soll.

Eine weitere Ausnutzung der Strömungsenergie zeigt uns die Schiffahrt, speziell die Segelschiffahrt, beinahe so alt wie menschliche Erinnerung zurückreicht. Ihre große Entwicklung hat sie auf den Meeren genommen, wo die Winde regelmäßiger und gleichmäßiger verlaufen.

Hier hat die tausendjährige Erfahrung Erfolge beziehungsweise eine Ausnutzung geschaffen, die staunenswert ist. Sie wurden mehr durch die Praxis errungen als durch eine wirkliche Einsicht in die hier wirkenden Kräfte, die sich entwickeln, wenn ein Luftstrom auf einen soliden Körper, hier das Segel, trifft. Wir haben den richtigen Einblick erst in den letzten Jahrzehnten erhalten, als der ewige Traum der Menschheit endlich in Erfüllung ging, als wir lernten, mit Luftschiffen und Flugzeugen das Luftmeer zu durchkreuzen. Das Studium des Luftwiderstandes wurde zum dringenden Gebot, die Erkenntnis seiner Gesetze hat uns erst die Fortschritte gebracht, die wir zurzeit im Luftverkehr bewundern, neue Kräfte und Kraftverteilungen wurden gefunden, die mit der Energie der Luftströmungen eng verbunden sind, oder besser gesagt, die uns zeigen, in wie wunderbarer Weise die Energie der Luftströmungen umgesetzt und verwandelt werden kann. Beim Flugzeug wird die Energie des Motors durch den Propeller in die lebendige Kraft der Horizontalgeschwindigkeit verwandelt, diese erzeugt durch den Widerstand der Tragfläche die Auftriebskraft, die das schwere Flugzeug in die Höhe hebt und so den Flug ermöglicht. Nur die Kenntnis der Gesetze des Luftwiderstandes ist es, die diesen gewaltigen Fortschritt ermöglicht hat. Derselben Einsicht verdanken wir auch die Erfindung, die in den letzten Monaten die Menschheit erregt hat, ich meine das Flettnersche Rotorschiff. Auch hier ist der Luftwiderstand, den ein rotierender Zylinder in einer mehr oder weniger gleichmäßigen Luftströmung erfährt, die Ursache, die das Wasserschiff in seiner Kielrichtung vorwärts treibt. Und zwar wird bei diesem Problem die Energie der Luftströmung in einem so hohen günstigen Prozentsatz in vorwärtsstrebende Kraft des Schiffes verwandelt, daß die Wirkung der Segelflächen bedeutend übertroffen wird.

Sind schon die Bewegungserscheinungen in einem scheinbar einfach gebauten Luftstrom, wie er in einem Kanal auftritt, äußerst verwickelt, so häufen sich die Schwierigkeiten, wenn wir in einen solchen Luftstrom feste Körper als Hindernisse stellen, wenn wir die Bewegungserscheinungen und die herbei hervorgebrachten Kraftfelder in der Nähe dieser Körper erkennen wollen. Hier hat zuerst das Experiment und nicht die Theorie eine gewisse Klarheit geschaffen. Die sogenannten aerodynamischen Versuchsanstalten sind es, die uns reiche Erkenntnisse gebracht haben. Meines Wissens hat zuerst Eiffel, der bekannte Erbauer des nach ihm benannten Turmes, eine solche Anlage angelegt. Deutschland folgte ihm bald nach, wir besitzen in dem von Professor Prandtl geleiteten Laboratorium, das von der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft unterhalten wird, ein in jeder Beziehung mustergültiges Institut. Das Herz oder die Seele einer solchen Einrichtung ist ein Luftkanal von so bedeutenden Dimensionen, daß man in ihn auch noch große Modelle einhängen und mit Meßapparaten untersuchen kann. Durch diesen Kanal wird durch eine gewaltige elektrische Anlage ein Luftstrom geleitet, der auf Geschwindigkeiten von 80 Meter in der Sekunde getrieben werden kann. Die turbulenten Bewegungen werden durch sogenannte Gleichrichternetze möglichst klein gemacht, so daß man in dem ungestörten Strom nur die geradlinigen Bahnen der Luftteilchen zu berücksichtigen braucht. Sowohl die Bewegungen als die Kräfte in der Nähe der eingehängten festen Körper können gemessen werden. Durch solche Studien ist man jetzt über das Wesen des Luftwiderstandes an einem festen Körper ziemlich gut unterrichtet. Wir wollen uns vorstellen, daß ein senkrechter Zylinder sich in einem gleichmäßig dahinfließenden Luftstrome befindet; in einiger Entfernung vom Zylinder sind die Strombahnen gerade und parallele Linien, wenn wir von den kleinen Turbulenzwirbeln, die alle Strombahnen noch haben, absehen, die mittlere Geschwindigkeit ist nahezu konstant im ganzen Raum. Ganz anders in der Nähe des Zylinders. Die Luft, die gegen den Zylinder anströmt, muß nach beiden Seiten ausweichen. In der Mittellinie des Anströmens wird in der Nähe der Wand die Geschwindigkeit beinahe gleich Null, auf jeden Fall muß hier die kleinste Geschwindigkeit herrschen. Folgen wir den ausweichenden Stromlinien, so muß die Geschwindigkeit wieder zunehmen, bis die Luft um den Zylinder herum kann. Dort wird die größte Geschwindigkeit zu finden sein. Wir haben also an der Vorderseite des Zylinders von der Mittellinie des Anströmens bis zur größten Seitenausweichung Zunahme der Stromgeschwindigkeit, auf der Rückseite, der dem An-



Der Wind kommt von rechts. Da der Inselblock auch überströmt wird, bilden sich außerdem kleine Wirbel an der Oberfläche der Insel. Für die Darlegungen im Text kommt der große Wirbel auf der linken Seite in Betracht. Der Wirbel an der rechten Seite unten kommt aus andern Ursachen zustande. Man beachte die gleichmäßigen Stromlinien in größerer Entfernung von der Insel

strömen abgewandten Seite, wird die Geschwindigkeit wieder abnehmen und ihren kleinsten Wert erreichen, bis wir wieder in die Mittellinie des Stromes gelangen. Verfolgen wir ein einzelnes Luftteilchen, so wird ein solches beim Anströmen unmittelbar vor dem Zylinder ein Minimum der Geschwindigkeit erreichen, dann muß es nach einer Seite ausweichen, hierbei wächst seine Geschwindigkeit beständig, bis es um den Zylinder herumfließen kann, nachher nähert es sich wiederum der Mittelachse der Strömung, aber mit stetig abnehmender Geschwindigkeit. Das Minimum der Geschwindigkeit, das wiederum in der Mittelachse eintritt, würde gleich dem vor dem Zylinder herrschenden sein, wenn keine Reibung der Flüssigkeit am Zylinder einträte. Die ist aber stets vorhanden, sie bewirkt, daß die umströmenden Flüssigkeitsteilchen hinter dem Zylinder ganz in ihrer Bewegung stoppen, ja sogar eine negative Geschwindigkeit erreichen, d. h. rückwärts in bezug auf den allgemeinen Strom, der den Zylinder umflutet, fließen. Die Flüssigkeitsreibung macht sich an dem Zylinder nämlich in der Weise bemerkbar, daß eine dünne Schicht, die unmittelbar der Wand aufliegt, ganz in Ruhe bleibt, die nächste Schicht bewegt sich, von kleinen Turbulenzwirbeln in Mitleidenschaft gezogen, bereits etwas, noch mehr die folgende, bis das allgemeine Fließen erreicht wird. Verfolgen wir wiederum ein einzelnes Teilchen, das gerade um den Zylinder herumgeht: hier besitzt es seine größte Geschwindigkeit, es trifft nachher auf Flüssigkeitsteilchen, die langsamer strömen und ihm seine Bewegungsenergie rauben und es mehr in die Mittellinie des allgemeinen Stromes in bezug auf den Zylinder treiben. Auch hierdurch verliert es an Geschwindigkeit, zumal es in Reibungsschichten kommt, die dem Zylinder näher liegen. Noch vor Erreichen der Mittellinie wird es zum Stillstand gezwungen, ja sogar rückwärts getrieben. Es bildet sich so hinter dem Zylinder noch außerhalb der Mittellinie ein Wirbel, der sich schließlich loslöst und im allgemeinen Strom dahinschwimmt. Dasselbe geschieht bei den Luftteilchen, die den von uns bis jetzt betrachteten nachfolgen. Es zeigt sich auf beiden Seiten des Zylinders eine doppelte Wirbelkette, die hinter dem Zylinder das sogenannte Wirbelfeld der Strömung erfüllen. Wir haben also in der Nähe des stauenden Körpers folgendes allgemeine Stimmungsbild. Vor dem Zylinder gleichmäßig verteilte, um ihn ausweichende Stromlinien, hinter demselben wirre Stromlinien, durch eine Reihe von Wirbeln verursacht, die sich ständig auf beiden Seiten des Zylinders bilden und mit dem allgemeinen Strom wegschwimmen.

Aus diesem so konstruierten Strömungsfeld können wir uns leicht ein Bild der Verteilung der Kräfte entwerfen, die den feststehenden Zylinder angreifen. In jeder Flüssigkeit herrscht an jeder Stelle ein bestimmter Druck, der bei gleichförmigen Stromlinien

ceteris paribus überall derselbe ist. Ganz anders bei einer ungleichförmigen Verteilung der Geschwindigkeiten, wie es bei unserem Zylinder der Fall ist. Eine Übersicht über die Kraftverteilung liefert uns das sogenannte Bernouillische Gesetz, das Geschwindigkeit mit Druck verbindet und das wir in folgender einfachen Form aussprechen wollen: Der größte Druck herrscht dort, wo die kleinste Geschwindigkeit ist; wo die Geschwindigkeit zunimmt, nimmt der Druck ab, wo sie sich vermindert, nimmt er zu.

Betrachten wir die Vorderseite des Körpers, so wird an der Stoßstelle des Stromes, wo die Geschwindigkeit am kleinsten ist, der größte Druck herrschen, also vorn in der Mitte, hier wird die Zylinderwand am meisten beansprucht; je mehr wir uns den Stellen nähern, wo die Flüssigkeit auf die Hinterseite des Zylinders wandert, um so mehr nimmt der Druck ab, um an diesem Ort den geringsten Wert zu erfahren, da hier ja die größte Geschwindigkeit herrscht. Auf der Hinterseite des Zylinders kommen wir in das Wirbelfeld, das durch die Reibung der Flüssigkeit verursacht wird. Wäre keine Reibung vorhanden, so würde an der Wandstelle der Hinterseite, die der Stoßstelle des Stromes gerade gegenüber liegt, da hier dasselbe Minimum der Geschwindigkeit eintreten müßte, genau derselbe kleinste Druck herrschen wie an der Vorderseite. Die Druckverteilung auf den Zylinder würde symmetrisch sein. Die größten Drucke an der Vorder- und Hinterwand, die kleinsten an beiden Seiten. Eine resultierende Kraft, die den Zylinder zu bewegen strebt, würde nicht vorhanden sein. Das Wirbelfeld, das die Reibung hervorruft, verändert die Sachlage völlig. Jetzt bildet sich durch die abströmenden Wirbel auf der Hinterseite ein kleinerer Druck als auf der Vorderseite. Es tritt eine Kraft auf, die den Zylinder im Sinne der Strömung zu bewegen sucht. Bevor man die genaueren Versuche in den Windkanälen machte, hat man die Stoßkraft des Stromes an der Vorderseite allein für den Widerstandsdruck verantwortlich gemacht, jetzt hat man gelernt, beide Kräfte an der Vorderseite und Rückseite zu trennen, da man die Stoßkraft und die Kraft des Wirbelfeldes der Hinterseite durch Veränderung der Körperform in bestimmter Weise variieren kann. Da die Wirbelkraft im selben Sinne wie die Stoßkraft wirkt, kann man sogar von einem Zug sprechen, den das Wirbelfeld auf den widerstehenden Körper ausübt, dies ist der sogenannte „Sog“ der schiffstechnischen Sprache, dessen Ausmaß bei Messung der Schiffswiderstände in den großen Versuchsanstalten der Werften bereits früher gewürdigt wurde. Das soeben beschriebene wichtige Strömungsbild hat unter andern Professor Ahlborn durch Experimente und Photographien bewegter Platten in Wasser festgelegt; die Tafel in diesem Heft gibt das Strömungsbild eines Sturmes, der die Insel Helgoland umtost. Die regelmäßigen Stromfäden an der Luvseite der Insel und das Wirbelsystem an der Hinterseite sind deutlich zu erkennen. Professor Prandtl in Göttingen hat ähnliche Studien gemacht und interessante Photogramme veröffentlicht.

Wir wenden uns nun zu den Erscheinungen, die auftreten müssen, wenn der Zylinder zwar noch in der Strömung wie ein Turm im Wind stehen bleibt, aber durch irgendeinen Motor in Rotation um seine Achse versetzt wird. Um den Sinn der Drehung klar zur Darstellung zu bringen, wollen wir uns vorstellen, daß wir von oben senkrecht auf den Zylinder blicken, so daß sein Querschnitt als Kreis erscheint, wir wollen weiter annehmen, daß die Drehung des Zylinders im Sinne des Uhrzeigers erfolgt und daß wir den Zylinderquerschnitt als Zifferblatt, mit der Stundenzahl XII oben, erblicken. Da der allgemeine Strom gegen den Zylinder von links nach rechts erfolgt, ist die Stundenziffer IX die Stelle, wo der Zylinder direkt angeströmt wird, die Ziffern VI und XII geben die Punkte an der Wand, wo die Flüssigkeitsteilchen zur Hinterwand des Zylinders zu wandern beginnen. Hinter den Ziffern XII, III, VI erstreckt sich das Wirbelfeld auf beiden Seiten der Stromachse, das wir vorhin beschrieben haben, dessen Lage aber nur die geschilderte ist, wenn der Zylinder nicht in Rotation gesetzt wird. Was geschieht, wenn die Rotation im Sinne des Uhrzeigers beginnt? Die Luftteilchen, die die Stelle XII passieren und die bei ruhendem Zylinder ihre Geschwindigkeiten auf der Hinterseite allmählich verlieren, weil sie in ruhiger bewegte Schichten geraten, erleiden dieses Schicksal nicht mehr, im Gegenteil, sie werden durch die rotierenden Nachbarschichten des Zylinders mitgerissen. Es tritt keine Stauung mehr ein, der Anlaß zur Wirbelbildung ist auf dieser Seite weggefallen, die Stromfäden bleiben gleichmäßig, werden aber durch die Zylinderrotation nach unten zu abgelenkt, so daß die allgemeine Strömung nicht mehr in der Richtung der Mittelachse IX—III erfolgt, sondern scharf nach unten geht. Betrachten wir nunmehr die Stelle VI des Zifferblattes. Hier treffen die diese Stelle passierenden Luftteilchen des vorderen Anstroms auf die rückkehrende Rotationsbewegung der benachbarten mitgeführten Luftschichten, sie werden stark gebremst, bekommen sogar eine rückkehrende Bewegung. Auf dieser Seite dauert die Tendenz der Wirbelbildung an, ja sie ist noch bedeutend verstärkt. Beständig bilden sich Wirbel, lösen sich los und schwimmen mit dem allgemeinen Strom an der Hinterwand fort, aber nicht mehr in der ursprünglichen Richtung, sondern schräg nach unten, parallel der Richtung der allgemeinen Strömung an der Hinterwand.

Die Rotation des Zylinders hat also zweierlei bewirkt. Während der Anstrom an der Vorderseite im wesentlichen unverändert bleibt, wird auf der Rückseite des Zylinders

die allgemeine Abtrift des Flüssigkeitsstromes stark nach unten gelenkt, also wenn wir die Richtung durch die Uhrziffern festlegen, strömt die Luft jetzt in der Richtung XI—V. An der unteren Seite dieser Strömung liegt ein verstärktes Wirbelfeld hinter den Ziffern IV—VI. Die Wirbel schwimmen in der allgemeinen Stromrichtung hinter der Rückwand des Zylinders weg. Das ist das neue Strombild, wie es durch die Rotation hervorgebracht wird, also wesentlich verschieden von dem des Zylinders ohne Rotation. Wie gestaltet sich nun das Bild des Kraftfeldes, das diesem Strombild entspricht? Im einzelnen kann es natürlich nur durch Messung und mathematische Rechnung festgelegt werden. Im allgemeinen können wir uns aber doch leicht nach den allgemeinen Grundsätzen der Mechanik eine Vorstellung machen. Wir haben gesehen, daß die Richtung des Anstromes durch den sich drehenden Zylinder auf der Hinterseite abgelenkt wird, und zwar, wenn wir uns mit dem Rücken gegen die Stromrichtung des Vorderstromes stellen, scharf nach rechts. Das kann natürlich durch eine Kraft bewirkt werden, die nach der Richtung diese Ablenkung in der Flüssigkeit wirkt, also wenn wir auf das Zifferblatt blicken, ungefähr in der Richtung XII—VI. So wird die Flüssigkeit abzuweichen gezwungen, der Zylinder aber erfährt, da nach dem Newtonschen Grundsatz „actio gleich reactio" ist, sofort eine gleiche auf ihn wirkende Gegenkraft, einen Schub etwa von VI nach XII, dem er, wenn er nicht durch seine Achse festgehalten würde, sofort nachfolgen muß. Das Ablenken der allgemeinen Strömung und die Verlegung des Wirbelfeldes durch die Rotation erzeugt also einen Quertrieb, der den Zylinder ungefähr in der Richtung VI nach XII in Bewegung setzen will.

Genau kann diese Richtung durch unsere Überlegungen nicht angegeben werden, auf jeden Fall ist sie mehr oder weniger senkrecht, also quer zu der ursprünglichen Richtung des Anstromes. Daher stammt denn auch der Name. Durch diese Darlegungen sind wohl alle Verhältnisse, wie sie beim Magnuseffekt, bei den Prandtlschen Modellversuchen und endlich bei dem Rotorschiff Flettners auftreten, ihrem Wesen nach erklärt. Auf eine nähere Schilderung des Magnuseffektes brauche ich nicht einzugehen, da er sowohl in Tagesblättern als in naturwissenschaftlichen Zeitschriften genügend besprochen ist. In der Magnusschen Arbeit, die bereits 1852 seine Versuche beschreibt, werden zwei Erscheinungen zu erklären versucht, einmal die Abweichung von kugelförmigen Geschossen, deren Schwerpunkt exzentrisch liegt, nach rechts, links, oben oder unten von der Bahn, je nach der Lage des Schwerpunktes, dann die Abweichung der rotierenden Langgeschosse durch den Drall. Nur die erste Erscheinung will Magnus durch den nach ihm genannten Effekt erklären, nicht die zweite, wie häufig in den Tagesblättern angegeben wird. Um das Verdienst des Berliner Physikers zu würdigen, möchte ich die Worte Peter Pringsheims aus seiner Arbeit über den Magnuseffekt in den Naturwissenschaften 1925, Heft 3, anführen: „So wenig Magnus Theoretiker ist, im Grunde seines Herzens war er auch kein Techniker. Er war Experimentalphysiker, der erst die Voraussetzungen für die Arbeit der beiden andern schafft. Mag daher in unseren Tagen Prandtl die vollkommene Theorie des Effekts entwickelt haben, mag vielleicht Flettners Erfindung der Zukunft gehören, — das Verdienst des Entdeckers bleibt darum ungeschmälert und das Phänomen trägt mit Recht seinen Namen, Magnuseffekt." Ich komme nun zu Prandtl und Flettner. Das ungeheuere Verdienst, das sich Prandtl erworben hat, habe ich bereits gestreift. Man kann ihn wohl als unseren ersten Hydrodynamiker zur Jetztzeit bezeichnen. Seine Versuche in der Strömungsanstalt in Göttingen sind grundlegend und haben eine klare Einsicht in die verwickelten Verhältnisse des Luftwiderstandes geschaffen. Auch Flettner hat seine Ideen, ein Rotorschiff zu konstruieren, erst im Prandtlschen Laboratorium entstehen sehen. Es scheint sich ein Streit zu entwickeln, wer der eigentliche Erfinder des Rotorschiffes ist. Ich würde das Entstehen, beziehungsweise das Vertiefen einer derartigen Nebenbuhlerschaft sehr bedauern. Wer die Prandtlschen und Flettnerschen Veröffentlichungen unbefangen liest, wird jedem der beiden Männer die größten Verdienste zuschreiben. Die Anfangsversuche mit rotierenden Zylindern waren im Prandtlschen Laboratorium längst gemacht, ehe Flettner dasselbe betrat. Dieser erkannte mit genialem Blick die Bedeutsamkeit der Erscheinungen für die Praxis, konstruierte mit Unterstützung von Krupp und der interessierten Industrie sein Versuchsschiff Buckau, Modelle für dieses und die gewöhnlichen Segelschiffe wurden für die Prandtlsche Anstalt entworfen und dort aufs genaueste untersucht. Auf Grund dieser Experimente wurden die Kräfte, die auf die Schiffe einwirken, genau berechnet und verglichen. Prandtl und seine Mitarbeiter haben ohne Zweifel das nötige Zahlenmaterial geliefert, wie es für wirkliche Konstruktionen notwendig ist. Sie haben z. B. gezeigt, welches das günstigste Verhältnis der beiden in Betracht kommenden Geschwindigkeiten ist, nämlich der Umfangsgeschwindigkeit des Zylinders und der Windgeschwindigkeit, sie haben durch Beobachtungen auch die günstigsten Gestaltverhältnisse der rotierenden Zylinder erkannt. Wer die Bedeutung der Schlußscheiben der Zylinder, die ebenso notwendig sind, wie die Rotation selbst, zuerst erkannt hat, erscheint zweifelhaft. Auf jeden Fall hat die Prandtlsche Werkstatt ihre Bedeutung schon sehr früh erwogen, aber auch Flettner macht geltend, daß ihm gerade die Wirkung von Scheiben von anderen Arbeiten her geläufig gewesen sei. Auch hier erscheint mir ein

Streit müßig. Wie schon so oft geschehen, kann hier ein selbständiges Erkennen beider Forscher vorhanden sein.

Aber auch die Arbeit, die Flettner sowohl im Prandtlschen Laboratorium als nachher als Konstrukteur und Experimentator im großen geleistet hat, ist von Bedeutung. Wer das Flettnersche Rotorschiff in der Kieler Förde bei seinen Versuchen gesehen und verfolgt hat, wird gern anerkennen, welche gewaltige selbständige Arbeit in dem Wunderwerk steckt. Nein, kein Streit in dieser Beziehung! Die deutschen Forscher Magnus, Prandtl und Flettner sind eine Zierde deutscher Wissenschaft und Technik. Wir können mit Bismarck sagen: Wir sollen froh sein, daß drei solcher „Kerle" uns gehören. Auf die einzelnen Leistungen des Flettner-Schiffes gehe ich hier nicht ein. Sie stehen ja jedem, der sich für die Sache interessiert, leicht in den technischen Zeitschriften zur Verfügung: L. Prandtl: Magnuseffekt und Windkraftschiff. Die Naturwissenschaften. Dreizehnter Jahrgang, Heft 6. 1925. — A. Flettner: Die Anwendung der Erkenntnisse der Aerodynamik zum Windantrieb von Schiffen. Werft. Reederei. Hafen. 5. 657. 1924. — J. Ackeret: Das Rotorschiff und seine physikalischen Grundlagen. Göttingen 1925 bei Vandenhoeck & Rupprecht. — Hinzufügen möchte ich nur noch, daß das Rotorschiff nunmehr in den praktischen Verkehr getreten ist. Auch eine Sturmfahrt hat inzwischen stattgefunden. Das Schiff hat gezeigt, daß es auch unter schwierigen Verhältnissen gut manövriert, und daß die Beanspruchung der Zylinder bei großem Wind geringer ist als die der Takelage eines gewöhnlichen Segelschiffes.

Ich kehre zum Anfangspunkt meiner Betrachtungen zurück: Ausnutzung der Luftenergie. Wir haben gesehen, wie das intensive Studium der Strömungserscheinungen in der Nähe von festen Körpern zu zwei gewaltigen Erfindungen in der Geschichte der Menschheit geführt hat, zum Flugzeug und zum Rotorschiff. Ich habe darauf hingewiesen, welche großen Energiemengen stets in der Atmosphäre vorhanden sind, wie wenig sie ausgenutzt werden. Am Beispiel der Windmühle versuchte ich, dieses besonders zu zeigen. Auch die unbenutzte Turbulenzenergie habe ich erwähnt. Ich könnte diese Beispiele leicht vermehren. Am Aeronautischen Observatorium Lindenberg, dem ich seit Jahren vorstehe, steigen die Drachen und andere Luftfahrzeuge täglich mehrmals bis in große Höhen der Atmosphäre empor; die Windströmungen und alle anderen physikalischen Verhältnisse der freien Atmosphäre werden sorgfältig und kontinuierlich bestimmt. Bei diesen regelmäßigen Studien sind über der norddeutschen Tiefebene reiche Erkenntnisse und Einblicke in die Energieverhältnisse gewonnen worden; auch die luftelektrischen Erscheinungen werden durch besondere Aufstiege studiert. Benutzen wir die Drachen als Kollektoren, so können wir die Spannungsdifferenzen zwischen den hohen Schichten, die wir mit einem Drachengespann erreichen, und dem Erdboden bestimmen. Man staunt über die gewaltigen Zahlen, die man hier erhält, Millionen von Volt treten in Erscheinung. Durch den fesselnden Stahldraht, der die Drachen hält, fließt beständig ein Strom, der die elektrische Energie der Luft zur Erde leitet. Auch hier harrt unser die Lösung eines gewaltigen, aber eines sehr schwierigen Problems. Könnten wir unsere Luftfahrzeuge beständig in der Höhe halten, so wäre der Weg leicht. Aber der gefesselte Drachen und Ballone hängen von der Laune der Winde ab, die oben ebenso wechselnd sind wie unten. Wären wir imstande, eine Drachenkette mit ihrem Stahldraht beständig in 6000 Meter Höhe zu halten, so hätten wir eine elektrische Energiequelle zur Verfügung, deren Ausmaß nicht zu unterschätzen ist. Leider ist dieses ein Ding der Unmöglichkeit. Auch hier ist der wechselnde Charakter des Windes das Haupthindernis. Und Türme, die in so große Höhe hinaufragen, zu bauen, ist unausführbar. Diese Schwierigkeiten zu überwinden ist ein großes Problem der Zukunft. Ich hoffe, daß die Not uns zwingen wird, an die Bearbeitung solcher großen Aufgaben systematisch heranzugehen. Wir müssen diejenigen Probleme heraussuchen, die uns heute bereits lösungsreif erscheinen, und dann konsequent mit vollem Willen die Mittel bereit stellen, um die Bearbeitung zu ermöglichen. Sowohl der Staat als die interessierten Industrien und großen Wirtschaftsgemeinschaften haben die Pflicht, hier in klarer Erkenntnis unserer Notlage tätig zu sein. Als unsere Wissenschaft in den ersten Revolutionsjahren wie gebrochen daniederlag, wurde die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft begründet, mit der Aufgabe, unsere alte Leistungsfähigkeit wieder zu gewinnen. Sowohl der Präsident dieser Notgemeinschaft, der frühere preußische Kultusminister Dr. Schmidt-Ott, als auch ein tätiger Stab von Gelehrten sind mit Energie an die Arbeit gegangen. Das Reich hat trotz seiner Not für diese Zwecke Mittel aufbringen können.

Jetzt treten aber andere Aufgaben für die Notgemeinschaft auf. Die Gelehrtenlaufbahn ist heutzutage undankbar, der Zustrom von jungen Forschern versiegt, da die Mittel für die teuren Jahre des Studiums fehlen. Hier muß die Notgemeinschaft einsetzen. Ohne guten Nachwuchs stirbt die deutsche Wissenschaft. Aber ebenso wichtig ist die Aufgabe, die großen wirtschaftlichen Forschungsprobleme herauszuarbeiten und zu unterstützen, deren Lösung unsere Not mildern und uns wieder zu einem freien Volk machen kann. Das Problem, die Energie des Luftmeeres auszunutzen, ist eines, dessen Lösung mit Erfolg versucht werden kann. Mögen die Mittel, und, was noch wichtiger ist, die richtigen Männer der Technik, der Wissenschaft und Wirtschaft nicht fehlen.

Das Leben / Von Albert Trentini

Auf einem Wieschen zwischen dem Blumengarten und dem Walde, genau der Freitreppe des Schlosses gegenüber, saß ein Handwerksbursch. Er war, auf der Walze von Nürnberg nach Wien, nach vierzehnstündigem Marsche gestern spät abends hier gelandet, hatte auf der Wiese übernachtet und schaute nun fröstelnd verschlafen zu, wie Schloß und Park langsam aus dem Traum in den Morgen erwachten.

Das geschah Stufe für Stufe. Erst hatten die Vögel gelärmt. Dann die Linden und Platanen gerauscht. Dann traten im Park die finsteren Gruppen aus den lichten Rasen. Dann sprangen die Giebel aus dem Schlosse, aus den Mauern die Fenster und Balkone.

Die Gärtner zogen die Wege mit den Rechen ab, jäteten vor der Freitreppe Gras aus dem Kies und brachen zuletzt Georginen, Astern, Dahlien und Rosen in große Körbe. Endlich stiegen sie mit den bunten Körben die Treppe empor und verschwanden im Portal, dessen Flügel von innen geöffnet wurden.

Dafür tat sich nun die Remise auf, die an der rechten Halde des Gartens stand, — und im selben Augenblick, in dem ungeduldig drei Autos heraus surrten, traf der erste Sonnenstrahl den linken Schloßturm. Kaum aber hatten die Chauffeure begonnen, an den Wagen, die leidenschaftlich funkelten, zu putzen und zu richten, als aus dem Park, wo die Ställe sein mußten, sieben Pferde unter blitzjungen Stallknechten in den Weg vor dem Schlosse hereinsprengten, im Nu Getrappel, Schnauben, Reflexe auf öligen Flanken, eine Gerte, die schnalzt, schnelle Worte, die wie Raketen steigen, in plötzlichem Galopp alle sieben Tiere geradeaus, ebenso plötzlich die drei Autos ihnen entgegen, Getümmel, Wirrwarr, Durcheinander ...

Und die Sonne ist da! Und wie auf ein Zeichen springen die Flügel des Portals auf. Rasch, umjauchzt von einem Rudel prächtiger Terriers, fliegt ein Mädchen heraus auf die Terrasse. Weiß. Lachen, das mit einem einzigen Zähneblitzen den ganzen Morgen eintrinkt. Ohne vorwärts zu kommen, muß sie mit den Hunden spielen, — will sie in den Garten? soll sie in den Wald? — Fenster werden über diesem reizenden Zögern aufgeschlagen, jähe Grüße herab und hinauf, — und nun währt es keine fünf Minuten mehr, und das ganze Schloß ist auf der Terrasse. Männer in langen Anzügen, in roten Jagdfracks, in weißen Hosen, ein ganz alter Herr in Breeches, einen Panama auf dem Kopf, Völker von Kindern, ein Schwarm junger Mädchen auf Bachstelzenfüßchen, blonde, schwarze, goldrote Frauen, zwei, drei silberhaarige Damen, die verlegenen Bonnen, ein Geistlicher, — und endlich, mit Jubel und Ehrfurcht begrüßt, eine strahlend hohe und unbegreiflich schöne Frau. Alles umringt sie, der höchstgewachsene und vornehmste der Männer küßt ihr gerade die Hand, wie sie über die engelhaft aufblickenden Kinder sich neigt, — da wächst ein meeralter Lakai aus dem Portal, steht kerzengerade still und senkt den Scheitel. Und, wie der Wind, die ganze Herrlichkeit zurück ins Schloß!

‚Jetzt frühstücken sie!' dachte der Handwerksbursch auf dem Wieschen. Und da er die Pferde waldhin traben und die Autos in den Park hineinschleichen sah, benützte er den günstigen Augenblick, um von der Wiese, die tropfnaß und noch im Schatten war, herunterzukommen in die Sonne. Schritt für Schritt tat er mit seinen zerschundenen Füßen auf seinen zerfetzten Schuhen, und erst als er immer wieder entdeckte, daß rundum wirklich kein Auge mehr war, das ihn sehen könnte, lief er die letzten paar Meter beherzt, und setzte sich nun der Treppe gegenüber auf den Randstein eines Rosenbeetes. ‚Ja, ja, jetzt frühstücken sie!' dachte er noch einmal. Und starrte heiß neugierig auf die fünf hohen Fenster, aus denen undeutliches Lachen und Reden herausscholl. Und stellte sich dies Frühstücken vor. Aber falsch. Er stellte sich vor, sie säßen nun alle um einen großen Tisch, auf dem gewaltige Töpfe mit Kaffee, riesige Tablette mit Blitzkuchen und Mohnkipfeln, Näpfe mit Milch und Berge von Zucker stünden. Und während er sich in diese Vorstellung immer tiefer vergrub, aß er und trank er mit denen da drinnen in einer so hungrigen und durstigen Versunkenheit, daß er unmöglich erraten konnte, wie die da drinnen ein bißchen Tee oder Schokolade aus den entzückenden Tassen schlürften, ein Stückchen gebratenen Fisch und eine Schnitte Filet aßen und zuletzt von den feenhaften Früchteschüsseln herabnahmen. Und daß er noch mitten im Essen und Trinken war, als irgendwo eine Fanfare erklang und auf diesen einzigen Trompetenstoß hin die ganze Gesellschaft auf die Terrasse zurückschoß.

Feuerrot sprang er auf. Aber gleich wieder ließ er sich nieder: nun gab's kein Entrinnen mehr! Aber ängstlich immer schmäler und kleiner machte er sich, ja geradezu einschrumpfen ließ er den elenden Körper, während Gestalt auf Gestalt aus dem Wir-

bel von Licht, Leben, Liebe und Lachen immer näher an ihn herabkam. Die Kinder stolperten fast über seine Füße. Zwei junge Mädchen sahen ihm, kein Zweifel, mitten hinein in sein verschrecktes Gesicht. Ein bildschöner Mann, den alle Frauenaugen umflirrten, starrte ihn so verdächtig an, als ob er den Gendarmen holen wollte. Der Geistliche, eine Armlänge von ihm entfernt, sprach einige unheimliche französische Worte. Eine blasse, schwarzhaarige Frau mit riesigen Smaragdtropfen an den Ohren reckte ihre Hand gegen ihn aus, — ‚nein!' blitzte es, als er sich schon ertappt sah, in seinem Herzen auf, ‚jetzt bist du eben einmal da und bleibst da!' Und es wurde ihm, was er bisher furchtsam gehofft hatte, zur vollen Gewißheit: ‚als ob ich eine Tarnkappe trüge, sieht mich keiner von allen!' Und machte es diese Gewißheit, daß er sich nun, während soeben auf der einen Seite die Pferde wieder heransprengten, auf der anderen die drei Autos vorfuhren und in der Mitte die Hunde gekoppelt wurden, die Gesellschaft sich aber sogleich fieberhaft an diese Autos und Pferde und Hunde heranmachte, nur noch dem einzigen Verlangen hingab: zu schauen und zu hören. Und doch wußte er nicht, was er hörte und sah. Denn hier läuteten pompöse Glocken in rollende Seen von Grün und von Sonne, hauchten Blätter, Gräser und Gladiolen in das unerhört süße Lachen unerhört schöner Antlitze, flatterten Fahnen von Silbergrau, Opalbraun und Goldmatt in Kaskaden von blendenden Worten, girrte ein Mund von achtzehn Jahren betörend um die rassige Bronzestirn eines Mannes, bewegten sich blühende Arme, schmalste Hände, rosige Kinderpatschhändchen nach Rappenhälsen, resedafarbenen Polstern und elfenbeinweißen Riemen, — und wenn der höchstgewachsene Mann, der nichts war als Grau und ein Säumchen Weiß und Schwarzlackleder, aus dem Gemenge trat und lächelnd alle Bäche der Schönheit in seinem Meer sammelte, dann prallte das Kardinalrot der Weste eines Lakaien in die Lücke und schaukelten die papageigrünen Zweige der Akazien und eine Birke und ein türkisblauer Sonnenschirm, und hob ein Tumult an aus Kiesgeknirsche, Surren der Motoren, Stampfen und Wiehern der Rosse, Drängen und Lachen der Menschen, — und befahl eine göttliche Stimme: „Los!"

Einen Augenblick später war alles verändert. Unter allgemeinem ausgelassenem Gewinke galoppierten die Reiter und Reiterinnen davon, bellend die Hunde ihnen nach, sausten die Autos an ihnen vorbei, voraus, rannten die Kinder mit Rackets und Reifen in den Park hinaus, und bot der höchstgewachsene Mann, der zurückgeblieben war, der strahlenden Frau den Arm. Langsam, von dem alten Herrn in Breeches, der einen Panama auf dem Kopfe trug, und den drei silberhaarigen Damen in Violett, Stahlblau und Beige gefolgt, stieg das Paar die Treppe empor, und verschwand zwischen den zwei tiefgeneigten Lakaien im Portal.

„Aus!" sagte der Handwerksbursch laut vor sich hin. Und hatte es kaum gesagt, als er wie vom Stein geschleudert emporschoß: eines der Autos, vier Menschen saßen darin, war offenbar umgekehrt, denn es hielt knapp vor ihm. Und ehe er nur den einfachsten Gedanken denken konnte, flog die Tür des Wagens auf, und sprang jenes Mädchen heraus, das vor einer Stunde mit den Hunden auf der Terrasse erschienen war. „Nur keine Angst!" lachte es, fing seine Hand ein und zwang ihr einen Brief in die Finger. Und schaute ihm nun mit aller Gewalt ihres Blickes mitten hinein in seine blöde verblüfften Augen, und — drehte schon wieder um und stieg ein. „Go on!" rief es dem Chauffeur zu.

Lange hernach erst torkelte der Handwerksbursch vom Platze. Wie ein Betrunkener. Als er auf das Wieschen zurückgekommen war, fiel er steif in das Gras nieder. Die längste Weile lag er so, unbeweglich. Plötzlich aber fiel ihm etwas ein. Er richtete sich auf, zog sich mit vieler Mühe die Schuhe aus und versuchte, die völlig zerlumpten Lappen neu um die Füße zu wickeln. Als dies trotz vielen Versuchen nicht gelang, warf er die Lappen fort und zog die Schuhe über die bloßen Füße. Und wieder lag er die längste Weile unbeweglich im Grase. Weiß Gott, was ihn endlich sich erinnern ließ: Sie hat mir ja einen Brief gegeben! Da war er. Aber — er öffnete ihn nicht. Im Gegenteil! Mit einer sonderbar plötzlichen Hast packte er sich zusammen und ging davon. Gegen Mittag kam er auf der Heidewiese an. Erst jetzt öffnete er den Brief. Dabei, merkwürdigerweise, weinte er zum Steinerbarmen. Als ihm zuerst eine große Banknote in die Finger fiel, weinte er noch mehr, und wollte nicht mehr lesen. Erst als es vier Uhr am Nachmittag geworden war, wollte er endlich doch lesen. In dem Briefe stand: „Das ist mein Taschengeld. Kauf Dir Zigaretten davon. Und —: ärgere Dich nicht über uns! Es sieht nur so aus, als ob es schön wäre. Aber es ist gar nicht schön! Mariza."

Der Handwerksbursch blickte scheu in den Himmel hinauf. Die Tränen rannen ihm wie einem Buben über die Wangen herab. Dennoch lächelte er jetzt; auch wie ein Bub.

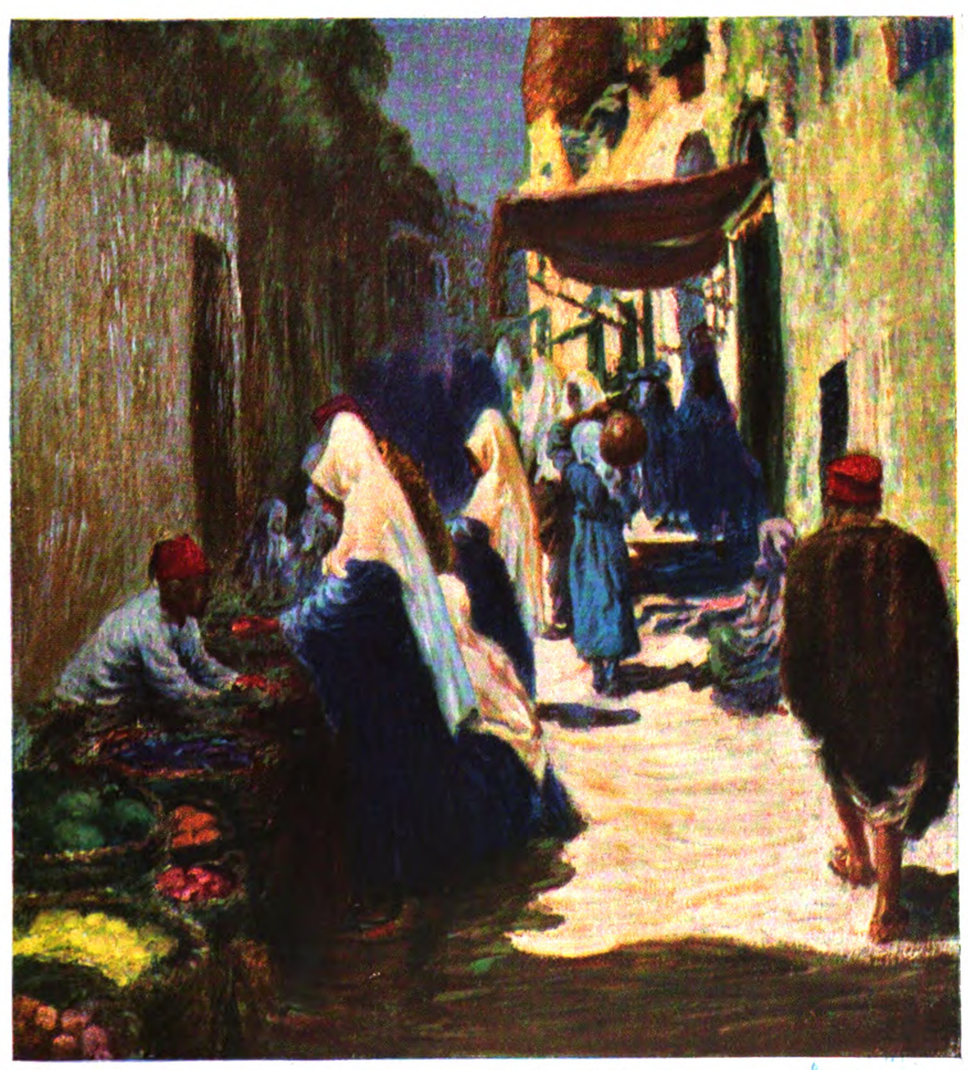
Ostern in Jerusalem

Von Dr. Alfons Paquet

Mit 17 Wiedergaben von Gemälden von Prof. Franz Kienmayer

★ ★

Immer war es in dieser Stadt „das Fest“. Immer haben Menschen aus allen Völkern teilgenommen. Einst hat das Volk der Juden, das den Auszug aus Ägypten feierte, den uralten Frühlingsmysterien seiner Nachbarn einen Gegensatz gegeben, der allmählich aus allen Ländern des Mittelmeeres die Gläubigen, die Neugierigen und die Zweifler nach Jerusalem hinzog. Zum Tempel pilgerten die Scharen aus dem ganzen Umkreis, um anzubeten. Und nach Jahrtausenden, die Synagogen in Kirchen, Kirchen in Moscheen und Moscheen wieder in Kirchen verwandelten im ewigen blutigen Hin und Her der Völkergeschichte, steht immer noch die vieleroberte, mehrfach zerstörte, hochgebaute, unergründliche Stadt. Zusammengeschmolzen aus byzantinischen, romanisch-gotischen, sarazenischen Bauteilen sind ihre Mauern, ihre Ge-

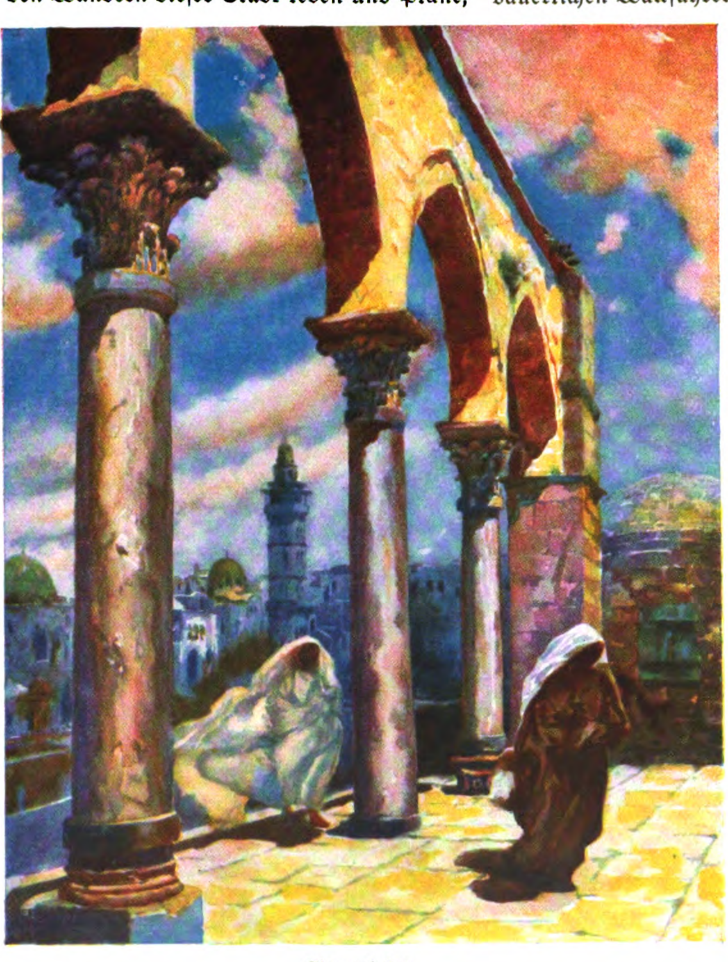


Straße in Bethlehem mit Obsthändlern

häuse, ihre vielen Türme. Gelb und weiß durcheinandergewürfelt liegt das alles im Gebirge, fast eine Alpenstadt in Mauern aus braunem Gestein. Und der Fremde sieht von der Berghöhe an der Stelle des Tempels die Kuppel der Omarmoschee. Wie ein verbrannter Mond hängt sie über dem weiten Tempelplatz. Bunte Menschen durchschreiten die Säulenbogen, gehen über die Steinplatten, um die der Frühling Kränze von Gänseblümchen, Butterblumen und wildem Hafer windet.

Alles ist geblieben: die Geschlossenheit und die Menge der Pilgerscharen, die Zahllosigkeit der einzelnen Besucher, die still für sich das Land durchwandern, ohne Gebet, ohne Lied und doch mit dem unbestimmten, unstillbaren Bedürfnis im Herzen: anzubeten. Geblieben ist die Geschäftigkeit der Krämer, der Handwerker, der Politiker, der Bettler, die von den Angelegenheiten und den Wundern dieser Stadt leben und Pläne, Hoffnungen, Prophezeiungen mit ihr verbinden, wie es immer war. Aber was berührt von alledem den Besucher, der gekommen ist, um das Fest zu erleben? Einmal das Osterfest in Jerusalem, und dann zurückkehren in den grauen, fernen, unwichtigen Alltag!

Ein Fest des Auges erleben alle. Doch der Zauber ist tiefer, der Hintergrund macht ihn groß. Die Völker, die Bekenntnisse, die hier zusammenkommen, mögen einander über die Schulter ansehen, die Unvergleichbarkeit und Heiligkeit von Jerusalem bindet dennoch alle ihre verschiedenen Ausdrucksformen zusammen in einen einzigen Wetteifer. Der Amerikaner im grauen Anzug, der Buntgekleidete, in den flatternden Burnus Gehüllte, die kaffeefarbenen Menschen aus Arabien, die schwarzhäutigen aus dem Sudan, die olivfarbenen, schwarzhaarigen Menschen von den Rändern des Mittelmeers, die zerlumpten bäuerlichen Wallfahrer aus den Dörfern des Balkan, die blonden, blauäugigen Leute aus dem europäischen Norden, — alle sind da. Jedes Jahr sieht sie aufs neue. Und war einmal wieder durch Krieg, Belagerung, Schicksalswechsel die Reihe unterbrochen, so kommen die Scharen dann um so dichter; es ist, als hätten sie sich angestaut. Der Weltreisende, der in den Hotels von Kairo, Singapur und Peking zu Hause ist, der Kirchenfürst aus irgendeiner der geistlichen Residenzen des Abendlandes, und irgendeiner aus den Tausenden von Pilgern, die zu Fuß gewandert sind, die im Freien schlafen, Hunger leiden und Tote auf ihrem Wege zurücklassen, — alle treffen sich hier. Sie kennen einander nicht, sprechen fremde Sprachen und tra-



Tempelplatz

gen in sich doch dieselbe Bereitschaft für diese entlegene Stadt, die an innerem Reichtum das herrliche Rom und das großartige Byzanz noch überstrahlt.

Vielleicht ist die Luft das einzige Beständige einer Landschaft. Sie ist ja das Element, das sich nie ändert, das in seinem Spiel von Erhitzung und Abkühlung immer die gleiche Sprache zu den Nerven der Menschen spricht. So alt auch diese Stadt aussieht in ihren von Gras bewachsenen, von Torwölbungen durchbrochenen und mit eisenbeschlagenen Toren geschlossenen Mauern, so viel Zerstörungen über sie hinweggingen, die alles in Schutt begruben, so ist sie doch den Gläubigen dreier großer Religionen das ewige „Jetzt“ und „Hier“! In diesen schattigen Gassen, auf deren ausgetretenen Treppen die Hufe der Maultiere klappern in diesen Winkeln fensterloser, hoher Mauern, von denen die Schreie der Wasserträger, der Eseltreiber, der Schafhirten widerhallen, heftet sich die Legende an die im Straßenlärm fast unbeachteten Denksteine, an ein paar Inschriften, an kaum sichtbare Zeichen. Hier in dieser kleinen Herberge, deren Kammern auf einen von alten Mauern umgebenen Dachhof münden, sind wir mitten im Häusergewirr des ältesten Stadtteiles. Wir sind innerhalb der vom König David um die alte offene Jebusiterstadt gezogenen Mauer, mag sie auch längst wieder zu einem Teil des Erdbodens geworden und von den Kellern ebenfalls längst baufällig gewordener Häuser überwachsen sein. Von dem Reiche des Dichterkönigs ist nichts übrig als das gewaltige Runzelwerk von mäßig hohen Bergen, die die Stadt umgeben, dort draußen sind die Schluchten mit den schwer zugänglichen Höhlenlöchern, aus denen der Regen längst jede Spur verborgenen Wohnens hinausgewaschen hat. Und ein wenig Schwermut, ein wenig Zionssehnsucht ist immer weit draußen in der Welt.



Christliche Flechterin aus Jerusalem

In diesen lebendigen Gassen wandelt aber stolz und heimatlich wie wohl einst zur Zeit des Saul der Beduine im langen, groben Mantel, in dem vom Kopfring festgehaltenen weißen Kopftuch. Unter den aufgeklappten Schattendächern der Gewölbe sitzen die Müßiggänger, die turbanhäuptigen Männer. Ihr Mund ist schweigsam. Er ist durch den schlangenartigen Schlauch mit der glucksenden, wassergefüllten Nargileh verbunden. Die Köche stehen vor ihren dampfenden Töpfen und den prasselnden kleinen Feuern, die Krämer sitzen, von ihren Kunden besucht, bei ihren Waren, über den Butiken hängen die Schilder, der Katalog der Straße in allen Sprachen: das krause, würmergleiche Arabisch, die Runen der Griechen, die wuchtigen Keilzeichen der Hebräer, die steifen, in sich geschlossenen Buchstaben der Lateiner, die gleichsam beschädigten Ziffern des armenischen Alphabets. Hügel von Weizenkörnern, Körbe voll Oliven, voll Sesamsaat, kleine Kisten voll Seife stehen vor den Gewölben,



Straße mit Markt am Herodestor

es öffnet sich ein Durchblick in den Hof, wo Maultiertreiber und Karawanenlenker ihre Tiere ruhen lassen.

Bunter heidnischer Glanz des Festzuges, der sich zur Feier des Palmsonntages um die Kapelle des Heiligen Grabes bewegt! Endlos summen die griechischen Liturgien in der von gelben Kostbarkeiten angefüllten Grabeskirche. Wie ein Lagerfeuer der hier versammelten Menschenmenge brennen in einem einzigen steinernen Becken die Kerzen, ihr Feuerglanz spiegelt sich an den uralten lastenden Wölbungen der Kirche. Inmitten der Knienden ragt das seltsame becherförmige Heiligtum mit der geflochtenen Kugel, die wie einst der delphische Stein der Mittelpunkt der Welt ist. Ehrwürdige Greise in den von Schleiern umwallten zylinderförmigen Kopfbedeckungen nehmen ihre Sitze über der Menge ein, die Stühle der Patriarchen von Jerusalem und Antiochien, die seidenen, sich langsam vorwärts bewegenden Fahnen, die riesigen Kandelaber, die dunkeln Bilder der goldbeschlagenen Säulen überragen das heiße Gedränge. Dann strömt voller Erregung alles hinaus in den von hohen, zweistöckigen Kreuzgewölben und Emporen umgebenen Kuppelbau, es schließt sich draußen im Nu zur kreisrunden Menschenmauer zusammen, in deren Mitte die Prozession sich hinwindet. Läufer mit silberbeschlagenen Stöcken machen den Anfang, es folgt ein abessinischer Neger mit einem riesigen, grauschimmernden Ölbaumast. Dann kommen die schwarz gekleideten Mönche, die zitronengelb gekleideten Leviten mit blumigen Kirchenfahnen, der weißbärtige Patriarch, umwölkt von Weihrauch. Zum Schluß ein paar Laienpersonen, fremde Konsuln, Männer in goldgestickten Uniformen, europäisch gekleidete ältere Herren aus den Vornehmen des Landes. Ein Getöse sondergleichen füllt die Kirche. Das Flackern der Wachslichter, das Schwelen der Dochte von allen Altären und Pulten vermischt sich mit der drückenden Finsternis der Kapellen.

Die Osterzeit hat begonnen. Die einzelnen Bekenntnisse feiern die heilige Woche nach der Verschiedenheit ihres Kalenders. Doch das Fest ist in seinen Stufen, in seinem gegebenen Ablauf für alle dasselbe. Die Katholiken und die mit Rom verbundenen Bekenntnisse, die hier Lateiner genannt werden, sammeln sich in der Nähe des Ölberges, sie



Grab der Rahel

wiederholen in großer Prozession mit Palmzweigen, die dem auf einem Esel reitenden Patriarchen gestreut werden, das Bild des Einzugs in die Stadt. Liturgien, verbunden mit der hochfeierlichen, rührenden Zeremonie der Fußwaschung, sind der Höhepunkt des Gründonnerstages. Gläubige und Ungläubige sind nach Jerusalem gekommen, das Boot von den Schiffen trug sie durch die Brandung zur Küste, der Eisenbahnzug entließ sie draußen vor dem Jaffator, die anderen erreichten nach mühsam heißer Wanderung durch das heilige Land ihr Ziel. Sie alle erleben das „Jetzt" und das „Hier". Mit scharfer, goldener Spitze gräbt es sich in die Herzen.

Durch den niederen Durchlaß der Mauer von Gethsemane betritt der Besucher gebückt den Garten. An der Mauer sind die Symbole der vierzehn Leidensstationen, die von hier aus in der Stadt zu durchwandern ein Bedürfnis der Pilger ist. In diesem Garten stehen, greisenhaft und doch lebendig, wie Korkgebilde, doch mit flimmerndem grauem Laub, die sieben Ölbäume, vielleicht die unmittelbaren Nachkommen jener, unter denen der Herr in der Nacht des Verrats zu Boden sank. Gleich alten Tieren, die das Gnadenbrot erhalten, empfangen diese Bäume von den bejahrten braungekleideten Franziskanermönchen die Pflege. Beete von Stiefmütterchen, Levkojen und Rosen in Einfassungen von Rosmarin und blutroten Immortellen liegen wie Teppiche vor den Bäumen. Unten ist die Grotte. Man nennt sie die Kapelle der Todesangst. Gottesdienste, stille Messen, Liturgien raunen geheimnisvoll dort unten. Die Inschrift am Hauptaltar bezeugt den Ort, wo der blutige Schweiß des Erlösers zur Erde rann. Und aus den Schauern, den Tränen dieses Ortes beginnt der Pilger seinen Weg durch die Stadt. Er wandert zu jenem armenischen Nonnenkloster, in dessen Nähe einst die Paläste der beiden Hohenpriester standen, dem Ort des ersten Verhöres. Dann zur Nordwestecke des Tempelplatzes; dorthin verlegt die Legende das Prätorium des Pilatus. Heute steht hier das Serail, ein unübersichtlich großer Komplex von Gebäuden, wohlbekannt aus der Türkenzeit, halb Gouverneurspalast, halb Kaserne. Vielleicht sind Steine der ältesten Burg von Jerusalem hineingemauert in die riesigen Wände dieses kahlen Festungshofes, auf dem



Hütten am Toten Meer

bare Gegenstände von bunten Lampen beleuchtet sind.

Diese Stätte ist Golgatha.

Breites, langhaariges russisches Bauernvolk ist hier versammelt. Das von Silber und Edelsteinen und ruhig brennenden Kerzen schimmernde Heiligtum dieser Höhle beleuchtet undeutlich die Gesichter. Als ein unendlich ehrfürchtiges, niemals endendes Echo von Urbegebnissen raunen hier die tiefen Bässe der Männer und die schärferen, von Befangenheit umgeschlagenen Altstimmen der Frauen. Den Fels hier durchzieht ein Spalt, man nennt ihn den Spalt des Erdbebens. In einer Vertiefung vor dem Altar, die mit Silber eingefaßt ist, soll das Kreuz gestanden haben.

die Pilger niederknien, die Rosenkränze in den Händen. Nicht weit ist es von hier zu den Orten der Geißelung, der Dornenkrönung, der Kreuzaufnahme, des Ecce Homo; alles in schmalen Gassen, denen Bogen und Halbbogen den fast theatralischen seltsamen Ausdruck geben, der sich nicht vergißt. Seit siebenhundert Jahren heiligt die Legende diesen nun immer innegehaltenen Weg, mit Steinen, Säulen und Inschrifttafeln sind die Orte bezeichnet, die Episoden des Leidensweges bedeuten, von diesen vierzehn Stationen nahmen die Stationenandachten der ganzen katholischen Welt ihren Ausgang. Der Weg durch die allmählich ansteigenden, abends nur von wenigen Herdfeuern und Steinöllampen beleuchteten Gassen führt nun über den kleinen, fast italienisch kahlen Platz unten in das Portal der Grabeskirche; er endet in ihren Grotten, Nischen und Kapellen. Der Pilger ist plötzlich mitten im Lärmen und Geräusch des griechischen, arabischen, armenischen Volkes, er hört den fernen Chorgesang, der aus verborgenen Kapellen heraufdringt, er ersteigt im vollkommenen Dunkel die schmale, steile Treppe und gelangt in eine von Kerzendunst gefüllte Katakombe. Menschengestalten umdrängen dicht den Altar, dessen funkelnde unerkenn-



Glaswarenverkäufer



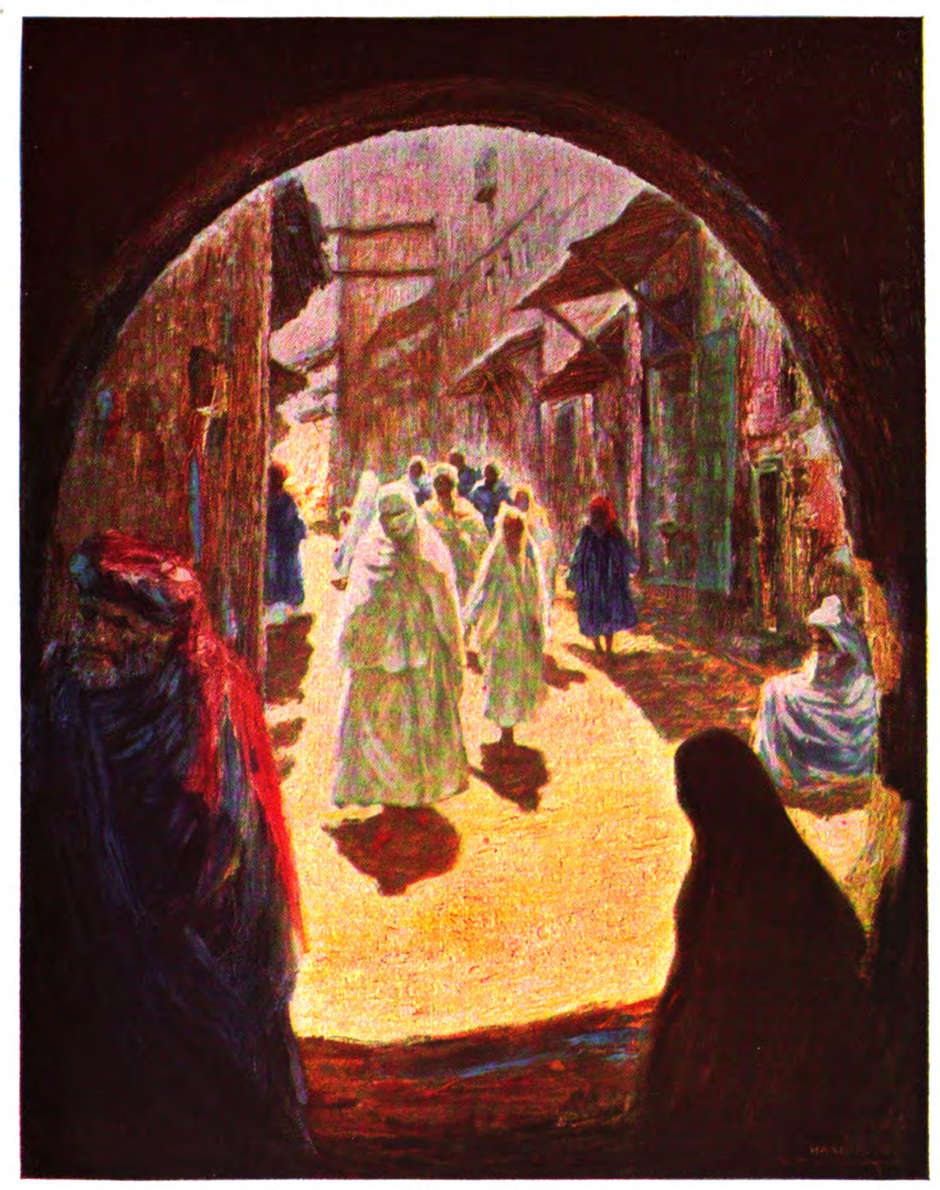
Nargileh-Raucher auf der Straße in Jerusalem



Nachtwache der Pilger in der Grabeskirche

Welcher Ort der schmerzlich süßen Schauer. Für diese Menschen lebt das Wunder dieser Stadt. Sie küssen gläubig die Handabdrücke im Stein an den Stationen des heiligen Weges; die Säulen der Grabeskirche, diese roten plumpen Monolithen, vergießen Tränen in der Karfreitagsnacht; der Becher mit der geflochtenen Kugel ist diesen wirklich der Mittelpunkt der Welt; der Spalt im Felsen reicht hinab bis ins Innerste der Erde, vielleicht bis in die Hölle, zu der der Erlöser niederfuhr... Hier in finsteren, rohen Grotten, aus deren Spalten Wasser und Salpeter rinnen, unter schweren, unbehauenen Wölbungen, von denen als barbarische Gaben Straußeneier, seltsame afrikanische Fetische herabhängen, sind die Gräber des Menschenvaters Adam und des Königs David; überall Gräber von Heiligen und Königen! Der Salbungsstein in der Vorhalle der Grabeskirche, der schmale, fleischfarbene, zwei Meter lange Stein, auf dem einst Nikodemus den Leichnam des Gottessohnes salbte, gibt den Pilgern das Maß für die Stücke grober Leinwand, die sie jetzt zur Osterzeit in dieser Stadt kaufen, um daheim ihre Sterbehemden daraus zu nähen; sie nehmen alle ein Säckchen Erde, eine Flasche Wasser aus dem Jordan, ein paar Tropfen vom geweihten Öl mit in die Heimat, sie tragen unter den Brustlätzen, in kleine Beutel eingenäht, die biblischen Gewürze Dill, Thymian und Kümmel. Die anderen kaufen schlichte hölzerne Rosenkreuze, Kruzifixe für einen Groschen und bringen sie nach Hause als ewig geweihte Reliquien, Kostbarkeiten im Elend der kleinen Städte, der einsamen Dörfer in fernen Alltagsländern.

Mitten in der Osternacht öffnen sich die Pforten der Herbergen, der Pilgerhäuser, der Stiftungen. Ohne Gesang, ohne Lichter, in tiefem Schweigen treten die Menschen den Gang zum Grabe an. Sie treffen sich in den Straßen, sie vereinigen sich zu einem Strom und erkennen einander nicht; sind es Griechen oder Deutsche, sind es Slawen oder Kopten? Ein ungeheueres Raunen und Getöse füllt die Kirche, ein erwartungsvolles Brausen. Alle Lichter sind gelöscht; die Priester murmeln Gebete. Aber mit einemmal, mit dem ersten frischen Luftzug, der den Morgen kündet, mit dem Frühstrahl, der die Türme der Stadt berührt, erhebt sich das Halleluja; Chöre fangen es auf, das freudige, breithinrollende Wort, es steigert sich zum überschwenglichen Jubel, zu rauschenden Gesängen, zu Bruderküssen, zu Freudentränen! Mit einemmal strahlen alle Winkel des Ge-

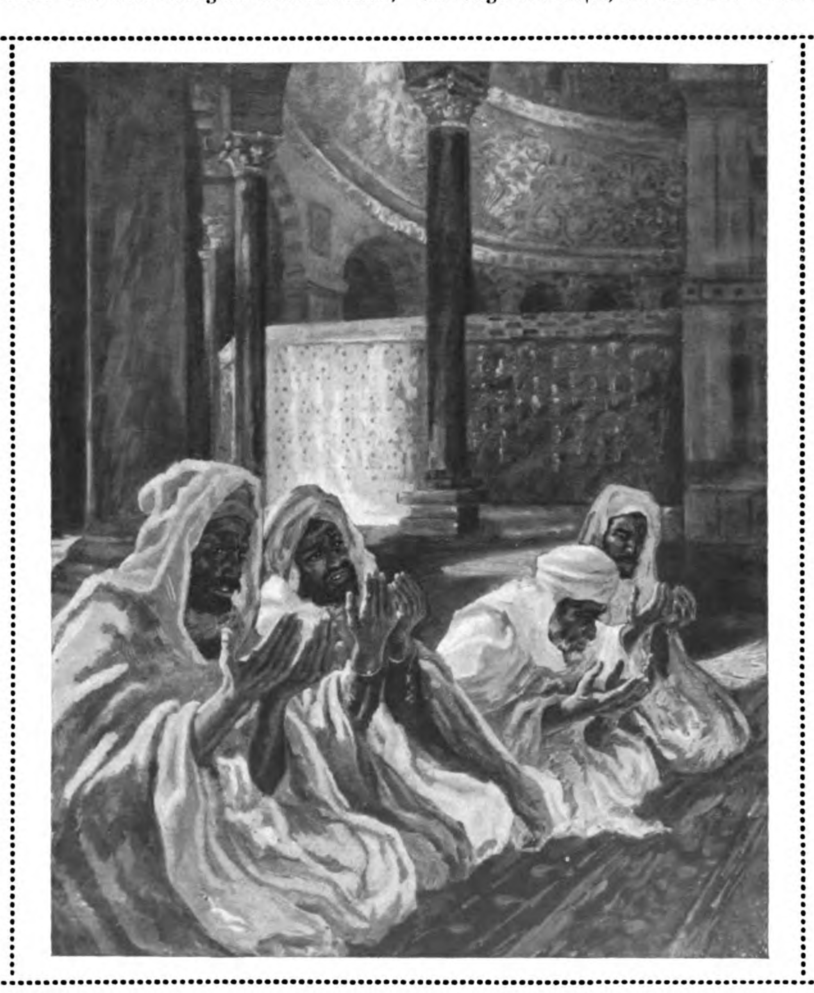


Straße in Naplus

wölbes von Lichterfülle. Mit gewaltigem Lärmen, unter Schreien und Freudenrufen begehen die Griechen das „Wunder des heiligen Feuers“. Brände dieses griechischen Feuers lodern in den Händen, Kerzen entzünden ihre Flammen, von den großen Kerzen eilt das Feuer zu den unzähligen kleineren. Aus der Grabkapelle kam das Licht, die Hand eines Priesters reichte es heraus. Dort hat es, das „vom Himmel gefallene“, die verborgenen, mit Sesamöl getränkten Schnüre an den Leuchtern entzündet, an denen die Lampen über dem offenen Grabe hängen: das Grab ist leer, das Mysterium vollzogen! Im unbeschreiblichen, gierigen, entzückten Tumult streckt sich alles hin zu der einen lodernden Flamme, im Nu scheint alles in Flammen eingetaucht, Menschen bestreichen sich Brust, Gesicht und Hände mit diesem Feuer, das als heilig gilt und den Leib nicht versengt. Sorgsam und eifrig tragen die Menschen ihre Lichter nach Hause. Festlicher als irgendwo schallen die Glocken am Ostermorgen in Jerusalem.

Wo gehen Wirklichkeit und Mythos, irdisch und göttlich Lebendiges so innig ineinander über wie zur Zeit des höchsten Festes in der heiligen Stadt? Keiner nähert sich diesem flammenden Dornbusch, ohne von seiner Glut berührt zu werden. Der Zuschauer wird zum Mitspieler. Die aus Neugier Gekommenen, orientalischen Lebens in dieser Stadt das Göttliche verehren, das hier wandelte, hier starb, hier auferstand! Es ist etwas, das in Formeln und Begriffen nicht aufgeht, so wenig wie der Tod, die Liebe, das Genie.

Die Abende sind kurz in Jerusalem. Wie die Tage der Gäste, die bald Erinnerung sind,



Marokkanische Pilger in der Omarmoschee

die durch eine Laune ihres Weges hierher Verwehten, sind in der Spannung, in dem dramatischen Rhythmus dieser Woche gleich unentbehrlich für das Gelingen und ein gleicher Beweis für die Wirkung des Ganzen, wie die anderen, deren Herz sich sättigt an jenem Teil des Mysteriums, das im noch so sinnfällig Dargestellten niemals greifbar ist. Glückliche, die ungestört von der groben, schweigsam gleichgültigen Alltäglichkeit des ja eigentlich tief nur für die Erinnerung gelebt werden. Mit den ersten Sternen kommt die Nacht. Der Wind vom Meer erreicht die hochgelegene Stadt und fegt die Schwüle des Tages rasch hinweg. Dünne Seewolken, kaum zu Wolkenbildern gestaltet, rasch zerflogen, wehen dicht über das bleiche Häusergebirge. Der Fremde, von den Fußwanderungen, der Hitze und dem Lärm des Tages ermüdet, erwartet wie ein Luftschiffer diesen feuchten,



Mohammedanischer Pilgerzug am Karfreitag in Jerusalem



Fußwaschung vor der Grabeskirche

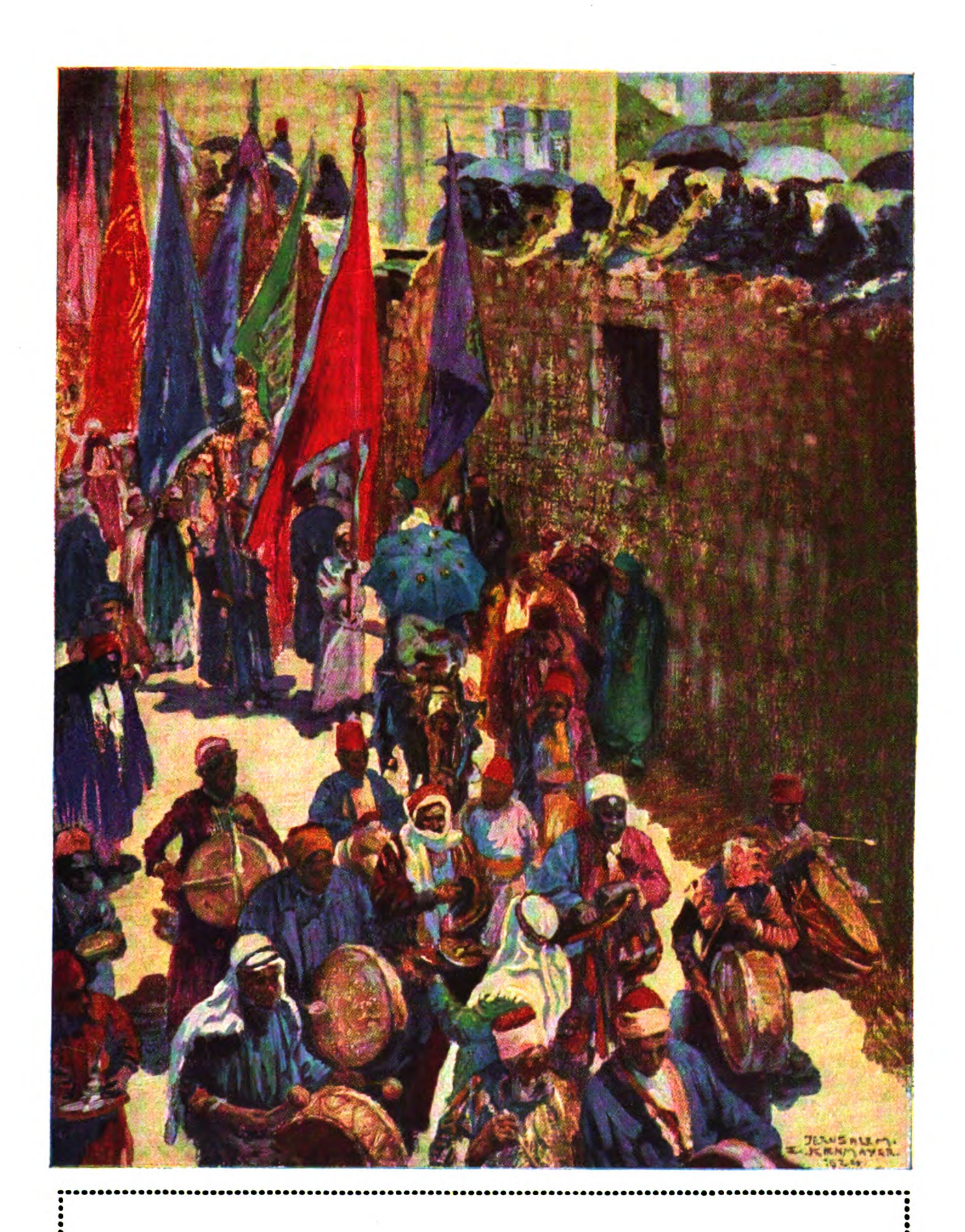
fast unsichtbaren Nebelflor auf dem Dach des Hauses. Wohlgeruch von Jasmin und Orangenbäumen steigt aus irgendeinem Gärtchen zwischen den Höfen und vermischt sich mit der Kühle. Von der Brüstung des Daches geht der Blick in die von Mauerbogen überwölbte Gasse wie in einen Schacht hinunter. Vielleicht trägt nichts so sehr zu der heimlichen Erregtheit der Menschen bei, zu dieser Geladenheit der Menschen in Jerusalem, wie dieser täglich sich wiederholende rasche Wechsel zwischen dem Lastgefühl des Tages und der holden Erfrischtheit, die einen tiefen Schlaf gewährt. Die weißen steinernen Dächer senken sich abwärts in ein trockenes Tal. Der Berg Skopus hebt sich aus der mattgefärbten Helle. Die flachen Dächer mit ihren versteckten Spalten und den vielen, wie Blasen hervorgequollenen, aus Quadern geformten Wölbungen, weißen Kaminen und schwarzen Zypressenwipfeln bilden einen engen und verschwiegenen Zusammenhang. Auf dem Dom unter dem letzten Flor der Wolken klimmt ein Mann mit einer Fackel. Während es dunkler wird, beginnt dort oben ein Edelsteinkreuz zu flackern aus unzähligen kleinen bunten Lichtern.

Fern im Tal, über dem Hain der Ölbäume, glänzt im angreifenden blassen Mondlicht eine goldene Kuppel. Wer mag dort wachen hinter der Gartenmauer von Gethsemane? Schläft nun auch der alte Wärter, in seiner Zelle ausgestreckt, hat er die alten, flüsternden Bäume allein gelassen?

★

Aus dem Leben des Künstlers

Franz Kienmayer, der Maler der farbenfreudigen, buntbewegten Bilder, die uns im Banne der Darstellung Paquets am Leben und Treiben im österlichen Jerusalem so unmittelbaren Anteil nehmen lassen, ist von Geburt Wiener. Als er im Februar 1886 das Licht der Welt erblickte, war sein Vater Leiter der Notendruckabteilung der Staatsdruckerei in Wien. In Heiligenstadt besuchte er die Bürgerschule und sollte — nach dem Willen der Mutter — katholischer Geistlicher werden. „Ich wurde in ein Konvikt



Nemimusafestzug



In der Grabeskirche: „Mittelpunkt der Erde"

gesteckt, hielt's aber nur zwei Jahre aus, dann brannte ich durch!" erzählt er uns. Es zog ihn nach dem alten Städtchen Stein in der schönen Wachau, wo sein Onkel Gause, der bekannte Maler und Illustrator der Leipziger Illustrierten Zeitung, sein Atelier in den Weinbergen hatte. Die Akademie besuchen, auch Maler werden! Ja, aber dazu reichten Vaters Mittel nicht. Er mußte in die Kaufmannslehre zu einem andern Onkel, der in einem entlegenen Hochgebirgsnest einen Kramladen für Bauern unterhielt. Natürlich zeichnete der junge Lehrling dort in allen freien Stunden — Bauerntypen in der Art Defreggers und Leibls —, und nach des Onkels Tod, im Jahre 1906, fuhr die Tante mit ihm und seinen Talentproben nach Wien. Große Freude, als Professor Deulig den jungen Kandidaten in seine Akademieklasse aufnahm!



Heiliges Feuer in der Grabeskirche

Harte Arbeits- und Lehrjahre folgten. Verhältnismäßig früh kam Kienmayer dazu, sein Können praktisch zu verwerten. Er zeichnete für die Leipziger Illustrierte Zeitung. Aber sein eigentliches Feld war nicht die Schwarzweißkunst, sondern die Farbe. Im Weltkrieg, dem Kriegspresseamt zugeteilt, konnte er sich als Porträtist von Heerführern wie von Mannschaften gründlich üben: 547 Bildnisse hat er da ausgeführt! Später, einem Frontregimentsstab zugewiesen, kam er noch auf die stattliche Zahl von 200 Porträts!

Nach dem Krieg widmete sich Kienmayer noch mehr der Malerei als der zeichnerischen Tätigkeit.

Der Künstler berichtet darüber selbst:

„Meine erste Reise nach Italien im Jahre 1921 rief in mir einen völligen Umschwung in der Technik hervor. An der Wiener Aka-

demie war ich ja im Grunde gar nicht zum Malen gekommen, ich hatte immer nur zeichnen müssen. Gewiß war das sehr gut für mich. Denn nun, unter der südlichen Sonne, lernte ich aus eigenem eine ganz neue Anschauungstechnik — wie sie eben für diese Landschaft paßte. Hatte ich vorher Gebirgstypen gemalt, so fühlte ich mich immer abhängig von Leibl. Auch in der Farbengebung. Diese neue Landschaftsszenerie des Südens aber weckte in mir ganz köstliche Freude an der Farbe.

„Die Italienreise schnitt auch mit einem guten Verkaufserfolg ab. Ich fuhr nun im folgenden Jahr mit einem Dampfer der Sloman-Linie nach Spanien, und im Jahre 1923 nach Marokko und dann wiederum nach Italien. Die Ausbeute war groß — nur gestattete die Inflationszeit keine lohnende Verwertung.

„Im Jahr 1924 reiste ich zur künstlerischen Arbeit nach Palästina und Ägypten. Was ich dort erlebt und geschaffen, das liegt gedruckt vor mir und ich freue mich dessen. Auch daß meine Frau, mein guter treuer Kamerad, mich auf jeder Reise begleitet hat, macht mir das Leben mehr wert; sie hat mich, als wir auf der Heimreise waren und ich in Syrakus den ersten tropischen Malariaanfall bekam, treulich gepflegt, denn ich mußte ja erst von neuem wieder gehen lernen.

„Nun stehe ich vor einem neuen Reiseplan: Indien und Japan. Meiner schweren Malaria wegen muß ich ihn aber wohl noch um ein Jahr verschieben.

„Auf meiner letzten Reise habe ich auch einen Kulturfilm gedreht, der zu Ostern 1925 erscheinen wird: von den Osterfeierlichkeiten in Jerusalem und Ägypten. Er hat mich viel Ärger, Schweiß und Geld gekostet, aber die Freude der Mitteilung all der künstlerischen Eindrücke überwiegt das alles!"



Der Garten zu Gethsemane

Marie Duchanin und der Weg in die Eiszeit

Roman von Juliane Karwath

Erster Teil

Wer damals in Posen wohnte, wird sich des Zoologischen Gartens erinnern. Und wenn er manches vergaß, des Zoologischen Gartens vergaß er vielleicht noch nicht.

Es gab ja andere Gartenwirtschaften, Kaffees, Konditoreien und Säle. Und gab, weiß Gott, andere und weniger lärmvolle Plätze in der Stadt. Und doch war keiner wie dieser.

Man fuhr mit der Straßenbahn an dem schon halb niedergelegten Festungstor und einigen neuen Straßenbildern vorüber, wie sie in jener Zeit der Umwandlung Posens entstanden, und kam an ein bescheidenes Gitter, wo ein freundlich stupider Mann, der wie ein alter Fornal aussah, die Karten abnahm. Der flache Backsteinbau der Wirtschaft sah schon hinter dünnem Springbrunnstrahl hervor, von zwei kunstlosen Löwentieren bewacht.

Zur linken Hand begann der Schattengrund, wie er in Posen nicht sehr oft zu finden war: Der Konzertgarten mit allen Anziehungen, Schießbuden, Kolonnaden und einem Teich, um den man wanderte in jenen Zeiten, um den manches Spiel ging in jenen Sommertagen, manches Wort klang, deutsch und polnisch, während die bleichen Wiesennebel hereinschwebten und die Militärmusik ihre bekannten Stücke spielte. Dort, beim Teich, steht auch die Akropolis, die abends in farbigen Lampen brennt.

Die Akropolis. Ach ... nicht einmal der Schatten ihrer selbst, armselige Lästerung und Frevel ... Und doch Schatten, ja, vager Schatten ungeheuren, niegesehenen Bildes hier in der fremden und harten Luft, inmitten der feindlichen Witterung von Mensch und Wildtier, Rasse und Rasse ...

Die kleine Marie Duchanin war in der Begleitung Fräulein Gustawas und der anderen hinausgefahren. Der Platz war auf das sorgfältigste gewählt, nicht ganz vorn, aber sichtbar, wie ihn Fräulein Gustawa liebte, da man nun einmal „höheren Ortes auf sie aufmerksam geworden war".

Sie verbarg rheinisch-weltliche Gesinnung auch nicht in ihrem Kampfe um die moderne Mädchenschule. Und diese vier, mit denen sie sich gerne zeigte, waren die künftigen ersten Abiturientinnen in Posen, in ihrem Institut herangebildet.

Es waren Chrischowa Lotensen, die als Tochter und Gehilfin eines nun verstorbenen Königsberger Theologieprofessors schon fast Tradition besaß, im übrigen war sie zu steil und knöchern, um für sich noch andere Anziehungen zu wissen. Sie war Tolstoianhängerin. Neben ihr, die Gefährtin in Alter und Aussehen, war Anna Katterfeld, eine Arzttochter aus der Provinz, die nach einer Laufbahn als Pflegerin noch Medizin studieren wollte. Sie war trockener und ohne ethische und religiöse Neigungen, nur daß es in ihren dunklen Augen unbewußt wie ein Abgrund von Volkstum und Märchen stand.

Die Interessanteste, auch äußerlich, war Alice Reißland, die Nichte des berühmten Afrikaforschers, dessen Schicksal vor wenigen Jahren die ganze Erde erfüllt hatte. Alice, in jeder Bewegung das Wissen von Berühmtheit und Bedeutung tragend, Dame von Welt zugleich, hatte Anteil an der wissenschaftlichen Bearbeitung des Nachlasses, stand mit Fachgelehrten und Forschern in Verbindung und hatte auch die Tochter des Ermordeten zu sich genommen, die jetzt mit ihr war, ein Tropenkind von dunkelstem Blute, kränklich, gelb und lungensüchtig, für das sie, da die Legitimität angezweifelt wurde, noch einen Erbschaftsprozeß zu führen hatte. Alice wollte Sprachen studieren und später mit Roida nach Afrika gehen. Über ihr Gesicht hatte es sich schon wie ein Schatten von Gilbheit gebreitet.

Magdalena Intrau, die Sekretärin der Schulvorsteherin, gehörte nicht eigentlich zum Kreise, wurde aber von Gustawa gern hinzugezogen. Aus dem Hessischen stammend, war sie erst seit kurzer Zeit in Posen. Schweigsam wie sie war, saß sie hier, aber ganz Melodie und Gesang, hellblond, schön bis in die Fingerspitzen, vollkommen geglückt dem, das sie hatte schaffen wollen.

Die Jüngste von allen war Marie Duchanin.

Da sie Chrischowa von künftigen Studienorten reden hörte, durchfuhr es sie wieder wie Hoffnung und Traum. — Sommerabende, durch die Zugpfiff und Rollen in die düstere Stube kam: Ach, wer doch mitreisen könnte ...

Die Scheibenspiegel geöffneter Fenster, wandernde Bilder der Außenwelt gebend; damit hatten sie sich in Kindertagen den Weg in die Ferne vorgespielt, sie und Alexander, in Sehnsucht.

Aber Marie Duchanins Blicke waren noch von anderem gefüllt, das an diesem Platze heimlich zu ihr gehörte.

Schweigend sah sie einen und schweigend sah sie einer.

In stiller, heimlicher Abrede begegneten sie sich hier im Garten, wo sie einander zuerst gesehen hatten.

Nicht anders als jetzt, da er um die Baumecke biegend nach dem wohlbekannten Tische des Fräulein Gustawa schaute.

Marie wußte, wer er war. Einer von denen, die jetzt nach Posen kommandiert worden waren, von dort oder da, Offizier, Artillerist, aber er sah anders aus als die vielen. Niemals sah man ihn mit den bekannten Gestalten der Kameraden und Assessoren, niemals mit Damen. Marie Duchanin hätte fragen können, aber sie fragte nicht. Sie sprach zu keinem von dieser Liebe.

So wie es war, so war es.

Fräulein Gustawa hatte sich jetzt Doktor Gröttsche herangewinkt, einen der Oberlehrer, der an ihrem Institute Stunden gab. ... Sie liebte es, mit Herren zu reden ... und besprach mit ihm wieder das Thema dieser Zeit auf diesem Boden, die Umwandlung und politische Verwandlung Posens. Von diesen beiden hatte jedenfalls keiner Bedenklichkeit und was sie sich herausholten, war die Hoffnung auf ein gesteigertes deutsches geistiges Leben im Osten.

Alice bat, Roida die Tiere zeigen zu dürfen.

So ging sie mit der kleinen Braunen voraus, die in ihrem weißen Schleiergewand manche Blicke auf sich zog, zumal ganz Posen ihre Geschichte kannte. Ihnen folgten Marie mit Chrischowa Lotensen und Magda Intrau, die wieder andere Aufmerksamkeit auf sich zog. Schritte stockten und oft hörte man das Stehenbleiben betroffener und angezogener Männer. Marie war neben dem schönen Mädchen nichts weiter als die kleine Duchanin, aber ohne jede Eifersucht.

Da kam der Artillerist wieder, überhoch, steil und dunkel. Marie war damals noch nicht imstande, Gesichter nach Heimat und Landsmannschaften abzuschätzen. Er war für sie der Eine.

Immer mehr Gestalten, Angehörige der Chefbehörden und Ämter, immer noch neue Gesichter. Fast jeder Tag brachte welche, [illegible] Nord, Süd und West wurden Beamte sei[illegible]n der neuen Politik hergeschickt.

Nur wenige Gestalten darunter, reserviert und resigniert, als Polen erkennbar.

Dann die typischen Persönlichkeiten des Gartens, vor allem der deutsche Gründer, ein Baumeister, dem diese Schöpfung Lebenswerk war. Er sah jeden Menschen im Garten als seinen Gast an, maß jedes Wort, jede Miene, ob sie Lob oder Tadel bedeuteten, jeder Musiknachmittag war von ihm in die Welt gesetzt, jedes Tier wie von ihm geschaffen. Er war noch aus der alten Zeit, kannte nicht deutsch und polnisch als Unterschied, ging wie der gewaltige Geist dieser Schöpfung durch die gedrängten, heißen Reihen, mächtig und repräsentativ, in seinen Zügen fast löwenähnlich. Neben ihm sein getreuer Adjutant und Buchhalter.

Beamte über Beamte. Und Offiziere. Reihen und abermals Reihen von Leutnants. Tische mit Infanterie und Artillerie und den Jägern in Grün und Silber.

Mariens Blicke verstrickten sich bald in die Tierwelt: hundertfach gefangen und festgehalten, stumm oder lärmend mit vielen Vogelschreien. O, die Pfauen. Ja, wenn man alles vergessen hat, dies vergißt man nicht: man hört noch überall auf der Welt diesen langen, klagenden Katzenschrei der Pfauen aus dem Posener Zoologischen Garten.

‚Die Tiere, die Tiere,' dachte Marie, ohne sie zu erfassen. Was sich vor ihr auftat, war nichts als unbegreiflich wilde Form, unerkennbar in Anfang und Sinn, nichts als ungeheurer Hieroglyph der Natur.

Die kleine Wüstentochter hatte nur Schweigen im ängstlich braunen Gesichte. Sie schien dies alles hier als eine durchaus europäische Angelegenheit zu nehmen.

Alice suchte ihr Verhalten zu erklären.

„Dies sind doch keine Tiere mehr," sagte sie zu Doktor Gröttsche, der sie eingeholt hatte.

„Wir können ja einmal den Versuch machen," sprach der Lehrer mit einem gefälligen Lächeln, sich dem Bärenzwinger nähernd.

„So meine ich es nicht. Für unsere Welt gewiß, für unsere ... Entlegenheit. Aber für die ihrer Zone nicht mehr ... Glauben Sie," sie sah ihn, ganz große Dame, gerade und gleichgültig aus schrägen, breiten Augen an, „wenn man Menschen so halten würde ..."

Der Doktor zuckte die Achseln und redete als Lehrer.

Mariens Auge glitt von dem unzugänglichen Antlitz des Löwen zu den Gestalten der Wildziegen, die über ihr künstliches Gestein sprangen. Hier empfand sie noch deutlicher die ganze Ungewißheit der Spiegelung und doch wiederum ein halbes Bild.

Etwas klärte sich in ihr.

Erde ... Sie waren doch nichts als Erde, als lebendig gewordener fallender Stein —

Als sie es sagte, sprach der Doktor mit kaum unterdrücktem ironischen Lächeln: „Sie scheinen wohl noch beim ersten Abschnitt der Schöpfungsgeschichte, Fräulein Duchanna?“ Sie sah, daß er sie nicht verstand. Und begriff sie selber, was in ihr aufgerührt, angerührt stand seit langem und was werden sollte? „Sie zerstreut sich,“ begannen die Gefährtinnen zu sagen, „sie will so viel und denkt immer anders, wo soll das hinaus?“

Der Doktor gab rasch und pädagogisch einen entwicklungsgeschichtlichen Abriß. Er, der in seinem Gymnasium Religionsunterricht gab, stand wie die meisten Gebildeten unter dem stärksten Eindruck des vergangenen Jahrhunderts: daß der Mensch ein ehemaliges Tier sei.

Marie kümmerte sich nicht viel um diese Dinge. Wer den zerstörenden Kampf der Religionen dicht bei sich sah, denkt nicht so gern an Kirchen. Wer erlebte, was sie erlebte, muß anderes suchen, als für oder gegen Götter in neuen Kampf zu ziehen.

Doktor Gröttsche empfahl ihr für den Winter den Besuch naturwissenschaftlicher Vorträge.

Es dämmerte. Von dem klagenden Schrei der Pfauen gefolgt, verließen sie den Tierpark.

Musik und Gedräng empfing sie, noch stärker geworden. Der Doktor entfloh. Tausende wogten hier hin und her.

Marie war auf einmal mit Magda allein, die sie an der Hand faßte und aufgeregt sagte, daß sie ihre Freundin finden müsse, mit der sie sich verabredet habe. Sicher sei sie da. Sie hätte telephoniert, bestimmt, ganz bestimmt —

Agnete hieß sie und wohnte auf einem Gute in der Nähe, sie stammte aus Magdas Heimat.

Menschen über Menschen in halbhellen Baumgängen: wie konnte man einen finden?

Sie war vielleicht bei Fräulein Gustawa gewesen und hatte sie nicht getroffen, jetzt war sie vielleicht am Teich ... der Menschenstrom ging um den Teich ... und so gingen sie nun um den Teich.

„Agnete,“ sagte Marie, und in ihr klang Musik dieses Namens, sie sah zu Magda und wartete auf weiteres, aber die andere hatte sie vergessen und ging mit geneigtem Haupte achtlos und doch mit einer erbarmungslosen Aufmerksamkeit suchend durch die Reihen.

Die Lämpchen am Teichufer flackerten. Die „Akropolis“ glühte im Schein ihrer Pechfackeln.

Magda war auf einmal verschwunden, und Marie schritt hastig, um aus dem Gewühl zu kommen.

Hinter ihr war es wie ein Schatten, wie Schreiten, wie seltsame Nähe einer Seele. Wie gewohnt ging Marie, einzig gewohnt diese Seele, die sich aus dem Unbekannten stumm an ihre Fersen heftete, der fremde lange Artillerist.

Um die Musik war eine große Menschenansammlung. Marie erkannte ihren Bruder Alexander, der dort eingekeilt, auf jeden Ton zu lauschen schien.

Sie rührte ihn an der Schulter und sah für einen Moment das entrückte Gesicht des Schülers.

„Alexander, du hier ...?“

Sie fühlte das zitternde Schwirren seiner Schultern, und überrascht sagte sie: „Aber du bist doch gar nicht musikalisch ...?“

Er sah sie aus leeren schwarzen Augen an.

Er sagte nichts. Machte sich Bahn und ging mit ihr, um sie zu Gustawa zurückzubringen.

Die Musik klang nun ferner, schön wie zärtliches Echo aller Liebe der Welt, und die Pfauen schrien von weitem darein.

Am Tisch der Vorsteherin war alle Aufmerksamkeit der Roida zugewendet, die vor Kälte zitterte und zum Heimgehen eingepackt wurde.

Da war auch die Intrau, hastig vorgebeugt, ihr Gesicht schien bleich und mit Schweiß beperlt. Marie konnte ihr kein Wort sagen.

Dann endlich, als Roida fortgeführt wurde, blickte sie sie fragend an.

Es war Pause, und die Schar der noch immer um den Teich Wandernden ging unter den Bäumen in merkwürdig lautlosem, schwarzem Zuge dahin.

Die Intrau bewegte nur den Kopf.

Vor sich starrend sagte sie dumpf: „Ich warte ... warte ...“

*

Da Chrischowa und die anderen in Pension bei Fräulein Gustawa waren und auch die Intrau in der Anstalt wohnte, ging Marie nachher allein weiter nach der Unterstadt.

Trotz aller Sternenklarheit war jenes geheime, samttiefe Gelöschtsein des späten August in der Luft und in allen Schatten.

Im blauen Licht stand das Rathaus mit seinen dunklen Loggien. Fremde Welt, fremder Gedanke, ungefühltes Schicksal, aber in der Linie doch die Ahnung eines Ersehnten.

Polnisches Geschwätz, Lungern, Starren. In kleinen Fenstern Madonnen und die dunkle Buntheit polnischer Aufstandsbilder. Plötzlich der hochaufgerichtete Scha[illegible] eleganten Herrn von dem Unve[illegible]ten,

das Polen ist, dicht, sehr dicht vor Marie Duchanin.

Er verschwand schnell.

Schon kam es wie Nebel, wie Herüberschweben eines noch Verborgenen.

Diese schräge, ausgangslose Gasse hieß Fischerei. — Die Warthe konnte man von hier aus noch nicht erreichen, was aber die Warthe nicht hinderte, zuweilen in die Fischerei zu kommen.

Das Haus war deutsch. Vierstockhoch.

Die Mutter öffnete.

Marie trat in ihr kleines Zimmer. Im Hofe schimpfte der betrunkene Maurermeister, dem das Haus samt den riesigen Hintergebäuden gehörte. Den Himmel sah man hier kaum.

Und doch faßte Marie in diesem Augenblick deutlich die Empfindung von sinkendem Lichte.

Sie fühlte: etwas stürzte, und sie stürzte mit.

*

Marie ging in das Wohnzimmer.

Dort war der Vater.

Dort saß Polen.

Nicht dieses hier, was diese Erde und diese Stadt erfüllte. Nicht das, was Sprache hielt, Farbe, Hoffnung und Glauben. Es war jenes Polen, das längst in deutsches Land geströmt ist, das durch die Verhältnisse geschoben leicht und glatt überging, aber in sich das Bewußtsein seiner Herkunft nicht verliert, das im Tiefsten, ohne Sprache und fast auch ohne Glauben dennoch polnischer und gläubiger als Polen ist.

Es ist das Letzte, nie Überzeugbare.

Konrad Duchanin war deutscher Beamter. Seit Jahren. Man hatte ihn nach Posen versetzt, weil niemand Grund hatte, Polnisches in ihm zu vermuten. Er besaß kein Aufstandsbild, kein fremder Propst kam in sein Haus, seine Kinder waren deutsch und protestantisch erzogen. Er sprach nie ein Wort polnisch.

Nur die Seinen wußten, daß er polnisch war. Nur seine Frau wußte es.

Er hatte sich als Deutscher im deutschen Land mit ihr verheiratet. Ihr Vater war ein etwas herabgekommener, aber eigentümlich begabter Offizier. Die Konflikte kamen nachher und führten, als Duchanin in seine oberschlesische Heimat und zu seiner Sippe zurückkehrte, zu großen Erschütterungen. Er gab Familie und Stellung auf und geriet für eine Weile in Schweifen und Gleiten.

Die erstaunliche Entwicklung des ältesten Kindes schien alles zu klären. Dieser Knabe war musikalisch so begabt, daß er zu den größten Erwartungen berechtigte. Mit dreizehn Jahren trat er schon öffentlich auf und gewann sofort Gönner. Er war das Glück, aller Traum und alle Hoffnung der Mutter in ihrem absonderlichen, entbürgerlichten Leben. Für ihn kämpfte sie.

Aber nach einer Weile fiel Duchanin in seine alten Zustände zurück und rüttelte, Fluch witternd, an dem kaum gefestigten Bau. Alte Grübeleien kamen, Übersteigerungen des Religiösen, der Sturz. Wieder gab er mißtrauisch seine Stellung auf. „Sie helfen euch ja doch. Laßt euch doch helfen," lästerte er. Er meinte die Deutschen. Er witterte Verhängnis und brachte es: seine Tat stieß sie von neuem ins Elend und tötete das Kind. Der Knabe starb an einer Ansteckung.

Frau Duchanin riß sich schließlich wieder auf und baute den anderen Kindern von neuem ein paar Mauern, zwang auch den Mann wieder auf einen Weg. Aber wenig war wie einst. Im Grunde hatte sie nun das Hoffen verloren. Für die Nachgeborenen, weniger Begabten, hatte sie keinen anderen Wunsch, als ihn die Mutter jenes alten Märchens für ihre Kinder hat: „Im Winter, daß ihr an einem Feuer euch wärmen könnt, im Sommer, daß ihr nicht in der Hitze schmachtet..."

Der Mann war durch das Geschehene ruhiger geworden. Es gab keinen äußeren Ausfall mehr und ein gewisses Sichfügen. Aber alles in ihm lag wie unter dünner Decke. Schweigend sah er die Situation in Posen an, nur zuweilen zeigte ein Wort: „Nach mir die Sintflut" das heimliche Chaos in ihm an.

Marie hätte wohl Malerin werden mögen, aber es wäre unmöglich gewesen. Verlockt durch ein günstiges Angebot Gustawas, die nach Teilnehmerinnen für ihren Kursus suchte und Marie bei einem Vortrag kennengelernt hatte, hatte sie sich in diese Richtung gefunden. Es schien Versorgung, wenngleich es noch ungewiß war, woher die Mittel für das Studium kommen sollten.

Alexander sollte Maurer werden, denn er leistete nichts in der Schule. Er war hölzern und schwerfällig, ohne Harmonie, wie vom Zimmermannsblei umrissen, und hatte nie ein Instrument berühren dürfen. Musik und Kunst gab es nicht mehr im Hause Duchanin.

Marie hatte viel nachzuholen, als sie in den geistig belebten Kreis bei Gustawa kam. Aber bald war es, als ob sie allen, sogar der Königsbergerin, glühend vorausschösse, wie getrieben, fast im Fluge ergreifend, was sie anzog, wie ein schnelles Tier der Urzeit, das unter seinem schweren Himmel nach Beute hascht.

Springt nicht manchmal eine Zeit aus dem Schatten so seltsam deutlich wie ein Wort, das man gestern erst gesprochen hatte? War

nicht irgendwo zum Schauen deutlich der blaue Himmel Hellas' und gleich daneben, nicht weniger sichtbar, Brücken, die über den Tiber führen, der lateinische Himmel Roms? Und Corsica, St. Helena, Paris und, von Nebeln umhüllt, wolkenhoch der Schrei von Wodes Jagd. In der ganzen Geschichte überall etwas wie ein golden hinfließender Saum, das ist deutsch. Und der Klang fridericianischer Querpfeifen im Ohr und vor dem Auge unvergeßlich jener Wasserstrahl, hochwehend vor der Terrasse von Sanssouci...

Constantine, die Jüngste, war von Duchanin in kirchlicher, unklarer Erinnerung nach dem großen Constantin benannt worden. Sie war vierzehn Jahre, noch unfertig, aber im ganzen sein Liebling.

Jetzt bei Tische schilderte sie allerliebst und ungeniert, wie sich die polnische Gesellschaft auf der Straße begrüßte und ihre Angst, von den vielen Küssen versehentlich etwas abzubekommen. Und dann die Kleider der Damen.

Duchanin, der sonst doch gehört hätte, schwieg.

Constantine schwatzte weiter. Sie lernte im „Frauenschutz" Kleider nähen.

Frau Duchanins Blick strich verhohlen zu dem Sohne. Nie vergaß sie, wie wenig er war, nach dem... anderen. Mit allen Kräften hatte sie versucht, ihn an der Klippe vorüber zu bringen, aber Duchanin wußte, daß eine Arbeit Alexanders fällig war. Er wußte auch, wie sie ausgefallen war.

In ihm flossen die Dinge, verschieden angestoßen, doch nur in einer Richtung.

Er starrte vor sich hin. Seltsam blaue, gleichsam unbewehrte Augen hatte er.

Er schwieg. Er schwieg.

Das Mißtrauen, das er für die Erfolge des so begabten Kindes gehabt hatte, hatte er auch für die mangelhafte Leistung Alexanders.

„Die Lateinarbeit?" fragte er jetzt, die Augen nach dem Sohne richtend.

„Nichts, nichts," sprach die Frau rasch. „Sie ist nicht ganz geglückt. Aber der Professor sagt: ‚Das nächste Mal —'"

Duchanin starrte vor sich nieder.

„Sie lassen ihn ja nicht durch," sagte er. Nach einer Weile stand er auf.

„Das ist... Absicht..."

Er nahm seinen Hut und ging in die Sommernacht hinaus.

Eine polnische Nachbarin lag im Fenster und rief unablässig klagend nach ihrem Kinde: „Kaziu! Kaziu — Kaziu —"

*

Die angehenden Abiturientinnen hatten in der Schule Gustawas Physikvortrag.

Gustawa pflegte den Stunden, soweit sie sie nicht überhaupt selbst erteilte, in ihrem brennenden Anteil beizuwohnen. War sie aber verhindert, wie es heute der Fall schien, so sandte sie wenigstens ihre Sekretärin.

Marie Duchanin war es immer wieder von Reiz, diesen jungen Menschen zu sehen und melancholische Vollkommenheit zu ahnen. Wie Magda Intrau ihnen so schweigend zur Seite saß, schien sie mit dem schönen Haar und dem sanft geneigten Nacken das Bild des „Mädchens" überhaupt.

Doktor Grötsche, der Junggeselle war, hatte aber niemals Aufmerksamkeit für sie. Im Gegenteil pflegte er manchmal seine Abneigung kaum zu verbergen, jedenfalls schien ihm die Anwesenheit dieser Hospitantin zwecklos. Ermüdet, wie er von seinen Gymnasialstunden meistens war, saß er ziemlich bequem und verstrickte sich schläfrig in eine Abhandlung über Andreas Celsius.

Marie war trotzdem in jedem Nerv gefaßt. Sie fühlte, wie sich aus der Menschheitsebene immer wieder einer hochreckt, um, von der Hilflosigkeit alles Gestalteten gerufen, einen Griff an einem schon vor Generationen gewollten Werk zu tun.

Sie sah den blauen Schein niegesehenen Nordlichts über niegesehenem Lande stehen, und in ihr war Seltsames, das sich zu diesem Rätselhaften hinreckte.

Dann aber sah sie den Tod, den das blaue Schweigen dem Sucher reichte.

Nachher sagte sie zur Katterfeld: „Wie sonderbar, daß die Natur ihre leidenschaftlichsten Anhänger immer mit dem Tode aus ihrer eigenen Hand bestraft —"

„Sie haben wohl die meiste Gelegenheit, sich zu erkälten," meinte Katterfeld trocken.

Die Sekretärin sprach mit ihrem liebenswürdig zerstreuten Lächeln: „Celsius war Mathematiker. Ich meine, daß er Sie darum nicht zu sehr interessieren könnte, Fräulein Duchanin."

„Was wollen Sie eigentlich studieren, Herrad?" fragte Chrischowa.

Marie sah sie zaudernd an. Während es sich gleich riesigen blauen Ländern vor ihr hinstreckte, schwieg sie unsicher.

Den überaus gelehrten Beinamen der elsässer berühmten Nonne hatten ihr die anderen einmal im Scherz gegeben.

Aber sie wußte nicht, wohin sie sich wenden sollte.

Katterfeld, die ihre naturwissenschaftlichen Neigungen kannte, sagte halblaut zu ihr: „Archaicum..."

Marie erschrak:

Vorgeschichte...

In dem Augenblick, der Doktor war schon

gegangen, erklang eiliger Schritt, und das kantige Gesicht Gustawas sah um die Ecke.

„Bitte, einen Augenblick," raunte sie, „Doktor Kleinen ist eben gekommen ... Es handelt sich, vielleicht haben Sie doch die Güte, Fräulein Reißland: der Herr würde gern etwas über die kleine Roida erfahren, oder sie gar selber sprechen. Er beherrscht gewisse Sprachen ... Es handelt sich wohl um eine wissenschaftliche Studie ... die Regierung steht hinter ihm ... Ich bin ja so erfreut, daß man höheren Ortes auf uns aufmerksam geworden ist."

Sie wandte sich an Magda.

„Bitte, auch Sie, Fräulein Intrau. Ich denke, wir können Ihre Hilfe gut brauchen ..."

Die Damen verabschiedeten sich und begaben sich in die Wohnung der Vorsteherin, die in einem anderen Teile des Schulhauses lag.

Marie ging allein davon — wie immer.

★

Unterdes war Jan Suchetzki, der Vetter, in die Fischerei gekommen.

Es geschah am Mittag, Duchanin war zu Hause, er starrte auf den jungen Fremden, der ziemlich rasch hereintrat, jung, flink, sehr dunkel und deutlich polnisch.

Er sprach deutsch, versuchte der Hausfrau die Hand zu küssen.

Berührte sofort alle peinlichen Dinge, die im Hause Duchanin keiner mehr zu berühren wagte, in seiner ein wenig spitzen, leichten, unherrenhaften Art und mit lässiger Ironie.

War sofort bereit, Intimitäten aus der Heimat und dem seit dem Tode des Kindes endgültig verlassenen Familienkreise Duchanins zu geben.

Gewiß, er war Jan, dem die Mutter Duchanins ein wenig Geld vermacht hatte — dem Sohne hatte sie nichts vermachen können — aber nicht viel, nur ein kleines, kleines Legat sozusagen, damit er in der Lage sei, seine Studien fortzusetzen, um später, hier flunkerten die dunklen Augen, jawohl, um Pfarrer zu werden.

Das andere Vermögen, Herr Duchanin ... er dürfe wohl Onkel sagen? ... habe nun nicht etwa in solchem Maße die Kirche erhalten, sondern eher der Urheber der ganzen Sache, jener Rechtsanwalt und seine Frau, die besten Freunde Mutter Duchanins, die sie betört hätten.

Jawohl, die Sache hätte schließlich so gelegen, daß auf die Kirche nicht viel gekommen sei, während diese Leute — die ganze Stadt hätte es bald gewußt — das meiste eingesackt hätten.

Geglückt sei es ihnen aber nicht. Nein, leider nicht geglückt, hier lächelte der junge Pole vertraulich und diabolisch; der Onkel erinnere sich vielleicht, daß jene Frau schon vorher Trinkerin gewesen, nach der großen Erbschaft sich aber rasch zu Tode getrunken habe. Auch ihrem Manne, dem Rechtsanwalt, ginge es nicht mehr besonders, er verloddere mehr und mehr; man merke ihm auch keinen Segen an, psia krew ...

Er wußte dämonische Dinge federleicht zu nehmen, und im Auge des Konrad Duchanin wich die ungeheure Betäubung, mit der er dem unerhörten Eindringling gegenübergetreten war, wie um wehrlos einen neuen Schlag zu erhalten.

Es war kein Schlag. Es war für ihn etwas noch Unfaßbares.

Ja, und er selber, sagte Jan, habe nun seine Studien für eine Weile suspendiert und sei hier in Posen beim Grafen Haza-Wiėklowe Hauslehrer, und später, wieder funkten seine schwarzen Augen lässig und lachend, später würde man zusehen, vielleicht eine Stelle als Redakteur ...

„Also nicht mehr Pfarrer ...?"

„Nicht mehr Pfarrer," sagte der junge Pole. Aber es werde sich schon alles finden. Er nannte den Marzinkowskiverein.

Den Winter über sei er mit den jungen Grafen an der Riviera gewesen, jetzt sei man, eben vom Lande zurückgekehrt, in der Ritterstraße. So habe er den ersten freien Augenblick benutzt, um zu den Verwandten zu eilen.

Voll Neugierde huschten die Blicke der dunklen Augen im Zimmer umher und schienen für den Moment nicht viel Angenehmes zu finden.

Desto aufmerksamer aber betupften sie Marie, die jetzt mit ihren Büchern ins Zimmer kam, aufspringend nannte er sich ihren getreuen Vetter und betrachtete sie von neuem. Constantine wandte er wenig Aufmerksamkeit zu, Mariens Namen sprach er aber bald ganz allerliebst aus.

Gleich darauf warf er Conrad Duchanin eine so offenherzige Bemerkung über die Kirche und die Pfarrer zu, daß es durch die Luft fast wie Feuernebel uralten, vergehenden Kampfes zu zucken schien.

Als er von Mariens Studien hörte, zog er die Brauen hoch und betrachtete sie von neuem.

Darüber kam Alexander und wurde gleich ausgefragt. Jan wiegte den Kopf, als er von den Mißerfolgen vernahm, und bot sich an, in Latein und Mathematik auszuhelfen, vielleicht — er sah zu Marie — nahm die Kusine Marya seinen Beistand auch ein wenig an?

Duchanin widerstrebte nicht, und so wurde gleich von Jan ein Zeitpunkt festgesetzt. O,

er hatte Zeit, jawohl, er hatte sie, und jeden Morgen ritt er auch mit den jungen Grafen aus. Ob die Kusine ihn einmal dabei sehen werde?

Er verabschiedete sich, ließ von neuem die Blicke über die Gesichter der Mädchen tupfen. „Do widzenia," sagte er zu Marie, die befremdet stand und in ihm nichts anderes sah, als den fremden Menschen einfacher und bäuerlicher Herkunft, die auch der gräfliche Kreis, wie es schien, noch nicht verwischt hatte. Und sie wußte nicht, wie sie diesen fremden Klang einmal lieben würde wie den Schrei der Pfauen, langgezogen.

*

Fräulein Gustawa, die Schulvorsteherin, war von der allgemeinen Aufmerksamkeit, die sie durch das Kind des ermordeten Forschers berührte, so beglückt, daß sie selbst einen Artikel über die Psyche der kleinen Afrikanerin zu schreiben begann. Doktor Kleinen schrieb den seinen. Er war Mitglied einer geographischen Gesellschaft oder etwas ähnlichen. Es kam vor, daß er einige Laute einer Negersprache mit Alice Reißland tauschte, da Roida vollkommen schwieg. Die Sekretärin mußte zu gleicher Zeit Notizen für Gustawa aufnehmen, der Gelehrte stenographierte für sich, hin und wieder wurden Beobachtungen ausgetauscht, aber als Fräulein Gustawa fertig war, war aus ihrem Aufsatz doch wieder nur einer über Schulreform geworden.

Kleinens Studien waren nicht so rasch beendet, er hatte immer noch Feststellungen über die Vatersprache der Mutter Roidas. Darüber unterhielt er sich aber weniger mit Alice Reißland, als mit Fräulein Intrau.

Alice zog sich in ihrer vornehmen Art zurück, als sie die Sachlage erkannte. So sehr Roidas umdunkelte Psyche noch umworben wurde: bald wußte jeder in der Schule über die eigentliche Konstellation Bescheid.

Magda blieb kühl. Nichts war an ihr, das die Lage ins Unruhige hätte verschieben können. Ihr Wesen hielt sich noch verborgener als das des kleinen schwindsüchtigen Mischbluts. Sie blieb dem Doktor Kleinen gegenüber die unpersönliche Sekretärin.

Man mußte sie stets rufen, und sie kam, langsam, sehr schön und fast zerstreut, mit ihrer innersten Aufmerksamkeit auf etwas anderes gerichtet.

Immerhin wuchsen die Dinge, und Fräulein Gustawa, die Frauenrechtlerin, mußte verdutzt die Lage erkennen. Sie war aber durchaus nicht ablehnend.

Marie vernahm die schwebende Geschichte von der Katterfeld und versuchte bei Gelegenheit den beiden zuzusehen, aber sie sah nichts, auf beiden Seiten nichts, und ein Mann von Haltung und Gesellschaftlichkeit wie Kleinen, jung war er auch nicht mehr, war ihr noch vollkommen undurchsichtig. Magda aber hatte ihre eigentümlich geschlossene, fast leere Miene.

Fast allsonntäglich fuhr sie zu jener Freundin auf das Gut. Und wenn die sie damals im Stich gelassen hatte, so war das längst vergessen und Magda anhänglicher als je. Ein wenig Heimweh mochte dabei mitspielen.

Marie stutzte, als sie einmal in das schmale Zimmerchen der Sekretärin kam, das ihr als Wohn- und Schlafraum diente, und die paar nüchternen Sachen, die Gustawa ihrer Gehilfin gönnte, und die vier leeren Wände. Kaum ein Bild, kaum eine Decke, an der Wand ein Kalenderzettel mit dem Wort Carlyles: „Arbeiten und nicht verzweifeln."

Wie sonderbarster Schreck berührte es Marie Duchanin, irgendwie schaute sie ein Grauen an, und die Angst vor Schicksal und Zukunft überlief sie.

Wenn Magda aus Colzynnowo heimkam, war sie immer fröhlicher und glücklicher, aber wenn die Woche sich senkte, kam immer wieder die gleiche dunkle Nervengespanntheit über sie.

Eine der Damen hatte die Bemerkung gemacht, daß die Intrau in Colzynnowo vielleicht jemand habe, den sie dem Doktor Kleinen vorzöge, aber sogleich wurde nachgeforscht, und die Kunde lautete, daß auf dem Gute niemand anders sei, als das ältliche Besitzerehepaar und die junge Tochter, eben jene Agnete.

Es kam der Sedantag, an dem neben dem vorgeschriebenen Aktus in der Anstalt Gustawas ein kleiner Gesellschaftsabend abgehalten werden sollte, wie er in der rheinisch lebenslustigen Natur des Fräuleins lag. Gustawa wollte ein paar Worte über Mädchenerziehung reden, hernach sollte der Abend ganz dem afrikanischen Thema gewidmet sein. Es war sicher, daß außer den Eltern der Zöglinge und einigen Herren von der Regierung und der Presse besonders Doktor Kleinen erscheinen würde, und es war allen klar, was dabei zu erwarten sein würde.

Auf dem Hinwege war Marie auf Sankt Martin statt des unbekannten Freundes der Vetter Jan begegnet. Sie erkannte, wie außerordentlich polnisch er aussah, und ließ sich ungern von ihm begleiten.

Er kam oft und unbekümmert ins Haus und machte sich mit Freude an die „Exerzitien", wie er sagte. Er wandte sich mehr an Marie als an Alexander, obgleich er sich sehr um ihn zu mühen schien. Seine Augen bettelten immer bei Marie und suchten den

Eindruck zu erforschen, sie flunkerten und funkelten immer in heimlichem Vergnügen.

Er sprach immer deutsch, und wenn nicht ein gewisser Kehlton gewesen wäre, so hätte man ihn für einen Deutschen halten können.

Aber er war Pole, und Duchanin fühlte Polen: Es war wieder nahe gekommen, hier an diesem umkämpften Platze, aber er hielt sich gewissermaßen regungslos, seine Grübeleien wurden nicht sichtbar, die unheimlichen nächtlichen Wanderungen blieben aus, er war ruhig. Seine Augen waren still, sehr still und wehrlos, so schauten sie auf den jungen Polen.

Marie wurde das Spiel bald langweilig, sie fand einen fremden und nicht eben hohen Willen, der sich in ihre Welt zu mischen suchte, gab ihm das deutlich zu verstehen und lachte über seine Verblüfftheit, wenn sie belebt und frisch, mit blitzenden Augen verspätet von ihren Stunden zu den seinen kam. Sie hatte sich lieber im Institut Gustawas aufgehalten oder war mit der Katterfeld ein wenig gebummelt, und ihr Herz schwankte noch von dem Begegnen mit dem Artilleristen.

Jetzt erzählte Jan ihr wieder von seinen jungen Herren; sie gingen durch die Ritterstraße, und er wies ihr mit halbem Blinzeln das Palais, in dem ihm, wie es schien, größte Freiheit gewährt war; er trabte munterer, da es nun dem Wilhelmsplatze zuging. An Mariens Ohr schlugen plötzlich nur polnische Laute, ringsum gewahrte sie auf einmal nur Polen, hörte polnisches Geläute, und Jans Stimme, die versuchte, Zukunften zu berühren. Fremder Atem schlug hoch, Inseln versanken, und anderes Land stieg hoch. Marie dachte auf einmal an Magda und erinnerte sich: sie soll sich ja heute verloben, hörte diese Worte hier, abgedämpft von ihrem eigenen häuslichen Leben, so daß sie ihr schon deshalb abstoßend hätten sein müssen, sie fühlte das Duchaninsche in einer Weise, daß alles in ihr wieder in Kindheitsschauern schauderte: niemals polnisch. Niemals, niemals, Gott im Himmel polnisch!

Sie antwortete aber lustig und burschenhaft, während die Blicke nach dem Umriß ihres Soldaten forschten, und fühlte dabei in sich zum erstenmal in ihrem jungen Leben die kleine züngelnde Flamme des Blutes aufbrennen.

Dann sagte sie dem Vetter vor dem Schulhause Lebewohl, und gleich darauf stand Gustawa vor ihr, auf der Treppe, in ihrem Seidenkleide, aufgeregt.

„Fräulein Duchanin," rief sie, „Allerbeste, tun Sie mir doch den Gefallen und holen Sie Fräulein Intrau —"

„Jaja," die Vorsteherin stieß den Atem in aller Hast, „das geht doch nicht — ich verstehe gar nicht — sie wollte jetzt, wo wir doch Gäste erwarten, nach Colzynnowo ... das — das ist doch unmöglich. Ich weiß nicht, ob sie einen Brief oder eine Depesche hatte, an mir vorbei ist sie einfach — bitte, bitte, drüben nach dem Wilhelmsplatz — dort ist sie noch — sehen Sie sie nicht? Sie wartet gewiß auf die Bahn — holen Sie sie ... das geht doch nicht —"

Marie lief schon.

Sie dachte: ‚Was ist das?' Da sah sie den Straßenbahnwagen anfahren. Sie sprang und erhaschte den nächsten; die Wagen fuhren hintereinander schon an den Bäumen vorüber, und auf der Plattform des vorderen Wagens stand wirklich die Intrau, steil und einsam aufgerichtet, wie im Leeren.

Was ist das? Flieht sie so vor dem Doktor?

Marie hätte ähnliches empfinden können, aber sie dachte, auch hier hätte es noch andere Wege gegeben. Darüber sah sie die Intrau bei einer Kurve wieder in ihrer Unbeweglichkeit stehen, das Fest verschwand, und das Abenteuer der Stunde packte Marie.

Was sollte das?

Der Wagenzug fuhr straßenlang in scharfem Tempo, unter den Menschen an den Häusern erkannte Marie auf einmal ihren Freund. Lang und schweigsam ging er, von dem tausendfachen Gedenken berührt, das sie für ihn hatte. Und was dachte er? Ehe war unmöglich, da er noch nicht Hauptmann war.

Schon glühten die Lichter der „Kaponnière", die Stadt war verlassen, jene Anlagen zogen sich zur Seite, in denen in Frühjahrsnächten die Nachtigallen singen. Das eigentümliche Treiben des deutsch-polnischen Bahnhofes nahte. Die Wagen hielten, von abfahrenden gekreuzt, unter dem Strom der Menschen, und Marie sah der Intrau rasend dahinfliehende Gestalt. In dem Moment fiel ihr Blick auf die Bahnhofsuhr, die Abfahrtszeit war schon erreicht.

Sie ging weiter. Die Intrau mußte gleich zurückkommen. Marie hörte das Rollen der Züge und sah drüben auf dem Geleise einen kurzen, erleuchteten Zug dahingleiten. Der ging über Colzynnowo.

Die Intrau kam nicht.

War sie mit einem anderen Zug gefahren? Marie fragte und erfuhr, es ging heute kein Zug mehr in der Richtung. Die Halle dampfte in Septemberabenddünsten, es war eine merkwürdige Stunde. Marie sah sich um, die Intrau kam nicht.

Hatte sie einen anderen Zug benützt? War sie geflohen? Marie ging auf die Bahnsteige, sie war wieder die Ungeschickte, sie hatte das Abenteuer nicht bestanden.



Nach dem Bade. Bildwerk von Prof. Walter Schott

Magda war nirgends.

Vielleicht hatte sich alles ganz anders abgespielt, und ihre Rückkehr war Mariens nicht sehr scharfen Augen nur entgangen?

Sie fuhr eilig zurück, sah die erleuchteten Fenster der Schule, aber an dem unwillig fragenden Gesichte der Vorsteherin und nach ihrem eigenen Spähen unter der schon längst dem Vortrage lauschenden Schar erkannte sie, daß die Intrau nicht zurückgekommen war.

*

Magda war erst am Montag wieder da.

Wie es sich herausstellte, war sie an dem Abend, als Marie sie nicht zu erreichen vermochte, in einen anderen Zug gestiegen, der ein Stück in der gleichen Richtung fuhr, den übrigen Teil des Weges nach dem Gute, sie lachte mit schmalen Wangen und ein wenig blicklosen Augen, jawohl, den war sie zu Fuß gelaufen, vier Stunden lang durch den polnischen Abend.

*

Doktor Kleinen hatte seine afrikanischen Studien beendet und sich zurückgezogen.

Marie erlebte etwas ähnliches bei ihrem Vetter Jan, der, über ihre Gesinnung aufgeklärt, sich schroff vom Hause Duchanin abwandte und Alexander völlig im Stiche ließ. Ihr wurden keine Vorwürfe gemacht, die Mutter war in heimlicher Angst gewesen, der Vater aber behielt das gleiche Schweigen wie zuvor, seine Augen waren unergründlich blau und still: „Nach mir die Sintflut ...“

Marie hatte viel zu tun.

Die immerhin festlicheren und leichteren Sommerzeiten waren nach den Ferien dem strafferen Lernen des Herbstes gewichen und den unzähligen Vorträgen, die es in diesem geistig erwachenden Posen gab. Marie mußte den einen Abend da-, den anderen dorthin, in ihr war das gierige Aufnehmen und Erfassenwollen der Dinge, aber von einem noch unsichtbaren Standpunkt aus, von einem noch verdeckten Lebenswillen. Diese grauenden Herbstzeiten waren schön, von einer Güte und einem Reichtum, den sie noch nicht viel später zu erkennen begann; es waren, wie sie auch waren, die schenkenden und überfließenden Zeiten der Jugend, sie waren Schönheit, vollkommene Schönheit für sie, ansteigendes und hochaufblühendes Leben.

Sie sah nicht nach anderen, die ihr flüchtig begegneten, nicht einmal sehr nach ihren Gefährtinnen, so sehr sie der biederen Kattersfeld geneigt war und so starken Eindruck ihr Alice mit ihrem Märchenland Afrika machte: in sich stand sie allein dem Unbekannten und Kommenden hingegeben.

Sie traf ihren unbekannten Freund noch immer, und noch immer fragte Marie nicht nach Zukunft mit ihm und dachte gar nicht daran. Aber sicher war ihr Blick, ihn zu suchen, wenn sie aus der Stunde kam, und sicher war sie, ihn Tag für Tag in ihren Bezirken zu finden.

Nun war sie ganz in neuem Fahrwasser, hörte Erdgeschichte, Entwicklungsgeschichte, überhaupt viel Naturwissenschaftliches, sie versäumte keinen Abend, so müde sie oft war, dort im Saale bei einem mittelmäßigen, etwas verzehrten Redner, ihre Ermattung verflog dann schnell, sie sah dann blaues Urfeuer über unbekanntem Lande stehen und fühlte in sich rasenden Trieb, unbekannt rasenden Trieb zu etwas Unbekanntem. Schließlich regte sich in ihr der Wunsch, mit Alice und der kleinen Wüstentochter, wenn die von hier scheiden mochten, hinüber zu gehen, dem unbekannten Ziele nach.

Fremde Kontinente stiegen vor ihr auf, rätselhafte Inseln erhoben sich und versanken ... war das ewig Versunkenes, war es ... Atlantis ...? In ihr blieb das Gefühl eines ungeheuer Lockenden, etwas zu Entschleiernden, blieb alle Seligkeit beim Erblicken und Erfahren der ersten geistigen Abenteuer des Seins.

Grauer wurde die Zeit über dem grauen Posen, von draußen erhob sich etwas, das Macht war; es brachte alle Schauer des Natursterbens und allen Druck bangen Allerseelengrauens in die Mauern.

Die Intrau war nach jenem Geschehnis am Sedantage ziemlich isoliert.

‚Sie muß fort,‘ dachte Marie, ‚diese kleine Zuflucht ist für sie schon vorüber, sie muß sich eine andere Stelle suchen.‘

In Gustawas Augen stand ein gewisses Mißtrauen, und ihre Stimme näherte sich, wenn sie mit der Sekretärin sprach, den dunkelsten Baßtönen. Da die Intrau durchaus schwieg, hatten sich einige der Lehrerinnen bemüht, etwas über das Rätselhafte zu erfahren, aber es war ihnen nicht gelungen.

Jene Freundin mit dem schönen Namen Agnete war inzwischen einmal in die Schule gekommen und hatte nach Magda gefragt, die aber nicht anwesend war, sie brachte eine Absage. Etwas Besonderes war nicht an ihr zu sehen, sie war wohlgehalten blond und bürgerlich und fuhr gleich wieder weiter, in Begleitung eines jungen, agrarisch aussehenden Herrn.

Wenn Gustawa, die Frauenrechtlerin, befremdet war, daß jene angenehme Heiratspartie sich zerschlagen und das Glück an der Törin vorbeigegangen war, so waren die Herren der Anstalt erbittert, am meisten vielleicht Doktor Grötsche. Er grüßte die Sekretärin, wenn er sie vorher schon wenig beachtet,

jetzt mit der eisigsten Verbindlichkeit und leiser Ironie; und da er mit Kleinen ein wenig befreundet war, so schien in ihm der Trieb, den schmählich abgeschlagenen Geschlechtsgenossen zu rächen.

Marie hätte jedenfalls nicht gewußt, was den bequemen Junggesellen sonst zu diesem Verhalten trieb.

Es war Chemiestunde, und die Intrau kam blaß, verwacht, mit Schatten unter den Augen ein wenig spät.

Gröttsche hatte schon mit seinem Vortrag begonnen und die Hörerinnen ins Auge gefaßt wie seine Sekundaner, sachlich und nüchtern; jetzt wandte er sich flüchtig und sagte zwischen den Zähnen zu Magda hin: „Fräulein Intrau, wenn Sie uns wirklich helfen wollen, dann ... vergessen Sie es nicht wieder ...“

Es war nicht der Inhalt dieser Worte, sondern ihr Ton, der böse und höhnisch traf.

Die Intrau pflegte gewisse Vorbereitungen für die Versuche im Auftrage der Vorsteherin zu treffen; sie hatte die Schränke unter Aufsicht, in denen der Doktor alles Nötige bewahrte, und er war gewohnt, ihr kurz vor der Stunde die Schlüssel zu geben.

Magda saß steil zur Seite, blicklos, wie von allem anderen abgetrennt, in einer bitteren und verzehrten Einsamkeit, als ob überhaupt kein Laut zu ihr heran könnte.

Nach der Stunde entschloß sich Marie, ihr nachzugehen.

Sie pochte an das Zimmerchen und wurde eingelassen, und hier saß die Intrau auf dem Stuhl vor ihrem schmalen Bette, halb hochgerichtet, da sie wohl einen Befehl Gustawas erwartete.

Marie kam näher und sah, daß das Vorherige an dem schönen Mädchen abgeglitten sein, daß sie es nicht einmal gefühlt haben mochte.

Wieder fiel sie die unheimliche Einsamkeit dieser kleinen Stube an, der schmale Winkel: einzig von der Welt gegeben. An der Wand hing jener Zettel halb gelöst, losgerissen: „Arbeiten und nicht verzweifeln.“

Marie Duchanin, die Spröde, begann auf einmal Annäherung. Sie fragte die Intrau ... von draußen hörte man eben die vornehme und zugleich kühle und leichte Stimme Alicens, und der Unterschied zwischen jener Existenz und dieser verdeckten hier überfiel Marie ... sie fragte nach Magdas Zuhause, nach ihren Eltern.

Die Intrau sagte, daß sie noch eine Mutter habe, die einem Verwandten die Wirtschaft führe, der Vater sei schon lange tot. Sie hätten kein Zuhause mehr.

„Sie reisen nie auf Urlaub?“

„Niemals,“ sagte die Blonde, „niemals, seit ich hier bin.“

Durch Mariens Gedanken flog das Bild des Herrn Kleinen, es verblich, es sank, er war doch wohl unwürdig des getriebenen und gepreßten Lebens, das hier seine dumpfen und angstvollen Wellen schlug.

„Fräulein Intrau,“ begann Marie leise, „ist etwas geschehen? Geht es den Ihren nicht gut? Oder Ihrer Freundin? Agnete,“ setzte sie, sich erinnernd, hinzu.

Die Intrau fuhr auf.

„Ich weiß es nicht ...“

„Wie?“

„Ich weiß nicht. Ich weiß nicht ... Nein, ich habe keine Nachricht erhalten,“ vollendete sie dann.

„Fräulein ... Ihre Freundin war hier ...“

„Ich weiß,“ sagte die Intrau in höchster Beunruhigung, „aber ich war nicht wieder draußen ... Seit damals nicht,“ setzte sie halblaut hinzu. Sie sprang auf.

„Ich höre nichts ... ich höre nichts,“ stammelte sie.

Marie sah sie an. Das war Heimweh. Verzweifeltes Heimweh.

Die Intrau starrte sie an, aber sie wußte nichts von ihr, sie blickte irgendwohin, starrte ins Leere, mit einer Verzweiflung, die Marie nicht begriff.

So kam der nächste Nachmittag. Wieder kam Magda zu spät, aber wieder mit verändertem, vollkommen zerstreutem Blick. Sie hatte auch wieder ihre Pflicht vergessen.

Gröttsche warf kaum einen Blick in ihr Gesicht, vor sich hinschauend, schien er sich alle bisherigen Erfahrungen mit der Frau zu bestätigen.

Die Abiturientinnen aber saßen betreten, Alice machte ein beunruhigtes Gesicht, sie hätten ja selbst vorsorgen oder erinnern können.

Alle vier aber streiften immer wieder mit den Blicken das Gesicht der Intrau, das wie verwandelt war, wie hingerissen, gefaßt von einer ungeheuren Erschütterung. War vorher irgendwie doch noch Melodie, noch leises Wiegen, noch Spiel und wesenloser Traum gewesen, ein Hintaumeln, so war jetzt alles namenloser Sturz, Aufgewecktsein, ein furchtbares Erzittern.

Blicklos saß sie, hatte den Lehrer vielleicht gar nicht mehr beachtet, in diesem Raume wie aus anderen Welten gestürzt, nicht im geringsten zu diesem allen hier gehörig, ihre Seele kämpfte irgendwo weit draußen in den Lüften, wie von Dämonen überfallen.

Einmal schrak sie auf, erkannte das Bild um sich und suchte sich zu fassen.

Aber gleich darauf war das wieder vor-

über. Sie neigte den schönen blonden Kopf und zeichnete mit dem Finger auf der Tischplatte, die vor ihr lag. Langsam glitt ihr Finger, als suche er irgendeine sonderbare Form nachzubilden, die ihr nur teilweise klar geworden war und aus jenen unendlichen Fernen stammte, in die ihre Seele hineingerissen schien.

Aufschreckend sah sie dann den Doktor an, der sich darauf besonnen hatte, die Stunde zu schließen, und es für nötig hielt, noch eine kleine Malice an die unerhörte Versäumnis zu knüpfen.

„Ach ja, so, Fräulein Intrau," sagte er, „nun müssen wir uns wohl entschließen, endgültig mit Ihrer ... Vergeßlichkeit zu rechnen. Ich werde mir deshalb erlauben, die jungen Damen selbst zu bitten —"

„Nicht nötig, Herr Doktor," sagte die Intrau rasch und leicht, sie sah ihn mit ganz klaren Augen an, „vielleicht haben Sie die Güte, mir den Schlüssel zum Chemieschrank schon zu geben, ich besorge alles Nötige für morgen dann in aller Frühe ..."

Der Doktor zögerte, aber seine Pedanterie siegte; er holte den Schlüssel aus der Westentasche und trug ihr die Besorgungen auf, etwas ironisch, aber die Sache war wichtig, und sie nahm den Schlüssel mit freundlichem Dank und ging als Erste aus dem Raume, leicht, steil und hoch.

*

Als Marie am nächsten Morgen kam, war Magdalene Intrau gestorben.

Dem Doktor, dem unerbittlichsten Feind, hatte sie die Rache in die Hand gelegt: sie hatte sich aus dem ihr von ihm freigegebenen Chemieschrank Gift geholt und es genommen.

Grötsche stand neben Marie in dem Gange, der zu der Wohnung der Vorsteherin führte, und sein Gesicht war blöde und leer.

Marie drängte ohne Fassung vor.

Etwas streifte ihre Stirne. Etwas stand vor ihr. Etwas noch nicht Gedachtes hatte sie angesehen.

Ein Gesicht kannte sie und sah es nun nicht mehr. Sie hatte einen jungen blühend schönen Menschen neben sich gehabt, der das in sich trug.

Vor ihr stand Chrischowa und schaute sie mit einer sonderbar wissenden Güte an, Alice aber hatte hochmütiges Mißtrauen auf dem vornehmen Gesichte. Sie hielt die kleine Afrikanerin an der Hand, die mit dem Blicke eines anderen Erdteils ringsum schaute.

Jetzt kamen die Vorsteherin und die Katterfeld. Fräulein Gustawa war bleich und lud alle mit erschöpfter Bewegung in ihr Arbeitszimmer, das Unternehmungen gewidmet war, die mit solchen Erlebnissen nichts zu tun hatten.

Sie begann einen Bericht zu geben, bemerkend, daß sie hier in diesem Kreise nichts verbergen wolle.

Vor Marie stieg wieder der gestrige Nachmittag in der Klasse auf und das schweigende Gesicht der Intrau.

Ihre Augen fragten.

Blicke ringsum sprachen lautlos.

Marie fiel das Geheimnis ein.

„Dort in — — —"

„Fräulein Intrau hing sehr an ihrer Freundin," sagte die Vorsteherin sich fassend, „das war es. Das sahen wir alle. Sie war hier fremd, es läßt sich manches begreifen, sie konnte ihre Freundin nicht von sich lassen."

„Ja, aber was —"

„Diese Dame hat sich verlobt."

‚Agnete,' dachte Marie. ‚Diese blonde bürgerliche — gewiß.'

„Gestern soll Fräulein Intrau die Nachricht erhalten haben. Sie hat sie auch wohl schon geahnt ..."

Marie sah in der Katterfeld Gesicht, das sprach.

Sie sah Magda noch immer vor sich, wie gestern um die Zeit, da sie das Haupt vorgebeugt, mit dem Finger Figuren auf den Tisch zeichnete, langsam, unbewußt, als ob sie die Linien einer riesengroßen, unbegreiflichen Zeichnung nachfahren wolle.

Sie standen auf und gingen hinüber.

Marie sah wieder das schmale Angestelltenzimmer, das nach dem Hofe ging.

An der Wand hing noch der Zettel: Arbeiten und nicht verzweifeln.

Auf dem Bette die Intrau, bleich, abgewandt, noch immer die marmorne Regelmäßigkeit ihrer Züge zeigend. Bleich und fertig und über alles hinweg. Ob es so war?

Marie stand und sah den Tod des unangreifbar Schönen und Geglückten. Das Eiskalte unverständlichen Endens.

‚Was für ein Irrtum,' dachte Marie. ‚Was für Mißverständnis vielleicht. Was für Wahnsinn hetzt die Menschen, was für Wahnsinn ist Jugend, wenn sie so sinnlos tut.'

Als sie hinausgingen, war die Katterfeld neben Marie.

„Es ist nicht möglich," flüsterte Marie.

„Es ist möglich," sagte die ehemalige Krankenschwester, „es ist noch viel anderes möglich, Duchanin."

„Der Verlobung wegen? Dann ist es nicht anders denkbar, als daß Magda den Verlobten der Freundin liebte —"

„Sie kannte ihn gar nicht," sagte die Katterfeld. „Es ist nichts geschehen, Duchanin. Oder alles, was geschehen ist, ist nur in der

Intrau geschehen. Sie ist während dieser ganzen letzten Zeit, während der Bewerbung Kleinens und schließlich bei der Nachricht von der Verlobung nur über sich klar geworden."

Marie blickte sie an. Sie begriff nicht.

„Wir wollen annehmen, daß Magda gestern eine furchtbare Erkenntnis über sich kam, über die sie nicht hinweg konnte."

Marie sah wieder das bleiche, entrückte Gesicht von gestern in seiner ungeheuren Erschütterung. Sturz war da. Und Aufgewecktsein und ein namenloses Erzittern.

Und sah wieder die Hand, über die Tischplatte fahrend, als ob sie eine unbekannte Form, ungeheure und unbegreifliche Linie nachzubilden suche.

*

Marie rannte durch die Stadt. Sie wußte nicht, wohin sie ging, grauenhaft sah sie etwas an. Unbekanntes stieg langsam auf wie ein böser Engel. Neue Fernen hatten sich geöffnet, Unbegreiflichkeiten des Daseins hoben das Haupt. Neben den Abenteuern des Geistes stand das Abenteuer des Lebens.

Marie rannte über den Markt, der im blauen Licht flimmerte. Der Türmer trat eben auf den Kranz und blies nach allen vier Richtungen, als ob er Feinde sähe. Marie eilte in die nächste Straße, an Rollwagen und Verkehr vorbei, sie kam zur Brücke, unter der der Warthefluß mit Triften zog, sie kam an Dom und Kirchen vorbei, sah trübe Gebilde von Häusern und Hütten, erblickte den Strom von neuem und sah dann, aufschreckend, etwas anderes, das ihr in diesen Novemberdünsten entgegenstarrte: Erde.

*

Alexander kam zu Marie.

Mit dem ihm eigenen entfernten Ausdruck musterte er die Bücher, die vor ihr lagen. Es war Latein. Mit dem Deutschen stand er übrigens gut. Aber das rettete ihn nicht.

Er griff ein Bändchen Eichendorff vom Bord, besah es und warf es wieder hin.

„Ich soll nun doch zur Maurerei," sagte er erstickt. Marie wußte es.

„Warum kann ich nicht, wie ich will?" brach der Junge los.

„Alex, keiner weiß, was du willst," sagte sie.

„Ich könnte ja auch etwas erreichen —"

„Alexander: was und . . . wie . . .?"

„Wer weiß!"

„Niemals hat sich doch bisher eine Spur von Talent bei dir gezeigt."

Er nahm das Bändchen wieder in seine hageren, langen Jungenhände und las eine Zeile. Las sie noch einmal und sprach sie langsam, wie suchend ins Leere.

„Das kannst du nicht . . ."

„Nein," sagte er abschließend. „Aber wenn ich vielleicht ein Klavier hab' . . ."

„Alex, das ist doch unmöglich. Es ist doch nicht das Klavier, das die Musik schafft."

Er schwieg finster.

„Nun," brach er dann los, „wenn ich bei der Maurerei bin und Geld verdiene, dann kauf' ich mir ein Klavier und dann sollt ihr sehen! . . . Ich nehm' den Eichendorff mit," sagte er und ging.

Marie verschwendete wenig Gedanken daran. Sie war vielleicht noch niemals so aufgeweckt, so leidenschaftlich verlangend und hoffend über ihren Arbeiten gewesen wie eben jetzt. Sie arbeitete und studierte so vergessen und zuweilen ganz versunken und hockte in den Nächten darüber, daß ihr die Katterfeld schon Warnungen hatte zukommen lassen.

„Sie machen es zu toll, Duchanin. Schließlich klappen Sie zusammen."

Marie lachte.

„Ich bin nur müde von der letzten Lernnacht. Jetzt könnte ich wirklich hundert Jahre schlafen."

„Zum Dornröschen sind Sie nicht schön genug," sagte die Katterfeld trocken. „Aber das Examen wollen Sie doch haben!"

Es war nun sicher, daß es um Ostern sein sollte.

Sie gingen zusammen zu einem Vortrag über den vorgeschichtlichen Menschen.

Selbst die Katterfeld interessierte sich dafür, besonders für das Anatomische.

Weihnacht war vorbei, das Jahr stieg schon wieder, etwas tat sich auf, das war schon andere Zeit.

Auch Marie merkte es, obgleich sie wie unter Nebeln ging an diesem Abend, aber das kam von ihren ermatteten Nerven.

Da war der Saal, über die kleine Stiege rasch erreicht.

Die gewohnte Zuhörerschar, ein paar Schüler, ein paar Erwachsene, Lehrer, Studenten. Fast keine Damen.

Marie saß vorn, den Kopf geneigt, das Notizbuch vor sich, schon eifrig im Erwarten.

Der Redner kam. Die Bilder kamen.

Es war die Eiszeit, die hier aufzog, und die hier wiedergegebenen Menschen sollten in jener Zeit gelebt haben.

Diese toten, vielleicht erschlagenen Menschen, die wie mittelalterliche Totentanzgespenster langgestreckt lagen.

Der Redner verbreitete sich über die vermuteten Lebensgewohnheiten und wies auf der Leinwand schließlich sonderbare Dinge, die die erste Kunst darstellen sollten, und sagte noch etwas, das Marie nicht ganz zum Bewußtsein kam, obgleich sie es wohl hörte.

Sie starrte auf diesen toten Mann, der dort auf der Leinwand sichtbar lag, schweigend, unendlich unbekannt, und doch war es flüchtig, als ob etwas wie ein Blitz von ihm zu ihr ginge, als ob eine geheime, unfaßbare Verbindung zwischen der kleinen Studentin und diesem vor undenklichen Jahrtausenden Gestorbenen bestände.

Eine Sekunde nur. Etwas Rätselhaftes hatte sich aufgetan.

Mit dem einen Wort: Eiszeit.

‚Es sind die Nerven,' dachte Marie. ‚Katterfeld hat recht, ich hab' zu viel gewacht und über den Büchern gesessen, und mich dazu noch in diese Sache und manche andere vertieft. Daher diese lächerliche Vorstellung. Wie ein Zwang... Was geht mich das hier an...

Morgen haben wir —

Morgen ist —'

Sie sah zu der Tafel, auf der das Bild noch stand. Zugleich wieder hingezogen, während sie anderes dachte, und spähend und irgendwie erschreckend.

‚Was ist denn das?

Die Nerven, ich weiß doch, sonst nichts.

Was war denn das nun wieder?

Oder was ist das überhaupt?

— Das ist ja doch in mir, das kommt nicht von drüben, von dieser Karte, von dem Toten. Das kommt von mir, das ist ja grade, als ob —

Ich hab' zu sehr hingestarrt und daher das Blitzen und Flimmern.

Das ist nichts anderes als Schwäche.

Ich sollte schlafen —

Ich hätte besser vorher spazieren gehen sollen. Das fehlt mir.'

Sie starrte und starrte, und etwas wie Schreck kroch aus ihrem Herzen, wie längst darin verwahrt.

Etwas hob sich und sah über diese kleine wohlgewärmte und geborgene Versammlung, der es im Grunde wirklich nicht viel bedeutete, wie dieser Tote, dieser Urmensch einmal gewesen, gelebt und vielleicht geendet hatte.

Mit dem letzten Wort erhob sich Marie und flüsterte der Katterfeld zu: „Wir wollen fort . . . Ich . . ."

„Na ja," sagte die. „Ich könnte das wohl, obgleich ich es nicht tue. Aber Sie doch nicht. Sie sind zu jung. Sie haben es übermäßig getrieben — Duchanin, jetzt kommen Sie, ich bring' Sie nach Hause. Und morgen früh schlafen Sie und gehen nicht zur Gustawa."

*

‚Was soll denn sein?' dachte Marie.

Sie schlief nicht.

Es war vielleicht zu spät, obgleich es nicht so spät war wie in mancher anderen Nacht. Es war zu viel gewesen, darum kam die Ruhe nicht, nicht mehr das tiefe, vollkommene Versinken. Wie hatte sie sich sonst hineingestürzt, in der fröhlichen Gewißheit, morgen wieder hochzufliegen, ihren Dingen zu. —

Etwas war in ihr. Etwas pochte in ihr.

Etwas stand über ihr.

In der Nebenkammer schlief Alexander seinen erfolglosen Extemporalien zu und träumte von dem großen Instrument, das sein Talent wecken würde.

‚Wer bin ich,' dachte Marie wieder. ‚Was soll ich denn? Was wird denn mit mir gemacht?'

Sie richtete sich auf zum Wachen. Da war nichts als das Leben, wie es Tag für Tag und Woche für Woche gewesen war, und wenn sie die Augen schloß und in Ruhe versinken wollte, dann kam wieder das Unheimliche wie etwas, das sich langsam über sie stürzte.

Das hatte sie noch nie erlebt. Und davon durfte sie nichts sagen. Sonst setzte sich der Vater etwas in den Kopf oder er verbot, was so mühsam durchgesetzt worden war.

Nur schlafen. -

Sie lag lange.

Auf einmal fuhr sie hoch und starrte sonderbar in das graue Licht, das vom Hofe kam.

Starrte. Starrte.

Was denn?

Sie schloß die Augen und dachte: ‚Jetzt schlaf' ich. Jetzt will ich schlafen. Und morgen ist der Spuk weg.'

Am Morgen war er weg.

Sie sah klar in den Tag und ging auch zur Gustawa. Nur nichts versäumen, da es so darauf ankam. Und zu Hause nicht jemand aufmerksam machen! An den Artilleristen dachte sie jetzt nicht.

Sie nahm alle Stunden mit. Nachher schien es ihr, als ob jene Müdigkeit wiederkäme, aber sie verschwand, als sie mit Katterfeld durch das Glacis lief. Sie sah Abendrot über den Wällen stehen, ein roter steigender Schein war es, nein, kein böses Winterabendrot.

Ein Auffliegen war es zu hunderttausend neuen Dingen.

*

In der Nacht schlief Marie tüchtig aus.

Aber am Morgen war es auf einmal da.

Sie starrte. Sie sah aus allen Fenstern. Sie blickte in den Hof hinab, in dem der grobe Maurermeister sein absolutistisches Wesen trieb. Sie sah auf die Straße und beobachtete das polnische Weib, das aus dem Fenster andauernd: „Kaziu, Kaziu" rief.

Sie erkannte die Frau doch.

Oder war es kein deutliches Erkennen mehr?

Sie lief durch die Straßen ihrem vertrau-

ten Ziele zu und fühlte die unheimliche Veränderung. Fühlte, daß sie abseits lief, wie durch etwas getrennt, in einem anderen Geschehnis, inmitten des Grauens.

Sie hörte Mädchen lachen und mit Freunden flüstern.

Sie sah finster weg.

— Was ging es sie an!

— Aber was war es denn für eine Unmöglichkeit. — Sie starrte und starrte. Sie sah keinen Menschen mehr und starrte doch nur auf das, was ihre Augen sahen.

Sie trat in die Schule und sagte Gustawa, die im Bureau saß, ein paar aufklärende Worte. Ehe die antworten konnte, war sie schon wieder hinaus.

Nein, weiter nichts. Wie hatte Katterfeld gesagt: nur ein wenig spazieren gehen.

Marie ging spazieren an dem Morgen, an dem die anderen Latein hatten. Und nachher kam Gröttsche.

Jäh fiel Marie die Herbstzeit ein und die Intrau.

Es war, als ob etwas von damals bei ihr geblieben, auf sie übergesprungen sei. Oder war das allen Menschen so: liefen so viele durch das Gewühl und waren so furchtbar abgetrennt und ganz in der Faust eines Ungeheuren und Gräßlichen?

‚Es ist nicht,' dachte Marie.

Aber wenn sie die Augen aufschlug, dann fühlte sie: es ist doch. Es ist doch.

Sie lief über den Sapiehaplatz mit seinem Marktverkehr und den polnischen und bambergischen Frauen. Sie kam über den Markt und sah die dunkle Architektur des Rathauses und wieder stand der Türmer oben und blies in alle vier Winde.

Aber sie sah ihn nicht mehr.

Meine Augen sind hin.

‚Das ist es,' dachte Marie Duchanin.

★

Ein großes Erdgeschoßzimmer mit hohen, halbverhüllten Fenstern, aus denen man zu einer Kirche hinübersieht, an der ein polnisches Denkmal steht. Seitlich das Gitter, an dem die Straße schräg den Berg hinaufführt, von unbekannten Häusern eingefaßt, von einem Menschenzuge belebt, mit dem nichts Gemeinsames mehr ist. Und es ist doch die Straße des heiligen Martin, die Straße des Artillerieoffiziers. Dort wohnte er allein bei deutscher Wirtin, die Marie nicht kannte.

Das Wartezimmer ist voller Menschen, die auch mit jenen draußen nichts mehr zu tun haben.

Auf dem großen Tisch liegen polnische, deutsche, russische und französische Zeitungen, Bücher und Hefte.

Mariens Blick schweifte und suchte gewohnheitsmäßig darüberhin und zuckte zurück. Wieder fiel ihr das Unbeschreibliche dieses Raumes, das flüsternde Schweigen dieses abgetrennten Zimmers entgegen, und der rätselhafte Blick hinter schwarzen Gläsern verborgener Menschenaugen. Der Mann ihr gegenüber war blind. Er sieht auch auf die Zeitungen, er sieht auf sie, aber er sieht nichts.

Wieder kommen Menschen, zwei Nonnen und hinter ihnen eine junge Frau mit einem Kind auf dem Arme.

Der Kleine bricht in gellendes Schreien aus.

Die Wartenden wenden die Köpfe nach dem kleinen jammernden Geschöpf. Die Empfangsdame, eine kleine üppige Polin, ist schon dabei. Wieder polnisches Flüstern.

Jetzt öffnet sie einem jungen Kleriker in langer schwarzer Soutane und hohen Lackstiefeln die Doppeltüre zum Arzte.

Flüstern und Atmen, wieder und wieder die huschenden, wispernden, sehr schnellen polnischen Worte.

Über St. Martin hin zieht ein Leichenkondukt, dem Sarge voraus eine Unzahl singender Priester. Die Glocken läuten.

Marie sieht in die schwarzen Augengläser des Blinden.

Ein Junge kommt aus der Kirche und fegt den schmalen Weg zum Mieckiewiczdenkmal.

Ringsum Polen, flüsterndes Polen. Dazwischen ein wenig Deutsch.

Aber man wählte den polnischen Professor, weil er einen internationalen Namen hatte.

Wieder und wieder Klingeln, wieder und wieder die aufgeklappte Doppeltür, schreitende Menschen.

Aber das Wartezimmer wird nicht leer.

Angehäuft das eine, fern gedrängt, fern fließend, schiebend, lebend und schweifend das andere Leben. Für Marie hinabgestürzt.

Es gab keinen Schlaf mehr. Es gab nur Versinken und dann Auffahren in Finsternis, Hochschnellen und das Fenster suchen, Suchen, Suchen nach blassem Dämmerungshimmel. Ferne Zugpfiffe . . . ach, wer doch mitreisen könnte . . . Verschwunden alle Züge, nichts als Angst . . . Es ist kein Leben mehr. Alles ist verschattet.

Nun hier die Entscheidung.

Es war entschieden, wenn dieser Tag zu Ende war.

Und dann?

Endlich die aufgeschlagene Tür für Marie und die Mutter, die sie begleitete.

Mit Spannung sieht Marie in das kühle Antlitz des polnischen Arztes.

Er hat Haltung. Er ist ein Herr. Er beobachtet. Hört alles an.

Es kommt die Untersuchung. Die pol-

nische Dame ist auf einmal dabei. Kurze Rufe gehen zwischen ihnen. Der Professor hackt die seinen förmlich. Kein liebenswürdiger Mann. Undurchdringlich den Seinen, undurchdringlicher noch den Fremden.

Auf dem Schreibtisch nur polnische Schriften, in den Schränken die Literatur unbekannter Wissenschaft.

Etwas schwillt in Marie Duchanin auf in verlangender Sehnsucht. Aber es wird still.

Sie weiß auf einmal, daß sie in Wirklichkeit zehntausend Klafter unter diesem allen ist. Auch unter dem Professor, dessen Blicke leicht und etwas hochmütig über sie gehen.

Dann sagt er: „Eine leichte Erkrankung. Die Anzeichen deuten auf Erschöpfung. Jawohl, Überarbeitung ..." Er spricht das Deutsche glatt und ohne Akzent, glasklar und überaus richtig. „... nichts als Überarbeitung ... Also," die Stimme wird flüchtig ein wenig wärmer, „keine Angst für den Augenblick ..."

Allerdings sei unbedingt nötig, die Stimme wird wieder kühler, daß alle Studien aufgegeben würden. Die Augen seien zu schwach für dergleichen. Wenn für den Augenblick noch keine Gefahr sei, so doch nur bei vollständiger und dauernder Schonung. Sonst sei ... keine Rettung.

Er sah Marie unpersönlich an.

Frau Duchanin legte sich ins Mittel. Hilflos: „Aber sie wollte doch ... sie hat doch ..."

„Unmöglich," sagt der Professor eiskalt.

Dann ein streifender Blick der etwas runden dunklen Augen über Marie. Fast wie ein kleines Lächeln darin.

Ein Lächeln —

„Eine ... Frau ..."

Sie müssen gehen. Es ist nichts weiter mehr zu erlangen als einige Verordnungen.

Marie und die Mutter sind draußen auf St. Martin.

Die Menschen ziehen aufwärts und abwärts. Gestalten, die es zur Kirche zieht, Gestalten, die es noch vor die Tore drängt. Ein grauer überdeckter Himmel, verbleichend mit allem, was dabei ist,

Ferne Laternenpünktchen.

Man starrt nicht mehr hinein, prüfend, ob sie noch klar sind oder ob sie sich verwischen ...

Man wird diese Nacht schlafen. Man wird nicht im Wahnsinnstraum zum Fenster rennen und es aufreißen. Man wird nicht an das denken, was da hinten im Schrank liegt, von keinem gesehen. Es ist Atropin, irgendwie einmal übrig geblieben.

Man denkt nicht mehr an das. Es ist ... hinweg.

Marie ging. Ja, die Laternen schienen. Alle Umrisse sind wieder deutlicher. Man hört auch wieder. Man sieht den sonderbaren Bau der Petrikirche und empfindet im Herzen dabei wieder die Sehnsucht nach anderem. Man sieht und spürt vom Himmel herab den schwärmenden Schein einer herankommenden schwärmenden Zeit.

Also ... nichts ...?

Nichts mehr.

*

Marie ging. Ja, die Laternen waren hell. Jetzt blitzten sie fast. Es ist wieder Welt geworden, wieder Dasein, man ist darin jung, noch jung, Marie sieht zum Himmel, Welt ist über ihr. Sie ist noch in der Welt.

Also nichts ... keine Angst mehr ...?

Tausendmal in diesen Tagen von allem Abschied genommen.

Alles hebt sich und ist nun wieder da.

Die Fischerei ist von kargem Lärm erfüllt wie immer, von ein paar Lichtpünktchen beschienen.

Die Mutter schwieg.

Marie trat in ihre Stube.

Die Frau drüben lag mit beiden Armen im Fenster und schrie wieder ihr „Kaziu" in den Hof.

„Kaziu. Kaziu ..."

Hier sind die Bücher, die nicht mehr angerührten. Die kaum mehr gesehenen. Etwas wie Staub schwebt schon über ihnen.

Und sie werden auch nicht mehr angerührt. Was hier war, was bescheiden erhofft war, kann doch nicht mehr sein.

Wer hier steht, ist zwar vom Tode errettet, aber nicht mehr in das Leben.

Nicht mehr in das eigene Leben.

Etwas wie ein Vorüberflimmern von Gesichtern. Doktor Gröttsche, der Professor. Ein kleines Lächeln: ein Weib.

Marie hält sich nicht dabei auf.

Sie besinnt sich nur wieder: heute morgen wollte ich noch sterben. Denn ich sah doch nichts mehr.

Und jetzt seh' ich nichts mehr ...

Nebenan in der Küche tropft die Wasserleitung.

In Abständen tropft es immer wieder auf das Eisengitter des Abflusses.

Immer wieder ist es wie ein Ton.

Ein einziger metallischer Ton.

Wie ein einziger langsamer Harfenlaut.

Als ob ein Spiel eben beginnen sollte.

*

Die Gefährtinnen kamen.

Lotensen sagte mit einer veränderten Stimme: „Duchanin, es scheint übel. Aber sollte es übel sein?"

Marie schaute sie an.

Sie dachte: ‚Sie ist ältlich und etwas pastoral. Aber sie hat Augen. Sie hat Augen —'

Was Lotensen noch will, interessiert sie schon nicht mehr.

Nur das eine: sie hat Augen —

Lotensen spricht von Tolstoi.

Marie sieht auf ihren Büchertisch. Tolstoi stand da niemals. Da lagen arglos und bunt zusammengetragen Feuerbach, Gayou und andere. Tolstois Bücher hätten vielleicht kommen können. Man wollte ja so viel.

Sie hört etwas: Das Reich des wahren Seins.

Vor Mariens Blicken ist das große Wartezimmer: czekalnia . . .

Leben höher leiten —

Marie denkt an die schwarzen Augengläser des Blinden.

Seele, wie zwischen Abgründen dahinwandelnd —

Ja, so scheint es. Der Abgrund ist sogar erreicht.

Alles Wissen, Marie solle es sich nur einmal vergegenwärtigen, sei für Tolstoi nur: die Steine, an denen das Messer geschliffen wird.

Marie fährt auf. Entschleiert auf einmal Tränen in den Augen.

„Ja, und wenn man nichts davon haben kann . . ."

Die Ostpreußin sagt ruhig: „Dann sind es eben andere Steine."

Katterfeld kommt, die Lotensen abholen will. Sie wollen zusammen in einen Vortrag.

Sie haben sich schon zusammengeschlossen.

Katterfeld sagt: „Herrad —"

„O Gott, Herrad, Herrad —"

Katterfeld packt den zuckenden Arm.

„Duchanin, es gibt doch noch andere Ärzte in der Welt als diesen Polen. In Berlin. Erkundigen Sie sich doch erst mal genau. Sie müssen fahren!"

Alice hatte die kleine Wüstentochter mit. Sie sagte ruhig in ihrer beherrschten Art: „Fräulein Duchanin, so warten Sie eben. Wenn es jetzt nicht ist, so dann später einmal —"

„Später," stammelte Marie.

„In drei, vier Jahren vielleicht —! Später —"

Alice sah flüchtig auf. Draußen klang der Schritt des Herrn Duchanin.

Sie hat wohl von Mariens Familientragödie gehört. Und sie kommt ihr wohl nun in Erinnerung.

Aber in ihrem Blick sind weit entfernte Dinge.

Sie zieht Roida leise näher. Ihr seidengefüttertes Kleid rauscht.

‚Dame,' denkt Marie Duchanin.

Nachher kam noch Fräulein Gustawa.

Hastig, atemlos. Von einer Audienz beim Oberpräsidenten. Sie war voll von ihren Vorsätzen und Ideen und hatte Marie eine Rundschau mitgebracht, in der sie einen Aufsatz über Mädchenschulreform veröffentlicht hatte.

Im letzten Augenblick besann sie sich erst und zog ihn zurück.

„Ja so. Aber zu ein paar Vorlesungen bei uns können Sie doch noch kommen —"

Marie schwieg.

„Ja, ja. Wir wollen übrigens überlegen, darum komme ich ja. Sie müssen nun einen anderen Beruf ergreifen. Einen mehr passenden — Vielleicht lesen Sie, was ich im Tageblatt schrieb — Ach ja so —"

Marie zuckte. Sie hatte nichts mehr gesagt.

— Der Tag ging hin, wie viele andere hingehen werden. Es ist keine Farbe, kein Sein mehr in ihm. Kein Sein für Marie.

Marie fielen die alten Zeiten wieder ein. Diese gesegneten, übermütigen Zeiten.

Geschichte. Die römische Welt. Die heilige Welt griechischen Mythentums. Das geliebte Latein . . . Atlantis. Die alten Götter.

Die Geschichte der Zeit noch halb ungefühlt und unerfaßt.

Die Kunst. Hochaufragende Säulen. Das Halbrund eines sonnenbeschienenen Zirkus. Gestalten von Marmor.

Bauten. Gesehen, gefühlt, erlebt schon tausend Jahre lang und bereit aufzuerstehen. Und nun verschwunden. Und der blaue Nordlichtschein, nach dem die Seelen spähen, das ewige Suchen. Das Suchen, Suchen, das ist es —

Das Suchen nach dem Unbekannten —

Orplid, das Land, das ferne leuchtet —

Zerschlagen, vorbei.

*

Alexander kam. Marie begriff auf einmal Verwandtschaft des Blutes und Schicksals. Er, der das Instrument nicht fand, das ihn zu seinem Talente bringen sollte, und sie, der es auch nicht gegeben war.

Da stand die Mutter, gealtert, mit wenig Schönheit mehr im Antlitz, das in seinen Linien griechisch war. In ihren Blicken flimmerte es wie in Erinnerung und alter Demütigung. Und doch war sie auf einmal mehr in diesem hier zu Hause. Sie kannte das. Es war das Weglose.

Der Vater öffnete die Tür. Ja, Conrad Duchanin.

Er sah die Gruppe. Er verstand.

Kein Wort hatte er zu allem Geschehnis gesagt. Seine Seele war wie ein Schacht, in dem alles versank und schweigend aufgehoben wurde. Zu unbekanntem Ziele.

Aber er wandte sich, griff seinen Hut und



Mutter und Kind im Garten. Gemälde von Wilhelm Haller
(Große Kunstausstellung Darmstadt 1924)



ging die Treppe hinunter, wieder seinen ziellosen Wanderungen zu.

Ja, es ist Schuld. Es ist der Fluch. Es ist Strafe des Schicksals.

„Kaziu," rief die Stimme im Hofe, „Kaziu. Kaziu."

★

Marie dachte Tag für Tag an die Gefährtinnen. Sie wußte: jetzt ist das, jetzt ist dies. Und immer näher rückt Ostern. Ich werde in der Zeitung lesen: ‚Die ersten Abiturientinnen in Posen...' Es wird so sein, wie wir es lachend ausmalten. Ihre Namen werden dastehen. — Jetzt eben machen sie in den Zwischenpausen Pläne, Katterfeld geht jetzt mit Lotensen nach Göttingen.

Keine mehr sehen. Nichts mehr hören.

Zuweilen fuhr Mariens Blick auf: da ist der Himmel. Da ist die Welt. Sie ist noch da. Alles ist noch klar. Das Grauen erschlug dich nicht. Es streifte nur leise. Du hast etwas erlebt, aber du bist noch da. Und dein Tag auch noch.

Aber nicht mehr deine Welt, sagte die andere Stimme.

Nichts mehr wissen. Nichts mehr wollen.

Keiner begriff es ganz. Auch die Mutter nicht. Schließlich auch keine der Gefährtinnen, die, abgehetzt, immer seltener kamen.

Schließlich nichts mehr als Einsamkeit, als Versinken, während die Sonne langsam steigt.

Auf einmal fiel Marie der Freund ein. Sie hatte ihn nicht mehr gesehen. Seit Monaten nicht mehr. Sein Schreiben nach der Post gesandt, liegen gelassen. Erst später, viel später las sie es.

Plötzlich flammte es hoch. Es war wie Feuer durch ihr Blut gefahren, als sie wieder über St. Martin ging.

Hier war die alte Schicksalsstraße. Hier klapperten die Droschken zum Bahnhof, läutete von fern die polnische Glocke. Hier Leute mit Tüchern und Hauben und unverständlichem Hingegebensein und weiter oben auf dem Berge die deutsche Welt, der Strom des freien Flanierens, des Begegnens.

Marie Duchanin begann den Artilleristen zu suchen, den alten Freund aus dem Zoologischen Garten.

Nirgends gewahrte sie seine lange, überlange Gestalt. Sie sah so manche wohlbekannte Figur. Aber ihn nicht. Nicht auf dem Wilhelmsplatz, nicht auf St. Martin, bei keiner anderen Gelegenheit.

Marie besann sich auf einen Vorwand, um nach dem Zoologischen Garten zu kommen.

Sie nahm Constantine mit.

Es war April. Zeitige schöne Frühlingszeit. Sie dachte an jenen Augustabend, an dem sie alle hier gewesen waren, Alice Reißland geglänzt und die Intrau so großen Erfolg gehabt hatte. Die Intrau war hinab.

‚Ich bin auch hinab,' dachte Marie Duchanin.

‚Mein Gott, ich ließ mich stürzen!' Sie sah die altbekannte Welt im ersten Frühlingsschein, noch kühl, noch etwas frierend, aber schön.

Sie sah alle, auch den Vorstand mit dem Löwenangesicht und manche andere Gestalt. Aber der Freund war nicht da. Der lange Offizier war verschwunden.

Er war aus ihrer Welt geglitten, zugleich als alles andere stürzte. Bald erfuhr sie:

Er war unter den Kommenden und Gehenden gewesen, die in Posen kamen und gingen.

Und nun war er wieder gegangen.

★

Nichts mehr in dieser großen und grauen Stadt, was gereizt hätte.

So nahm Marie den Vorschlag an, den die Mutter ihr nach vielen Rücksprachen mit Fräulein Gustawa machte, der Arzt hatte auch nichts einzuwenden.

Es mußte eine Zukunft geschaffen werden. Die anderen wuchsen auf und rückten nach. Alexander, Constantine —

Es mußte eine Versorgung kommen.

Nichts anderes galt, als: „Im Winter, daß ihr an einem Feuer euch wärmen könnt, im Sommer, daß ihr nicht in der Hitze schmachtet..."

So tat Marie, wie es einzig möglich war, und trat in eine Anstalt ein, die Pflegerinnen und Lehrerinnen für kleinere Kinder ausbildete.

Es war eine andere Welt, die in nichts mit der zu vergleichen war, die Marie zuvor gekannt hatte. Die Mitschülerinnen waren von anderen Rücksichten geleitet, niemals konnte hier der gleiche vornehme und ruhige Ton herrschen, wie bei jenen Privatkursen. Es war viel Rivalität vorhanden. Marie wurde hier nicht Herrad genannt. Man wußte nichts von ihr, und sie gab nichts preis. Sie ließ die anderen ihren Weg gehen und ging den ihren ohne Wort und Widerstreben, nur mit dem inneren wilden Hinwerfen ihrer Jugend: ‚Ich bin nicht mehr. Ich lebe nicht mehr gerne...'

Zweiter Teil

Der Durchgangszug, weithinfahrend, schwer und leicht zugleich sich wiegend unterm Nachmittagshimmel, in den blauen Feuern des Maientages, den grünen Flammen der Buchenwälder. Rollen, Sausen, Schweben;

hoch oben ein Flattern: Ach, wer doch mitreisen könnte —

Der Osten lange vorbei. Andere Sonne, blaues Wasser, fremdspiegelnd. Blondes Volk, fremdblondes Volk.

Immer wieder Wald. Dahinwehen durch Grün und Silber, durch flimmerndes, zitterndes, überhelles Grün: ewig der Wald, ewig der Mai, ewig das Wunder!

Schwebend kam es immer von neuem, unendlich, mit grünem Tanze: Buchenhochwald, nordischer Buchenwald im Mai.

‚Das kannt' ich nicht,' fühlte Marie Duchanin. ‚Niemals kannt' ich das.' Und immer wieder kam es heran und ging es hinein, flimmernd und sausend, grünseiden und silbern: mecklenburgischer Buchenwald.

Die Stadt war längst dunkel, als der Zug endlich hielt. Fremde Luft empfing Marie. Fremde Silhouette stand ungewiß in der Nacht.

Der Weg zum Quartier war nur kurz. Marie ging zwischen erloschenen Häusern wie in einem Schacht.

Es war sicher, daß in dieser Nacht, schnell und elend durchschlafen, alte Dinge dahinwirbelten, von Göttern wieder herübergeworfen, anderes kam hinzu, das wirbelte und tanzte mit. Es tanzte ein Wald, und es sah glühend herüber wie die Akropolis, blauend stand eine schöne Küste. Pfauen klagten, eine Brunnensäule stieg, und durch die Schlucht der Gasse jagte man. Ein Traben kam, etwas jagte daher. ‚Es ist hinter mir,' fühlte Marie auf einmal, ‚etwas ist hinter mir,' und sie rannte durch diese Schlucht. ‚Ich will mich umwenden,' dachte sie, aber sie vermochte es nicht, sie fühlte die ungewissen Bilder dieser unbekannten Stadt schon wieder an sich vorüberstieben —

Da fuhr sie auf, hörte Glockenschlag und sah das helle Bild der grauen Stadtgiebel vor den Fenstern. Und blauen, maienblauen, blauen Himmel.

Sie ging zum Bahnhof, um nach ihrem Gepäck zu sehen. Abwärts führte der Weg, genau wie im Traume, aber alles war beruhigt bedächtig, uralt festgestellt und blieb da.

Am Hafen schien grelles Licht ihr in die Augen, blaues Wasser lief brennend in Weiten, sie wandte sich plötzlich und sah das ganze Bild der neuen Stadt hinter sich aufgerichtet: rote schräge Dächer, über dunklem Mauerwerk, in die blauen Höhen gespitzt die grüne Glorie der Türme.

‚Wieviel Türme,' dachte sie.

Die neue Stadt. Die unbekannte Stadt. Die schöne Stadt.

‚Mai in einer fremden Stadt!'

Hernach suchte sie die Wohnung ihrer künftigen Vorgesetzten, des Fräulein Amadea Wulffen.

*

Es war für Marie nicht leicht gewesen, eine Stelle zu bekommen. Nach manchem Suchen, das sich über Ostern hinauszog, kam die hastige Anfrage eines Fräulein Wulffen, ob Marie die Stellung an dem neu zu begründenden Kinderheim in der Vorstadt übernehmen wolle. Gehalt sechzig Mark monatlich.

Die Stelle wurde angenommen. Fräulein Wulffen drängte auf Ankunft, es war höchste Zeit, die Anstalt zu eröffnen.

Amadea Wulffen war nicht zu Hause.

Das freundliche Dienstmädchen, rotbackig und gediegen, in hellem, selbstgesponnenem Leinenkleide, sah Marie zutraulich an und bestellte sie auf später.

Marie wanderte währenddem begierig durch die neue Stadt, für sie erst geboren, als die Wulffen ihre wenig versprechenden Briefe schrieb. Überall der aufdringliche Fisch- und Wassergeruch. Sie trat in eine Kirche und verlor sich in die fremde Buntheit mittelalterlicher, steinerner Buchenhallen. Ein Pfarrer mit steifer Halskrause kam unbewegt und feierlich, von seiner Welt erfüllt, vorbei. Marie trat in eine Seitenkapelle und sah den niederdeutschen Tod seinen Ringtanz schwingen. Gilb sah das steile Bild sie an, Tod umringte sie plötzlich von allen Seiten, eine Glocke schlug hoch über ihr wie ein Schicksalssignal, Marie fühlte: ich bin mitten im Deutschen —

Draußen rief einer immer wieder: „Frische Goldbütt, frische Goldbütt ..."

Nachher war Fräulein Wulffen endlich zu Hause.

Sie war immerhin noch jünger, als Marie erwartet hatte. Ihre dunkle Erscheinung fiel etwas aus dem Rahmen dieser freundlich umblauten Stadt. Aber ihre Sprache paßte doch.

Fräulein Amadea Wulffen nahm ihre Gehilfin gleich mit nach der neuen Anstalt.

Sie bestiegen die Bahn, die bedächtig an der Ecke wartete, und Fräulein Wulffen zog die Uhr: „Ich will feststellen, wieviel Minuten die Bahn bis zum Heim braucht ..." Ihr dunkles Gesicht war streng und forschend.

Sie fuhren durch diese Gassenschluchten, wieder kam Wasser, von leise wiegenden Mastspitzen erfüllt, dann sauste man in eine Allee. Nach dem Absteigen stellte Fräulein Wulffen mit mißbilligendem Gesicht eins und eine halbe Minute Verspätung fest, während die Bahn unbekümmert weiter durch die Allee rollte. Im übrigen gedächte sie selbstverständlich nach der Anstalt zu radeln.

Ob Marie auch ein Rad besäße?

Nein.

Der Ausdruck des Fräulein Wulffen, die überhaupt wenig vorsteherinnenhaft aussah, verriet: ich habe es mir gedacht.

Sie befahl: „Zurück wollen wir über die Drehbrücke gehen und feststellen, wie weit der Weg nach der Stadt von dort ist.“

An der Anstalt war übrigens nicht viel zu sehen. Ein kleines Mietshaus, wie sie dort in Zwischenräumen an der Allee standen. Im Erdgeschoß sollte das ‚Heim‘ einziehen. Fräulein Wulffen sagte, daß die Stadt immerhin entlegen und die Bewohner dieses Viertels sich zusammengetan hätten, um mit behördlicher Unterstützung das Heim ins Leben zu rufen.

Sie examinierte Marie und zugleich die Hausmannsfrau, die sie führte. Es roch stark nach Fußbodenöl. Fräulein Wulffen hatte keine Ahnung, wieviel mehr sie in dieser Zeit stillschweigend von Marie examiniert wurde.

Die Vorsteherin erkundigte sich nach Mariens Familienverhältnissen, fragte wie alt die Geschwister seien und ob sie nicht auch schon was verdienten?

Es war richtig, was Marie sagte, und wonach Fräulein Wulffen nicht fragte, brauchte weder ihr mitgeteilt zu werden, noch der blonden Hausmannsfrau, die dabei stand.

Marie aber spürte, wie rasend ihre Neugierde auf künftige Dinge war.

Draußen standen die Bäume, schwarze, runde Linden und aus dem unbekannten Himmel rief ein großer Vogel.

In der Allee hörte Marie den Vogel von neuem ... es war ihr, als ob er, der sich in den Baumspitzen herumtrieb und dieses wildsüße, lockende Lied sang, irgendwie die Seele dieser neuen Stadt sei.

Sie gingen über die Drehbrücke. Man sah Segler, Dampfer und Barkassen. Die große Brücke war eben gedreht und ein schwarzrotes Schiff zog langsam hindurch. Am Kai standen Männer und spuckten ins Wasser.

Der Dampfer verschwand im Dunst des Hafenausgangs.

Er hieß Primula.

*

Die Einrichtung des Heims nahm Marie überaus in Anspruch, nicht zum letzten das befohlene Ausrechnen aller Entfernungen. Marie hatte die Wulffen noch gefragt, ob es nicht vielleicht noch einen Weg zu Schiffe nach der Anstalt gäbe, aber die sah sie verständnislos an und bedauerte nur, daß Fräulein Duchanin leider noch immer wenig Überblick über Stadt und Vorstädte habe und sich auch nicht darum bemühe. Ihre Einschätzung Mariens war von vornherein so, daß sie die Frage gar nicht verstehen konnte.

Immer war noch etwas zu besorgen, und wenn die Einrichtung sich schon von Ostern herüber gezogen hatte, so schien sie sich jetzt noch länger hinzuziehen.

Marie mußte einige Besuche machen. Der Senator war nicht zu Hause, der Pastor auch nicht, der Konsul besah sie zwei Minuten. Im übrigen handelte es sich um Familien, mit denen Fräulein Wulffen allein die ausgezeichnetsten Beziehungen hatte und für die die Gehilfin nicht in Betracht kam.

Eines Abends war Marie bei der Wulffen eingeladen.

Am Teetisch saß eine sehr alte Dame. Marie war überrascht. Etwas flog sie an und verstärkte sich noch bei dem gütigen Gesichte dieser uralten Frau. Es war bei ihr, als ob man unter einem mächtigen Baume säße, im Schatten eines Riesendaches. Es sah andere Zeiten, es sieht dich kaum, viel von dir hat nicht Bedeutung für dieses Wesen, das nur mit dem zu tun hat, das von ihm ausging. Ein Geschöpf riesenhaften Naturlebens, das in Jahrzehnten unzählige Zweige und Äste trieb, das unter ungeheuerlichen Stürmen sich bog und dennoch einstmals blühte, blühte, blühte —

Daneben die Tochter, dunkel wie eine Zigeunerin, mager wie eine Landstreicherin, bitter und hastig mit drohenden, grüngelben Augen, eine nicht üble aber wenig anziehende Erscheinung, für Marie noch vollkommen undurchsichtig im Schicksal.

Die jüngste Tochter. Neun andere Kinder, Söhne und Töchter, waren längst verheiratet.

Das Gut hatte nach dem Tode des alten Herrn der älteste Sohn. Man lebte schon seit Jahren in der Stadt. Marie tat die alte Dame leid, die nicht in eine Mietwohnung paßte, so prahlerisch sich die Tochter auch gab.

Fräulein Wulffen schien das nötige Examen erst vor kurzem abgelegt zu haben. Es ward aber nicht recht klar, wann und wo. Sie strichelte in Plänen und Heften, zitterte und fragte, überhastete sich in rätselhaft komplizierte Berechnungen vertieft und die alte Mutter sagte dann: „Aber Amadea ...“

Spät ging Marie, mit vielen Papieren und Heften beladen, die sie bis zum Morgen noch durcharbeiten sollte. Voll Mißtrauen in den dämonischen Augen hatte die Wulffen gefragt: „Werden Sie das auch leisten?“

Marie arbeitete nicht. Sie schlief.

Am anderen Morgen war die Eröffnung. Schon infolge der ausgezählten Minuten war Marie sehr zeitig da. Die Räume lagen tief, man kam wie in eine Versenkung. Es

roch noch immer nach Fußbodenöl und Pitschpineholz.

Die armen Kinder kamen. Die Damen und Herren vom Vorstand. Marie empfing und brachte alles auf seinen Plätzen unter, die rotbackige Köchin der Wulffen, die noch Blumen gebracht hatte, half dabei.

Es kam jener Pastor und der Senator, die sich vor Marie hatten verleugnen lassen, und der Konsul, der sie sich zwei Minuten besehen hatte.

Aber Fräulein Wulffen nicht.

Die Herrschaften traten hin und her, die Kleinen saßen bescheiden mit gefalteten Händen, die rotbackige Köchin stand in stiller Sorge am Fenster.

Trammwagen klapperten gemütlich vorbei, Fußgänger zogen gleich eiligen Schatten in der Allee, Radler blitzten vorüber. Die Kirchenuhr schlug.

Marie bedachte, wie genau Fräulein Wulffen die Minuten ausgemessen hatte.

Jetzt kam sie übrigens mit dem Rad.

Marie hastete ihr entgegen, erhielt das Rad in die Hand gedrückt. Fräulein Wulffen richtete hastig ihre Figur, augenrollend kam sie in den Saal, herzlich und verbindlich begrüßt, die Feierlichkeit ging vor sich.

Fräulein Wulffen war nachher sehr zufrieden.

Nur die Eisenbahn hatte sie übrigens abgehalten. — Daß der Übergang beim Tore geschlossen sein könnte, hatte nicht in ihre Zeitkalkulation gehört.

Marie wohnte jetzt in einer der Alleen, bei Linden und Amseln. Sie schrien früh schon und schrien bis zum letzten Abende, und aller Duft des Baumgrünens kam durch die kleinen Fenster. Es waren ein wenig sparsame Fenster, und sie gingen altmodisch nach außen und schaukelten und klirrten im Winde. Das Häuschen hatte von unten bis oben etwas von einem Schiffe, der Kapitän sah aus dem ersten Stock, weißhaarig und wenig liebenswürdig. Er wollte keinen fremden Tritt im Hause, und da er Marie hatte hineinlassen müssen, hielt er doch den Briefträger an, der ihr Nachricht von zu Hause brachte, und untersagte ihm jeden Schritt über die Schwelle.

Als Marie den Kampf ausgefochten hatte, wurde jeder Brief bis zur Aushändigung von den Leuten im ersten Stock mit argwöhnischem und üblem Gelächter verfolgt, sie kam erst dann dahinter, daß man sie für Liebesbriefe hielt.

O, Liebesbriefe... Sie erhielt keinen mehr. Der Artillerist, losgelassen von ihr, hatte sich abkommandieren lassen. Marie wußte nicht, wie nah er ihr noch war.

Die Wirtin selbst, eine der alten Frauen, wie sie aus diesen Vorstadthäusern sahen, war harmlos und bescheiden, sie hatte noch eine Verwandte bei sich, eine Pfarrerstochter aus Mecklenburg, die sich Marie gleich anzuschließen versuchte. Von ihrer grenzenlosen Liebe, zu einem kleinen Kaufmann in der Stadt, der die ihr heimatlich vertrauten Vornamen Friedrich Franz hatte, und von der dörflichen Einsamkeit getrieben, war dies Fräulein Klinger immer wieder zu der Alten in die Allee gekommen, ohne doch bei dem Geliebten etwas zu erreichen. Jetzt bettelte sie bei Marie und schlug ihr vor, zu ihm zu gehen, er hatte ein Papiergeschäft, und Briefbogen zu kaufen, dabei wie zufällig ihren Namen zu nennen und ihn zu erforschen.

Marie hatte es getan. Sie hatte Franz Friedrich oder Friedrich Franz auch gesprochen, und ihm mit dem Namen der Zimmerwirtin zugleich den seiner ihn Verehrenden genannt, aber der Herr hatte nichts verraten. Mit landesüblicher Bedächtigkeit gab er Marie Briefbogen und Briefumschläge, Siegellack und Postkarten, ja, auch Bilderbogen ließ sich Fräulein Klinger mitbringen, die draußen im Schatten einer Kirche zitternd wartete. Aber über das Geschäftliche kamen Mariens Erfolge nie hinaus.

Die Pfarrerstochter flüsterte und seufzte ihr zu, sie war schon weit gewesen, selbstverständlich über See, wie alle hier, auch in Oporto, sie hatte üble Dinge erlebt, jetzt wollte sie sich endlich verloben. Aber Friedrich Franz wollte nicht.

Seltsam war der erste Arbeitstag für Marie, da sie mit der kleinen Schar auf dem Spielplatze stand und drüben, hinter der Mauer, ein weißes Segel langsam vorbeizog. Segel auf Segel glitt als Zeichen dieser neuen Welt. Viele Glocken schlugen herüber, dazwischen klang das Totentanzmotiv.

Marie wanderte durch viele Gassenschluchten und immer wieder kam sie an blaues Wasser, das den Weg abschnitt. Da waren die Kirchen, eine der anderen gleich, aber jede schön in ihrer Art, da war Geschichte, weit aus Schattengründen steigend und noch unübersehbar, da war eine Welt, tausendfältig zu erobern, und es war Frühling.

Da waren Bäume und Blumen, die sie noch nie gesehen, das Wunder rotblühender Kastanien starrte sie wie verzaubert an, ebenso die Magnolien. Rot- und Weißdorn und die üppigen Stürze des Goldregens neben dem Flieder, wo gab es das in Posen?

Die Pfarrerstochter mußte heim. Der Vater wollte die Pension nicht mehr bezahlen. Da sie in der Stadt keine Stelle fand, mußte sie zurück aufs Dorf. Marie sollte wie-

der Briefbogen kaufen und dabei dem Kaufmann erzählen, wie es stand.

Marie kaufte Bogen und erzählte ihre Botschaft. Der Kaufmann zählte ihr verbindlich das Geld auf. Sein strohblonder Kopf war vor ihr geneigt. Er sagte nichts weiter.

Marie lachte in sich: wie blond ist er.

Sie ging zu der Pfarrerstochter und sagte ihr Bescheid.

Das Mädchen schluchzte im Dunklen.

Sie gingen über den Wall.

Alle Sträucher dufteten und jeder Baum. Der wildsüße Duft des Laubes war überall, alles, das über der Erde stand, trug ihren Duft. Und die Nachtigall sang. „Nie hab' ich das so gesehen,' dachte Marie wieder. ‚Wie hätte ich je durch solchen Garten gehen können! Nein, ich wußte gar nicht, daß es das gibt. Ich wußte nicht, daß es Amseln gibt. Ich wußte nichts von Goldregen. Nur der Faulbaum blüht auf den Posener Friedhöfen ... Nur der Faulbaum ... Aber Nachtigallen gibt es dort auch.'

Die Pfarrerstochter weinte im Dunklen.

Sie gingen wieder zurück über den Wall. Wieder die blühenden Büsche, noch tiefer ins Dunkle versunken, noch träumender fast, königlich schön, undenkbar schön geboren die Stadt mit den vielen Türmen im Maiennachtdunkel. Mai in einer fremden Stadt —

Sie kamen in das Kapitänshaus zurück. Es roch nach gebackenem Goldbutt.

Fliedersträuße standen auf den Schränken. Unüberwindlich nordisch zitterte durch die Fenster der Glockenschlag von St. Marien. Es roch noch immer nach Goldbutt.

Die Pfarrerstochter sang in ihrer Stube: „In meiner Heimat wird es jetzt Frühling—"

Marie horchte auf den halb schluchzenden Laut:

„Und nachts die Sterne, die glühn viel goldner,
Viel goldner als bei euch zu Haus ..."

„In meiner Heimat —"

Marie warf sich schluchzend auf ihr Bett —

In meiner Heimat — der Soldat —

*

Im Kinderheim ging Mariens Arbeit unter dem wahnsinnigen Mißtrauen der Wulffen und ihren dämonischen Augen vor sich. Sie hatte noch immer das Verhängnis, sich zu verspäten, kam von unbestimmten Erregungen geladen, das dunkle Haar auf der Oberlippe gesträubt, auf dem Rade gesaust oder auch unter dem Lächeln der Nachbarschaft in einer Droschke. Der Hamburger Zug war auf dem Geleise gewesen oder ihr Befinden war schuld oder andere unbekannte Dinge. Immer spähte sie voll Argwohn, was Marie unterdessen angerichtet haben könnte, und tadelte sie laut angesichts der etwa dastehenden Mütter der Kinder oder der Hausmannsfrau. — Dann war sie fahrig in ihrer Sache, verwirrte die Kinder, redete zu ihnen von unbekannter Höhe aus, verstand ihre Spiele nicht, raste mit ihnen, bis sie zu weinen begannen und Marie den Ausweg schuf. Die Kinder wurden nur übertag, während die Mütter auf Arbeit waren, beschäftigt, aber zur bestimmten Stunde fand die Wulffen dann kein Ende und redete noch auf die Kleinen ein, während die Mütter sich schon vor der Türe scharten.

„Alle meine Entchen, Johanna und Marie —"

Die Kleinen umkreisten Marie singend und wackelnd, aus arglosen Augen zu ihr aufstarrend.

War man nicht beim Abiturientinnenkursus in Posen? Wollte man nicht in Gießen oder Göttingen studieren? Geographie vielleicht und Naturwissenschaften —? Wo war Andreas Celsius und wo alle Küsten? Wo Atlantis —? Wo Corsica, St. Helena, Paris und Rom?

‚Im Winter, daß ihr an einem Feuer euch wärmen könnt, im Sommer, daß ihr nicht in der Hitze schmachtet —'

Mit der Stadtpost kam eine Einladung zu einem Vortrage. Marie dachte: ‚Kommt das durch die Wulffen, obgleich sie mich überhaupt nicht mehr sieht?'

Die Gesellschaft traf sich in einem der alten Kaufmannshäuser der inneren Stadt. Ein kleiner Saal mit gehaltenen Herren und Damen, das Händeschütteln eines fast geschlossenen Kreises unter den Porträts von Gründern und Gönnern. Gestalten aus dem Blut dieser Stadt gewachsen und ihre bedächtig singende Sprache redend. Wohl, das war Bürgertum, Marie sah, daß die Frauen schön waren, fast alle Frauen dieser Stadt erschienen ihr schön, auch die alten Damen. Der Vortrag, kunsthistorisch, war enge mit der Stadt und ihren Interessen verknüpft, und Marie mußte sich erst darein finden.

Die Wulffen war übrigens nicht da.

Am Ausgange stand eine ältere Dame, etwas preziöser als die anderen, eine Spur weniger bürgerlich, sie neigte sich vor und sprach: „Fräulein Duchanin aus Posen?"

Ein Name fiel, der keinen Klang für Marie hatte, Söderland, einige andere Damen standen in der Nähe, alles nordische Königinnengesichter. Das Totentanzmotiv schwirrte in dem Augenblick deutlich herein: war diese Sekunde Schicksal?

„Ich habe Ihnen einen Gruß zu bestellen. Alice Söderland ist meine Schwiegertochter."

Eine Blendung fiel. Söderland, gewiß,

das war der Name, der auf einer Anzeige stand, die vor einer Weile in die Fischerei gekommen war, kaum beachtet. Was interessierte es Marie, daß Alice Reißland den Herrn Asmus F. G. Söderland in Hamburg heiratete? Roida war tot. Alice hatte nicht Ethnographie studiert und Negersprachen aufgegeben.

Alice war nicht nach Afrika gegangen.

Sie war also hier?

Augenblicklich im Harz. Aber sie kam in der nächsten Woche schon zu kurzem Aufenthalt in den Seebadeort in der Nähe. Sie würde sich freuen, Fräulein Duchanin wiederzusehen. Ihre Wohnung war in Hamburg. Das Haus Söderland war hamburgisch.

Wieder der Blick der blauen, wie es schien, merkwürdig ausgeblaßten und doch nicht toten Augen.

„Ich wohne hier. Vor dem Tore. Und würde mich freuen, Sie bei mir zu sehen. Paßt es morgen? Jawohl, ich weiß, das Heim in der Arbeitervorstadt. Fräulein Wulffen, ganz recht. Also morgen, nicht wahr?"

Marie dachte auf dem Heimwege, Alice müßte ihren Namen hier irgendwo gehört haben. Vielleicht durch die Wulffen.

*

Marie ging durch den Vorgarten, in dem eine junge Blutbuche bronzen stand, die Fenster waren mit grünen Läden versehen, eine Brunnensäule sprang, seitlich war der Eingang, herrschaftlich.

Im Gartensaal war die Dame, schlank und überzart, in der schleppenden schwarzen Seide, das weiße Haar locker über die Stirn.

Seitlich die Teemaschine, von lederbraunen Wänden sah die Dunkelheit norddeutscher Familienbilder. Durch offene Türen sah man in andere Zimmer, farbige Wände, helle Möbel.

„Heut ist mein Empfangstag," erklärt die Konsulin, Marie wieder mit den ein wenig verblaßten, beherrscht forschenden Blicken betrachtend. Kein Fragen. In lockerer Unterhaltung erzählte Frau Söderland, daß sie nach dem Tode ihres Mannes in ihre Jugendheimat zurückgekehrt sei und sich ihr Vaterhaus nach eigenem Gefallen eingerichtet und ihren Kreis gebildet habe. Damit Marie den zugleich kennen lerne, habe sie sie für diese Stunde gebeten.

Währenddem glitt die Tür zurück, das Mädchen, schwarzgekleidet, meldete Neukommende.

Marie saß in diesem Kreise, dessen Bilder ihr noch befremdlich waren und dessen Beziehungen über sie hinwegklangen. Aber man ließ sie nicht, sie wurde befragt, und es schien, als ob man mehr von ihr wüßte. ‚Alice,' dachte Marie und begriff dies gar nicht mehr, denn sekundenlang stand der Abgrund, in den sie gestürzt war, grauend um sie. Sie dachte, daß sie doch nichts als die Gehilfin dieser Schrecklichen war, aber sofort, von irgendeinem Erfühlen getrieben, versank das und sie fand sich zurück als die, die sie einmal gewesen war: Herrad, nach Geistigem verlangend und nur auf Geistiges reagierend. Aber das Vorstadtheim war doch genannt worden, und jemand, ein verwachsenes Fräulein, hatte Marie leise das Wort hingeschoben: „So ihr nicht werdet, wie die Kinder ..." und seine Wirkung glitzeräugig und auf nichts Gewöhnliches gefaßt, verfolgt.

Marie sagte, von Dämonen ihres Schicksals gefesselt: „Der dies sprach, kannte er Kinder?"

„Wie! Wieso?"

„Hatte er, der den Menschen bitter kennen lernte, im Kinde denn nicht schon den Menschen gesehen?"

„Das Bild des Hohen und Reinen, das Ursprüngliche," sagte eine der Damen.

„Das Ursprüngliche..?" sprach Marie, „liegt in ihm nicht schon alles? Ist nicht alles schon versammelt? Es sind nicht zwei Länder, sondern nur eins und mit dem gleichen Fuße, mit dem man es betritt, verläßt man es auch."

Man sah sie erstaunt an und fragte, woher sie den Pessimismus habe, und sie erzählte, daß sie neulich bei einem Allerkleinsten, kaum Erwachten, hinter ungefügem Aufbegehren, im Hintergrund des nassen Kinderauges blitzartig und dämonisch schon den ganzen Menschen hätte stehen sehen, mit allem Brande, unheimlich fertig, bereit ...

Man schüttelte die Köpfe.

„So scharf sehen Sie?"

Marie sagte: „Ich sehe es. Es erschien mir so."

Moderne Theorien wurden herangezogen, gewisse Autoren zitiert, man stritt.

Jemand richtete sich auf und meinte mit sanfter Stimme, es war eine junge Frau, daß das Kind nur der Mutter verständlich sei und keinem anderen. Und jemand sprach von Gott. Aber das flog sofort wieder hinaus, wie auf den Flügeln eines Engels, der hier nicht weilen konnte. Dahinter verstärkte sich noch die abgründige Freude am Problem.

Auch die Konsulin beteiligte sich, dann vor allem die beiden Buckligen, zwei waren es, wie Marie nun erkannte, barocke, tiefbelebte Gesichter, und ein paar andere Damen.

Marie merkte, diese hier alle hatten sehr viel gelesen und waren von einem ganz anderen Platze aus an die Dinge gekommen, bei ihr aber, sie durfte kaum noch lesen, lagen

sie mitten auf dem Wege und bedrängten sie, sie mußte sie nicht nur anschauen, sondern sich auch ihrer wehren, sie fühlte sie gleichsam auf ihrem eigenen Leibe.

„Sie sind Norddeutsche?“ fragte man.

Die eine Verwachsene lächelte.

„Norddeutscher als norddeutsch,“ sagte jemand.

Marie berührte der Blick aus den blauen Augen der Konsulin.

‚Norddeutsch,‘ dachte Marie.

Und dann auf einmal: ‚Atlantis ...‘

Und plötzlich begriff sie, noch unter den ihr rätselhaft zutrauenden Blicken: ‚Ich bin ja vereist. Eis ist über mir. Eis ist um mich —‘

Die Gäste erhoben sich, auch Marie wollte gehen, aber Frau Söderland hielt sie noch, sie sagte, während ihre ganze Erscheinung jenes schön Verwischte hatte: „Sie haben ... beobachtet, Fräulein Duchanin.“

Marie dachte plötzlich: ‚Sie ist doch auch Mutter. Aber sie redete mit.‘

„Ihre Augen sollen schwach sein —“

„Und doch sehe ich,“ sprach Marie betroffen.

Die Konsulin führte sie in ihr Zimmer, es war das einer modernen Frau. Da waren Bücher. Es war die Welt einer Denkenden, Kunstverständigen und Gereisten. Ein Gobelin hing an der Wand, der Marie seltsam traf.

Frau Söderland erzählte von ihren Reisen, die sie, als ihr Mann noch lebte, fast an alle Plätze der Erde geführt hatten, wo das Haus Söderland seine Niederlassungen hatte. Neuerdings habe sie sich aber mehr und mehr zurückgezogen.

Mariens Blicke hingen an dem Gobelin. Die Akropolis. —

*

Die Mutter schrieb: „Denke Dir, Constantine will sich verheiraten. Mit Jan. Wir wußten nichts davon. Er kam nicht mehr zu uns. Aber sie müssen in Verbindung geblieben sein. Er will Redakteur in Oberschlesien werden.“

Vor Marie stand Constantine als das Mädchen, das sie vor kurzem erst gesehen hatte, wie es, am Fenster sitzend, in schlechter Haltung seine Kleider nähte.

Marie lachte. Unmöglich. Jan —

Sie schrieb, daß die Mutter Constantine diese Ideen ausreden solle. Mit Polen hätten sie niemals mehr etwas zu tun.

An dem Nachmittage fuhr sie zu Alice an die See.

Es war ein späterer Zug, denn es war schwer, von der Wulffen fortzukommen, und der Junitag hatte sich schon hinter Dünsten versenkt. Obgleich Marie das Meer noch nicht sah, verfolgte sie doch den Himmel, und ihr war, als ob er längst ganz anders aussähe und schon den ungeheuren Widerschein dessen trage, was er beschien.

Vom kleinen Strandbahnhof aus ging sie durch eine beschnittene Lindenallee nach dem Meere, das sie schon heftig blauen sah. Und nun wußte sie die ungeheure Veränderung zu deuten, ein anderes Stück Welt sah sie an, das Wasser und der Himmel über diesem Wasser. Dunst verdeckte die Fernen und ließ ein paar Segel leuchten und den Strand gelbsandig starren, wie den Rand der Welt. Marie fühlte dies allein, nicht Mensch, nicht Wesen, sie fühlte Urzeit und sah es zugleich drüben in leichter Linie zackend fallen und es glitt in ihr Blut. ‚Der Blitz ist mein Bruder,‘ dachte sie scheu.

Sie ging zurück und fand das Haus Alicens, es lag am Meere, wie solche Häuser hier gelagert waren. Marie maß nur das Bild, das Alice täglich haben konnte: vor den Fenstern uferlos das dumpfblaue Meer, geheim atmend von allem Geheimnis.

Sie ward von einem dieser korrekten Hausmädchen in Schwarz und Weiß empfangen und in einen Salon geleitet, in dem Alice gleich darauf erschien.

Und nun versank das Meer, und der Mensch war da, die Dame.

Marie dachte an Roida, aber auch das verging unter dem Blick der Frau Alice Söderland. Sie sprach von Hamburg, ihr Mann war übrigens heute hier und noch beim Segeln, von ihrem Hause und wieder von Hamburg. Sie s—prach, hatte genau Ton und Wesen des Landes, und Marie fiel es wie Schuppen von den Augen; wenn man sich in Posen über das kühle Wesen der Reißland gewundert hatte: es gehörte hierher und war diesem Boden verwandt.

Alice war nicht um einen Zoll näher, persönlicher als in Posen, es war kaum zu begreifen, daß sie diese Annäherung hervorgerufen hatte. Dem Zirkel der Konsulin schien Alice vollkommen fern zu stehen, Mariens Begeisterung hörte sie kühl an, sagte, daß sie leider, als sie von Harzburg kam, nur so wenig Zeit für Frau Söderland gehabt und nur eine Tasse Tee bei ihr getrunken hätte. Jetzt sei sie hierher, weil die Kieler Woche nahe, und ihr Mann auf seiner „Alice“ mitsegele. Sie erzählte von dieser Veranstaltung, die sie schon im vorigen Jahre mitgemacht hatte, im Konversationstone.

Marie erinnerte sie an die einstigen Reisepläne, und Alice entgegnete, daß sie durchaus nicht aufgegeben, sondern nur verändert seien, sie reise im nächsten Jahre mit ihrem Manne nach Ostasien, mit dem Kurse über

alle europäischen und außereuropäischen Niederlassungen des Hauses.

Marie sah: jener Schatten von Gilbheit war ganz aus ihren Zügen gewichen.

Jetzt kam Söderland, im Strandanzug, wie es schien, wenig begierig auf den jungen Gast. Er war aber doch gut gelaunt, die junge Ehe zu betonen, war Alice immer in leiser Art nahe und streifte Marie nur mit unpersönlichen Blicken. Auch er hörte nur kühl von seiner Mutter reden.

Marie sah seine blauen Augen, den kurzgeschorenen Kopf, der schmal und schön geformt war, sie sah ihn leer an, ihr Blut antwortete nicht, es war ihr, als ob er vom anderen Ende der Welt hergekommen sei, überhaupt kein Mann.

Hinter Marie blieb das Fischerstädtchen mit seinen geschorenen Linden, sich im Wasser des Hafens spiegelnd, vom Blinkfeuer bläulich überblitzt. Hinter ihr blieb der Himmel, dieser eigentümliche Himmel, dem man es ansieht, daß er sich nicht mehr über dem Lande wölbt. Hinter ihr blieb die dumpfblaue See.

Auf einer Zwischenstation stiegen Damen des Söderlandschen Kreises ein, die beiden buckligen Schwestern, eine junge Frau mit spöttisch resigniertem Mund, eine Geheimrätin mit berühmtem Namen.

Sie bemächtigten sich Mariens, die Frage von neulich wurde wieder berührt, sie hatten alle darüber nachgedacht, denn es war ja die Zeit des Streites über schwierige Probleme. Die Ansichten wirbelten, die eine der Verwachsenen, die der Konsulin außerordentlich nahe zu stehen schien, erzählte Marie von den Vorträgen, die zum Herbst zu erwarten seien, nicht in der gewohnten Art, es werde hart auf hart gehen, man werde sehen, wie die Richtungen aneinander gerieten.

Marie dachte wieder an Alice und an ihren Mann.

Daß sie sie mit Frau Söderland zusammengebracht hatte, war einfach ein Wunder.

*

Am nächsten Morgen kam die Wulffen überhaupt nicht. Marie mußte sehen, allein fertig zu werden, später lief sie über die Drehbrücke nach der Wohnung der Leiterin. Sie fand sie krank, hohes Fieber, Lungengeschichten. Sie werde wohl Schwindsucht bekommen, sagte die Wulffen mit unheimlich rollenden Augen, es sei aus. Eine schöne Dame stand an ihrem Lager, wohl eine der Schwestern, älter, aber viel lebendiger, der alten Mutter ähnlicher, an ihrer Hand glänzte der goldene Ring. Die Wulffen wies sie fort und stöhnte, und gab Marie nun flüsternd und argwöhnisch Vorschriften über ihre Vertretung. Dabei trat ein Bruder auf, auch behaglich, sichtlich agrarisch, auch er war aus Holstein herübergekommen und hatte zwei Buben mitgebracht, die durch ihre Anwesenheit die Wulffen quälten, auch sie mußten gehen. Nebenan, im Wohnzimmer, saß die alte Mutter still ergeben, die Hände im Schoße.

Marie war nun allein in dem Heime. Die Kinder umtanzten und umlachten sie, es war wunderlich, die wunderlichste Anziehung, die Marie jemals begegnet war, und doch verlor sie niemals ihren scharfen Blick und ihr geheimes Urteil. Aber alle hingen an ihr, rannten ihr entgegen, sie lernte die kleinen plattdeutschen Worte sehr rasch, jeder Griff von ihr glückte, sie war immer von kleinem Gelächter und lustigen Tänzen umsummt. Draußen klang das Totentanzmotiv vom Turme und glitten die weißen Segel, der Himmel schien, wie er über dem Meere scheint, alle Welt war offen, sie hatte sogar einen Begleiter, wenn sie abgehetzt und ermattet aus dem Heime kam. Ein prachtvoller Colly, nie erfuhr Marie, wem das Tier gehörte, erwartete sie, wie er sie schon in der Frühe geleitete, er umbellte die Kleinen nicht, jagte sie nicht, erwartete nur Marie und lief, sich immer wieder umblickend, wie ein Tier aus einer früheren Existenz, das sie wiedergefunden hatte, neben Marie durch die Alleen, bis er sie vor ihrem Hause verließ.

Die Wulffen war noch immer krank, sie dämmerte dahin, ihr Auslöschen schien nur eine Frage von Wochen.

Marie hatte Einladungen. Sie war bei den beiden Verwachsenen, wo sich die neusten Weltanschauungs- und Naturwissenschaftsbücher in merkwürdigem Durcheinander fanden. Ratzel, Svante Arrhenius, Flammarion, Fechner, Büchner und Häckel, bis zu den modernen Theologen. Die beiden alten Damen waren brennend vom Trieb der Zeit, der letzen Aufklärungsperiode, erfaßt, ohne aber doch ihren angestammten Boden ganz verlassen zu können. Marie traf sich mit ihnen im Grübeln, doch blieben die Theologen ihr gleichgültig, die große Götterlosigkeit in ihr das Gespenst, das immer hinter ihr stand, ließ sie skeptisch bleiben.

Am meisten fühlte Marie sich zu Frau Söderland hingezogen. Diese reiche Frau, inmitten einer Sippe von einem Umfange und einer Tradition lebend, wie Marie sie sich überhaupt nicht vorzustellen vermochte, diese Frau, die einen einzigen Sohn und Geschwister hatte, war sehr einsam und mußte es auch in ihrer Ehe gewesen sein. Man sah Bilder von Vorfahren, aber keine von den nächsten Verwandten, sie hatte sich nur diesen Kreis



Heide. Gemälde von Max Bergmann

geschaffen, in dem sie lebte und eine gewisse Befriedigung fand.

Marie war bald häufiger Gast, sie allein im Heim bei konzentrierter und praktischerer Arbeit, hatte nun mehr Zeit und wurde lebendiger, sie merkte, daß die Welt sich vor ihr wieder verwandelte. Altes tauchte auf, neu gewandt, näher gerückt, nicht mehr schmal und schulmäßig, es war das Leben selber, das sie lehrte, wie sie wähnte, sie fühlte, wie sie weiterkam in diesem lebhaften Strudel aufrechten Geistes.

Die eine der Verwachsenen, die Bettina hieß, war sehr oft dabei. Aber auch andere kamen, die dies oder das mitbrachten, das neu entflammte.

Und alle diese Menschen waren in skandinavischen und baltischen Ländern gewesen, sie kannten Frankreich und Italien und Übersee; am weitesten gekommen, Mariens Führerin gewissermaßen, war die Konsulin. Sie hatte diese Länder nicht als gelangweilte und oberflächliche Fremde gesehen, sondern, so schien es Marie selig immer mehr: wenn auch Maske und Haltung und alle Korrektheit nordischen Blutes dabei waren, sie hatte alle diese Länder mit dem Herzen Mariens gesehen, in ihr war die gleiche Hinneigung, die gleiche Sehnsucht, derselbe Traum gewesen. Nun hatte er sich ihr erfüllt.

Und wenn Marie mit ihr allein war, was allmählich öfter vorkam, so sprachen sie über Rom und Athen, die alten Philosophen, die alten Sagen. Es war das gleiche, was Marie gesucht und verloren. Atlantis hob sich wieder herauf.

*

Als Constantine angekommen war, sagte sie: „Hier regnet es wohl immer?"

Marie dachte: ‚In der Tat, es kann etwas daran sein. Es regnet hier viel.'

Es war Herbst geworden, und in den Alleen trieb man das schwarzbunte Vieh durch Schlamm und Blätter.

Constantine sprang über die gehütete Schwelle des Kapitäns. Oben breitete sie ein aus der Tasche gerissenes Päckchen auf der Tischdecke aus: „Hier sieh mal ... Liebesbriefe!"

Marie sah die Handschrift, die Jans sein mochte, obgleich sie sie vergessen, Briefe waren es und Karten und die romantischen gefalteten Dinger, die man Billetts nennt. Auf den Karten waren dreiste Bilder von verschlungenen Paaren und jungen Frauen mit Kindern.

In der Tat, Liebesbriefe. Liebesbriefe von Jan.

Über den Tisch hin lag der Kram, wie ein kleiner Feuerhaufe.

Constantine sah sich unterdes mit vieler Belustigung über das ganze Zimmer, nach Plätzen für ihre Sachen um und fand sie. Sie reichte hoch, viel höher als Marie, ihre Gestalt hob sich zu Schrank und Sims, sie schlug die oberen Fensterhaken zu, an die Marie nicht langte, sprang zurück und warf den schwarzen Kater der Wirtin vom Stuhl, schob die Briefe mit einem Ruck zusammen und sagte: „Verrückt, nicht?"

In Mariens Ohr klang ein Pfauenschrei, langgezogen. Der Soldat.

Die Mutter hatte geschrieben, daß die Sache mit Jan noch immer nicht zu Ende scheine. So war beschlossen worden und der Vater hatte es wortlos zugegeben, daß Constantine für eine Weile zu Marie kam. Im Stübchen fanden zwei Platz, die Wirtin mußte für zwei sorgen, und Constantine sah sich hier einmal um, das war alles.

Constantine war ansehnlich geworden, fast, als ob sie ihrem Namen nachgewachsen sei. Und was das Sonderbarste war, sie sah nicht nach Duchanin aus, gar nicht mehr, etwas war von ihr abgefallen in den Monaten, da Marie fern war und sie in der Industrieschule ihre billigen Kleidchen nähte.

Von der Mutter erzählte Constantine nicht viel, als daß sie zuweilen Krankheitszustände habe, wie sie aus ihrem ganzen Schicksal entsprangen, und Alexander hatte bis jetzt in Mogilno gearbeitet ... er war doch zur Maurerei geschickt worden ... und kam nun auf Bauschule.

Constantine sprang wieder hoch, ihre langen Beine federten, der Regen stürzte noch immer, aber sie verlangte fort, die Stadt sehen.

Vor dem Hause stiegen sie in die Bahn, der Kapitän saß hinter seiner Glasveranda, Constantine sagte es, denn Marie hätte das nie gesehen. Unter den triefenden Lindenästen — Constantine sagte, diese ganze Gegend sei auf Regen vom ersten Schöpfungstag an eingerichtet — wurde das Vieh getrieben. Ein Händler saß im Wagen und schätzte plattdeutsch alle Fahrgäste, besonders die weiblichen, auf Lebendgewicht ab. Constance hatte die erste Säule, die ersten Stadthäuser zuerst entdeckt. An Hafen, Tor und Speichern fuhr sie vorbei, sie stieg aus und stiefelte die hohle Straße mit geschürztem Rock in aller Aufmerksamkeit empor, sah sich auf dem Markte um und wollte sich ausschütten vor Lachen. Vom Turme klang das Totentanzmotiv, sie hörte es nicht, lachte über die geschorenen Linden, den Roland und schoß eilig weiter, instinktmäßig auf die belebteste Straße, und Marie kam auf einmal die Erinnerung an die liebesglühende mecklenburgische Pfarrers-

tochter, mit der sie einmal hier gewandelt war.

Sie fragte nach Jan, da sagte Constantine über die Schulter hinweg: „Wenn ich gewollt hätte, hättet ihr alle nichts machen können."

Nachdem sie das Warenhaus, die Schaufenster und so gut es ging, alle Kleider auf der Straße besehen hatte ... alle Augenblicke faßte sie Marie am Arm: „Sieh mal das Kleid —" wollte sie zur Wulffen, denn es interessierte sie, daß die todkrank war. Sie kamen in das Haus bei der Drehbrücke. Marie war unsicher, ob sie nicht abgewiesen werden würden, denn die Wulffen, die lange in einem Kurort gewesen war, hatte noch nichts von sich hören lassen. Kein Brief, keine Frage, keine Anweisung war seit Wochen von ihr gekommen. Jetzt bangte Marie davor, schlimme Kunde zu hören.

Die frische Köchin öffnete, lächelnd wie immer. Die Tür zum Salon schlug auf, in der Ecke saß die alte Mutter schwer und stark wie ein Lindenbaum, und jetzt tat sich der Vorhang auf und auf der Schwelle stand die Wulffen ... gesund.

Die Augen rollten, die Haut war frisch, die Reise war ihr sichtlich gut bekommen.

Marie saß stumm, das erlöste Gesicht der Mutter war ihr tröstlich, es war gut, einen Menschen, der aufgegeben schien, vom Tode errettet, war tröstlich, eine Mutter befreit, Wochen und Monate voll Bangigkeit vorüber zu sehen, aber ... die Wulffen kam wieder.

Sie dachte an nichts anderes, als sie dann am Teetisch saßen, Verwandte waren dabei, Brüder, Schwestern, Schwäger, Neffen, Nichten, Vettern ... alle waren sehr heiter und erzählten manches, was Marie interessieren konnte.

Die Wulffen war liebenswürdig und beinahe sanft.

Aber sie kam wieder.

*

Bei der Consulin fand Constance, wie sie sich nun nennen ließ, viel weniger Anklang, so nett sie sich gab. Aber bei Frau Söderland war andere Form, in die sie nicht ganz paßte; es zeigte sich an ihr, wenigstens vor Mariens Augen, etwas, das sie nur Jan verdanken konnte. Plötzlich durchfuhr es Marie grade in diesem Hause kühler Korrektheit: wie war denn die Sache mit Jan gewesen? Wie hatte sich alles angesponnen und abgespielt?

Aber Constance sprach drüben fertig und heiter-gewandt, sie brachte es in der Tat zustande, selber Verwandtschaft von Frau Söderland zu kennen, erstaunlich hatte sie hanseatische Verwandtschaftkeit erfaßt: ja in Posen spielte ein entfernter Verwandter der Familie Söderland eine große Rolle in der Polenpolitik, und so war es leicht, ihn zu kennen. Über Politik glitt Constance lächelnd und gewandt zurück, auch Marie dachte nicht daran, ob sie deutsch oder polnisch fühlte, sie dachte nur, ihren Mund betrachtend: ob sie küßte?

Die Schiebetür glitt zurück, das Mädchen meldete kaum, es waren Alice und ihr Mann und ein anderer Herr. Wilhelm Hayessen. Und hinterher die ältere der beiden Buckligen, Frau Söderlands Freundin. Marie war jetzt um Constance in Sorge, sie sah wieder jenes kaum Bestimmbare an Alice, jenes konzentriert Nordische und Unnahbare, sie hatte wenig Hoffnung für Constances Erfolg. Entzog sich dem Anblick unfaßbarer, kühler Ablehnung, den sie schon zu spüren meinte, und wandte sich zu der Verwachsenen, die ihr von dem Vortrage dieses Abends erzählte. Sie war eigentlich gekommen, um Frau Söderland abzuholen, auf ihre Verwandten war nicht gerechnet worden, und Alice sagte auch sofort, daß sie das Thema nicht sehr interessierte, sie wollte nachher noch mit ihrem Manne zu Senator Jürgen Jürgens.

Das Thema war: „Was wissen wir vom Tode?" und war der Vortrag eines der modernen Theologen, die sich nach der Mode jener Jahre bemühten, Religion und Wissenschaft zu vereinigen, urweltliches Fühlen mit dem augenblicklichen Stande der Erkenntnis eines Zeitalters auszugleichen. Für die Verwachsene war es immerhin genug, um anzuregen und zu interessieren, vielleicht eine Fackel, von einem angesteckt, der mehr wußte, mehr wissen könnte, als die anderen, dieser Mann, der einen Namen hatte, dieser berühmte und vielangegriffene Pfarrer in Bremen, der fortschrittlichste Theologe im ganzen Nordwestdeutschland.

Ja, Frau Söderland war davon mitbefeuert, Marie sah auf ihrem feinen Gesichte, das manche Zurückgezogenheit schon zu tragen begann, noch einmal alle leichten Feuer der Erwartung spielen, und hier war nun diese barocke Verwachsene, die gleichalterige Jugendfreundin, der zuliebe sie in die Stadt zurückgegangen war und mit der sie so vieles teilte.

Und drüben war Alice mit der überaus sicheren Haltung der Gesellschaftsdame und ... der einzige Sohn, korrekt, kühl, fremd ... A. F. G. Söderland.

Und nun schlug die Uhr, und da der Kreis sich schon zu lösen begann, hörte Marie noch die Stimme Constancens, die von Posen und vom Zoologischen Garten und sogar von Roida erzählte, die Constance, wenn es hoch kam, ein- oder zweimal gesehen hatte, ja, so-

gar von den Posener Bällen, die Alice damals mitgemacht hatte, von denen aber keineswegs etwas in die Fischerei gedrungen war, von alledem redete Constance und Alice hörte, wie es schien, nicht ungern zu, instinktiv mußte sie einen Ton getroffen haben, den zu treffen es Marie trotz aller früheren Gemeinsamkeit mit Alice nicht gelungen war.

Nun aber kam die Trennung. Marie wollte mit den Damen zum Vortrag, die jungen Söderlands aber wollten zu Jürgens und verabschiedeten sich ein wenig ironisch, Wilhelm Hayessen ging mit ihnen und ebenso Constance, da ihr Heimweg in gleicher Richtung führte.

Marie fuhr mit der Konsulin und der Buckligen, die Scheiben tauten, draußen triefte Regen, Straßenbahnen flirrten lang und undeutlich vorbei, eine Brücke kam, unten wendete mit rot und grünen Lichtern ein Schiff, es ging in Stadtgassen, immer enger. Menschen liefen, der Wagen hemmte sich irgendwie, vor den Scheiben, unter Schirmen gedrängt, Scharen und Schatten von Menschen. Die Bucklige rief ihre Beobachtungen aus, schalt, daß der Kutscher den Durchweg nicht fand, es war etwas spät geworden, und Karten waren nicht besorgt. Der Wagen konnte nicht mehr weiter, sie stiegen aus und versuchten, durch die Menge zu kommen, drüben war der Saalbau mit hellen Fenstern, als ob es zum Tanze ginge, aber alle die Menschen, die sich da klemmten, wollten etwas vom Tode wissen.

Sie kamen vor, dem kostbaren Pelze, der Haltung, den bekannten Zügen der Frau Söderland wurde allmählich Platz gemacht, sie drangen bis zum Tore, über dem das blaue Stromlicht funkelte. Das Totentanzmotiv aus der Kirche hämmerte eben leicht und fern hoch im Nebel über ihren Köpfen, da waren sie beim Schalter. Eben fiel die Scheibe, die Karten waren verkauft, es gab keine Plätze mehr.

Ringsum standen die Menschen, andere drängten noch, viel betroffene Gesichter, und während drinnen der Redner wohl begann, rang die kleine Verwachsene die Hände: „Ich wollte doch hören! Ich wollte wissen, was er vom Tode weiß. Ich muß es hören!"

Es ward hin und her gefragt, noch gewartet, aber überdem kam der Strom in Bewegung und während hoch über den Häupten das kleine Totentanzmotiv wieder leicht dahinsprang, mußte man den Rückweg antreten.

★

Am anderen Tage, als Marie nach Hause kam, sagte Constantine leichthin: „Sag' mal, das Fräulein von gestern, weißt du, die Alte ... ist doch tot?"

„Wer sagt das?" rief Marie.

„Im Anzeiger steht es noch nicht," meinte Constance, „Frau Bormann," das war die Wirtin, „hat es mir gesagt, die hat es von der Kapitänsfrau."

Constance hatte überall Beziehungen, wo Marie noch nach Monaten keine besaß.

„Unmöglich," sagte Marie.

Sie ging zur Kapitänsfrau, die behauptete, die Nachricht in der Stadt gehört zu haben.

Marie wußte nicht was tun, endlich fuhr sie mit der Bahn zu Frau Söderland.

Sie ward eingelassen, die Konsulin war eben gekommen, sie stand mitten im Raume, in ihrem schönen Zimmer mit dem Gobelin und den Büchern, sie stand da, weißhaarig und allein und sagte leise: „Sie ist in dieser Nacht plötzlich gestorben."

Und in dem Augenblick fiel ein Vorhang vor Marie und sie sah die nackte und einsame Seele dieser reichen Frau, und sie standen einsam und allein, und hoch über ihnen in der dunklen Luft hämmerte das Totentanzmotiv.

Dann ergriff Frau Söderland Mariens Hände. „Kind — Kind —"

★

Die Wulffen war wiedergekommen. Jawohl, sie kam mit der üblichen Verspätung, mit dem Rad, und mit rollenden, argwöhnisch drohenden Augen, die Kinderschar stob zurück, sie lief ihr nach, sie lief durch die Räume, examinierte die Hausmannsfrau, maß erstaunt die Änderungen, die Marie vorgenommen hatte, erkannte plötzlich, daß alles anders war, und schalt rasend.

Am nächsten Tage aber begann sie in derselben Art wie Marie.

Die Vorstandsdamen kamen, die Wulffen, in scheinbar voller Gesundheit, rollte die Augen, paradierte mit allen Einrichtungen Mariens und ward bewundert. Sie warf ihre unbesiegbare Tüchtigkeit, ihre Gaben, Universalität, ihre Unfehlbarkeit, das ganze Gelingen dieser Unternehmung Marie nachher triumphierend ins Gesicht, machte ihr Vorschriften, zog ihre Grenzen noch enger, sparte nicht an unergründlichem und deutlichstem Mißtrauen, und gab Marie schließlich die von der selber während des Sommers eingeführte Organisation als zu befolgendes Muster.

Dann folgten wieder ihre Tage voll Laune und Mißbehagen, Schelten und Drohen. Marie lief, so wie sie nur konnte, zu Frau Söderland. Constance machte Bemerkungen darüber, die Verwandtschaft wurde aufmerksam, Alice bekam einen leicht erstaunten Blick, A. F. G. Söderland wurde noch unpersönlicher. Auch die Damen des Kreises wurden

kühler, aber es war so: die Konsulin, die ihre Freundin verloren hatte, hatte sich an diese kleine Fremde angeschlossen.

Und sie waren oft beieinander bei Büchern, Karten, Bildern.

Zu Hause aber saß Constance, wenn Marie kam, bei jenem Feuerhaufen, der auf dem Tische unter der niederen Decke des Kapitäns schwelte. Sie war übrigens mit dem Kapitän ebenso gut bekannt, wie mit seinen Söhnen, mit der Wirtin so gut wie mit deren großem Kater, von dem sie herausgefunden hatte, daß er keine Mäuse fing. Sie nähte ihre Kleider, wie sie es in der Industrieschule gelernt hatte, und bei jenen Briefen.

Eines Tages aber kam es Marie vor, als ob der Haufe größer geworden sei, und bald kam sie dahinter, ja, der Briefträger, vom Kapitän einst so mürrisch und mißgünstig hineingelassen, kam jetzt oft, er kam die ganze geölte Treppe hinauf bis in die Stube, und er brachte — Liebesbriefe.

Jawohl, von Jan.

Marie nahm einmal ein Blatt in die Hand, es war halb deutsch, halb polnisch, mehr deutsch, denn Constance konnte nicht polnisch. Marie las, was sie noch nie gelesen und sich von Jan niemals versehen hatte, solche Worte. Und ihr lieber, langer Offizier? Dahin.

Nun aber kam der Frühling. Marie hörte wieder den Amselruf gellend und süß in der Allee, anderes kam ihr in den Sinn, sie wollte nach Posen fahren.

Constance wollte auch mit. Man lebte eben in der Heringszeit, die ganze Stadt roch nach Hering, am Hafen wurden sie körbeweis fast verschenkt. Die ganze Stadt briet, salzte, räucherte, säuerte Heringe. Constance wollte aus den Heringen heraus. Sie wollte nach Posen.

Die Mutter schrieb: nein. Marie sagte der Schwester: „Wir machen keinen Schritt zurück. Wir halten nicht zu Polen. Niemals geht einer von uns zu Polen."

Sie reiste ab. Constantine blieb. Auf dem Tische lag der Stoß Briefe, schwelend wie ein Feuerhaufe.

*

Marie kam nach Posen. Sie sah alles wieder. Erlebte wieder die Fahrt, heimwärts gerichtet schneller, wie es schien. Sie fuhr ohne die Buchenwälder, über Berlin, und in den Hallen quoll der Dampf. Sie blieb ein paar Stunden in Berlin und fuhr mit dem Nachtzug weiter. Schwerhin ging es nun mit großem Getriebe sausend, das war der Zug nach dem Osten.

Stunde auf Stunde bis zum Morgenrot, wo die Mühlen um Posen ihre schweren Flügel drehten. Polnisches Geschwätz, polnische Gestalten ... „tak, tak ..." Bamberger, die Konfederadka, Krimmerkragen, Juden, plötzlich während die Straßenbahn auf die Kaponnière zufuhr, die Nachtigallen. In diesem trübroten Frühmorgenlicht wie seltsam, wie ungeheuerlich, wie unbegreiflich: kein Amselschrei, nicht ein einziger, aber der Nachtigallengesang im leicht blühenden Gebüsch.

Bergab schnurrte schon der Wagen, der Markt, das Rathaus, dunkel und fremd in seiner slawischen Renaissance, schon ging es nach rechts schnurrend auf die Fischerei zu.

Bretter lagen da. Kinder sprangen. Rief nicht jemand „Kaziu ...?"

Wo war Jan? Wo die, die seine Briefe besorgten? Kaziu ... Kaziu —

Bretter über Bretter aufgestapelt wie Barrikaden. Die Warthe gedachte in die Fischerei zu kommen.

Marie stand im Flur des Hauses, der bissige Hund des Wirtes grölte im Hofe, sie atmete, ein Schwindel packte sie, sie dachte rätselhaft: Posen.

Alexander war da, mit verdorbenen Händen, er wollte eben zum Bau. Er war jetzt bei dem Meister, dessen Hund eben heulte.

Er warf seine Mütze hin und schrie erstickt Marie zu, die er in ihre einstige kleine Hinterstube zerrte: „Ich kann nicht mehr. Ich kann nicht mehr."

Er hielt ihr seine Hände hin, alle zehn Finger, zerwetzt, zerstoßen, geschunden und steinhart, er schrie: „Wie soll ich denn jetzt spielen? Wie soll ich?"

Sie erschrak, etwas Ungeheures stellte sich in ihr auf, sie sah es voll Entsetzen, sie sagte, während sie auf sich selber horchte: „Ja, hast du noch immer diesen Traum?"

Sie sahen sich in die Augen, währenddem zitterte alles in ihr, und das ohnmächtige Duchaninsche kam wieder über sie, sie sagte leise: „Wir beide."

Sie schaute auf ihre Hände, die waren glatter und doch nicht glatt, sie taten Arbeit, war das ihre? Spielten sie die Melodie, die sie hatten spielen wollen? Oder wer spielte die in ihr?

Sie dachte an die Ostseestadt, die Heringe dufteten, Takelwerk wiegte sich leise und fremd, wo war ihre Melodie?

Plötzlich fiel ihr Blick auf vergilbte Blätter, die auf ihrem einstigen Schreibtisch neben alten Büchern lagen, waren das nicht Liebesbriefe?

Ja, Liebesbriefe Jans. Oder des einst geliebten Artilleristen?

Sie stützte den Arm auf das Fenster und sah den Bruder an; Bruder, Bruder, dachte

sie, hörte Türen gehen und den müden Schritt der Duchanins. „Was soll sein?“ fragte sie in unwillkürlicher Umstellung in die Sprechform des Ostens. „Was soll für uns sein?“

Er riß seine Kappe an sich und sprang davon, unten bellte der Hund.

Marie kam nach vorn, die Mutter war gedrückt wie immer, in ihrem Auge aber war jener Blick, Marie erkannte ihn, jener eine Blick, der doch hielt und trieb, vielleicht unbewußt. Sie hatte Sorgen, und die Mariens fielen sofort, von Erschöpfung vielleicht noch viel tiefer, sie dachte: ‚Wie steht es eigentlich um mich? Habe ich nicht viel …? Ein Dach und Feuer im Winter …? Wie kann ich mich versündigen? Las ich nicht vielleicht doch zu viel?‘

Die ganze Wohnung, die Fischerei, etwas hing noch hier und machte sich an sie, sie wurde noch verzagter als Alexander und dachte: ‚Ob es mit den Augen noch gut steht?

Oder ob ich fragen soll? Wieder fragen? Wonach?‘

Sie gingen aber nach St. Martin. Der Straße des Geliebten.

Drüben der steinerne Mieckiewicz, unten die Straße mit den polnischen Leichenzügen. Der Professor hat heute rasche Abfertigung, dachte Marie, als sie hinter einer alten Karmeliterin schnell daran kam, der Arzt, der in das Journal eingetragen hatte, wandte sich halb und lud sie auf polnisch ein, Platz zu nehmen: „Procze …“

„Ich kann nicht polnisch,“ sagte sie rasch. Es war nicht der Professor, sondern ein Assistent, er wandte sich, sah sie an, sie mußte die ganze Krankengeschichte wiederholen, er untersuchte, sie hörte den Mann atmen, plötzlich dachte sie an Jan, aber es war nicht Jan. Es war ein eleganter, junger Mensch, nicht einmal jung, nein, er richtete sich auf und sah aus schwarzen, umschatteten Augen herab zu ihr; es durchfuhr sie auf einmal: Der Artillerist, der Einstgeliebte, von ihr, von ihr verlassen — —

Er war es nicht, keine Spur, er war Pole, er sprach nicht gut deutsch, etwas gebrochen, nicht korrekt, nicht ohne Akzent, er mochte wohl aus Krakau stammen oder wer weiß woher. Er war schöne, gutgebaute Rasse, hatte das Hochgestreckte der kultivierten Polen. Er sah sie an, seine Augen sahen schwarz aus ihren schmalen Schatten, ein Funke sprang … Jetzt ein Lächeln, gesellschaftlich: „Aber gnädiges Fräulein, eine Dame …“

„Wie,“ stammelte sie, „also noch immer keine Aussicht —“

Er lächelte. Er war sehr verbindlich. Viel verbindlicher als der alte Professor, wenn er auch genau das gleiche meinte: „Vorsicht, Vorsicht …“

Unter der Tür sahen sie sich noch einmal an. „Do widzenia,“ sagte er. Dann ging Marie.

Wieder in die Fischerei. Oder wohin sonst? Fräulein Gustawa war längst aus der Stadt verschwunden, jene Sache mit der Intrau hatte „höheren Ortes“ für sie viel zu viel Aufmerksamkeit erregt. Die Katterfeld war in Berlin, die Chrischowa in Freiburg, niemand war mehr da, als die Intrau auf dem Friedhof.

Etwas in Marie richtete sich doch empor, sie dachte an den Zoologischen Garten.

Wieder den alten Weg in Musik und Lärm gehen, in Staub und polnisch-deutschem Reden, während einem noch die spitze Sprache des Nordens im Ohre klingt und vor dem Auge ewig feines Takelwerk sich wiegt.

Nun hier bin ich, es ist kein Konzert, das ist nicht nötig, ich höre vielleicht Amseln. Marie ging durch den wenig belebten Vorgarten in den Tierpark hinein, das Leben der Gefangenen war schweigend und unkenntlich. Sie horchte, ob Pfauen schrien. Sehnsucht zog in ihr Herz. Aber von den Pfauen schrie keiner. Wo war der dunkle Soldat?

Sie hörte auch keine Amsel. Ging an den Käfigen entlang, suchte das Bild dieser Naturgefangenen mit der Seelengefangenheit der Duchanins zu verbinden. Eine Erkenntnis kam, die ihrer Skepsis widersprach; Seele ist alles. Seele ist … eins. Sie hob den Blick über den Zaun, drohend sah polnische Erde sie an.

Sie ging. Es dunkelte, Frühlingsstimmen summten, dies Unwägbare, Heimliche kam, eine Erinnerung tauchte in ihr auf: „In meiner Heimat wird es jetzt Frühling — er blüht auf den vergessensten Gräbern auch —“

In meiner Heimat —

Plötzlich sah sie den polnischen Assistenten vor sich. Sie sah den Mann. Er war schön. Deutlich erkannte sie jeden Zoll seiner Gestalt, das Unfaßbare der Haltung, den dunklen, unbegreiflichen Blick, der wie aus einer Höhle des Schattens kam, umgeben von vornehmen Linien.

Er grüßte. Er kam heran.

Sie lief aus dem Garten, es war Dämmerung, die Menschen wanderten und streiften sie: polnisch, polnisch, polnisch. Etwas wie versunkene Riesentiefe tat sich in ihrer Seele auf, das ist es, das ist es, dachte sie und lief und kam an die Kaponnière, wo die Nachtigallen sangen. Sie eilte in die Gänge hinein, unten rollten Züge, zwischen den Büschen aber, in der Stille, sang die Nachtigall.

In meiner Heimat — Sie blieb stehen und krallte die Hand ums Geländer — Ihr ganzes Blut war im Sturm, es überflammte sie, ihre Seele, wenn sie eine hatte. Zitternd dachte sie, von Sehnsucht überflutet, von jedem Funken ihres Blutes durchjagt, während die polnischen Liebesworte Jans, die sie gelesen, in ihr schwankten, während in ihrer Seele jener Feuerhaufe glühte: in meiner Heimat... O, Polen, Polen? Oder der Soldat?

★

Die Mutter war gedrückt. Marie sagte: „Ich reise morgen ab. Um zehn Uhr."

Die Mutter wußte, daß die Wulffen nur knappen Urlaub gegeben hatte, der Vater sah nicht her, sagte nichts. Er lebte immer noch in seiner Tiefe, versunken, versunken, nur daß es in seinem Blute immer wieder aufkam, daß es zuweilen aufrasen mußte: „Nach mir die Sintflut —"

Marie sah immer wieder Alexanders ausgestreckte, abgeschundene Finger.

„Wozu taugen sie noch?"

Sie fühlte auf einmal gewaltig: etwas ist in uns geflossen mit diesem Blute. Etwas ist in uns in diesem Kampfe, den wir selber noch führen, versenkt worden. Versiegelt ist es. Aber finden wir es? Etwas Großes ist in uns vererbt.

Sie ging zum Bauplatz. Mit schwachem Auge spähte sie hoch, drüben stand Alexander, die Kelle mit Mörtel in der Hand. — Hier stand sie, nicht besser, nicht fertiger, nicht gelungener in ihren Leistungen als er. Da drüben er und hier, am Zaune, sie, ein roher, unfertiger Bau zwischen ihnen und alles Traum?

★

Marie fuhr mit dem Zehnuhrzug. Sie hörte keine Nachtigallen mehr. Unterwegs, in Kreuz, wurde ihr schlecht. Eine deutsche Schwester beugte sich über sie und gab ihr einen Schluck Wein.

Und fehlte ihr denn anderes, als eben der... Schluck Wein? Und Liebe, Güte, Gelingen?

★

Constantine kam Marie entgegen, es war noch am späten Abend der Wiederankunft, und sagte: „Also ich habe mich verlobt."

Constantine ging hin und her, leicht wie eine Zirkusreiterin, sehr schlank, das Haupt schwarz und hoch wie ein schmales Tierhaupt, sie funkte mit ihren Augen zu Marie und sprach: „Ja, glaube nur. Wilhelm Hayessen ist es."

Marie sann dem Namen nach. Irgendwie hatte sie von ihm wohl gehört. Mehrfach gehört, in der überlegenen und ein wenig pedantischen Art, wie die Menschen dieser Gegend an Bestimmtem festhalten. Wilhelm Hayessen? Ach, die jungen Söderlands, Alice hatte ... Gewiß, sie hatte den Mann ja auch gesehen!

Sie rief: „Wie kommst du denn zu —"

„Ich war, während du fort warst, in Hamburg. Sie hatten mich eingeladen —"

„Die Söderlands? In meiner Abwesenheit?"

„Alice, ja. Ich traf sie an dem Morgen, an dem du abgereist warst, in der Konditorei, wo sie auf ihren Mann wartete. Und dann luden sie mich beide ein. Und ich fuhr los."

„Und in Hamburg hast du —"

Marie besann sich ungläubig. Ja, Hayessen war Hamburger. Ein Chef des Hauses Söderland. Etwas wie wichtige, altvertraute, rechte Hand. Womit nicht gesagt war, daß es bei dem jungen Söderland ein alter Herr war.

Sie wurde nicht klug. Immerwährend sah sie Constantine an, und dabei begriff sie schließlich, daß es so war. Und Constantine Duchanin entfernte sich in diesen Augenblicken vollständig von ihr, sie erkannte, teilte, liebte, wünschte nichts mit ihr. Alles war anders zwischen sich und jener, ein Graben war zwischen ihnen gezogen, dicht neben ihr, in der traurigen Heimat war das Fremde herangewachsen, das sich nun, ohne Blick auf sie, entfaltet hatte, mit anderen Zielen.

Aber sie verstand nicht. Sie verstand nicht.

Sie sah nach der Kommode. Der Feuerhaufe lag nicht mehr da und der Soldat?

Sie sagte: „In der kurzen Zeit ..." und sah an dem spöttischen und leichten Blick der Constantine, daß sie dahinein nicht dringen und nicht verstehen konnte.

Constantine sagte lächelnd: „Wir haben uns gerade dreimal gesprochen." Sie schaute nahe in Mariens Augen. „Glaubst du denn —" ihr Blick funkte, „glaubst du, daß das nicht ... genügt? Und denkst du, daß er so eine Schwarze wie ich hierzulande überhaupt bekommen könnte?" Sie vollendete: „Wir heiraten noch vor Sommer. Danach kommt gleich die Ausreise. Die Söderlands reisen doch auch."

„Die — Aus —"

„Aber ja doch. Wilhelm E. P. Hayessen," sie freute sich noch an dem Namen, „ist doch der Chef von drüben. Von Shanghai, glaube ich."

Jetzt fiel es Marie wie Schuppen von den Augen: so war es. Wilhelm Hayessen war ein bevollmächtigter Herr von drüben, Leiter, ein Repräsentant von der anderen Küste, vielleicht auch beteiligt. Jedenfalls ein welterfahrener, anglisierter, sehr hamburgischer

Herr. Ein Kaufmann. Fremde, unglaubhaft fremde Welt für alles, was Duchanin hieß. Und den hatte sich Constantine —

Ein Mann von drüben, von —

Marie starrte Constantine an.

„Ihr werdet also — reisen?"

„Jawohl, wir werden. Darum heiraten wir bald. Wir machen die Sache schnell."

Also drüben — Und vor Marie erschien die weiße Brandungslinie, die fremde Küste. Alle die Küsten der Welt. Sie hatte von der Ausreise gehört, sie führte über viele Plätze — Alles wurde berührt, was Marie einst zu sehen gewünscht hatte, alle Länder waren feil, die glühend ersehnt wurden . . . uralte Namen, uralte Geschichte, uralte Völker . . . durch die Geschichte der Welt führte der Weg, über . . . Atlantis. Nichts mehr war verborgen, das kaum noch Erfaßte, die Erde tat sich auf vor Constantine, die nichts davon wußte.

Marie dachte: ‚Was wird sie lernen. Was wird sie schon in einem halben Jahre sein. Wer wird sie sein. wenn sie ein, zwei, drei Jahre drüben ist. Wie sie sich verwandelt, das sehe ich nicht. Aber daß sie sich verwandelt, das werde ich . . . wissen.'

Sie horchte in sich, und in ihr hob es sich zu einem dunklen, in sich sinkenden Strudel.

Constance sagte in einem leichten Spotttone: „Du mußt also hier wieder allein bleiben. Ich reise jetzt nach Posen, und dort ist die Hochzeit. Umgehen läßt sich das nicht. Ich muß der Mutter helfen."

Sie lachte, aber das Wunder war nicht mehr an ihr. Oder war es überhaupt nicht an ihr? Sie ging durch alles, das Marie ferne wie in Silberflittern schweben sah, wie durch Gewohntes. Nur ein Spielen war in ihren Augen, als sie sich wieder zu ihr wandte, Überlegenheit, offene Kälte . . . Der Graben war längst gegraben, jetzt füllte ihn die Flut . . . Offene Scheidung. Ein Glitzern, während das dunkle Tierhaupt sich hob: „Wir . . . müssen uns nun . . . trennen . . ."

(Fortsetzung des Romans folgt)

Altes Infanteriesignal. Von Hans Benzmann

Bisweilen ruft aus dumpfem Traum
Mich hell ein Infanteriesignal —
Und meinen Jubel faß' ich kaum,
Denn deutlich hör' ich's noch einmal:
  Habt ihr denn noch nicht genug geschlafen? . . .

Kasernenhof. Und Morgenschein.
Trepp auf und ab. Es dröhnt der Flur.
Und soll dies wirklich Kaffee sein?
Doch schon geht's frisch in die Natur!
  Habt ihr denn noch nicht genug geschlafen? . . .

Ich decke meine Augen zu,
Heiß quillt es über meine Hand —
Genug gelitten hast auch du, —
Geliebt doch den Soldatenstand . . .
  Habt ihr denn noch nicht genug geschlafen? . . .

's ist nicht allein die Kraft, die fehlt,
Die Leib und Nerven strafft und stählt,
Die Freiheit und Gesundheit schafft —
Das ist es, was mich schmerzt und quält,
Daß etwas an der Seele fehlt,
Daß etwas mir ist fortgerafft,
Was meines Volkes Herzenskraft,
Daß ein Gebilde fest und hart,
Zerbrochen und zerrüttet ward,
Was Sein von meinem Sein gewesen!

O käme uns ein neu Genesen!
O riefe uns aus dumpfem Traum
Das alte Infanteriesignal!
Erlösung wär's! . . . Ihr glaubt es kaum,
Wie jubeltet ihr allzumal,
Kläng' hell wie ehmals das Signal:
  Habt ihr denn noch nicht genug geschlafen? . . .



Kleine Lenzmusik

Drei lyrische Stücke von Frida Schanz

I.

Im frischen Hauch erbebt die Weide,
Als ob ein Schauer sie durchrinnt,
Ein Vogel zirpt schon auf der Heide
Den Klang, mit dem der Lenz beginnt.

Mit eisigtropfendem Gefieder
Fuhr heut der Märzsturm noch durchs Tal.
Der kleine Vogel zirpt schon wieder —:
„Es war gewiß das letztemal! — — —"

II.

Leiser Glanz in langen Wellen
Wandelt schon durchs Wolkengrau.
An den alten Veilchenstellen
Blinzelt schon das erste Blau.

Karg ist noch der Sonne Huld.
Doch ein Lied bricht schon das Schweigen.
Liebe, leise Ungeduld
Wippt schon in den Knospenzweigen.

III.

Er kam. — Durchs Zweiggewirr blitzt seine Krone.
Der erste atemlose Frühlingswind
Begrüßt die erste kleine Anemone,
Die zitternd steht als einz'ges Waldeskind.

Durch alle Wipfel schauert das Erwachen.
Ein Bäumchen, Träger ersten Blütenschnees,
Beschaut sein helles, strahlendfrohes Lachen
Im Silberspiegel eines Sees.



Vorläufer des Matthias Grünewald

Von Prof. Dr. V. Curt Habicht

Die Wissenschaft hatte an dem so gut wie vergessenen, größten Maler des deutschen Mittelalters schon seit einiger Zeit durch das grundlegende Werk von H. A. Schmid alles wieder gutgemacht, als ein breiteres und begeistertes Verständnis für den Meister einsetzte. Mit der längeren Besichtigungsmöglichkeit des Hauptwerkes, des Isenheimer Altares, in der Älteren Pinakothek zu München war diese Tatsache eingetreten. Die Tausende und Abertausende, die damals mit tiefster Ergriffenheit eines der größten Wunder der nordischen Malerei erlebt haben, und die zahllosen Erörterungen der einzigartigen Kunst in Zeitschriften und Tageszeitungen taten das ihre, Ruhm, Größe und Bedeutung dieses Riesen zu verbreiten. Zugleich setzte aber auch die erneute Forschungstätigkeit ein, vor allem, um die stark quälenden Rätsel zu lösen und das unheim-



Christus am Kreuz. Gemälde vom Meister der Darmstädter Passion
Darmstadt, Landesmuseum

liche Dunkel, das diesen meteorgleich auftauchenden und verschwindenden Großmeister — in sehr unangenehmem Gegensatz zu Dürer — umgibt, zu durchdringen. Die Gruppe einer nicht sehr großen Zahl von Werken — das Oeuvre — blieb wegen der leicht erkennbaren Einheitlichkeit eines bestimmten künstlerischen Willens und Erlebens und wegen der ebenso leicht feststellbaren Einheit der Mittel und formalen Gestaltung fest und unerschütterlich. Die Zusammengehörigkeit dieser Werke wird auch unantastbar bleiben. Anders ist es mit dem Namen, der Persönlichkeit, der diese einheitliche Masse zuzuschreiben ist. Bedenken, daß der dafür überlieferte Name: Grünewald auf einem Irrtum oder Mißverständnis beruhen könne, machten sich bald stark geltend. Die leidenschaftlichen Versuche, hier zu einer Klarheit zu kommen, sind noch nicht abgeschlossen und es bleibt abzuwarten, ob die in diesem Augenblick durch die Presse verbreitete Nachricht, daß in einem demnächst erscheinenden Buche des Rätsels Lösung und der wahre Name geboten werde, wissenschaftlicher Kritik standhält. Der neuerdings, im letzten Heft des Kunstwanderers, veröffentlichte archivalische Fund sagt aus, daß 1516 ein Maler Mathias Gothardt-Nithardt „des Kurfürsten von Mainz Maler" war. Damit erfährt die von W. Rolfs in seinem Buche: Die Grünewald-Legende, Leipzig 1923, vertretene Hypothese an sich eine Stütze. Allein — bis jetzt ist es noch nicht gelungen, eines der bekannten Werke mit diesem Maler in Verbindung zu bringen — und dann ist es doch mehr als wahrscheinlich, daß der Kurfürst von Mainz mehr als einen Maler in Diensten gehabt hat. Der Meister des Isenheimer Altares, der Frankfurter, Basler, Münchner und Karlsruher Bilder (um die Hauptwerke zu nennen) ist eine Persönlichkeit. Es ist gewiß von höchster allgemeiner und wissenschaftlicher Bedeutung, diese Persönlichkeit mit einer urkundlich überlieferten in Verbindung zu bringen. Zunächst aber ist es wichtiger, das geschlossene Werk dieses Großen zu verstehen. Das wird aber leichter und vertiefter möglich sein, wenn man den Boden kennt, aus dem dieser Gewaltige erwachsen ist, wenn man in den künstlerischen Zielen stammverwandter Meister der vorausgehenden Zeiten gewissermaßen schon angelegt und angestrebt sieht, was sich bei dem Begnadeten zu reicher, vollendeter Blüte entfalten sollte. Diese Einsicht und das erneute starke Interesse an dem größten deutschen Maler rechtfertigen es wohl, sich diese Fragen vorzulegen und sie etwas eingehender zu beantworten.

Fritz Burger hat in seinem Handbuch eine Abbildung eines der Evangelisten des sog. Evangeliars Ottos III. neben eine der Auferstehungsszenen von Grünewalds Isenheimer Altar gesetzt. Fünf Jahrhunderte trennen die beiden Werke. Grünewald hat diese Miniatur sicher kaum gekannt. Von „Lernen" und „Beeinflussung" im pädagogesten (üblen) Sinn kann gar keine Rede sein. Und doch ist ein unterirdischer, allerdings nicht beweisbarer, weil unsichtbarer, sehr enger Zusammenhang da. Es muß im Grunde ja auch ein Positives der Verbindung und Gleichheit damit gemeint sein, wenn man Grünewald als „mittelalterlichen" Künstler — trotz seiner Lebensdaten und anderer Mächte seiner Zeit, die sich bei Dürer oder gar Holbein d. J. entscheidend durchsetzen — und mit Recht, in Anspruch nimmt. Auch die Romantiker hielten sich für „mittelalterlich" denkend, fühlend und erlebend. Es ist klar, daß hier etwas ganz anderes ausgesagt ist, nämlich über die Zugehörigkeit der Geiststruktur und der Ausdrucksform Grünewalds zum Mittelalter. Das heißt letzten Endes aber nichts anderes, als daß ein Schulverhältnis besteht; selbstverständlich nicht das einer Klippschule und tagbewußter Eindrillung, sondern weit mehr das der Erahnung, der stillen Anformung und Angleichung in den unterbewußten, für den genialischen Menschen vorab entscheidenden, Bezirken.

Doch davon wollen wir nicht weiter sprechen. Wir meinen, daß es auch unmittelbare Vorläufer Grünewalds, im üblicheren Sinne Lehrer, gegeben haben muß. Wer die waren, ist uns aus keiner Chronik, mit keinem Worte Grünewalds selbst (wie bei Dürer), was natürlich das beste und verläßlichste wäre, überliefert. Allein, die Verhältnisse liegen gerade bei diesem, am meisten zur Enträtselung reizenden Künstler ungemein ungünstig. Er ist wohl in Aschaffenburg geboren, erkundlich sicher ist es nicht. Aber wann? Hier versagen die Quellen schon wieder. Der um 1530 Gestorbene kann sechzig- aber auch fünfzigjährig gewesen sein. Allein der Unterschied 1470 oder 1480 als Geburtsjahr ist gewaltig — und gar nicht gleichgültig. Man kann vor der Hand nur mutmaßen — und wir müssen es auch tun. Ich halte das Geburtsjahr 1480 für gänzlich ausgeschlossen. Die erhaltenen frühesten Werke, die um 1500 herum entstanden sind, hat niemals ein Zwanzigjähriger geschaffen. Sie stehen der gleichförmigen Masse der stilistisch geschlossenen, einheitlichen späteren Werke doch zu nahe. Jedenfalls scheint mir sicher, daß man die um 1480 entstandenen Werke am Mittelrhein durchaus mit als Lehrmaterial, als Arbeiten unmittelbarer Vorläufer herannehmen muß. Gewöhnlich ist es Holbein d. Ä., von dem überhaupt nur als Lehrer gesprochen wird, weil er um 1500 in Frankfurt gearbeitet hat und irgendein Wechselverhältnis zwischen ihm und Grünewald bestanden zu haben scheint, wobei es nicht einmal ausgemacht ist, wer eigentlich der gebende Teil war. Diese Fragen sollen uns noch beschäftigen. Vorerst gilt es, sich mit einer anderen Persönlichkeit zu befassen. Das ist der leider dem Namen nach immer noch unbekannte, behelfsweise Hausbuchmeister genannte, hochinteressante Künstler, von dem wir mit Sicherheit annehmen können, daß er um 1480

in der Gegend um Mainz—Worms—Speyer—Frankfurt herum gearbeitet hat. Er wird in der Grünewaldliteratur kaum angeführt, oder aber mit einer gewissen Unsicherheit und Verlegenheit. Aus einfachen Gründen. Dieser geniale, hellebendige, kühne Maler am Mittelrhein hat ein sehr persönliches Gesicht. Der uns bekannte Grünewald erst recht. Beide passen zueinander wenig, d. h. dem lediglich stilkritisch, formgebannten Auge ergeben sich geringe oder gar keine Vergleichspunkte. Damit ist die Sache abgetan. In Wirklichkeit ist sie es gar nicht. Gewiß sind die Dinge bei dem anschmiegsameren, formerpichten jungen Dürer einfacher, obwohl selbst da der unbedingt starke Einfluß des Hausbuchmeisters nicht immer leicht zu packen ist — und in der Dürerliteratur durchaus nicht genug betont wird.



Die Dornenkrönung. Gemälde des Hausbuchmeisters
Karlsruhe, Badische Kunsthalle (Aufnahme Kratt)

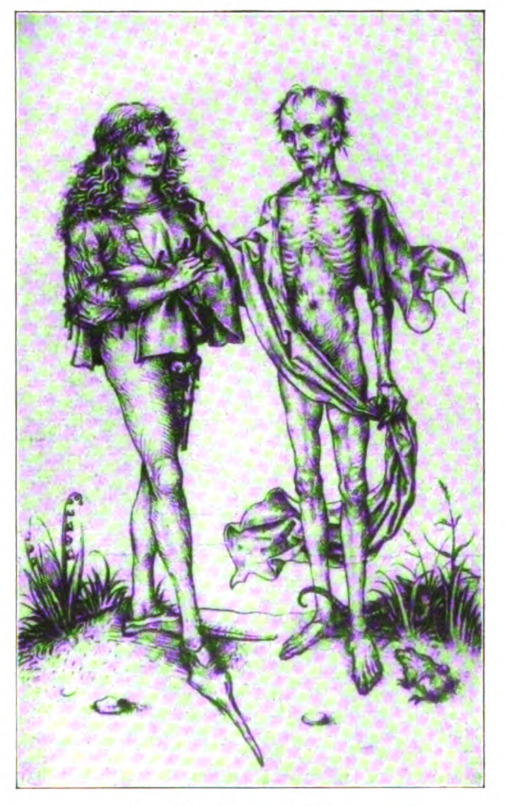
Was ist mit diesem Hausbuchmeister, wie steht es mit seiner Kunst am Mittelrhein? Diese Fragen sind berechtigt, ehe gleich an Schwierigeres gegangen werden kann. Und um es vorwegzubehaupten, Grünewald ist der geniale Künstler des Mittelrheins*), hier hat er Wurzeln seiner Kraft, ohne sie ist er nicht denkbar.

Genau dasselbe, was sich zu Rembrandt und der holländisch-amsterdamer Kunst beibringen läßt, ergibt sich in weit verstärktem Maße hier. Es geht eine gerade, wenig gebogene, allerdings am Ende toll ansteigende, Linie von dem mittelrheinischen Meister der Darmstädter Passion zum Meister des Hausbuchs, über seine Schule zu Matthias Grünewald.

„Menschen am Mittelrhein" — es genügt, drei sehr ungleiche und doch sehr nah verbundene: Goethe, Büchner und Niebergall zu nennen, um ein sehr klares Menschenmassiv zu sichten. Mag Goethe Melibokushöhe unter den anderen haben, auch er gehört dazu, zu diesem geistigen Schlag der Deutschen, den seine Fehler wie Vorzüge gleich stark und deutlich von allen anderen abheben. Wir unterlassen eine Kennzeichnung, wohl bewußt, daß solche Deutungen nur in einer einigermaßen entsprechenden Spiegelung des Geistlichtes — also breit —, und nicht in einer prismatischen Brechung Sinn und Berechtigung haben. Dazu ist hier nicht der Ort. Halten wir uns an die genannten

*) Diese Erkenntnis hat bereits H. Thode in einem grundlegenden Aufsatz: Die Malerei am Mittelrhein ... (Jahrbuch d. Kgl. preuß. Sammlungen 1900) ausgesprochen.

malerischen Leistungen des Mittelrheins, so erkennen wir zunächst bei dem Meister der Darmstädter Passion (Abb. S. 217 und Kunstbeilage zwischen S. 224/225) höchst eigentümliche Züge, die um so mehr ins Gewicht fallen, als dieser merkwürdige Unbekannte gerade in der Gegend von Aschaffenburg tätig gewesen war. Dieses seltsame Weltkind offenbart seinen schöpferischen, vorwärtsdrängenden Geist schon in der Aufnahme stärkster künstlerischer Bewegungen seiner Zeit. Es sind ganz Große und Entscheidende: K. Witz, die van Eyck und der Meister von Flémalle, bei denen er sich holt, was er braucht. Dieses instinktsichere Gewiesensein auf Wichtigstes und Richtunggebendes — eine durchaus typisch mittelrheinische Eigenschaft — greift zugleich nach einer Verschmelzung solcher Probleme, die schon allein ein Künstlerleben hätten ausfüllen können. Wieder damit der Zeit weit vorauseilend. Letzten Endes ist es die große, erst in Grünewald vollendete, Synthese des mittelalterlichen Realismus mit mittelalterlichem expressiven Ausdrucksdrang, die hier schon tapfer und auf seltsame Weise angegangen wird. Namentlich das Mittel des Helldunkels, der Lichtbedeutung als versöhnenden und bindenden Faktors, wird von diesem Unbekannten — gewiß dem Meister von Flémalle abgesehen, jedoch zu einer über das Vorbild reichenden Konsequenz getrieben. Die beiden Darmstädter Bilder, namentlich die ganz auf Nachtstimmung eingestellte Kreuztragung, leben von diesen Gegensätzen erlebter und sehr bewußt gestalteter Helligkeitsgrade, die wohl Beobachtungen der Wirklichkeit entnommen sind, aber rein künstlerischen Absichten unterliegen. Das ganz Besondere, das Traum- oder Märchenhafte der Ereignisse ist es, das der Künstler außerordentlich stark als das Eigentliche erlebt hat und das er mit allen seinen Mitteln durchschlagen lassen will. Gewiß ist es mehr ein naives Erstaunt- als ein geistig tiefes Ergriffensein, das sich in dieser Grundeinstellung nur zu deutlich offenbart, allein es ist wenigstens echt und mit soviel Eifer zum Zielpunkt der Gestaltung gesetzt, zugleich aber auch von soviel Eigenart und Fähigkeit zur Verwirklichung begleitet, daß doch erstaunliche und ungemein anziehende Schöpfungen entstanden sind. Die bizarren, reichprunkenden Trachten, der Zauber aller Dinge: der kostbarsten Stoffe, Pelze und des Schmucks vor allem, seltsame — doch nur von ferne an K. Witz erinnernde — Köpfe, Hingabe, Innigkeit der Träger der Handlungen, wunderbar satte, tiefe Farben, kurz Glanz, Pracht, Verwegenheit und Einfalt, Licht und Dunkel, alles, was er hat und kann, wird mit Leidenschaft und intensivster Spannung zusammengeballt, um das ganz „Besondere", das ganz Einmalige und Ungewöhnliche so stark, wie nur denkbar, sprechen zu lassen.



Der Tod und der Jüngling
Kupferstich des Hausbuchmeisters

Dann kommt die hervorragende Erscheinung des Hausbuchmeisters. Man hat ihn früher und lange überhaupt für einen Niederländer gehalten. Sollte es möglich sein, daß er Schüler des Meisters der Darmstädter Passion war? Es ist eher naheliegend als ausgeschlossen. Ähnlich wie bei Schongauer, selbst bei Dürer, liegt des Meisters beste Stärke auf dem Felde der Graphik. Wir wollen uns an zwei Beispielen, dem Karlsruher Bild der Dornenkrönung und dem Kupferstich: „Der Tod und der Jüngling" genau ansehen, zu welchem Punkt dieser geniale Meister die mittelrheinische Kunst getrieben hat.

Die Kühnheit und die Konsequenz eines unerbittlichen Verismus sprechen bei dem Karlsruher Bild (S. 219) mit einer derart heftig lauten Stärke, daß für den ersten Eindruck absolut nichts anderes aufkommen kann: Es sind dabei nun ohne Zweifel die Henkergestalten und die Zuschauer, die die Situation beherrschen und die Klänge dieser Auffassung am unmittelbarsten zu uns tragen. Historisch, aber auch auf das Reinkünstlerische gesehen, scheint ein unerhört frischer

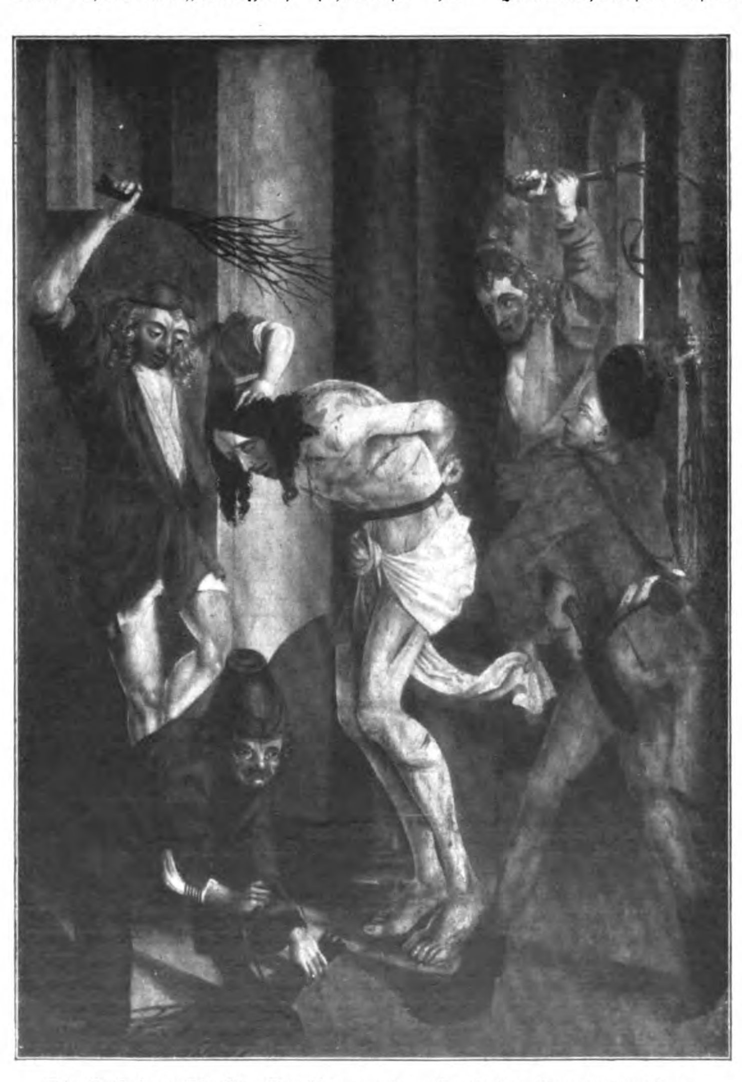


Die Enthauptung Johannes des Täufers
Gemälde aus dem Kreise des Hausbuchmeisters. Karlsruhe, Badische Kunsthalle

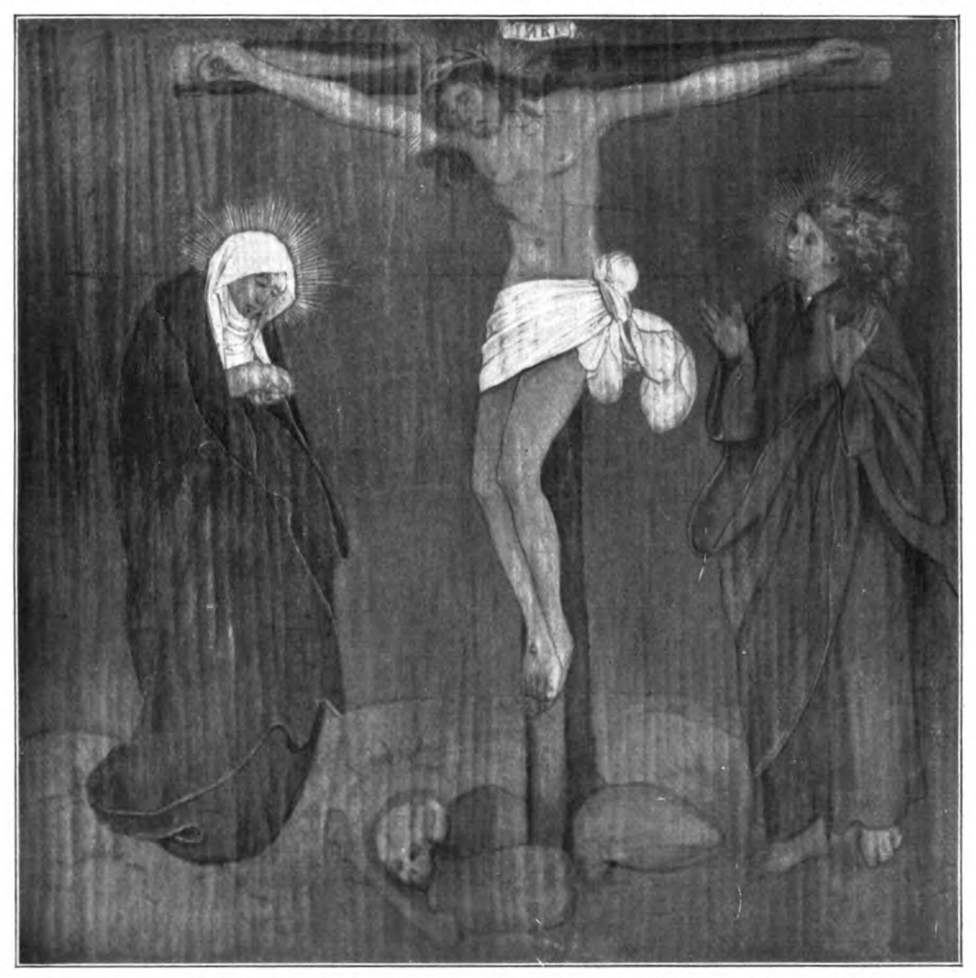
Grad der Unmittelbarkeit sowohl der Beobachtung als der Wiedergabe des realen Seins erreicht. Und ohne Frage ist es so. Doch man darf sich nicht täuschen lassen — und muß gerecht sein. Die kapriziöse, auf nächste Ansicht berechnete Illusionistik, d. h. die unerhörte malerische Genauigkeit, ist keineswegs neu und in nichts besser als die stoffliche Nachahmung eines J. van Eyck. Auch ist kaum ein Fortschritt in einer realistischen Gesamtanlage zu verzeichnen. Das Bild hört plötzlich auf — im neutralen Goldhintergrund und je mehr es sich ihm nähert, um so „unräumlicher" mit allem Gefolge dieser Einstellung und des Malverfahrens wird es. Und doch — der Fortschritt ist da — und er ist kühn. Thode hat das Wesen der mittelrheinischen Schule insgesamt so gekennzeichnet: „Eine naive Lebensfreudigkeit führt zu einer unbefangenen drastischen Wieder-

gabe der Wirklichkeit in genrehaften charakteristischen Zügen, und zugleich eine bewegliche Phantasie, darüber hinausstrebend, bald zu humoristischer Übertreibung, welcher die Häßlichkeit ein Mittel zum Zweck ist, bald zu einer märchenhaft ausschmückenden Erzählungsweise." Die Steigerung dieser schultypischen Elemente, die gewachsene Freiheit in ihrer malerischen Ausprägung und Eindringlichkeit gegenüber den Tafeln des Meisters der Darmstädter Passion sind die wichtigen und ersichtlichen Ergebnisse dieses „Fortschritts".

Wie untief die Abstempelung auf Realismus bleibt, und wie wenig eine solche Seite die künstlerischen Grundabsichten entschleiert, beweisen jedoch des Hausbuchmeisters Stiche. Was Thode als „bewegliche Phantasie" hervorhebt, ist die andere und wichtigere Seite der Kunst dieses, wie jedes mittelrheinischen Meisters. Denn so wenig die beschwingte Unmittelbarkeit als oberflache Bejahung des realen Seins gedeutet werden darf, so wenig erschöpft sich diese Kunst in einer malerischen Nurbejahung desselben. „Humoristische Übertreibung" und „märchenhaft ausschmückende Erzählungsweise" sind gewiß beachtliche und kennzeichnende Ergebnisse dieser Einstellung. Sie sind es jedoch keineswegs allein — und die höchsten sicher nicht. Thode geht über diese Kennzeichnung der Eigentümlichkeiten an anderen Stellen seiner meisterhaften und grundlegenden Arbeit selbst hinaus. Mit vollem Rechte betont er die Entwirklichung und Versöhnung, die der Hausbuchmeister besonders in seinen Stichen durch die Helldunkelwirkungen erreicht. Er knüpft, wie Thode klar und richtig betont, hier unbedingt an die gleichen Absichten und Formwerte des Meisters der Darmstädter Passion an. Jedoch wichtiger als dieses Mittel ist unbedingt der geistig-seelische Kern, dem es — wie alles andere — nur dient. Denn, um es deutlich zu sagen, dieser Hausbuchmeister ist einer der stärksten Verkünder einer neuen Geistigkeit und Zeit. Das Schicksal hat es gewollt, daß diese Jahrzehnte des ausgehenden fünfzehnten Jahrhunderts mit zwei „neuen Zeiten" erfüllt waren, von denen die undeutsche, die der Renaissance nämlich, schließlich die Alleinherrschaft behielt. Sie meinen wir nicht, wir meinen jene andere gewaltige Strömung, die sich am Ausgang des Mittelalters in einer Besinnung auf das Wesentliche und Eigentliche dieser ganzen Kulturwelle kräftigst erklärt und in der Kunst durch die Ver-



Die Geißelung Christi. Gemälde aus dem Kreise des Hausbuchmeisters
Karlsruhe, Badische Kunsthalle. (Aufnahme Kratt)



Gemälde eines mittelrheinischen Meisters. Christus am Kreuz. Mainz, Städtische Gemälde-Galerie

treter der sog. „Sondergotik“ zusammengefaßt werden kann. Ihr Vollender aber heißt Grünewald; er ist ihr Pol. Die Nadel des wirklichen Selbsts steht bei dem Hausbuchmeister nahe dorthin. In seinen Stichen am sinnfälligsten offenbart. Und nun wird es Zeit, den Stich: „Der Tod und der Jüngling“ (S. 220) etwas näher anzusehen. Die ganze Eigenart und Freiheit der genannten geistigen Umstellung werden hier klar. Aus einem mittelalterlichen Stoff — Totentänze, Legende der drei Lebenden und drei Toten usw. — wird alles Äußerliche, billig Didaktische, Abgetrennte, Unnötige abgeschält und nur der erlebnisechte Kern behalten. Es zeigt sich in Stichen wie diesem weit deutlicher als in den Gemälden, daß die Ausdruckskünstler dieser Welle durchaus nicht gewillt waren, bei den veristischen Errungenschaften des Jahrhunderts stehen zu bleiben. Diese „Fortschritte“ werden wohl benutzt — das zeigen die Körperauffassungen und Darstellungen — jedoch durchaus untergeordnet und einbezogen in ein leidenschaftliches Verlangen, von seelischen Erlebnissen erfolgreich zu künden. Die spießbürgerliche Unbeschwingtheit und rechnerische Leidenschaftslosigkeit des 15. Jahrhunderts ist überwunden und es funkeln strahlend und stark die inneren, lebendigen Kräfte. Kurz, man sieht in der Kunst nicht mehr eine bieder, schlecht und recht zu leistende Aufgabe, sondern ein Ventil, die Geistströme eines übervollen Herzens zu entsenden, die anderen hineinzureißen in die Turbulenz innerer Gesichte, deren Wirklichkeit wie immer zu sprechen zwingt. Riß der Meister der Darmstädter Passion aus Alltäglichkeit uns in das Besondere märchenhafter Stimmung, so mit gleicher Gewalt stößt dieser Große in das Urmenschliche, wenn auch stets Verkannte — und in diesem Sinne wieder: Besondere. Die Tragik des Seins ist kein billiges Schreckmittel mehr — wie in den Totentänzen —, sie ist mit solcher Liebe um-

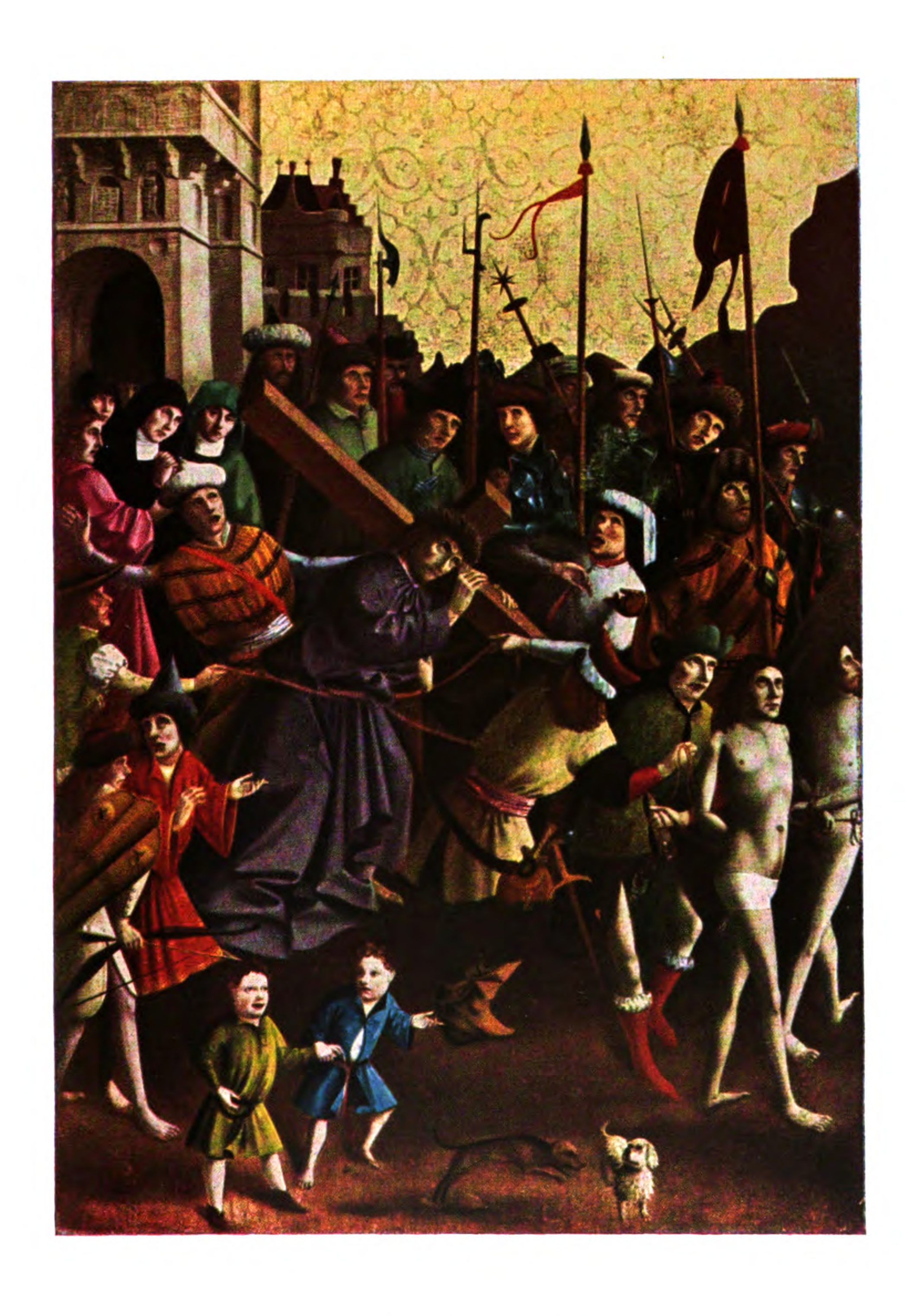
faßt und erschaut, daß sie, in Milde gewandelt, zu einem Lied wird auf den Tod von unendlicher Süße wie ein Volkssang: „Der Tod von Basel" oder anderes. Es braucht keine bewußte, aber es muß erlebte Weisheit sein, die alle Kunst nur zur unvergleichlichen Höhe hebt. Sie ist hier. Dieses Märchen vom Gevatter Tod ist von Burleske, Herzensquälerei und schulmeisterlicher Beherrschungssucht des entarteten Mittelalters himmelhoch entfernt, es ist Menschenwort aus tiefster Seele. Und wie dieses „Eigentliche" ewigen Menschentums sind auch die Mittel; frei von ästhetischen Zielen, vom „Stand" der Kunst, einfach und echt. Kein Raum, ein bißchen liebevoll mit Blumen, Gras und Tier belebter Boden, keine dramatische Handlung, keine gesuchten Gebärden. Ein Jüngling kommt von links; im Schreiten hält ihn der Tod; sein Auge zwingt ihn und nicht ein Hellebardenstoß in den Bauch oder hinterlistiger Schlag. Und wie lebendig und ungeduldig ist jeder Strich, wie schwingen die Töne von Schwarz und Weiß, diese einfachen volksliedmäßigen, in einem unerhört geistvollen, erregten und erregenden, lebendigen Spiel.

Unmittelbare und nahe Verwandtschaft schon zum Schaffen Grünewalds ist in den beiden Tafeln mit der Enthauptung Johannes des Täufers und der Geißelung Christi, die von einem unbekannten Meister stammen und auf die wir zuletzt nun noch einzugehen haben, leicht zu erkennen. Das konventionellere, altertümlicher gehaltene Bild der Enthauptung (S. 221) verrät die Gefolgschaft hinter dem großen Hausbuchmeister in Gestalten wie dem Henker oder dem Herodes ebenso stark wie in der Gesamtbildanlage, der unerbittlichen Realistik und der frischen Unmittelbarkeit, fast Unbekümmertheit, mit der das Ganze, wie Einzelheiten erfaßt und gegeben sind. Mag es sich bei der Geißelung (S. 222) um eine andere, jüngere Hand handeln (was wahrscheinlich ist), oder nicht, hier sind jedenfalls wichtige, auf Grünewald führende Züge der mittelrheinischen Malerei, auf den Leistungen des Hausbuchmeisters aufbauend, weitergelenkt und der schließlichen Vollendung dicht zugeleitet. Die sorglose, fast grausame Drastik der Henker, ihre Typen und die physiognomische Schärfe der Gesichter zehren vom Gute des Hausbuchmeisters. Neu, groß und richtungweisend ist die Entfaltung des expressiven Dranges, gefunden in der ergreifenden Gestalt Christi. Es ist die Überzeugungskraft in der Gestaltung der visionären Schau ebenso wie die unerhörte Ausmalung des Schaurigen in bläulichen Blutstriemen, blaugrünen Lippen, im Ausdruck des Gesichtes und schließlich die steigernde Kraft des Helldunkels, die die überraschende Wirkung hervorbringen. Die den Jugendarbeiten Grünewalds zeitlich ganz nahe stehende Kreuzigung der Städtischen Gemälde-Galerie zu Mainz (Abb. S. 223) schließlich überrascht durch die ahistorische Auffassung, die Befreiung von allem Beiwerk, die Konzentration auf die Hauptgestalten und die malerischen Mittel. Ist diese Malerei an Ausdrucksgewalt auch den frühesten Bildern Grünewalds unendlich unterlegen, so steht sie ihnen in den Absichten und dem künstlerischen Wollen doch sehr nah. Religiöse Ergriffenheit und Erschüttertsein sprechen hier wieder an Stelle all der vielseitigen, mehr oder minder ästhetischen, Ziele, wie sie das ganze 15. Jahrhundert so leidenschaftlich gesungen hatte. Alle Mittel — auch die sehr beachtlichen Helldunkelgegensätze — sind ausschließlich in den Dienst dieser Absichten, zu erschüttern und vom eigenen Erleben zu künden, gestellt.

Die Betonung des Verhältnisses von Grünewald zu Holbein d. Ä. hat einen äußeren, aber immerhin bereits beachtlichen Grund. 1501 ist Holbein in Frankfurt tätig gewesen. Die dort entstandenen Bilder zeigen im Schaffen des Meisters einen plötzlichen Knick, sie sind in manchem Grünewald verwandt. Um die Lehrerschaft Holbeins zu retten, hat man eine vorausgehende Lehrzeit oder mindestens ein Zusammenarbeiten mit Grünewald angenommen. Mir scheint, daß man mit alledem hinsichtlich der uns hier beschäftigenden Fragen nicht weit kommt. Holbein wird kaum viel älter als Grünewald gewesen sein. Das schlösse eine Lehrzeit an sich keineswegs aus. Jedoch liegt das Werk Holbeins allerdings erst von den neunziger Jahren ab vor, das nicht viel dazu ermuntern kann, engere Fäden zu knüpfen.

Thode, der mit genialem Blick das Wesen der mittelrheinischen Kunst erkannt, der eine im ersten Zug meisterhafte und nur in Nebensachen überholte Geschichte dieser mittelrheinischen Malerei geschrieben hat, ist es auch zuerst gewesen, der Grünewald nicht anders als Vollender dieser Möglichkeiten begriffen wissen wollte. Wir haben die Etappen dieser malerischen Leistungen am Mittelrhein an ihren Gipfelpunkten vor Grünewald kennen gelernt. Jeder Genius ist eine singuläre Erscheinung. Sein Zaubermittel ist ihm eingeboren. Dies aus Vorhergehendem abzuleiten, wäre so töricht, wie flach. Doch was Grünewald unmittelbar um sich sah, barg irgendwie die Verheißung seines Wollens im innersten Gehalt, aber auch in manchem der Form. Nur für ihn hatten alle diese Meister erlebt, gestrebt, geschafft. Er brauchte nur zu nehmen, um zu vollenden. Ein Meister der Darmstädter Passion, ein Hausbuchmeister sind nicht Ahnen nur, sie sind seines Geistes, sie sind — in ihrem Wesen und Schaffen — Johannesse seiner Mission, unverkennbare Vorläufer.

Rembrandt, der wirklich ein richtiger Enkelschüler Grünewalds über Uffenbach-Lastmann und nicht nur der Vollender der Helldunkelmagie war, hat also direkte ältere Ahnen der Kunst am Mittelrhein. Mit dieser so seltsamen wie unbezweifelbaren Tatsache sei dieses kurze Kapitel über „**Vorläufer**" und die des Grünewald geschlossen.



Kreuztragung. Gemälde vom Meister der Darmstädter Passion

(Darmstadt, Landesmuseum. Zum Aufsatz: V. Curt Habicht, Vorläufer des Matthäus Grünewald)

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Miterlebte Literaturgeschichte

Von Anselma Heine

Es war Ende Oktober 1889, als ich mit ein paar Freunden von meiner Heimatstadt Halle aus nach Berlin fuhr, um dort die Eröffnung der „Freien Bühne“ mitzufeiern.

Es war ein Unternehmen, das uns sehr am Herzen lag. „Alle neuen Zeitideen sollen da auf den Brettern zu Worte kommen,“ hieß es, und „man würde im neuen Wirklichkeitsstil spielen“. Lauter Lockungen für uns, die wir aus einem ziemlich fest geschlossenen Universitätskreise kamen, in dem man alles Neue, Werdende in der Literatur mit einem gewissen Mißtrauen behandelte. Im Gegensatz dazu war unsere kleine Gruppe umstürzlerisch gesinnt. Wir waren eingeschworen auf die großen Drei: Nietzsche, Tolstoi, Ibsen, die eben begonnen hatten, mit Zorn und Spott an den festen Mauern der bisherigen Gesellschaftsmoral zu rütteln.

Freilich dachten wir noch durchaus nicht daran, die reinliche Scheidung zwischen Lesen und Leben aufzugeben, die damals allgemein üblich war. Ein Buch war eben ein Buch. Ihm nachzuleben, fiel noch keinem von uns ein! — An jenem blauen Oktobertage fuhren wir seelenvergnügt unsere Straße. Das Stück, das man geben wollte, hieß verheißungsvoll: „Vor Sonnenaufgang“. Wir dachten uns darunter etwas Erhabenes, vielleicht ein bißchen Langweiliges, wie „Götterdämmerung“. Der Verfasser hieß Gerhart Hauptmann.

Im Kupee mischte sich ein junger Mann in unser Gespräch, er kannte Hauptmann, war in Neapel mit ihm zusammengetroffen. „So ein verbummelter Student ist er. Erst Theologe gewesen, dann plötzlich in Jena Medizin studiert. Und in Italien war er nun Bildhauer. Jetzt dichtet er mal.“ —

Wir sahen uns enttäuscht an. „Am Ende hätte man zu Hause bleiben sollen?“ —

Im Theater dann spürte man sofort Sensationsstimmung.

In den Foyers freilich stand Berlin W. konversierend. Wie bei jeder anderen geselligen Veranstaltung. Man schien hauptsächlich zusammengekommen zu sein, um einander von den eben beendeten Sommerreisen zu erzählen. Die Damen betrachteten sich gegenseitig prüfend. Eine Mittagsvorstellung war damals noch eine Seltenheit in Berlin. Es war nicht leicht gewesen, die passende Toilette zu wählen.

Drinnen im Hause aber war Gewitterluft. Überall im Parkett und Parterre saßen Hauptmanns Freunde, nachlässig gekleidete junge Menschen mit ausdrucksvollen Köpfen. Und blickten kampfbereit um sich. Direktor Brahm in seiner Loge zeigte auf einem blassen, unbeweglichen Gesicht sein bekanntes skeptisches Lächeln. In der Mittelloge glänzten die gestärkten Hemdbrüste der Aktionäre aus den tief ausgeschnittenen Westen. Die Herren selber sahen argwöhnisch drein.

Und nun begann das Stück.

Zuerst saßen wir erschreckt vor all dem trunkenen Grölen, Rülpsen, Schimpfen von diesem lasterhaften, protzigen Bauernpaar. Der Mann ein Säufer, die Frau im Begriff, ihren Liebhaber mit ihrer Tochter zu verheiraten. Anstatt der wohlgeformten Dialoge, an die wir gewöhnt waren, ein abgebrochenes Stammeln. Die Pausen viel länger als die gesprochenen Sätze.

Im Publikum herrschte gleich anfangs Radaulust. Man trampelte und zischte bei den groben Reden da unten; verlachte das unverfälschte Schlesisch, das man anstatt des üblichen Bühnendialektes traktierte; verlachte aber ebenso den Idealisten des Stücks Loth, den Fanatiker der Vererbungstheorie; der eigenes und fremdes Glück opfert für seinen naturwissenschaftlichen Glauben.

Dann kamen die Liebesszenen zwischen Helene, der Tochter, und Loth. Else Lehmann (später die ständige Hauptmann-Spielerin) gab das junge Mädchen. Eine Offenbarung von Schlichtheit und Keuschheit. Wie Frühling war es, wenn sie auf der Bühne stand. Die wundervolle Poesie dieser Szenen erzwang sich noch einmal aufmerksame Stille. Als aber am Schluß des Aktes der betrunkene Vater die Tochter gierig umarmt, rief eine entrüstete Stimme aus dem Publikum: „Sind wir hier im Theater oder im Bordell?“ Allgemeiner Jubel. Hausschlüssel, Brüllen. Der Skandal erreichte seinen Höhepunkt, als man im Stück, Ende des zweiten Aktes, nach einer Hebamme rief. Ein im Zuschauerraum befindlicher Arzt zieht ein gynäkologisches Instrument (eine Geburtszange) aus der Tasche und bietet seine Hilfe an. Man will ihn aus dem Theater weisen, andere nehmen seine Partei. Pfeifen, Schreien, Durcheinanderrennen, Lachen. Rasender Tumult. Schauspieler bekommen hinter der Szene Krämpfe. Man kann das Stück kaum zu Ende spielen.

Nach jedem Akt erschien Hauptmann, lang, schlank, mit schmalem Munde und der hohen prachtvollen Stirn. Blaß und ein wenig lächelnd verbeugte er sich. Es lag jedesmal

etwas philosophisch Ergebenes und sehr Einsames in diesen Verbeugungen, die er in den Strom von Beifall und Zischen hinauswarf.

Wir klatschten wie rasend. Zum erstenmal empfanden wir, daß Häßliches und Ekelhaftes Kunst sein kann.

In der Reihe vor uns saß ein breitschultriger Herr, sorgfältig gekleidet, mit einem kräftigen Gesicht, dem der auffällig lange, dunkelglänzende Vollbart etwas Brutales gab. Er redete mit einem untersetzten Herrn, der ihn aufgeregt am Rockknopf hielt. Es wäre Hermann Sudermann mit seinem Verleger, sagte man uns. Wir hatten uns kürzlich seinen Roman „Frau Sorge" vorgelesen. Und uns an dem kräftigen Duft seiner ostpreußischen Ackererde sehr erfreut.

„Und jetzt hat er ein Drama geschrieben," flüsterte mir die junge Dame zu, die neben mir saß, ‚Die Ehre' heißt es. Das soll etwas ganz Außergewöhnliches sein. Er hat es neulich in einer Gesellschaft vorgelesen. Sozial ist es ja auch, natürlich! Das ist ja jetzt Mode. Aber man ist da doch nicht in so furchtbar schlechter Gesellschaft wie heute hier. Im Winter soll es gespielt werden."

Im Zwischenakt traf ich eine ältere Klavierlehrerin, die ich kannte. Sie begrüßte mich erregt. „Sie denken wahrscheinlich, ich bin entsetzt über das Stück? Im Gegenteil." Sie schob sich ihren schiefen Klemmer gerade. „Ich gehe mit der Jugend mit. Ein junger Schüler von mir schwärmt für das Natürliche. Haben Sie gesehen, die Flicken in den Röcken! Und wie sie schmatzen beim Essen! Ja, wir haben endlich eine neue Kunst!" Ihr altjüngferliches Gesicht glänzte. —

Bleich im Tageslichte fanden wir uns endlich auf der Straße. Wir redeten lange nicht. Alles war so anders geworden, als wir gedacht hatten. Wir waren hergekommen, um ein modernes Theater zu sehen, in dem man Wirklichkeit spielte; nun hatte man uns rücksichtslos mitten hineingestoßen in diese Wirklichkeit. Nicht wie ein Zuschauer, sondern wie ein Mitleidender hatte man sich gefühlt.

Zwischen all dem Grauenhaften und Bösen aber hatte etwas hindurchgeklungen wie Glockenton: Das tiefe Erbarmen des Dichters mit der Welt und ihrer Sünde. —

Einige Tage nach dem Berliner Ausfluge brachte mir eine Bekannte vielsagend lächelnd den neuesten Kladderadatsch. Da war das Lessingtheater abgebildet. Leute stürzten mit allen Zeichen des Übelbefindens heraus, hielten sich die Nasen zu. Als Giebelfigur ein Schnapsbruder mit der Sockelschrift: „Vererbung". Eine Proletarierfrau, die Brahms Züge trug, kramte Abfälle aus einem Müllkasten heraus, auf dem „Repertoire" stand. Aus einer Hausröhre floß schmutziges Wasser in die Spree.

Ich konnte ihr zum Tausch einen Aufsatz in den „Kritischen Waffengängen" der Brüder Hart überreichen, in dem die beiden einen Hymnus auf den Naturalismus anstimmten und auf Gerhart Hauptmann, „seinen großen Führer". Die Harts aber, die damals in der „Täglichen Rundschau" schrieben und ein paarmal in der Woche unter dem Strich Idealismus und Philosophie leidenschaftlich ausströmten, waren das literarische Orakel der Provinz. —

In den folgenden Jahren sahen wir Freunde nun aus der Ferne zu, wie sich zwischen den beiden neu aufgetauchten Dramatikern, Hauptmann und Sudermann, ein regelrechtes Duell entwickelte; im Jahre 1890 war Sudermanns „Ehre" herausgekommen und hatte einen breiten, stürmischen Erfolg gehabt. 1891 erschienen Hauptmanns „Einsame Menschen". Ein stilles Ibsenstück ohne jeden Aufputz. Und mit lauem Erfolg. Gleich darauf Sudermanns „Sodoms Ende", in dem er auf das amüsanteste Berlins Tiergartenwelt schildert. Das Stück hatte unzählige Wiederholungen.

Das Jahr 1892 brachte dann Hauptmanns „Weber". Erstaunen beim Publikum. Bei der Kritik Bewunderung. Die ernsthafte Presse hatte jetzt begriffen, wen sie vor sich hatte! Überdies machte der Staatsminister von Koeller unfreiwillig Reklame für den Dichter. Indem er im Abgeordnetenhause Hauptmann für einen Umstürzler erklärte und das Stück verbieten wollte.

1893 wurde „Hanneles Himmelfahrt" gegeben. Dieses süß-traurige Drama, in dem der Schnapsdunst des Armenhauses mit dem Duft himmlischer Engelsgesänge zusammenfließt. Das Stück strömt dermaßen Inbrunst und Göttlichkeit aus, daß die eifrigsten Naturalisten enttäuscht waren über den Mann, den sie als Führer auf den Schild gehoben hatten. Und der nun die nackte Erde verließ.

Im selben Jahre erzielte Sudermanns „Heimat" mit der Bombenrolle der Magda (an der sich seitdem die Sorma, die Duse, alle großen Schauspielerinnen Lorbeeren geholt haben) einen jubelnden Erfolg. Sudermann war der Mann des Tages. „Schiller, einst warst du der Mann — heute ist es Sudermann," sang ein Kritiker. —

Im Jahre 1895 war ich nach Berlin übergesiedelt und hatte bald darauf die beiden Dichter persönlich kennen gelernt. Von da ab verfolgte ich natürlich mit doppeltem Interesse den Wettlauf. Gleich nach meiner Ankunft hatte Hauptmann den großen Mißerfolg von „Florian Geyer". Wieder ein rüder Theaterskandal. Man tobte gegen die Szene, in der die Bauern geprügelt wurden. Dann aber kam die „Versunkene Glocke". Nicht Hauptmanns bestes Stück, aber der endgültige Sieg! Man sprach nur vom Waldschrat und Nickelmann. Und mehrere Winter hindurch trug jede junge Frau die Rautendelein-Frisur mit den roten Blumen an den Seiten. Nun verglich man die beiden Dichter nicht mehr, jeder von ihnen hatte seine Leibgarde und sein Publikum.

*

Ich hatte mich nur langsam eingelebt in Berlin. Die Stadt machte mir zuerst den Ein-

druck eines ungebärdigen Buben, der aus allen seinen Nähten herauswächst. Alles Frühere sollte eingerissen werden. Alles größer und pompöser gebaut. Die Riesenwarenhäuser entstanden, die Bierpaläste. Auch sonst ging alles auf Verblüffung aus. Kunst und Kunstgewerbe überschlugen sich in Sensationen. „Los von jeder Tradition, nieder mit der Pietät. Auch moralisch. Neu, neu, neu!" Das war die Losung des Tages. In den Salons prahlte man mit einer Frivolität, die man nicht einmal immer besaß. „Ich habe den Mut, meinen Mann zu verlassen," sagte mir eine junge Frau, „trotzdem er eben Bankerott gemacht hat."

Auch in der Literatur gab es nun nichts als Kettenzerreißen. Es war die aufgeregte Zeit der Frauenemanzipation. Ernste Arbeiterinnen bemühten sich seit langem, der Frau die Gleichberechtigung mit dem Manne zu erkämpfen. Schriftstellerinnen, wie die Böhlau, die Reuter, Ellen Key, traten in ihren besten Werken für eine neue sexuelle Moral ein. Ricarda Huch, das dichterische Genie unter ihren Geschlechtsgenossinnen, bewies schon nicht mehr. Sie stellte dar in Werk und Wesen, daß die neue Frau Weib und Mensch zugleich sein darf. Dazu gab eine wilde Schar Losgelassener die Karikatur hinzu. Diese Lyrikerinnen rasten sich aus in erotischen Bekenntnissen. Jedes der zehn Gebote wurde von literarischen Verblüffungskünstlern in ihr Gegenteil verkehrt. Richard Dehmel beschwor seinen künftigen Sohn:

„Mein Kind, und wenn von Sohnespflicht
Zu dir dein alter Vater spricht,
Gehorch' ihm nicht, gehorch' ihm nicht!"

Die Skandinavierin Amalie Scram schrieb ein Schauspiel, in dem sie bewies, daß es Fälle gibt, in denen man stehlen muß und soll, Liebe oder Geld, ganz gleich! Und Cäsar Flaischlen gab in seinem Jugenddrama „Toni Stürmer" dem Bräutigam unrecht, der sich tugendhaft dem Ansinnen seiner Verlobten widersetzt, die schon heute mit ihm glücklich sein will, anstatt lange Jahre auf die Hochzeit zu erwarten. Diese Einstellung wäre früher unmöglich gewesen!

Zu all dem Unregelmäßigen und Unruhigen bildete mein kleines Heim in der Margaretenstraße einen wohltuenden Gegensatz. Es lag ganz still und abgesondert. Im sogenannten „Geheimratsviertel". Ein schmaler Durchschlupf nach der Potsdamer Straße zeigte auf das neue, lärmende Berlin. Grüne Villenstraßen, vom Tiergarten herkommend, liefen auf die Platane zu, die meinen stillen Winkel beherrschte. Die Häuser waren alle noch niedrig: Ihre Bewohner kannten sich — kleinstädtisch — bei Namen.

Ich war in diesen Kreis hineingeraten durch Rodenberg, der da wohnte. Und in dessen „Deutscher Rundschau" meine ersten Novellen erschienen waren. Das Blatt, seit 1870 die Zeitschrift aller Gebildeten, hatte damals noch besondere Bedeutung. Keller, Konrad Ferdinand Meyer, Heyse, Spielhagen, Hans Hopfen, die Ebner, die Bunsen waren Mitarbeiter. „Rundschaureif" war in Rodenbergs Munde das höchste Lob. Wie oft habe ich in dem mit tausend Erinnerungen gefüllten kleinen gelben Salon Diskussionen mit angehört, ob der oder jener rundschaureif sei. Frau Justine, die Gattin und heimliche Beraterin Rodenbergs, hatte ihre eigenen Ansichten darüber. Eine Hüterin alter, guter Sitte befeindete sie die sich häufenden Unregelmäßigkeiten, wie uneheliche Kinder, Ehebruch oder sonstige Unschicklichkeiten. Wie Philemon und Baucis lebten die beiden Menschen da im dritten Stock ihres Hauses; erlebten alles gemeinsam, und Frau Justine gab wahre Kunstwerke von Diners. Wohlbedachteste Zusammenstellung von Speisen. Und Menschen. An Menschen gab es meist ein wenig Alt-Berlin, vorsichtig mit etwas Erich Schmidt und Wildenbruch gewürzt. Die beiden wurden als kühne Neuerer betrachtet.

Mir gegenüber verhielt sich Rodenberg mehr väterlich beratend. Es beunruhigte ihn, daß mein kleines Zuhause sich allmählich zu einem Treffpunkt für alte und neue Zeit entwickelte. Wirklich gaben sich bei mir die Anhänger der verschiedensten Richtungen Rendez-vous. Menschen, die sich nirgends sonst begegneten. Rodenberg tadelte das.

Damals lächelte ich manchmal über den alten Herrn, der da in seinem schmalen Arbeitsstübchen, im Lehnstuhl sitzend, Privataudienz gab. Und über die Modernen schimpfte. Er sprach das Wort „modern" wie mit tausend Ausrufungszeichen aus. „Modern" hieß bei ihm soviel wie unanständig.

Das anheimelndste altberliner „Es war einmal" aber hatte ich in meinem eigenen Hause. Da wohnten die drei weißhaarigen Töchter des verstorbenen Konservators der Königlichen Gemäldegalerie von Olfers. Jede hatte ihren eigenen Haushalt. Donnerstags aber war Tee-Nachmittag, da vereinigten sich die drei Zonen: die elegante der schönen, alten Gräfin Yorck aus dem Vorderhause, die gelehrte der klugen Witwe Abecken (deren Mann bei Kaiser Friedrich „rechte Hand" war) und die künstlerische bei der blauäugigen, von weißen Locken umwallten liebenswürdigen Marie von Olfers; Malerin und Dichterin. Alle drei waren in den ästhetischen Zirkeln der Kaiserin Augusta zu Hause gewesen. Man hatte dort mit verteilten Rollen gelesen: Schiller, Racine und die Dramen des preußischen Dichterprinzen Georg. Er las immer die Helden, Marie von Olfers die Liebhaberinnen. Sie deklamierte mir ganze Stellen daraus. Räucherkerzen brannten in kleinen Tonschalen im Zimmer. Die dünnen Brötchen und Biskuits schmeckten nach Weihrauch. Ein paar ehemalige Hofdamen der Kaiserin Augusta in tiefem Décolleté saßen auf den kleinen Sofas. Der Hals mit dem Schulteransatz wie aufgesetzt auf der Robe. Man plauderte. Manchmal wurde auch eine Berühmtheit von früher ans

Klavier gebeten. Oder Wildenbruch deklamierte.

Wildenbruch (ein Fünfziger, der längst seine großen Theatererfolge gehabt hatte) galt hier immer noch als der lebensberauschte, unbesonnene Poet, dem man „manches zugute halten müsse“. Sogar seine jüngsten Eskapaden in dem Naturalismus. Denn in seinen Heinrichs-Dramen, die damals ihre Premièren erlebten, läßt er das Volk berlinisch sprechen. Und seine „Haubenlerche“ ist ein Fabrikmädel. Und eine große Verführungsszene kommt auch darin vor.

Immer wieder aber kehrte er zum Patriotischen und zum Pathos zurück. Er las uns vor. Und sprühte. „Er hat so verbranntes Blut,“ sagte Frau von Wildenbruch entschuldigend, „das macht, er ist in Beyrut geboren.“ Sie war stolz auf ihren Dichter und Hohenzollernsprößling.

Immer bunter wurde nun das Leben in Berlin. Ich hatte aus der lieben Margaretenstraße ausziehen müssen. Das Haus wurde eingerissen und ein Kino an seine Stelle gebaut. Meine neue Wohnung nahe dem Nollendorfplatz war eine Musterkarte Berliner Treibens. Im Hof ein Dienstbotenbureau, Köchinnen in Federhüten. Im ersten Stock eine Diva mit Herrenbesuch, im zweiten ein vielbeschäftigter Arzt. Im dritten aber wohnte Rudolf Steiner, der Theosoph (jetzt ja Anthroposoph). Anfangs war seine erste Frau noch da, die Witwe eines Kapitäns, die er sich aus Weimar mitgebracht hatte und später geheiratet. Hausbacken, ganz hübsch. Sie kam manchmal zu mir und klagte: „Es sei so schwer theosophisch zu kochen.“ Eines Tages war sie verschwunden. Mit samt ihren beiden erwachsenen Töchtern. Und ihrem Bechsteinflügel. Steiners Aufstieg zum „Heiligen“ und zur Berühmtheit hat sie nicht miterlebt.

Für mich hat der Mann mit dem Gesicht eines Asketen immer etwas durchaus Undurchsichtiges behalten. So oft ich auch seine Vorträge hörte und mit ihm selber sprach.

Gute Freunde habe ich gefunden in Berlin. Sogar sehr schnell. Cäsar Flaischlen kam oft zu mir. Er gab damals die Kunstzeitschrift „Pan“ heraus. Und hatte dabei eine liebe, pedantische Art von Umstürzlertum. Er bekannte sich als Nietzsche-Anbeter des Lebens. Zugleich aber lag immer etwas Herbstliches in seiner Stimme und in seinen Versen. Ein Hauch vom Tübinger Stift mag noch von seiner Heimatstadt in ihm haften geblieben sein. „Sei doch nur froh, es kann doch nicht immer regnen. Bald kommt die Sonne wieder. Sei doch nur froh.“ Aber in betrübtem Tone. Flaischlen ist mit dieser Art so recht der Dichter des deutschen Gemüts geworden. Ein Liebling aller Trostsuchenden. Seine Gedichte hingen, schön gedruckt, in den Schaufenstern der Papierläden. Faksimiles seiner steilen, gleichmäßigen Schrift. Die schon allein ein Kunstwerk war.

Er hatte eine kleine Novelle von mir für den „Pan“ angenommen, die ich dann auch in einer literarischen Gesellschaft vorlesen sollte. Mühsam versah er sie mir mit tausend Vortragszeichen. Dabei entwickelte er den Plan eines Novellenvortragsbuches, dem in Notenschrift alle Pausen, Kreszendi, Akzelerandi und ähnlichen Zeichen beizudrucken wären. Damit ja jedes Wort seine richtige Ausdehnung erhalte.

Von den Frauen, mit denen ich mich befreundete, sah ich mich am öftesten mit der Viebig und der Reuter. Als ich die Viebig zuerst sah, blühend, jung verheiratet, hatte sie nur erst ihre „Eifelnovellen“ veröffentlicht. Sie machte den Eindruck einer gediegenen Landdame, die der Literatur ganz fern steht. Bescheiden, wenig gesprächig. Ich habe die Geburt all ihrer großen sozialen und patriotischen Romane mit ihr erlebt. Aber auch als sie bereits eine Berühmtheit war, in alle Sprachen übersetzt, in allen Literaturgeschichten erwähnt als die unentwegte Vertreterin des Naturalismus, auch da noch blieb sie die Bescheidene, Zurückhaltende, die nie von Büchern sprach, desto lieber aber über Einmachen und Mädchennöte. „Viebiglein,“ sagte ich oft zu ihr, „ich komme zu Ihnen, weil ich Lust habe, mal was ‚Weibernes‘ zu reden.“

Auch Gabriele Reuter sah ich häufig. Als sie in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre mit ihrem Töchterchen nach Berlin kam, war ihr der Ruf einer fanatischen Frauenrechtlerin vorangegangen. Dann sah man sie. Eine schlanke, vornehme Erscheinung mit rosigem Rokokogesicht. Man freute sich an ihrem trockenen Humor, mit dem sie Geschichtchen zum besten gab. Und wußte, daß sie kein Prinzip war, wie man behauptet hatte, sondern einfach eine begabte Frau mit Erleben. Und Erleiden. —

Unter den jungen Dichtern, die gleich anfangs zu mir kamen, war auch Ludwig Jakobowski, der am meisten zur Produktion aufstachelnde. Damals spielte er eine gewisse Rolle in den literarischen Klubs von Berlin. Er verdankte das weniger seinen eigenen Schöpfungen als dem brennenden Eifer, mit dem er immer wieder neue Talente entdeckte, sie ermutigte; und ihnen half. Er schielte und stotterte. Aber sein fester Wille, sich der Welt gegenüber zu behaupten, erzwang ihm überall Beachtung. Ich nannte ihn „den Salonplebejer“, weil er immerfort mit seiner geringen Herkunft prahlte.

Auf mich schalt er beständig, seiner rasch zugreifenden Natur war es unerträglich, daß man fertig Geschriebenes nicht sofort verwertete. „Auch die verschiedenen literarischen Zusammenkünfte müßte ich endlich kennen lernen,“ behauptete er.

So holte er mich denn eines Abends ab, und wir gingen die dunkle, damals noch wenig bebaute Wilmersdorfer Chaussee entlang zu dem ländlichen Gasthof, in dem die „Klause“ sich vereinigte. Er nannte mir ein paar Schriftsteller, die ich kannte. Teils persönlich, teils aus ihren Werken. Auch die

Brüder Hart. Sie hatten sich inzwischen zu berühmten Tageskritikern entwickelt. Hielten überall Weltanschauungsvorträge, zu denen die Jugend sich drängte. Und schrieben große ethische Epen. Ich freute mich darauf, mit den beiden Aposteln zusammen zu sein. —

Wir traten in den Garten. Da standen in eifrigem Gespräch zwei große, breite Menschen in wehenden Havelocks, mit Klemmern und Spitzbärten. Jakobowski machte uns bekannt: „Die Harts." Die Bewegung, mit der sie mir ihre Hände reichten, hatte etwas betont Schwungvolles und Frohes. Als solle man sofort wissen, man habe es mit Lebensbejahern zu tun.

Jetzt traten wir ein. Zuerst sah ich gar nichts. Alles blau von Tabaksdunst. Dann enthüllte sich ein langer Tisch, Biergläser, Teller mit Speisen. Rauchenden. Die meisten saßen, andere standen umher. An der oberen Schmalseite des Tisches als Präsident John Henry Mackay, der „Anarchist" genannt. Sein rundes, gepflegtes Gesicht, dem der herabhängende Schnurrbart etwas sanft Elegisches gab, sah durchaus nicht nach Bombenwerfer aus. Übrigens trug er die dräuende Bezeichnung wegen seines letzten Buches „Die Anarchisten". Er begrüßte mich mit einem weichen, kindlich hohen Lachen, das direkt ansteckend wirkte. Und drückte mir sogleich das Stammbuch in die Hand, in das sich jedesmal alle Anwesenden einschreiben und die Neuen mit einem Verse oder sonst einer Sentenz beglaubigen mußten. Ich blätterte darin. Und fand nichts Welterschütterndes. So daß ich unbesorgt es mit mir nahm.

Ich saß nun zwischen Jakobowski und Flaischlen, der mir sorgsam die ausdrucksvollsten Interpunktionen in mein rasch eingeschriebenes Verschen hineinkorrigierte. — Meine Augen hatten sich an den Tabaksdunst gewöhnt. Ich sah mir gegenüber den Schriftsteller Meyer-Foerster (der später „Alt-Heidelberg" schrieb). Neben ihm seine junge, hübsche Frau und die leidenschaftliche Juliane Dery, von der man sich allerlei Boudoirgeschichten erzählte. Sie war die Tochter eines ungarischen Schweinezüchters, hatte unbändiges blondes Haar und einen blutroten Raubtiermund. Wenige Monate nach diesem Abend stürzte sie sich vom vierten Stock auf die Straße.

Ich sah mich nach den Harts um. Sie hatten sich mit zwei schönen Mädchen in einer Fensternische niedergelassen. Das eine der Weiblein hatte ihr Haar aufgelöst, die andere saß Heinrich fast auf dem Schoß. Auf dem Tisch standen Weinflaschen. Die Brüder hatten erhitzte Gesichter.

Ich bekam ein ganz neues Bild von den Aposteln. Später am Abend aber hörte ich sie eifrig miteinander verhandeln über einen Brief, den sie an Bismarck senden wollten, um den Schutz des Staates für die Schriftsteller zu erbitten. „Wir müssen dabei herzhaft über die bestehenden Zustände herziehen," meinte Heinrich. Julius hatte einige Bedenken. Aber Heinrich rief Worte wie „Wahrheit", „der Welt schuldig sein", „wir Pioniere" und ähnliches. Da erkannte ich meine Apostel wieder.

Flaischlen war aufgestanden, und neben mich hatte sich der Verleger Fritz Th. Cohn, Clara Viebigs Mann, gesetzt. „Meine Frau ist nicht mit," sagte er, „sie liebt die Bohême nicht."

„Sind diese alle denn Bohême?" Ich sah Mackays glattes, sanftes Gesicht an, Flaischlens belehrenden Zeigefinger, allerlei liebenswürdig lächelnde Durchschnittsgesichter. Er besann sich einen Augenblick. Dann sagte er in seiner schnellen Art: „Bohême gibt es drei Sorten. Die ersten haben kein Geld und auch noch keinen Namen. Die zweiten haben bereits einen Namen, aber kein Geld. Die aber, die beides haben — das sind keine mehr. Die spielen nur noch eine Weile Bohême."

Ich glaubte ihm. Und sah mir die Leute da am Tische auf diese Dreiteilung hin an. Wie ein Bilderbuch, das man vor mich hingelegt hätte. Viel Schicksal um diesen Tisch herum, aber auch viel Geste, viel Streben. Und viel Allzumenschliches.

So merkte ich, daß jeder unwillkürlich den andern studierte. „Könnte ich dich nicht mal als Modell benutzen?" Fleißige Augen wanderten beständig lernbegierig über Menschen und Dinge. Und registrierten: „Lichtwirkung so und so. Gerüche so. Geräusche so." Man nannte das die wissenschaftliche Methode des Naturalismus. Erzählte aber einer gar irgendeine zusammenhängende kleine Begebenheit, so legte er gleich ängstlich selbst die Hand darauf: „Ich werde das einmal schreiben." Das hieß: „Daß mir ja niemand zuvorkommt." Ich bin später mit einzelnen der Klausner vertraut geworden. Habe sie bei mir gesehen, Ausflüge gemacht mit dem einen oder dem andern und manche herzlich schätzen gelernt. Die Eindrücke jenes ersten Abends aber sind dadurch kaum verändert worden: „Viel Schicksal, aber auch viel Geste. Viel Streben und viel Allzumenschliches."

Ausgelassener als in der Klause ging es in den Nachtsitzungen zu, die sich an Wolzogens Überbrettl-Abende anschlossen.

Das Überbrettl war die große Mode geworden. Bierbaums erotisch-sentimentale Biedermeierszene machte jeden Abend ein volles Haus. „Kling-Klang-Gloribus, ich tanz' mit meiner Frau." Es wurde bis zum Übelwerden in allen Familien nachgemimt. Wolzogen, der gewandte Lebenskünstler, hatte wieder einmal richtig gerechnet. Den Zuschauern war es eine wahre Erholung nach aller grauen Armen-Malerei einmal wieder so recht albern lachen zu dürfen. Im Theater war es gar zu ernst geworden. Man schlich sich nach den Ibsen-Hauptmann-Tolstoi-Aufführungen immer still, wie geprügelt nach Hause. Einer aber war da, der dem Amüsement des Abends die aufreizende Note hinzugab. Das war Frank Wedekind.

Er kam aus München, wo er dem berüch-

tigten Kabarett „Die elf Scharfrichter" angehörte. Und sang nun bei seinem Freunde Wolzogen seine Bänkelsängerliedchen.

Burlesken, die Lachen machten. Immer aber eine scharfe Spitze gegen die Gesellschaft richteten: „Ich hab' meine Tante geschlachtet, meine Tante war alt und schwach. Ihr aber, ihr Richter, ihr trachtet meiner blühenden Jugend nach." Er sang eintönig, wie am Leierkasten. Sein tieftragisches Gesicht, über die Laute geneigt, wirkte befremdend.

Ich bin oft mit Wedekind zusammen gewesen. Nach den Theaterabenden, in denen er (herzlich schlecht) seine eigenen Helden spielte. Ich habe ihn immer wieder in seiner scharf akzentuierten Sprache seine Religion der Fleischeslust verteidigen hören. Und habe jedesmal aufs neue in dem Manne, der beim Publikum als unmoralisch verschrien war, von der Zensur häufig verboten und einmal in München mitten von der Szene ins Gefängnis geschleppt wurde, als einen eigensinnigen und oft pedantischen Moralisten erkannt. Ein buntscheckiger Narr, der klingelnd und lachend dem Hofe die bittersten Wahrheiten sagt. Nicht weil ihm das Spaß macht, sondern weil er sich dazu berufen glaubt.

Berlin war damals die Stadt, in der man am leichtesten einer großen Geselligkeit verfiel. So war auch ich sehr rasch in den Strudel geraten. Ein Strudel, der von sehr verschiedenen Strömen sich nährte. Zulange hatte ich in Halle Haustochter gespielt mit allen Freuden, Pflichten und Beschränkungen einer solchen. Als ich dann nach dem Tode meiner Eltern nach Berlin ging, sehnte ich mich danach, mir einmal ein bißchen Wind um die Nase wehen zu lassen. Vorerst besuchte ich von den Verwandten nicht die Patrizier und festgegründeten Bürgerhäuser, sondern nur die wenigen, mit denen mich Wahlfreundschaft verband. Ebensowenig benutzte ich meine Beziehungen oder Einführungen in Universitätskreise. Ich wollte „das Leben" sehn. Ein etwas kindlicher Wunsch für meine Jahre! Aber der Hund, der sich von seiner Hütte losreißt, schleppt ein Stück seiner Kette mit sich. Ich blieb, die ich gewesen. Bei den bürgerlich Gearteten eine Emanzipierte und nun hier bei den Boh^mes, zu denen ich mich neugierig gesellte, bis zuletzt der Outsider. Keine der beiden Gruppen nahm mich für einen der ihren. So gut ich bei beiden aufgenommen war. Und, was wichtiger war, auch ich fühlte mich jeder nur halb zugehörig. Da war mir nun der Verkehr bei den Verlegern willkommen, in deren Gesellschaften sich moderne Künstler und Schriftsteller, bereits berühmte wie werdende, zusammenfanden. Jedes der Häuser hatte seine besondere Färbung, jedes versammelte die Autoren des Hauses um sich. Bei dem einen war die Sehenswürdigkeit Gerhart Hauptmann. Er war immer wie von einer Luftschicht umgeben, nur seinen Intimen zugänglich. Im kleinen Kreise las er wohl auch einmal Neuverfaßtes vor. —

Auch den schnell berühmtgewordenen Otto Erich Hartleben sah man manchmal. Nicht oft. Er entzog sich gern jedem gesellschaftlichen Zwang. Sein beliebtester Aufenthalt war schon damals in der Weinstube, am Biertisch. Er stammte aus einer sächsischen Juristenfamilie und bildete sich nun, in bewußter Reaktion gegen alle Bürgerlichkeit, absichtlich zum Philisterschreck aus, schrieb, um die Bürger zu brüskieren, auch ein sozialdemokratisches Drama „Hanna Jagert". Aber keiner von uns hat ihm das je geglaubt.

Wirklich ihn selbst fanden wir nur in den amüsanten Erzählungen „Vom abgerissenen Knopf", „Vom gastfreien Pastor", in denen er französische Technik auf deutschen Boden versetzt. Und auf eine anscheinend unschuldige Art die gewagtesten Histörchen erzählt.

Man las ihn zu jener Zeit in literarischen Kreisen mit Entzücken. Und selbst der Bürger, den er verspottete, lachte verstohlen, nachdem er sich genugsam sittlich entrüstet hatte.

Es war nicht immer angenehm, mit Otto Erich zusammen zu sein. Anfangs saß er schweigsam und wie höhnend da. Nur in der kurzen Zeit zwischen der vierten und sechsten Flasche war er der geistreiche und liebenswürdige Mensch, als den ihn seine Freunde immer rühmten. Danach unleidlich zänkisch oder auch tränenselig. Sein braves Weib „Moppelchen" saß neben ihm und pflegte ihn.

Sie hat ihn auch gepflegt, als er am Gardasee im Sterben lag. Trotz seiner Geliebten „Ella, mein Kind," die er dort bei sich hatte.

Häufig sah man Sudermann, immer der beliebte, vielumworbene Gesellschafter. Erst seit seinem berüchtigten Aufsatz im „Berliner Tageblatt" über die Verrohung der Theaterkritik, infolgedessen die gesamte Presse ihn angriff, hatte er einen melancholischen Blick bekommen in seine braunen, festen Augen. In den Kriegsjahren hat er dann mit seinen ausgezeichneten „Litauischen Geschichten" sich seinen Ruhm zurückerobert.

Vielleicht die interessanteste Erscheinung der literarischen Kreise war mir Richard Dehmel. Es wird für die Nachwelt schwer sein, sich aus seinen Werken das richtige Bild von ihm zu machen. Denn bei der Gesamtausgabe seiner Werke hat er selbst sein seelisches Porträt dermaßen retuschiert, daß wir, die wir seine Anfänge miterlebten, ihn kaum wiedererkennen. Es kränkt uns fast, daß er durch Anordnung und Einreihung seiner heißen Leidenschaftsgedichte einen geordneten Aufbau konstruiert hat, der beweisen soll, daß sie nichts anderes bedeuten, als ein Purgatorium für seinen Aufstieg ins Erkenntnisreiche. Noch im Jahre 1890 schrieb er:

„Nur wenn der Mensch von jedem Zweck genesen
und nichts mehr wissen will als seine Triebe,
dann offenbart sich ihm das weise Wesen
verliebter Torheit und der großen Liebe."

Im Jahre 1913 aber stellt er als Zweck jeder Sinnlichkeit auf: „Die ganze Welt im

Weibe zu empfangen." Also gleichsam eine ethische Entschuldigung der triebhaften Liebesleidenschaft.

Schon zu Ende seines Hauptwerkes, Mitte der neunziger Jahre, „Zwei Menschen", überwuchert die Philosophie.

Seinen dichterischen Höhepunkt hat Dehmel wohl in den heißen Jahren gehabt, da er zwischen seiner ersten Frau und seiner künftigen stand. Und alle seine Kämpfe und Räusche in seine Gedichte hineinblutete.

In der Kunsthandlung von Keller und Reiner hatte ich ihn vorlesen hören. Er bot einen sonderbaren Anblick, wenn er so dastand. Sehr groß, mit dunklem, verwühltem Gesicht, die Hände ekstatisch zusammengepreßt, der Leib wie gehöhlt. Es war, als entstünde jetzt in diesem Augenblick, was er, wie in Qualen, aus sich herausstieß. Er las von seiner „braunen Geliebten" und schilderte mit unbedenklichster Genauigkeit jeden einzelnen ihrer intimsten körperlichen Reize. Dicht vor dem Rednerpult aber saßen Gattin und Geliebte. Frau Paula, seine Frau, ohne Sorgfalt gekleidet, das blasse, von Asthma verzerrte Gesicht glückselig leuchtend. Frau Ida (die andere) sieghaft mit ihrem schwarzen ägyptischen Blick, in einem grauen Gewande von kostbarem Stoff, eine alte, breite Goldkette um den stolzen Nacken. Bei den schönsten Stellen drückten die beiden Frauen sich die Hände. Ganz impulsiv! Für das Publikum aber waren solche Augenblicke die große Sensation, um derentwillen man die Vorlesungen besuchte.

Als ich Dehmel zum erstenmal in einer Gesellschaft sah, hatte die Zensur ihm gerade in seinem Buche „Weib und Welt" ganze Seiten geschwärzt. Das Buch wurde danach wie toll gekauft. Man entfernte das Schwarze mit Benzin. Und las nun mit Genuß die blasphemische Liebesbitte der Magdalena an Christus.

An diesem Gesellschaftsabend wurde Dehmel von der Frau seines Verlegers gebeten, einige seiner sozialen Gedichte vorzulesen, die damals — man stand schon mitten in der Arbeiterbewegung — seine beliebtesten waren. Das Buch wurde herbeigeholt. Dehmel zögerte nervös, erhob sich endlich, begann: „Mahle, Mühle, mahle" — er stockte. Wütend klappte er das Büchlein zu. „Der weiße Fleck muß fort. Ich kann nicht lesen, wenn der weiße Fleck da ist!"

Man sah sich erschrocken an.

Aber der „weiße Fleck" war einfach ein junges Mädchen im weißen Kleide, das Dehmel gegenübersaß und ihn störte.

Frau Paula ging zu ihrem Manne, nahm seine Hand und streichelte sie. Da fing er an zu lachen. —

Dehmels wohnten damals mit ihren Kindern in Pankow bei Berlin. Frau Ida — zuerst noch verheiratet — war gleichfalls dorthin gezogen. „Richards Muse" nannte Frau Dehmel liebevoll die gefährliche Hausfreundin. Ich sah die drei in ihrem seltsam erhobenen Zustande in Familie Dehmels Wohnung. „Frau Isis" saß am Klavier, Dehmel lehnte daneben, Frau Dehmel nähte.

Paula Dehmel war eine Heldin. Ein so wundervoll seelisches Zusammenwachsen mit ihrem Manne war ihr gelungen, daß sie nicht anders konnte, als ihm alles verschaffen, was er für sein Glück hielt. Und was ihn zu dichterischer Produktion entfachte. In diesem Falle also die Liebe von „Frau Isis", wie sie sie nannten. „Nie hat er so schöne Gedichte gemacht wie jetzt," sagte Frau Paula Dehmel strahlend zu mir. Sie gab mir die Blätter. Glühende Liebeslieder an Frau Isis. Später dann zeigte sie mir die neugedruckten Kinderlieder, die sie gemeinsam mit ihrem Manne gedichtet hatte. Und die er nun herausgab. Naturgemäß hat diese hochgespannte Freundschaft zwischen Frau und Geliebte nicht gedauert. Kränkungen und Reibungen verirdischten das Verhältnis.

Als ich Dehmel mit seiner neuen Frau in Hamburg wiedersah, war er im Eifer des Nestbaues fast verstummt. Jahrelang ist er umständlich mit der künstlerischen Ausstattung seiner Wohnung beschäftigt gewesen und hat darüber des Dichtens beinah vergessen. Auch nachher ist er mehr Herausgeber gewesen als Dichter. Als er zuletzt, ein Fünfziger, an die Front ging, war er auch da bemüht, Ethik und Philosophie in diesem Wirrnis zu bewahren.

Uns Menschen seiner Jugend aber bleibt er der Mann, der Trieb und Leidenschaft vergöttlichte und aus heuchlerischer Verfemung heraushob.

Mit ihm ist einer hingegangen, der vielleicht am wachsten die erregte Zeit durchlebt hat, die um die Jahrhundertwende herum den Naturalismus auf den Schild hob. Und ihn überwand.

Keiner unserer Besten ist dem naturalistischen Glaubensbekenntnis treu geblieben. Unverkennbar aber ist die Wirkung dieser Lehre bei jedem von ihnen. Der Naturalismus hat sich aufgelöst in alle die Richtungen und „ismen", die ihm folgten. Ein Erdenstück ist er gewesen, in das emporstäubender Samen allerart sich einsenkte und darin seine Wurzel bildete ... Um vielfältig und neuartig in Form und Farbe daraus wieder zu erstehen. Seien wir ihm dankbar!

Denn, geht es uns bei den fanatischen Wirklichkeitsverächtern von heute nicht oft so, daß ihre Dichtungen uns wie Taschenspielerrosen erscheinen, die wurzellos vom Himmel fallen?

Als Resultat des Stückchens Literaturgeschichte, das ich in Berlin miterlebte, ist mir geblieben: Jede der neuen literarischen Richtungen muß sich erst durch den Naturalismus hindurchgefühlt haben, um gesunden Wuchs zu haben. Die übrigen sind Modeversuche.

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Frank Thieß: Angelika ten Swart (Stuttgart 1924) — Hans Sterneder: Der Wunderapostel (Leipzig 1925) — Hans Franck: Heimgekehrt (Bremen 1925) — Bruno Frank: Tage des Königs (Berlin 1924) — Josef Ponten: Der Urwald (Stuttgart 1924) — Paul Vetterli: Wenn der Kranich zieht (Leipzig 1924) — Reclams neue Erzählungsbücher (Leipzig 1924/25) — Fedor v. Zobeltitz: Till Eulenspiegel (Hamburg 1924)

Lichtenbergs witziges Wort über Bücher als die seltsamste Ware („von Leuten gedruckt, die sie nicht verstehen; von Leuten verkauft, die sie nicht verstehen; gebunden, rezensiert, gelesen — und nun gar geschrieben von Leuten, die sie nicht verstehen") darf man heute ergänzen durch die Seltsamkeit, daß die Bücherschreiber sich immer noch vermehren, während es Bücherleser eigentlich schon längst nicht mehr gibt. Allenfalls könnte man sie Bücherüberflieger nennen. Die Gewohnheit: täglich mindestens zweimal eine Zeitung von dem Zeilengehalt eines mäßigen Druckheftes zu lesen, trainiert die Fixigkeit des Lesens in einer Weise, daß schließlich das Auge nur noch Stichworte auffängt.

Durch diesen Wandel im Lesen wird notwendig auch ein Wandel im Schreiben herbeigeführt. Soll man für so flüchtige Leser noch mit künstlerischer Sorgfalt seine Sätze bauen, seinen Stil glätten? Man soll es. Aber man tut es nicht immer. Übrigens ist die Klemme nicht so schlimm, wie sie auf den ersten Blick scheint. Es gibt Erzähler, die so zu schreiben verstehn, daß der D-Zug-Leser auf seine Kosten kommt, bei aller Flüchtigkeit noch Reiz und Spannung findet, daß aber auch der Feinschmecker, wenn er verständnisvoll verweilend die Schönheiten einer künstlerischen Erzählung auskostet, befriedigt wird.

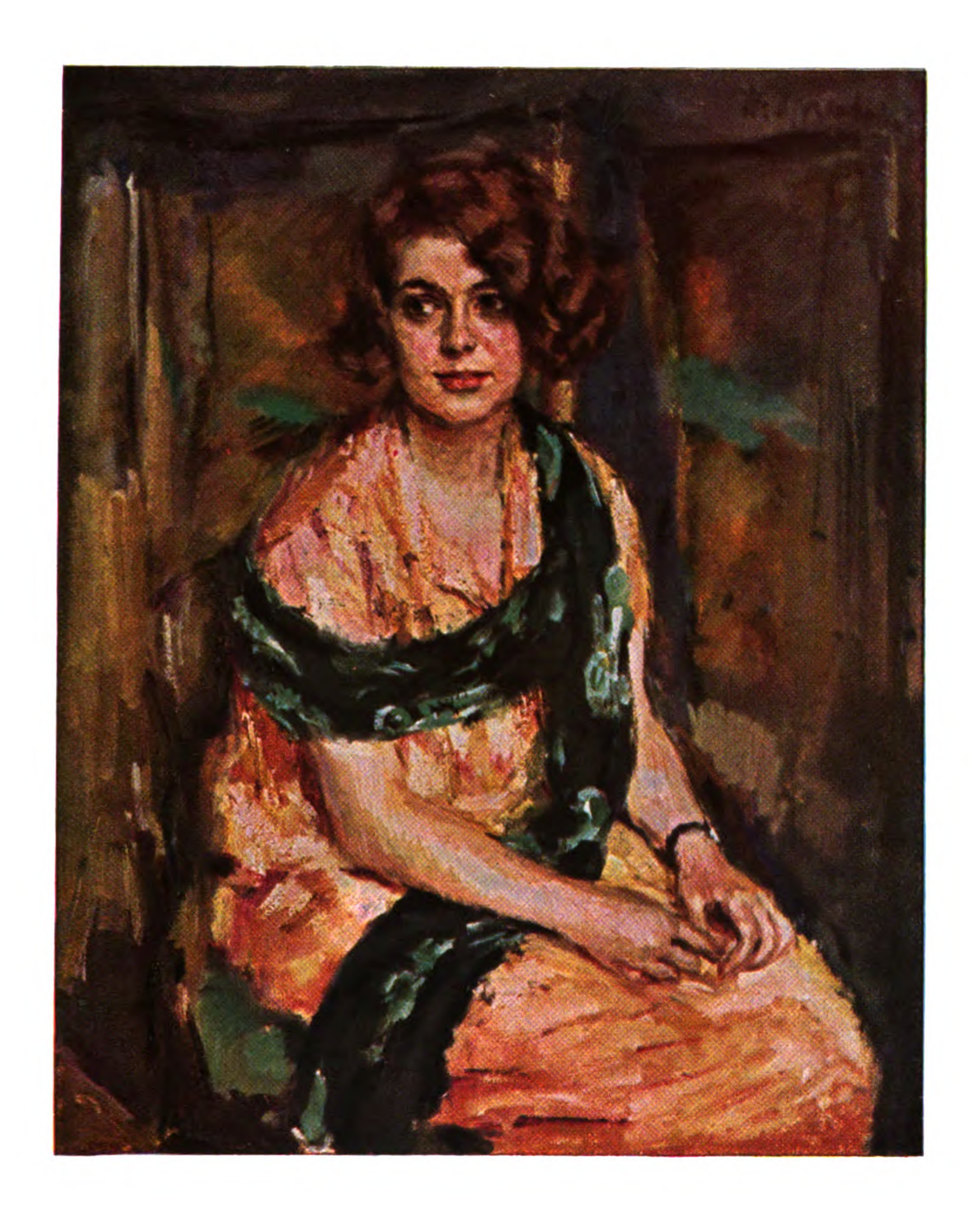
Zu diesen Verfassern gehört Frank Thieß, auf dessen Erstlingsroman Der Tod von Falern wir schon vor Jahren hier mit Fug aufmerksam machten, der sich aber inzwischen zu einem unserer ersten Epiker vervollkommnet hat. Mit seinem neusten Roman Der Leibhaftige bin ich leider — er ist sehr leibhaftig, zählt fast 600 Seiten — für diese Monatsschau noch nicht fertig geworden, aber wir werden vorläufig entschädigt durch den Genuß seiner Erzählung Angelika ten Swart.

Sie stammt aus einer alten holländischen Adelsfamilie, die schöne blonde Angelika, mit ihrem sicheren Gang, ihrem feinen Profil und dem „prachtvollen Schnitt alter Adelsgesichter". Aber sie hat nicht nur die Vorzüge ihrer Vorfahren, sie leidet auch unter deren strenger Familienetikette, die keinen Widerspruch gegen das sic volo des Vaters erlaubt, selbst da nicht, wo es um das Lebensglück geht. Auf Wunsch ihres Vaters, des Kammerherrn ten Swart auf Nörregaard, heiratet Angelika einen ungeliebten Mann, den berühmten Arzt Dr. Morr, einen glattrasierten, sehr mageren Amerikaner von achtunddreißig Jahren. Mit einer erstaunlich feinen Einfühlung in die geheimsten Seelenregungen der unglücklichen Angelika, in die ganze Trostleere eines Vollmenschen, der sein Leben unweigerlich verpfuscht sieht und nun immerfort zwischen Sterben- und Lebenwollen einherschwankt, zwischen letzten feinen Genüssen und grauenvollem Abscheu — hat Thieß hier ein Schicksal tief von innen heraus gedichtet. Wie leicht vibrieren die Saiten, die er anschlägt, und wie stark, bis zur heftigen Erschütterung, übertragen sich die Schwingungswellen in die Seele des lesend Empfangenden! Klangfiguren entstehen. „Aus dem Geist der Musik", wie nach Nietzsche das dionysisch-mystische Kultdrama, ist auch diese Erzählung geboren, alles vollzieht sich nach musikalischen Gesetzen, die auch für die Schwingungen im All, für das Kreisen der Welten Gültigkeit haben.

Nur eine musikalische Figur, ein verklungener Akkord ist die arme Angelika, die in ihrer Jugend schon dahinschwindet. Und so stirbt sie auch, ruhig und ohne Schmerz. Aber ein Kind lebt, die kleinen Händchen nehmen den Faden wieder auf und spinnen ihn weiter, die rätselvolle Schnur des Lebens. Nur an der einen Stelle, wo Schönheit und Sehnsucht war, ist es nun ganz still.

Ein Buch von zartester Delikatesse, das auch die Vielen nicht ohne Bewegung zu Ende lesen werden. Aber geschrieben ist es für die Wenigen.

Das gilt schwerlich von Hans Sterneders neuem Roman: Der Wunderapostel. Man könnte mit mehr Recht das Gegenteil behaupten: er ist „an alle" gerichtet, er soll ein Evangelium sein, das der Menschheit von heute frohe Botschaft bringen möchte. Und bringt. Nach vorsichtiger Erwägung und Wägung spreche ich es aus: hier ist wirklich ein Weg für die Suchenden, ein Halt für die Schwankenden, ein Ausblick für die Sehnsüchtigen unserer Zeit. Gerade weil heute mit der Geisterwelt arbeitende Industrieritter oder verrannte Schwärmer die seelische Zerrüttung, welche Krieg und Nachkrieg



Bildnis. Gemälde von Joseph Oppenheimer

(Berlin, Sammlung Perlis)

in weiten Schichten des deutschen Volkes hervorgebracht haben, ausnützen, sie mit Okkultismus, mit mystischer Auffassung des Lebens zu betäuben, wird diese seine, von frischer Bergluft umwehte Naturphilosophie des Wunderapostels als gesundes Gegengift wirken.

Nicht als ob sie auch nur zum größten Teil neu wäre. Dieser Apostel hat viel nachgedacht, aber noch viel mehr hat er gelesen. Aus seinen Märchen winkt es hervor mit weißer Hand: die Überlieferungen der altorientalischen Völker, die Evangelien Buddhas und Christi, die Anschauungen des Paracelsus, der Neuplatoniker, Lehren Spinozas, von neueren Denkern vornehmlich Kant (= Laplace), Schopenhauer und ganz besonders Gustav Theodor Fechner. Die Fechnersche Theorie von der Pflanzenseele feiert hier eine romantische Auferstehung, aber sie wird nicht schulmäßig vorgetragen, sondern wir erleben sie mit, indem wir als Wandergenosse mit dem Wunderapostel, seinem Jünger Beatus und ein paar Walzbrüdern durch die Berge Süddeutschlands und Oberösterreichs nach Genua und Mailand stromen. Wir erleben es, daß der Wunderapostel im Wandern einem Baum segnend zunickt, weil er den Gruß der Dryas fühlt; daß sich die unsichtbaren Geister der Natur sammeln, wo er rastet, daß er die Seele einer brennenden Eiche in die einer jungen Eiche hinüberrettet, oder den Keil ziehender Vögel als Gruppenseele grüßt. Er teilt nämlich die Allseele, die den ganzen Kosmos belebt, in Gruppenseelen — indem nur eine größere Anzahl eine Seele bildet — und in Einzelseelen (Mensch), er gelangt in seiner Naturlehre über Busch und Baum, über Tier und Mensch zu den Sternen, meint das Geheimnis der Schöpfung, den ewigen Webstuhl Gottes zu sehen, wo jedes Fädchen seinen bestimmten Einschlag hat, jeder Zufall ausgeschaltet ist.

Mitunter schüttelt man den Kopf, so bei des Apostels überzeugter Wiederaufnahme mittelalterlicher Dämonologie, seiner Ehrenrettung der Astrologen (Wallenstein würde seine Freude daran haben), der Astralgeister usw. Aber man muß zugeben, daß er alle seine Anschauungen in ein gerundetes System gebracht hat, es ist eine Weltauslegung von großem Zug und innerlicher Logik. Schließlich sind seine Lehrmeinungen nicht schlechter bewiesen, als die mancher anderen Weltauffassung und Fechner hat noch immer recht, wenn er sagt: „Alles Allgemeinste, Höchste, Letzte, Fernste, Feinste, Tiefste ist überhaupt seiner und unserer Natur nach Glaubenssache.“

Durch die Lehren des Wunderapostels wird freilich die Form des Romans gesprengt. Den weitaus größten Teil dieser 450 Seiten nehmen die Vorträge des weisen Mannes ein und es ehrt ihn, wenn man gestehen muß, bis zuletzt gern zugehört zu haben, ja daß man ihn liebgewonnen hat, diesen Siebenzigjährigen, der aus einem uralten königlichen Priestergeschlecht am Fuß des Himalajagebirges gekommen ist, weil ihn das Los getroffen hat, westlichen Völkern die Lehre des Heils zu bringen.

Hans Sterneder hat, wie unsere Leser sich erinnern werden, schon in seinem letzten Roman „Der Sonnenbruder“ auf diesen Wunderapostel hingewiesen, dort auch finden wir schon Beatus Klingohr, den jetzigen Jünger und geistigen Erben des Weisen; wir erhalten in dem vorliegenden Bande den zweiten Teil eines dreibändigen Werkes, das ein großes Ziel verfolgt. Der Sonnenbruder erfreute als einer der besten Handwerksburschen- und Walzbruderromane, die wir in deutscher Sprache haben, im Wunderapostel nimmt diese fröhliche und eigenartige Wanderpoesie nur die zweite Stelle ein, aber sie ist noch ebenso echt und frisch wie dort. Auch über das Schicksal des Beatus Klingohr, des meisterhaften Geigenkünstlers, erfahren wir hier näheres und die Erzählung seiner Tragik und Erlösung gehört zum Schönsten des Buchs. Daneben stelle ich das Wiedersehn des Beatus mit seinem Hunde. Hier fühlt man das Herzblut des Dichters in lebendiger Wärme strömen, der die Tiere so lieb hat und der auch unter den Menschen nur die zu Freunden wählt, die Tiere lieb haben. Glaubt mir, es ist schon etwas um diesen Hans Sterneder, wenn er auch stellenweise zu schwärmerisch, verzückt und manchmal sogar süßlich wirken mag. Das letzte wohl nur, weil er den Roman nicht genügend durchgefeilt hat und die Rührung, die Ergriffenheit und seligen Umarmungen der Erkennenden sich zu oft wiederholen.

Die Hauptsache aber bleibt die Echtheit des Ganzen. Dieser Hans Sterneder ist wirklich ein Mensch, der in unsere Zeit des Mechanismus gar nicht paßt mit seiner Begeisterungsfähigkeit, seiner Ehrfurcht, seinem Streben nach Tiefe, seinem sittlichen Ernst, seiner Liebe zur Kreatur, seiner Wander- und Stromerlust.

Wie? oder ist er am Ende gerade dieser Zeit notwendig? hat er eine Mission wie etwa Thoreau und Emerson im merkantilen und mechanistischen Amerika? Warten wir seine Entwicklung ab, er steht erst in der Mitte der Dreißig und hat noch große Pläne, von denen auch ich, den er in übertriebener Dankbarkeit seinen „Entdecker“ nennt, und dem er in seinen Briefen manches anvertraut, nicht mehr als Andeutungen kenne. Übrigens: dieser „Wunderapostel“ ist keine Phantasiegestalt. Er lebt, unweit der niederösterreichischen Heimat Sterneders, und wird als Arzt wie als Weiser von sehr vielen gesucht, von wenigen gefunden. Er scheint zu den seltenen Menschen zu gehören, bei denen Kopf und Herz, Verstand und Liebe, Wissen und Güte sich die Wage halten. Unter allem Schönen dieser Erde wohl das Höchste.

Wesentlich nüchterner geht es in der Erzählung H e i m g e k e h r t von H a n s F r a n c k her. Der feinsinnige Schriftsteller

und Kritiker greift in das volle Menschenleben seiner Heimat und holt zunächst den Sohn eines mecklenburgischen Landgeistlichen, der selber Pfarrer geworden: Fried Haak hervor. Das heißt: eigentlich lautet sein Vorname Ehrenfried. Aber als er, von dem orthodoxen Oberkirchenrat der Irrlehre bezichtigt, sein Pfarramt niedergelegt hat, nennt er sich nur noch Fried, ein Zeichen, daß er nicht gerade zu den Stärksten und Sichersten der Menschheit zählt; mancher hätte wohl jetzt erst recht trotzig auf den „Ehren" seines Taufnamens bestanden. Ein wenig wankelmütig ist der gute Fried denn auch in seinen Herzensangelegenheiten. Von den beiden Töchtern des Pfarrers ist Martha 30, Maria 13 (dazwischen stehen einige Brüder, wie zur Erklärung des Altersunterschiedes bemerkt sei). Martha liebt den Ehrenfried, der Ehrenfried aber liebt Maria, der er Unterricht und — zu ihrer Konfirmation den Spruch gibt: „Halte was du hast, daß dir niemand deine Krone raube." Sehr fein hat der Dichter nun die vielen Schwankungen der Magnetnadel im Herzen Frieds beobachtet. Wie er, von seiner Liebe zu der Kleinen sich zeitweilig körperlich zu erlösen sucht, indem er dem Liebeswerben der Martha nachgibt, wie ihm dann aber unbewußt der Name Maria auf die Lippen kommt und er zornig die ihn Umarmende fortstößt, wie er endlich seine Geliebte heimführen darf, so daß die enttäuschte Martha mit Selbstmordgedanken in den Wald läuft. Noch mancherlei „Anfechtung", Krankheit und eine kleine Eheirrung kommt dazwischen, bis er endlich heimkehrt und nun für immer an der Seite seines treuen Weibes Ruhe findet. Heimgekehrt in doppeltem Sinn und gar freundlich vom Leben aufgenommen, denn ein kleines Töchterchen lacht ihm entgegen und im Hintergrunde steht eine noch junge, wenn auch weißhaarige Frau: Martha, die Haus und Garten während seiner Abwesenheit schon treulich gepflegt hat und weiterhin als freundliche Helferin bei ihm sein wird.

Eine anheimelnde Erzählung: gemütlich und gemütvoll — so verpönt das letzte Wort heute auch ist — dabei nicht ohne Humor (der alte Pastor mit seinem „übrigens" ist eine Prachtgestalt). Nur ist der kleine Roman, wie es scheint, etwas eilig hingeschrieben: die Technik könnte gefälliger sein und von sehr sorgsamer Feile zeugt es just nicht, wenn S. 21 f. in zweiundzwanzig Zeilen zehnmal das Wort „hatte" kommt. Doch das ist schließlich eine Kleinigkeit.

Der Name Franck ist im gegenwärtigen deutschen Schrifttum sehr zahlreich vertreten, allerdings in vier Schreibarten (im neuen Kürschner finde ich: Franck dreimal, Frank achtmal, Francke fünf- und Franke neunmal). Der bekannteste neben Hans Franck ist wohl sein Namensvetter mit k, B r u n o F r a n k, der ihm sogleich folgen mag.

Dieser längst anerkannte Fabulator legt uns mit seiner Erzählung T a g e d e s K ö n i g s ein Buch von seltener Zartheit und Wärme in die Hand. Es ist der Roman Friedrichs des Großen, in drei charakteristischen Episoden, die neuartig und spannend auch für den sind, der das Leben dieses Einsamen kennt — und nicht nur nach schul- und landesüblicher Überlieferung. Die furchtbare Tragik im Leben des Königs führt Frank auf einen bösen Zufall, auf ein Unglück bei einer Operation zurück — seinem Vorwort nach hält er das für eine geschichtliche Tatsache. Und ist damit im Irrtum, wie ausdrücklich bemerkt sei. (Es gibt nämlich ein beglaubigtes Protokoll über den Befund der Leiche.) Gleichviel, für uns ist das Wichtigste: ein wirklich gutes Buch zu haben, eins der lesenswertesten unter der erschrecklich angewachsenen Friedrich-Literatur. Kein bengalisches Feuer, keine verhimmelnde Anbetung bietet Frank, sondern ein mit sicheren Zügen gesetztes Bildnis eines Menschen — und das Ecce homo! steht erschütternd darüber. Nicht Friedrichs Ruhm und Glanz — wir erleben seine Leiden und Kämpfe, seine zähe Kraft in der Not, seinen eisernen Willen in der Arbeit, seine Standhaftigkeit im Unglück, die ganze Selbstopferung eines unglaublich einsamen Daseins. Nur mit tiefer Ergriffenheit und — Bewunderung kann man diese Tage des Königs erleben.

Ob und inwieweit ein wenig Tendenz bei dieser Schilderung mit unterläuft, läßt sich schwer erkennen. Jedenfalls ist sie so von Achtung vor der menschlichen Größe Friedrichs umhüllt, daß es kleinlich wäre, ihr nachzuspüren. —

Eine höchst absonderliche und phantastische Erzählung ist J o s e f P o n t e n s neuer Falte D e r U r w a l d. In einem sehr großen Treibhause — die Ausmaße müssen freilich ganz ungewöhnlich sein, denn nicht nur große exotische Bäume können sich da frei entwickeln, es läuft, kriecht und klettert auch allerhand Urwaldgetier bis hinauf zu einer ausgewachsenen Schimpansin darin umher — lebt als Gärtnerin und Pflegerin eine junge Frau, die in der Welt draußen übles erfahren hat. In dem feuchtwarmen Dunst der Treibhausatmosphäre fühlt sie sich bald wohler als draußen in der kalten Welt, und da sie den Raum, in dem sie unbekleidet ihr Pflegamt ausübt, nicht mehr verläßt, wird sie im Lauf der Zeit selber eine Art Urwaldgeschöpf, eine Dryas, zeitlos, gedanken- und bedürfnislos, sie vegetiert glücklich, wie ein Pflanzenwesen, durchschlüpft das Gewirr der Ranken und Palmblätter, und widersteht sogar einer letzten erotischen Versuchung durch einen Eindringling. So dämmert sie ohne Leid und ohne Sorge dahin, ihr nackter Körper wird immer wesenloser und endlich stirbt sie wie eine Blume, ihre Leiche hat man nie gefunden; wie die Tiere des Waldes, ohne Klage und ohne Aufsehen zu machen, ist sie in die Verborgenheit eingegangen.

Wenn ein mittelmäßiger Schriftsteller

diesen Stoff episch behandelte, er würde sich vermutlich unfehlbar lächerlich machen. Ponten überragt das Mittelmaß nicht nur in der Kunst des Erzählens, auch in der außerordentlichen Gründlichkeit, Logik und Klarheit, mit der er zu Werke geht. Obwohl das Kühne der Fabel hart die Unglaubwürdigkeit streift, ist man doch so in der Hand des Erzählers, daß man schließlich über die Frage des Möglichen und Unmöglichen achtlos hinweggleitet. Denn nichts läßt Ponten unbegründet, immer ist er mit Geist und Phantasie bemüht, auch das Seltsamste wahrscheinlich zu machen. Dazu bedient er sich einer Fülle von zoologischen und botanischen Fachkenntnissen, die ein jahrelanges Studium voraussetzen. Er wird sie schwerlich gemacht haben, um dies kleine Bändchen zu schreiben, eher ist schon anzunehmen, daß er die Novelle ersonnen hat, um jene Wissenschaft einmal spielerisch zu verwerten. Jedenfalls ist so ein höchst origineller Falke entstanden, er glitzert wie ein Kolibri. Eine überraschende Merkwürdigkeit findet sich am Schluß der Erzählung: eine völlige Übereinstimmung mit der Lehrmeinung des oben gewürdigten Wunderapostels über die Pflanzenseele. Ein kleiner Kaktus, den die Gärtnerin vor Jahren vom Tode des Verdorrens gerettet hat und der bis dahin kümmerlich sein Leben fristet, will seiner Retterin, als ihre dunkle Stunde naht, seine Dankbarkeit beweisen: er blüht, gerade als sie ein bitteres Weinen ankommt, plötzlich in herrlicher roter Blüte auf. Jahrelang hat er seine Kräfte gespart, um ihr diese letzte Freude zu machen. Fragt den Wunderapostel, ob so etwas möglich ist. Er wird mit dem ehrwürdigen Kopf nicken und zur Bekräftigung den Bart streichen, so daß der große Smaragd am Zeigefinger aufblinkt.

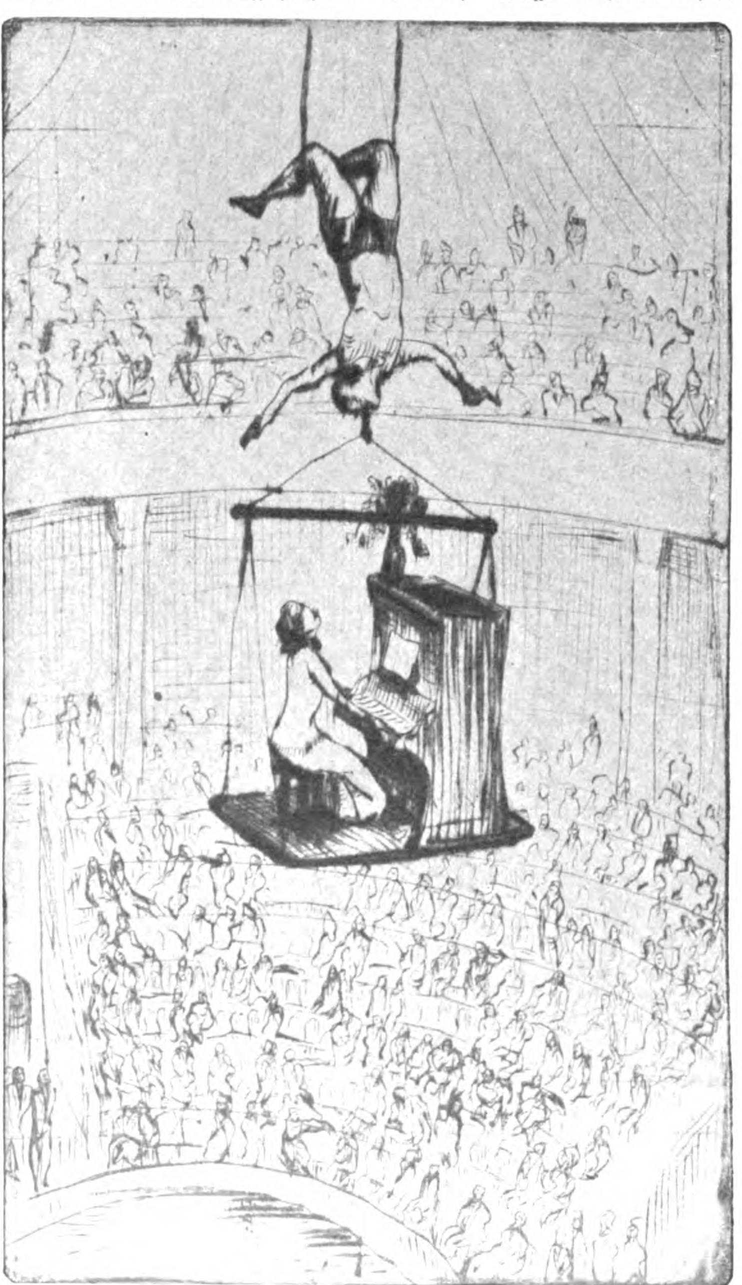
Schließlich wird jeder Naturfreund und jeder Weidmann, der diesen Namen verdient (kein Schießer freilich, ganz zu schweigen von dem Jagdpächter Raffke), mehr oder weniger von einer Belebtheit der Natur, die das Auge nicht sieht, überzeugt sein. Es ist für mich keine Frage, daß z. B. Paul Vetterli, wenn er mit seinem Doppelbüchsdrilling durch Wald, Moor und Heide streift, heimlich aus frohem Herzen den Dryaden und anderen Naturgeistern manchen brüderlichen Gruß zunickt, mag er es auch nicht so feierlich und würdig machen, wie der Wunderapostel. Erzählt Vetterli doch in seinem wunderschönen Weidmannsbuch *Wenn der Kranich zieht*, als er einmal zum Sauen-Einwechsel durch den nachtfinsteren Wald schleicht: „Überall weben Geheimnisse, beben Flüsterstimmen, jeden Augenblick will sich aus dunklen Tiefen ein Wesen offenbaren, jeder Moment bangt einer wesenlosen Erscheinung entgegen, grausige Gestalten glotzen aus leeren Augenhöhlen, und auf Stubben und Baumstümpfen hocken seufzende Schemen, lallen den Schattenriesen in den Baumkronen Wimmerworte zu . . .“ Nicht nur ein weidgerechter Jäger, auch ein Poet ist dieser Paul Vetterli, der uns bei Tag und Nacht, in Morgen- und Abenddämmerung auf seine Pirschgänge und Ansitze mitnimmt und seinen Lesegast wirklich schauen, in jedem Augenblick mitkosten läßt, was er da alles an Naturfreuden erlebt. Für den Weidmann ein Schatz, für den nichtjagenden Freund der Natur eine Erquickung sind diese formvollendeten Jagderzählungen, deren jede ihren spannenden Gipfelpunkt hat.

Es ist an der Zeit, einmal auf die stattliche Reihe guter Erzählungen hinzuweisen, die Philipp *Reclam* nun seit Jahren schon in gefälliger Ausstattung und gutem Druck herausbringt. Nicht nur Verlegern, auch Künstlern und Schriftstellern geht es so, daß die Welt sich sehr widerwillig dazu bestimmen läßt, eine Etikette abzulösen, eine Artbestimmung zu erweitern oder umzustellen. So haftet auf „Reclams Universalbibliothek“ noch immer der freilich sehr ehrenvolle Stempel der „Reclamheftchen“, d. i. einer in gelbrotem Umschlag für zwei Groschen dargebotenen älteren Literatur. Aber eine überraschende Fülle hübsch gebundener kleiner Erzählungen, die in reger Folge erscheinen, bezeugt, daß wertvolle Neuheiten bei Reclam jetzt überwiegen. Vor mir liegt ein Stapel bunter Büchelchen, die als Verfasser (um nur ein paar Namen in zufälliger Reihenfolge herauszugreifen) Hans Franck, Ludwig Finckh, Josef Ponten, W. Schmidtbonn, Wilhelm Schäfer, W. v. Scholz, Thomas Mann, Ricarda Huch, Hermann Bahr, Arth. Schnitzler, Klara Viebig und viele andere aufweisen. Ein Arsenal billiger und gediegener Lesevorräte.

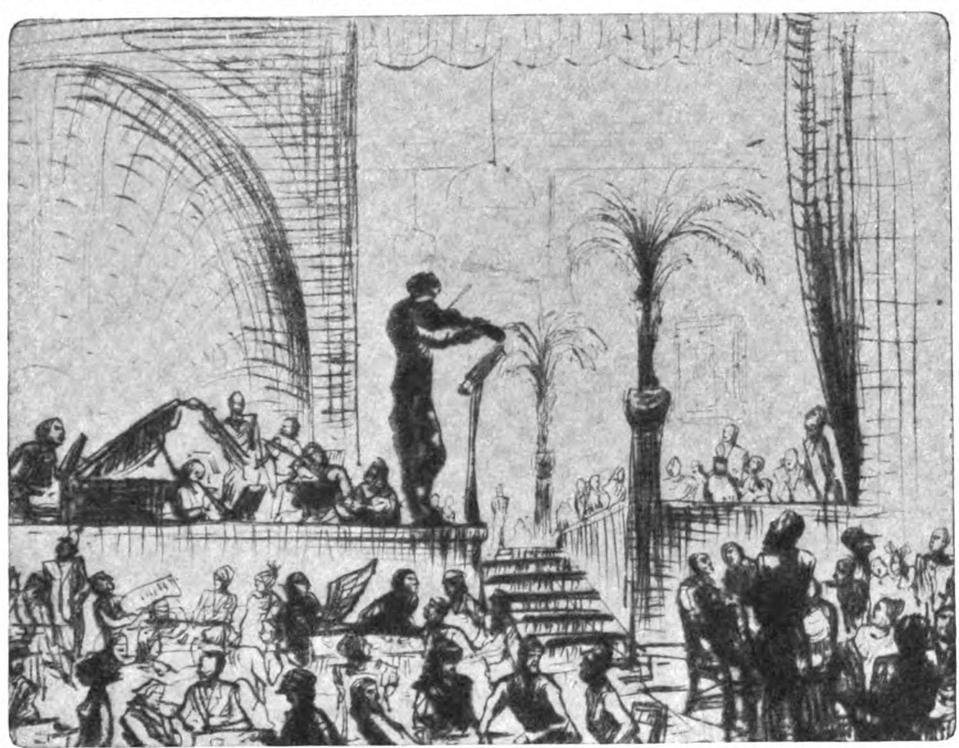
Ein Pracht- und Meisterstück moderner Buchkunst, über das ich an dieser Stelle seiner Gattung wegen leider nur wenige Worte sagen kann, ist der von *Fedor v. Zobeltitz* neu herausgegebene *Till Eulenspiegel*. Selten habe ich — und das will bei der heutigen Höhe des Buchgewerbes etwas sagen — ein Werk in Händen gehabt, das so in jeder Hinsicht wohlgeraten, schön und gediegen ist, wie dieses. Entzückende Abbildungen von Bruno Goldschmitt, eine Ausstattung ohne Protzerei mit erlesenstem Geschmack — doch wozu noch mehr sagen: der Name Fedors v. Zobeltitz, des bekannten Wortführers der Bibliophilen, genügt vollauf. Zobeltitz behält den Titel der ältesten Eulenspiegel-Ausgabe bei: „Ein kurzweilig Lesen von Till Eulenspiegel“. Und damit ist freilich der Kern getroffen: sie sind noch immer sehr kurzweilig zu lesen, die losen Streiche und tollen Schwänke dieses volkstümlichen Schalksnarren, denen doch oft der ernste Hintergrund nicht fehlt. Eins der besten Geschenkbücher neuerer Zeit.

Illustrierte Rundschau

Josef Hegenbarth, ein Deutschböhme, steht jetzt im 40. Lebensjahr. Er hat sich verhältnismäßig spät der Kunst zugewandt, zählte schon 21 Jahre, als er in Dresden unter der Aufsicht seines Vetters, des Prof. Emanuel Hegenbarth, sein Studium begann. Kurze Zeit arbeitete er in den Malsälen von Bantzer und Zwintscher, hernach — bis zum Krieg — bei Kuehl. Anklänge an seine Lehrer sind bei ihm kaum wahrzunehmen. Josef Hegenbarth schreibt seine ganz eigene Handschrift — und er hat seine ganz besonderen Einfälle. Für einen Künstler, der sich mit voller Kraft der Graphik zuwendet, eine der glücklichsten Gaben. Die beiden starkbewegten Gruppen — „Der Zahnkraftkünstler“ und „Im Café“ — zeigen ihn als Radierer im besten Lichte. — Aus dem neuen Kunstgewerbe führt die Rundschau dann ein paar anregende Proben vor, zwei Uhren, die wir in der Ausstellung der Deutschen Werkstätten sahen. Die erste, deren Entwurf vom Bildhauer Gutkowsky stammt — sie besteht aus vergoldeter Holzschnitzerei — verrät die künstlerischen Bestrebungen des Weimarer Bauhauses: sie ist „aus sich überschneidenden Kreisen aufgebaut, die sich zu plastischem Ausdruck vereinigen und das Prinzip des runden Zifferblattes weitergeben“. Die moderne keramische Uhr in Dreieckform stammt vom Bildhauer Schade. Die weichen, gelbweißen Töne der Uhr werden durch bläuliche und rötliche Streifen gehoben, die den Fuß und die Seitenflächen des Gehäuses schmücken.

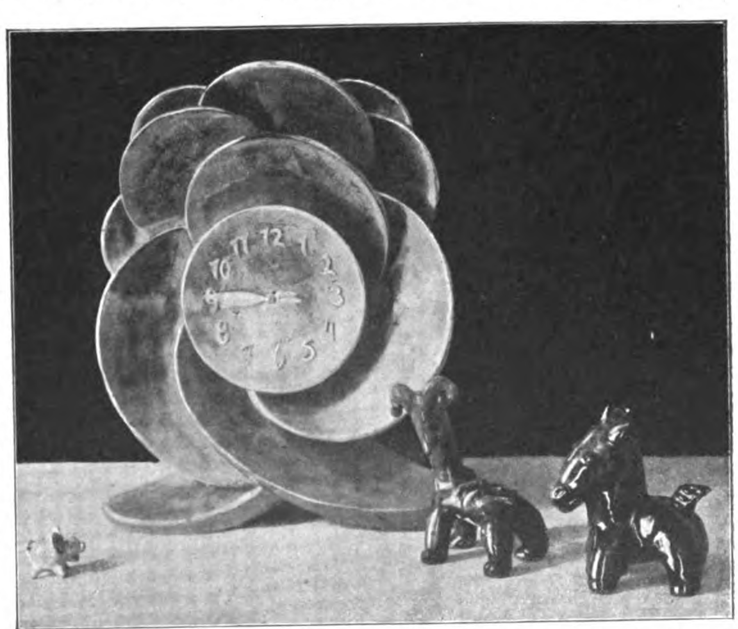


Der Zahnkraftkünstler. Radierung von Josef Hegenbarth, Dresden-Loschwitz

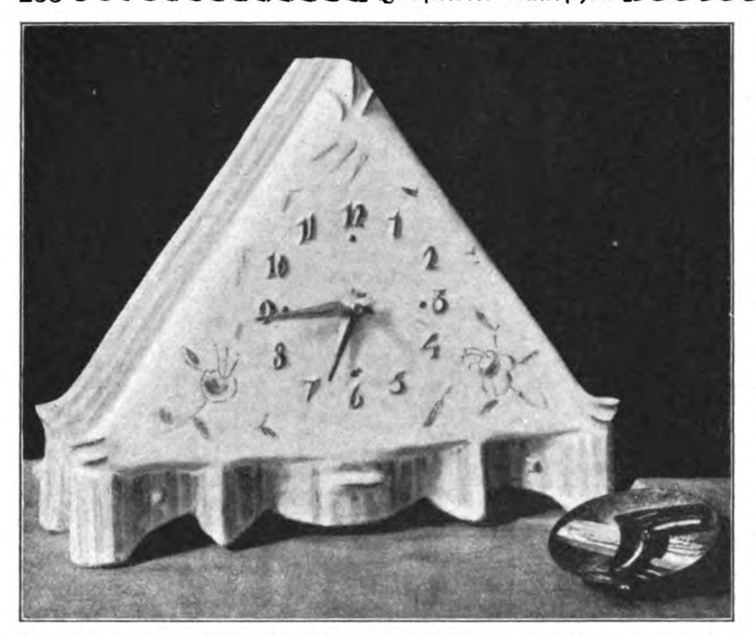


Im Café. Radierung von Josef Hegenbarth, Dresden-Loschwitz

Die „Komödie", das im Herbst eröffnete neue kleine Theater Reinhardts, ist ein Schmuckkästchen, in dem hübsche Frauenköpfe und geschmackvolle Frauenkleidung sehr gut zur Geltung kommen können. Wenn nun auch noch das dort erscheinende männliche Publikum einen gepflegteren Eindruck machte — gelegentlich auch ganz und gar Kopf und Gestalt wechselte —, dann könnte man den Aufenthalt in diesem Bühnenhaus, in dem die beste Regie geführt wird, als festliches Ereignis buchen. Prof. Hans Meid hat die entzückenden Wandbilder beigesteuert — mit leichter Hand und fröhlichem Sinn. Sie beschweren den Raum nicht, machen ihn licht und behaglich und geben lockende Augenweide.



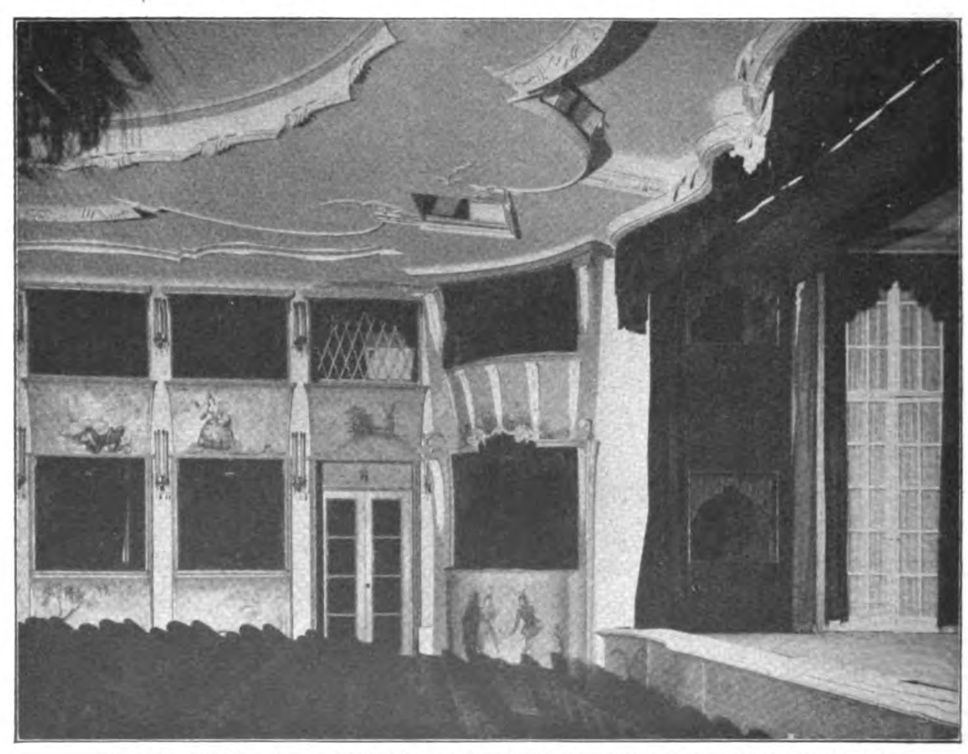
Moderne Uhr in vergoldeter Holzschnitzerei. Entwurf von Sutkowski, Berlin
Vorn: Neue Majolika-Nippes



Moderne Uhr mit keramischem Gehäuse
Entwurf von Bildhauer W. E. Schade, Berlin

Von ganz anderem Schlage ist M. Wetzel-Schubert. Allerdings gibt's auch stofflich keinen stärkeren Gegensatz. Die Künstlerin zeigt in ihren Berliner Typen die Ärmsten der Großstadt — im Schlaf, im „Tran", im Rausch. Aber es ist nichts Abschreckendes in ihren Zeichnungen, so realistisch die verkommenen Gestalten erfaßt und wiedergegeben sind, — ein gewisser mitleidsvoller Humor lagert über ihrer Kunst, führt ihr die Hand und rührt an unser Herz.

Als Kunstbeilage zeigen wir ein neues Bildwerk des Berliner Bildhauers Prof. Walter Schott „Nach



Das neue Reinhardt-Theater in Berlin ‚Die Komödie'. Entwurf von Oscar Kauffmann
Wandbilder von Prof. Hans Meid

dem Bade". Eine Ausstellung neuer Werke von ihm im Berliner Künstlerhaus gab Zeugnis von dem unermüdlichen Fleiß und künstlerischen Ernst, mit dem der längst Berühmte noch immer neuen, hohen Zielen zustrebt, ohne seine Herkunft aus der alten Klassikerschule zu verleugnen. Eine sehr feine und wirkungsvolle Medaille auf den kürzlich verstorbenen weitbekannten und vielgesuchten Berliner Frauenarzt Prof. Dr. Ernst Bumm hat Schott entworfen, von der wir die Porträtseite hier aufzeigen.



Medaille auf Prof. Dr. Ernst Bumm
Entwurf von Prof. Walter Schott

Die Künstler, deren Werke unsere **Kunstbeilagen** wiedergeben, sind unseren Lesern alle bekannt bis auf den Freiburger Maler W. Haller — heute auch schon ein Fünfzigjähriger. Er hat nie eine Kunstschule besucht. Die Betrachtung der Werke von Hans Baldung Grien, Holbein d. J. und Grünewald führte ihn, wie er uns schreibt, zum eingehenden Studium alter Malweisen und deutscher Malart. Spätere Reisen durch



Deutschland, nach Paris, Amsterdam und London haben ihn in seinen künstlerischen Endzielen neu bekräftigt. Von den Franzosen können die Deutschen in erster Linie das eine lernen: daß sie immer stockfranzösisch gemalt haben, nie internationalen Brei. Eine klare, deutsche Malweise strebt Haller an, eine möglichst natürliche Darstellung, die den Beschauer nicht hindert, zum Gefühlsinhalt eines Bildes durchzudringen.

Unter unseren **Erzählungen** wird natürlich die preisgekrönte Novelle „Der Bauernrichter" von **Oskar Jellinek**



Großstadttypen
Zeichnungen von Marei Wetzel-Schubert



die lebhafteste Beachtung finden. Daneben sind noch zwei kurze novellistische Beiträge von starker Eigenart in diesem Heft abgedruckt. Dietmanns „Das Gesicht des Krieges“ gibt einen der unmittelbarsten Eindrücke aus der Schlacht um Verdun wieder. So oft wir es abgelehnt haben, immer wieder neue Wunden aufzureißen: diese Darstellung mußten wir unseren Lesern in die Hand geben, sie ist unbarmherzig, sachlich, phrasenlos, aber dabei doch von starkem künstlerischem Gefühl gegliedert. Dem Reiz des farbenreichen, lebensprudelnden Bildchens, das der österreichische Meister Trentini von dem Handwerksburschen in dem lichterfüllten Schloßpark entwirft, wird sich auch kein Leser entziehen können.





Großstadttypen
Zeichnungen von Marei Wetzel-Schubert

Johanna Karwath, deren feine, gedankentiefe Dichtung „Maria Duchanin und ihr Gang in die Eiszeit“ in diesem Heft beginnt, ist unseren Lesern durch das fast als klassisch bezeichnete Erzählungswerk „Das schlesische Fräulein“ näher getreten. Auch diese neue Gabe ist kein Durchschnittswerk, erhebt sich hoch über stoffähnliche Romane, aber die Arbeit fordert inniges Versenken in eine fremde Gedankenwelt voll überraschender und herzbewegender Aufschlüsse. **H. G.**

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker in Berlin**
Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50



Aktstudie. Von Prof. Hermann Groeber



Der Vater

Preisgekrönte Novelle von Wolfgang Goetz

Non ignoravi mortalem me genuisse

Obschon der Vormittag eine ungewöhnliche Zahl von Besuchern herangetragen hatte, saß man im kleinen Kreise zu Tische.

„Da Sie denn einmal dies mißverständliche Wort ‚Glück' gebraucht haben, mein guter Doktor," hatte sich der Vater an den Sekretär gewandt, „so möchte ich Ihnen eigentlich eine recht harte Buße auferlegen, wenn Sie es nicht zu erklären vermöchten. Und dazu, fürchte ich, sind auch Sie nicht imstande. Denn der Mensch würde sich nicht so oft über Mißgeschick beklagen, wüßte er nur, wie oft er das Glück in Händen hält. Aber den Augenblick in seiner Fülle zu genießen, versteht er nicht, daher der Flüchtige ihm allzu rasch entgleitet. Das eigene Ungeschick heißen die Leute dann Ungemach. Ja, ja, ihr Guten, es ist uns nichts schwerer gemacht als der Genuß."

Ein kleines ehrfürchtiges Schweigen war gefolgt, während der Sohn sorgenden Blicken seiner Frau begegnete, daß er die Augen niederschlug. Nun saß er, als sänne er dem Gehörten nach, und in der Tat hatten jene Worte ihm Erinnerungen an die verwichene Nacht geweckt. Brodem genossenen Weines zeigte ihm verwischte Mienen und Züge eines Geschöpfes, das durch verworfene Unschuld lockend lächelte. Es war gewiß, daß er auf seinen Knien vor der Unbekannten gelegen hatte, und er hörte noch unfroh das Lachen hinter der Tür, durch die man ihn gedrängt hatte, als schon ein neblichter Morgen die Häuser deutlicher machte. Wo alles dies ihm begegnet war, entsann er sich nicht; fest stand nur, daß er sich vor der Loge von Zechgenossen getrennt hatte und dann noch einen Weg in den Park wollte. Das war ihm nicht geraten, da er Straßen verfehlte. Unklare Bilder einsamer Häuser vor der Stadt, aus denen hie und da ein Licht blinkte, wechselten in ihm, doch erkannte er wohl, daß dies Spiegelbilder zurückliegender Erlebnisse sein konnten oder gar Trug seiner malerischen Phantasie.

„Mir ist es nun eben auch nicht allzuhäufig geglückt," sprach oben der Alte, „wiewohl," fuhr er mit erhobener Stimme und kurz lächelnd fort, da die zwei Gäste murmelnden Widerspruch erheben wollten, „wiewohl mich manche neiden und ungerechter Begünstigung durch Fortunen anklagen möchten. Die Leute haben vielleicht so unrecht nicht, denn im Grunde war ich prädestiniert genug und wußte nur auch nichts Rechtes anzufangen, wenn sie auf ihrer Kugel vorbeischwirrte. Da rettete ich mich denn in mein Museum zu tätigem Gedeihn, wo sich ihr Schimmer noch am längsten an den Wänden hält. So wäre denn allerlei gefördert worden, wenn auch nicht alles, nicht wahr, Frauenzimmerchen?", wandte er sich zur Schwiegertochter, die den Wink gut verstand und zu leichterem Gespräch alsbald die rechten Wege einschlug.

Der Sohn hatte die Worte des Vaters nicht verstanden und ihren Sinn nur halb. Er drehte sein Glas auf dem Tischtuch und sah auf seine Frau, die lustige Geschichten aus der Stadt auftischte, was dem alten Herrn zu behagen schien, wenngleich er manches bedenkliche: Gott, o Gott, oder: Nun, nun, dämpfend dazwischen murrte.

‚Warum scherzt sie mit mir nie so anmutig?' dachte der Sohn und starrte sie an. ‚Ein Dutzend Jahre und alle die Seligkeit weggewischt. Vorwurf in Wort und Blick, wie

vorhin. Ist an mir denn, ist in mir nichts, rein gar nichts, das sich der Mühe lohnte?'

Die andern lachten laut, sogar der Vater konnte schallende Heiterkeit nicht bändigen.

‚Ja, ihr! Nur immer zu!' schrie es im Sohn, ‚Fidulität! Freut euch aneinander. Was kümmere ich euch! Aber was kümmert ihr mich; es gibt außer euch auch Menschen in der Welt und Flaschen und Gläser, die sich meiner freundlich annehmen, für Stunden vielleicht nur, dann aber ganz! Verwünscht der Dunst von gestern, der mich selige Minuten versäumen ließ. Nun, gutes Glück, heute abend geh' ich nach der Loge und lass' mich treiben und diesmal —'

Aus dem rasch gedrehten Glase der Wein schlug rot über den Rand, und im Schreck über sein Ungeschick verlor seine Hand ihre Richte, so daß mit scharfem Klang das Gefäß auf dem Tisch zerknickte. Ihm war, als rührte schmerzhaft ein Stich an seine Schläfe, daß er herumfuhr und in die Augen des Vaters blickte. Sie schienen starr und drohend, aber weit drinnen wogte das Zauberdunkel, von dem keiner wußte, was es barg, wie bei der Zukunft, ob Gnade und Vorwurf, Liebe oder Haß, oder war's Sorge, war's Schmerz, oder Verachtung.

Der Sohn wandte sich und stammelte unglückliche Worte der Entschuldigung.

„Unser Freund scheint ungeduldig," hörte er die große Stimme, „daß wir unnütz die Zeit vertändeln. Da mag er recht haben, wenngleich er uns nicht auf so hitzige Weise zu mahnen brauchte."

Die Stühle rutschten über den Boden.

„Du versprachst mir noch die bewußten Zusammenstellungen, indessen ich für heute nachmittag mich anderen Gegenständen zuzuwenden habe, erbäte deine Gegenwart vor dem Abendessen."

Für die Weile dieser Worte rührte der Vater mit der linken Schulter des Sohnes rechte. Die Scham verflog, indem sie sich berechtigt erkannte. Die kurze Begegnung der Leiber mochte dies geschaffen haben, der gleiche Taktschlag ihres Blutes.

Nach wenigem trennte man sich, da der Vater das Zimmer verlassen hatte. Der Sekretär nahm kühleren Abschied noch als sonst, wie es schien, und das Fräulein flüsterte erregt: „Mein Gott, bester Kammerherr, ich dachte, Sie würden vom Stuhl fallen unter diesem Blick! Und wenn ein Stuhl nicht eine so unvernünftige Kreatur wäre, er hätte eigentlich zusammenkrachen müssen." Sie band sich die Schaube unterm Kinn.

„Ich bin das gewohnt," sagte er leichthin, als scherze er.

„Nun ja, aber so ein Lärm, ja, Bester: Lärm. Dieser Jupiter tonans donnert, auch wenn er schweigt. Wegen so einem bißchen Glas; das kann doch jedem einmal passieren!"

„Gläser," sagte er heftig, „nein, die dürfen bei uns nicht geknickt werden."

„Lieber Gott," sagte die Dame, „das ist ja schrecklich!"

„Das weiß ich nicht einmal," hörte er sich sagen und erstaunte über die fremde Stimme, die aus ihm redete.

Aber das Fräulein lachte nicht wenig: „Da sieht man's: Vater und Sohn. Zeus und Apollon!"

Sie machte einen naseweisen Knicks und flüchtete rasch die breite Treppe hinunter.

‚Hübsch ist sie schon,' dachte er und wandte sich hinauf.

*

Zum Glück begegnete er der Gattin nicht. In seinem Zimmer war er geborgen. Auch die Arbeit mochte er gern. Man mußte achtsam sein, durfte, um nichts zu übersehn, langsam schaffen und mit den Stunden wurde doch allerlei getan, nicht eben bedeutendes, aber doch, was von Nutzen war für andere. Nur spürte er heute zu sehr, wie er sich über den Tag hin trog und von dem mittaglichen Schreck mühsam erholte. Unser Freund, so hatte ihn der Vater genannt. Das war wieder hassenswerte Güte, verletzende Milde war es gewesen. Daß doch endlich einmal eine Verdammung fiele, ein Fluch, die sein Blut zum Rasen brächten, daß endlich die gebundene Zunge erlöst würde. Dies ewig Gleichgesinnte duckte ihn unter, zwang ihm Gehorsam, ab, sog vampirisch alle Kraft aus ihm.

Was geschah denn in diesem Hause? Lag Blutbann drüber, oder was für tödliches Genebel magischer Kräfte stieg aus der Hexenküche des Alten da unten, wo Latwerge und Alkahest zu der Welt Heile goren und gebraut wurden, unheimlich reifend, um endlich unnachahmlich köstlich aus der zerklirrten Phiole ans Licht zu treten? Und die da kamen, tagtäglich, stündlich, gingen sie nicht ungefährdet wieder von dannen, ja verklärteren Angesichts und getröstet? Denen ward nur Heil hier drinnen. Aber ihm war gegeben, Qual zu dulden in dessen Nähe, zu der sie aus aller Welt, oft mit Aufgebot des letzten Willens und der letzen Groschen, drangen. Verdammte Nähe, die nicht die schrillen Farben dämpft.

Die Feder ging ruhig über das Papier und ordnete Worte und Begriffe in saubere Rubriken zu einer übersichtlichen kleinen Welt.

Das freute ihn, spiegelte ihm doch das Blatt ein geruhiges Wesen und Walten vor, das zu ordnen ihm gegeben war, und heimlich war seine Freude, daß seine Arbeit den Alten

entlaste, daß sie ihn wohl gar vergnüge und ihm ein kleines Wort des Lobes erpresse wie ehedem, da sie vor vielen Jahren zusammen reisten. Der Vater hatte gelobt und mit ihm gelacht, als er den ersten Glimmerspat brachte, und des Fragens und der Belehrung kein Ende war, und gar als selteneres Gestein, das ihn glücklicher Zufall finden ließ, der Aufnahme in die Sammlung wert befunden wurde. Der Großmutter war es geschrieben worden, wie er so schöne Fortschritte mache. Das liebe, gute Wesen hatte es dem Enkel nicht verschweigen können, denn sie war stolz auf alles, was dem Sohn entsprang.

Ein Vierteljahrhundert lag sie nun beinahe schon beim Großvater. Damals schwoll wahrhaft Glück übers Jahr und er hatte es halten können, fest, in beiden Händen. Mißgeschick oder Drohendes bändigte der Vater. Reicher ringsum wogte Jahr um Jahr das Leben, und als das Schicksal die Mutter nahm, war nicht lachend die neue Wirtin zu ihm gezogen?

Die sauberen Rubriken verwaisten, ihr geflügelter Herrscher lag tatenlos neben dem Papier. Über die Dächer draußen zogen schon die grauen Fahnen des Abends.

„Ich war ja doch nicht schuld," sagte der Kammerherr leise vor sich hin. Lange genug hatte er geduldet, daß sie es mit dem Gelde nicht gar zu ernst nahm, aber eines Tages mußte er warnen und tadeln, waren doch Kinder da. Und ihm im Geblüte saß doch der Großvater, der streng über das Erworbene wachte. Der Vater nahm's nicht so genau — gewiß, weil ihm die Schwiegertochter schmeichelte und ihm das wohl gefiel; da mußte der Sohn sich zu des Vaters Vater aufwerfen. Wie dann noch einmal.

Die Feder fuhr in das Tintenfaß, daß die Schwärze spritzte und wieder füllte sich Seite um Seite.

Als der Vater, ein Siebziger, mit einem Kinde die Ehe eingehen wollte, war's nicht gewesen, als hätte der Großvater sich aufgemacht aus dem fernen Grabe, um mit des Enkels Zunge harte Worte zu reden, bittere, verzweiflungsvolle Wahrheiten? Und darum, weil er zweimal Schutz sein wollte dem gefährdeten Greise, darum nun war Einsamkeit um ihn, war er verstoßen, während die Frau wohlgelitten da unten aus und ein ging, wo für ihn Geheimnis starrte.

Das Papier knirschte unter der jagenden Feder.

Das war es, ja: Geheimnis war immer um den Vater gewesen. Zu Scherzen, kleiner Hilfe war der Sohn gut genug. Den Fremden, und mochten sie so jung wie er und jünger noch sein, ward verstattet, sorgsam Verhülltes zu schauen. Sie durften Lösung letzter Rätsel erfahren. Noch neulich war der Sekretär mit hochroten Wangen, Tränen im Blick die Treppe heruntergetaumelt. Nun, was gab es? Von der künftigen Fortdauer hatte der Alte gesprochen, nun war nichts mehr zu fürchten für den schalen Gesellen, die Welt, Gott und Ewigkeit lagen vor ihm ausgebreitet im hellsten Strahle überirdischen Lichtes. Er ärgerte sich noch jetzt, wie er so stürmisch die eingebildete Subalternenseele nach Deutlicherem befragt hatte. ‚Ich darf nichts verraten!', hatte der Knopf auf Fortunens Mütze gestammelt und war durch die Türe gestolpert, aufseufzend unter solcher Glückswucht.

So ging's an ein gutes Jahrzehnt. Immer weiter abgedrängt vom Allerheiligsten, zum Geier, wen nahm es Wunder, daß er seiner Wege ging, die Lust schufen und Vergessen?

*

Ob der Herr Kammerherr nicht möchten und möchten runterkommen, hörte er des Dieners Stimme, wie ihm ein Echo jetzt sein Herein! zuwarf.

Warum nicht. Die Arbeit war getan.

Auf dem Gang traf er die Frau mit den Buben.

„Nun?" fragte sie.

„Was: nun?"

„Bist du wieder beruhigt?" kam es zurück.

Er zuckte kränkend die Achseln und wollte vorüber.

„Wo willst du hin?" rief ihm der Ältere nach.

„Ich geh' zum Apapa!"

„Da wollen wir mit!" schrie der Kleine. Sie hatten ihn auch schon bei den Armen gepackt und zerrten ihn stürmisch die Treppe hinunter, daß er lachen mußte. ‚Sie sollen von mir nicht so denken, wie ich von ihm!' schwor er sich zu. ‚Sie sollen um ihren Vater wissen, sollen reich werden an meinen Fehlern, daß sie zu Reinerem streben als ich. Meine Brust will ich aufreißen und nichts bemänteln, und was sie an Gutem finden, das wird sie auch nicht schlecht machen.'

Er wollte die jungen Arme an sich drücken, aber da stoben die beiden mit lautem Gebrüll davon und in das Zimmer des Apapa.

„Da wären wir also und das ist schön, muß es denn gleich so wild hergehn?" grüßte der.

„Ja," bestätigte der Jüngere und kroch auf des Großvaters Knie, um mit nicht sehr reinen Fingern die weißen Locken bewundernd und selig zu zausen.

„Väter haben unter solchem barbarischen Ansturm nicht so zu leiden," lächelte der Kammerherr.

„Es scheint so," der Alte blickte zu ihm auf, „und wir haben uns darein zu schicken. Nun,

kleiner Nebulo, wir sahen uns seit gestern nicht, was erlebten wir denn?"

„Ich war im Theater," prahlte der Kleine, während der Ältere ans Fenster gelehnt in den nachtenden Garten blickte und das Heideröslein weniger mit Aufwand von Gefühl als von Lungenkraft pfiff.

„Da sieht man's," lachte der Alte zum Sohne herüber, „sie sind die richtigen Dichter, während der eine erzählen will, pfeift der andere. Was haben wir denn gesehen?"

„Den König Lear! Das ist nämlich ein alter Mann mit drei Töchtern —"

Der Kammerherr sprang heran und riß den Jungen am Arm.

„Wer hat dich mitgenommen?"

„Die Mutter!" kam ängstliche Antwort und das Pfeifen am Fenster verstummte.

„Welch ein Wahnsinn! Und davon sagt man mir nichts!"

In den Augen des Alten, die er zum Sohn erhob, wallte wieder das Zauberdunkel, als er nach einer Weile bedächtig sagte: „Ich wüßte nichts einzuwenden, wenn wir einen jungen Menschen auf den Weg einer sittlich sozialen Kultur bringen wollen, daß wir ihm die zerstörerischen Kräfte des Lebens in einem bedeutenden Abbild zeigen."

„Es kann übergroßes Unheil angerichtet werden!" erwiderte der Kammerherr erregt.

„Geht nun, der Apapa hat noch Wichtiges zu bereden und wir sprechen wohl morgen ein weiteres und machen gar eine Spazierfahrt," wandte sich der Alte zu den Jungen, die denn mißvergnügt sich trollten.

„Ich für mein Teil finde es unverantwortlich, eine kindliche Seele mit Problemen zu verwirren, sie auch nur fernsten Widerglanz gefährlichster Rätsel ahnen zu lassen, woran wir in unserem Alter noch herumraten."

Die Kerze war heruntergebrannt. Der Kammerherr trat hastig heran und griff nach der Schere. Ruhig entwandt sie ihm der Vater und begann sorgsam den Docht zu schneiden. Ernst hob er den Blick zum Sohne und dem schien, als leuchte die dunkle Stube auf.

„Da mögt ihr nun zusehen. Ich bin wohl zu alt," sagte er still und schritt die Hände auf dem Rücken in der Stube hin und wieder.

„Das werde ich allerdings," die Ruhe des Kammerherrn war gebändigt, „denn die Verantwortung ist mein. Im übrigen sind hier die Zusammenstellungen, ich hoffe, sie sind zur Zufriedenheit ausgefallen."

„Woran nicht zu zweifeln. Wäre sonst noch?"

„Nichts, außer meinen Wünschen für eine gute Nacht und einen guten Morgen!"

Der Kammerherr verneigte sich und schritt zur Tür.

„Ich bäte noch eins," die Stimme des Greises war leise. Der Sohn verharrte gehorsam. Ein langes Schweigen folgte und der Vater schritt auf und nieder, wie es seine Gewohnheit war, gelassen.

„Eine Bitte, insofern ich bei meinem Alter bedacht sein muß, das Nötigste bald zu mundieren."

Und wieder Schweigen.

„Für morgen ist mancherlei, Gott will's, in Aussicht genommen."

Nur Schritt um Schritt im Schweigen.

„So wäre denn dankbar, wenn, sagen wir, Störungen von diesen Geschäften fernab gehalten würden. Zudem verspricht das Barometer wenig gutes Wetter, so daß wir dann schon genug Kraft werden verbrauchen müssen, den sonnenlosen Tag aufs beste zu bestehen."

Jetzt stand er am Fenster und sah in den nachtdunklen Garten. Ganz still war es im Raum. Einmal nur zischte der Docht der frisch beschnittenen Kerze.

Dann kehrte der Alte dem Sohn die Augen zu, die von der Dunkelheit getrunken zu haben schienen.

„Wenn's gefällig ist," beschloß er das Gespräch. Es klang flehend und doch wie die Schelmerei eines Gottes.

Da verneigte sich der Kammerherr und schloß leise hinter sich die Tür. Im Davonschreiten glaubte er den Sessel ächzen zu hören, der den Vater vor dem Schreibtisch aufnahm.

Der Sohn schlug die Finger ineinander, daß die Gelenke knirschten. Er schickte den Diener nach Hut und Mantel.

Sein Rücken war, als müßte er die Vergangenheit mit seinem Leibe decken, dem Arbeitszimmer des alten Zauberers zugekehrt, Brust und Antlitz denen da oben, der Zukunft. So stand er zwischenin auf der Treppe. Wie ein Befehl zuckte es in ihm auf, hinaufzustürmen, mit hartem Spruch die Kinder vor künftigem Unheil zu schützen. Dann, wußte er, gab es Gelärm und Tränen über den künftigen Tag. Solchem Unwesen war der Vater nicht mehr gewachsen und Stunden, die reichste Frucht bergen konnten, würde er tatenlos vergrämt im Bett verbringen. Aber was galt denn mehr? War eine solche Frage auch nur denkbar?

Er hob den Fuß und setzte ihn auf die Treppe zum oberen Stock.

Nun schlug aber just die alte Uhr, die schon in des Vaters Vaterhause mit den alten Bleigewichten die Zeit geschleppt hatte, und der Kammerherr mußte wieder des Großvaters gedenken, der alles für den Sohn wohl bereitet hatte. Mußte nicht er wie damals eintre-

ten, an Großvaters Statt und hüten, daß gedeihe? Und der Ahne wußte nicht einmal, was später sich erfüllte, sondern trug Stein um Stein aus dem Acker, daß er Frucht bringe, wenn er ihn auch kräftig mit dem Pfluge zerriß.

Der Kammerherr zog den Fuß zurück.

Stein um Stein vom Acker tragen, das vermochte er wohl und sollte er. Die Pflugschar anzusetzen bei unguter Zeit, erschien bedenklich, und er sah noch die wunden Blicke des Alten, die selber Wunden schufen bei den letzten Malen.

Darum, als der Diener Mantel und Hut brachte, wich er dem Vor- und Rückwärts seitab und verließ das Haus.

*

Draußen schwirrte ein tüchtiger Wind um die Laternen, der Ahndung brachte von ferner Glut. Das tat dem späten Wanderer wohl, er witterte die nächsten Stunden unsicher und doch voll Gewißheit.

So schlich er fast wie ein nächtlicher Jäger über den Markt. Die Stunde schien ihm noch zu früh, als daß er hätte zur Loge gehen mögen, dort konnte er Brüdern begegnen, die ihn nicht loslassen würden. Auch hatte er Hunger und eine Bouteille Wein war recht angebracht, mancherlei zu übertäuben.

Er öffnete die Tür einer Wirtschaft. Zum Unheil fand er des Vaters Sekretär vor, der bei dünnem Bier vor einem Haufen Papier saß. Ausweichen wäre unhöflich gewesen. So trat er heran und fragte lachend, ob er ein Drama oder Gedichte schreibe oder was sonst.

Dergleichen wäre es nicht, lächelte der Sekretär sauer zurück. Dann legte er die Stirn in Falten und sprach geheimnisvoll, der Herr Kammerherr wüßten doch, daß er bedeutende Worte des Herrn Vaters zu Papier brächte, damit sie künftigen Geschlechtern zur Belehrung dienen möchten.

Hier war Gelegenheit vorzudringen! Als ob ihm diese Tatsachen gleichgültig wären, dankte der Sohn für diese Eröffnung nur eben nicht unfreundlich. Ob der Herr Doktor bei einer guten Flasche mithielte?

Die Einladung wurde nicht abgeschlagen, und es ergab sich ein gewöhnliches Gespräch: wie es denn mit dem Posten des Bibliothekars ausschaue. Je nun, das sei noch nicht am Tage. Man munkle allerlei von Machenschaften, Kabalen. Versteht sich, das sei bei Haupt- und Staatsaktionen unvermeidlich. Ja, ja. Bedauerlicherweise verliere man wieder gute Kräfte vom Theater an Berlin. Nun, so hätte man Gelegenheit, neue Talente zu bilden. Gewiß, das sei ja im Grunde auch fruchtbarer. Natürlich. Und wie es denn mit der Frequenz der Landesbäder bestellt sei. Leider nicht zum besten, trotzdem man sich, wie bekannt, an weithin sichtbarem Ort der Hebung des Verkehrs annähme. Imponderabilien, Geschmack, Mode, was nicht alles, hemme oder fördere solche Entwicklungen. Man irre, wenn man hierbei Folgerichtigkeit annähme. Sehr sogar; was heute verhaßt sei, wäre morgen Ziel und Sehnsucht Tausender.

Also ergab sich ein Gespräch, das beiderseitige Übereinstimmung zutage treten ließ. Der Kammerherr hatte wohl acht, daß der Doktor vom Wein ein wenig erhitzt würde. Auf sich selber wollte er schon passen.

„Trinken Sie, verehrter Freund!“ rief er und leerte sein volles Glas, „Sie sehn nicht zum besten aus. Ihnen täte Erholung not!“

An dem wäre es. Seit Jahren hatte der Doktor die Stadt nicht verlassen.

Er wolle nicht hoffen, daß er überbürdet würde, fuhr der Kammerherr eifrig dazwischen, sonst wäre es ganz selbstverständlich, daß der Vater unterrichtet werden müsse, der als ein schaffensernster Mann ungewöhnliche Anforderungen stelle und als Greis der Gesundheit anderer nicht die nötige Aufmerksamkeit schenke.

Behüte Gott! Nein, rief der Doktor, er dächte nicht daran, sich zu beklagen. Früher hätte er der Leute gespottet, die ihre jährliche Erholung brauchten, aber es scheine doch mit den zunehmenden Jahren, daß man dergleichen, wenn auch nicht bedürfe, so doch vermissen lerne.

Man schwieg. Der Doktor, um ein wenig für sich seinem Märtyrerschicksal genießend nachzuhängen, der Kammerherr verstummte ärgerlich, weil er nicht zu seinem Ziel gelangte; so goß er ein zweites Glas hinunter.

„Im übrigen,“ begann der Sekretär wieder, „vermag ich mir nicht vorzustellen, wie Ihr Herr Vater ohne mich auskommen würde. Ich gedenke nicht, mein Verdienst, das gering genug ist, als Ursache meiner Zweifel hinzustellen. Allein, er ist alt, hat die achtzig überschritten und ist seit sieben Jahren an mich gewöhnt. Ich bin vertraut mit allen seinen Geschäften, vertrauter als er selbst. Darum: höhere Rücksichten halten mich hier.“

„Ich bin auch noch da!“ sagte der Kammerherr und dämpfte mühsam seine Erregung.

Das wäre dasselbe nicht, wog der Sekretär bedenklich ab: „Ich stehe allein, bin unbehindert, Sie haben, Herr Kammerherr, Ihre Familie. Ihr Herr Vater verlangt aber restlose Hingabe. Darin ist er Despot.“

Der Kammerherr schlug auf den Tisch: „Er hat mich verheiratet. Er konnte mich zu seinem Vertrauten machen. Ich wollte gar nicht so rasch in die Ehe. Nun muß er sich mit Fremden umgeben!“

Die Gründe wären leicht zu finden. Einesteils mußte der Herr Vater darauf bedacht sein, der Kette der Ahnen ein neues Glied hinzuzufügen, und zum andern mochte ihm sein einziger Sohn zu wertvoll sein, als daß er ihn nur als Handwerkszeug verbrauche.

Hierbei lächelte der Sekretär ein sonderbares Lächeln und seufzte ein wenig.

Dies fatale Zwielicht, das der Tischgenosse warf, war Grund genug, ein drittes Glas auf die Neige zu leeren und so rief der Kammerherr den Aufwärter heran, daß eine zweite Flasche gebracht würde.

Das möge man doch unterlassen, wehrte der Doktor, aber der Kammerherr hielt ihn krampfhaft am Arme.

„Nein, wir reden nun einmal von meinem Vater. Stehn Sie mir Rede: wer ist er denn? Ich sehe tausend Menschen kommen, ich kenne seine Werke, aber wer er ist, das will ich wissen!" — Erschrocken sah der Sekretär auf.

„Die Antwort ist schwer," stammelte er, „wir müssen schon die erhabensten Namen nennen, um einen Vergleich —"

„Ach, ach, ach!" stieß der Kammerherr die Rede nieder, „sagen Sie getrost Plato oder was weiß ich! Plato war doch nicht die Summe seiner Werke und seiner Wirkung. Sie können ebensogut mit allen Mitteln der Rhetorik mir den Gottesbegriff auseinandersetzen und ich bin so klug als wie zuvor, weiß genau so wenig, was oder wer Gott ist. Ich will wissen, wer mein Vater ist!"

„Mich erstaunt diese Frage aus diesem Munde!" Der Sekretär war wirklich erstaunt.

„Sie mißtrauen mir. Gut. Wir sind öfters aneinander geraten. Aber Sie sind ein ehrlicher Mann, Herr Doktor, das weiß ich. Ich bin es auch. Noch fragte ich keinen Freund solche Frage. Erwidern Sie das Gefühl, das ich für Sie von diesem Augenblicke an hege, und es wird sich nicht wieder mindern."

Das erste Glas der neuen Flasche verschwand.

Der Doktor drehte betroffen an seiner Uhrkette aus geflochtenem Haar und sah dann ruckweise auf.

„Sie verbinden mich auf ewig, Herr Kammerherr," sagte er mit leise zitternder Rührung, „also denn: ich sehe einen Greis strahlend von olympischer Heiterkeit mit einem schier unbegrenzten Kreis der Erfahrung. Kein Gebiet menschlicher Erkenntnis, das nicht seine Aufmerksamkeit rege machte, kein Gebiet menschlicher, wie soll ich sagen —"

„— Leidenschaften vielleicht, nun?"

„Auch das," sagte der Doktor und schwieg, um nachzudenken.

„Der Abgründe auch, der Hölle, wie? Reden Sie doch!"

Der Doktor nickte: „Ganz gewiß. Auch dies ist ihm durch Antizipation, durch Vorwegnahme der Erkenntnis —"

„Meinen Sie, meinen Sie?"

„Wer die höchsten Gipfel erklimmt, muß um entsetzliche Abgründe wissen," der Doktor ruhte auf diesem Satz aus, „und nur die ihm innewohnende ehrfurchtgebietende Kraft der Liebe, die wie ein edler Wein sich nun im Alter zu einer alles verstehenden Güte verklärt —"

Er sah erschrocken auf, denn der Kammerherr schlug sich auf beide Schenkel und schütterte von lautlosem Lachen, bis es sich endlich lärmig entlud.

„Ach, ihr Schelme!" rief er lachend, „ihr Schelme von Dichtern! Ja, ja, so ist es, genau so ist es, wie Er da spricht, Doktorchen! Aufs Haar! Getroffen, getroffen! Schützenkönig! ‚Die ihm innewohnende Kraft der Liebe, die nun —', wie war's — ‚als edler Wein' — nu, es ist gleich. Alle neune! Wie lange sagten Sie, sind Sie bei ihm? Sieben Jahre! Nun freilich, man würde Euch ein schlechtes Zeugnis ausstellen, wenn man Euch erst jetzt als einen feinen Menschenkenner rühmen wollte. Ja, was soll ich da sagen? Ich gehe vierzig Jahre bei ihm ein und aus und wußte das alles nicht. Besonders das mit der allesverstehenden Güte, das hat mir ganz ausnehmend gefallen. Diese Prophezeiung wird Merlin machen, denn ich lebe vor seiner Zeit! Ob das mein Jüngster verstanden hat, als er gestern im Lear war? Sie müssen wissen, wir leben in einem literärischen Hause, wo man die Säuglinge bereits mit Raubtieren von königlichen Greisen bekannt macht! Aber warum weiß ich das alles nicht, was ihr wißt? Ich bin doch der Sohn!"

Die Stirne des Doktors runzelte sich. Er blickte auf und sein sonst erloschener Blick war hart.

„Sie müssen sich nicht wundern, Herr Kammerherr, wenn Ihr Herr Vater sich vor Ihnen verschließt. Sie beobachten ihn. Wir andern wollen nur lernen und danken mit treuem Dienst."

„Vielleicht sind Sie doch ein Menschenkenner," knurrte der Sohn.

„Ich fürchte meine Gegenwart beunruhigt Sie," der Sekretär erhob sich, „nein, nein, ich hätte auch noch Wichtiges zu fördern." Er warf den Mantel um und reichte dem Kammerherrn die Hand. „Bedenken Sie ruhig die gegebenen Dinge. Es ist nun einmal ein eigenartiges Verhältnis, das zwischen Vater und Sohn."

Er ging behutsam davon.

‚Esel, abgründiger!' schalt ihm der Kammerherr stumm nach, ‚die Sachlage ruhig be-

denken! Ich hab' das ruhig und unruhig oft genug getan, du Gaurisankar an Dummheit! Zum mindesten zwanzig Jahre lang. Ist das nicht genug? Ihr habt ja keinen Dunst, ihr Affen! Noch weniger als ich. Aber mir tut's not, sonst frißt's mir das Herz ab, hört ihr, ihr Seelenanatomen! Und ohne euch kann er nicht leben. Sie sind ihm wirklich unentbehrlich, verehrtester Herr Doktor, wirklich! Sie sind gar kein so übler Kenner der Seelen, blindes Hühnchen.' Den Teufel auch, es war Zeit, sich nach besserer Gesellschaft umzusehen, der's auf die Seelen weniger ankommt.

Er hieß den Aufwärter zwei Bouteillen einpacken, die er in seinem Mantel verstaute. Dann ging er hinaus, laut und gewichtig.

*

Vor der Loge stand er und wußte nicht, wohin er gestern den Schritt gefördert hatte. Er spielte sich vor, als mache ihn diese Unklarheit verdrießlich. Er lief bald drauflos und wollte nicht glauben, daß er heimlich hoffte, die dunklen Straßen möchten ihn rasch vor sein Haus führen.

‚Ein eigenartiges Verhältnis, das zwischen Vater und Sohn!' summte es in ihm hin und wieder. ‚Eigenartiges Verhältnis! Was wäre sonst nicht noch eigenartig? Der Tod ist auch eigenartig oder Gott oder der Teufel. Eigenartig, in der Tat. Daß solche Lippen nicht versiegelt werden, wie es dem Papageno zu Recht geschieht. Und der Vogelfänger ist doch wenigstens lustig, aber das verlangt, als ein philosophischer Kopf respektiert zu werden. Wohin, zum Geier, kariolt dies Menschenpack denn eigentlich? Verludert das Heiligste und bildet sich noch was drauf ein!'

Aus der Stadtkirche drang noch mattes Licht. Dort hatte der Pate gepredigt, des Vaters erster und größter Freund. Bald waren es dreißig Jahr, daß er starb, vergrämt, entfremdet, und war doch unauslöschlich im Buch der Welten eingeschrieben, was er gewirkt, ganz gewiß nicht zuletzt am Vater. Wohl ein ätzender Geist, der weglaugte Unrat und Rost und was nicht edel, mitunter auch, wenn man Erzählungen glaubte, fraß er am Zarteren und Besseren. Was sie trennte, den Vater und den Paten, Schüler und Lehrer, die so bald die Rollen wechseln sollten, wer weiß es denn? Vielleicht zu nah auf dem schmalen Wege zur Wahrheit, das setzt Püffe.

Er blieb stehen. Drinnen im verbissen tapferen Gemäuer, das schwärzer noch und kälter durch das Gedunkel der nächtigen Kühle drang, regte sich die Orgel. Schien's nicht, als würde der Platz heller und lösten sich die trotzigen Linien der Kirche, war's nicht, als spräche das Herz des wundersamen Paten, der da unten in der Gruft schlief so bitterlangen Schlaf und leuchte, ein Wunder, durch das Gestein wie durch gläsernen Sarg?

Nun füllten sich die Töne und wuchsen und wurden vernehmlich. Sie sangen das alte fürchterliche Lied: O Haupt voll Blut und Wunden!

‚Empfindsamkeiten sind meine Sache nicht,' dachte der Kammerherr, ‚gehen wir also!' Allein er blieb stehen.

‚Wen bitte, Herr Kantor, soll dies denn angehn?' sehr laut redete der Kammerherr nicht, aber er sprach doch die Worte in das Dunkel hinein, ‚mich interessiert im mindesten nicht, was Ihre Ansichten über Vorkommnisse anno 30 post Christum natum sind und welche Aussichten und Hoffnungen Sie darauf setzen. Sie werden einem alten Heiden damit wenig Gefühl ablocken, insbesondere mir, der ich vor dem Schnitzhölzelein Querhölzelein einen gesunden Widerwillen empfinde. Wenn also nicht die Melodie Ihres seligen Kollegen Bach Sie vermochte, dies Lied zu spielen, so fände ich derartige Molestierung von Menschen, die mit sich allein sein wollen, zum mindesten eigenartig.'

Sohn!

Drinnen schwoll es an: Jetzt aber höchst schimpfieret, Gegrüßet seist du mir!

Das war doch auch ein Sohn, der da hing auf Golgatha, das ist: Schädelstätte?

Und der Vater?

Nun? Und der Vater?

‚Und der Vorhang des Tempels zerriß in zwei Stücke, von oben an bis unten aus?' Ist das alles gewesen, das bißchen Erdbeben und die Sonnenfinsternis abgerechnet und die wandelnden Toten, die sie dazugelogen haben werden?

Ist das denn wirklich alles gewesen?

Quoll nicht das Meer in ungeheuren Strömen über das Land? Warfen sich nicht der Berge Gipfel in namenloser Wut auf die Menschheit? Barst nicht die ganze Erde in zwei Hälften, zerspellt vom Blitzgebündel des rasenden Vaters? Und triumphierte nicht aufkochend die Hölle voller Frohlocken über so leichten Raub?

Erdbeben gibt's hin und wieder und Sonnenfinsternisse auch. Dividierte Summe: ein alter Lappen ging futsch! Bravo! Es wird dem Hohenpriester ganz angenehm gewesen sein, dann konnte er den Etat für einen neuen hübschen Vorhang einsetzen.

Andernorts war man eifriger bemüht. Wenn einer seine Mutter erschlug, da hetzte ihn ein Chor der Eumeniden durch die Lande jahrelang. Und Götter und Göttinnen setzten sich ein für ein Städtchen am Skamander und seine Feinde. Die Himmel rasselten um der sündigen Menschheit willen. Damals.

Da sie aber Gottes und des Menschen Sohn meuchelten, wird ein schäbiger Teppich aufgeboten als Gegenleistung, von seiten des Vaters.

Ecce! Wie lustig! Väterchen schlief ja wohl. Oder es war ihm ganz gleich, was das Söhnlein da unten anstellte mit dem Gezücht; da schien ihm der erbärmliche Theaterdonner schon mehr als genug. So wird's gewesen sein.

Drinnen die Orgel bäumte sich auf, schrie, schwieg.

Der Kammerherr löste sich von der Wand, an der er gelehnt hatte, lüftete den Hut und verneigte sich gegen das Kirchengemäuer, in dessen Fenstern ein Licht langsam zur Erde kroch.

„Meinen schönen Dank für die Aufklärung," sagte der Kammerherr, „es war mal wieder wunderhübsch!"

„Das kommt davon," höhnte er im Weitergehn, „wenn man Kinder nur von Weibern auf die Welt setzen läßt. Ich hab's, weiß Gott, auf die Frauenzimmer, aber jeglicher muß mir recht geben, wenn ich behaupte, die Welt ist männlich. Das Zeugen ist wichtig, nicht das Gebären. Gezeugtes kommt zum Licht auch ohne Wehen!"

Er freute sich der Erkenntnis und trabte fürbaß. Er glaubte sich ungewöhnlich fröhlich, aber ganz tief nagte etwas.

‚Es wird sein,' bedachte er, ‚daß ich nach Hause will.'

So kehrte er um und schlug den kürzesten Weg ein.

*

Zwei Häuser standen, die ihm bekannt schienen, und er bedachte, wer dort gewohnt haben möchte vor Jahren.

‚Seltsam ist es, wieviel wir vergessen,' dachte er, ‚nicht nur das Böse, denn davon wollen wir nichts mehr wissen, auch Seligkeiten schwinden unsrer Erinnerung. Es mag sein, daß wir sie so fern verstauen, damit sie nicht abgenutzt werden und nur hin und wieder aufblitzend Widerschein geben.'

In einem Fenster der Gebäude war Licht; er trat heran und suchte durch die Gardinen zu spähen, als könnte er Vergangenes belauschen, vielleicht hatte er als Knabe mit verschollenen Gefährten hier gespielt, unschuldig höchsten Augenblick genossen, während vorn beim Kaffee, nicht klüger und gleich unwichtig, ihr Wesen die Mütter trieben.

Er zuckte zusammen.

‚Die Mütter, Mütter, 's klingt so wunderlich,' hämmerte es grausamen Takt in seinem Schädel. ‚Was gab er mir diese Mutter? Warum just die? Was freite er keine andere? Es waren genug da, schöne und reiche, süße und kluge. So aber, ein Weib, dem nur auf Tanz und Wein der Sinn stand. Wein soff ich vor der Muttermilch, und eh' ich auf den Beinen stehen konnte, hatte ich ein paar Dutzend Dreher hinter mir. Nicht Gottes Wort noch frommer Chorgesang wurde mir, bevor sie mich nach allzu langem Warten entließ, Schluderliedchen waren's und verlogene Romane. Wußt' er nichts von den Göttern, die mit hellem Blick ins Künftige schauen? Von Agamemnon kannt' er doch das alte Lied. Warum fiel der im Bade? Weil die Götter ihn hießen seine Tochter zu opfern: das war keine Schuld. Doch daß er in der bräutlichen Klythemnästra Augen den Mörder nicht gewahr worden, das war seine Todsünde; weil er so den ersten Muttermörder zeugen mußte, traf ihn die Axt, verzappelte er, lau umspielt, im selbstgeknüpften Netz. Die Hand Ägistens führte der Kronide! Und nicht genug: am Vater noch verfluchte Rache nehmend, hetzt Zeus den Sohn durch Waldgebirg' und sengende Öde. So hetze ich von Wein zu Weib. Er aber dröhnt im Predigerton Entsagung! Hätt' er entsagt nur ein einziges Mal, ich wollt' ihm aus dem Unbegriffenen, dem Niebetretenen danken, denn — Hosiannah! — dann wär' ich nicht. Sah er die Gier nicht in ihren Blicken, und wußte er nicht, daß Gier nur Gier schafft, wie sie's den ABC-Schützen schon einbleuen? Und predigt Entsagung! Er! Er!'

Des Kammerherrn Faust fuhr auf die Fensterbank, und er lachte vor sich hin.

Drinnen bewegte sich der Vorhang.

Er starrte in ein beschattetes Gesicht, das ihm bekannt schien.

Zwei flinke Hände drehten am Fensterriegel, und die Gläser taten sich auseinander.

„Ich wußte, daß Sie wiederkommen würden," flüsterte es, „hier ist der Schlüssel. Nur leise!"

Mit raschem Klirren schloß sich die durchsichtige Wand, kaum daß die Gardine sich noch regte.

In seiner Hand lag kühl das Eisen. Er wog es. Dann lachte er: „Wozu habe ich denn sonst die Bouteillen?" Und der Schlüssel knirschte im Schloß.

Von rechts her fiel schmaler Lichtschein durch die offene Tür. Das Mädchen im kurzen Rock stand barfuß und hielt mit der Rechten die Lampe hoch, indes die andre Hand Ruhe winkte.

„Man merkt, hier sind keine Studenten," lachte sie, als die Tür geschlossen war. „Ich geh' bald wieder hier fort. Bei uns drüben, wenn unsereins feine Herren empfängt, wollten die Leute sich so drüber aufregen, wie die hier, da wär' die ganze Stadt bald leer, wären alle am Schlagfluß gestorben."



Verhoffender Hirsch. Gemälde von Heinrich Schütz
(Sammlung Esperstedt, Mannheim)



Der Kammerherr hatte behutsam die Flaschen aus dem Mantel geholt und auf den Tisch gestellt. Sie schlug die Hände zusammen.

„Was tausend? Wein?" Sie trat mit weichen Sohlen an ihn heran und sah von unten zu ihm auf, indem sie die Aufschläge seines Rockes faßte: „Hab' ich dir gestern so gefallen, daß du gleich mit dem feinsten kommst? Ich hätte gar nicht gedacht, daß du mich noch richtig in der Erinnerung hättest. Du schienst mir ein bißchen, na weißt schon, nicht böse sein!" Sie hob sich auf den Zehen und küßte ihn auf den Mund. „Wenn ich bloß Gläser habe," sie lief herum und kramte in den Schubläden.

„Wart'," rief sie, „ich weiß," und sprang zum Schrank, „die hat mir einer mal mitgebracht; ist schon tot, war ein lieber Bursche."

Sie stellte zwei spitze Rubingläser auf den Tisch und holte das Handtuch, sie auszuwischen. Er nahm eines in die Hand: „Souvenir à Marienbad" stand über einem geschliffenen Bild des Sprudels.

„So, jetzt gibt's ein großes Fest, wie ich lang keines erlebt. Es kommt heute keiner mehr herein; es ist auch schon spät, und ich bin noch wenig bekannt, weil sie hier auf der Polizei so streng sind mit unsereinem. Mach' dir's bequem, Schatz! Ist dir auch warm? Ich leg' nach, denn Glut will Glut."

Sie lachte verlegen und kniete am Ofen. Der Feuerschein schoß Röte über ihr zartes Gesicht, als sei sie geschämig. Er hatte sich an den Tisch gestellt und schaute dem Spiel der Kauernden zu. Beim Vater hatte er oft eine Abbildung der Herrin von Kythere gesehen, jetzt, wollte es ihm scheinen, begriff er erst die Meisterhand des toten Alten.

‚Man sollte nach Italien fahren,' dachte er nebenher.

Sie erhob sich und ordnete die spärliche Kleidung, und er mußte der Amazonen gedenken.

‚Vielleicht bin ich jetzt reif,' kam ihm in den Sinn; doch konnte er sich nicht erklären, wozu er gediehen wäre, denn da er in den Anblick ihrer Schönheit versank, hatte er auf Italien vergessen.

Sie war an ihn herangetreten und drehte ihren Zeigefinger um eine seiner Locken.

„Hm?" fragte sie.

Er blickte auf.

„Ach, weißt doch, was sich so gehört," und, da er zauderte, lief sie in eine Ecke, wandte ihm den Rücken zu und bedeckte zum Überfluß die Augen mit den Händen.

Da warf er klirrend drei Taler auf den Tisch; sie sprang herum, riß das Geld aufatmend an sich, kreiselte ein paarmal durch die Stube, spützte dabei auf den Schatz und verstaute ihn umständlich zu tiefst in eine Lade. Dann lief sie herzu und umschlang ihn von hinten.

„Dank' dir schön," flüsterte sie, „dank' dir sehr schön. Sollst's auch gut haben."

Nun aber zog sie einen Stuhl zum Tisch und setzte sich anständig.

„Auf gute Freundschaft," erhob sie ernst ihr Glas, trank hastig und pfiff ein lustiges Blinkern zu ihm hinüber, auch kniff sie ihn leicht in den Arm.

„Ihr habt eine schöne Stadt. Feiner ist's, als bei uns drüben. Und Wald habt ihr. Magst du Wald? Ich mag ihn gern. Auch unser Fluß ist nicht so hübsch wie der eure. Bei uns ist's heiß. Da wird man, wie man ist. Aber ihr seid feine Leute. Bei uns alles grob. Glaubst du, daß sie junge Katzen in den Fluß werfen bei uns?" fragte sie drohend; „tagelang habe ich gelegen, draußen auf den Flößern mit einer Stange und fischte sie heraus aus dem bösen Wasser. Winzig kleine. Sind mir alle wieder davongelaufen, schadet nichts. Muß nun jede sehen, wie sie's weiter bringt."

Sie trank betrübt.

„Die Männer machen schon manchmal schlimme Dinge. Du mußt nicht denken, daß ich die Männer nicht gern habe," sagte sie mit gerunzelter Stirn mißtrauisch zu ihm hinüber, „ich hab' sie sehr gern sogar und lieber als die Frauen. Aber," sie schüttelte sich wie im Frost, „manchmal sind sie schlimm. Nein, nicht erzählen, gar nicht daran denken."

Solange sie schwatzte, starrte der Kammerherr sie an, plötzlich schlug er seine Hände vor die Augen und schrie: „Weißt du, wer ich bin?"

Erst war sie erschrocken, dann lachte sie: „Ein hübscher Mann bist du! Was schert mich sonst, wer du bist?"

Der Kammerherr sprang auf: „Geredet hab' ich nichts. Und gestern war ich betrunken. Vielleicht dummes Zeug geschwatzt. Was denn? Du! Was willst du denn von mir? Red' doch, sag' doch, was willst du denn von mir?"

Ihre Augen waren groß geworden, und da er gespannt zu ihr hinüber sah, als erwarte er Richterspruch und Urteil, so erschrak sie, und zugleich überkam sie das Mitleid: also verzog sie trotz der aufkeimenden Angst die Lippen zu neuem Lächeln: „Trinken will ich mit dir und tanzen."

Bei den letzten Worten hatte sie ein mächtiges Gefühl überrascht. Vom Lächeln blieb nur der halbgeöffnete Mund, und in ihren Augen, die den schönen, seltsamen Mann maßen, loderte es weibhaft.

Mit einem Ruck hatte sich der Kammerherr vorgebeugt, als habe er nicht recht verstanden. Dann aber mit einem stummen Schrei taumelte er zurück. Aus seinem Munde fuhren Laute, die dem Mädchen wie „Mutter“ klangen.

Ihm war gewesen, als hätte er für einen Augenblick des Vaters Antlitz gesehen, das geschlossener Augen mit einem tiefen Lächeln, wie es jetzt der Schlafende zeigen mochte, im Zimmer schwebte.

Von all dem wunderlichen Gehaben erschreckt stand das Mädchen hilflos und verlangend. Er sah sehr wohl die doppelt reizende Verwirrung. Seine Hand fuhr nach dem Tuch, die Stirn zu trocknen, statt dessen aber faßte sie Kaltes; der Schlüssel war es. Das kühle Eisen brannte, als schmölze es in seinen glühenden Fingern. Im Nu sprang er zum Zimmer hinaus und stieß den Schlüssel in die Haustür. Weiche Schritte flogen ihm nach, und ehe er noch den schweren eichenen Flügel öffnete, drängte Weiches und Weißes an ihn, seinem stoßenden Atem mischte sich heißes Flüstern: „Was willst du? Bin ich nicht schön! Merk' dir das, ich bin kein Spielzeug, merk' dir das! Wir dürfen auch fordern, hörst du?“

Er konnte sich nicht aus der flehenden Umklammerung der Arme losreißen und stieß nun blindlings gegen die Verfolgerin, daß sie ächzend zurückfuhr.

„Du Verbrecher!“ stöhnte es aus einem dunklen Winkel. „So schlecht wie du, war noch keiner zu mir! Betrüger! Reißt einem das Herz aus — gut! Aber zertrampeln obendrein —?“

Die Tür war aufgerissen, und er stürmte auf die Straße.

*

Als er ein paar hundert Schritte gelaufen war, hörte er zerklirrendes Glas auf dem Pflaster und hinterher drei helle Triller, als wenn Metallscheiben über die Steine spritzten. Drei kleine Dolchstöße waren es, die ihm durch die Brust fuhren.

Denn nun erst recht erkannte er, daß jenes Wesen um seiner selbst willen ihm bereit gewesen war, wie ihr Lachen ihn deutlich hören, ihre Augen ihn sehen ließen. Wein und Geld, das war nur Tribut der Übereinkunft, sonst sprach Natur zu Natur, bis dann so fürchterlich Blut zu Blut gesprochen hatte.

Vor ihm dunkelte die Stadtkirche auf.

„Mutter, vergib,“ murmelte er vor sich hin, „wenn ich hungerte nach deiner Liebe, du hast dem Vater überreich verschwendet, was dein reiches Herz trug, auf daß er sich vollende. Ich aber muß beiseite stehen und der Liebe entbehren.“

Er war nicht wenig stolz auf sein Leid und lenkte seine Schritte dem Parke zu, um dort beim nächtlichen Gurgeln des Flusses seiner Wehmut zu genießen.

Als er unter die Wipfel trat, bewegten die sich mit frohem Rauschen. Ein warmer Wind wehte den Himmel blank, aus dem mählich die Sterne traten. Wie er den Fluß durch einen kleinen künstlichen Felsenbogen erreichte, war es fast warm, und er konnte sich niederlassen just auf dem Stein, wo sie vor vielen Jahren die Leiche eines jungen Hoffräuleins niedergelegt hatten, das sich ertränkte, vielleicht um des Vaters willen, der ihr zum Gedächtnis hier die Stätte nach seinen Weisungen hatte gestalten lassen.

Das Wasser quirlte in leisen Wirbeln vorüber wie damals vor fünfzig und mehr Jahren. Nicht das kleine Hoffräulein hatte der Vater zu sich genommen. Warum denn nicht? Der Kammerherr erschrak: war es denn nicht vielleicht Liebe zu ihm, dem längst noch nicht Geborenen, daß er, den böse Dämonen hetzten, suchte, bis er entsühnende Natur fand? War's seine Schuld, daß der Sohn den Vater und seine entsagende Weisheit nicht erkannte?

Glocken kamen von der Stadt her und begleiteten für kurze Dauer den flüsternden Sang des Wassers. Der Kammerherr erhob sich und wanderte den Fluß aufwärts; noch nie, fiel ihm ein, hatte er die Quelle dieses Wassers gesehen.

Über dem Hügelzug jenseits stand jetzt groß und hell der Mond.

Er schaute über das freundliche Tal, das der Vater als Jüngling durchstreift hatte, voll Tollheit und schluchzend, zerrissen und mühsam wieder gefaßt. Und immer rauschte der gleiche Fluß und schauten die gleichen ewigen Sterne und der alte Mond hinunter.

‚Was wärst denn also du?‘ sprach der Kammerherr zu sich, ‚mein Freund, ich fürchte, wir dachten allzusehr an uns und schoben eigene Schuld nur allzugern auf andere.‘

Sein Schritt klang jetzt hart über eine Brücke. Der Wind verkräuselte sich in den ferneren Bäumen. Es war alles still, auch der Fluß schwieg.

‚Schuld,‘ klang's in ihm auf, wie eine Erlösung. ‚Ich trage Schuld gegen eine Verlorene. Denn, was sich in mir wehrte gegen sie, war Furcht vor allzu großer Liebe, war nicht die Angst, der Mutter oder Schwester zu begegnen. Ich habe nicht entsagt, ich bin geflohen, weil ich zu schwach für die Liebe bin, denn ich habe nur mich geliebt und Vater und Mutter an mir gemessen.‘

Er atmete auf, als spiele reinere Luft um ihn, da frühe Lichter hinter trüben Scheiben des nahen Dorfs ihm entgegenglommen.

Italien fiel ihm wieder ein.

In der Dorfstraße stand ein Wagen. Die Laterne warf ihr Licht auf das uralte Bildwerk über der Kirchentür. Zu oberst in dem Spitzbogen war die Taube zu sehen ob dem Vater, zu dessen Füßen der Sohn am Kreuze hing. Lange sah der Kammerherr auf das Relief, und als es beim Davonrollen des Wagens erlosch, stand er noch lange mit erhobenem Kopfe und starrte ins Dunkel.

‚Unschuldig und frei ist die Taube,' mußte er denken, ‚weiß und rein wie das urgeborene Wort. Noch über dem Vater schwebt sie. Der thront zwischen ihr und dem Sohn. Will also der Sohn zum Geiste werden, muß er, der das Kreuz, das Gesetz trägt, über den wilden Erzeuger, des Handwerkszeug das brodelnde Chaos ist, bis zum Opfer, bis zur Selbstaufgabe, zur Verzweiflung des Eli Eli asabthani muß er schreiten den bitteren Pfad, auf daß er auferstehe und als Flammensegen auf die Scheitel der Zurückgebliebenen sich senken darf.'

Der Kammerherr wandte sich wieder der Stadt zu.

„Wir sind keine Götter, du alter, weiser Steinmetz, wir sind nur Menschen," suchte er zu spaßen, aber es blieb alles in ihm ernst. War er denn je ein Sohn gewesen, das Gesetz zu erfüllen? Was hatte er denn getan, ein Sohn zu sein? Der Vater, der so hart das Chaos in sich gebändigt unter dem Gesetz, wie der Großvater es ihn geheißen hatte, der war ein Sohn gewesen, des Sohnes Sohn war er geworden vor Jahren noch, als er der letzten Liebe entsagte. Der hatte vom selbstgegebenen Gesetz sich noch einmal ins Chaos gelöst, im Sohn sich unter den Vater gebeugt, und schwebte nun frei wie das urgeborene Wort in lichter Höhe. Wenn Chaos und Gesetz sich gatten, springt Freiheit ans Licht, die wahre, die große, die einzige Freiheit.

„Und nochmals, wir sind keine Götter, wir sind Menschen," der Kammerherr stampfte auf und rief es in die nächtliche Luft.

‚Menschen — Menschen — Menschen,' verklang es an den Uferhöhen.

Er lauschte dem Widerhall nach.

„So muß ja wohl ein Weib dabei sein," schloß er, und ihn fröstelte.

„Liebe also, nach der ich hungere ein Leben lang. Liebe also vielleicht doch. Wenn's die wirklich gibt." Der Kammerherr lacht arg. „Sie wird die Taler ein paar Minuten später aufgesammelt haben. Ich kenne das. Gebärde ist auch dies Gefühl. Es gälte eine kleine Probe, nur ein Pröbchen."

Er hatte sich dem Uferwald wieder genähert. Es pfiff morgendlich durch das Geäste. Die Nebel stiegen schon im Tal. Er mußte lange vor der Kirchentür gestanden haben. So beschloß er, heimlich durch das Gartenpförtchen zu gehen. Es war schon einhalbsechs Uhr, und er fühlte sich rechtschaffen müde.

Der Kammerherr stutzte unruhig. Aus dem Fenster von des Vaters Schreibzimmer fiel ein schmaler Lichtstreif in den Garten.

Da saß er nun und werkte, ruhig, aber den Preis hatte er, der Sohn, gezahlt.

Böses kam in ihm auf. Er sah den Sekretär lächeln und hörte seine Worte: ‚Im übrigen vermag ich mir nicht vorzustellen, wie Ihr Herr Vater ohne mich auskommen würde!'

Der Kammerherr sprang ans Fenster. Hinter dem Glas sah er das weiße Haupt geneigt, die Locken, durch die das Lampenlicht fiel, loderten wie eine Gloriole. Er kam recht gut, so schien es, ohne den Sekretär aus. Wohlan.

*

Der Kammerherr schlich an den Gipsabgüssen der Antike vorbei, die kalt im anhebenden Zwielicht standen und schlich an des Vaters Zimmer. Er klopfte und trat ein.

„Ist es erlaubt?"

„Nur näher. Solche Gäste, wie du, stören nicht, da man der Formalitäten nicht bedarf." Der Vater hatte freundlich aufgeblickt und nickte nun lächelnd im Weiterschreiben. „Was denn wäre?"

Der Sohn setzte sich.

„Ich habe gedacht, daß ich die Jahre überschritten habe, in denen Sie Italien aufsuchten. Es erscheint zu meiner Bildung und Förderung geboten, daß auch ich —"

Der Vater legte die Feder nieder und faltete sich zurücklehnend die Hände.

„Höchlichst zu billigen, insbesondere du, in letzten Jahren vielfach beschäftigt, einer entschiedenen Erholung bedarfst."

„Ich danke!" sagte der Sohn unsicher.

„Ich wüßte nicht, was des Dankes hier wert wäre, um so weniger als wir uns von deiner Reise mancherlei Anregung und Bereicherung unsres Wissens wie unsrer Sammlungen versprechen dürfen. So ist es denn nur natürlich, wenn wir freilich mit einigem Neid dich dennoch froh deiner Wege ziehen lassen."

Der Sohn blickte vor sich hin und schwieg.

„Nun," murmelte der Vater, „wäre noch zu erwägen? Können ja noch einige Tage das Nötige bedenken, an Empfehlungen wird es dir nicht mangeln — und gewiß — natürlich — wir dürfen das nicht außer acht lassen — die Natur hat nun einmal ihre Gesetze — du fändest, heimgekehrt, dennoch alles in möglichstem Zustande, wie ich denke, hierfür ist

gesorgt nach Vermögen. So fasse Beruhigung."

Die Antwort blieb aus.

„Du erinnerst dich ja wohl," fuhr der Vater fort, „daß ich in jugendlichem Gefühl, da man noch gern mit den letzten Dingen spielt, mir eine Stätte nahe der Pyramide des Cestius wünschte. Dies wurde verwehrt. — Wäre es denn nicht anders, so verweile dort gedenkend; besserer Exuvien bedürfte es nach meinem Geschmack nicht."

Der Sohn schwieg.

„Die Kinder und deine Frau sind von guten Freunden umgeben. Höheren Ortes wird man nicht ermangeln. So mögen wir also in jedem Falle beruhigt des Geschickes harren!"

Nun blickte der Sohn auf. Des Vaters Auge ruhte still auf ihm.

„Ich fürchte," begann der Kammerherr, „daß ich allein dem Eindruck nicht gewachsen wäre, daß ich zu umfassendem Studium eines Gefährten bedürfte."

„Zu loben," sagte der Vater, „in Wechselwirkung gewinnt der Mensch am meisten und hütet sich so am besten vor dem Irrweg oder Umweg, der nicht minder bedenklich ist. Nur zu!"

„Ich sprach heute, oder vielmehr gestern," verbesserte sich der Kammerherr und heftete den Blick auf den Vater, „mit dem Doktor. Er ist der Erholung bedürftiger noch als ich, und ich würde, ich müßte zu Hause bleiben, wenn er mich nicht begleitete, da ich mir sonst überheblich vorkäme, da ich sonst mich zu schämen hätte."

Der Vater hatte das Haupt gesenkt und bedeckte die Augen mit der Hand.

„Ist etwas?" fragte der Kammerherr sachlich, aber in ihm schwoll ein schlimmer Triumph: ‚Gewonnen! Liebe ist Gebärde! Ihr liebt euch alle nur selbst, wie ich, euer Bruder und Mitmensch auch. Mich läßt er ruhig ziehen, selbst auf Gefahr des Nimmerwiedersehens, aber den Sklaven, den Helfer hält er fest bei sich!'

„Nichts, nichts!" raunte der Alte, „die Augen wollen nicht so ganz, das Licht, man weiß!" Er erhob sich und trat, die Hände auf dem Rücken, ans Fenster. Und dann war Schweigen. Draußen wühlte das Licht sich durch die Nebel.

Des Großvaters Uhr kündete das Ende von des Tages erstem Viertel. Wohl durch den Klang gemahnt, wandte der Vater sich um.

„So mancherlei Bedenken hiergegen sich erheben wollen," sagte er, „erscheint doch mein Opfer geringer als das deine, wenn du, auf deinem vornehmen Entschluß beharrend, bei uns im Norden bliebest. Ich freue mich und billige deine Wahl, die mich zumal versichert, daß ihr euch nach mancherlei Differenzen, die an sich verständlich sind, gefunden habt. Es ist gut, wenn zwei entgegengesetzte Menschen miteinander die Reise tun. Ich hielt es mein Leben lang so. Und nun straft ihr beiden Nächsten mich, indem ihr mich allein laßt am Ende. Nun, nun, da muß ich ja wohl noch einmal den alten Widerpart in mir ein wenig mehr zu Worte kommen lassen, so wenig er auch schwieg, selbst in eurer Gesellschaft."

Er trat an den Tisch und spielte mit der Feder. „Wenn ihr mit euren Stammbüchern kämt," sagte er mit ernstem Lächeln, „dann schriebe ich euch das Wort des Hiob hinein: ‚Es geht vorüber, eh' ich's gewahr werde. Und verwandelt sich, eh' ich's merke.' Daran wollen wir gern glauben."

Verwundert sah er auf. Der Sohn hatte die Hand ergriffen und küßte sie lange. Leise fuhr er durch die Locken mit streichelnder Hand.

„Mach', daß du fortkommst," schalt er mit lustigem Ärger, „und halt' mich nicht länger auf; wenn ihr nun auch noch weggeht, dann hab' ich das doppelte und dreifache zu schaffen, denn wer soll's denn tun, wenn ich die Zeit vergeude."

An der Treppe fand sich der Kammerherr wieder. Ein wildes Schluchzen schüttelte ihn.

‚Sie ist keine Gebärde,' schrie es in ihm, ‚sie ist, auch wo wir sie nicht spüren: Allgewalt ist sie, so donnernd und ungeheuerlich, daß unsere dumpfen Ohren sie nicht vernehmen wie das Brausen der Welten. Vater, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir. Wer bin ich, daß ich mich erkühnte, von dir zu fordern? Ich maß an meinem Maß. Wer bin denn ich? Ich, der niemandem Opfer brachte als sich selbst und so verpfuschte. Ich schwör's dir zu, in Kürze sitzt er wieder bei dir, dein Doktor. Unleidlich zu sein war immer mein Geschäft, es wird mir noch einmal glücken.'

Er zog sich die Stufen hinauf.

‚Und ich? Wir wollen sehen, den Weg zurückzufinden, ein Sohn zu werden; wo nicht, so bring' ich ihm als reichste Gabe den schwersten Schmerz seines Lebens — das weiß ich nun — mit meinem Leben selbst. Das doppelte, das dreifache wird er schaffen, wenn ich ausbleibe. Er, ewiger Sohn und ewiges Gesetz, mag sich mit meinem Chaos zu höherer Gattung vermählen. Dann stiege ich gerecht zu den Schatten.'

Er hatte die Tür des Empfangszimmers erreicht: ‚Vielleicht gar am Mal des Cestius,' lächelte er.

Da fiel sein Blick auf die Schrift am Boden vor der Schwelle, dort stand als Gruß in fahlen Lettern: „Salve!"

Allah-akbar

Erinnerungen von Rudolph Stratz

Die sonnenglühende Sahara-Oase — schwarzgrünes Palmgefieder in flammend gelbem Sand unter brennend blauem Himmel — diese ganze Oase lärmte und lebte plötzlich in der Mittagsstille! Zwischen den geschuppten Dattelstämmen wimmelte ein buntscheckiger Ameisenhaufen von Eingeborenen. Nackte Negerkinder sprangen, junge Beduinen liefen in flatternden zimmtfarbenen Mänteln, Weißbärte streiften ihre dottergelben Pantoffel von den Füßen, um rascher rennen zu können. Auf den flachen Dächern der niederen Lehmhäuser standen, wie weiße Gespenster vor dem blauen Himmel, verschleierte Frauen und stießen, indem sie sich mit der flachen Hand vor den Mund schlugen, seltsam trillernde Freudentöne aus. Einer der beiden Offiziere der französischen Fremdenlegion, mit denen ich durch die Wüste ritt, sagte mir: „Sie haben Glück: Einer der großen Heiligen der Sahara zeigt sich hier ausnahmsweise am hellen Tag!"

★

„Allah-akbar!" Groß ist Gott! Wie oft hatte ich auf meinen fünf Reisen im Inneren Nord-Afrikas in feierlicher Morgenfrühe den Gebetruf vom Moschee-Turm vernommen: „La ilaha illa ilahu!" — Allah ist der einzige Gott! — und wie ein Echo über die Dächer vom nächsten Minareh: „Wa Muhammadun rasulu ilahi!" — Und Mohammed ist sein Prophet!

Und da ritt nun mit seinem Gefolge ein unmittelbarer Nachkomme des Propheten bedächtig im Schritt, inmitten einer Woge von weißen Kapuzen, bunten Turbanen und breitrandigen Panamahüten, durch den Sand vor der Oase auf eine kleine, europäisch scheußliche Wellblechbaracke zu.

Die Franzosen hatten darin eine Telephonleitung — an Stelle der bisher üblichen Signaltürme — eingerichtet. Das war damals, vor einem Vierteljahrhundert, etwas ganz Neues. Es hatte die Neugier des heiligen Mannes erregt.

Der Nachkomme Mohammeds ritt auf einem großen, weißen, reich geschmückten Maultier. Neben ihm ein auffallend schöner, mit buntbetroddeltem Strohhut und langem, weißem Hemd bekleideter Araberjüngling. Dahinter hielt sich, bis an die Zähne bewaffnet, auf schmächtigen, struppigen Vollblut-Stuten, das braune Gefolge. Am Schluß ein Troß blauschwarzer Neger in ihrer Lieblingsfarbe: schreiend zitronengelben Kaftanen, eine Orangenblüte im Nasloch.

Ein nackter, mahagonifarbener Greis küßte den Pantoffel des Heiligen. Andere seinen Mantelzipfel. Die Scheichs und sonstigen Oasen-Notabeln seine Hand. Der Wundermann selbst war merkwürdig hellfarbig, in der Haut-Tönung wenig von einem europäischen Südländer unterschieden, noch jung, mit rötlichem Vollbart. Er sah viel klüger aus als die morgenländische Menschheit um ihn. Man hätte ihn für einen wohlgelaunten rheinischen Amtsrichter halten können, der sich im Karneval als Scheich verkleidet hatte.

Er wollte — zum erstenmal in seinem Leben — telephonieren! Mit seinem Bruder, auch einem Heiligen, der ein paar hundert Kilometer weiter, im Nordwesten — ich glaube in der Oase Tuggurt — hauste. Er trat in den Wellblechschuppen. Das aufgeregt schnatternde und schwatzende Gefolge, das sich hinter ihm in dem engen, wie ein Backofen glühenden Raum drängte, wurde von dem französischen Zivilkontrolleur — man kann nicht sagen an die frische Luft — aber jedenfalls an die Luft befördert.

Dann — Pause — Schweigen. Nach einer Weile kam der Nachfahre Mohammeds heraus, lief um die Baracke, um zu schauen, ob da hinten etwa sein Bruder stände? Nichts! Und doch hatte er eben mit ihm gesprochen! ... Und um ihn her ein Raunen der Andacht: Maschallah! ... Allahs Wille geschehe! ... Von ihm kommt alles. Auch das Telephon.

★

Der gewaltigste Heilige war damals, in dieser Gegend der länderweiten Salzseen am Rande der Sahara, Si M'hammed el Kebir — Mohammed der Große. Er hauste in einer jener Wüstenstädte, die etwas Gespenstiges an sich hatten. Um jeden Zoll des fruchtbaren Erdreichs auszunutzen, waren sie neben die Oase frei unter den Zorn der Sonne, die Wut des Windes hingebaut, mit wenig mehr als mannshohen Hütten aus fahlgrauen, zerklüfteten, halb eingestürzten Lehmwänden, die Gassen ein schuhtiefer Staub, auf dem Marktplatz der Denkstein irgendeines ermordeten Franzosen.

Es gab nur etwa ein halbes Dutzend Franzosen in diesem unheimlichen Erdlabyrinth, in dem auch die skelettartig mageren, baumlangen Männer das Gesicht bis zu den Augen verhüllten. Ich wohnte bei einer französischen Witwe. Unmittelbar gegenüber unserer Lehmsteinhöhle erhob sich ein düste-

rer, umfangreicher, aus ganz kleinen, handgeformten Ziegeln errichteter Wüstenpalast. Die Ziegel waren mit zierlich eingeritzten Arabesken geschmückt. Finstere, gewölbte Tore führten in das Innere. Ein Schwarm arabischer Wächter hockte ständig davor im Staub. Sonst regte sich den ganzen Tag hindurch da nichts.

Es war auch kein Wunder. Denn man konnte täglich 45 Grad im Schatten vom Celsius-Thermometer ablesen. Wenn dann aber endlich das ersehnte Dunkel kam, die rosa Wolken der Flamingos über dem weiten, flimmernden weißen Schnee der Salzmeere verblaßten, die Sonnenscheibe in einem Meer von Blut am violetten Horizont ertrank — dann wurde es vor dem verwunschenen Palast dort drüben lebendig. Die ganze Nacht hindurch huschten weiße Gestalten aus und ein, gedämpfte Stimmen in arabischen Kehltönen raunten, Bittsteller kauerten im Mondschein stumm und geduldig vor den schwarzen Wölbungen der Tore. Man sagte mir, daß Si M'hammed el Kebir sein Haus nie verließ, seine Verbindungen aber weithin bis in den Sudan und nach Marokko reichten.

*

Viele Hunderte — ja Tausende von Nachkommen des Propheten wandeln noch heute in Asien und Afrika in dem Licht der Sonne. Es gibt in Algerien ein paar ganze Nomadenstämme, in deren Adern durch die Bank, vom Scheich bis zum letzten Kameltreiber, das Blut der Fatme, der Tochter Mohammeds, rollt. Aber der Geruch der Heiligkeit ist bei diesen Trägern des grünen Turbans ganz verschieden. Marabu-Geschlechter — Familien erblicher, religiöser Übermenschen und Wundertäter in den Augen des Volkes — verzeichnete die französische Regierung, als ich vor fünfzehn Jahren zuletzt in Nord-Afrika war, einhundertundfünfzehn, und die Zahl hat sich seitdem wohl kaum geändert. Bei der großen Masse von Scherifs — den Sprossen Mohammeds — ist die Leuchtkraft des Strahlenkranzes von Mekka oft im Alltag verblaßt und erlischt manchmal selbst ganz. So verzeichnet z. B. die französische Rangliste für 1914 einen Nachkommen des Propheten als Unterleutnant im dritten Spahi-Regiment zu Batna.

Immerhin: diese Scherifs — ob mehr oder minder heilig — sind, mit Ausnahme der jetzigen arabischen Könige von Englands Gnaden und des Sultans von Marokko, Privatleute. Es ist nicht auszudenken, wie der Islam aussehen würde, wenn vor zwölfhundert Jahren, in der Schlacht von Kerbela, Husein, der Enkel Mohammeds, mit seinem Bruder Hasan, eine im Lauf der Zeiten vieltausendköpfig werdende Kalifen-Dynastie aus dem Blut des Propheten begründet hätte, statt im Kampf wider die Verfechter des Wahl-Kalifentums zu fallen.

Die Perser aber halten heute noch an Hasan und Husein fest. Überall im Morgenland, wo Schiiten wohnen, feiern sie am zehnten Muharrem deren Todestag in ihrer fürchterlichen Buß- und Bet-Nacht — der Aschura.

*

Es war, als habe man einen Kirchhof zur Geisterstunde alarmiert und es wiegten sich nun in leuchtenden weißen Laken, vielhundertköpfig gereiht, zeternd und gellend die Gespenster. Aber diese Schatten der Nacht hatten warmes, rotes Blut. Es troff ihnen von der Schneide der Säbelmesser, die sie in der Rechten schwangen, es rieselte ihnen — wie ein Bild aus meinen Göttinger Studententagen — in Bächen aus den klaffenden Kerben, die sie sich selber in ihre geschorene Kopfhaut schlugen, es färbte mit großen, dunklen Flecken die Leichenhemden.

„Ha—san!" heulte es wild im Wirbel der Klingen auf. „Hu—sein!" wehklagte es brüllend dagegen. Die Schwerter schwirrten. Ordner fingen hinter der Front mit dicken Stöcken die allzu fanatischen Hiebe auf, mit denen die Flagellanten sich bedachten.

Geisterhell stand der Mond über Stambul. Es war eine klare, blaue Sternennacht. In schwarzen Schattenrissen ragten die Säulen der Zypressen, rundeten sich die Kuppeln der Moscheen, träumten die alten Byzantinermauern von Konstantinopel. Den weiten Platz, auf dem die Schwertmänner tobten, füllte eine laut schluchzende und barmende Persermenge. Hohe, schwarze Lammfellmützen auf gramvoll geneigten Köpfen: „Hasan! — Husein!" Weiße Tücher vor tränenden Augen: „Hasan! — Husein!" In einer Bretterloge der persische Gesandte. Er trocknet sich nach der Glaubensvorschrift die nassen Wimpern. Um ihn weinten die Attachés in ihren schwarzen Stambul-Röcken.

Seitwärts stand, von malerischen, bewaffneten Kawassen ihrer verschiedenen Gesandtschaften behütet, ein Häuflein neugieriger Europäer von Distinktion — Herren und Damen — meist mit siebensträhnigen Nerven begabte englische Ladies. Ich hielt mich nach meiner Gewohnheit von diesem offiziellen Aufzug fern. Ich stand mit einem weißen Fes auf dem Kopf mit dem mir bekannten Armenier Huseiindian unter dem Volk des Morgenlands, redete nichts und konnte so für einen besseren Albanesen in Zivil, etwa einen katholischen Miriditen, gelten.

Die Männer mit blutigen Köpfen und blutigen Laken standen erschöpft, die Säbel gesenkt. Die Feier schien zu Ende. Die Franken wurden höflich wegkomplimentiert. Sie verschwanden, unter Vortritt und Gefolgschaft ihrer Kawassen. Der Orient war unter sich. Und nun kam erst, fackelumloht, die eigentliche phantastische Ausgeburt dieser Nacht — der große Trauerzug.

Paukenschläge und Trompetenschreie. Ehrwürdige Priester — den offenen Koran vor sich tragend. Blecherne Hände, auf hohen Stangen über dem Pechgeloder schwankend. Drei nackte Haimonskinder auf blankem Roß. Ein hinkender, blutbespritzter, lediger Schimmel, blutbespritzt ein Taubenpaar auf seinem leeren Sattel. Auf dem Höcker eines Dromedars saß ein junges Weib, Hals und Hände in ein Lattendreieck geschlossen. Sie schrie und jammerte mit aufgerissenen Augen in die Menge hinab. „Hasan — Husein!" toste es dagegen. Umbrandete das Schlußstück und Hauptstück des Zugs: Auf einem Pferd festgebunden die Leiche — wahrscheinlich die lebende Leiche — eines jungen Mannes: der tote Husein ...

Diese Leiche wurde — das war die Endfeier dieser Nacht — noch irgendwo feierlich beigesetzt. Es hieß: drüben am asiatischen Ufer. Ich wollte auch das sehen! Die Mienen meiner orientalischen Freunde verdüsterten sich. Unmöglich! Ich bot hundert Frank Gold. Abwehrende Hände: Ich sah, daß nichts zu machen war und ging heim. Alle Barbierstuben von Stambul waren in dieser Nacht hell und schwammen von Blut. Überall saßen die bleichen Opfer dieser religiösen Massen-Mensur und ließen sich verbinden. Ein besonders aufgeregter Trupp zog immer noch durch die Gassen, brüllte „Hasan — Husein!" und zersäbelte sich die Köpfe. Sie hatten nicht die Absicht, uns anzurempeln, als wir unversehens in einem der malerischen Schmutzwinkel Stambuls mitten zwischen sie gerieten, aber der Hausvorsprung, hinter den wir uns flüchteten, bot doch kaum Schutz gegen die wahllos geschwungenen Klingen der blutblinden Büßer. Wir machten es wie die Ordner und parierten mit unseren Spazierstöcken. Tagelang klang es mir noch in den Ohren: „Hasan — Husein ..."

*

Und dann, kurz darauf, fern in Kleinasien, ein anderer heiserer Schrei des Glaubens. Er hallt in der Erinnerung wie ‚Hua!' — ‚Er' — Allah — dessen Namen man nicht aussprechen soll. Ein schuhlanger Eisenstab mit einem spitzgehörnten Teufelskopf, den ich aus Angora mitbrachte, hängt mir an der Wand. In den zerfallenen Marmortrümmern des Cäsarentempels von Angora war es. Ich stand vor der berühmten, von Mommsen veröffentlichten Wandinschrift ‚res gestae divi Augusti' und begriff plötzlich, warum der Polizeichef der Stadt, Schefik Bei, darauf bestanden hatte, mich persönlich zu begleiten. Lautlos tauchten in unserem Rücken abenteuerliche Gestalten auf, dutzende, schließlich wohl hundert — wirrmähnig, barhaupt und barfuß, bajazzoähnlich nur mit buntscheckigen, handgroßen, auf der Straße gefundenen und zusammengenähten Lappen bekleidet. Ein Orden von Derwischen, frommen Bettlern und Landstreichern, der sich in der versunkenen Römerwelt eingenistet hatte. In der Hand trugen die Gottesmänner den Teufelsstab, um sich zu kasteien. Sie gaben uns stumm, dicht hinter uns auf unhörbaren Sohlen schleichend, bis zum Ausgang das Geleit.

Am anderen Tag aber sah ich zufällig, wie sie sich als Wandervögel auf der Landstraße auslebten, und ich erkannte, daß auch Heilige zu einer Landplage werden können. Bellend, dräuend klang ihr kriegerisches: „Er! Er!" Sie schwangen aufmunternd ihre Teufelshörner und erpreßten milde Gaben.

*

Viel harmloser und gemütlicher sind die allbekannten heulenden und tanzenden Derwische. Wer im Orient war, hat ihren schwindligen Wirbel um die eigene Achse gesehen, und mehr noch ihr trommelfellerschütterndes, stoßweises Gebrüll genossen.

Dies Gebrüll geschieht zu einer Art von Schunkelwalzer im Stehen, wobei sich die Ruhaija in einer Reihe nebeneinander aufgestellt unablässig taktmäßig hin- und herbewegen, bis ihnen der Schaum vor den Mund tritt und die Ekstase über sie kommt. Ich habe mir einmal in Mazedonien, als Üsküb noch türkisch war, die Mühe genommen, stundenlang dabeizusitzen, als zwei Dutzend dieser Heuler — Greise, Männer, Knaben in ihren zuckerhutförmigen, kaffeebraunen Mützen — sich durch diesen Rhythmus erst schweigend, dann murmelnd, dann immer lauter, auf das schließlich elementar losbrechende Allah-Getöse vorbereiteten. Es war ganz interessant, zuzusehen, wie die anfangs höchst alltäglichen Betteldervische sich selbst geduldig und methodisch, ganz langsam, zu religiösem Wahnsinn hinauf hypnotisierten — eigentlich nur durch bestimmte Freiübungen der Beine und der Kehle. Aus der Ruhe wuchs der Rhythmus, aus dem Rhythmus stiegen die Rufe, die Rufe wurden zum Rausch, der Rausch zur Religion.

Und doch: wie harmlos sind die frommen

Exerzitien dieser Derwische im Vergleich mit der geheimnisvollsten und wildesten, abergläubisch gefürchteten Sekte des Islam — den Aissuas ...

*

Aissa ist im Arabischen der Name von Jesus Christus. Aber mit dem Heiland haben die Aissuas, diese Gaukler, Schwarmgeister, Fanatiker, Zauberer des Morgenlands, nichts zu tun. Sie nennen sich nach ihrem Begründer, Si Mohammed ben Aissa, der im sechzehnten Jahrhundert, in Marokko flüchtend, seinen Jüngern in der Wüste befahl, sich von dem zu nähren, was sie auf dem Wege fänden. Es waren da nur Steine, Schlangen und Skorpione. Aber in blindem Gehorsam würgten die Gläubigen all das Giftzeug und die Kiesel herunter. Und es bekam ihnen — dank Allah — gut.

So schleppten auch die ersten Aissuas, die ich im Innern Marokkos sah, auf ihrem, mit rasendem Lärm betätigten Straßenumzug eine mindestens vier Fuß lange lebende Schlange mit sich, und durchaus glaubwürdige Europäer versicherten mir, daß die Glaubenswüteriche das Reptil nachher lebendig mit den Zähnen zerreißen würden. Daß sie, zur Erinnerung an die Mahlzeit in der Wüste, Steine und Glasscherben hinunterschlangen, sah ich mit eigenen Augen.

Aber doch nur aus einiger Entfernung. Nahe an die tobende religiöse Horde heranzugehen, wäre bei der damaligen Stimmung gegen die Europäer in Marokko Lebensgefahr gewesen.

*

In braungebrannter, baumloser, unendlicher Steppe liegt in Süd-Tunesien — ein weitschimmerndes, mächtiges Märchen-Viereck von Mauern und Zinnen, Moscheenkuppeln und flachen Dächern — liegt Keruan — eine der heiligen Städte des Islam, von einer fanatischen Bevölkerung erfüllt. Ich war wiederholt im Lauf der Jahre dort — das erstemal zu einer Zeit, als diese Hochburg des Islam, deren Betreten zuvor den Christen bei Todesstrafe verboten gewesen, erst seit fünfzehn Jahren von den Franzosen besetzt war. Die europäischen Reisenden wohnten damals noch vor den Toren der Stadt in einer Bretterhütte, die den stolzen Namen „Splendid-Hotel“ führte, und man tat auch bei hellem Tag gut, sich in den breiten Hauptstraße zu halten und die engen Gassen zu vermeiden. Noch viele Jahre später wurde meine Frau in den Straßen von Keruan durch Steinwürfe belästigt.

Diese heilige Stadt ist eines der Hauptquartiere der Aissuas. Dort sah ich sie wiederholt in Massen bei ihren religiösen Abendübungen. Es ist ein Bild — eines Höllen-Breughel würdig. Man denke sich einen großen, halbfinstern Raum, matt durch eine Deckenampel erleuchtet. Seitwärts ein Gitterverschlag. Hinter ihm, über Schleiern, die großen dunklen Augen neugieriger, schattenhafter Frauen, die auch etwas von dem Schauspiel genießen wollen.

Ein Schauspiel? Eine Raserei — ein Gebrüll — ein Tollhaus — und vor allem: ein Widerspruch gegen alle Naturgesetze: Dutzende von Besessenen im Helldunkel springend, keuchend, dicht vor den paar Europäern auf der Holzbank im Hintergrund sich hinkauernd und fabelhafte Fakirkünste übend. Nägel schlucken, an glühendem Eisen lecken, Dampfwolken aus den Ohren stoßen — das mochte noch hingehen. Aber da steht ein aufgeregter Kerl, dem die Hälfte einer tief hineingestoßenen Stricknadel aus dem rechten Augenwinkel ragt. Da hockt ein, nur mit einer Kniehose bekleideter Knabe, kaum einen Schritt vor uns. Sein Vater sticht ihm ein halbes Dutzend Pfeile in den Bauch und treibt sie durch Schläge mit einem Holzhammer ein paar Zoll tief hinein, indessen andere den lachenden Jungen an den Schultern festhalten. Ein Mensch gibt uns grinsend ein Zeichen und stößt sich blitzschnell eine lange spitze Nadel durch die eine Backe, quer durch den Mund und auf der anderen Seite wieder heraus. Er neigte in diesem Zustand den Kopf zu uns: die Nadelspitze war strohtrocken. Es floß aus der Wange kein Tropfen Blut ...

*

Humbug! — sagt der aufgeklärte Berliner. Der deutsche Professor rückt die Brille zurecht: Charakteristischer Fall von gutgläubiger Halluzination des Beschauers. Si non èvero ... meint der Kritiker. Daher zum Schluß eine kleine lehrreiche Geschichte:

Als mein Freund, der Verlagsbuchhändler Felix Lehmann, noch lebte, kam in seinem Hause in Steglitz die Rede auf die Wunder der Aissua. Unter den Anwesenden befand sich einer unserer bekanntesten Romanschriftsteller, ein Weltwanderer wie wenige. Er erbot sich, das Kunststück sofort zu wiederholen, und stieß sich ohne weiteres eine lange Damenhutnadel von der einen Wange quer durch den Mund und weiter durch die andere Backe. Ich selbst habe ihm staunend und eigenhändig die Nadel wieder herausgezogen. Ich und die übrigen Gäste des Hauses — darunter andere namhafte Romanschriftsteller — können es bezeugen: die Spitze der Nadel war strohtrocken! Nirgends eine Spur von Blut! Es gibt also doch noch Dinge zwischen Himmel und Erde ... Und damit will ich enden.

Constantin Somow

Von Pawel Barchan

Wie war es doch mit Somow? Wie war es doch mit uns? Es ist, als erwachten wir aus einem langen Traume voller Süße und Beschwingtheit, und während wir noch ein Gefühl der Köstlichkeit im Gehirn, in der Stirn und auf dem Gaumen nachempfinden und es uns in allen Gliedern noch gleichsam nachklingt, suchen wir unsere wachen Sinne zu sammeln, um Sinn und Ursache solchen Träumens zu begreifen.

Somow war uns eine heimliche Liebe, voller Heimlichkeiten, ein Eigner, Ureigner und uns eigen. Ganz abseits von allen liebten wir ihn, wir verkrochen uns in unser Innerstes mit ihm, der selber in sich verkrochen schien, voller Zärtlichkeit und Eifersucht schleppten wir ihn gleichsam in die Höhle unserer Empfindsamkeiten.

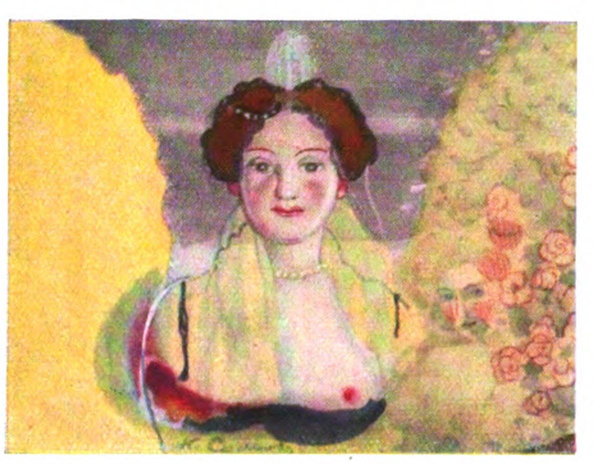
So liebten wir ihn, weit darüber hinaus, was wir Kunst nennen: liebten ihn wie im Dösen, im Halbbewußtsein. Und jetzt, da wir inzwischen so unheimlich wissend geworden, suchen wir ihn zu deuten, ihn und uns, was er uns gewesen und was er ist, ihn, der sich treu geblieben, wie kaum einer.



Kostümentwurf. Aquarell. (Im Besitze des Baumeisters M. E. Lesser, Berlin)

Wie war es doch eigentlich mit Somow?

Vor einem Vierteljahrhundert etwa entdeckten wir Somow, entdeckten wir unser Verhältnis zu ihm. Es war auf den in unserer Erinnerung jetzt so luftig erscheinenden Ausstellungen des damals noch so frischen „Mir iskußtwa“. Und wenn es auch nur eine kleine aquarellierte Landschaft war, ein paar kahle junge Birkchen auf der erwartungsvollen Ebene des Vorfrühlings, oder ein Birkenhain nach dem Gewitter, voller Luft, Licht, Sonne, Schattenflecken. Aber es machte uns heimlich erzittern, so viel Erlauschtes war da, eine so intime Sinnlichkeit, so viel Verliebtheit sprach da aus den Bildchen. Selbst aus diesen heiteren, luftigen Landschaften.

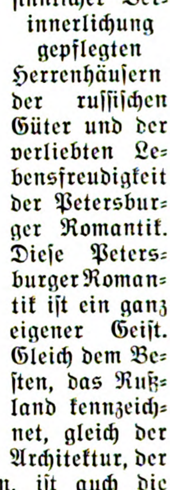


Bildnis. Skizze auf Seide

Bald tauchten in seinen atmenden Landschaften Gestalten auf. Und es war zwischen dieser Somowschen intensiven Natur und den Somowschen intensiv kultivierten Menschen eine ganz unfaßbare Zusammengehörigkeit, eine Innigkeit, eine liebevolle Zärtlichkeit. Und immer mehr tauchten in seinen Bildern Figuren des achtzehnten Jahrhunderts auf. Und immer war es eine hermetisch abgeschlossene Welt voller Verliebtheit, Anmut, Süße. Dies alles bohrend, vertieft, vergeistigt, von einer ganz, ganz feinen Schwüle umschlossen.

Man war sofort mit den Sinnen gefangen, und wo eine irgendwie mitschwingende Saite in einem berührt ward, war man wie fasziniert, war man behext. Doch nahm man Kostüm für Wesen, und man stempelte Somow etwa so ab: Versailles, Rokoko, Französisches.

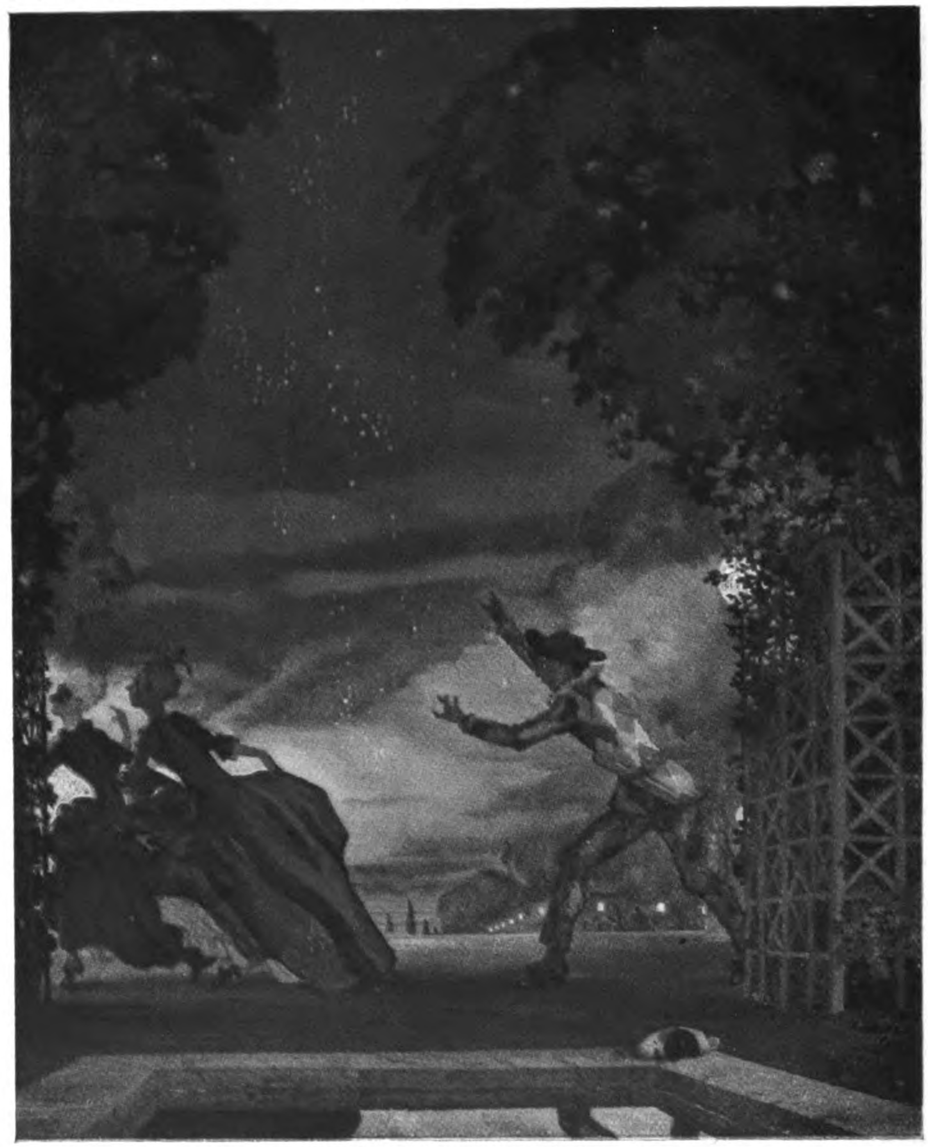
Allmählich lernte man besser sehn und tiefer hineinblicken und begann zu begreifen, daß an Somow absolut nichts Französisches war, daß Somow durch und durch russisch war. Freilich war das Russentum Somows nicht Kostüm, noch Historisches wie bei seinen ältern Zeitgenossen, bei Rjabuschkin, Surikow, den Wasnetzows, Stelletzki; war nicht „style russe“ wie etwa bei Sudejkin, Remisow; war nicht russisch im Sinne der „Wanderer“: literarisch, psychologisch, tendenziös, anekdotisch wie bei Repin und dessen Kreise. Somow war russisch in einem engern und tiefern Sinne: Im Gegensatz zu den andern russischen Künstlern, die ihr Russentum bald von der Historie, bald vom farbenfreudigen russisch-orientalischen Volkskunstblatt, bald aber von der revolutionären, ethisch-sozialen literarischen Bewegung hernahmen und so das nationale Element veräußerlichten, — im Gegensatz zu diesen kam Somow eigentlich von einem heimlicheren Russentum her. Diese langsam, edel und so prägnant kristallisierte Somowsche Welt entstammt den mit so



großer geistiger Geduld und sinnlicher Verinnerlichung gepflegten Herrenhäusern der russischen Güter und der verliebten Lebensfreudigkeit der Petersburger Romantik. Diese Petersburger Romantik ist ein ganz eigener Geist. Gleich dem Besten, das Rußland kennzeichnet, gleich der Architektur, der Ikone, dem großen Roman, ist auch die Romantik in Rußland ein Kind fremder Zonen. Jedoch den Dimensionen, der Rassenmischung, der Mentalität, dem Rhythmus, dem Temperament dieses so widerspruchsvollen Landes entsprechend, haben diese Fremdlinge sich angepaßt, entwickelt, ureigne Physiognomie angenommen und zu wunderbaren Wesen sich gewandelt. Die Petersburger Romantik vollends hat ein ureignes Antlitz, denn Petersburg war nicht Rußland, war nicht Westen, war Petersburg, eine ganz eigne Rasse, eine ganz eigne Psyche. Auf fruchtbarstem, wahlverwandtem Boden ward hierher die Romantik verpflanzt. Aristokratismus, Fatalismus, Treibhauspsyche, Lebensdurst, Selbstpeinigungstrieb, Vergeistigtheit, Genußsucht, Großweltlichkeit, Muße und das Sicherheitsgefühl, daß im Rücken ein reiches, unermeßliches Land für das Wohlergehn dieses äußersten Winkels sorgt — all diese Elemente wurden von dem Romantismus aufgesogen und zu einem einheitlichen Gebilde von großer Schönheit zusammengeschlossen.



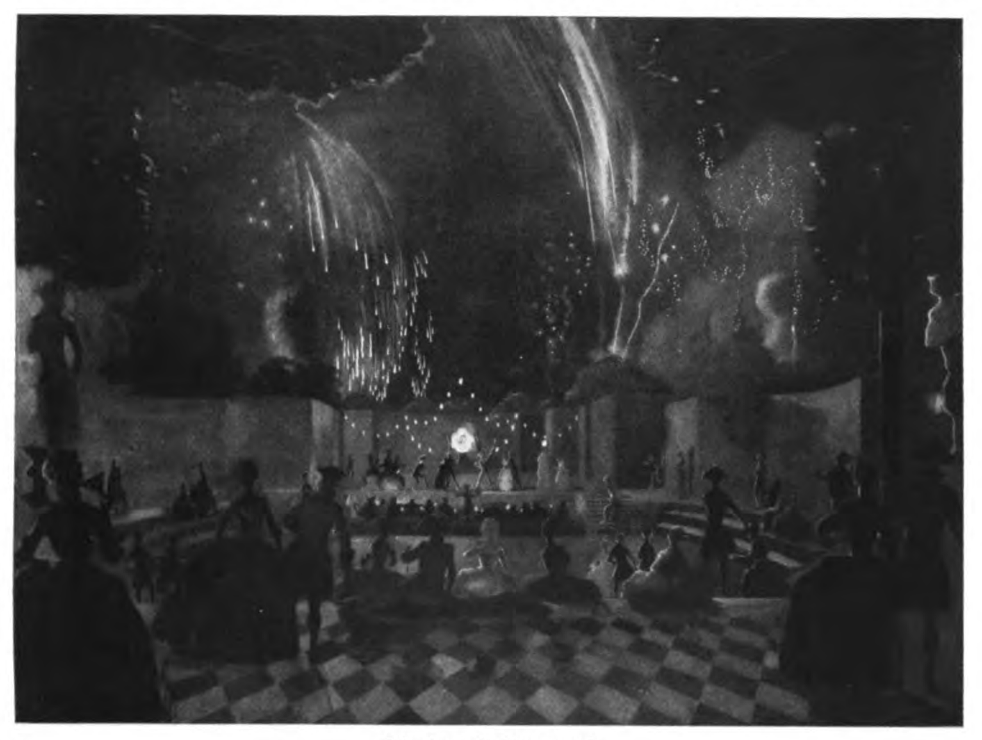
Venezianischer Karneval



Kostümfest. (Sammlung Roß, Berlin)

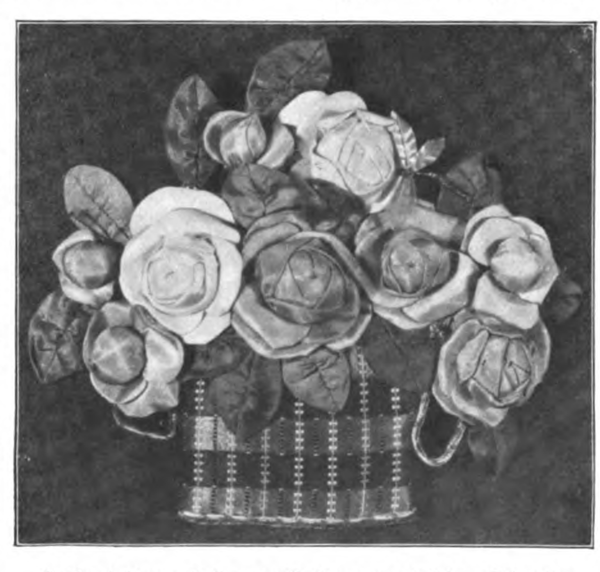
Aus diesem Geiste ward Somow. Sein künstlerischer Ahne war Lewitzki, der Ende des achtzehnten Jahrhunderts den russischen Hof und die russische Aristokratie mit so viel spielerischem Reiz, so viel Intimität abkonterfeit hatte und der — dies das Bedeutsame — die Schönheit der unschönen Slawin entdeckt hatte. Dieser Lewitzki ward für Somow Tradition, ward Schule, die er entwickelte, vertiefte, verinnerlichte. Und Somows literarische Ahnen waren Lermontow, Puschkin und — irgendwie — Turgenjew.

Schon rein äußerlich: Somow hat für seine Bilder stets nur den slawischen Gesichtstypus verwandt: diese, wenn auch zierlichen, so doch zur Fülle neigenden, gleichsam in Wohligkeit in sich abgeschlossenen Körper, diese durchaus nicht schmalen Köpfchen mit den Kartoffelnäschen, Backenknochen und geschwellten Lippen sind von unverkennbarer Nationalität, sind Lewitzki, Borowikowski, und, in einiger Distanz, als Bäuerinnen vergröbert. Venezianer haben solche Typen bereits um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts gemalt. Nur verleiht ihnen Somow seine eignen tatarischen



Theater mit Feuerwerk

Augen. Diese brühwarmen, brütenden, wie von anderen Zonen und einer andern Vergangenheit erinnerungsgeschwängerten tiefbraunen Augen, die er von seiner tatarischen Mutter hat, finden wir immer und immer wieder bei seinen Gestalten. Und gerade dieser Akzent unterstreicht deren Russentum. Was echt russisch ist, das hat wohl so zu drei Viertel tatarisches Blut. Und dies ist das beste Teil dieser Nation. Diese Blutmischung ertönt wie eine üppige Symphonie; sie erklärt das Gegensätzliche, das zu einer reichen Einheit sich gemischt hat, erklärt das Gute und das Böse, das Dunkle und das Flimmernde, die Höhen und die Tiefen, das Auf und Ab, das Müde und das ewig Junge, den Fanatismus und die Sorglosigkeit und die stets sich erneuernde Anmut dieser starken Rasse, die, eine Amalgamisierung verschiedenartigen und verschiedenwertigen Blutes, kurz das, was wir als russisch empfinden.



Handarbeit aus Seide von C. Somow und seiner Schwester Frau Michajlowa

So auch das Wesentliche, das Wesen seiner Welt, seiner Menschen. Nur russisch. Aber nur ein Winkel des Russentums, ein Extrakt, eine Quintessenz. Verschärft, konzentriert, verin-



Der Regenbogen

nerlicht empfunden. Das Petersburg als Resultat der Kultiviertheit des nationalen Elements. Der Lebensdurst zu einer Schmerzlichkeit verdichtet. Das Rokoko ist ihm nur Symbol, nur Ausdrucksmittel. Er besingt nicht Leben, Sitten, Kostüm jener Epoche. Er färbt nur seine Welt auf diesen Ton, um deren Stimmung, Charakter, Gehalt plastischer hervortreten zu lassen. Das Kostüm ist französisch, doch die Wohligkeit, die Verwöhntheit, die Innigkeit, die verschärfte, akzentuierte, gesammelte Sinnlichkeit und die aus diesen Elementen sich ergebende, ganz eigne Anmut, eine von Stille, Schmerzlichkeit und Glückseligkeit verinnerlichte Anmut — das alles ist einzig russisch.

All diese angedeuteten Elemente ergeben das Wesen des Erotischen, das durch die Geistigkeit, durch eine besondere Kultiviertheit, durch das Phantasieleben, durch das imaginäre Sichausleben, durch das Verschieben des Zweckhaften, des Unerbittlichen entsteht. Jene zaubervolle, duftende, giftige Blüte, Erotik genannt. Jener Winkel der russischen Natur und Psyche, die Kreuzung des Nordischen mit dem Tatarischen, die Atmosphäre, deren Wärme wir hier heraufbeschwören, ist der fruchtbarste Boden für solches Gedeihen. Somow ist der Meister im Schildern dieser Empfindungsschicht. Und er ist der einzige lebende Erotiker.



Der Kuß. Zeichnung

*

So schien Somows Physiognomie für uns fest umrissen. Wie seine Stellung innerhalb der Gemeinschaft der



Der Spaziergang. Gemälde



Die Jungvermählten

Kunst, wie auch unser Verhältnis zu ihm, unsere, von seinem Wesen befruchtete Liebe zu ihm. Er war ganz wie eins seiner meisterlichen Männerporträts, kalligraphisch peinlichst, säuberlich, ganz holbeinisch gezeichnet, und doch so vollen bewegten, innerlichen, vertieften Lebens. So stand für uns auch sein künstlerisches Antlitz fest. So war er uns, er selber, ein Produkt, ein Repräsentant dieser Geister, der köstliche Zauberer, der Heraufbeschwörer der Geister eines exklusiven, eingeschachtelten Winkels verfeinerten Russentums.

Nun ist das Glück dieses Winkels dahin. Zerstoben, an die Luft geflogen. Die es genossen, die dieses Glück gelebt und die es geliebt, die sind, so oder so, dahin. Das alte Rußland ist weggefegt. Und wohl nur die Tatsache, daß es ein Land ist schier europäisch und doch so absolut entgegengesetzt, jeder Tradition bar und daher von solcher Lebensfrische, nur das erklärt es, daß es so leicht mit allem weggeräumt und nun als Neuland vor uns liegt. Was am Kommunismus, was am sogenannten Bolschewismus ist, wollen wir hier nicht und können wir ja auch gar nicht beurteilen. Dies muß einer kommenden Generation vorbehalten bleiben. Aber das eine wissen wir bestimmt: daß das alte Rußland tot ist, daß nichts von der alten russischen Mentalität übrig geblieben ist, daß wie über Nacht ein neues Rußland entstanden ist,



Die Maske. Porzellan



Der Brief. Gemälde



Illustration zu einem „Buch der Marquise"

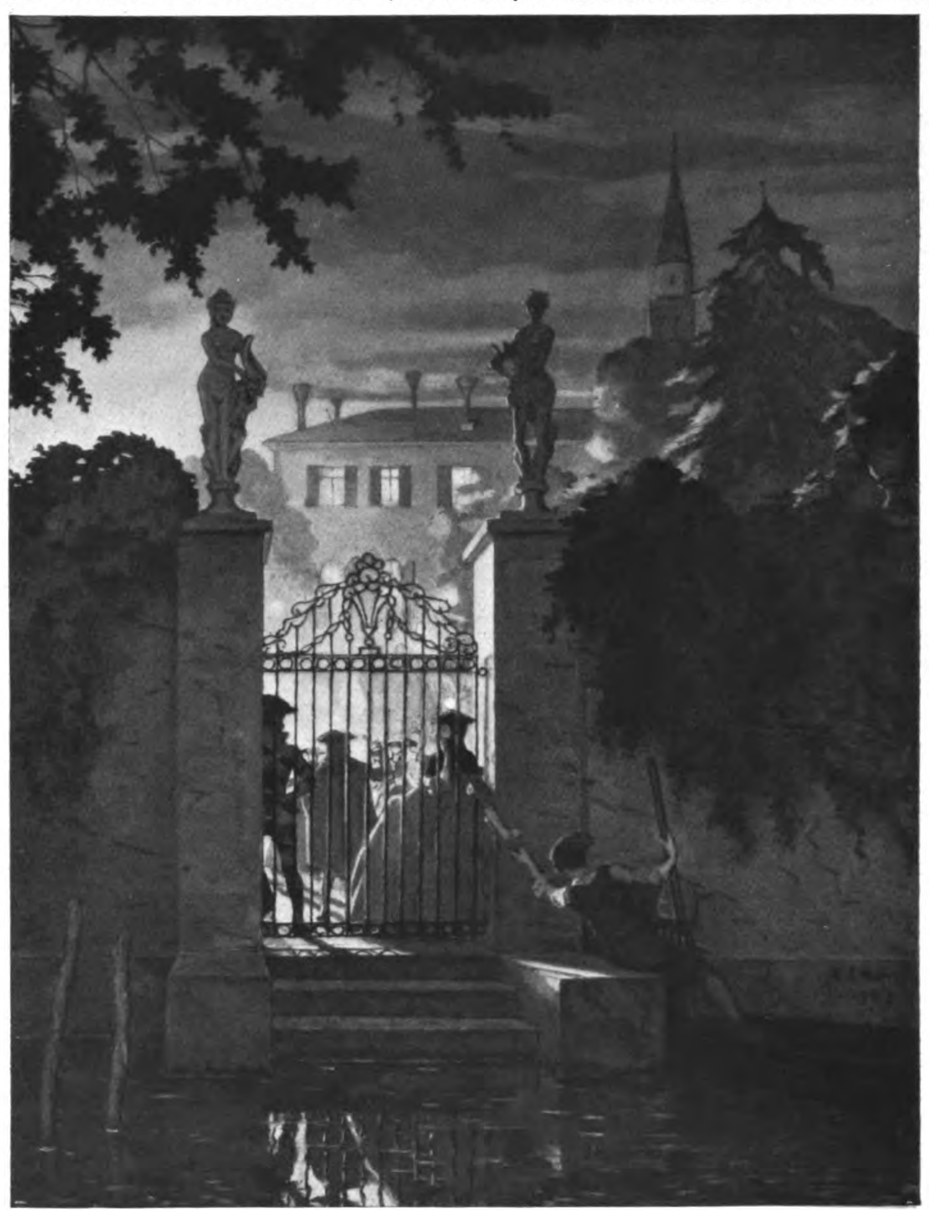
das nichts mehr vom alten weiß, das keine Erinnerung an das Alte mehr hat. Über alle politischen, über alle sozialen Kämpfe hinweg scheint es sich hier um folgendes zu handeln:

Eine große und reiche Kulturepoche ist daran zu sterben, wie schon eine Reihe schöner Kulturepochen dahin sind. In Rußland hat dieser Prozeß im Handumdrehen sich vollzogen. Äußere und innere Umstände haben diesen Tod beschleunigt. Der unglückliche Krieg war der äußere Anstoß, der innere Grund war — der Mangel an Tradition, der späte Eintritt dieses — man möchte es nennen: selbständigen Weltteiles in die europäische Kulturgemeinde, die ganz geringe Schicht, die um solche Zivilisation wußte, an ihm teilhatte, das Fehlen eines innern Verhältnisses zu dieser Kultur.

Es kommt nicht darauf an, daß Rußland auf den Kommunismus hinauswill. Ob es ihm gelingen wird, können wir nicht beurteilen. Aber dies dünkt uns sicher: es hat bereits eine neue Mentalität geschaffen und



Im Walde. Gemälde



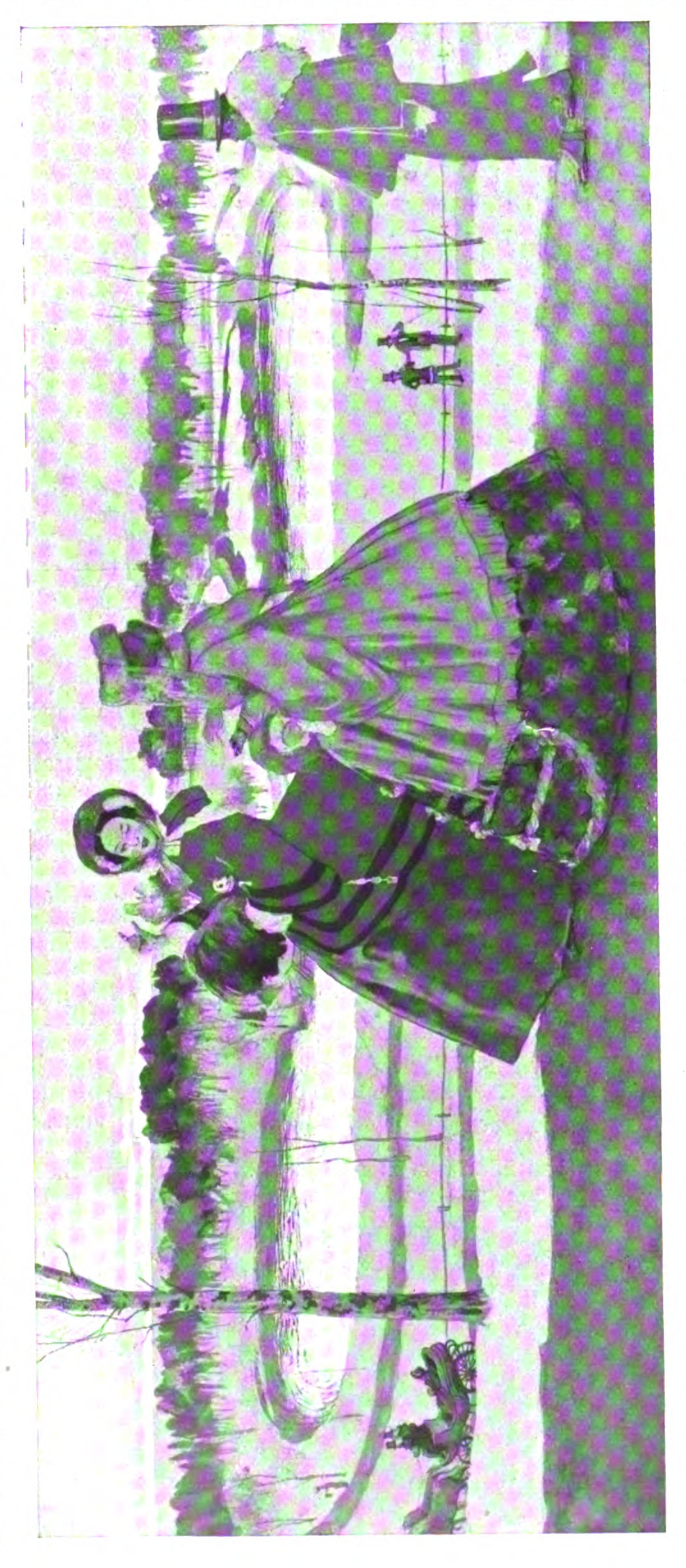
Venezianisches Fest. Gemälde

bereitet eine neue Kulturepoche vor. Und das Charakteristische ist, daß das andre Reich, das zwar am ausgesprochensten kapitalistisch ist, doch gleichfalls jeder Tradition bar, — Amerika, auf das nämliche Ziel zustrebt: die Vorbereitung einer neuen Kulturepoche.

Sobald wir nun solche Zusammenhänge zu ahnen und solche Erscheinungen zu deuten beginnen, erscheint die Rolle und die Bedeutung von Somow uns in einem andern Lichte. Und in mancher Hinsicht gerade entgegengesetzt dem, wie wir bisher ihn wähnten. Er, der bisher uns als der Persönlichste, als der Intimste, der ganz abseits in sich Eingesponnene galt, er wird uns plötzlich zum Träger der Mentalität, ja, zum Symbol eines großen geschichtlichen Zeitabschnittes. Er hat den idealen, idealisierten Ausdruck der gegenwärtig absterbenden Kulturepoche gefunden. Der Stempel, den wir ihm auf-

gedrückt haben, den des malenden Sängers der russischen weiblichen Anmut, der slawischen Erotik, der Kreuzung des achtzehnten Jahrhunderts und der Petersburger Romantik erscheint uns nur noch als kleines Detail, als persönlicher Akzent, als feine Färbung, was wenig ins Gewicht fällt angesichts der Tatsache, daß Somow einen Strich gezogen unter zwei Jahrhunderte des europäischen geistigen und wirtschaftlichen Lebens. Und gerade weil er ein so persönlicher, konzentrierter, in sich abgeschlossener Künstler ist, der nie Konzessionen gemacht, gerade deshalb erhebt er sich zum Repräsentanten einer ganzen Epoche.

Der Maler der großen Liebe, der kleinen Verliebtheiten, der intimen Lust. Der Schwärmerei, der Innigkeit, der verzückten Glückseligkeit! All das, was wir als das Höchste empfanden, als feststehende Begriffe von Beglücktheit, als das Erstrebenswerteste des Seins, als Gesetz, von der Natur diktiert, erscheint uns nunmehr als der Ausdruck einer verhältnismäßig kurzen, wenn auch bedeutsamen Epoche der christlichen Zivilisation, als Mentalität einer gewissen Gesellschaftsschicht, der Aristokratie und in der Folge einer aristokratisierenden Gesellschaftsschicht. All die Köstlichkeiten der Somowschen Welt erscheinen uns nur noch als ein Stück Zeitgeschichte, empfunden und gesehen durch das Temperament, den Geist, die Nerven eines ganz besondern Künstlers. Alles, was uns an seiner erträumten Schönheit be-



Winterspaziergang. Gemälde



Die Schläferin. (Sammlung Lukjanow, Paris)

rückt, wird uns zu historischen Dokumenten. Was uns der Poesie, der heimlichen Süße, des Zauber voll war am Somowschen Ausdruck, das wird man dereinst sachlich und teilnahmlos bezeichnen als eine Phraseologie, die jetzigen Propagandareden entlehnt scheint.

Mit verliebtem Entzücken und der Gier eines besessenen Sammlers genießen wir die schmerzliche und befreiende Anmut der Somowschen Frauenhände. Diese Händchen umkosen, liebkosen unsere Einbildungskraft und sie werden uns zum Symbol, zum reinsten Ausdruck unserer Vorstellung vom unendlich ewig Weiblichen. Der Weiblichkeit, die in Rußland in Reinkultur sich findet. Alle Zärtlichkeit und Zartheit, alle Güte, die unerschöpfliche Gabe des Liebkosens und das unersättliche Bedürfnis nach Liebgekostwerden, das spielerisch Verspielte, das Andeutende, das Winkende und Sehnsüchtige, all dieses und noch viel mehr trillern, jubilieren und schmachten diese Fingerchen. Aber dereinst wird man etwa so sagen: Schon die Frauenhändchen, die Somow, der Meister jener Epoche, mit so viel Raffiniertheit porträtierte, geben ein getreues Bild jener verflossenen und uns so gänzlich unverständlich gewordenen



Kultur. Das waren die unnützen Händchen der Frauen, die man damals Damen, Dämchen und Halbdamen nannte, Frauenhände, die keine Arbeit kannten, keinen Sport, keinen kameradschaftlichen Druck. Sie griffen gierig nach allem, was Luxus hieß und der größte Luxus waren sie selber. Einen großen Teil der Zeit vertrödelten sie auf ihre Pflege, die übrige Zeit vergeudeten sie entweder auf lockende Gesten, die ihre müßige, überhitzte Einbildungskraft unterstützten, oder sie zwangen den Mann zu zeitmordenden, absolut unfruchtbaren Tändeleien, die unserer Generation läppisch erscheinen, und bei aller Zerbrechlichkeit, Zärtlichkeit und Empfindsamkeit scheinen sie in ausgeklügelten Liebesspielen sehr erfahren und von heimlicher Lasterhaftigkeit. Diese Händchen verstanden es mit einer, viele Generationen hindurch geübten, gewitzigten Geziertheit, die damals für ungemein schön galt, Büchlein zu halten, welche, je nach dem Geschmack des betreffenden Zeitabschnittes, entweder von breitgetretenen, langweiligen Liebessentimentalitäten troffen oder ewig von denselben Liebesintrigen erzählten. Es waren die Frauenhände, die durch jahrhundertelange Untätigkeit verkümmert waren, nichts kannten als locken, necken, winken, nichts als das ewige Spiel treiben zwischen abwehren und gewähren; sie trugen alle Merkmale des Verfalles, und sie glichen ganz den Orchideen, die, auch genau wie die Händchen dieser Damen, in der Treibhausluft gediehen. Das war wohl auch der Grund, weshalb man gegen



Der Spaziergang

Frühling. Gemälde

Ende jener Epoche diese absurden, und, man möchte sagen, affektierten Blumen, deren Zucht in Europa aufgehört hat, so ins Herz geschlossen. Ja, es war eine Treibhausatmosphäre. Und nur in solcher schwülen Luft konnten die Gefühle, die Stimmungen, die Phantastereien, die Lüste am Quälen und Gequältwerden, all das Verborgene, Verbogene, Verschrobene gedeihen, der heimliche Kult des Müßigganges und jene mit solcher Verzücktheit geradezu selbstmörderisch gezüchtete Krankheit der letzten europäischen Generationen, die „große Liebe" genannt. Die krankhafte Überwucherung der Empfindsamkeit, die Inzucht der Gefühle, der unterdrückte Instinkt für das Zweckmäßige, Gesunde, das sich Erneuernde, mag ja, wie so manches Kranke, seine bedingte Schönheit, sein bedingtes Glücksgefühl herauskultiviert haben. Somow, der diese Gefühlswelt am prägnantesten präzisiert hat, hat auch für die ganze Mentalität eine geistvolle und erschöpfende Formel gefunden. In diesen Tönen werden wohl zukünftige Generationen besingen, was uns bewegt hat. Und als Revolutionär dürfte wohl gelten, wer die Schönheit und die Seligkeit der Somowschen Welt wieder heraufzubeschwören unternehmen wird.



Im Blütenflor. Von Paul Vetterli

Der Star flog fort und kam wieder,
Er hat sich den Frühling geholt. –
Nun sind die Weiden voll Silber,
Die Wipfel der Espen voll Gold.

Das Bächlein plaudert so munter,
Es hat heut den Frühling erspäht,
Und tausend winzige Sonnen
Sind über die Wiesen gesät. –

Ich wandre singend durchs Grüne,
Ich habe den Frühling gesehn!
Mit Blumen sah ich dich wandeln,
Im Blütenflor sah ich dich gehn!

Am Wasser (Mark). Von Josef Maria Frank

Schwertlilien blühen die Bucht entlang,
Aus Gelb und Grün ein Saum.
Es rauscht das Schilfrohr in wispernden Sang
Aus silbernem Wellenschaum.

Zwei Schwalben flitzen vor mir her.
Am Ufer dort äst ein Reh.
Die Sonne liegt so voll und schwer
Und glänzend auf dem See.

Im Schilfe schnarrt und schwatzt es laut.
Rohrdommeln schaukeln und schrein.
Eine winzige Dommel ihr Nestchen sich baut.
Blaukehlchen flöten darein.

Die Möwen lachen mich Menschen aus.
Ein Wasserhuhn streicht dahin.
Wildenten schwimmen ins Freie hinaus . . .

Könnte ich mit euch, ich nähme Reißaus
Und zöge – irgendwohin!

Mai. Von Edmund Brüll

Maimilde überfließt das Land
Und übersonnt es unverwandt,
Bis jedes Blümlein, – jedes Blatt
Sein goldnes Sonnenteilchen hat.

Versunken in den Wundertraum
Begreift mein armes Herz es kaum,
Daß wildverwundet, – – wüstverwirrt
Es dennoch mitgesegnet wird.

Marie Duchanin und der Weg in die Eiszeit

Roman von Juliane Karwath

Fortsetzung und Schluß

Frau Söderland gab dem Brautpaar ein Diner. Sie hatte ihre gleichsam entfernten Blicke dabei, obgleich es ein echt hanseatisches Zusammensein war. Wilhelm Hayessen sah gut aus. Nichts fehlte an ihm. Und wie es schien, war Constantine schon vollkommen einem Milieu angepaßt, von dem sie noch vor einem halben Jahre nichts gewußt hatte. Sie wäre Polin geworden. Und wurde jetzt Hamburgerin.

Marie war nun wieder allein. Die sieben grünen Türme, das steile Bild der Stadt, die Amseln waren wieder für sie allein. Und ihre Welt, in der es nun einmal nichts von der einfachen Mechanik gab, die Constance beherrschte.

Die Wulffen war wieder Tage und Wochen krank, schickte Billetts durch das bodenlos treue Mädchen, hatte vierzig Grad Fieber und kam schon am nächsten Morgen keuchend und verspätet mit dem Rade. Sie übergab Marie alle Geschäfte, seufzend, aber mit aller Zuversicht in sie, und war schon am übernächsten Tage wieder da mit unerhörtestem Mißtrauen, argwöhnisch, rasend, alles verdammend, Marie vor den Kleinen und ihren Müttern bloßstellend, schrie und schlug auf die Tische, suchte eine verlegte Kleinigkeit mit deutlich mißtrauischen Seitenblicken aus ihren rollenden Augen auf Marie, hielt den Kleinen einen Vortrag über Hygiene und schenkte Marie nachher beim Fortgehen einen kleinen Apfel.

Sie verhandelte mit dem Patronat des Heimes über eine Reform der Ehe, erklärte sich bereit, einen Vortrag über Säuglingspflege zu halten und war am verabredeten Abend weit draußen mit ihrem Rade auf der Düne. Sie erschien mit glühenden Wangen und erstaunlich gut aussehend wie ein französisches Ahnenbild aus dem Directoire, schwamm in Seligkeiten, überließ Marie den ganzen Betrieb mit unbestimmten, überaus geheimnisvollen Hindeutungen und kam schon am nächsten Morgen mit allen Schatten der Haare über der gewalttätigen Oberlippe, grau und verfallen in das Heim, wo sie nun auf einmal unaufhaltsam arbeitete.

Sie kam spät, aber fand kein Ende, hielt die Kleinen alle Tage länger fest. Die Mütter kamen, pochten, fragten; Amadea Wulffen ließ ihre Schützlinge nur zögernd ziehen.

Eines Tages kam sie schon in aller Frühe. Marie erschrak, als sie, in Träumen durch den schwanken Sommerschatten der Alleen wandernd, in den Räumen mit dem wohlbekannten Pitschpine- und Ölgeruch die Wulffen mit aufgerissenen düstern Augen herumfegen sah. Sie begann gleich, als die ersten Kleinen gebracht wurden, sie hielt durch, sie hörte nicht mehr auf. Der Vormittag kam, sie hatte keinen Aufenthalt; der Mittag nahte, sie hörte nicht auf; der Nachmittag senkte sich, Fräulein Wulffen war noch immer im Schwunge. Die Kinder wechselten, weinten, die Hausmannsfrau kam mit blöd staunendem Gesicht, die Mütter fragten, schon der Dinge gewiß. Die Wulffen vertröstete sie, sie gab die Kleinen noch nicht her, noch immer nicht! Noch eine Stunde! Die Kinder weinten, die Mütter kamen wieder, die Amseln sangen längst nicht mehr: die Wulffen raste mit den Kindern, den letzten Kleinen, in wildem Hexentanz im Kreise.

Dann brach sie im Blutsturz zusammen.

Von der weinenden Mutter, dieser Riesin, von der so viele ausgegangen waren, erfuhr Marie die Tragödie dieser einen Gescheiterten. Das Unglück hieß ein Jahr, eine Zahl, ein Alter. Noch verstand Marie nicht, was achtundvierzig Jahre für die Frau bedeuten.

Für Amadea Wulffen war dies Jahr der Absturz gewesen.

Der Vorstand kam überein, das Heim, das wenig Glück gehabt hatte, wieder aufzulösen. Marie hatte also keine Gelegenheit, ihre eigenen Kräfte auf diesem Felde nun unbehindert zu versuchen.

Die Konsulin wollte reisen. Es ging nicht mehr nach Ostasien, nicht nach Marokko, nicht nach Griechenland, aber nach der Schweiz, wie es schon ein wenig Gewohnheit geworden war. An der Ausreise ihres Sohnes nahm sie nur den notwendigsten Anteil.

Als das Heim aufgelöst war, fragte sie Marie, ob sie mit ihr gehen wolle?

Es war eine kleine Frage, fast kühl gestellt. Marie wußte aber, was sie hieß. Vor ihr hob sich, was sie lang gewünscht hatte, doch ... noch. Vor ihr lag eine Art des Weges, den sie hätte gehen können. Ein Weg, der über die einfachsten Notwendigkeiten des Lebens, Dach und Wärme, um ein weniges hinausführte. Vor ihr lag, nach vieler Müh-

sal, inmitten der Entgötterung, ein Weg und — eine Seele. Und Rom, vielleicht Paris und Griechenland.

Aber Marie Duchanin sagte nein. Von nichts anderem beeinflußt, wie es schien, als von der Erzählung jener Schwester, die damals von Posen mit ihr gefahren war, suchte sie sich, blindlings ins Dickicht brechend, einen anderen Platz.

Dritter Teil

Marie saß in der dritten Klasse der Bahn, und entlegen war See und Küste, blondes Land und sieben grüne Türme.

Als sie in der Morgenfrühe noch in der Allee erwacht war, als die Wirtin pochte, war sie, auf einmal erkennend, aufgefahren: Wie, ich soll von hier fort? Wie komme ich darauf? Warum? Wozu? Draußen wehen die Linden, trabt das schwarzbunte Vieh, das Totentanzmotiv klingt vom Turme, alles ist meine Welt, meine erworbene, feststehende Welt, Welt mit Menschen, wie komme ich dazu, fortzugehen? Warum machte ich das alles? Was trieb mich? Was treibt mich?

Sie sah sich um, sah jedes Stück im Raume, hier hatte sie gelebt, ihr Brot erkämpft, ihr Haupt war unter Dach gewesen, zum erstenmal geborgen und nun, o, Unverständlichkeit, trieb es sie hinaus.

Die Konsulin war von diesem Abschied nicht mehr berührt. Sie war vorher abgereist.

Marie hatte ihren neuen Aufenthaltsort nicht auswählen können. Von der Erzählung der mitfahrenden Schwester geweckt, die Apothekerin war, hatte sie den Entschluß gefaßt, selbst Apothekerin zu werden. Ein Studium schied aus, aber auch so war nach drei Ausbildungsjahren doch eine gute Gehilfenstellung zu erlangen. Sie konnte Latein, das war viel wert.

Endlich fand sich ein Apotheker in einer in der Nähe des Harzes gelegenen kleineren Stadt, der diesen Versuch wagen wollte. Obgleich die Welt vom Feldgeschrei der Frau widerhallte, gab es kaum schon Apothekerinnen.

Es war das Deutschland des Glanzes, das hohe Deutschland. Musik war auf den Bahnhöfen, Turner zogen, Soldaten, Matrosen stiegen ein und aus, viele fuhren in die Bäder, aus den Städten grüßten frische Häuserfronten, und auf den Bahnsteigen, von den Kellnern übertrabt, war bis zu den Briefkasten hinab, in denen die Ansichtskarten sich häuften, alles neu gemalt. Musik. Musik — aber wo war der dunkle Soldat aus Posen? Dahin —?

Marie dachte: ‚Sieh, ein freundlicher Empfang.'

Frühling in einer fremden Stadt.

Im Strome heimkehrender Sonntagsausgeher wanderte sie, bis sie an die Apotheke kam. Da war der Name „Bergapotheke", obgleich von Bergen nichts zu sehen war. Aber hoch war das Haus, ein großer, eckiger Bau, neu von oben bis unten. Es lag an einer Art Platz, der in große Straßen führte, nichts als Straßen waren ringsum, neue, stattliche, breit und gerade gezogen, durch die Marie lief.

Am anderen Morgen trat sie zum erstenmal anders in eine Apotheke, denn als Kundin. Lehrgeld wollte der Apotheker Voelkel nicht, sondern, das war es, weshalb sie auf sein Angebot eingegangen war: sie bekam gleich eine kleine Summe, nicht viel mehr als bei der Wulffen, von der mußte sie leben.

Der Raum überfiel sie fast mit dem Glanz von Glas und polierten Regalen, und der Apothekengeruch war fast von den Gerüchen der Farben, Lacke und des Linoleums überwältigt. Ein schöner, junger Herr befragte sie, und, während sie fühlte, daß Aufmerksamkeit und Erwartung von verschiedenen Seiten schweigend nach ihr zielten, führte er sie über einen Torweg in das Privatkontor.

Herr Voelkel, sie verbindlich begrüßend, sagte in leisem Tone, daß er Fräulein Duchanin schon gestern erwartet hätte. Sie erklärte, daß sie spät angekommen sei und nicht mehr gewagt hätte, in die Apotheke zu treten, zumal sie nicht gedacht hätte, daß sie ihn vorfinden werde. Er aber sagte in einem bedachten und zuverlässigen Tone, daß er fast stets in der Apotheke zu finden sei. Er habe viele Arbeiten, zu denen er manchmal den Sonntag am besten benützen könne.

Voelkel war ein Mann in mittleren Jahren, der Jugend noch näher, als sie nach der glatten und sanften Linie seiner Schrift erwartet hätte, aber ein wenig versonnen und mit den sehr tiefliegenden Augen des Grüblers. Lebhaft gemacht schien er durch die augenblickliche Situation: er hatte erst vor wenig Tagen dies neue Haus bezogen, und die Apotheke war nach längerer Zwischenexistenz hierher übergesiedelt. Er war stolz auf den Bau, der sicherlich viel Geld gekostet hatte und dies Unternehmen, das für die Verhältnisse zweifellos hervorragend sein mußte. Er sagte, daß er wegen der Ausdehnung des Geschäfts beschlossen habe, eine weibliche Kraft anzunehmen, war aber etwas betroffen, als sie ihm andeutete, daß sie auf Bureautätigkeit nicht rechne, sondern durchaus Apothekerlehrling sein wolle. Er versprach, sie anzuleiten und zeigte ihr das andere Kontor, in dem eine Dame arbeitete,

reif und schon etwas grauhaarig Fräulein Majorie Lukas, die Lagerräume, das Laboratorium, das er noch zu vergrößern gedachte, öffnete die Tür der Offizin und bat die Angestellten in das Privatkontor.

Sie kamen, nur einer verspätete sich, jener schöne, junge Mensch, der sie zuerst empfangen hatte; Marie erschrak beinahe, als sie seine gewaltige und kühne Schönheit sah, er konnte einer der Riesensöhne der Vorzeit sein und trotz seiner braunen Mähne ein germanischer Held.

Die anderen Herren waren älter, der Provisor, lang, kahlköpfig, etwas vorgeneigt, hatte eine ironische Ablehnung Mariens im Blick; der andere, ein Rotblonder aus Oberschlesien, starrte treuherzig und erstaunt; der dritte, mit Schmissen, korrekt und verbindlich, war ein Herr aus Leipzig. Die Damen aber, die Buchhalterin und die Kassiererin, sprachen — Marie durchfuhr es — die vulgäre Sprache der Gegend. Der Hausmann stand neugierig im Hintergrunde, ein dürrer Mensch mit der Vertrautheit solcher Exemplare. Seine Frau war auch für die Apotheke tätig, sie wohnten im Hause.

Herr Voelkel stellte Marie vor, Name und Bild glitt an ihr vorüber, dann löste sich der Kreis, 'und der Chef führte Marie hinauf zu seiner Frau, die aber ausgegangen war.

Er verabschiedete sich nun, Marie ging die linoleumbelegten Stufen hinab aus diesem Hause und fand die Zeitungsstelle.

Als sie die Anzeige eben aufgeben wollte, hielt eine junge Dame sie an und fragte, ob sie eine Wohnung suche? Jawohl, möbliert . . . und das junge Mädchen, schön und damenhaft, führte sie nach kurzem Wege zwei Treppen empor, und Marie war bald in einem Kreise älterer Mädchen, die auf sie eindrangen und ihr das kleinbürgerliche Zimmer zeigten. Die junge Dame verabschiedete sich, sie wollte nach München. Zu Marie sagte sie noch mit einem kleinen Lächeln, daß sie fliehe, fliehe, fliehe ... Damit war sie fort, und Marie dachte: ‚Dies wäre etwas für mich gewesen. Dies Mädchen gefiel mir.'

Von allem anderen aber wußte sie noch nicht, was ihr gefallen hatte.

*

Der Vater der Fräulein war Schmetterlingssammler gewesen, und wohin man in dieser Wohnung kam, überall hingen gerahmte Schmetterlingsleichen. Die Fräulein waren nicht weniger verwittert. Marie spähte wohl nach ihrem Leben, konnte aber nichts Nennenswertes entdecken, außer dem, daß sie sie auf das lebhafteste auszufragen versuchten. In der kurzen Zeit, in der Marie schon in der Wohnung war, hatte schon ein geräuschvolles Damenkränzchen darin getagt.

Marie war von ihrer neuen Tätigkeit in Anspruch genommen. Das war etwas anderes, als die wenig geglückte Existenz bei der Wulffen, anders als die Beschäftigung mit den Kindern der anderen; dies war Geist, die einzige Stufe, über die sie in die verlassenen Bezirke des Geistigen emporbringen konnte, in denen sie die werden konnte, die sie noch nicht geworden war. Dickicht war noch in Marie, undurchdringliches Dunkel; sie horchte hin und horchte her ... nur das eine fühlte sie: Diese Jahre waren nichts als Spähen nach dem Versunkenen gewesen, und jetzt war, selbsterrungen, Hoffnung da, daß sie es wiederfand.

Wenn sie hier ausgelernt hatte und Gehilfin war, so konnte sie vielleicht in eine größere Stadt, vielleicht in eine Universitätsstadt. Vielleicht auch den Soldaten, Artillerieoffizier, wiederfinden? Leben war noch einfach in ihr.

Am meisten war Marie zunächst bei dem Handverkauf festgehalten. Noch immer fesselten sie die Menschen, die an die Glasplatten des Ladens kamen und ihre vielfachen Wünsche und Anliegen, wobei sie mancherlei überraschende und zuweilen auch unerhörte Einblicke in die menschliche Welt tat. Ringhaus, der Provisor, hatte dabei ein gewisses ironisches Lächeln über Marie.

Nun, es würde schon kommen. Es war erst Anfang, erst jetzt begriff sie, was Apothekerarbeit eigentlich war und umfaßte, welche Vorsicht und Umsicht, welches Wissen und welche Verantwortung dazu gehörte, und, dies war ihr mit das Anziehendste: Welch eigentümlich starker Faden von Vergangenheit und Überlieferung sich noch immer durch den modernen Apothekerbetrieb zog.

Von den anderen, vor allen von den Damen, hörte sie manche Geschichte. Zunächst von den verschiedenen Ärzten der Stadt, wobei vor allem ein Doktor Grassau genannt wurde, der oft in die Apotheke kam, und von der zweiten Apotheke, in der vor einigen Jahren ein schweres Versehen geschehen und eine Patientin vergiftet worden war. Aus diesem Grunde hatte sich alles Geschäft noch mehr auf die Bergapotheke vereinigt, und Herr Voelkel war auf dem Wege, ein sehr reicher Mann zu werden. Dazu kamen die Spezialitäten der Firma, die unter Voelkels Namen in die Welt gingen und an deren Ausgestaltung er noch immer arbeitete.

Es kam die Einladung, auf die Marie schon vorbereitet worden war. Alle Angestellten waren geladen, mit Ausnahme desjenigen, der den Nachtdienst hatte.

Marie ging mit der Buchhalterin Lukas die bisher nur flüchtig betretene Treppe empor, unwillkürlich mußte sie daran denken, wie sie einst zum erstenmal den Fuß in das weiße Haus der Konsulin gesetzt hatte, vor dessen Tor die schmale Blutbuche stand.

Hier war ein gut ausgestatteter, aber durchaus bürgerlicher Vorsaal, dabei das Mädchen der Apothekerin, das trotz aller Aufmachung nicht das an sich hatte, was Marie von anderswoher am Personal kannte.

‚Andere Welt ...‘ schlug ein kleines Hämmerchen in ihr, als sie in die Zimmer kam. Es war Ordnung da, Gepflegtheit, Wohlhabenheit, vielleicht sogar Reichtum, aber alles auf einer völlig anderen Linie gelagert. Dazu die Erscheinung der Frau, die zierlich und dunkelhaarig, fast mehr mit sich und ihrer eigenen Herausstellung beschäftigt war, wie es für Augenblicke scheinen konnte. Sie war aber allerliebst, von der größten Heiterkeit und Offenheit, voll zärtlichster Neigung für ihren Mann, was für sie einnahm. Marie ließ sie, nachdem sie sie kurz betrachtet hatte, ziemlich beiseite und unterhielt sich voll herzlicher Liebenswürdigkeit mit den Herren.

Marie sah sich um: ja, das waren die Herren Akademiker, mit Haltung, einige sogar mit sehr guter Haltung, aber die Damen, Majorie Lukas und die Kassiererin, auf die Marie angewiesen schien?

Als es zu Tische ging, führte der Provisor Ringhaus die Hausfrau, der Chef aber die Lukas. Marie hatte als Nachbarn den Oberschlesier, der ihr in etwas rauher Art vom Osten berichtete, nachdem sie ihm erzählt hatte, daß sie dort geboren sei. Wie entlegen. Wie entlegen.

Marie horchte nach dem Chef hin, von dem sie annahm, daß er sich mit Majorie Lukas kaum sonderlich unterhalten werde, aber was sie vernahm, ging glatt und eben über Geschäftssachen. Frau Voelkel aber sprühte vor Heiterkeit.

Das überaus reiche, aber sehr bunt dekorierte Porzellan fiel Marie auf, und Majorie, die das bemerkt hatte, sagte breit über den Tisch hinweg, daß Frau Voelkel noch viel schöneres hätte.

Marie dachte: ‚Jawohl, dies ist die zweite Garnitur und wir im ganzen sind es auch ...‘ sie vernahm, daß Ringhaus von den Voelkels noch besonders eingeladen wurde ... und in ihr wuchs das Verlangen, sich der Frau als die zu zeigen, die sie war.

Es kam ihr zurecht, daß einer der Herren zufällig davon erzählte, wie seltsam es sei, eine fertige Lateinerin im Kollegium zu haben ... wenn auch jede in der Apotheke tätige Person eine gewisse Menge der Fachausdrücke sich angeeignet hatte ... und Marie erzählte, aber es glitt unter den Tisch, die Hausherrin achtete nicht darauf. Es waren andere Zeiten noch als jetzt.

‚Sie muß doch einmal mit mir reden,‘ dachte Marie, die junge Frau beobachtend, aber es dauerte lange, bis sie den Blick auf sie richtete und nach ihrer Unterkunft fragte.

So, bei den Fräulein Goldermann? Nun, das waren ausgezeichnete Damen, bei denen Fräulein Duchanin gut aufgehoben war. Keine nähere Frage nach Mariens Familie, kein Wort, das näher drang, und doch konnte das nicht Hochmut und Zurückgezogenheit sein.

Marie glaubte niemals klarere, herzlichere, kindlichere Augen gesehen zu haben, als die tiefhellgrauen der jungen Frau.

*

In der Apotheke hatte Marie jetzt, wo der Frühling vorschritt und die Herren nacheinander auf Urlaub gingen, meist den Handverkauf zu besorgen. Noch immer gab es die kleinen, interessanten, lautlos hingenommenen Beobachtungen, und für sie manche Aufmerksamkeit. Erst eine geflüsterte Bemerkung der Kassiererin machte Marie stutzig: „Die Herren wollen alle von Fräulein Duchanin bedient sein.“

War das so? Sie hätte es sich nicht denken können, aber es schien zuweilen, als ob die Kundschaft der Bergapotheke in der Hauptsache aus Herren bestünde, die jede Gelegenheit benutzten, um Einkäufe bei ihr zu machen.

Marie dachte manchmal: ‚Wissen diese Leute,‘ sie meinte die Herren, ‚vielleicht, daß ich ... Latein kann? Hat man in der Stadt herumerzählt, daß ich für diesen Ort beinahe ein ... „gelehrtes Frauenzimmer“ bin?‘ Dann aber ward ihr die Erklärung ein wenig anders, als sie, abends aus dem Hause tretend, Herren begegnete, die kurz zuvor in der Apotheke gewesen waren, sie ansprachen und ihr nicht anders begegneten, als irgendeinem Ladenfräulein.

Einen der Herren traf sie eines Tages in der Kunstausstellung des Ortes, einer Privatveranstaltung der kleinstädtischsten Art, und er, ein junggesellenhafter Bekannter des Apothekers, fragte auf sie zutretend: „Fräulein wollen Kunstbilder besehen?“

Wie mit Buntfeuer beleuchtete er seine eigene Welt, aber auch anderes stieg für den Augenblick ins Licht, Gefühltes offenbarte sich, Geahntes wurde wahr; sie entwich ihm schnell, ging auf die Straße, und, während das Bild der alten nordischen Stadt mit den sieben Türmen vor ihr aufstieg, dachte sie, emporblickend, auf einmal betroffen: ‚Die Stadt hat ja gar keine Türme?‘

Immer noch der Weg des Morgens, nicht

unter Alleebäumen, sondern durch Straßen, alles war Straße in dieser Stadt, nach dem stattlichen Eckbau an der Kreuzung, mit dem Schild und den hohen Scheiben. Und abends der Rückweg, alles war Straße, in das Heim der Jungfern und zu den toten Schmetterlingen. Sie dachte: ‚Dieser alte Mann kann unmöglich mit lebenden Schmetterlingen etwas zu tun gehabt haben.' Sie war noch sehr jung. Denn dabei schwebte ihr etwas vor, das, wie sie fühlte, in diese Welt hier nicht gehörte.

Einstweilen blieb es noch immer beim Verkauf oder bei belanglosen Arbeiten im Laboratorium. — Sie hatte gedacht, bald mit dem jungen Volontär in einer Reihe zu stehen, ... im nächsten Jahre sollten sie bei einem alten Apotheker in der Nähe gemeinsam Unterricht in Botanik, Physik und Chemie erhalten ..., aber dieser schöne Junge sah Marie ostentativ nicht. Obwohl sie fast in gleicher Lage waren und ihre Vorbildung die gleiche war, hielt er sich zu den Herren und ward von ihnen ganz anders angenommen und herangezogen wie Marie. Die Herren, Apotheker vom alten Stil, Familienväter, Geschäftsleute, standen dem Versuch Voelkels mit ironischer Zurückhaltung gegenüber, und der selbst war zu sehr mit seinen eigenen Arbeiten beschäftigt, um ihr immer zur Seite zu stehen. Nach kurzen Anläufen, die auf ihre wiederholte Bitte geschahen, fiel er immer wieder in seine Gleichgültigkeit zurück.

Die beiden Mädchen aber, Majorie und die Kassiererin, bemühten sich, Marie immer mehr an die Arbeiten zu ketten, die von ihnen, mit Unterstützung der Hausmannsleute, mitbesorgt werden mußten, das Defektieren, die Feststellung dessen, was bestellt werden mußte, das „Einfassen", die Aufnahme des Neuen, und alles, was dazu gehörte, das Etikettieren und Dektieren ... mit welchem Stolz schauten sie auf die vielen Fältchen, die sie in die kleinen bunten Papiere zu brechen verstanden, die zu den Arzneiflaschen gehörten, es war ihr Ehrgeiz. Aber nicht der Mariens.

Die Einladung war nicht wiederholt worden. Frau Voelkel war öfters in der Offizin, scherzte und neckte sich mit Ringhaus und den anderen Herren oder schwatzte mit dem Doktor Grassau, der schroff und rücksichtslos seine Bestellungen über die Glasplatte rief, es war immer eine muntere Runde um sie, aber Marie schenkte sie keine Beachtung.

Wenn die abends heimkam, war sie einsam.

Frühling in einer fremden Stadt.

Einmal hatte sie versucht, die Mädchen näher kennen zu lernen. Die Kassiererin hatte ein „Kränzchen", in dem mit verteilten Rollen gelesen wurde, nur eines gewissen Anstriches halber, nachher ging es um Klatsch und Kleider, vornehmlich um den Apothekenklatsch. Es gab, wie Marie versichert wurde, viele interessante Geschichten, die Stadt steckte voll davon.

Marie versuchte es bei Majorie, die so viel älter und majestätischer war, aber sie fand dort ebensowenig Boden. — Alles, was Marie erfüllt hatte, war dort nicht einmal im Gesichtskreis, es fiel einfach wie in einen bodenlosen Schacht. Majorie schwieg, wenn Marie wirklich noch einen besonderen Vorstoß machte.

Es war fast sonderbar, jetzt an die Katterfeld und Chrischowa zu denken, noch sonderbarer als in dem Heim in der Allee, und, o, an die Konsulin zu denken, an die anderen Frauen, die ihr begegnet waren, an die lebendigen Interessen, die sie erfüllt hatten, davon wußte man hier nichts. Von ihr selber, Marie, wußte man hier nichts, und sie konnte sich auch nicht bemerklich machen. Denn wohin gehörte sie, die sich doch nach eigenem Willen hierher verlaufen hatte? Sie ging durch die Straßen, von denen jede gleich hoch, gleich grade, zum Verwechseln gleich war. Es war eine Bürgerstadt, die Zuckerfelder waren nahe. In dieser Stadt war nichts Vergangenes, nichts Überkommenes zu finden, wie ihre Kirchen und andere Bauten nur in dem Stil um 1900 errichtet waren, so war sie selbst in der Zeit nach dem französischen Kriege erst aus dem Boden gestiegen. Es lag nichts in diesem Boden, so schien es Marie.

Constance war längst drüben angelangt. Sie hatte alles schon gesehen, was Marie einst zu sehen gewünscht hatte, Küsten und fremde Erde, sie war jetzt in neuer Welt und auf uraltem Boden, konnte sie das Ohr nicht an ihn legen und auf seine unendliche, berauschende Geschichte lauschen? Konnte sie den Blick nicht auf ungeheure Horizonte richten und von ihnen ... Weltgeheimnisse lesen? Hatte sie nicht Boden, Sonne, Meer und fremde Rasse, um Unendliches zu finden? War sie nicht Mensch, Mensch geworden in bedenkenloser Glückseligkeit? Wie würde sie einmal wiederkommen, gereift, erfahren, gebräunt und voller Wissen ...

‚Und — ich —?' dachte Marie.

Sie verkaufte Seife und Hausmittel, Pulver und Tränkchen, Sommersprossenmittel, Cremes und Puder, Lakritzen und Hustenbonbons ... half im Lager, sortierte, füllte, maß und wog ein weniges ... rezeptierte —

Und einmal war ein Traum verborgen,

verborgen, ein Sehnsuchtsbild ... Frau Curie ...

Marie dachte: ‚Ich wehre mich. Ich dringe auch noch durch. So wie es ist, ist es das einzig mögliche und also werde ich mich schon halten ... Und wenn bei Voelkel nicht viel zu erreichen ist, so wende ich mich an seine Frau. So wie diese Menschen zueinanderstehen, wird es mir ein leichtes sein, sie zu bitten, ihn an seine Versprechen besser zu erinnern, als ich es kann.

Was tut es. Ich klopfe an diese Tür.'

Sie kam nach oben. Frau Voelkel war zu Hause.

Zwei junge Schauspielerinnen waren bei ihr, Fremde, auf der Durchreise, sie hatten die junge Frau in einem Bade kennengelernt.

Die Frau war ganz mädchenhaft mit ihnen und doch wieder junge Frau, sie saßen um den mächtigen Tisch, der mit schwerer Brokatdecke überhängt war, Frau Voelkel saß von Kissen geschützt, sanft und ein wenig wollüstig da, man sah ihr an, wie herzlich sie sich in diese Plauderstunde gab.

Marie begrüßte sie mit Freude, in den hellen Augen nichts als tiefes, glückliches Strahlen ...

„Fräulein Duchanin, nicht wahr? ... Es geht Ihnen gut ...?"

Sie wandte sich an die Schauspielerinnen, die sich erhoben hatten.

„Kinder, bleibt doch noch, wie nett sitzen wir hier und ihr müßt noch meine Verlobungsgeschichte fertig hören ..."

Sie berichtete, daß sie ihren Mann in ihrem Heimatorte, einem Harzstädtchen, kennengelernt habe, er war zur Sommerfrische dort und hatte wohl eine andere im Auge, aber nach drei Wochen war er mit ihr verlobt zu aller Erstaunen ... Der Vater war Bürgermeister, sie verriet gleich, daß die Eltern keinen Groschen Geld hatten —

Lachend hob sie die runden Arme.

„Kinder, glaubt mir's, keinen Pfennig Geld ..."

Wiegenden Schrittes geleitete sie dann die Schauspielerinnen zur Tür, schwebend, glücklich und geliebt. Dann kam sie zurück, drückte sich wieder in ihre Sesselkissen und schaute Marie in fröhlicher Neugier an.

Gewiß, sie habe sie schon oft in der Apotheke gesehen und ihre ernsthafte Arbeit bewundert. Es sei ein anstrengender und verantwortungsvollerer Beruf als in anderen Geschäften.

Marie sagte, daß sie nicht Verkäuferin sei, sondern Apothekerlehrling. Aus diesem Grunde sei sie nur in diese Stadt gekommen.

In den hellgrauen Augen war vollkommenes Erstaunen. So, also Apothekerin? Das sei etwas Neues, ganz Neues ... Und wie habe sich Marie ihre Zukunft gedacht?

Marie berichtete.

„Wenn ich das Examen habe, kann ich als Gehilfin an jeden Ort und noch für meine geistige Weiterbildung arbeiten ..."

„So. So. Das ist sehr interessant ..." sagte Frau Voelkel, „das freut mich sehr ..."

Sie horchte auf Mariens Bitte, die sie vorsichtig vortrug. „Aber selbstverständlich ..., ich weiß wie mein Mann ist ..., zu sehr mit seinen Spezialitäten beschäftigt, dem Geschäft ..., gern werde ich ihn an die kleine Elevin erinnern und werde auch selber zuschauen, liebes Fräulein ... sicherlich von jetzt ab, ich gebe Ihnen mein Wort ... Ich weiß ja, daß viele Frauen sich ihr Brot heute selber verdienen müssen und zum Teil sogar selber verdienen wollen ..., meine Tochter gehört ja auch dazu ..."

„Ihre Tochter .. ?"

„Aus der ersten Ehe meines Mannes," sagte Frau Voelkel versonnen, „er war Witwer. Ich habe einen Sohn und eine Tochter. Beide sind augenblicklich fern, aber auf ihren eigenen Wunsch, wir hängen unbeschreiblich aneinander ..." Ihre Augen strahlten in jugendlicher Herzlichkeit, „wir stehen alle so sehr gut zusammen, alle sind wir auf Harmonie und Rücksichtnahme, auf reines Menschentum gestimmt, darum konnte ich auch den Kindern nichts in den Weg legen. Der Junge ist in Magdeburg auf Schule, die Tochter erlernt in Braunschweig die Krankenpflege ... Sie kommen aber oft und dann ist ein Erzählen und Berichten ... wunderbar ... Es ist schön bei uns, sehr schön ... Sie müssen auch kommen, liebes Fräulein, oft, oft ..., ich bin für alle da, nichts macht mir mehr Freude, als jemand helfen zu können ..." Sie legte die warme Kinderhand auf die Mariens: „Ich liebe alle Menschen ..."

Sie holte Bilder, das war der Sohn, das war Mai, die Tochter ... Bald kamen sie, bald ...

Dann zeigte sie Hefte und Broschüren, sie nahm an vielem Anteil und arbeitete auch praktisch in philanthropischer Richtung. Das war schön, das war Ausnützung, Bereicherung, Menschentum.

Die Tür ging und Voelkel kam. Er war etwas überrascht, Marie hier zu finden, aber die Frau erklärte ihm den Grund und wußte ihm Mariens Wunsch auch sofort scherzhaft nahezulegen. Der Apotheker schrak auf ..., aber selbstverständlich, er habe Ringhaus mit der Ausbildung besonders betraut und sei auch der Meinung gewesen ...

„Ringhaus werd' ich es auch noch vorstellen," lachte die junge Frau und schmiegte sich vertraulich in drolliger Zärtlichkeit an ihren Mann.

Sie vertraute Marie dann an, daß sie leider von Haus aus Laura hieße, ein altmodischer, von irgendeiner uralten Tante übernommener Name, den sie selbst aber in Lau verwandelt habe... Überall hieße sie nur Frau Lau...

Sie lächelte beziehungsvoll.

„Die schöne Lau," scherzte der Apotheker.

Offenherzig öffnete Frau Voelkel dann noch eine Tür nach der anderen und zeigte Marie ihre ganze schön und behaglich eingerichtete Wohnung. Zuletzt auch die Loggia, die die Aussicht bis zum Gebirge hatte.

Marie blickte hinaus. Fast war es, als ob die gewaltigen Wälder der Ferne schweigend auf sie starrten.

Frau Lau hatte Marie besucht. In ihrer Abwesenheit. Sie hatte nur die Jungfrauen angetroffen und bedauerte Marie ihres Heimes wegen nachher sehr. Sie wüßte wohl, daß es mit den Zimmern hier am Orte übel bestellt sei. Wenn sie nur wüßte, wo sie ein anderes auftreiben könnte. Sie würde sich in Stücke zerreißen, wenn sie Marie auch nur einen Teil ihrer eigenen Lebensbehaglichkeit abgeben könnte.

Dann bekannte sie, daß sie eben eine wichtige Sache beschäftigte.

Neben der Arbeit für ihren Mann, das Haus und die Kinder, sei sie seit einiger Zeit Vormünderin geworden, aber, Marie möge nicht erschrecken, einer ehemaligen Dirne, eines übelberufenen Geschöpfes, auf das sie durch einen merkwürdigen Zufall aufmerksam geworden sei, so daß sie es sich in den Kopf gesetzt habe, ihm zu helfen. Manche hätten sich darüber aufgehalten, Grassau lachte sie geradezu aus, aber sie könne und könne doch noch nicht nachlassen, wenn sie natürlich auch schon manche Enttäuschung dabei erlebt habe... Aber sei es nicht ein Werk, ein ganz anderes, höheres und schöneres... als alle andern, die man hätte tun können?

Sie saß mit warmem, frohem Gesichte da, ihre Augen strahlten.

Marie dachte an die Zeit des Nordens und an den Kreis des Söderlandschen Hauses, an die beiden Buckligen und die anderen, die so heftig um die geistige Entscheidung der Dinge gerungen hatten. Diese hier hielt sich überhaupt nicht beim Problem auf, sondern warf sich kühn der Wirklichkeit entgegen. Jedenfalls hätte Marie eine solche Frau in dieser kleinen Bürgerstadt nicht erwartet.

Frau Voelkel schilderte das Mädchen, Katharina hieß es, das mit der Zeit in solche Abenteuerlichkeit und Verschwendung hineingeraten sei, daß man sie entmündigt hätte. Jetzt sei sie stellenlos und lebe in einem übelberufenen Gäßchen mutterseelenallein ohne Beschützer, nur ihren Trieben hingegeben...

Sie sprang auf.

„Kommen Sie mit, Fräulein Duchanin?"

„Wohin?"

„Zu ihr..." sagte Frau Voelkel. „Es läßt mir keine Ruhe... Gut, wenn Sie mitkommen mögen..."

„Ich komme mit," sagte Marie.

Sie gingen durch den späten Sommernachmittag, untergehakt, zwei Frauen, einander plötzlich nahe stehend, die Apothekerin von vielen respektvoll begrüßt.

An einer Ecke blieb sie stehen und sprach mit einem Herrn, Marie erkannte betroffen den Provisor aus der Apotheke, der mit ewig ironischem Gesicht den runden Schädel vor ihr neigte.

„Ich tue für seine Kinder viel," sprach Frau Voelkel nachher, „die Kleinen brauchen Solbadkuren."

„So viel ich weiß, ist Herr Ringhaus reich," sagte Marie.

„Allerdings. Nicht reich, aber doch immerhin vermögend..."

„Er will eine Apotheke kaufen..."

„Ja, wenn er eine passende findet," lachte Frau Voelkel, „ich habe ihm schon manche ausgesucht, aber dazu reicht es doch nicht... Die Kinder sind mir ans Herz gewachsen," fuhr sie fort, „drei sind es, die Mutter hat nicht so viel Zeit, da helfe ich, so gut ich kann."

Noch ein wenig bergab, es ging auf schlechtem Steg über einen übelriechenden Graben, die Häuserwände standen enge, Frau Voelkel holte schwer Atem.

„Wie das bedrückt," flüsterte sie, „immer steht mir mein schönes Heim vor Augen..."

Marie sah ein kleines Haus. Stumm stand es zur Seite, von der Dämmerung halb zugedeckt und verdeckend, was es verhüllte.

„Wir gehen hinauf," sagte Lau, rasch atmend.

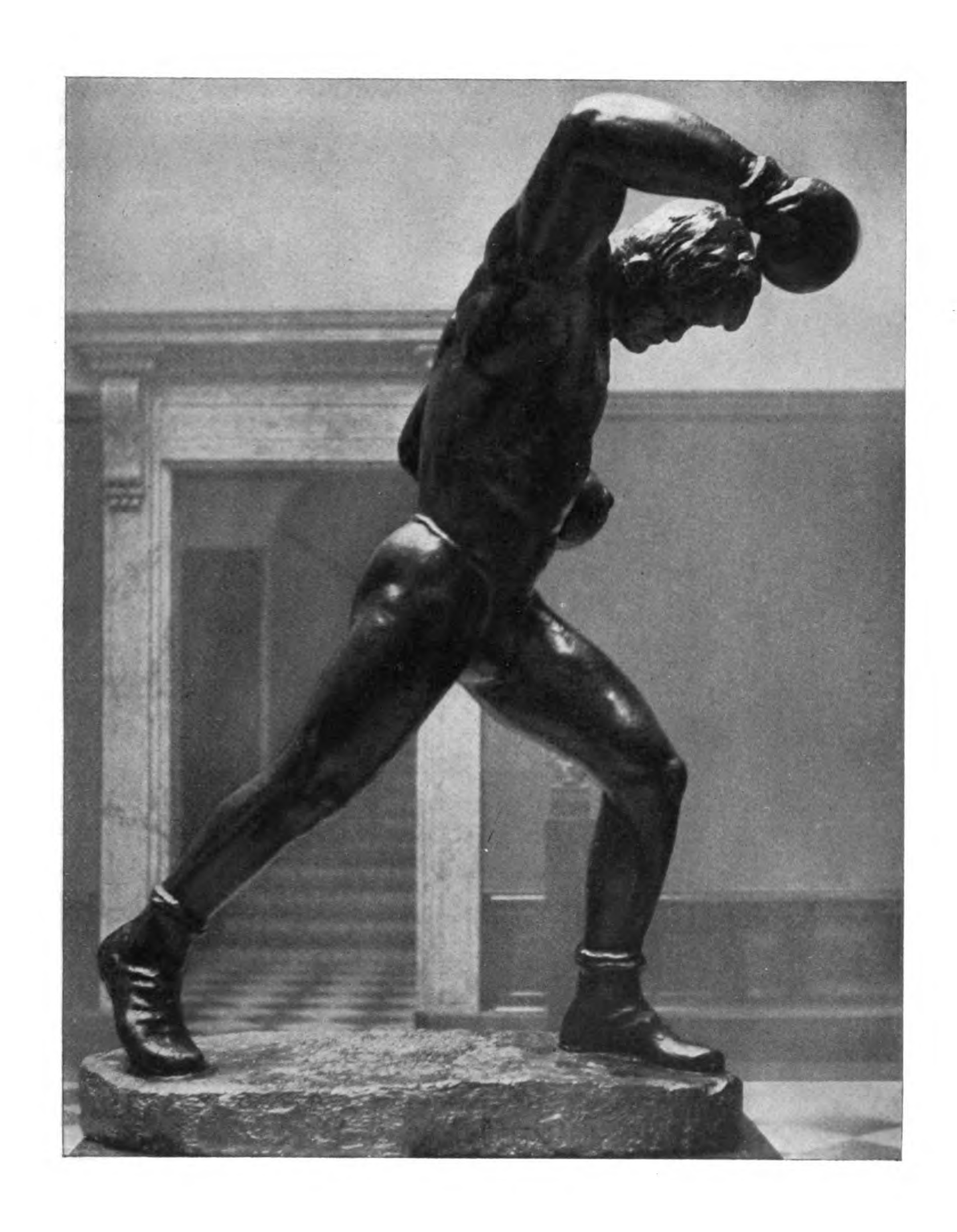
Sie stiegen, die Treppe knarrte nur wenig. „Leise, leise," flüsterte Lau.

Sie packte Mariens Hand. Eng war der Flur, und die Tür nur angelehnt.

Frau Voelkel öffnete mit kühnem Ruck.

In dem halbdämmrigen Raume erhob sich eine Gestalt noch in Warten und dann in jäh wütender Enttäuschung. Eine Flut von Worten und Beschimpfungen, drohende Haltung, Gekreisch und Gelächter.

Der Geruch von Wein und Tabak. Das Näherdringen des glühenden Weibskörpers — fast nackt —



Boxer. Bildwerk von Prof. Fritz Behn

Frau Voelkel schlug die Hände vor die Augen und floh.

„Wie schrecklich, schrecklich," raunte sie auf der Treppe.

Das Gelächter scholl ihnen nach. Flüche und Hohngelächter.

Gelächter. Gelächter.

Frau Voelkel wandte sich in neuer Richtung. Unter Kastanienbäumen ging es hin, einen warmen, gedeckten Weg, einsam.

Auf einmal wankten Gestalten heran, es war kein Gehen, etwas war anders, Marie starrte... Schatten auf Schatten —

„Die Blinden," raunte Frau Voelkel, „sie kommen aus ihrem Kursus —"

Sie zog Marie in einen kleinen Weg rechts.

„Wohin...?"

„Es gilt nur einen Ritter zu gewinnen," lachte sie, „für den Heimweg..."

„Nein, es ist nur Scherz," setzte sie dann hinzu, „ich werfe nur ein Steinchen, er hört schon, er sollte nämlich heute früh zum Tennis kommen, der Schlingel..!"

Marie blickte an dem Hause empor. Es war eine Villa in der ortsüblichen Art.

„Der Sohn des Hauses," raunte Frau Voelkel, „der hier nur für eine Weile auf Besuch ist, ein exotischer Schlingel..."

„Camillo," rief sie leise.

Marie entdeckte ein erleuchtetes Fenster.

„Junge, Junge," rief Frau Lau, immer noch mit kleinen Steinchen werfend.

Jetzt blitzte es fern, das zeigte ihr das Ziel genauer.

„Camillo, Camillo," ein Jodeln...

Jetzt klappte das Fenster.

„Camillo, heraus, zu Ritterpflichten," rief Lau.

Er antwortete und verschwand.

„Er kommt gleich," lachte die Frau, „er muß. Aber ich glaube, er fürchtet sich vor dem Wetter, das heraufkommen könnte... Jetzt muß er mit...!"

Camillo kam. Ein junger Mensch in weißem Tropenanzug. Frau Voelkel neckte ihn fortwährend, aber er antwortete wenig und setzte seine langen Beine sehr weit —

Es blitzte. Das Land war erleuchtet.

Fremdes Land, fremdes Land, sprach es in Marie —

Sie ging stumm neben dem Paare. Dann war sie an ihrem Jungfernhause. Ein kurzer Abschied, dann zogen die beiden im Wetterleuchten mit vielem Gelächter davon.

‚Der junge Herr hatte nicht viel Lust,' dachte Marie.

*

Als Marie wieder zu Frau Voelkel kam, saß Doktor Grassau mit am Tische. Und der junge Mensch im weißen Tropenanzug. — Marie war betroffen und wenig erfreut, sie hatte nicht viel für diesen Doktor übrig, der seine Wünsche schnarrte, und seine Gestalt überheblich an den Verkaufstisch lehnte.

Der Arzt hatte eine mittelalterliche Dame bei sich, die seine Schwester war und mit der er gemeinsamen Haushalt führte.

„Nanu," der Doktor fuhr lang auf und zeigte seine steile Blondheit deutlich, „das Fräulein aus der Apotheke..."

„Ja," lachte Frau Voelkel, „Sie kennen Fräulein Duchanin sicherlich schon längst..."

„So? So?" machte er und musterte Marie, als ob er sie wirklich zum erstenmal sähe.

„Was machen Sie denn eigentlich in der Apotheke?" fragte er.

„Aber Doktor, das sehen Sie doch oft genug," rief Frau Lau, in komischem Entsetzen zu dem Jüngling hinschauend, der seine passive Rolle weiterzuspielen schien. „Und Sie wissen doch auch, was sie will!"

„Ja, das hab' ich gehört," sagte er nun, „das wird sogar in der Stadt berichtet. Und seitdem bin ich schon immer nur mit einem Schauder in die Apotheke gekommen... Viel fehlte nicht," setzte er zu Frau Lau gewandt hinzu, „daß ich überhaupt nun in die andere, in den ‚Schwan' gegangen wäre. Der letzte Schritt über die Schwelle ... furchtbar."

„Man sah es Ihnen nicht an, Herr Doktor," sprach Marie.

„So?" fragte er lauernd. „So gut beobachteten Sie? Es war nicht gegenseitig, Fräulein."

„Ich beobachte alle Menschen, die in die Apotheke kommen."

„Das kann ganz... interessant sein," sagte er brüsk. „Zuweilen." Dann aber, in seine Art zurückfallend, spöttisch: „Sehr interessant, was eine junge Dame wie Sie beobachten mag."

„Es war immerhin in diesem Falle nicht ganz leicht, Herr Doktor."

„Sehen Sie!"

Er maß sie wieder, ganz Mann, Angehöriger dieser Bürgerstadt und vielbewunderter Arzt, steil, gesund, mit blonder Bürste über der Stirn... hatte nicht Frau Voelkel erzählt, der eleganteste Arzt der Stadt, aber ein unglaublich grober Mensch...?

„Wenn Sie so am Ladentische lehnten," sagte Marie, „dann überlegte ich nur immer, woran mag der Herr Doktor nur denken..."

„Wenn ich auf meine Analysen wartete," rief er schroff, „das will ich Ihnen sagen, Fräulein: Dabei hab' ich an gar nichts gedacht!"

„Ja, so sahen Sie auch aus, Herr Doktor," sagte Marie.

Er starrte. „Donnerwetter.“

Frau Voelkel legte sich ins Mittel, und kam auf ihre Pläne und Projekte, sie erzählte, Marie horchte betroffen, von der armen Sünderin im Winkel.

Sein Gesicht war undurchdringlich, er nahm sich jetzt mehr zusammen, aber Marie sah genug, mit jenem unbekannten Sinne, der ihr gehörte, es rollte sich auf: brüsk, verwöhnt, ein Mensch dieser begrenzten Welt ...

Der Tropenjüngling hörte gelangweilt zu, die weißen Augenwimpern gesenkt. ‚Er sieht nicht nach Übersee aus,‘ dachte Marie, ‚fremde Küste merkt man ihm nicht an. Und ich dachte doch ...‘

Aber warum brachte sie die beiden zusammen, die zueinander doch am wenigsten passen?

Allerdings bemühte sich Grassau Camillo gegenüber zu einem liebenswürdigen Tone, denn der Junge entstammte, wie Lau erzählt hatte, einer der reichsten Familien der Stadt.

Auf einmal wandte sich Grassau wieder an Marie.

„Haben Sie am Sonntag Zeit, zu uns zu kommen, Fräulein Duchanin? Zu meiner Schwester und mir ...?“

Sie sah ihn groß an. „Am Sonntag?“

„Ja,“ schrie er, „wir wollen Latein zusammen reden!“

„Ich habe Dienst, Herr Doktor.“

„Aber nicht so lange. Jetzt sind nicht so viel Leute krank, das weiß ich am besten. Sagen Sie nur Ihrem Chef, oder ich sag' es ihm selber!“

„Johanna, Johanna!“ rief er.

Das galt seiner Schwester.

„Johanna!“

Die Witwe Schönemann war in ein Gespräch mit Frau Voelkel versunken.

„Johanna, ich will wissen, ob es dir am Sonntag paßt?“

Frau Voelkel machte die Dame sanft aufmerksam.

„Am Sonntag kommt Fräulein Duchanin, verdammter Name übrigens, zu uns. Es wird gemacht. Formalitäten brauchen wir nicht.“ Er wandte sich an Marie. „Sie kommen!“

Frau Schöneman gab dem Bruder einen Wink, daß man die Voelkels doch auch einladen müßte.

„Aber selbstverständlich,“ knurrte er, „bin ja Hausfreund.“

*

Am Sonntag wurde es spät. Marie hatte Dienst mit dem Oberschlesier, der von einem Bierabend her schläfrig war, die anderen waren beurlaubt.

Das Geschäft ging matt, Marie konnte nebenbei lesen, sie tat es ja nur selten, aber zuletzt, als sie gehen wollte, klingelte es noch und es wurde ein Herr hereingeschafft, auf dem Sonntagsspaziergang war er vor der Türe umgefallen, bewußtlos.

Marie tat, was zu tun war, aber es gelang ihr nicht, ihn zu beleben, als der Arzt kam, wußte sie schon, das ist der Tod. Und der Mann schlief ein, dicht unter den blinkenden Glastafeln des Ladentisches.

Bis er fortgebracht und alles in Ordnung war, war viel Zeit vergangen, Marie besann sich endlich, denn es herbstete schon, sie dachte: ‚Dieser Herbsttag, der erste, war für den Unbekannten der letzte.‘

Noch ganz benommen, suchte sie die Wohnung Grassaus, die am anderen Ende der Stadt lag.

Eine Gestalt kam ihr unter den Kastanien entgegen, es war Grassau, er hatte hier im Dunkeln schon auf sie gewartet.

Oben saßen die Voelkels schon, es war ein rundes, modern ausgestattetes Herrenzimmer. Lau begrüßte Marie herzlich, der Apotheker sagte bedächtig: „Unser Freund hatte gar keine Ruhe mehr. Seit einer Stunde ist er hin und her gelaufen, vom Fenster zur Tür und umgekehrt. Hat auch darüber gegrübelt, ob seine Klingel funktionierte, obgleich sie bei ihm doch funktionieren müßte.“

Grassau knurrte etwas über die ewige Verspätung der Frauen.

„War wohl irgendein Attentäter ...“

Marie sah ihn groß an, sagte aber nichts. Sie dachte: ‚Es war ein Attentat von einer Seite, die ich fast schon kenne. Beinahe ist es, als ob einer nach mir schaute, den ich doch nur einmal gelb auf dunklem Grunde unter seinem kurzen Liede tanzen sah. Aber was soll das?‘ Noch war sie nicht imstande, ein Gespräch der Laune zu führen, wie man erwartete.

„Was ist Ihnen begegnet,“ fragte er argwöhnisch.

Sie sagte ausweichend: „Ein Arzt und keine Ruhe, Herr Doktor, das ist begreiflich.“

„O, er hat mehr Zeit, als Sie denken, Fräulein Marie,“ rief Frau Voelkel sehr belebt, „er hat viel Zeit, trotz seiner Gesuchtheit. Das weiß ich. Das weiß ich. Wenn Sie hier vorbeigehen, steht er vielfach hier oben und langweilt sich gewaltig.“ Mit etwas klirrender Stimme parodierte sie: „Er steht am Fenster, sieht die Wolken ziehen über die alte Stadtmauer hin: Wenn ich ein Vöglein wär' ...“

Marie blickte den Arzt überrascht an.

„Wohin?“

Der lächelte unwirsch.

Die Schwester, in Hausfrauenart, bot Tee an.

„Nehmen Sie doch von den schönen braunen Kuchen...“

Ihr Herz war mit den braunen Kuchen beschäftigt, und Frau Voelkel lobte sie sehr, war aber zugleich mit ihren Blicken beim Doktor.

Grassau war aufgesprungen und lief auf einmal wie ein gefangenes Tier hin und her.

Marie sah Stirn und Augen. Etwas störte sie. Etwas war, das fühlte sie, diese begrenzte Welt. Er war ein Kind dieser Welt, aber was hieß dies überhaupt? Sie sah um sich. Hinter Glas standen Bücher. Nicht nur fachwissenschaftliche, und wenn es nur fachwissenschaftliche waren, wenn es Forschen, mehr als das Landläufige war, dann war es viel für die Stagnation, die sie sonst überall zu spüren schien.

„Nehmen Sie doch von den schönen braunen Kuchen,“ bat Frau Schönemann.

Eben begann er: „Ja, der Stammtisch, Abend für Abend, den bekommt man satt...!“

„Abend für Abend ist allerdings ein bißchen viel,“ sagte Frau Voelkel spitzig.

„Banausen,“ stieß er hervor. „Wie steckt man hier im Kessel ...“

„Abends sind Sie doch meistens müde, Doktor,“ sprach Lau begütigend.

„Ich will aber mal was Gescheites hören,“ schrie er, aus den eckigen Augenhöhlen funkend. „Manchmal erstickt man ...!“

Er wandte sich jäh und starrte Marie an.

„Dafür haben Sie ja schließlich uns, Doktor,“ sprach Frau Voelkel eigentümlich, „meinen Mann und —“ Sie legte dabei Marie die Hand auf den Arm.

Er fuhr hoch.

„Gewiß. Und diese junge Dame hier, an der leider der fatale Apothekengeruch hängt ...“

„Glauben Sie ihm nicht, Fräulein Marie,“ rief Lau auf einmal heftig. „Es ist alles nur Komödie, was er sagt. Er riecht das sehr gern, und er ist ganz zufrieden. Es ist nur, daß er so redet ... Er kokettiert nur damit.“

Der Doktor wandte sich schroff und reichte Voelkel Zigarren.

„Was war denn eigentlich,“ fragte er wieder Marie, „was ist Ihnen begegnet?“

„Es war von der Art, die Sie kennen, Herr Doktor,“ sprach Marie.

„Dann will ich mich lieber nicht dafür interessieren,“ sagte er rasch, „dann haben Sie vielleicht den Kollegen Hahnewald beschäftigt, der neben der Apotheke wohnt. Aber Menschenskind, daß Sie den ganzen geschlagenen Tag und dazu den Sonntag in der Apotheke verbringen, was treibt Sie nur dazu?“

„Das, was die meisten treibt,“ warf Frau Voelkel eifrig ein, „die Sorge um das tägliche Brot ...“

Er sah Marie scharf an.

„Warum tun Sie das?“

Sie sah ihn wieder an. Ihr Blick ging zum erstenmal in den seinen und ging einen Weg in verhalten und ungewiß leuchtendes Grau. Was war dort?

Sie mußte die Augen abwenden, er lachte spöttisch.

„Das sind die modernen Fladusen,“ rief er, „das versteht kein Mann!“

Marie schwieg.

„Sie, so jung, als Frauenrechtlerin —“

„Ich war niemals Frauenrechtlerin,“ sprach Marie. „Ich sage nicht Mann, ich sage nicht Weib, ich sage zuerst Mensch —“

Er stutzte.

‚Bin ich denn zu Ende?‘ dachte Marie. ‚Bin ich überhaupt dort, wohin ich wollte? Von Anfang an war alles trübe. Und dann kam der Stoß. Ein böser gelber Stern steht über mir, er trieb mich —‘

Aber vor ihr war auf einmal etwas wie ein Halt. Eine Schlucht. Wie kam es aus ihr herauf? War es ein Schein? Jäh hervorbrechendes Licht ... oder ... was war da ...?

Auf dem Heimwege sagte Frau Voelkel teilnehmend, während sie Mariens Arm drückte: „Was versteht denn ein alter Junggeselle von solchen Sachen? Sie müssen sich nicht über ihn ärgern. Er behandelt Sie zu schlecht!“

Der Apotheker aber drückte Marie beim Abschied fest und lächelnd die Hand.

*

Marie fragte einmal nach den Kindern.

Lau sagte eifrig, mit gutem Aufblick: „Sie kommen sehr bald. Ich muß nur immer zügeln, damit sie nicht zu sehr in ihren Arbeiten aufgehen. Das Mädel, ich sagte es wohl schon, will durchaus Pflegerin werden —“

„Wie alt ist sie?“ fragte Marie.

„Siebzehn, noch sehr jung, nicht wahr? Aber von der Schule aus ging sie gleich dorthin. Ich konnte nichts machen!“

„Ich glaub' es wohl,“ sagte Marie und dachte an alle die herzlichen und teilnehmenden Werke der jungen Frau. Die Kinder Ringhaus hatte sie neulich hier gehabt, oft kam sie in die Apotheke deswegen, und Grassau lag sie stets mit Bitten und Fragen nach Hilfsbedürftigen in den Ohren.

„Und Ihr Sohn?“ fragte Marie.

Frau Lau, mit ihren Gedanken wo anders, fuhr heftig auf. „Ach, Bubi,“ rief sie. Sie legte die Hand auf Mariens Arm und neigte sich zu ihr. „Ich sag' immer noch wie damals, obwohl er Sekundaner ist. Er ist sehr tüchtig,“ raunte sie, als ob es ein Geheimnis sei, „er

kommt nach seinem Vater: tüchtig und gewissenhaft, brav, brav ... Ich denke, er wird Mediziner werden, ich sprach schon mit Grassau deswegen ... Bubi kommt auch bald, ich möchte, daß er sich von Grassau alles einmal auseinandersetzen lassen soll ... Nein, nein," brach sie ab, „meine Kinder machen mir Freude. Ich hab' nicht viel Arbeit mit ihnen und keine Sorge, darum bin ich ja so frei ..."

Von neuem beugte sie sich zu Marie.

„Wollen wir es wieder versuchen?"

„Bei —"

„Jawohl, es läßt mir keine Ruhe. Kommen Sie, es ist heute noch früher, ich muß ..."

Ja, es war noch viel heller, man sah, daß der Hafer noch stand, Ammern pfiffen, das kleine Abzugsliedchen der Schwalben war auch noch da, und es war noch Reiz in der Luft, letzter Gewitterspuk, heimliches Spiel.

Das Haus zeigte seine Baufälligkeit jetzt noch deutlicher, aber in der Linie des einst gut Gedachten war etwas, das in die Landschaft und in diesen Winkel gehörte.

Frau Voelkel eilte voran.

„Diesmal fliehe ich nicht. Diesmal muß sie mich anhören. Diesmal tue ich meine Pflicht ..." Wieder neigte sie sich ernsthaft zu Marie: „Es ist meine Pflicht!"

Sie standen oben vor der Tür, die sich nicht öffnete. Kein Laut, kein Knistern, kein Atmen, keine Antwort —

Da stand die erregte junge Frau und vor ihr verborgen hielt sich etwas zäh, sicher und höhnisch, in sich selber versenkt. Und durch das staubige Gangfenster kam von dem roten Mohn oder von dem versinkenden Haferfelde wieder dieser leise, schwüle Zug —

Frau Voelkel zitterte und bebte. Sie sah Marie aus schwarz zuckendem Blicke an. Warum stürmte sie so?

„Ich muß sie retten, retten —"

Marie schwieg.

Bisher hatte sie nichts Phantastisches an ihr bemerkt. Grade das Freie und Jugendliche an ihr hatte sie immer wieder bezaubert, das war Menschenliebe, die sich nicht wohlfühlen konnte in eigenen guten Räumen, die diese hölzerne Tür nicht aus dem Sinn bekam, samt allem, was sich dahinter verbarg.

Sie mußten das Haus verlassen. Frau Voelkel schlich auf den Fußspitzen.

Auf einmal faßte sie Mariens Hand und riß sie zur Seite. Sie drückten sich an den Ziegenstall und sahen von dort aus im Schatten nach dem, der jetzt leise, aber unbekümmert ins Haus trat und pfeifend die Treppe hinansprang im weißen Tropenanzug —

Camillo.

Marie sah Frau Voelkel an.

Die ging schweigend, gebeugten Kopfes, wie mit Blei beladen, in die Dunkelheit hinein.

*

Marie war mit den Grassaus zu einem Vortrag gegangen. Das heißt, der Doktor hatte sie vor der Tür der Apotheke „abgefangen", wie er sich ausdrückte, wenn dies auch in anderer Form geschah, als es der Herr mit den Kunstbildern und andere versucht hatten. Marie dachte daran, wie sie einst im Norden in jenen Kreis und zu der schönen alten Frau gekommen war.

Diesmal war es eine Wirtschaft mitten in der Stadt, in der die Bauern abstiegen, voll Biergeruch und Tellergeklapper. Hinten im Saale versammelte sich alles, was sich zum Geiste zugehörig hielt.

‚Die Honoratioren,' dachte Marie, ‚der Bürgermeister, der Landrat, die Oberlehrer, natürlich.'

Die Damen unterschieden sich sehr von den nordischen. Sehr viel Seide, bunte Seide, Schmuck und überhebliche Haltung. Geschwätz, als ob es ein Kränzchen sei. Es gab aber einen Vortrag über ein örtliches Thema.

Die Voelkels waren nicht dabei, sie waren zu den Eltern der jungen Frau gefahren.

„Sie müssen hierbleiben," sagte Grassau nach dem Vortrage, einer Honoratiorendame eine seiner schroffen Verbeugungen machend. „Hören Sie, es ist noch nicht aus."

„Wird noch Billard gespielt oder werden Kegel geschoben?" fragte sie.

„Beides," entgegnete er im Ernste, „und warum wollen Sie nicht mal mittun? Im übrigen können Sie ja hier feststellen," wieder war das glühend drohende, blaue Funken in seinem Auge, „was an geistigen Werten hier produziert wird."

Wieder verbeugte er sich steil vor einigen sehr liebenswürdig lächelnden Honoratiorenfrauen.

Marie dachte: ‚Er hält sich doch für den einzigen geistigen Menschen hier.'

Zugleich beugte er sich zu ihr und flüsterte: „Na, schauen Sie sich die Banausen nur an!"

Frau Schönemann nahte.

„Wollen wir nicht lieber gehen, Martin? Du hast es doch sonst so eilig."

„Meist bin ich überhaupt hierbei abwesend," entgegnete er gereizt, „aber da ich nun mal hier bin, so will ich auch noch bleiben!"

Marie merkte, daß sie, bei den Grassaus stehend, sehr viel Aufmerksamkeit erregte. Etwas wie leise Stauung schien das Bild zu bewirken, das sie hier im Strome der Leute boten.

‚Aber was ist dabei,' dachte Marie lächelnd.

‚Gibt es etwas, das besser passen könnte, als Doktor und Apothekerin?'

Herren baten vorgestellt zu werden. Ein Alter sagte: „Pflegetochter, was?"

Und Grassau schrie: „Enkelin, wußten Sie das noch nicht? Und meiner Schwester Großnichte."

Sie wurden einem Kabinett zugeschoben, in dem sich ein Teil der Gesellschaft noch versammelte. Wieder Vorstellungen. Marie fand sich dann an einem langen Tische, neben sich den Doktor.

Wieder schienen leise Anspielungen, geheimes Lächeln zu fliegen.

Der Doktor machte ein betont gleichgültiges Gesicht. Marie sah einen Herrn gegenüber an.

‚Was ist das?' dachte sie.

Grassau vermittelte unwirsch noch einige Bekanntschaften. Marie aber gewahrte immer nur den Herrn gegenüber, der ihr schon vorgestellt sein mußte und ihr schweigend ins Gesicht sah.

Sie dachte nur verhalten und ungewiß, hörte unterirdische Wasser brausen, riß sich empor: was ist? Und sah drüben den Herrn in guter Haltung sitzen und mit Artigkeit zu seiner Nachbarin sprechen, sie redeten von einer auswärtigen Theateraufführung und eben sagte er leise und weich: „Belinde, ein Liebesstück."

Die Dame war eine ältere Harfenistin, die nur noch Stunden gab. Marie kannte sie von der Apotheke her.

Marie dachte: ‚Wer ist das?'

Der Herr, umringt von vielen anderen, wandte sich über den Tisch hinweg zum Doktor, der noch immer auf seine Art seinen kleinen Kampf gegen die anderen ausfocht. Er redete auch Marie an und versuchte ein Gespräch, aber sie wich aus, sie begriff sich nicht, in ihr war Schauen, Scheuen. Verhohlen mußte sie immer wieder in das dunkle, langgezogene Gesicht sehen, das wenig freien Schein hatte, aber rassig, prägnant und nicht ohne eine Spur Tragik war, seltsam vermischt mit gesellschaftlicher Maske.

Jetzt hörte sie den Namen: Rasdorf.

Sie beobachtete die anderen, Herren und Damen, meist Oberlehrer, eine lange, dünne Gattin richtete immer wieder hochmütig erstaunte Blicke auf sie, ein breiter rotschöpfiger Ökonomierat lächelte sie an, Öhlert hieß er, seine Frau war ganz zart, sehr gepudert und lispelte. Ja, sehr viel Seide, sehr viel Buntheit und Brillanten, alle Honoratioren, und dies war Rasdorf.

Er schien wie aus anderer Welt, war für sie wie aus einem Bilde herausgetreten, das sie längst kannte. Aus Dunkelheiten löste es sich jäh und überraschend, Erloschenes erhob sich zu glühendem Scheine, Leben, Leben wurde wach ... das einst geliebte Antlitz des Artilleristen tauchte herauf und jener andere, den sie nur einen einzigen Tag, ein paar glühende Stunden lang und niemals wieder gesehen hatte ... Tadeusz. Nachtigallen sangen in Posen, ungelebter Mai stieg auf, dies war Heimat, hier mitten aus dieser Welt sah sie etwas an, das Schicksal war.

Er hatte jene einzige Linie und Haltung, jenen umschatteten, wie in Höhlen ruhenden, verdeckten Blick, er hatte Rasse, und in ihrer Seele, in ihrem Blute, schwer, schwer, lag das, was sie damit verband. Und ... hier war es wieder heraufgetaucht, nach Jahren sah es sie an, war ihr nahe, streifte sie, berührte sie, schickte rätselhaften Strom.

Das war Abenteuer. Das war Verhängnis.

Das war Gefahr. Jener Artillerist war aber nicht Gefahr gewesen, sondern Ehrenhaftigkeit.

Sie saß verwirrt, verhalten, er sprach kaum mit ihr, berührte nicht im geringsten ihre Welt, obgleich er sie zu kennen schien, unbekannt war er wie er war und schickte doch immer jenen halben, verschleierten Blick unter den Lidern zu ihr.

Der ganze Kreis, miteinander lange vertraut, verflochten, schien von unbekannten Verwicklungen und Beziehungen erfüllt, Marie sah ein-, zweimal den eigentümlich gleitenden Blick des behäbigen Ökonomierates, wie Blitz streifte sie ein Ahnen und erlosch — Die Harfenistin wandte sich an Marie, auch die blasse, gepuderte Frau Ökonomierat, alle wußten, daß sie aus der Apotheke war, auch Rasdorf schien es zu wissen, o, ja, sie wußten viel.

Als Marie hernach mit Grassau heimging, war in ihr wieder die Erinnerung an den Tag im Norden, da die schlanke, alte Frau an der Tür ihr die Hand entgegengestreckt hatte, um sie in ihr Haus zu ziehen.

Hier klang nur ein Wort in ihr, verboten schmeichlerisch gesagt: „Belinde, ein Liebesstück —"

*

Mariens Gedanken sprachen nur noch von dem Fremden. Sie fühlte erstaunt: wie ist das? Das wußte ich nicht mehr. Es hob sich herauf in anderer, kaum jemals erfahrener Belebung, ein geheimes Sein war ungeheuer aus ihrer Seele gestiegen, von dem sie nichts mehr gewußt hatte. Die Freundin: ein Märchen. Grassau mit allen Schrullen: ein Fremder. Und der allein geliebte Soldat: dahin—?

Doch: ein Fremder.

Auch der November, der ihr immer sehr

auf der Seele gelegen hatte, und der damals in Posen, als die Intrau starb, mit ungeheurer Erbarmungslosigkeit über sie hereingebrochen war, den sie im Norden, als Constantine mit ihr beim Kapitän wohnte, in seiner furchtbarsten Gewalt gespürt hatte, den — spürte sie jetzt nicht. Es war eine andere, eine erleuchtete, eine hohe und blühende Zeit, und zum erstenmal begriff sie, daß der Mensch als einziges Naturwesen unabhängig von der Natur sein kann. Alles Gesetz war für sie aufgehoben, da ihr Gesetz erfüllt war, sie stand in einem ungeheuren Lichte der Erwartung und des Daseins an sich, obgleich sie nicht wußte, was sie erwartete und ob sie überhaupt noch etwas erwarten konnte.

Aber das erkannte sie auch, dies Einfachste: daß Liebe an sich, selbst die antwortlose, Gabe, Bereicherung, Gnade ist. Sie war viel reicher geworden über Nacht.

Frau Voelkel ahnte davon nichts, und Marie hütete sich auch, Rasdorfs Namen zu nennen. In ihr war geheime Scheu, vielleicht etwas zu erfahren, was Bild und Glück verdarb. Sie hob überhaupt nicht die Hand, um ihn sich näher zu rücken, suchte ihn nicht, es war ihr genug, daß er war und daß sie für ihn fühlte. ‚Nicht stören, nicht stören,' dachte sie, und noch etwas anderes war: jene Angst, sich nicht enttäuschen lassen.

Lau redete nun oft von Grassau. Heftig und spöttisch. Sie telephonierte ihn alle Augenblicke an, um irgend etwas zu fragen und hatte Begegnungen von Unendlichkeit, über die sie berichtete. Sie sprach auch von Ringhaus, und diese Begegnungen waren leichter möglich, da sie ja nur in die Apotheke zu treten brauchte, was sie auch oft tat. Sie flüsterte mit Marie und wandte sich dann gleich an den mit dem runden, halb kahlen und halb blonden Kopf mit der ewig ironischen Miene. Dann ging sie über den Getreidemarkt in eine enge Gasse, und dort hinaus lag die Wohnung Grassaus. ‚Aber daß sie ihn immer trifft, begreife ich doch nicht,' dachte Marie. Aber traf sie nicht einst auch den Soldaten?

Eines Nachmittags fand sie Lau über Briefen.

Sie lagen weit über den Tisch gebreitet, über die graugrüne, brokatene Decke hin, wild zerstreut, aber Marie kam eine Erinnerung an Constantine: sah das nicht aus wie ein wirr verstreuter Feuerhaufe?

„Autodafé?" fragte sie leicht und wunderte sich, wie Lau bei ihrer frühen und raschen Heirat zu so viel Briefen gekommen war. „Deine Kinder —" besann sie sich rasch und unsicher.

Lau lachte kurz.

„Nein. Liebesbriefe!" rief sie, den Kopf geneigt und mit den Händen wühlend, „was sage ich dir, hast du schon eine solche Zahl beisammen gesehen? Nein, du nicht und ich auch nicht, sicherlich nicht ..."

Sie hob das Gesicht, leicht im Ekel verzerrt.

„Was da drinnen steht," sagte sie, „es ist unglaublich. Sie muß eine Art ... Sammlerin gewesen sein —"

„Wer?" fragte Marie in Ahnungen.

„Die Katharina," sprach Lau, „das sind sie alle, die sie sich schreiben ließ, von ... wenn du wüßest, von wem ..." fuhr sie auf.

‚Von Camillo,' dachte Marie.

„Ja, aber wie kommst du dazu? Wie brachtest du dies in deinen Besitz?"

Lau hob klagend die Stimme.

„Ich mußte es ja," rief sie. „Es war meine Pflicht. Ich muß doch Bericht machen als Vormund. So bekommt man doch am besten Einblick, und überhaupt ... Ich sage dir, es ist schrecklich. Es ist ganz schrecklich, wie dieses Geschöpf den Männern nachjagte. Wer in ihre Netze geriet ..."

„Netze?" sagte Marie. „Mir erschien sie eher triebhaft als überlegt, sie ist einfach der unbändige weibliche Mensch aller Zeiten ..."

„Wie schön du das sagst! Du Kind! Ja, du bleibst von dem allen unberührt. Du kannst glücklich sein, daß du nichts anderes hast als deine Apotheke und deine Arbeit — Meine Tochter denkt ja auch nicht anders —"

Sie streichelte Marie zärtlich.

„Viel Arbeit heute? Kamst du leicht los? Oder mußt du noch einmal hinein ... So, der freie Nachmittag ... Ja, ich weiß, das Geschäft geht stark in diesem trostlosen Novemberwetter ... Ich wünsche immer wieder und zergrübele mir den Kopf darüber, wie ich dir noch dabei helfen könnte ..."

„Ja, aber sag' mir," unterbrach Marie, „wie kommst du zu diesen Briefen? Es ist doch nicht gut denkbar —"

„Daß sie sie freiwillig gab," fiel Lau ein, „nein, wahrhaftig nicht. Das wäre nicht möglich gewesen. Nein, meine Expedition war diesmal gefahrloser ..."

Sie suchte mit bebender Hand in den Briefen.

„Katharina ist nicht mehr da —"

„Wie?"

„Wir haben sie fortgebracht."

Sie griff wieder nach Mariens Hand.

„Es waren böse Stunden. Ich habe gekämpft. Aber es ging nicht anders. So konnte es nicht bleiben. Sie war direkt eine Gefahr ... Da muß man Rücksicht auf die anderen nehmen, auf die Menschheit im ganzen —"

„Gefährlich kam mir Katharina nicht vor," sagte Marie langsam.

„Kind, Kind, du weißt ja nicht alles ... diese tobsüchtigen Ausbrüche ... Ich stellte den Antrag, und die Herren waren ganz meiner Meinung ..."

„Ja, aber wohin habt ihr sie denn gebracht?" fragte Marie.

„In die Irrenanstalt," sagte Frau Voelkel kalt.

„In die Irren — — — Ja, aber war sie denn ..."

„Sie ist es," fiel Lau ein, „sie ist gemeingefährlich. Gestern ist sie fortgeholt worden." Sie nannte den Ort, der im Gebirge lag.

Marie hörte den Schlag des Novemberregenfalles. Bisher war er ihr geheim glücklicher Rhythmus gewesen, jetzt spürte sie wieder das andere, das sie kannte, den furchtbar erbarmungslosen Takt der Welt —

„Es ist doch nicht auf immer?" fuhr sie auf. „Nur zur Beobachtung, wie? Für den Augenblick? Sonst wäre es ja furchtbar ..."

„Der Arzt war ganz meiner Meinung," sagte Frau Voelkel, „sie hat uns genug zu schaffen gemacht, ich habe ihm alle meine Erfahrungen mit ihr geschildert. — Aber nun lassen wir das, hier ist der Kuchenkorb, wir wollen uns von der Sache erholen."

Zum Abend war Marie zu Grassau geladen.

In der Aufregung über die Nachricht hatte sie Lau gegenüber nichts davon erwähnt, und als sie kam, waren die Voelkels nicht da.

Die Schwester in ihrer kleinstädtischen Damenhaftigkeit kam vom Teetisch her: „Es ist alles bereit. Ich habe," sie warf einen Blick auf ihren Bruder, „mir alle Mühe für einen so lieben und klugen Besuch gegeben."

„Aber die Voelkels?"

Der Doktor rückte den Stuhl. „So. Hierher. Nun können wir mal gemütlich sitzen und wirklich reden. Die Voelkel schwatzt uns ja immer dazwischen," setzte er hinzu.

Frau Schönemann schüttelte den Kopf. „Frau Voelkel ist so gut. Es gibt kaum noch solche Frau, so voller Menschenliebe und Opferfreude —"

„Ich bin jetzt nicht für Opferfreude," sagte Grassau, „auch nicht für Menschenliebe, ich bin jetzt für Geist —"

„So," sagte Marie.

„Jetzt," sprach er. „Es ist etwas spät, es ist möglich, daß er bei mir nicht mehr so funktioniert, daran sind die Banausen schuld, mit denen man sich abquälen muß ... Also, erzählen Sie, Sie sind mir den gerühmten Geist noch sehr schuldig."

„War ich jemals so kühn, Ihnen Geist zu versprechen, Herr Doktor?"

„Sie versprachen ihn," rief er wütend, „also los damit ... Wo sind Sie her? Wie war das alles?"

„Es ist doch nichts Ungewöhnliches mehr, Apothekerin zu werden," sagte Marie ausweichend.

„Das geht mich gar nichts an." Er setzte heftig hinzu: „Ich hab' Sie doch oft genug dabei im stillen beobachtet — und hab' gedacht —"

Marie fragte sich lächelnd: ‚Ob er sich erinnert? Und vom Soldaten erzähle ich ihm niemals —'

— „Und hab' gedacht ... von Anfang an gedacht: sie paßt doch absolut nicht dazu!" Er sah sie wieder mit dem blaudrohenden Glühen im Auge an. „Das ist nicht Ihre Sache, Fräulein Marie. Und wohin gehören Sie denn?"

„Nehmen Sie von meinen braunen Kuchen," bat Frau Schönemann, „extra für Sie gebacken, liebes Fräulein."

„Jetzt handelt es sich um andere Dinge," fuhr er auf, „Fräulein Duchanin soll endlich mal beichten, das will ich!"

„Theologe sind Sie nicht, und zu den Beichten, die Sie empfangen, gehört die meine nicht," sagte Marie.

Etwas in ihr warnte sie, obgleich seine Art bequem und ihre Einsamkeit groß war. Denn Lau, das fühlte sie, war trotz aller schönen Worte nur von sich erfüllt.

„Ich wollte etwas, das Sie nicht verstehen," setzte sie nun doch hinzu und erschrak: ‚Ich wollte? Will ich es denn nicht noch immer? Bin ich nicht fern von diesem hier, fern von allen, eben darum?'

„Was ich nicht verstehe," sagte der Doktor. „Jawohl, darüber haben wir uns ja schon ausgesprochen. Und Sie sagten —"

„Nein, nein," rief sie, „ich gehe nicht den altbekannten Weg, ich werde nur geschoben, ich bin verblendet, immer das zu finden, was nicht zu mir paßt ..."

Sie hob den Kopf.

„Ist es nicht vielleicht immer so? Bei vielen? Ist nicht Geist immer schwer versteckt, mühsam zu entdecken und zu gewinnen, gehören nicht tausend Treppen dazu, die man nicht ersteigt ...? Und auf der anderen Seite ... liegt er nicht für die offen da, die nichts mit ihm anfangen können? Verbirgt er sich nicht wie ein böser Gott vor denen, die ihn verbittert suchen und ... läßt er sich nicht mit Füßen treten von denen, die ihn nicht brauchen? Ja," fuhr sie auf, „gibt es etwas, das seltener, einsamer, mehr verfolgt, mehr verhöhnt auf der Erde wäre, als der Geist?"

Der Doktor sagte bedächtig: „Das bissel Studium, Fräulein Marie, lohnt wirklich nicht die Aufregung. Was jeder Durch-

schnittsjunge erreichen kann, wenn er nur ein paar Groschen Geld hat, das ist nichts Besonderes."

„Nein," sagte sie, „das ist nicht der Geist, den ich suche ... wie ich ihn ... fühle. Geist, das ist für mich," sie erschrak, „Seele ... Atlantis," rief sie mit einem Male.

Der Doktor lachte. Er holte Wein und goß ein.

„Wir wollen darauf trinken, auf alle schönen Träume, Fräulein Marie ..."

Da fiel ihr Blick auf Bücher in seinem Schranke und Tafeln, die auf seinem Schreibtisch lagen.

„Gehört das auch in Ihr Gebiet, Herr Doktor?" fragte sie.

„Was denn?" fragte er gemütlich.

Sie deutete darauf.

„Ach," sagte er gleichgültig, „aber gehört denn das in Ihr Fach —?"

„Es interessiert mich."

„Warum?" fragte er. „Diese alten Herren sind Jahrmillionen tot und durch kein Medikament wieder lebendig zu machen. Was sehen Sie an ihnen?"

„Das weiß ich nicht," sprach Marie.

Ohne es zu wollen, war sie auf einmal im Sturm. Jäh war in ihr aufgelodert, was stärker war als alles ... Gegenwärtige. Plötzlich war alles aus Posen wieder da, sie saß im Saale und drüben auf dem Wandbild war unerdenkliche Form, aus Trümmern zusammengesetzt, war ein Toter, der lange, lange vor ihr unter anderem Himmel gelebt hatte und dessen legendäres Sein sie mit derselben rätselhaften Gewalt wieder packte. ‚Was ist das? Was ist das?' dachte sie. Und wieder fühlte sie Zug und Antrieb, unfaßbare Verbindung mit jenem Schatten in der Erde. ‚Was bedeutet das?' dachte sie. ‚War ich einmal ... er? Gibt es Wanderung der Seele? Ist das vorstellbar? War er einer meiner Vorfahren, war er ein Mensch aus ... Atlantis? Oder — oder der Soldat —?

‚Oder ist es Verbindung, die ich überhaupt noch nicht erkennen kann, die noch ganz im Unbewußten liegt?' Rätselhaft fühlte sie ihre Verknüpfung mit jenem Sagenhaften in der Erde.

‚Ist das Wunder? Etwas steht wieder für einen Augenblick da und sieht mich an und erlischt wieder ...'

Doktor Grassau hatte die Tafeln herangezogen.

„Ja, das ist so ein bißchen Passion von mir," sagte er, „meine Jugend fiel ja noch in die Zeit, wenigstens erinnere ich mich noch von meinem Vater her daran, wo Virchows Meinung noch regierte, der den ersten aufgefundenen Resten jede Urzeitlichkeit absprach, damals wollte man überhaupt nicht an den Urmenschen glauben."

„Und zu meiner Zeit —"

„Ach, du lieber Himmel, Fräulein Marie!"

„Zu meiner Zeit glaubte man schon an den Affenmenschen."

„Und Sie selbst?"

„Ich?" Sie sah auf einmal klar: „Ich glaubte immer an ... Atlantis ... " Sie wollte noch etwas sagen. Aber schwieg.

Er zog die Schultern ein.

„Dieser Bursche da," er wies auf das Bild, „stammt jedenfalls aus der Eiszeit —"

Wie seltsam traf sie das Wort, das sie damals vernommen hatte, fast wie ein ... Signal.

Grassau sprach jetzt über jene angenommene Vertreibung der Menschheit aus dem Tropenparadies, die erst den Menschen ... machte. Erzählte wie sich in jenen ungeheuren Zeitperioden unter dem Zwange des Dunkels, der Kälte und der Unsicherheit der Anfang der Kultur entwickelt habe ...

Er erzählte, was Marie schon längst wußte. Aber er wollte sie einmal mitnehmen, wenn Ausgrabungen veranstaltet werden sollten.

„Ja, aber was ist das?" brach er auf einmal ab und wies auf seine Schwester, die hinter der Teemaschine sanft entschlummert war.

Frau Schönemann schreckte mit einem Ruck empor, die Augen betroffen öffnend.

„So viel ... Geist," stammelte sie hilflos.

★

Als Marie zum nächsten Vortrag in das Hotel kam, stand Rasdorf in der Türe.

Er verabschiedete sich von der Dame, mit der er sprach und kam ihr nach, schon ganz unbefangen, als ob sie nächste Bekannte seien und selbstverständlich in ihre Situation geschickt. Geleitete sie zu den anderen Herrschaften, da war wieder die alte Harfenistin, die Ökonomierätin, etwas prinzessinnenhaft, sollte Schauspielerin gewesen sein. Da war auch ihr Gatte, der breitlächelnde Herr mit dem hohen Kragen, in dessen behaglichem Lebemannsblick für Marie noch etwas Unenträtselbares lag. Aber war sie je in dieser Welt gewesen?

Sie sah sich um, wie in dem ersten Akt eines neuen Bühnenstückes und nahm auch Rasdorfs auftauchendes und wieder verschwindendes Bild noch ganz wie in diese neue Handlung gehörend.

Die Vorträge waren wieder ganz außer ihrem Interesse. Und nachher ward sie in das Klubzimmer gebeten, wo aber Grassaus noch immer nicht auftauchten, obgleich es abgeredet war.



Tennisplatz. Gemälde von Theo Champion-Düsseldorf
(Aus der Galerie Flechtheim, Düsseldorf)

Rasdorf saß neben ihr, die Harfenistin, die etwas vorgetragen hatte, hatte den Platz auf der anderen Seite Mariens, deren Blicke trotz aller Hemmungen scharf beobachteten und deren unbekanntester Sinn, den sie schon öfter gespürt hatte, sich mühte, die geistigen Bilder dieser Menschen zu erfassen.

Die Sängerin sagte wie zufällig: „Wo Doktor Grassau heute nur sein mag?"

„Das ist nicht schwer, man hat ihn abgerufen," erwiderte Rasdorf.

Dann beugte er sich zu Marie: „Verzeihung, gnädiges Fräulein, wie war doch Ihr Name? Etwas fremd, nicht wahr? Duchanin . . . französisch? Polnisch? —"

Sie fühlte, daß ihm mehr bekannt war, als sie ahnte und sagte leichthin: „Wir wissen nur von Polen . . ."

Da sagte er in halbem Tone, wie für sich: „Marie Duchatel —"

Etwas klang in Marie auf, drohend und unbestimmt, da wandte sich die Ökonomierätin mit einer Frage zu ihr, und sie mußte entgegnen. Wieder ging es hier um ihr von allen bestauntes Gebiet, die Apotheke, und in sich fühlte Marie wieder, wie fern sie ihr im Grunde war.

Rasdorf begann nun allerlei Fragen zu stellen, aber verbindlicher und gewandter als der Doktor. Den Osten kannte er aus der Politik, aber was er sonst sagte, berührte sie nicht sehr, aber dennoch berührte sie sein Wesen, seine Art, und ein verdecktes Licht stand in seinem Auge, das sie traf.

Es war nichts als gewandte und oberflächliche Unterhaltung; und doch wußte sie, was ihr in dieser Stunde klar wurde: Die Welt schied sich für sie in Tag und Nacht. Frevelnd hatte sie von ihrer Seele gesprochen, jetzt fühlte sie ihr Blut. ‚Ich kenne nicht Mann und Weib' hatte sie gesagt, jetzt kannte sie Mann und — Weib —

*

Am anderen Morgen trat eine Dame in die Apotheke, voll, jung, kraushaarig, mit selbstbewußtem Auge, dunkler Haut, von dem Typ, den man täglich auf der Gasse sah.

„Wer war das?" fragte Marie nachher Majorie, die an der Kasse war.

„Frau Landrat Rasdorf," sagte die.

Es war Wochenmarkt, Wagen und Zugtiere rasselten draußen, es war ein lebendiges Kino bescheidener Kleinstadtart vor den Fenstern. Und die Offizin voll von Landleuten. Jetzt kam auch Grassau, ungeniert rief er seine Bestellung über die Köpfe weg, jetzt traf sein Blick fragend Marie. Er wurde von Voelkel angesprochen und ging dann ohne ein Wort zu Marie. Die arbeitete hinter dem Glastisch, Handverkauf und Rezeptur. Jeder hatte zu tun. Sie sah dabei aber immer nach dem farbigen Wagenzug draußen.

‚Pferde könnte ich lieben,' dachte sie, ‚wenn sie frei wären. Ein paar Pferde ohne Zaumzeug frei springen sehen, hat noch immer etwas Mythisches.

Und dann die . . . Augen. Ich kenne die anderer Tiere nicht. Ich weiß nicht, ob sie auch das sonderbar Verhängte im Blicke haben, fast wie Wissen, fast wie Fluch, oft wie Resignation. Und immer . . . Wissen. Könnte es nicht sein, daß alle leeren Seelen, alle, die das Dasein nicht . . . nutzten, später tiefer sinken und zu diesen, wie im Halbtraum lebenden Tiere werden, und daß sie . . . es . . . dann . . . wissen? Alle die, die nichts mit sich anfangen, die Leeren im Geiste, sie sinken erbarmungslos und wissen es nachher . . . Ich möchte Grassau davon sagen,' dachte sie, dann auf einmal fuhr sie auf.

‚O, Atlantis,' dachte sie.

‚Wie kam ich nur hierher?'

Sie dachte wieder an Alexander. Sie waren auseinander gekommen. Anfangs hatte er geschrieben, es war noch immer die alte Geschichte, er war Maurer, er baute, ohne zu bauen, hatte keinen Überblick und kein Werk, er war nur Handlanger.

‚Und ich auch,' dachte sie in dem engen Raume. ‚Niemals komme ich so weit, wie ich so glühend ersehnte. Warum wünschte ich es einmal nur? Wie kam ich dazu? Warum ist das in mir, dieses Rasende, Glühende, warum jagt es wild, wie mit hundert Pferden, warum ist dieses Verlangen, das ich nicht begreifen und dem ich nicht folgen kann?'

Und jetzt wurde es November, jetzt begriff sie Enge des Seins, schmal ist Schicksal, klein der Pfad, alles andere ist nur Beitat, Überschwang und Schaum —. Und der geliebte, einst geliebte Soldat?

Sie ging zu Mittag, sie ging wieder in die Apotheke, sie arbeitete mit Voelkel an einer Analyse, sie hörte Lau sprechen, nichts berührte sie, nichts war ihr mehr als der kleine Augenblick ihrer Arbeit.

Nachher zum Abend schrieb sie an den Bruder, fliegende Worte, sie dachte, daß die vielleicht die Mutter lesen würde, da Alexander in Posen wohnte. Es war ihm bis jetzt nicht einmal gelungen, vom Hause wegzukommen.

Marie horchte. Es hatte gepocht. Jene Harfenistin, alt und gefärbt, sich liebenswürdig umschauend.

„Wie nett . . ." sie warf einen kurzen Blick nach den Schmetterlingen und stutzte, „o, wie nett haben Sie es hier . . . Aber so allein, nein, das kann ich nicht zugeben, ich sagte

schon unserer guten Frau Kramershausen" — das war die Ökonomierätin — „Wir müssen das kleine Fräulein holen, sie hat heut zu viel gearbeitet. Jawohl, ich sah es ... Also kommen Sie, hier ist eine Karte, ich habe immer Karten zu Konzerten und Aufführungen, und nun machen Sie sich schnell zurecht und kommen Sie ..."

‚Warum ... warum?' dachte Marie Duchanin.

Sie ging mit der Alten durch die ungewissen Nebelfeuer des Abends. Diesmal war es ein anderer Saal, und es waren auch andere Menschen, die Rätin war allerdings da, „Bettina," wie Marie sie einmal genannt hatte. Die Harfenistin erzählte eben flüsternd, sie habe an jenem Abend nachher noch im Lexikon nachgeschlagen, um zu erfahren, wer dies gewesen sei.

Da war Grassau.

„Wie kommen Sie denn hierher?" fragte er, sich neben sie setzend.

„Und Sie, Herr Doktor?"

„Nach dem ganzen Kladderadatsch mit den Banausen muß man wohl eine Auffrischung haben."

Marie sah zum Podium. Es war von Stuck umgeben. Karyatiden trugen den Oberbau. Marie erkannte auf einmal die leidenschaftlich verzweifelte Gebärde dieser gipsernen Gestalten. Etwas durchschlug sie: ob Rasdorf vielleicht an einem ... Schicksal ... trägt? Er stand drüben, er sah sie, sie sah aber nicht die Frau, Marie spürte, wie sie an romantischen Geschichten zu brauen begann ... ‚Unmöglich,' dachte sie bitter, ‚die Dinge sind ... nackter. Sind einfacher.'

In ihr hob sich jenes Grauen vor Enttäuschung, und da war die Enttäuschung schon gekommen.

Als die Musik begann, stand mancher dunkle Abend in ihr auf.

Aber es war Gesang. Es waren Balladen. Ein Löwesänger, der den Douglas sang.

Gedanken, die zueinander gehörten, begegneten sich in Marie. Der Douglas und — Marie Duchatel. Und jetzt begriff sie erst vollkommen, was in dem halb vor sich hingesprochenen Worte des Mannes gelegen hatte und — Schrecken überstürzte sie.

Und zugleich überkam sie Wonne. Sie empfand den Doktor an ihrer Seite, sein ironisches und doch ihr zugewandtes Wesen, ahnte wachsende Verwandtschaft und sah auf der anderen Seite alles Ungewisse, Verborgene, Verbotene. Sie ahnte, daß Niedertracht dort sein konnte, Drohung, Untergang — und alles in ihr füllte sich doch mit betörendem Klange:

„Der König sah Marie Duchatel,
Die anderen sah er nicht —"

Barmherzigkeit, dies war das einzige, das ihr noch zeigte, daß sie jung war, jung, jung —

*

Am andern Tage ging Marie wieder zu Lau Voelkel. In ihr brannte es jetzt nach Nachricht über Rasdorf oder wenigstens nach zufälliger Nennung seines Namens, wenn sie auch fühlte, daß Lau dem Kreise des Mannes fern stand.

Frau Voelkel war zerstreut. Sie sagte: „Ich warte immerfort auf das Telephon."

Marie sah sie an, ihr Gesicht war verändert, farbiger, die Augen in aller Sanftheit anders. Marie begriff den Blick nicht, der zuweilen herausbrach —

„Es ist wegen der Katharina," sprach sie.

„Sie ist —"

„Ja, sie ist fort," stieß Frau Voelkel heraus. Ihr Gesicht war geradeaus gerichtet. „Sie sind schon alle unterwegs, man sucht an allen Ecken und Enden und ist mit Hunden in die Wälder —"

„Es wäre ja furchtbar," sprach Marie, zum Fenster blickend, hinter dem der erste Schnee des Winters schon seit Stunden tanzte. „Furchtbar ist schon die Flucht allein, und zu denken —"

„Sie wird schon Unterschlupf gefunden haben," sagte Frau Voelkel, „eine solche Person —"

‚Camillo,' dachte Marie.

„Aber ich finde sie," stieß die junge Frau hervor, während ihre Augen sich eigentümlich vertieften, „ich finde sie. Sie muß zurück!"

„Aber Lau, wäre es nicht vielleicht doch besser —"

„Was denkst du, ich habe die Verantwortung. Ich muß dieses Geschöpf vor sich selber schützen. Denkst du, ich hätte noch eine ruhige Minute, wenn — entschuldige," sie lief wieder zum Telephon.

„Nichts, nichts," sagte sie dann, zurückkehrend, „man weiß noch immer nichts."

Marie sah in den Schnee.

Er lag schon gestern und wuchs über Nacht. Ihre Phantasie malte eine Flucht, die aus den Mauern der Anstalt in erbittertem Abenteuer in das Grauen dieser Frühwinterwälder führte —

„Ich kann es nicht aushalten," fuhr Lau wieder auf, „komm, wir gehen —"

Marie fragte nicht.

Der Schnee stiebte.

Im Polizeibüro wußte man noch nichts. „Man würde Frau Voelkel schon Nachricht geben," sagte ein bedächtiger Sergeant, „jeden Augenblick vielleicht."

Lau rannte weiter, dem Graben zu, und zog an Grassaus Klingel.

„Komm!" Sie lief die Treppe hinauf, wäh-

rend man von oben schon das Öffnen der Türe hörte.

Es war Grassau selbst, er hatte sie vielleicht schon gesehen.

„Nun," sagte er sehr erstaunt, wie es schien, „wer ist denn die Patientin?"

„Ich," rief Frau Voelkel aufseufzend, „Doktor, Sie müssen helfen, hören Sie nur — die Katharina ist fort —"

„Das ist heute früh schon im ‚Tunnel' erzählt worden," sagte er trocken.

„Beim Frühschoppen," rief sie erbittert. „Nun sagen Sie —"

„Ja, zum Kuckuck, Frau Voelkel, lassen Sie das Frauenzimmer doch laufen!" schrie er.

„Da höre," rief Lau mit bebender Miene, sie wurde bleich: „Diese Männer —"

„Ja ..." Er öffnete Türen und schob Stühle hin. Er trat zu Marie. „Auch mit auf der Suche, trotz der Apotheke ... wieder was Neues ...? Aber das haben Sie doch nicht an sich —" Frau Voelkel warf einen jähen Blick auf die beiden. Grassau wandte sich jetzt an Lau.

„Wissen Sie, Frau Voelkel, von der Art wie die sogenannte Katharina laufen so viele herum, daß man mit Einsperren nicht aufhören könnte!"

„Komm," sagte Lau schroff. „Hier ist kein Freund, wie ich sehe. Hier ist nur ... Hohn —" Sie verstummte. An der Tür wandte sie sich noch einmal, grellrote Flecken im Gesicht.

„Sie wollen nicht helfen, Doktor," stieß sie hervor.

Er sah sie mit wunderlichem Gesichtsausdruck an.

„Ich will ... nicht, Frau Voelkel," sagte er.

Sie eilten über den weichen Schnee. Er war schon hochgelagert. Er fiel wie aus unendlichen Gründen des Himmels. Fiel wie Schicksal.

Marie sah in einem Schaufenster rote Rosen.

„Wohin?" fragte sie erschreckt, als Lau eine neue Wendung machte.

Und sah schon.

Sie waren an dem weißen Hause. Still lagen die Läden vor den Fenstern. Es war schon Abend.

„Camillo," raunte Frau Voelkel.

Sie warf einen Schneeball gegen das Oberfenster. Noch einen. Noch einen. Dumpf kam der Schlag inmitten der weißen Dämmerung. Wieder flog der Ball, dumpf kam der Schlag. Nichts rührte sich.

„Reimanns sind verreist," stammelte Lau, „aber Camillo muß da sein!"

„Camillo!" rief sie lockend, von neuem Schnee aufraffend.

Immer noch flogen ihre Bälle gegen das stumme Haus.

„Nichts," stammelte sie dann, sich wendend. „Er ist nicht da. Er ist —" Ihre Stimme erstickte.

Sie wandte sich noch einmal zu dem Hause hinter den Blaufichten.

Der Schnee stiebte.

Sie eilte mit gesenktem Kopfe wie damals, als sie zum letztenmal aus dem Hause der Katharina gekommen war, wie blind.

Im Zimmer stand der Apotheker mit ernstem Gesicht.

„Lau —" sagte er.

„Was ist —"

„Eben kam Nachricht —"

Er wandte sich zu ihr, noch wärmer und gütiger als sonst. „Höre, es ist nicht gut gegangen. Die Katharina hat den Zeitpunkt der Flucht ungünstig gewählt. Sie ist unterwegs verunglückt. Ihr Körper zerbrach. Trotzdem hat sie versucht, sich durch die Wälder nach der Stadt zu schleppen, ist aber liegen geblieben und im Schnee erfroren —"

„Liebes Kind —" Er beugte sich zu ihr.

„Tot?" rief Lau. Und dann mit einem wilden Heben des Kopfes: „Es ist nicht schade um sie!"

*

Marie war daheim in ihrer Kammer, im Kleide noch den trüben Misch- und Krankengeruch der Apotheke, im Blute alles rasende Feuer des Gesetzlosen. Die Katharina — Gott gnade, blutrote Spur zog hinter ihr drein —

Marie machte sich zurecht. Sie zog sich an wie noch niemals. Sie sah sich an wie noch nie. Und immer, halb im Traume, sah sie die blutrote Spur —

Es durchriß sie: Er wartet auf dich. Er ist schon dort. Er steht in der Tür, steil, groß und doch ganz anders als der Doktor, in jeder Linie nicht der Harmlose und Kameradschaftliche, sondern der, dem du verfallen bist. Unerdenkliches war mit ihr geschehen.

Schnee ja ... aber Rosen im Fenster, und mitten im Weißen die blutrote Spur —

Es war wieder Vortrag. Sie sah Rasdorf. Und neben ihm auf einmal die Frau. Dieses geputzte Wesen, das die Welt verkörperte, die Marie verabscheute. Und er, wohin gehörte er? In ihr war nicht mehr Frage und nicht mehr Suchen, sondern dumpf gewaltige Gewißheit. Rasdorf stand drüben, und über ihm schwang sich die leidenschaftlich erschöpfte Linie der Karyatiden. Blick und Blick begegnete sich. In ihr war einziger Rhythmus, leidenschaftlich erhoben, Triumph, der an das wahnsinnige Schicksal der Toten anknüpfte, wildes Glück und Glück des Schuldigwerdenwollens —

Aber als sie heimkam in ihre stille Stube, wo Briefe waren und Bücher und die Sauberkeit ihres bisherigen Lebens, da durchfuhr sie noch einmal Entsetzen und furchtbares Erkennen: Einst hieß ich Herrad, und nun soll ich Marie Duchatel sein —?

*

Marie tat keinen Weg mehr unter die Städter. Weihnachten ging hin. ‚Sie können denken, daß ich nach Hause gefahren bin,' dachte sie. Aber die Zeit wäre zu kurz gewesen. Nach zwei Tagen zog die alte Welt wieder auf, und Marie ergab sich dem, das sie von Anfang an hier allein besessen hatte.

Einer war nur noch vorhanden: Grassau. Er hatte sie in diesen Tagen vermißt, das hatte sie erfahren, er war nicht auf das Gut verreist gewesen, von dem die Geschwister stammten; Frau Schönemann war allein gegangen, er war hier geblieben, bei seiner Praxis und seinen Büchern; sie lachte in sich, bei den — Banausen.

Vor ihr zitterte es dabei auch wissender als jemals: blutrote Spur —

Und sie malte an einem Bau, den sie sich früher niemals erträumt hätte. Auch in Posen nicht bei dem Artilleristen. Alles Gefühl in ihr war von vorneherein weglos gewesen; denn in ihrer Jugend hatte Freude an Ehe und Familie niemals in ihr zünden können. Bitter und drohend war die Erfahrung der Mutter, verzweifelt das Leben im Elternhause, nirgends war Halt am andern, immer und ewig Mißtrauen, Unverstehen, Gegensätzlichkeit und gegenseitiges Ringen, in keiner Stunde hätte Marie sich wählen können, was andere jungen Mädchen von vorneherein mit sich bringen.

Aber nun, wo das in ihr erweckt war, das auch schreckliche Zukunft erst möglich macht, als das Blut sprach, da neigte sie sich zu der Lösung, die einzig möglich schien. Was war Wissen, Lernen und Zukunft, was war ... Atlantis?... O, sie wußte, wo es war, sie hatte beinahe den Fuß auf seinen Boden gesetzt; ihr Herz schlug bis zum Halse, wenn sie nur daran dachte, es lag nahe, nahe, unwissentlich war sie herangekommen, aber sie war geflohen und hatte unkennend verzichtet.

Aber das wollte sie, was doch leise in ihr Blut zuckte und wenigstens etwas in sich trug von blutroter Spur —

Ja, Herrad wollte landen nicht anders als Constantine, die zufriedene und triumphierende Briefe schrieb, wenn sie einmal schrieb. Ja, es ging ihr gut, alles war im Lote, und bald, zum Frühjahr, würden sie über Marokko und Spanien nach Deutschland zu Besuch kommen.

Ja, so war es, und so landete Marie Duchanin auch, wenn es sein sollte.

Verstand sie sich nicht mit Grassau besser als mit je einem anderen Menschen auf der Welt? Es war nicht nur „Doktor und Apothekerin", sondern Verbindung auf geistigem Gebiete. Das, was sie gesucht hatte, und wie sie wußte, nie fähig war, zu entbehren, geistige Teilhaberschaft. Einssein im höheren Lande, nicht nur im Blute. Keiner hatte so viel Gemeinsames mit ihr als Grassau. Mehr als je sprachen sie über Erdgeschichtliches und jenes Urweltliche, das Marie als Einziges von Atlantis geblieben war. Immer von neuem fand sich Verbindung, der Doktor gab sich Mühe, er gehörte, wie er sagte, nicht zu den Banausen.

Und Rasdorf, dem Marie niemals näher gekommen war, der voll drohender und gefährlicher Unbekanntheit steckte ... war er denn wirklich etwas anderes für sie, als eben der... Mann? Nicht der einst Geliebte?

Konnte sie hier bei Grassau die Seele, die sie doch besitzen mußte, nicht wenigstens ahnen, und war da drüben im verbotenen Lande nichts als jener Untergang —?

Oder hatte eine Stimme in ihr recht, eine Stimme tief, tief in ihr, die leise sprach: Blut und Gefühl trügen nicht. Dort ist dein Land. Dort ist — Atlantis —?

Es kam keine Gelegenheit, das zu erproben. Sie sah Rasdorf nicht. Sie sah nur Grassau morgens, mittags und abends. Er kam nicht nur, er kreuzte ihren Weg, sandte Bestellungen und Grüße oder kam zu Lau, wenn er Marie dort wußte. Seine Schwester ging allerdings Marie gegenüber nicht aus ihrer Zurückgezogenheit heraus.

Aber bei Lau war Verbindung, Zusammentreffen harmlos und voll Zufälligkeit, bis eines Abends, es ging schon auf Februar, Lau auf einmal, nachdem Grassau gegangen war, sich zu Marie neigte und raunte: „Wenn ich ein Hund wäre, würde ich dich beißen —"

Marie sah auf und sah ein rasendes Flakkern in den Augen der jungen Frau.

‚Der Feind,' dachte sie.

*

Es kam das Grassausche Mädchen in die Apotheke, Frau Schönemann habe Kopfschmerzen und bäte Fräulein Duchanin, heute abend nicht zu kommen.

Es handelte sich um eine Verabredung mit dem Doktor.

Marie lachte und dachte: ‚Geist ist etwas, das Frauen zuweilen Beschwerden macht, und wie ist es, hat die Apotheke nicht auch ein Mittel dagegen?'

Sie war voller Feuer und nicht abgeneigt, Grassau gegenüber eine Bemerkung zu

machen. Sie erlebte Mondträume in diesen erregten blauen Februartagen, wollte dem Doktor den Überschwang — ihres erhöhten Lebens zeigen, da — blieb er aus. Und als sie ihn endlich wieder traf, ging er mit flüchtigem Gruß an ihr vorüber.

Noch wartete sie und dachte: ‚Es ist Laune und Verstimmung, Jupiter zeigt sich ... Aber sein Gesicht, als sie ihn wieder traf, war so verächtlich, grob und geringschätzig, daß sie zurückschrak.

Es war der gleiche Blick, den auch Ringhaus zuweilen für sie hatte.

Und plötzlich wußte sie: Lau. Erinnerte sich ihres Wortes: „Wenn ich ein Hund wäre ..."

Sie hatte gebissen. Das war ihre Rache, und Grassau hatte sich trotz gerühmter Überlegenheit dabei verwenden lassen.

Dieser Freund war für sie vorüber.

★

„Triffst du Grassau noch?" fragte Lau unschuldig. Sie war am Abend zu Marie gekommen und sah sich mit zufriedener Miene im Stübchen um. „Wie nett du es hier hast —"

„Nett —"

„Ja." Aus den Augen der jungen Frau brach Triumph.

Ja, sie war der Feind. Der größte Feind, an dessen Tür sie damals ahnungslos gepocht hatte. Von ihrem milden und sanften Wesen irregeführt, von ihrem klaren Blick, ihrem herzlichen Wort getroffen, hatte sie lange nichts geahnt. Diese Frau war von allen seltsamen Frauenbildern, die Marie begegnet waren, das merkwürdigste.

Von der vergötternden Liebe ihres Mannes getragen, hatte sie seine Kinder aus dem Hause und die Katharina in den Tod gejagt ... warum? Marie erschrak, als sie es erkannte: dämonische Herrschsucht war das, glühendes Besitzenwollen nicht nur des einen, sondern aller Männer, die ihr in den Weg kamen. Das lag hinter den sanften Augen, wilder Drang des Blutes war es, Gier und rasender Egoismus ... Wie war das zu begreifen?

Bei Katharina ging es um Camillo, jenen Knaben, und bei ihr, Marie, ging es um Grassau. Bisher hatte sie Marie nicht sehr ernst genommen, zumal sie glaubte und sah, daß es ihr nicht sehr gut ging, aber da sie nun gewahren mußte, daß Marie Beachtung und Erfolge hatte, da es um Grassau ging, da rührte sie sich, packte zu und stieß —

Lau erzählte unbefangen von Ringhaus. Sie hatte die drei Kleinen wieder besucht, sie hatte ihnen Lebertran und andere Kräftigungsmittel aus dem Lager gebracht —

„Sie tun mir von Herzen leid, Marie. Es wird so wenig für sie gesorgt. Die Frau —"

„Soll kränklich sein."

„Ja. Sie tut mir noch mehr leid. Auf jede Weise versuche ich zu helfen, sie ist so angenehm ... Und denke doch, meine Tochter kommt zu Ostern, endlich habe ich es so weit gebracht, das wird ein Wiedersehen geben —"

‚Lüge,' dachte Marie. ‚Alles Lüge.'

Und furchtbar hob sich das Gesicht des Lebens vor ihr auf.

Frau Voelkel sah sich um.

„Wie? Du hast Hyazinthen?"

„Sind sie nicht schön?" fragte Marie leicht.

Sie holte Zigaretten.

„Was? Auch die?"

„Jawohl, Hyazinthen und Zigaretten, das gehört bei mir zusammen," sprach Marie.

Lau sah sie aber ohne Argwohn an und meinte: „Nach der vielen Arbeit hast du eine kleine Erholung wohl nötig ... Ich wünschte, ich könnte dir noch mehr sein ..."

Ja, es war viel zu tun, und zwar nicht nur reine Apothekerarbeit, und Marie war schon der Gedanke gekommen, daß Lau, die sie damals von allen unliebsamen und mechanischen Arbeiten befreit hatte, sie wohl mit unmerklicher Nachhilfe bei ihrem zerstreuten Mann und viel mehr bei Ringhaus, wieder sacht hineinschöbe ...

Als Lau gegangen war, stand Marie regungslos.

Die Luft war voll blauen Dampfes, und darein dufteten die vielen Hyazinthen, die am Fenster standen.

‚Hyazinthen und Zigaretten,' dachte sie.

‚Ist das nicht beinahe ... polnisch?

Was für ein Tag ist heute?

Bin ich nicht heute polnisch ...?'

Und jener Frühlingstag fiel ihr ein, als sie nach Posen gefahren war und jenen wilden Rausch erlebt hatte. Nachtigallen sangen in Posen — Und der geliebte, einst geliebte fremde Artillerist?

Sie ging, den Mantel umgeschlagen, leise auf die Gasse hinaus.

Schnee flimmerte. Himmel flimmerte, es war kälter geworden und noch schöner. Unendliche Süßigkeit lag in dieser weißen schimmernden mondhellen Nacht.

Marie dachte: ‚Fräulein Henriette feiert also ihren Geburtstag.'

Sie lachte und kam in das Haus der alten Musikantin und stieg die Treppe empor, sogleich von Zigarettenrauch empfangen. Ein paar fremde Bühnengesichter, die Wandertruppe der Gegend war gerade in der Stadt, dann die schöne Ökonomierätin mit einem Freunde, der Ökonomierat mit einer Dame, ein paar Schauspielerinnen und Rasdorf.

Er kam an Mariens Seite, und so hoch die Munterkeit sofort schlug, Marie, in ihr Schicksal gestoßen, bekam auf einmal das Gefühl: alle sitzen hier und schauen ... zu. Dies ist nur arrangiert, um zu vollenden, und du wußtest es. Jawohl, du wußtest es. Darum die Hyazinthen und Zigaretten, darum die duftende Einsamkeit deines Zimmers, die duftende Süße deiner Nächte. Dieser Stunde hast du zugejubelt und hast von der ersten Minute an von ihr gewußt.

Da war Rasdorf. Da war er, der immer Entfernte, neben ihr in zwanglosem Kreise, mit Bühnengrößen der kleinen Welt, mit zwanglos Gewordenen dieser kleinen Welt. Und sie, die Freie, auf einmal in diese Zwanglosigkeit gegeben ... Das war Rasdorfs Werk, sie wußte es. Jetzt war er neben ihr.

Er sprach erst mit den anderen, den Schauspielern und der Sängerin, es war, als ob er selber erst Mut gewinnen müßte. Marie horchte scharf auf jedes Wort, auf seine Stimme, in der fremde Schwere war und unbekannte Erregtheit.

Und plötzlich durchfuhr es sie: ‚Ist es ihm mehr als ein Abenteuer? Wächst sein Gefühl wie das meine, erstickt uns beide die Gegenwart, diese trostlose Gewährung des einander Erkennens?

Und jetzt wandte er sich ihr zu.

Er sprach von Polen.

„Ja, Polen," lachte sie, unbekannt mit sich selber, während sie die Papyrossi hielt. Er gab ihr Feuer, indem er sich dicht zu ihr bog, seine Arme erreichten sie, sein Körper drängte sich gegen den ihren. Während die zitternde Hand das Feuer hielt, schlug Blick in Blick, und sie sah eine furchtbare Finsternis, nichts als Finsternis, die nach ihr gierte, etwas wie einen Höllenschlund, der nach ihr aufgetan war, Besinnungslosigkeit, und begriff, begriff jetzt erst, die kleine Marie Duchanin, was Leidenschaft und Forderung überhaupt war. Sah das Rasende aufgerichtet, den begehrenden Mann nahe vor sich, unversteckt, gierig, grell, hart und erbarmungslos, und sah, Gott gnade, das Tier.

Niemals hatten sie miteinander mehr gesprochen als Gleichgültigkeit, und jetzt — kam nur dieses —

Marie sah dem Zigarettenrauche nach und atmete ihn samt einem betörenden Hyazinthendufte und dachte, verwirrt: ‚Wer bin ich denn? Von den Göttern bin ich verstoßen, von den Menschen entfernt, selbst hier an diesem bescheidenen Platze kann ich nichts sein, nirgends, wohin ich komme, kann ich etwas sein — was bin ich denn? Wohin geht es denn?'

Und immer noch horchte sie und vernahm nur gereiztes und dunkles Gelächter und Reden wie von ferne und dachte nur: ‚Ich war erwacht, um den Geist zu suchen. Die Welt verschlug sich schon in den ersten Tagen vor mir, ich mußte blindlings rennen, verjagt, und suche nur, suche, ich klopfte an manche Tür, und Dämonisches sah mich an; Liebe suche ich in der ganzen Welt und Geist, aber ich fand nur das Tier —

Sie ging allein, allein in diesem hohen leuchtenden Mitternachtsdämmern des Februars, kam in ihre Stube, in der der Zigarettenduft noch schwang mitsamt dem wilden Duft der Hyazinthen und dachte, die Hand vage dahin bewegend: ‚Polen, ach ... Polen —'

*

Marie dachte: ‚Es geht nicht mehr. Ich muß fort. Und ob noch alles im Anfange, im Unbestimmten ist: ich muß mir etwas Bestimmtes suchen, ich muß fort.'

Da kam ein Brief; sie sah ihn verwundert an, so entfernt war die Schrift.

Eine Stimme aus anderer Welt.

Die Konsulin Söderland wollte das Frühjahr in Italien zubringen und lud Marie ein, wenn es ihr gelänge Urlaub zu bekommen. Am Gardasee wollten sie sich treffen.

Italien. Alles Gewölk weicht vor Atlantis. Nahe steigt die Küste, nahe hebt sich der weiße Streif ewiger Brandung. Mein Gott, das Meer, ein anderes als das einst geschaute ... das Land, das erträumte! Brücken über den Tiber, weiße Säulen alter Götter, uralte Zeit, der Boden geheiligt von Schicksal, Schönheit, Blut und Rausch ... dieser rätselhafte Boden, von ihr geliebt, diese Wunder, die aus dem Grauesten immer mit ihr gegangen waren ... alles das kommt, es steigt herauf, der üble Plunder der Kleinstadt weicht, du bist wieder du selbst, es ruft dich zu dir selbst, jetzt erst bist du wieder du, es führt dich gnädig über Glut und Verblendung doch den Weg, o, Schicksal, doch den Weg —!

Als Marie dem Apotheker von dem Plane sprach, lächelte er erst ironisch; dieses aufgemalte Land, fremd und unfrisch, dieses laue getünchte Land ...? Aber seine Stimme sagte zugleich, daß er ihr den Urlaub gewähren werde.

Marie schrieb nach Hause. Es war ungefähr davon die Rede gewesen, daß sie um Ostern einige Tage nach Posen kommen werde, jetzt schrieb sie: ‚Ich komme nicht, ich fahre nach Italien. Söderlands und Alice sind schon dort.'

Es war nachts, als sie in den Zug stieg, und sie mußte denken: ‚Wo mag Rasdorf jetzt sein? Weit weg. Gott sei Dank, weit weg.'

Aber zugleich erhob sich in ihr die rasende Vorstellung, daß sie mit ihm in diesem Zuge über die Alpen fahre, nahe, nahe ihm! Um mit ihm ihre Wunder zu sehen. Aber er würde es nicht sehen, nichts sehen, außer ... Und sie dachte an sein Reden: Gesellschaft, Jagd, Weiber, Weiber. Fern erhob sich ein Flüstern: Marie Duchatel ... Warum diese Maske über der Seele, die man nicht mehr für Maske halten kann?

Und sie lag in der Ecke, hinter der schwarzen Scheibe, das Licht war abgeblendet, und neben dem Zug ging Rasdorfs Bild mit.

Marie fand überall ritterliche, höfliche und aufmerksame Menschen. Hier war sie nicht das Fräulein aus der Apotheke, sondern Mensch, an sich selber abgeschätzt, und wie es schien, gut.

Sie fuhr unter der Ora über den See in menschengefülltem Dampfer, dann und wann streifte sie ein Paar, sie sah nichts, nichts als die Hänge, nicht einmal die Berge, nur die unendlich bekannt werdende Veränderung der Linie, nur das andere Licht, das über sie kam, wie aus ungeheurer Helle tief unten im Süden. Nur die Bläue der Wasser, das eigentümlich Rinnende und Kreisende; ‚ich fühlte es nicht so am Meere,' dachte sie, ‚ich war dort anders. Hier ist nicht Ende der Welt, hier ist ... Anfang!'

Am Stege in Gardone stand die Konsulin, korrekt und schwarzseiden wie immer, das weiße Haupt ruhig geneigt. Marie durchfuhr es: ‚O, könnte ich ihr von dem sagen, das ich erlebte!' Sie ging unterm Strome der Fremden, hörte weder das viele Wienerische noch das Norddeutsche, ihr Ohr horchte nach lateinischem Laute, und in der Linie der Primitiven suchte sie uralte Linie zu finden.

Die Konsulin lächelte. „Die Antike werden Sie hier noch nicht so sehr entdecken. Sie müssen noch ein wenig weiter, und wir werden auch, Alice und ich, da es noch früh im Jahr ist, über Mailand nach Rom und vielleicht bis Sizilien reisen."

Die Konsulin war hier wieder die Dame und zugleich die sehr erfahrene, etwas kühle Reisende. ‚Verstehen wir uns auch nicht?' dachte Marie plötzlich, ‚sie, die mir Atlantis war ... kennt sie auch nicht ... Atlantis?'

Da kam Alice, noch ein wenig steifer als die Konsulin, noch eleganter und sehr kühl, aber dennoch mit Marie durch die Jugend verbunden. Von früher sprachen sie nicht, als sie im Hotel eingerichtet waren, es ging um Diner, Lunch und das Untergebrachtsein, das Wetter und die Fremden. Die Söderlands kannten viele, einige Damen kamen in der Halle auch heran, die wie die Söderlands sprachen, es schien fast eine norddeutsche Kolonie. Bald vernahm Marie englisch, jetzt waren sie unter sich. Sie ließ den Blick durch die Glasfenster schweifen, in ihr zuckte es, hinauszurennen, hinaus!

Es kam das Abendessen und wieder Konversation, das war alles. Endlich war Marie allein in ihrem Zimmerchen. Etwas wie Schreck und Grauen überfiel sie auf einmal: allein. Sie ging zu Bett, nebenan war Flüstern, ein junger Bayer wohnte dort, wie sie zufällig wußte, wer aber war mit ihm? Flüstern und Kichern die ganze kurze Nacht, Flüstern und Lachen mit dem rhythmischen Stoß der Wellen. Marie begriff das erst, als sie auffuhr und im Frühgrauen die unendliche Fläche unter dem Fenster sah, der See hatte sie gewiegt. Und — nebenan ging leise eine Tür.

Sie ging nachher mit den Norddeutschen, aber ihr Blick trieb, schweifte drüben zum Ufer hinab. —

Wieder die Paare, lauter junge, elegante Paare, der Weg war nur kurz gewesen. Nach Tisch entwischte Marie endlich ihren Gefährtinnen, ach, sie hatte noch nicht einmal nach Constantine gefragt, Alice war ja auf direktem Wege von Shanghai gekommen, die anderen Hamburger waren auch von daher. Marie eilte, stieg in die Bahn und fuhr die gebogene Uferstraße unter Dampf und Qualm hinab, weiter und weiter; es war einsam, die Fremden verdauten, sie stieg unweit Toscolano an der Piazza aus, der See machte eine Kurve, südliches Leben überfiel sie, an grell sonnenheller Wand hingen Käfige mit geblendeten Vögeln; sie wandte sich, uralte Erinnerung in der Seele, und stieg bergauf, fort vom See und ihm doch entgegen. Hoch oben der Blick auf die Bucht, träumender die Wasser und in ungeheurer Weite ausgebreitet, und drüben, drüben in der Bucht jene Brandungslinie, das erste Auftauchen ihres seltsamen Traumes, jenes weiße Kreisen ... Kreisen ... Und sie kauerte sich nieder und starrte, die Hand über die Augen gelegt, alles vergessend und nicht vergessend, unblässig zu dem seltsamen weißen Kreisen in der Bucht.

Sie kam zurück, die Damen hatten gewartet, sie kam bestaubt, mit Feuern im Auge, mit großem Traume in der Seele, sie hörte von Constantine. Jawohl, es ging ihr gut, sie reiste jetzt auch bald, sie machte aber erst mit ihrem Manne noch Besuche in der Welt. Alice war vornehm und schön. Marie fiel die Posener Zeit wieder ein, wo sie mit Roida zusammen gewesen war, leise Gilbheit über den Wangen; jetzt war es ein anderer Ton, aber sie war, wie immer, ganz Dame, ganz unberührt, immer sie selbst, trotz Liebe, Ehe, Ferne.

Jetzt begann die Konsulin die weiteren Pläne zu entwickeln: Also Rom und hernach Sizilien; sie erinnerte sich noch daran, wie stark Marie einst geschwärmt habe, hier sei nichts als Deutschland, nichts als eine germanische Kolonie. Also kurz und gut: Ob Marie sich bei ihrem Chef Nachurlaub nehmen wolle, acht oder zehn Tage mindestens ...

Marie fühlte, daß Frau Söderland sich Voelkel in etwas damenhafter Färbung dachte, aber dann durchfuhr sie das alte Wort Atlantis.

Nun wurde das Ungeglaubte vollführt, jetzt kam für das Kind aus der Fischerei, die von allen Göttern Verlassene Erfüllung, sie wurde nach Umwegen doch dahin getrieben, wohin es sie vom ersten Tage des Erwachens an gezogen hatte.

Es durchfuhr sie: Das Meer, die feuerglühenden Berge; diesem Geheimnis der Erde kommst du nahe; nicht nur das dunkle Wunder des Vesuvs, den fremden Ätna wirst du sehen, schweigend, ruhend, schneebeglänzt ... Pompeji und Herculanum kommt dir wieder, und du gehst uralte Straße nach dem Süden —

„Ich schreibe," sagte sie und dankte der alten Frau —

Sie schlief in dieser Nacht tief. Und es wiegte sie. Es wiegte sie der See. Der Süden hielt sie in seinem weiten Arme. Sie kam mit glühenden Augen, gebräunt, wie es schien, zum Frühstück in die Halle, und die Konsulin sagte zu Alice: „Der Süden färbt Fräulein Duchanin schnell."

Alice sagte langsam, während sie nach dem Ei griff: „Sie ist überhaupt verändert."

‚Ich bin verändert,' fühlte Marie.

Und in ihr war ein Spielen:

Marie Duchatel.

Und sie empfand, wie die Konsulin, als Alice sich entfernt hatte, sich mit leiser, beherrschter Frage an sie wandte; auch darin war das Damenhafte und Entfernte, und Marie fühlte auf einmal alles Wilde in sich, wie sie es schon lange geahnt; sie sah auf den Korso, in ihr brauste es, sie sah Liebespaare unter den Lorbeerbüschen, in ihr schrie es: wäre ich das und —

‚Was denke ich denn in der Nacht?' fragte sie sich und erschrak.

‚Wen sehe ich denn in der Nacht?' fragte sie und erschrak.

Es waren aber schöne, kultivierte Tage, und es war zu schätzen, daß die Söderlands so reiseerfahren waren, so entging nichts, was mit älteren Damen zu erreichen war. Marie sah viel, sie fuhr auch über den See, es war am letzten Abend vor der Abreise, fuhr über den blauen, rötlichen Abendsee in der Barke, sah die weiße Höhe des Monte Baldo schimmern und glühen, und sah das ferne Kreisen; es war wie halber Untergang ihrer Seele in diesem ungeheuren Traum.

In der Frühe sagte sie zu Frau Söderland: „Die Antwort ist nicht gekommen."

Die Konsulin, die immer korrekt war, fragte: „Was müssen Sie tun?"

„Ich muß heimfahren," sprach Marie.

Frau Söderland fragte nicht, ob telegraphische Anfrage möglich sei, auch Alice nicht, so korrekt waren sie.

Der Würfel war gefallen.

Sie nahmen Abschied von Marie.

Am besten war der Nachmittagsdampfer. Söderlands fuhren erst am nächsten Morgen.

„Sie sehen alles später. Im nächsten Jahre."

‚Im nächsten Jahre,' dachte auch Marie. In ihr hob sich wilder Traum. Später. Später.

Sie hatte überhaupt nicht an Voelkel geschrieben, denn sie hatte immer schon zurückgewollt. Das wußte sie: dies alles war ihr nichts.

‚Gott gnade,' dachte sie. ‚Ich kann nicht anders.

Nirgends ist Platz und Raum für mich, als ... dort.

Ich muß zurück zu ihm. Da ist ... Atlantis ...' Und der Soldat —?

★

Und sie fuhr in der Nacht über die Alpen und durch München und kam im Morgengrauen an. Da war die Stadt ohne Türme, unverändert. Da war ... er.

★

Altes Bild, altes Werk. Nichts verändert, nichts erhoben. Aber die große Fackel über allem. Nicht alle Feuer Pompejis und Herculanums, nicht Gewitter der Urzeit, nicht die alten Götter und Giganten können geben, was Eros gibt.

In allem eines: Spähen. Hinter aller Haltung und Stille geheimes Brausen und die schmerzlichen Gluten verborgener Kapitulation. Hinter gespannten Tagen die Seligkeiten dieser heransteigenden Frühlingsnächte. Hyazinthen, die blühen wie nie zuvor. Wie etwas Körperhaftes der Duft, ihr Wesen wie Eros selbst. Der Amselschrei ... nicht Nachtigallen ... tosend voll gefühlten Glückes, singend, schrill und hoch taumelnd, glückschreiend. Jeder Bach, jeder Rasenfleck, jeder Tümpel ein Atem der Welt, des Daseins, Eros selbst. O, unter den Schmetterlingskästen des alten Lehrers Nächte ganz anders als die, die der See wiegte und gelbe Mi-



Kronprinz Wilhelm. Gemälde von Prof. Dr. Max Rabes

mosen und die alten Götter und fremde Liebe. O, Nächte, die zu Tagen und zu immer höherem Frühling und zum Wiedersehen führen. Jeder Tag kann es bringen, jeder Blick kann auf ihn fallen. Jede Stunde kann es sein.

Und muß es nicht sein, daß er der ist, wie ihn jede dieser Nächte malt? Tut nicht sein Sein, seine eigene Glut etwas zu dieser Süße? Ist nicht das, was dich als Frühling umgibt, zugleich der hohe Frühling dieser Leidenschaft, süßer, süßer als jemals einer in der Welt? Kommt nicht das alles von ihm? Wohl, die man draußen im Grandhotel und im Kasino traf, die können diese leeren und tobenden Tiere gewesen sein, aber nicht der, dessen Gewalt in dir diese unerhörten Schönheiten, Empfindungen und Erkenntnisse erschließt. Dies alles kommt nicht aus niederen Gründen, kommt aus dem großen, glühenden, geistigen Sein des Eros selbst.

Marie wanderte in einer Mittagsstunde vor dem Tore, wo hinter der Zuckerrübenebene ferne die blaue Linie des Gebirges sich schwang.

Sie traf nur Grassau. Er hatte sicher von ihrer Reise erfahren und spähte in Neugier. Er sah harmlos und kleinstädtisch aus neben der dämonischen Weltmaske des anderen. Flüchtig erzählte er eine Geschichte, wie Herren sie übereinander erzählen, Bosheiten in diesem Falle, die diesmal Rasdorf galten.

Es war aber Zufall, er ahnte nichts.

Marie dachte: ‚Daß ich nach allem noch mit ihm rede, geschieht doch nur, um von ... Rasdorf zu erfahren.'

„— Banause," beendete Grassau seine Erzählung.

Und fragte, ob Marie morgen mit einem auswärtigen Archivar und ihm ein Hallstadtgrab in der Nähe besichtigen wolle?

Marie sagte, daß sie morgen zur botanischen Stunde nach dem nächsten Städtchen fahren müsse, es gehöre zur Ausbildung.

Er verabschiedete sich beleidigt.

Marie lächelte. Aus!

Sie fuhr zu dem alten Apotheker, der schöne, schwarze Junge auch. Aber sie sah ihn unterwegs nicht. Erst in dem Städtchen trafen sie sich, es lag schon in den Vorbergen, geheimnisvoll umgeben vom Walde, und der Alte wohnte in einem schönen Bürgerhause, wie es Marie schon seit langem nicht mehr gesehen hatte. Vor Jahren war er der Besitzer der „Bergapotheke" gewesen, und daß er sich mit den jungen Apothekern noch beschäftigte, geschah nur noch aus Passion. Etwas verschollen Kleinstädtisches lag über ihm, und der schöne Junge verbarg nur mühsam ironische Überlegenheit. Aber der Alte wußte etwas, das Marie noch nicht gewußt hatte, nicht im dürren Osten und ganz noch immer nicht auch in der Urväterküche der Apotheke ... alle unerhörte Gewalt der Pflanze wurde ihr im Einfachen deutlich, dicht neben ihr war, was Gewalt, Wunder und Dämonie in sich trug.

„Das große Laboratorium," sagte der Alte. „Erde der ganzen bekannten Welt, ist uns als ‚Labor' bestellt..."

Nachher kam noch etwas.

Es war Dämmerung, die Sonne war fort. Es wollte Dunkelheit kommen.

„Ein Geheimnis," sagte der Alte.

Marie starrte zum verglühenden Westhimmel: Was war das: ein Ruck?

Es durchschauerte sie, dann, nach einer Weile, wie auf geheimnisvolle Losung: wieder der Ruck, und von neuem wurde es dunkler.

Es gab also nicht das traumvolle Vergehen und Versinken, es gab kein Ineinanderaufgehen, es gab immer wieder Ruck, Sturz, Änderung ...

— Wieder und wieder, unmerklich fast, nur dem Stillsten kenntlich, jener Ruck, als ob ein Vorhang stückweise herniedergelassen, eine ungeheure Leitung umgeschaltet würde—

Das war Dämmerung —

Andreas Celsius, durchfuhr es Marie ... oder — Elektrizität —?

Als sie endlich zurückfuhr, war es schon sehr spät. Der schöne Eleve war wieder nicht zu sehen.

Dunkel war vor den Fenstern und alles in Duft versenkt. Dieser Duft war Eros, und sie fuhr darin, und der kleine Zug glitt nicht anders wie eine Barke auf dem Gardasee, sanft schwebend im Geheimnisvollen.

Auf der nächsten Station stand Rasdorf auf dem Bahnsteige. Sie sah ihn und sah ihn zugleich schattenhaft, wie man im Traume sieht. Als der Zug schleifend tiefer fuhr, trat er aus der Seitentür auf einmal zu Marie in den Raum, in dem sie allein saß. Sie begriff, und, auffahrend, sah sie nebenan ein völlig verdunkeltes Abteil ... Alle Walddüfte und mitten darin Kampf und Widerstand. Sie stieß ihn zurück, er hob sich taumelnd, und als die Bremsen wieder schleiften, öffnete er die Tür und sprang in den Wald hinaus.

*

Marie dachte: ‚Also dies war es. Dies also war die Liebesgeschichte der kleinen Apothekerin. Die letzte?

Wo sind die anderen? Erkenne ich es erst jetzt wieder? Chrischowa in Königsberg angehende Theologin, ein Mensch in geistigem Kreise, Katterfeld in Berlin vor dem Physikum und auch in ihrer gewollten Welt, von

den anderen nicht erst zu reden. Sie alle fanden, was sie brauchten, nur ich, einmal abgelenkt, verirre mich immer mehr. Ich bin im Dickicht. Ich bin umkreist. Ich muß mich retten. Sonst —'

In diesen Tagen kam Alexander auf Besuch. Marie erzählte ihm nicht, er ihr aber desto mehr. In Posen war es das Alte. Der Vater in seiner Grübelei befangen, die Mutter in ihrer Art kämpfend im Alten. Jan war Redakteur in Posen. Constance . . . nun, Marie wußte ja, daß sie käme.

„Ich rechne darauf," erwiderte Marie. „Auch für dich."

„Für mich?"

Alexander war nun Zeichner in einem Baubureau, er zog nun feine, saubere Linien, aber die waren ihm ebenso tot wie einstmals die Steine, und was er mit ihnen schuf, war ihm nicht Schöpfung... Der alte Mensch, hager, verzehrt, sich selber nicht begreifend. Keine Musik, aber alle Neigung zu ihr, und doch nicht fähig, Musik zu schaffen, alle Neigung zum Schönen und doch nicht die Fähigkeit, es für sich zu haschen. Im Kreis herumgejagt, im Handwerk, mit dem alten Begleitworte: „Im Winter, daß ihr an einem Feuer euch wärmen könnt, im Sommer, daß ihr nicht in der Hitze schmachtet..."

„Kommst du mit mir?" fragte Marie.

„Wohin?"

„Wir wollen uns mit Constance versöhnen."

„Ich war ihr niemals böse," erwiderte er abseitig.

„Nein." Marie lachte. „Aber wir wollen nachher mit ihr zurück. Alex," sie faßt seinen Arm und sah ihm ins verdunkelte Auge, „sieh, mir läßt es keine Ruhe. Wir wollen über Berge und Meere, wie die Geschwister im Märchen, uns treibt es beide zum Unerreichbaren — Ich gehe als Apothekerin nach China oder wohin es sonst passen sollte, und du wirst dort irgendwie auch finden, was für dich sein soll..." Sie hielt seine Hand eisenfest: „Abenteuer müssen wir suchen, Alexander, uns kann es nicht so glatt sein, wie denen, die nur an Amt, Jagd und —" sie erschrak: „an Weiber denken..."

„Komm mit, du sollst meine Wege kennenlernen."

Sie fuhren, und Marie stellte Alexander ihrem Freunde, dem alten Apotheker vor, und hernach gingen sie nach dem Walde. In undurchdringlicher Sommerhöhe standen die Bäume. Marie blickte betroffen empor: sie waren umstellt, nirgends war ein Ausweg, unerbittlich schien es sie zu umgeben. —

„Wir kommen hinaus," rief sie triumphierend, und sah auf seine Hände, die nicht so braun und jägerisch waren wie... „Es muß uns hinauslassen und dann... und dann..."

Als sie endlich aus dem Walde traten, stand am Abendhimmel ein kleiner verwischter Stern.

„Sieh, der fremde Stern," lachte Marie. „Er kommt immer wieder, obgleich man am liebsten nicht mehr an ihn glauben möchte. Er ist der Wanderer, ein großes Stück aus dem Abenteuer der Welt. Er soll uns das Abenteuer bringen! Der Komet!"

Vierter Teil

Eine Woche später war Krieg.

Marie stand am Fenster des Laboratoriums und hörte die Menschen durch den Gang traben. Und hörte Glockenläuten, bestürzt, unfassend, unbegreifend: Krieg?

Und schon vollzog es sich. Über alle Häupter kam die ungeheure Welle. Und die alten Leute sagten: „Genau so war es damals auch."

Voelkel mußte sogleich fort. Ebenso der Oberschlesier, der zweite Gehilfe, der schöne Eleve und der Hausmann. Nur Ringhaus blieb und Voelkel sagte zu Marie: „Sie bleiben doch, Fräulein Duchanin? Lassen Sie unsere Sache jetzt nicht im Stich."

‚Er war mir doch Freund,' dachte Marie, als er mit ihrem Versprechen gegangen war. ‚Und er half mir schließlich doch voran, wenn auch nicht immer in meinem Sinne. Und nun bindet er mich wieder in seinem Sinne. Aber wohin sollte ich jetzt? Alle Pläne sind wieder vergangen, alles ist vorüber, Atlantis versank. Alexander muß ins Feld. Constance... wer weiß, wo sie ist... So stürzte das Schicksal uns wieder. Und wie stürzt es alles!'

Krieg. War das nicht Jugenderinnerung? Riesenhafte Nesseln, die um alte, flache Gräber stehen. Graue Steine mit berühmten Namen. Brüchige Knochen im Sand des Spielfeldes, auf die die Kinder lachend treten, schwarzerblindete Knöpfe, mit denen sie einander werfen ...Krieg?

‚Ja, wie wird das? Wie... wird das?'

Abschiednehmen, immerfort. ‚Ich werde dies alles einmal wiedersehen,' dachte Marie in Blendungen.

Gedräng in der Apotheke. Arbeit bis in die Nacht. Dazwischen das Gesicht Laus. Erschüttert. „Ich helfe. Ich helfe. O, die Armen! Ich helfe allen." Konferenzen mit Ringhaus. Ringhaus sagt zu Marie: „Aber selbstverständlich, Fräulein Duchanin, helfen Sie uns jetzt. Ich muß mich auf Sie und Heber — das war der neueingestellte Drogist —

„verlassen.. Ein paar Hilfskräfte müssen wir natürlich einstellen." Dazwischen wieder Lau, die Vorschläge macht. „Ich bin überall," lachte sie, „ich muß überall sein... Ich liebe alle Menschen..." Dabei ein Beugen zu Marie. Flüstern: „Wie lebst du?" Ein Lugen: „Grassau..."

Grassau wird erst gehen. Einstweilen stand er alle Morgen in der Apotheke und bramarbasierte. Und sicherlich auch am Stammtisch bei den Banausen.

‚Ja, wie lebe ich?' dachte Marie. ‚Ich kann ja gar nicht leben, ich weiß doch nicht, was das ist. Es ist wie schneller Übergang über eine Brücke, die auf einmal da ist, aber... wohin...?'

Lugen. Spähen. Das Ausschauen nach einem Bilde, einem... Schatten. Der Schatten ist nicht da. Das Wort ist nicht da. Und sie kann nicht fragen.

So viel Liebe. So viel Hingabe. Schreien und Gellen der Hausmannsfrau stundenlang. Wahnwitzigkeiten an Hingabe. Tollheiten des Eros. Und in Marie eine Stelle, der seltsam leer starrende Fleck... Der—Soldat—?

‚Was denke ich, er geht nicht fort. Rasdorf doch! Er bleibt. Dieser Krieg ist für die Jugend, und die Jugend ist mir ferne —'

Marie ging am Landratsamt vorüber. Es stand wie immer. Es war voller Leute. Die Kreissparkasse war darin. Männer in Uniform traten heraus, er war nicht dabei.

‚Ich kann nicht fragen,' dachte Marie.

Von Alexander kam nur eine Karte. Ja, er ging. Er war schon fort, wenn sie sie in Händen hielt, wer weiß wohin. Marie starrte: Wer weiß wohin —

Nachher, sehr ermüdet und abgespannt, erzwang sie sich den Entschluß und ging zu Lau hinauf.

Die war in voller Arbeit. „Dies ist für meinen Mann. Und dies für den Eleven — und dies für den Hausmann. Und dies und dies und dies..." Sie nannte Namen.

„Für Camillo auch?" fragte Marie.

Frau Voelkel zuckte unwillig. „Ich weiß nichts mehr von ihm."

„Und dein Sohn?"

Lau sah sie klar an.

„Ich habe ihm so viel mitgegeben und dies hier bekommt er. Es war mir ja, ich sag's nur dir... ganz fürchterlich, daß ich ihn nicht mehr sehen sollte, aber er konnte nicht mehr hierher kommen... Den Vater hat er noch gesprochen —"

„Und die Tochter?"

„Sie geht als Pflegerin hinaus und kommt ganz sicher noch vorher. Sie bekommt noch viel!"

„Aber dies," mit zarten Fingern, lächelnd hob sie ein buntes Läppchen empor, „das ist für Ringhaus' Kinder ... Man darf auch jetzt die Kleinen nicht vergessen..."

„Und — Rasdorf?" fragte Marie mit trockener Stimme

Zugleich begriff sie ihren Wahnsinn und ihre Unbehilflichkeit.

„Rasdorf," sagte Lau zerstreut, „warte einmal... ja, gewiß. Wir haben heute im Hotel Sonne noch eine Versammlung, da ist er wohl noch dabei, aber der Vertreter soll schon hier sein..."

‚Ja so, es gibt Vertreter,' dachte Marie.

Lau legte die Arbeit zusammen. „Ich will jetzt dahin. Man hört doch etwas. Man sieht Menschen. Kommst du mit?"

„Ich komme mit," sagte Marie wie einst.

War das noch der Saal mit den Karyatiden?

Jawohl, da waren sie, aber verwandelt, brutal und verzweifelt in der Bewegung, ohne die seufzende Leidenschaft. Menschen, bis dicht an die Wände gedrückt, aber Rasdorf? Vielleicht war auch Rasdorf darunter. Marie sah nichts als die gespannte Haltung der nackten Männer oben am Saal.

Grassau erschien, Lau hielt ihn an. Widerwillig gab er Antwort und starrte Marie dabei an. Die sah und hörte nicht, sie wartete nur... worauf...?

Einmal löst sich doch dieser Kreis und dann...

Immer noch eine Rede, ein Vorschlag, Rasdorf sprach nicht.

Endlich Verabschiedung. Immer noch Verabschiedungen. Marie starrte. Dichte Menschenknäuel. Uniformen. Schwarze Röcke.

In der Garderobe war das Gewühl noch stärker, noch unübersichtlicher. Da auf einmal zur Seite das Grau einer Felduniform, flüchtig eine einzig bekannte Linie... Marie starrte... gegenüber war ein Spiegel. Rasdorf sprach mit jemand, verabschiedete sich. Auf einmal schien er sie im Spiegel zu erkennen. War er das? Oder — der — Soldat von einst?

Jäh wandte er sich: drüben im dunklen Glase starrten sie einander eine Minute an, dann wandte er sich und verschwand.

Draußen war der Sommerabendhimmel, an dem noch immer klein, verwischt der fremde Wanderstern, der Stern des großen Abenteuers stand.

*

Monate und Monate waren vergangen, vieles war geschehen, und manches war nicht geschehen.

In der Apotheke hatte man sich eingestellt, und Ringhaus regierte. Der Chef schrieb wohl noch und telephonierte eine ganze

Weile, aber Marie dachte doch: ‚Man merkt, daß es anders ist. Man merkt es an manchem.'

Ein älterer felduntauglicher Gehilfe aus Magdeburg war eingetreten, der neun Sprachen beherrschte und je nach den Kriegsberichten bei Zeit und Laune Proben davon gab. Außer ihm waren die auf Laus Empfehlung angenommenen Gehilfinnen da, zwei belanglose junge Dinger. Die eine hatte ein Liebesverhältnis mit einem Assistenten vom Landratsamt, die andere suchte noch in dem unruhigen und versprechenden Getriebe der Kriegszeit. Im ganzen hatten sie auch den Zug, der zum Greifbaren, Materiellen strebte, sehr ausgebildet und schienen von dem Eintritt in die Apotheke sehr viel zu erwarten. Nach einigen Beobachtungen, die Marie machte, überließ sie sie Majorie.

Marie stand, abgesehen von dem Magdeburger und dem Drogisten, bald ziemlich allein, aber sie hielt die Position, die Voelkel ihr angewiesen, wenn auch Ringhaus und zuweilen auch Lau daran zu schieben versuchten. Sie arbeitete auf das Examen hin, wenn es auch durch den Krieg ins Unbestimmte hinausgerückt war.

Lau tauchte fast täglich auf, erhitzt, erschüttert, mit Erlebnissen und Nachrichten. Sie saß im Laboratorium und kauerte im Lager, spähte, suchte und spielte im Kontor und neckte sich mit Ringhaus. „Bin ich nicht schon eine halbe Apothekerin?" fragte sie triumphierend, und Marie dachte: ‚Ist sie nicht auch eine halbe Ärztin?' Denn in der übrigen Zeit wanderte sie von Lazarett zu Lazarett.

Sie strömte in Opferfreude dahin, und Marie grübelte manchmal: ‚Sühnt sie? Steht der Schatten der wilden armen Katharina noch vor ihr und zwingt er sie zu einem Opferweg? Will sie gutmachen, was ich nicht tragen könnte...? Oder spielt sie weiter?'

Die Zeiten dunkelten, die große Ungewißheit war da. Unglücksnachrichten wurden heimlich weitergetragen. Lau wußte immer viel von grauenhaften Geschehnissen, und Zahlen, Zahlen... „Die Menschen, die armen Menschen!..."

An einem Vormittag stürzte ein junges Mädchen in die Apotheke, ein zerknülltes Rezept in der Hand.

„Das können wir nicht machen, Fräulein," sagte der Magdeburger, der eben noch russisch und italienisch gesprochen hatte, achselzuckend.

„Für wen ist das?" fragte Marie, das Mädchen prüfend betrachtend, während von Ringhaus, der hinter dem Pulte des Chefs stand, ein langsamer, lauernder Blick herüberschoß. Denn Ringhaus hatte, wie Marie merkte, Geschäfte wie sie Voelkel nie gemacht hätte.

Aber das Mädchen wankte schon. „Ich muß mehr haben," lallte sie. Es war klar, daß sie schon von dem Opium, irgendeinem Rest, genommen hatte.

Ächzend sank sie auf die Bank, alle stürzten zu ihr, und bald wußte man: dies war die Geliebte Ekarts, des jungen Eleven, der schöne Junge war in Polen gefallen.

Schweigen fiel über alle, man sah einander an, Regen sank draußen, alle überlief Grauen.

‚Schicksal,' dachte Marie, zugleich aber riß es sie ins Bodenlose, und mit Entsetzen fühlte sie, drüben im einsamen Lager vor der Giftkammer stehend: ‚Was täte ich, wenn es ihn träfe...?' Plötzlich umleuchtete sie grünblaues Licht — wie Totenlicht — Gotteslicht — jäh dachte sie, erblassend: ‚Der Artillerist —? Traf es ihn —?

‚Was will ich denn?' fragte sie und begriff sich nicht.

Sie ging nach vorn zurück, da reichte ihr Ringhaus einen Brief, der eben gekommen war. Es war ihr eigener an Voelkel gerichteter Brief mit verschiedenen Anfragen; er trug die Bemerkung: Vermißt...

Da schlug es sie wieder, da griff es nach ihr, da wußte sie in halbem Wahnsinn, ja, es greift auch nach mir, etwas kommt, es geschieht, es wird mich wohl zerbrechen...

Sie machte sich nachher frei und fuhr mit der Kleinbahn zu dem alten Apotheker, den sie nun schon so lange nicht mehr gesehen hatte. Wußte er schon von Ekarts Ende? Dachte er noch daran, wie kritisch der schöne Junge seinen „verstiegenen Demonstrationen" zugesehen hatte?

Sie kam zu dem Hause und fand es dunkel. ‚Hier waren wir damals,' dachte sie, ‚es ist lange her, es ist fast schon ein Märchen. Ich wußte nicht, daß ich damals... Märchen erlebte. Hier hörten wir von den Pflanzen, der Junge und ich, und nun liegt er schon bei den Pflanzen ... oder steht im Licht —?'

Sie läutete, aber niemand kam.

Dann erzählten ihr die Leute, daß der Alte gestorben sei, seine beiden Söhne seien gefallen. Das Haus werde verkauft.

‚Sieh, auch dies ist vorbei,' dachte Marie, ‚und der Sommer war hier so schön.'

Sie ging zum Walde hin und dachte an Alexander. ‚Wo ist unser Abenteuer?'

Sie erschrak: ‚Wir sind ja mitten darin. Hierher ist es gekommen.

Wir sind mitten im furchtbarsten Abenteuer.'

*

In Marie war auf einmal der Gedanke: Posen.

Wie steht es? Wie lange war ich nicht mehr dort. Es versank, mein Gott, es versank... Aber jetzt muß ich dahin. Vielleicht ist auch von Alexander Nachricht da.

Abends war sie in Berlin. Katterfeld hatte geschrieben. Sie wohnte in Dahlem. Aber man konnte sie vielleicht treffen. Das war es, gewiß.

Denn sonst... Es ist doch unmöglich, was ich denke, fühlte Marie. Viele sind hier, sicherlich, viele Urlauber. Gestalten von der Etappe und solche aus alten Landsknechtgeschichten. Gestalten von Ost und West und allen Gegenden der Welt. Ist nicht Dreißigjähriger Krieg? Fast scheint es so.

Begegnung, Begegnung, schrie es in ihr. Begegnung ja, aus dem Unbekannten herabgeworfen, der allergrößte Zufall, das Wunder.

Gewiß, ich will nach Posen. Aber doch —

Sie fuhr durch die Berliner Straßen, es war spät, jedes Hotel, das sie anklingelte, war besetzt. Gewiß, die Urlauber...

Endlich in der Markgrafenstraße ein kleines Hotel, wohin ein freundlicher Portier sie wies. Ein Zimmer eben noch frei, ein großes Zimmer, nicht billig. Mit zwei Betten.

Allein hoch über Berlin. Allein in Berlin. Und tausend Blicke von vorher, die ihr Ziel nicht fanden. Tausend Blicke, die vergeblich suchten.

‚Was will ich denn?' fragte Marie, als sie sich langsam entkleidete. ‚Bin ich wahnsinnig? Hoffe ich hier zu finden, was sich nicht finden läßt? Gibt es einen größeren Wahnsinn, als diesen . . . Entschwundenen hier im ungeheuren Meer zu suchen...

Wo war jemals Wunder? Ich ließ es in Posen selber los. In guter, reiner Zeit, nur Herzeleid ist mir bestimmt.

O, nun kommt der Geschichte bösester Teil. Damals wußte ich nicht... damals war wilde Zeit, trotz allem Versagen wilde und kühne Zeit. Jetzt, mitten im Kriege, losgelöst von ihm, losgelöst von allem, bin ich... anders geworden. Getrennt von allen bin ich hier in dem großen einsamen Zimmer, Menschen rechts, Menschen links, Geflüster und Raunen, rechts und links wie damals in Italien ... Nur, daß nicht der blaue See, nicht der Mimosen- und Lorbeerduft mich wiegt ... Anderes wiegt mich, wilde Welle, das furchtbar Unbekannte ...'

Sünde. Verlangen nach der Sünde. Verlangen nach dem, was zurückgestoßen wurde. Verlangen nach dem, was dir unbekannt nahte, Verlangen nach dem Tiere... So ist das. Marie Duchanin, ist es das wilde herkunftlose Blut, ist es die Polin in dir, die das will oder die Sünden aller Vorfahren? Oder ist es die Zeit, von der wir doch alle nichts begreifen?

Was jagt und klopft und weint in dir und möchte sich dem hinwerfen, der dich nicht mehr kennt, nicht einmal mehr deinen Namen, Marie... Duchatel...

‚Ich könnte ihn doch treffen,' dachte sie, als sie am anderen Morgen durch die Straßen wanderte.

Und dann auf einmal: ‚Ich will nach Potsdam.'

Ist das nicht ein Platz in dieser Zeit? Ein Ziel? O ja, für dich.

Und Marie ging wie von einem inneren Willen getrieben nach Sanssouci. Sie wußte nicht, wie viele diesen Weg in jenen Zeiten machten, aber in ihr hob es sich an diesem Tage, trotz aller Not der Stunde, hob es sich in dunklem Schäumen, als sie Gestalten bedachtsam gehender verwundeter Soldaten sah, wie rätselhaftes Echo: Bursche, wollt ihr denn ewig leben...? Deutsch, deutsch, hob es sich in ihr, jene nördlichste und härteste Empfindung, jene Leidenschaft des Strengen, jener sonderbare Rausch von der Terrasse von Sanssouci: Preußen! — Ich bin keine Polin. Und ich suche auch nicht mehr Atlantis da draußen. Alle diese Länder sind versunken, die Grenzen blutig umrissen, nichts sucht mehr und geht leichten Bildern und alten Göttern nach: was hier sucht, trotz allem Furchtbaren suchte, ja, inmitten alles Furchtbaren, das ist deutsch...

Sie ging hinter ein paar Fremden durch das nur zum Teile geöffnete Schloß und durch den Gang mit den Spiegeln, sie konnte den Kopf nicht heben. Und alle Leute gingen in gebeugter Haltung, von denen die hier eben waren, konnte keiner in die Spiegel schauen!

Ich konnte es nicht, fühlte Marie nachher mit Grauen, kein Mensch hätte mich dazu gebracht in das dunkle Glas zu schauen —

Wer war da —?

Und jetzt bin ich schon wieder draußen, treibt mich nicht etwas aus Sanssouci? Treibt es uns alle aus... Sanssouci...? Wollte ich nicht ein Zeichen haben, ein Orakel...? Sie hörte das Glockenspiel der Garnisonkirche, ein Schar schwarzgekleideter Kinder kam, von einem finsteren Feldwebel geleitet: Kriegerwaisen.

In Wannsee stieg sie um, um nach Dahlem zu fahren. Sie traf die Katterfeld nicht an. Die Katterfeld war noch in ihrem Lazarett, sie wartete vergeblich, suchte dann im Dunkeln nach der Untergrundbahn und verirrte sich. Regen stürzte, Sturm jagte sie übers Feld, ein rasender schwarzer Himmel starrte sie an. ‚Wohin werden wir getrieben,' dachte

Marie ... ‚Ist das,' sie erschrak, als sie sich dann in der Bahn besah, naß und beschmutzt, sie erzitterte, ‚soll das ... Antwort sein, Antwort von Sanssouci?' Deutschlands Ende?

Sie fuhr nach Posen.

Wieder kam sie abends an.

Keine Nachtigall sang jetzt. Flammen fuhren hin und her über den Himmel, zitterten, starrten, suchten, suchten ... Scheinwerfer.

Sie kam durch das Tor, da standen Polen vor den Feldberichten. Starr haftete Mariens Blick auf den steifen, stummen Gestalten, nicht eine Miene verriet etwas an jenen. Und doch lief sie wie gejagt über den Petriplatz nach der Fischerei hinab. So viel Deutsche, so viel Deutsch ringsum und doch: hier ist es nicht deutsch, hoch über uns fahren die weißen Flammen dahin, sie suchen und können nicht verhindern —

Daheim fragte Marie nach Alexander. Es war Nachricht da, aber bedrückende, er lag im Lazarett.

Sie starrte ... dachte an einst und an den langen Artillerieoffizier, einzig geliebt ... Dann fuhr sie auf.

„Ihr müßt fort," sagte sie zur Mutter, „ihr solltet fort zu mir." Sie erschrak, als sie es gesagt hatte: „Ich bin so einsam, so furchtbar einsam ..."

„Ihr müßt fort von hier," rief sie heftig. „Kommt," bat sie, „bald könnte es zu spät sein ..."

Die Mutter zuckte die Achseln. Nie würde der Vater aus Posen gehen. Er war wie immer, wanderte noch und sah allem zu. Er sah auch Polen zu.

Jetzt kam er. Er erwiderte kein Wort auf ihren Vorschlag.

Sie sah ihn dann am Fenster stehen und in das Uferlose starren.

Nach mir die Sintflut.

★

Von Voelkel kam keine Nachricht.

Ringhaus war nun der Herr der Bergapotheke. Er führte alle Geschäfte, hatte ein eigenes Lager, in das kein anderer kam und trieb Handel für sich. Nächtelang weilte er in der Apotheke. Halbwegs war er überhaupt dahin übergesiedelt. Und hatte auch die Geliebte, die er hatte haben wollen.

Als Marie einmal zufällig die Tür des Kontors öffnete, fand sie Lau in Ringhaus' Armen.

Da Grassau sich von ihr nicht erringen ließ und von Camillo jede Spur verloren schien, hatte sie nach dem nächsten gegriffen, das sich ergreifen ließ. Ihre Augen strahlten, sie half am eifrigsten im Geschäft, siedelte auch halb dahin über, lief aber noch für Kriegerfrauen, ließ sich jede Not vermelden, sammelte die Adressen von Kriegerwaisen, ihr Wesen war herzlich und opfernd: „Ich helfe allen."

Marie gegenüber aber nannte sie zuweilen kurz und lugend einen Namen: „Grassau ...?"

Marie merkte, daß sie im Geschäft immer mehr zurückgedrängt wurde. Schon lange war es ihr so erschienen, jetzt aber, in diesen Wochen und Monaten unendlicher Arbeit, bei vollem Geschäfte, gab es mechanische Arbeiten weit hinten im Lager, die nur von ihr allein verrichtet werden konnten. Ihre Beschwerde half nichts, Ringhaus hörte nicht, höchstens führte er das Wort von der großen Zeit, der jeder Opfer bringen müßte, im Munde. Er wollte sie entfernen, Marie sah zu viel. Sie sah mit Grauen und Empörung auf den sich immer mehr verwandelnden Betrieb. Das war nicht die Kriegszeit allein, das war noch ... anderes. War das wirklich noch die Bergapotheke mit allem Glanz der Neuheit, im Schmuck ihrer Ordnung, Übersichtlichkeit und Korrektheit, wie sie ihr damals Voelkel voll Stolz gezeigt hatte? Alles verändert, verwahrlost oder entfernt, Schübe, Fächer, die schönen Porzellanbüchsen leer oder mit Attrappen und Ersatz gefüllt, das Achselzucken Ringhaus' bei den von Angstvollen und Bedrängten vorgezeigten Rezepten: „Ist nicht mehr da, nicht mehr zu beschaffen ..." und seine beobachtende Gier, wenn andere Kunden kamen, die sichtbar glänzende Zahlung verhießen, und die er gleich verbindlich in sein Privatkontor bat, das einstige Kontor Voelkels! In Hintergründen„ wohin nur Ringhaus selber drang, da war geheimnisvolles Lager, da war noch Morphium, Opium, Kokain und vieles andere ...

Der vielsprachige Magdeburger war gegangen, der Drogist für Ringhaus gewonnen, die von Lau hineingebrachten Mädchen taten ohnehin und bedenkenlos und mit vielem Vergnügen mit, die beiden anderen, Majorie und die Kassiererin fügten sich aus Torheit, Neugierde, Bequemlichkeit und des Vorteils wegen. Es war jetzt ein ganz anderes Leben in der Bergapotheke.

Wenn Revision kam, und wann kam sie in diesen Zeiten, wurde blitzschnelle Umstellung verfügt, die Mädchen, die keinerlei Berechtigung besaßen, aus der Rezeptur in das Laboratorium geschoben, dafür mußte nun Marie vor, aber, wenn sie erst auch betäubt gefolgt war, so hielt sie sich später zurück. Nun, der Provisor wurde allein fertig, er mußte allein fertig werden, der Medizinalrat sah es ein ...

Lau sah wohl alles, sah aber dennoch nichts, so stand sie unter der Gewalt ihrer

endlich gierig lebenden Sinne. Sie hielt sich gern in der Offizin auf und schwatzte mit den Herren, die etwa kamen, den wenigen, die noch da waren.

Marie wäre jetzt in jeder anderen Apotheke leicht untergekommen, Ringhaus legte es ihr sogar nahe, aber sie ging nicht, jetzt ging sie nicht ... Einmal Voelkels wegen, voll Anhänglichkeit für den Betrieb, dann aber auch, weil sie nicht — weichen konnte.

Und wenn nichts anderes sie gehalten hätte: diese Leidenschaft hielt sie fest. Hielt sie mitten im Leeren und Umdrohten, in der Vereinsamung, die immer weiter fort schritt. Erst mußte sie wissen ...

Aber sie erfuhr nichts. Jener Kreis, in dem sie mit Rasdorf damals zusammengetroffen war, die Ökonomierätin, die Sängerin und die anderen, war für sie plötzlich verschwunden ... niemand kannte sie mehr.

Grassau hätte sie vielleicht wieder erreichen können, aber sie erkannte immer mehr die innere Entfernung. Er ging, trotzdem er Unendliches geredet hatte, nicht ins Feld, sondern hatte sich trotz aller Arbeit mitten im Kriege fast gemütlich eingerichtet, ließ sich von den Patientinnen anbeten, von der Schwester, die Ziege und Kaninchen angeschafft hatte und vom Gute Unendliches hereinzuschmuggeln wußte, behaglich umsorgen und hatte seinen Stammtisch bei den — Banausen.

Marie blieb nichts als die Einsamkeit ihrer Stube oder dann und wann ein Weg weit draußen. —

Kuckucke riefen in diesem Frühsommer. Unzählige Kuckucke riefen im Deutschen Reich im Frühjahr achtzehn. —

Marie dachte: ‚Hier bin ich nun. Und nichts ist um mich diese Stunden, diese Stille abgerechnet, keine Seele, kein Mensch.

Warum?

Was suchte ich: Geist —'

Sie stand weit draußen im Walde und starrte aufschreckend: ist das nicht Mauer?

Rotes Gestein hob sich klaffend vor ihr, sie sah auf die Falten der Erde. Höhle war das, halb aufgerissen, losgewaschen von Regenstürmen. Natur war hier und packte sie sonderbar und sie fühlte sich mit ihrer Unruhe wie in einer Hand —

Sie sah diese stumme riesige Wand an und dachte: ‚Wie ein Grab ist es, ein Riesengrab, das die Wetter freischlugen. Ach — ist es vielleicht das Hallstadtgrab, das Grassau mir immer zeigen wollte? Aber bin ich wirklich so weit hinausgeraten?'

Es konnte nicht sein. Nirgends war hier eine Spur menschlicher Arbeit, alles war nur in der Hand der Natur und voller Wildheit, aber das sprach zu ihr. Weit draußen lag es, aber es war ganz unberührt, und daß es ein Grab sein sollte, machte nur ihre Phantasie hinzu.

‚Lang genug ist es,' dachte sie, ‚lang genug für einen Riesen, der hier wer weiß wie lange lag,' sie erschrak in Erinnerung: ‚für den Mann in der Erde —'

Hier ist Erde und Schicksal, und hier kann er gelegen haben, den ich damals sah, bleich, starr und mit adliger Stirne. Nicht einer wie alle, wie die Wilden — sie sah sich unwillkürlich um.

Können sie nicht kommen, mit Steinen, und lauern, wo er sei? Höhnten sie nicht schon immer?

Das war das Eis, in dem sie lebten, dumpfe Erzählung war noch immer von anderen Zeiten. Sie sahen die Sonne an, wenn sie wiederkam und wußten schon alle, daß sie wieder scheiden würde. Sie waren das Frieren gewohnt und erschlugen die Tiere der Felle und der Nahrung wegen. Weh, es war nicht mehr gute Zeit, es war Jammer und Not, und sie waren den Tod gewöhnt. Und zitterten vor Tod und Hunger und hatten nichts in ihrem Dasein als Tod und Hunger und — Liebe.

Nur einer, das war er, war anders. Wer weiß, wie ihn die Erde sich gemacht hatte. Aber sie hatte ihn sich gemacht und hielt ihn nahe bei sich, ob sie nun kalt war oder warm, sie sprach zu ihm in den langen, langen Winternächten, wenn er in der Höhle kauerte. Jawohl, es war diese Höhle, ich sehe es und weiß es und wußte es schon immer. Hier hinein schlich er sich, er hatte sie entdeckt, und wenn die anderen auf die Jagd gingen, wenn sie bluttriefend um das Wild hockten und das Fett schlangen, dann kauerte er hier in den Stunden, in denen die Erde sich rührte. Er spürte ihr Zittern, er bebte mit, sie führte ihm die Hand. Er jagte nicht, er schliff den Stein und wußte selber nicht, warum er das tat, etwas führte ihm die Hand und ließ sie gleiten ... Drüben unter den Felsen waren die anderen, mit Geschrei, das Fett lief ihnen aus den Rachen, und hier ritzte seine Hand und ritzte, und es war im Takt, da es geschah, in irgendeinem Takte, den er deutlich fühlte. Leise warf und trieb er den Meißel, es war nicht anders, als läge er draußen im Walde mit dem schönsten der Weiber oder als läge er mitten im Sonnenlichte, aber noch deutlicher war das alles hier in der Stille unterm Fackellichte und es trieb ihn, und er raste in Seligkeiten, da ihm dies gelang, für das er weder Wort noch Namen wußte. Und es holte ihn immer wieder, während die Erde in Frühlingsstürmen zitterte und die andern

schliefen, ritzte er unablässig das, was er selber nicht wußte, in rasendem Fleiße in den harten Stein.

Es war aber das Weib, das er verlassen hatte, das nach ihm spähte. Lautlos kam sie hereingekrochen und spähte unterm dicken Rauche auf sein Werk und sperrte die Augen auf, starrte blöde und rieb sich die Lider und sah ihm dann, zusammengekauert, mitten im Qualme eine ganze Weile zu.

Dann schlich sie hinaus und berichtete es; die anderen, die sich schon über ihn verwundert hatten, folgten ihrem Winke und trafen ihn in der Höhle, wo er den Stein ritzte.

Streifen waren das und Streifen, und es war ein Tier, es war ein Hirsch, wie sie ihn gejagt hatten, aber was war das: es war kein Hirsch, keiner konnte ihm die Decke ablösen und sie um die Schultern tragen, keiner konnte das Fleisch essen. Sie langten mit den Fäusten vor, griffen den Linien blöde nach und starrten einander an und stießen ihn an, aber er wandte sich nicht, er ritzte und ritzte, und herrlich war die Linie des Hirsches, wie er mit zurückgelegtem Geweih dahinstürzte.

Draußen sauste der Schnee, dieser furchtbare Schnee, der den Menschen die Nahrung nahm und der sie in die Höhlen getrieben hatte, in den Hunger und diesen hier in den abseitigsten Winkel. Aber immer im Gefühl der Erde in innerster Verbindung mit ihr, wie sie die Jagd nicht brachte, da empfand er ihren Geist und Willen, da tat er was sie selber tat, da war der Geist über ihn gekommen, und er ward ... Künstler, der erste Künstler, den es unter den Menschen gab.

Sie aber rissen an ihm und stießen und bedeuteten ihm, daß er mit auf die Jagd und Fleisch herbeischaffen müßte, ehe die Höhlen ganz zuschneiten. Aber er glaubte nicht an das Zuschneien, denn er wußte, wenn die Erde solchen Atem hatte, ihn so anfaßte, wie sie es in dieser Dunkelheit tat, dann war nicht mehr so viel Schnee zu fürchten oder, wenn er auch noch bäumehoch herniederklatschte und stürzte, es war doch kein ... Schnee ...

Er mußte mit den anderen, die drohten. Er mußte den Hirsch in schauriger, wilder Jagd jagen, während seine Seele — das, was ihm die Erde als erstem gegeben hatte — jenem Hirsche nachhing, den er an der Wand der Höhle wußte ... geliebt wie nicht ein Weib.

Als er aber zurückkam, war seine Höhle mit Eis und Blöcken verschüttet worden. Er sprang herum, er hatte Gelenke und Kräfte, aber die Steine waren schwer und sie holten ihn immer wieder und höhnten ihn und drohten ihm. Was da drinnen war, hatte noch keiner gemacht, denn es war nichts zu essen, und wehe ihm, wenn er sich noch einmal daran gab. Sie nahmen ihm das Werkzeug und zerschmetterten es und wiesen höhnisch auf den Abgrund, in den sie es geworfen hatten, er aber fürchtete nicht den Abgrund, und Werkzeug konnte ihm jeder scharfe Stein sein, und aus jedem Abgrund starrte ihn an, was ihn trieb.

Und sie nahmen ihm seine Weiber, aber er lachte, denn auch, was Weib war, starrte ihn aus allen Abgründen an und hütete ihn.

Sie drängten ihn aus der Jagd und nahmen ihm die Beute, es kümmerte ihn nicht, er war nicht gierig, seine Gier ging einzig nach jener verschütteten Höhle. Sie drängten ihn zum Ringkampf, aber er war stark, die Erde gab ihm auch das, er wehrte sich und siegte, und als er befreit war, sprang er davon und rächte sich nicht an den Besiegten. Denn an dem Besiegten hatte er etwas gesehen, was ihm tausendmal mehr wert war, als ein Büffel oder zwanzig Weiber.

Er sprang zu seiner Höhle und siehe, die Erde hatte geholfen, das Eis war zusammengeronnen und zerflossen, er drang über Wasser und Blöcke, er rang nach dem Eingang, er schlüpfte und bog sich, er biß und krallte und kratzte, er stieß und schleuderte und fühlte, wie es nachgab, wie die Erde sich zusammenzog und zerlief und ihm den Eingang gab, das Felsloch, durch das er in den Winkel konnte, zu dem Hirsche, der nur auf dem Stein stand.

Und er lag wieder davor und es war ihm nicht anders, als ob er mitten im Walde allein wäre, wo er manchmal vor etwas hingestürzt war, das er nicht sah, aber doch spürte ... Gott?

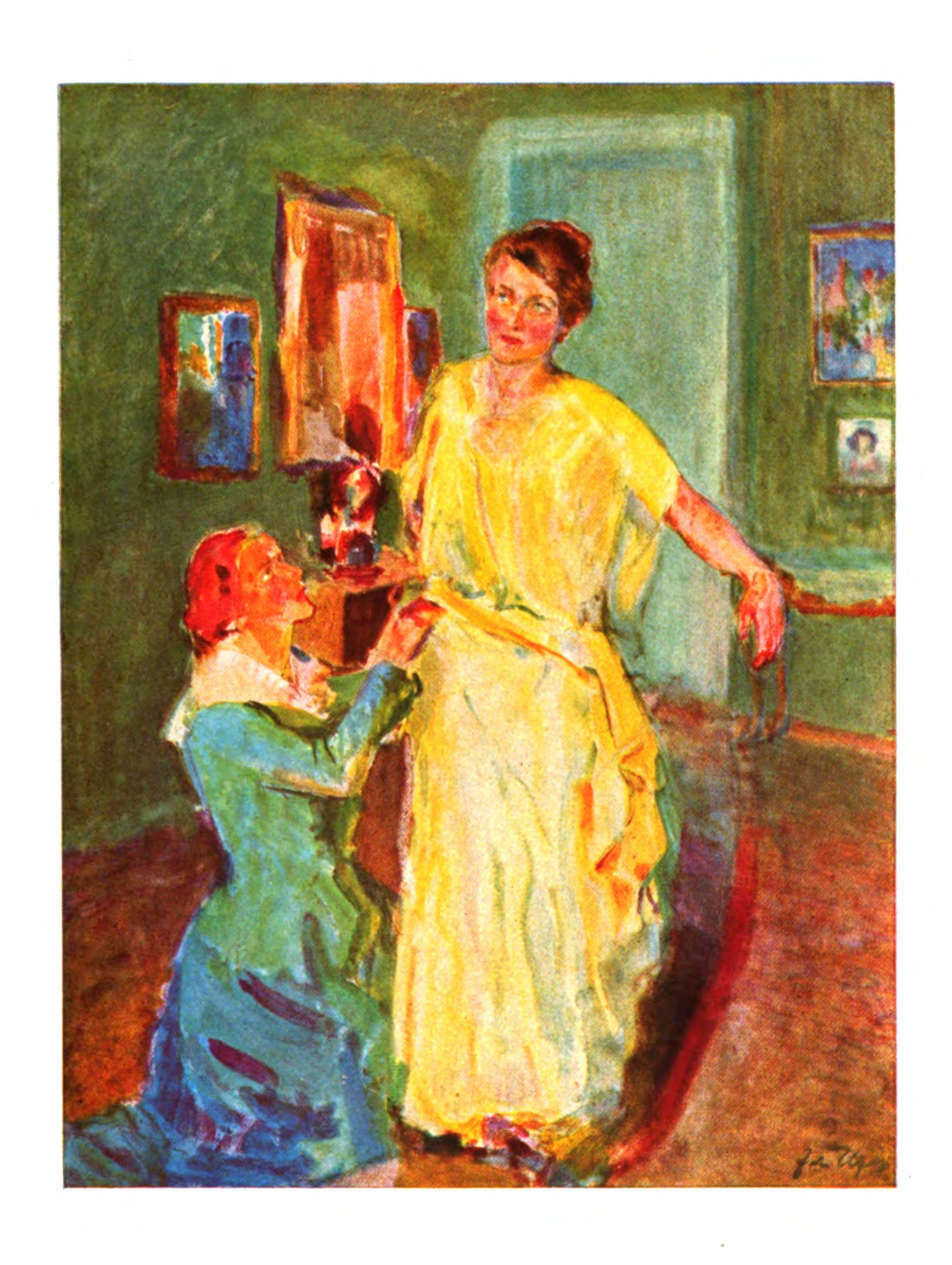
Und sie waren ihm in großer Schar und wieder mit Mut gefolgt und hatten die Gletscher überklettert und die Höhle gefunden, die das Weib wieder zeigte, und fanden ihn vor dem Bilde kniend und erschlugen ihn.

Und dies war der erste Künstler, dessen Skelett ich sah und dessen Bild noch durch die Zeiten gekommen ist. Und dies geschah in der Eiszeit, und es war die Geburt des Geistes und der Kunst, die sich nicht im Paradiese vollzog ... In der Paradiessage steht nichts von der Kunst, aber die Eiszeit weiß von der Kunst ... und Gott weiß von der Kunst.'

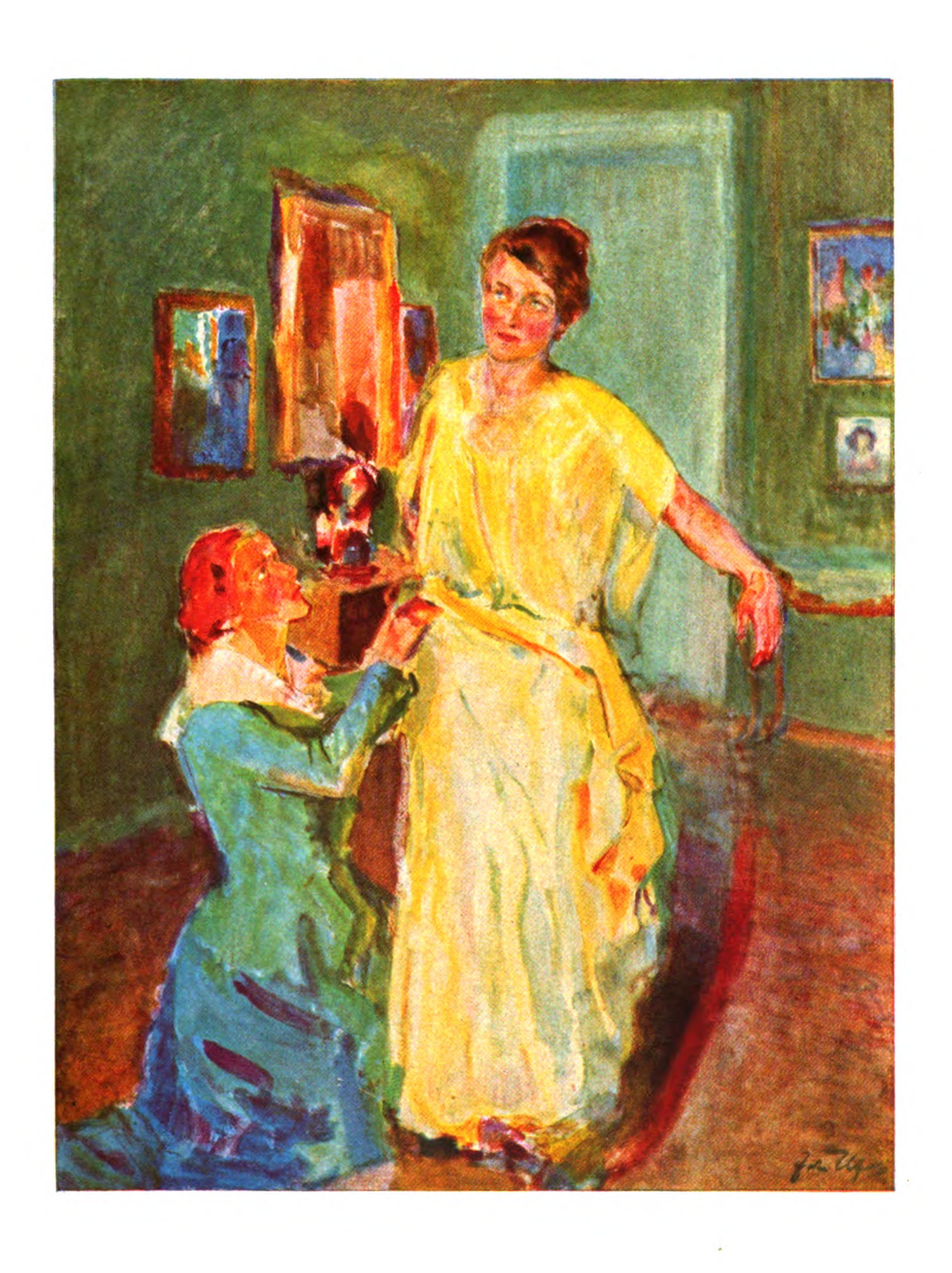
Marie stand und starrte die rote Wand an. ‚Ist hier etwas? Nein, hier ist die Höhle nicht. Aber ich sah sie und fühlte den ... Geist ...

Und, mein Gott, ist es nicht so mit mir? Bin ich nicht selbst in die Eiszeit geraten und fechte ich nicht auf verlorenem Posten für mich um den Geist?

Mein Weg ist schmal und liegt im Grauen,



Das neue Kleid. Gemälde von Prof. Johannes Ufer



Das neue Kleid. Gemälde von Prof. Johannes Ufer

losigkeit, Bangnis, Grauen, Erschütterung, alles halb verwirrt, verhängt ...

Und sie sagte: „Vater, wir müssen fort. Ich komme euch holen. Du kannst fort. Was soll werden," sie verfiel wieder in das Posener Deutsch, „was soll aus uns werden? Kommt, kommt! Wir finden noch einen, der uns die Sachen zur Bahn fährt, dann sind wir draußen und —"

„Wohin?"

Er starrte sie an, jäh war ein Abgrund aufgerissen: „Wohin?"

„Nach Deutschland," rief sie.

Horch, sie redeten wieder polnisch auf der Treppe und jetzt klang es von neuem deutlich: „Kaziu ... Kaziu."

Die Mutter kam. „Wir müssen fort, Conrad, zu den Kindern, denk' an die Kinder ... an Alexander, an Constanze."

Constance war in Spanien.

Er fuhr auf, halb taumelnd: „Die Kinder ... ja ... Ja, ja, Constance, ja, Alexander," er sah Marie suchend an, in starrer Frage ...

„Wir kommen alle wieder zusammen," sagte die Mutter, und schluchzte halb, „endlich, endlich —"

„Ja, ja —"

„Kaziu, Kaziu," rief es draußen.

Die Mutter drängte sich nachher an Marie. „Jan ist in der Stadt ein großer Herr geworden. Wenn das die Großmutter noch erfahren hätte, ihr ... Geld ... ihr Geld doch am rechten Platz ... Jan soll auch in den Soldatenrat. Es ist wohl schon ein Soldatenrat. Der Oberbürgermeister hat abgedankt."

„Fort, fort," sagte Marie.

Sie lief zu dem Spediteur gegenüber.

Der Mann schob an seiner Mütze. „Es ist aus. Das ist nun schon zu spät ... Sie lassen uns ja gar nicht mehr fort, die Hunde ... Wären wir nur nicht, wären wir nur nicht hierher gegangen ... Jawoll, sehen Sie sich draußen nur um, es ist Revolution ..."

‚Es gab schon polnische Revolution,' dachte Marie. ‚Früher sah ich die Bilder davon, auf dem Markte, auf ... St. Martin ... ‚Singet eure freien Lieder, Brüder, schlagt den Deutschen nieder ...' So war es wohl. Jetzt sind wir mitten darin. Dachte man wohl damals, als man das Schloß aufrichtete und alle die Bauten, als die Pfauen unter den Bäumen schrien, dachte man damals ... dran ...? Keiner. Keiner. Und mein — Soldat —? Das ist Posen. Das ist das andere Posen, das wir nicht sahen.'

Zu Hause sagte der Vater kurz und steif: „Ich gehe nicht fort."

Vergessen die Gefahr, vergessen das Wiedersehen, vergessen die ... Kinder —

„Ich gehe nicht."

„Kaziu," rief es draußen, „Kaziu ..."

★

Was geschieht? Man denkt nicht so ganz daran, was draußen geschieht, man denkt nur daran, was hier geschieht. Verzweiflung ist in den Menschen, die von weither geschickt worden und die hier abgeschnitten und im Stiche gelassen sind ...!

Da beredete man sie und zwang sie und hielt sie, so viele schöne Städte mußten sie verlassen und jetzt ... wie es durcheinander quirlt und geworfen wird ... jetzt ist das Unglück da. Was wird aus uns? Was für eine Zukunft haben wir noch ...?

Da ist mancher, der nachts nicht nach Hause kommt. Der irgendwo im Walde schläft oder wer weiß wo. Denn in den ersten Stunden des Tages, um das Morgengrauen, da kommen sie die Treppe herauf und holen sie. Holen die, die einst so sicher im Zoologischen Garten wanderten bei preußischer Musik. Gut, daß Gustawa fort ist, die holten sie auch! Conrad Duchanin wird man nicht holen, wer kümmert sich um den alten kranken Mann in der Fischerei? Und der Name Suchetzki hat guten Klang jetzt in Posen, Pani Jan Suchetzki in der Redaktion, jawohl.

Der alte Mann liegt wie er lag, die Augen geschlossen, und draußen läutet Polen, redet Polen, marschiert Polen in feldgrauen Uniformen.

Ist es nicht ein Anblick, das erstemal: deutsche Uniform und — Feinde darin, psia krew ...

Conrad Duchanin starrt aus dem Fenster in die Fischerei.

‚Nach mir die Sündflut —'

Er schlägt zu Boden: Die Sündflut ist da.

★

Nun heißt es fort.

Man muß fort.

Der Befehl ist da, auch für Conrad Duchanin und allem, was zu ihm gehört. Was nützt der Name, der jetzt so gültige Name in der Redaktion: er ist ausgewiesen, denn er ist deutsch.

Stumm steigt er in den Flüchtlingszug. Der lange, langsame Zug fährt nach allem schrecklichen Abenteuer, die Mühlen drehen sich im polnischen Wind, so ging Polen, dahinten bleibt Polen, Marie Duchanin.

★

Die Fräulein hatten von ihrer Wohnung ein Zimmer freigemacht, nackt und kahl. Wände, Türen und Fenster, Diele und Dach, aber kaum etwas zu essen und zu heizen — „Im Winter, daß ihr an einem Feuer euch wärmen könnt ..." Marie denkt: ‚Selbst das nicht mehr. Selbst das nicht, wonach wir in

unserem Leben als einzigstem streben und jagen mußten. Mein Gott, wie sind wir versunken, wie ist die Welt für uns versunken, im letzten Abenteuer sind wir. Aber ist Welt im Innern nicht dafür da?'

Lau kam, neugierig, lugend: „Wie lebt ihr?"

Sie richtete sich triumphierend auf und sprach: „Was für ein Glück geschah ... endlich... Nun kann ich Ringhaus offen heiraten, er bekommt nun die Apotheke ganz, und wir nehmen die obere Etage noch dazu, dann haben wir es noch geräumiger. Wir vergrößern auch überhaupt, ich habe in Gedanken schon alles eingerichtet, es wird herrlich, was kann ich den Menschen nun sein!"

„Aber seine Frau," sprach Marie. „Ist sie nicht mehr da?"

„Sie ist da, aber sie muß fort. Sie muß sich scheiden lassen."

„Und dein Mann, wenn er einmal ... wiederkommen sollte?"

„Er kommt nicht mehr wieder. Und wenn auch, es ist neue Zeit, er muß sich scheiden lassen."

„Und seine Kinder?"

Laus Augen schillerten.

„Es wird sich alles finden. Wir werden auch mit ihnen fertig. Sie können gehen."

„Und Ringhaus' Kinder?"

„Sie können auch gehen."

Marie blickte sie an. Ihre Augen strahlten noch immer, unbekümmert. Es war eine leuchtende, unbeirrte, kindlich klare Welt: Erde. War das Menschenliebe?

*

Conrad Duchanin sprach nicht mehr.

Er hielt es sonst wie früher: stand auf, aß auch, aber er sprach nicht mehr. Er saß auf dem Sofa und starrte vor sich hin. Stunde auf Stunde saß er und starrte regungslos. Tag um Tag dämmerte er in schweigendem, ungeheurem Sinnen.

Dann sank er zusammen und mußte in das Bett getragen werden. Der Schlag hatte ihn von neuem gerührt.

Er röchelte und schlief und dämmerte. Wachte er noch zuweilen oder wußte er nichts mehr? Trieb seine Seele noch ungeheuerlich zwischen den beiden Küsten hin? War Vergangenheit noch da? Die Mutter? Rang er um die Kirche, um die Sprache, den Glauben? Oder war er in Deutschland bei seinen Kindern?

Er sprach nicht, phantasierte nicht, fragte nach nichts, nach keinem mehr, er versank.

Er versank, und es kam das letzte.

Auf einmal öffneten sich seine Augen ganz weit, ganz groß und richteten sich mit düster drohender Frage, wie auf eine entschwindende Küste, wie auf das Leben selbst, das er verließ.

Aber darüber verwandelte sich sein Gesicht, es wurde jung, ganz jung ... wie schön war er einmal gewesen ... und jetzt sah Marie, daß ein ungeheures, lächelndes Erstaunen darüber kam. Er starrte und lächelte. Starrte einem Hohen entgegen, wissend, wissend.

Der unglückliche Mann, der niemals mehr gelacht hatte, lachte im Augenblick des Sterbens wie ein glückliches Kind.

*

Marie eilte fort. Ihr blieben alle Besorgungen.

Sie sah nicht auf die Menschen, die ihr begegneten, nicht auf die Stadt ohne Türme, nur auf den Tag — ‚Sterbetag — Sterbetag' — dachte sie erschauernd. Da blieb sie stehen.

Ein Zug kleinerer Kinder kam, von der Art und dem Alter, wie Marie sie einst im Norden um sich gehabt hatte, junge, schwatzende, trippelnde Dinger. Vom Kindergarten.

Marie gewahrte nicht das geplagte Mädchen, das bei ihnen war, sie blieb vor den ersten der Kleinen stehen und sah ihnen ins Auge.

Sie dachte nicht mehr an das, was sie einst in der großen Entgötterung ihres Lebens vom Kinderauge gesagt hatte.

Jetzt fühlte sie nur eines darin, umschauert vom Tode, das Wunder — Gott.

*

In diesen Wochen sprach Frau Duchanin von ihrem Schicksal.

Es war das erstemal, daß sie, durch die Erschütterung ihres ganzen vergangenen Lebens gedachte, das Marie so sehr vergangen schien, wenngleich sie es in sehr vielem noch mitgetragen hatte.

Die Mutter hieß Georgette, und dieser Name sank von selbst in eine andere Zeit, wo es Tänze junger Mädchen und junger Herren, heiteres Weltleben guter Familien gab, von dem Marie nichts wußte. Damals hatte alles für Georgette Quingsberg mit Sturz und Demütigung und Verzicht geendet, der andere war genommen worden, den das Schicksal brachte. Schuld und Versäumnis, Längstvergangenes, hatte Mariens Los mitgeschaffen, und sie begriff auf einmal stark, wie sehr längst Tote oft noch ... leben. Aber noch anderes wurde ihr, obgleich ihr Blut trotz allem heiß, heißer als das Blut der Mutter war, eigentümlich klar: es war, ungeheuer verkettet, in ungeheuerlichem Zusammenhang gedichtet, immer das gleiche. Unter anderem Namen, in anderer Landschaft, anderer Kaste, unter anderen Kleidern rollte sich immer wieder das . . . gleiche ab: erlitten, ertragen,

überwunden. Immer die gleichen Töne schwollen auf und ab, klingend durch die Geschlechter. Dabei war für Frau Duchanin noch etwas anderes gewesen, in ihrem längst verstorbenen Kinde wunderlich flüchtig und schön verkörpert, jene klingende und malende Sehnsucht, jener seufzende Traum: Wälder, Wälder, jenes Erträumen funkelnder Nächte voller Lichter und Sterne ... Sehnsucht nach Glück und Gott?

Wußte die Mutter, wie viele solcher klingenden, träumenden Nächte Marie für sich schon kennengelernt hatte, trotz allem ... War sie nicht, die Unbeachtete, die Erbin von allem, wie es war, ja, wie es war ...?

Eines war sicher, Frau Duchanin, die so schwer an ihrer Ehe getragen hatte, war nun ebenso verzweifelt Witwe. Sie sah Duchanin immerwährend, und er verwandelte sich dabei. Von allem Trüben gereinigt, wurde sein Bildnis wie er selbst im Tiefsten ... gewesen war. Aber es kannte ihn keiner.

*

Nach einigen Monaten kam Alexander an. Er hatte den Weg hierher noch nicht eher antreten können, sein Bein war noch jetzt sehr unbehilflich und der linke Arm auch.

„Es geht," sprach Marie, „denn, wenn es der rechte wäre ..."

„Ja, zum Bauzeichnen," sagte er, „es wird aber für den Bau einstweilen nicht viel zu zeichnen sein. Und zu bauen erst recht nicht."

„Und was wirst du nun tun?"

„Etwas hab' ich schon getan. Und man hat mich ausgebildet."

„Worin?" Sie sah ihn an.

„In einer Kunst, die keine ist," sagte er, „für dich vielleicht nicht ... Aber ich kann dir nützen. Ich bin nichts weiter geworden, wie gewöhnlich. Nur ... Rezitator. Sieh, das kam ... draußen," sagte er, „ich lag im Lazarett, lange, lange und konnte nichts, weder singen noch spielen, nur lesen allenfalls. Und eines Tages in schlimmer Stunde, als es nicht mehr ging, als nichts mehr war, da fing ich an zu sprechen. Und sie hörten ... Und konnten nicht genug hören. Und ich sah auf einmal, was das für mich war ... Nun, so hat man mich dort ‚entdeckt' und schließlich ausgebildet. Und wenn wir nun ganz vor die Hunde gehen," setzte er hinzu, „dann kann ich es wenigstens in schöner Form, falls sie ein anderer gibt und jemand noch hören will, sagen —"

Sie blickte in sein Gesicht, er meinte es nicht so. „Du hast ein Talent," sprach sie, „jetzt erst hast du es gefunden. Du hast immer ein Instrument gesucht!" rief sie aus.

„Und immer verkehrt und —"

„Und schließlich bist du selbst das ... Instrument ... Und so kam es ..."

„So kam es," sagte er.

Sie gingen zum Grabe, Alexander war still. Er dachte an alles, rätselhaft stellte sich das Dasein wieder vor ihm auf, aber in sich war er fester und hatte Aussicht auf Entwicklung und Klärung.

Dann fuhren die Geschwister wieder dem Walde zu, jenem Walde, in dem sie damals geweilt hatten, als der unheimliche Stern am Himmel stand und das große Abenteuer begann.

Wald, Feld, Erde waren schon längst über das traurige Jahr hinweg, die Kuckucke schrien nicht mehr so, alles war schon weitergegangen.

Marie wollte Alexander die Höhle zeigen, aber sie fand sie nicht. So viel sie auch suchte und den Wald durchwanderte, und sie hatte sie damals so leicht gefunden: die Höhle war nicht da.

„Es muß anders gewesen sein," sprach sie, „ich muß von einer anderen Seite aus hineingekommen sein. Alles muß anders gewesen sein, denn sonst wäre es ja ein — Märchen —"

Er sah sie an und überhoch wuchs in seinem Auge ein zeitloses Erkennen.

„Es war vielleicht ein Märchen," sagte er.

Der Weg fiel ab, sie waren an einem Grunde.

„Dort unten?" fragte er, „lag die Höhle vielleicht dort?"

„Hier war ich niemals," sprach sie, „und die Höhle war auch nicht dort. Hier ist Wald, oben und unten und höre, höre, wie das rauscht —"

Sie beugten sich vor und sahen in eine Schlucht gepeinigter Wipfel, in ein Rasen, Rauschen, Krachen und Heulen. Ja, der Wald raste, durch und durch geschüttelt, und der Himmel jagte über ihn dahin. Gewalt war in der Welt, Erbarmungslosigkeit, Bruch und Schlag und Eisluft, Eis —

„Das ist Welt, das ist Erde," sagte sie, „das ist die schreckliche Stimme, das Rätsel, die Wirklichkeit. Das ist es alles und ist es nicht. Denn ich hörte ... mehr ..."

Er stand und grübelte.

„Was wolltest du, Alexander?" fragte sie, „ein großer Musiker werden, nicht wahr? Aber du fandest kein Instrument und deine Hände verdarben immer mehr. Und ich wollte nichts Geringeres, als Frau Curie noch überholen, lernen, lernen wollte ich, alles sehen und erkennen. Wie die Geschwister im Märchen wollten wir über Berge und Meere wandern und wohin kamen wir? Du nach Riga in ein Lazarett und ich in die Stadt ohne

Türme. Beide wurden wir rettungslos festgehalten. Jeder Ausweg wurde immer wieder umstellt. Da mußten wir uns besinnen, da zwang uns die furchtbare Erde, uns zu erkennen und — sie."

„Da begriffen wir, was wir sollten —"

„Stimme sollten wir sein."

„Künstler sollten wir werden, uns finden und den Geist."

„Aber das ist nicht alles," sagte er ruhig.

„Nein," sprach sie langsam, „das ist es nicht. Dahinter steht erst, um was es ging und was einem langsam klar wurde."

„Das, was die vielen nicht begreifen, was für sie nicht da ist —"

„Das ist Atlantis," sagte sie. „Gott."

*

Sie kamen nach der Stadt zurück.

Hinter Marie war ein Schritt, langsam und dumpf.

Sie wandte sich und sah Rasdorf.

Rasdorf, den einst Ersehnten. Da ging er auf seinen alten Wegen, der Stadt zu, die ihn nicht mehr kannte.

Ja, weiß man nicht: Rasdorf ist abgesetzt? Der Herr Landrat ist nicht mehr. Und seine junge Frau hat ihn verlassen.

Mit gesenktem Auge schritt Rasdorf eben vorbei und grüßte stumm.

Zu Hause wartete Lau auf Marie, ein Tuch umgeschlagen, darunter schimmerte ein grelles Kleid.

„Sag' mal, eure Wirtinnen haben wohl keinen Platz für mich?"

„Für dich?"

„Ach laß," sagte sie. „Ich weiß schon. Denke, mein Mann ist wiedergekommen," fügte sie leicht hinzu.

— Marie sah auf einmal das Bild der Apotheke, wie sie es einst gesehen hatte: alles in Ordnung, Übersichtlichkeit, Ruhe und Korrektheit und da ist Voelkel wie einst ...

Ja, ist nicht alles Abenteuerzeit?

„Ich muß also fort," sagte Lau, „für den Augenblick wenigstens, aber Ringhaus wird die Sache schon ausfechten. Desto besser, so suchen wir uns eine andere Apotheke, die noch schöner und größer ist, in Berlin wahrscheinlich. Dann wird das Leben ganz anders. Dann kommt es erst." Sie gab Marie die Hand. „Wenn wir uns also nicht mehr sehen sollten," ihr Auge schillerte in Triumph, „so lebe wohl, du wirst wohl hier in der Apotheke bleiben."

*

Marie war wieder in der Apotheke, und es war wirklich alles wie einst.

Voelkel stand am Pult und war unverändert. Man könnte behaupten, er trüge noch die gleiche Schleife am Kragen. Es ist seine alte Art, die überall hinsieht und alles in Händen hält.

Es geht alles erstaunlich schnell und ohne Aufregung. Aber er schien längst zu wissen.

Marie hatte er freundlich wie immer begrüßt: „Ich danke Ihnen, Fräulein Duchanin. Sie bleiben doch noch weiter bei uns?"

„Bis zum Examen," sagte Marie.

Majorie und die Kassiererin waren sehr unsicher, die beiden fremden Helferinnen schon verschwunden.

Und Ringhaus?

Die Tür schlug auf, und es kam Doktor Grassau.

Er ging auf den Apotheker zu und begrüßte ihn mit der Bonhommie und Sicherheit des treugebliebenen Freundes. Sie sprachen leise miteinander.

Dann wurde der Apotheker abgerufen, und Grassau wandte sich an Marie.

Der fiel ein, daß Lau sie damals ihm gegenüber mit ihrem Manne verdächtigt hatte, wie sie später erfuhr.

Ob der Doktor das noch ... glaubte?

Jedenfalls sagte er eifrig: „Wissen Sie von Frau Voelkel?"

„Ich weiß nichts," sagte Marie.

„Sie ist nicht mehr hier. Und kommt auch wohl nicht mehr wieder. Der Berg ist ihr zu steil geworden."

Marie schwieg.

„Und Ringhaus?" Die Augen des Doktors glühen in Kleinstadtfreude. „Denken Sie, der Herr Provisor ist verschwunden."

„Nicht so, wie Sie vielleicht vermuten," fuhr er eifrig fort, „Ringhaus reiste allein. Die Polizei weiß es, denn sie ist seiner pharmazeutischen Leistungen wegen stark hinter ihm her ... Und so ist er sogar der klugen Lau entwischt ..."

„Und sie?" fragte Marie erschrocken.

Der Doktor sah sie an.

„Machen Sie sich keine Sorge," sagte er gelassen, „die Frau Lau wird von nun an alle Menschen lieben. Oder alle Männer."

Er sah sie begierig an.

„Aber Sie, Fräulein Duchanin, man hört doch nichts mehr von Ihnen?"

Marie lächelte. Draußen hörte man von ihr. Draußen weiß man von ihr.

Er hat aber keine Ahnung von allem, was mit ihr geschah und aus ihr wurde.

Er sieht sie noch dort, Marie fühlt es genau, dort, wo sie einmal stand —

„Ich sah Sie vorher —"

Kleinstadtneugier ist auf seinem Gesicht.

„Ich kam mit meinem Bruder aus dem Walde."

„Ach ja, so ... Aber bei dem Wetter ..." er sah sie an, „sonderbarer Geschmack ... Was

soll denn das? Was machen Sie denn draußen?"

Marie lächelte.

„Da ist doch nichts," fuhr er auf.

„Ja," sagte Marie, „da ist ... nichts ..."

Laune und Stimmung war, was sie einmal miteinander reden ließ, Laune und Stimmung, was sie einmal verband. Langeweile der Kleinstadt warf ihn ihr flüchtig in den Weg. Lau hatte damals recht: trotz seinen großen Worten und allen seinen Worten gehörte der Doktor zu nichts anderem, als zu denen, die er verabscheute: zu den — Banausen.

*

‚Irrtum, der sich selbst korrigierte,' dachte Marie nachher. ‚Es war nicht Leben, Leben war das andere, das mich ... stieß ... Und der — eine —?'

Sie ging durch die Stadt. Es war nahe am Abend und es dämmerte wunderlich. Fast wie Spuk trat auf einmal jenes Haus aus den Nebeln, jene verworfene Ecke, in dem Sünde gewohnt hatte.

‚Sünde,' dachte Marie.

Nun, der Spuk der Erinnerung ist noch hier, die Luft ist voll Erinnerung. Spur ist noch hier, auch von mir, blutrote Spur und glüht sie nicht noch immer?

Sie wird immer glühen, das ist das einzige an ihr.

Irgendwo in der Stadt, der Schicksalsstadt, wohnt er wieder, mit dem mein Weg zusammentraf in Verhängnis. Und es war alles nicht das, was es schien, es war, wie ich immer fühlte: anders.

Er ist wieder hier, aber er kann nicht bleiben.

Auch ich bin noch hier, aber ich werde nicht bleiben.

Unsere Wege werden auseinandergehen, und nichts wird sein. Aber das eine sollte sein: Vollendung der Spiegelbegegnung, Wissen, daß ich recht sah, einmal und immer.

*

Und Rasdorf kam. Er kam aus der Dämmerung wie das Gespenst aller vergangenen Stunden.

Er war es. Er war es.

Aber er war nicht mehr der gepflegte Herr voll Gesellschaftlichkeit, das ist vorüber.

Marie sah erbarmungslose Veränderung, Herumgeworfensein an ihm, und in der schweren, fast resignierten Tiefe des Auges: Altern, Dahingehen.

Jene halb korrekte, halb tragische Maske ist noch immer über ihm, sie hat sich jetzt zur Wirklichkeit gewandelt und war es vielleicht schon immer ... auch über Tragik der Leidenschaft hinaus.

Marie sieht, wie unheimlich deutlich er umrissen steht für ... sie.

„Fräulein Duchanin ..."

Nicht mehr Marie Duchatel, niemals mehr.

Und Marie fühlte: es mußte sein. So mußten wir zusammenstoßen.

„Fräulein Duchanin," sagte er plötzlich resigniert, „bin ich nicht selbst der Mann in der ... Erde?"

Sie zuckte betroffen, denn sie ahnte nicht, daß er das las, was die Erde ihr sagte.

„Ich ... raste einmal nach einem Platze, um — der Vereisung zu entgehen," sagte er, „aber der Schneesturm kam dort erst recht über mich," er verzog in etwas lebemännischer Art den Mund. „Das Eis ..."

Sie hob kühl den Kopf.

O, weißt du, was brannte und glühte? Weißt du, was in der Eishölle glühte?

„Ich sah erst lange nachher ein, was für ein verbrecherischer Tor ich war," er machte eine Handbewegung. „Das ist vorbei. Alles ist vorbei ..."

Ja, wer hat Schuld an allem? Aber das ist gleichgültig.

Marie fühlte: der Schnee fiel draußen über ihn. Es ist so. Das war nicht kurzes Reiter- und Jagdstück und nicht triumphierende Heimkehr ... alles hatte sich verwandelt und so ist es nun. Das war Sturz und Vereisung.

„Das waren Sie ... Sie ... mit," sagte er.

Marie schwieg.

„Ja, es kam über mich," sprach er. „Nun bin ich fertig. Und nur Ihretwegen bin ich wieder hergekommen, um Sie zu — sehen —"

„Brachten Sie mich nicht auch zu mir ... selbst?" fragte Marie.

„Es kann sein. Ja, ich weiß, ich weiß von ... Ihnen. Und eben darum, Marie, trotz allem, weil ich alles fühlte, war die ... Kette ..."

„Ich gehe jetzt fort," sagte er. „Aber das bleibt. Das wollte ich Ihnen nur sagen: das bleibt —"

Und er starrte sie an, naß, verregnet, alles Dunkel und alles Draußen an sich, und sie sah die nackte Seele, hervorgetrieben vom Schicksal, von Schnee und Eis, fragend, verzweifelt, suchend und dunkel, wie sie sie damals gesehen hatte, im Spiegelglas im letzten Augenblick vor dem Scheiden.

„Das bleibt," sagte Marie und gab ihm die Hand. Aber im stillen sah sie doch den andern, den — Soldaten, immer noch.

*

Das Examen war vorüber und Marie war wieder in Berlin. Wieder in Berlin, aber es war ein anderes als das im Kriege. ‚Sah

ich das nicht einmal?' dachte Marie. ‚Wo war es?' Ach, es war der Mann in der Erde, der sie um sich sah, diese Gestalten, die da raffen, jagen und schwelgen in der Eiszeit und von der Eiszeit.

Marie wohnte in Dahlem bei Katterfeld. Und Chrischowa war auch da.

In der Nähe liegt die Apotheke, an der Marie Vertretung hatte. Katterfelds Eltern schafften ihr Wohnung, auch Alexander ist da, man kann seinen Namen an den Säulen lesen, er ist bekannt. Auch Marie ist bekannt, und beide sind in einer bewegten geistigen Welt.

Nun kommt Chrischowa zu ihnen, die mit Alexander die Schwester Constantine am Lehrter Bahnhof abholte. Marie war schon früher dort, aber Constantine ließ auf sich warten.

Constantine kam aus Spanien. Dorthin hatten ihr Mann und sie sich bei Kriegsausbruch noch flüchten können und dort hatten sie die ganze schwere Zeit in behaglichem Schutze bei Freunden abgewartet. Wilhelm C. P. Hayessen konnte dort für die Firma tätig sein.

Marie wartet voll Spannung.

Da ist Constance, das schmale Tierhaupt hoch erhoben, die Augen funkelnd, wie sie einmal nach Jan funkelten und sehr elegant, jene Ausländereleganz. Hayessen war noch in Hamburg geblieben. Die Firma Söderland hat schwere Verluste erlitten, aber sie wird sich wieder aufraffen. Hamburg geht nicht unter.

Constance erzählt viel und mit Geschicklichkeit, sie hat so viel gesehen und gehört, sie hat im Auslande gelebt und ist mehr Ausländerin und sie hat doch weit draußen, weit draußen, die große Brandungslinie der Welt gesehen —

Marie, die sich eben erst wieder aus ihrem Laboratorium freimachen konnte und Alexander, Alexander erst, denken nur daran: was hat sie gesehen, gesehen — Marie denkt: was hat sie gelernt, draußen, weit draußen, und jetzt, inmitten des großen Abenteuers Europas.

Und Constantine erzählt. Von Engländerinnen und Französinnen und von jenen Zufällen bei der Tafel im Hotel. Von Begegnungen und vom Leben in der Schweiz. Sie hat sich immer als Polin gegeben, das war leichter für sie und — amüsant. Sie berührt die ostdeutsche Tragödie flüchtig und gleichmütig und kommt wieder auf die Toiletten der Französinnen und Amerikanerinnen zurück und vergleicht, etwas ironisch, die der Deutschen.

Marie kommt wieder auf China zu sprechen.

Sie erzählt, daß Alexander und sie nahe daran waren, hinüberzukommen.

„Da wäret ihr schön ins Pech geraten," erwiderte Constance, ein listiger Blick streifte Marie, „seid froh, daß nichts draus wurde, das muß man verstehen. Und jetzt möchte ich euch noch nicht grade dazu raten, draußen ist überall noch unsicheres Pflaster. Wir selber bleiben ja einstweilen hier," setzt sie hinzu, „in Hamburg, Hayessen sagt, es wird schon werden. Aber sieh mal," sie faßte belustigt Marie an der Schulter und spähte lebendigen Auges aus dem Fenster, „sieh doch nur mal das Kleid —"

Und Marie kommt wieder die Erinnerung an das Kapitänshaus in der Allee und sie erkennt, daß Constantine noch immer die gleiche ist. Nach so viel Jahren, nach Abenteuer, Fremde, Erschütterung, nach so viel Welterlebnis, sagt sie noch immer das gleiche. Sie ist unverändert, lacht, reckt sich und sieht nach den Kleidern.

In der Dame aber drüben an der Haltestelle in triumphierend kurzem, buntem Kleide hat Marie die Lau erkannt. Sie sah sie schon einmal in der Stadt. Lau ist in Berlin. Es geht ihr gut. Sie hat Freunde, die viel verdienen. Sie liebt alle Menschen.

Alexander lächelte Marie an.

Katterfeld, die in Mariens Buch von der Eiszeit wieder geblättert hat, sagte jetzt: „Ja, wir Geistigen sind alle in die Eiszeit geraten. Wir hungern und frieren, und wie soll das enden?"

„Wie das enden soll?" sagt Chrischowa und schaut auf Marie und Alexander, der hoch auffährt.

„Und wenn sie uns erschlagen, die Feisten und Satten und Bunten, die ihre Jagd zu machen verstehen, dann wird die Zukunft von ihnen wissen. Dann wird es einmal zu lesen und gebrandmarkt sein, wie sie den Geist in Deutschland erschlugen."

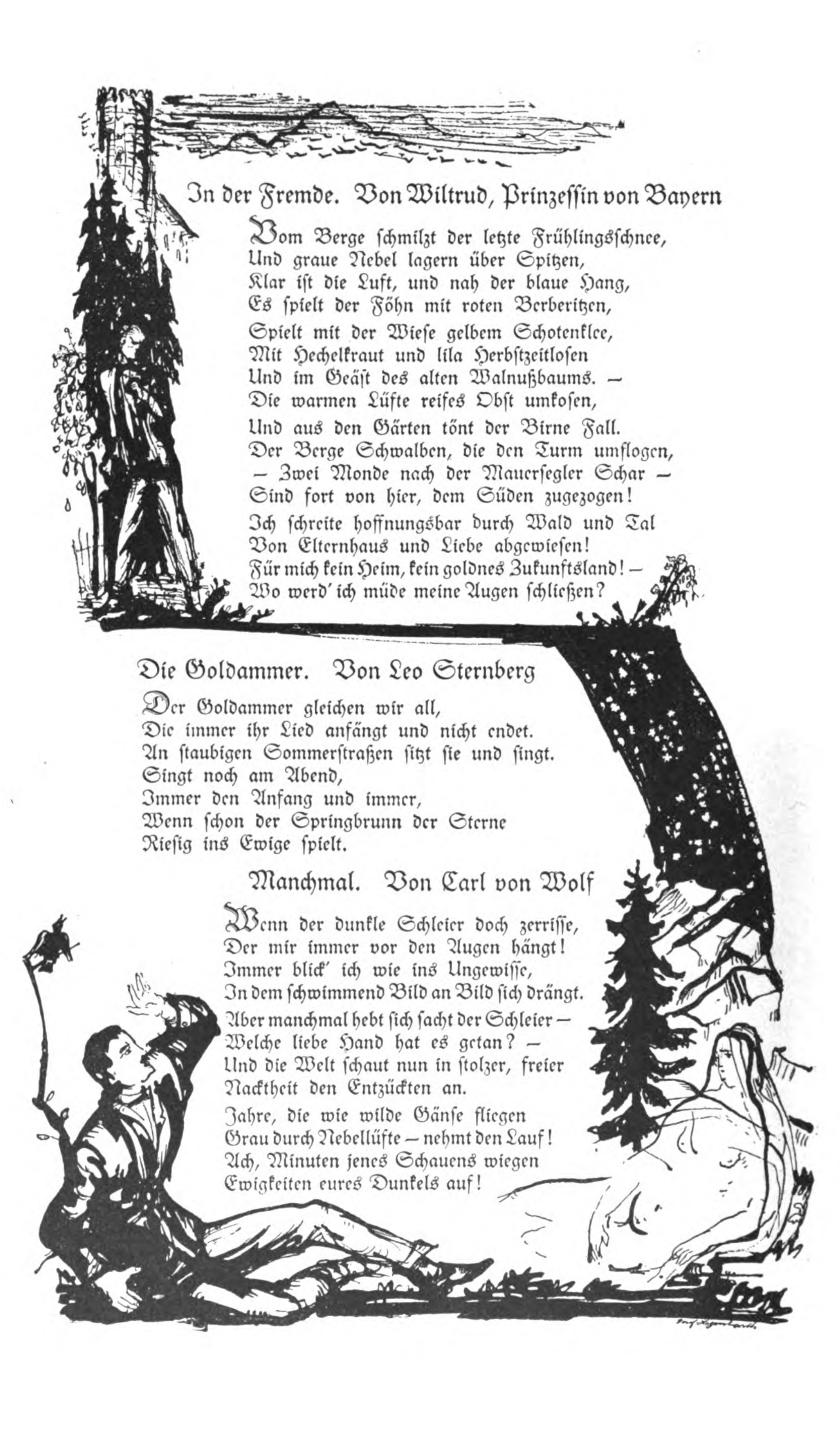
Chrischowa schüttelte langsam den Kopf.

„Geist läßt sich nicht erschlagen. Ich denke noch an damals, Marie. Als für Sie der große Sturz kam. Als alles verschwand, woran Sie sich halten wollten —"

„Die Steine, an denen das Messer geschliffen werden sollte," sagte Marie.

„Nun, es waren dann eben andere Steine," sprach Chrischowa.

Und Marie starrte vor sich hin. Nicht den Landrat sah sie wieder, sondern in dem Spiegel einen hohen Schatten, den geliebten Artilleristen.



In der Fremde. Von Wiltrud, Prinzessin von Bayern

Vom Berge schmilzt der letzte Frühlingsschnee,
Und graue Nebel lagern über Spitzen,
Klar ist die Luft, und nah der blaue Hang,
Es spielt der Föhn mit roten Berberitzen,

Spielt mit der Wiese gelbem Schotenklee,
Mit Hechelkraut und lila Herbstzeitlosen
Und im Geäst des alten Walnußbaums. –
Die warmen Lüfte reifes Obst umkosen,

Und aus den Gärten tönt der Birne Fall.
Der Berge Schwalben, die den Turm umflogen,
– Zwei Monde nach der Mauersegler Schar –
Sind fort von hier, dem Süden zugezogen!

Ich schreite hoffnungsbar durch Wald und Tal
Von Elternhaus und Liebe abgewiesen!
Für mich kein Heim, kein goldnes Zukunftsland! –
Wo werd' ich müde meine Augen schließen?

Die Goldammer. Von Leo Sternberg

Der Goldammer gleichen wir all,
Die immer ihr Lied anfängt und nicht endet.
An staubigen Sommerstraßen sitzt sie und singt.
Singt noch am Abend,
Immer den Anfang und immer,
Wenn schon der Springbrunn der Sterne
Riesig ins Ewige spielt.

Manchmal. Von Carl von Wolf

Wenn der dunkle Schleier doch zerrisse,
Der mir immer vor den Augen hängt!
Immer blick' ich wie ins Ungewisse,
In dem schwimmend Bild an Bild sich drängt.

Aber manchmal hebt sich sacht der Schleier –
Welche liebe Hand hat es getan? –
Und die Welt schaut nun in stolzer, freier
Nacktheit den Entzückten an.

Jahre, die wie wilde Gänse fliegen
Grau durch Nebellüfte – nehmt den Lauf!
Ach, Minuten jenes Schauens wiegen
Ewigkeiten eures Dunkels auf!

Blumengärten für intelligente Faule

Von Karl Foerster

Die 14 photographischen Farbenaufnahmen wurden im Perennium des Verfassers in Bornim bei Potsdam-Sanssouci gewonnen

Für denjenigen, der die neuen Maßstäbe an Form und Inhalt des Gartens legt, sind die meisten bisherigen Gärten nur seltsame Verhaue, in die man weder Natur noch Kunst hinein ließ! Grenzpflanzungen decken milde den Blick; Neugier erwacht auf etwas, was fast niemals da ist, — aber, wie wir wissen, dereinst fast alle Gärten erfüllen wird, und zwar in allergrößter Abwechslung von Garten zu Garten!

Was in den meisten Gärten am stärksten blüht, ist die erstaunliche Anspruchslosigkeit und Bescheidungskraft der Besitzer, die immer noch ganz froh über ihre Gärten sind. Aber warum sollte das Gartenwesen schon einen so großen Vorsprung vor andern Dingen haben? Sind doch die meisten Menschen noch seelische Hungerfakire auf den meisten der elf Hauptgebiete des Glückes: Der Freude an Landschaft, Garten, Tieren, Bildern, Musik, Büchern, Sport, Theater, Reise, Freundschaft, Liebe und schöpferischer Arbeit.

Wenn du noch nicht zur Gilde der weißglühenden Gartenmenschen gehörst, sondern zu den mittellauwarmkühlen oder halbwegs naturfremden Gartenfreunden, dann tue alle deine Begriffe von Gartenblumen und Blumengärten, alle überkommene Gartentradition und Gartenlangeweile mitsamt Kugelbuxus, knallgelben Kieswegen, Meltaurosen, gemischten Deckstäuchern, phrasenhaften Blautannen und ewig gestrigen Spießerblumen auf einen riesigen Komposthaufen und befeuchte das Ganze mit dem Wasser der Vergessenheit.

★

Blumengärten für intelligente Faule! Der voreilige Skeptiker, also der Durch-



Steingarten in Königsberg in Ostpreußen. Gemälde von Prof. Karl Storch. Die gelbe ausdauernde Nachtkerze ist Oenothera glabra. Auch Königsberger Klima hat Spielraum für viel größere Fülle neuen Blütenpflanzenlebens, als je ein Garten dort aufnehmen kann



Das Steingarten-Wesen (von Ostasien her allmählich über England durch die Kulturländer der gemäßigten Zone verbreitet) ist eine neue Auseinandersetzung des Menschen mit der Natur. Diesem neuen Reiche verkämpfter und verzwergter Pflanzenhelden kann im Garten Unendliches zugemutet werden, sofern gewisse gutmütige Grundwünsche berücksichtigt werden

schnittsmensch denkt, das wäre ja viel zu reizend, als daß es das geben könnte. Er vergißt, daß Wunsch und Erfüllung von derselben großen Hand in die Welt gepflanzt wird. Etwas festeren Boden würde er schon unter seinen Füßen fühlen, wenn er wüßte, welche unermeßliche Arbeit zu dem Schlußergebnis führte: „Blumengärten für intelligente Faule!" Wenn er ahnte, wieviel Fleiß und Intelligenz, welche Mühen der Neueinführung fremder Pflanzen, der Veredlung und Umzüchtung, der Herausarbeitung neuer gartenkünstlerischer und gartentechnischer Methoden innerhalb dreier Jahrzehnte dies neue begnadete Gartenreich heraufgeführt haben!

Was hier einem ausgedehnten Kreise von Lesern, von dem ich sonst nur einen kleinen Teil durch Gartenzeitschriften oder Bücher erreichen könnte, vorgetragen oder doch wenigstens angedeutet werden soll, ist im wesentlichen noch kaum Gemeingut verhältnismäßig kleiner Kreise von Gartenfreunden und Fachmännern; beruht es doch zum Teil auf systematischer Dauerbeobachtung unberührter Einzelpflanzen über lange Reihen von Jahren hinweg, mit welcher überhaupt eine Terra nova betreten ward.

Aber die Neuheit ist gar kein Grund, gewonnenes Licht unter einen Scheffel zu stellen und sozusagen den Fehler „gärtnerischer Inzucht" zu begehen, indem man immer nur zu Leuten spricht, denen unsere Gedanken schon nahe liegen.

Wegzüchtung vieler Arbeit und Arbeit verursachenden Fehler und Schwächen

Diese modernen Arbeiten und Erfolge sind äußerst vielartig. Zunächst handelt es



Senkgarten im Anfang Mai mit Iris, Tulpen, Trollius und niedrigen ausdauernden Stiefmütterchen (Viola cornuta Alpha, die keine Arbeit alljährlicher Neuheranzucht machen)

sich darum, bestimmte Wuchs- und Krankheitsfehler der Pflanzen wegzuzüchten und ihnen bestimmte Eigenschaften beizubringen, die eine Fülle von Pflegeeingriffen ersparen. So wurde dem Heer der Astersorten, der Goldrauten, Phloxe und Rittersporne und vieler anderer Pflanzen, die früher oft unterirdisch umherwucherten, im weißen Meltaubefall erstickten, nach Regensturm am Boden lagen und sich zu erdbespritztem knieendem Blühen aufrafften, beigebracht, wie man sich in Gärten zu benehmen hat. Diese Umzüchtungsarbeiten konnten nur von Menschen ausgeführt werden, die mit einer an Fanatismus grenzenden Geduld ans Werk gingen. Auch die Dahlien- und Gladiolenzüchter haben allmählich ihre Fliegenaugen abgelegt und den Blick auf das Ganze solcher Blumenpflanzen oder Blumengruppen gerichtet. Die Erfolge sind ungeheuerlich. Aber die Zahl der Gärten, in denen Gebrauch von all diesen Ergebnissen gemacht wird, verhält sich zu der Zahl jener Gärten, in denen alle Fehler noch ihr altes Unwesen treiben, wie 1 zu 1000. — Wenig bekannt, aber wert, sehr bekannt zu werden, ist es, daß aus wilden Staudengewächsen oder aus Gartenstauden von verhältnismäßig schwachem Wuchse, also z. B. dem wilden Trollius (Goldranunkel) und ihren früheren Gartensorten durch Umzüchtung Pflanzen von viel mächtigerem Wachstumstemperament geschaffen worden sind, bei denen eine Pflanze sich in einigen Jahren zu Farbenbüschen entwickelt, die so groß sind wie fünf nebeneinander gepflanzte Exemplare gleichen Alters der Ausgangspflanzen.

Setzt man eine Pflanze des alten bekannten Rankknöterichs, Polygonum balduanicum, neben ein Exemplar des neueren Polygonum Auberti, des tibetanischen Rankknöterichs, so hat der letztere nach drei Jahren eine große Hauswand bewachsen, während der erstere etwa zehnmal so klein geblieben ist.

Zu den wichtigen Dingen für Gärten geringer Pflegemöglichkeit gehört unter ande-



Stilleben. Gemälde von Gerda Metzger. Der Ginster (Elfenbeinginster) friert nie aus wie der wilde, macht also weniger Arbeit, die Darwintulpen eignen sich zum pflegelosen Verwildern



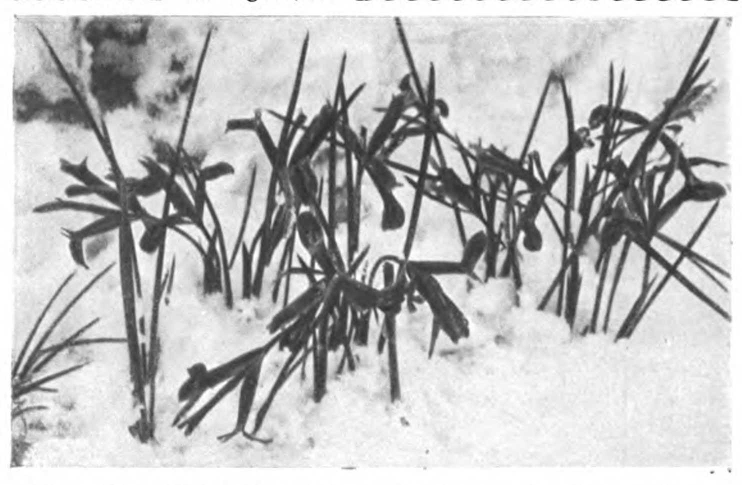
Stilleben. Ölgemälde von Erna Schmidt. Mannshohe ausdauernde Edelrittersporne in den Sorten King of Delphinium, Lascelles, Moerheim, Donau, Amos Perry, Altkönig, Capri, Arnold Böcklin, Wilhelm Storr

rem auch die Fähigkeit vieler Pflanzenarten, plötzlich einen Sämling, d. h. also die Grundlage einer neuen Sorte hervorzubringen, die sich nun im Gegensatz zu anderen Sorten ohne jede Wassernachhilfe gegen Dürre behauptet und trotzdem viel schönere Blüten und Pflanzen zeigt, als ihre durstigen Sorten-Verwandten.

Mehr und mehr gelingt es ferner, auch vielen Pflanzen, die uns bisher Ärger, Arbeit, Kopfzerbrechen und Kosten durch Ungezieferempfindlichkeit oder Frostschäden bereiteten, mittels Kreuzung und Zuchtwahl die nötige Winterhärte oder die nötige Unschmackhaftigkeit für Ungezieser anzuerziehen. Dies gilt z. B. von Primeln, Akelei, weißen Margeriten und Kugeldisteln. Mitten zwischen verlausten Sämlingen von Kugeldisteln erschien plötzlich ein ganz lausfreier. Weitere Aussaat desselben hätte nicht zum Ziel geführt, wohl aber war eine sichere Vervielfältigung jener Antilaus-Eigenschaft durch die Vermehrung aus kleinen Wurzelschnittlingen möglich, in deren kleinstem Zipfel die Antilaus-Parole sitzt.

Vier bis sechs Jahre alte Exemplare der meisten weißen Margeritensorten erlitten im Alter Verkrüppelung durch Dürre und Ungezieser. Nur die Sorte „Weißer Stern“ setzte sich in unverminderter Blumengröße gegen alles durch. Den Raupenfraß an der bunten Schmetterlingsakelei konnte man durch Kreuzung mit veredelten starkwüchsigen europäischen Akeleien beseitigen.

Siegersorten der Dauerkonkurrenz



Anfang März erblühende Schwertlilien (Iris reticulata), die acht Jahre lang unberührt an jener Stelle wuchsen, wurden Ende März nach viel Frost- und Schneewetter photographiert. Schwertlilienflor dauert jetzt von März bis Ende Juli, Sorte für Sorte, Art für Art

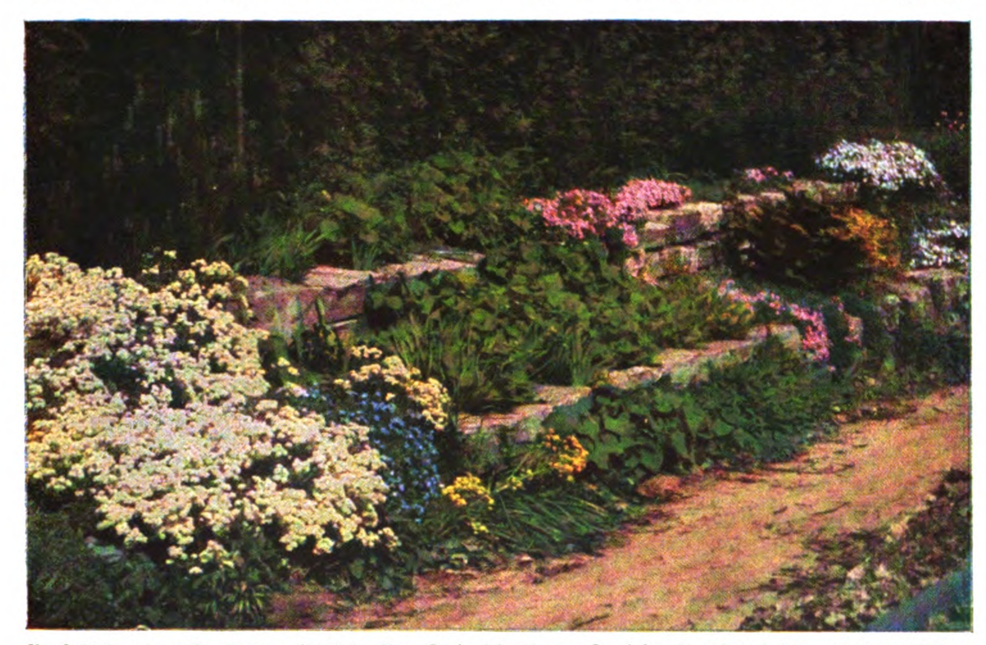
Bisherige Betrachtungen leiten zu einem sehr merkwürdigen Kapitel hinüber, über das noch unbegreifliches Schweigen in der Welt herrscht. Denke dir einmal ein zwei Meter breites, einige Kilometer langes Gartenbeet bepflanzt mit allen Dauergewächsen des Blumengartens, Sträuchern, Rosen, Rhododendron, Stauden, Zwiebelstauden, Rankgewächsen in je einem Stück jeder Art und Sorte bei gleicher, sehr geringer Pflege und gleicher Pflanzgröße unter Bodenverhältnissen, die halbwegs ein arithmetisches Mittel der Erfordernisse aller Pflanzenarten darstellen. Diese Pflanzung müßte nicht nur an Arten, sondern auch an Sorten alles Vorhandene umfassen, also Hunderte von Schwertliliensorten, Phloxen, Rhododendron, Gladiolen, Tulpen und Hyazinthen, Tausende von Rosen, hundert Fliedersorten und Arten. Dieses lange Beet denke man sich zwölf Jahre lang alle drei Jahre genau beobachtet unter Festlegung der Vegetations- und Blütenentwicklung aller Einzelexemplare. Das Ergebnis dieser Dauer- und Vergleichsbeobachtungen wird um so überraschender, je länger diese Beobachtung der unberührten d. h. also nicht verpflanzten Einzelexemplare durchgeführt wird, und ist von höchstem Interesse für die Blumengärten intelligenter Fauler. Niemals ist bisher in Katalogen, Zeitschriften und Büchern von diesem außerordentlichen Sachverhalt berichtet worden, der für den eigentlichen Gartenwert einer Blütengewächssorte entscheidend ist. Die Menschen sahen nach dem Weltkriege in Blütenpflanzungen, Gärtnereien und Botanischen Gärten Dinge, die sie wohl auf diese Beobachtungsfährte hätten hinführen können. In tief verunkrauteten, zusammengewachsenen und verhungerten Beeten, Horsten und Gruppen vieler Pflanzensorten gleicher Art konnte man damals überraschende Verschiedenartigkeit

Seidelbast gehört mit seinem Märzflor und herrlichem Duft in jeden Vorfrühlingsgarten und jeden Naturgarten; am schönsten wirkt er aus rosa Schneeheide herausblühend

der Blühkräfte und der Vegetationskräfte zwischen einzelnen Sorten wahrnehmen. Manches Schwertlilienbeet war schon fast blumenlos, wenn das Nachbarbeet einer andern Sorte noch ganz Farbe war. In den Rhododendrongruppenpflanzungen der Städte blühte mancher Zipfel prächtig, wenn andere Pflanzen versagten. Wenn ein Städter auf der Rückseite eines Bankgebäudes fünf kleine Rhododendrongruppen alljährlich vor Augen hat, zwei Gruppen davon alljährlich in voller Blüte sieht, während die drei andern wenig oder gar nicht Blüte zeigen, dann gibt er die Schuld allen möglichen Dingen, falls er überhaupt zu den wenigen Menschen gehört, die über so etwas nachdenken. „Die schlechten Gruppen stehen wahrscheinlich auf einem Gasrohr.“ Niemals kommt der naive Sinn auf den Gedanken, daß hinter dieser kleinen Erscheinung ein großes Weltprinzip verborgen sein könnte, dessen Gesetze mit erstaunlichster Auswirkung Blume und Menschenleben umfaßt.

Das Endergebnis dieser Dauerbeobachtungen der ausdauernden Blütenpflanzen ist ungefähr das Folgende: Etwa ein Drittel der Sorten setzt sich auch als sehr alte Pflanze selbst unter weniger günstigen Umständen in dem Reichtum und der Sicherheit seiner Blütenentwicklung gegen alle Widerstände durch. Ein anderes Drittel ist von mittlerem Verhalten, während das letzte Drittel die ausgesprochenen Versager im Dauerverhalten umfaßt.

Wie sehen denn nun die Sieger oder Besiegten der Dauerkonkurrenz nach langen Jahren aus? Ich will einige solcher Eindrücke herausgreifen. Eine große Staudenaster rekelt sich vermeltaut am Boden, obwohl sie Venus heißt, während daneben die Aster „Nancy Ballard“ im siebenten Jahre einen tadellosen kubikmetergroßen Blütenbusch gebildet hat. Aster „Goethe“ bildet eine prachtvolle Blumenkuppel, während die Nachbarpflanze der ihr anfangs vielfach vorgezogenen Sorte „Imperator“ zu zwei Drittel wirr am Boden liegt. Manche Schwertlilie blüht nach sechs Jahren überhaupt nicht mehr, während die Nachbarsorte, z. B. Dorothea, nach fünf Jahren noch fünfundfünfzig Stiele in dichter roter Blütenmasse brachte. Eine Rhododendronsorte steht seit mehreren Jahren schon ganz ohne Blüte, während die Nachbarsorte alljährlich mit Blüten überschüttet ist. Heliopsis ziniaeflora ist trockenheitsempfindlich und sieht schon nach vier Jahren ziemlich kläglich aus, während Heliopsis excelsa, die schönste



Vorfrühlingsterrassen-Beete mit blaßgelbem Steinrich, blauem Kaukasus-Vergißmeinicht, rosa Teppichflor-Brightnes und weißer Iberis-Schneeflocke; alle genannten existieren auch in viel weniger derben, daher pflegebedürftigen Sorten und Arten

unter den längstblühenden aller größeren gelben Dauerstauden, ihre überlegene Schönheit aus völlig anspruchslosen, meterhohen und wuchtigen Staudenbüschen hervorbringt. Chrysanthemum „Normandie" hat sich zu einem wuchtigen, 80 Zentimeter hohen Busch entwickelt, während von der irrtümlich für winterhart ausgegebenen Nachbarpflanze einer andern rosa Sorte nur noch der Leichenstein übrig ist. Die schlechten Phloxe haben vielfach nur 40 Zentimeter hohe, ziemlich ärmliche Büsche mit sehr kleinen Dolden hervorgebracht, während die Phlox-Sieger noch im siebenten Jahr unberührten Wachstums imponierende Farbenbüsche formten. Den Siegernaturen können wir ungünstigere Gartenplätze und dichtere Pflanzung zumuten, ohne daß jene Herabminderung eintritt, welche Gärtner und Laien so oft irrtümlich Entartung nennen, die aber in Wirklichkeit auch nur eine vorübergehende Erscheinung von Hunger, Durst und Bodenverbrauch ist; denn auch sogenannte entartete Pflanzen entfalten nach der Umpflanzung sogleich oder baldigst wieder ihre ursprüngliche Schönheit.

Etwas ängstliche, auf Kleingesichtspunkte des Handels eingestellte Kollegengemüter würden mir zu den ganzen Beobachtungen und Bestrebungen nichts anderes zu sagen haben, als dies: „Du sägst ja den Ast ab, auf dem wir alle sitzen." Die Antwort hat zu lauten: „Wenn ihr mit diesem Ast herunterbrecht, steigt freundlichst auf einen dauerhafteren! Kein Land, in dem Gärtnerei in höherem Maße von den Interessen und Liebhabereien des Gartenfreundes ausgegangen ist, als England und keines, in dem der gärtnerische Beruf wirtschaftlich und gesellschaftlich auf höherer Stufe steht!"

Ersparte mechanische Arbeiten führen zu erhöhter Spannkraft für feinere geistige und schöpferische Arbeiten im Garten. Wird das „Reich der Gnade" im Garten tiefer ausgebaut, so bekommen viel mehr Leute Lust, selber einen Garten zu haben; der Gärtner hat dann interessante Arbeit und interessante Pflanzen für zehn Gärten zu liefern, anstatt vorher weniger befriedigende Arbeit und unbefriedigende Pflanzen für drei Gärten.

Verringerung der Pflege durch neue gartentechnische und gartenkünstlerische Maßnahmen

Eines der stärksten Mittel, unfruchtbare und ewiger Pflegerei bedürftige Garten-



Das Blaukissen, Aubrietia tauricola, ist ein wirkliches Wundergewächs an **pflegeloser Dauerkraft. Anfänglich** lehnt man diese müden Farben im Frühling ab, später scheint uns ein **Gartenfrühling ohne das** Farbenspiel der Aubrietien eine seiner Hauptglanznummern zu entbehren



Narzissenwiesen von reichem alljährlichem Flor müssen ziemlich feuchter Natur sein. In trockenen Gartenplätzen lassen viele Narzissenarten und -Sorten nach einigen Jahren mit Blumenreichtum nach, andere jedoch keinesfalls. Zu den hartnäckigen Reichblühern gehört die Multiflorus-Rasse. Hier hat man die Arbeit des Umlegens nur alle zehn Jahre

plätze in der Nachbarschaft flachwurzelnder Gehölze fruchtbar zu machen, ist die Abdämmung der Wurzeln durch Dachpappe oder dünne Betondecken. Hoffnungslose Fälle sind selten.

Man kann hier auf sehr einfache Weise Plätze für schönstes Pflanzenleben gewinnen, an denen früher immer erneut und geändert, gegossen und gedüngt werden mußte. Sogar Plätze unmittelbar unter alten Bäumen, an denen nach Aussage der landesüblichen Gärtnerresignation „nichts Vernünftiges wachsen" sollte, konnten durch jene Abdämmung zu Hauptanziehungspunkten des Gartens gemacht werden. Hier wurde der Boden weggeräumt (zwanzig Zentimeter tief) und der ganze Platz mit einer dünnen Betondecke belegt, sodann der alte Boden mit verbessertem durchmischt und dreißig Zentimeter hoch aufgefüllt und in diesem geschützten Erdreich eine Vorfrühlingspflanzung, durchsetzt mit Farnen, errichtet, die schon zehn Jahre lang mit äußerst geringer Pflege einwandfrei weiter gedeiht.

Neben dem Wurzelelend der Gärten ist als zweites Elend die Unkrautplage zu nennen, der auch viel intelligenter und grundsätzlicher begegnet werden kann, als dies meist geschieht. Hier ist endlose, unproduktive Arbeit durch Pflanzung von bodenbedeckenden Gewächsen zu sparen. Über diese wichtige Frage wäre ein ganzes Buch zu schreiben, das die Aufgabe hätte, einen ungeheuren Erfahrungsstoff zu sammeln und leicht zugänglich zu machen. Im feuchten Klima kann man andere Bodendeckungspflanzen riskieren, wie in trockenem. Leider sind die Gartenpfleger meist schwer dazu zu gewinnen, einen geringen Teil der durch Bodendeckungspflanzen ersparten Jätezeit auf die Freihaltung einer kleinen Erdscheibe um jede größere Blütenpflanze herum zu verwenden.

Mit überraschendem Erfolge habe ich Staudenpflanzungen in sehr hoch gelegenen Alpengärten durch eine Cerastiumdecke unkrautfrei gehalten, was viel bedeuten will, denn nirgends fliegen mehr Unkräuter an,



Es ist noch wenig genug bekannt, wie verhältnismäßig kleine Gartenräume für die Entfaltung wilden deutschen Vegetationszaubers in stilisierten Naturgartenpartien ausreichen. Je richtiger diese Gestaltungen durchgeführt werden, desto geringere Pflege beanspruchen sie

als in der Nähe großer Alpenwiesen. Jüngst war eine halbschattige Akeleipflanzung, die mit Becherfarn und Amstel durchsetzt war, durch eine immergrüne Bodendecke zu verschönern und unkrautfrei zu halten. Immergrün selber hätte die Akelei durch Wuchern allmählich geschädigt. Die wirkungsvollste und ungefährlichste Pflanze, mit der man in diesem Falle arbeiten konnte, war das Leberblümchen mit seinem schönen bronzegrünen Winterlaub. Von unvergleichlicher Schönheit bei größter Gesundheit für die Lilien ist die Bodenbedeckung von Liliengärten mit Sedum Sieboldii, dem blaugrünen Oktobersedum. Keins der dreißig Garten-Sedum würde ähnliches leisten können. Zur Frage der Unkrautbekämpfung in Steingärten möchte ich noch auf die dekorative Belegung bloßer Erdflächen mit Bruchsteinen, ja an manchen Plätzen auch mit grobem Marmorkies und mancherlei anderem kleinen Schmuckgestein hinweisen.

★

Bewässerungsarbeit kann grundlegend erleichtert werden, soweit trockene Gärten in Frage kommen, durch vierzig Zentimeter tiefe Lockerung des Bodens, welcher dann viel mehr Wasser von unten und oben aufnimmt und der Wurzel gestattet, schneller in feuchtere Tiefen zu gelangen; ferner durch Lockerhaltung der Erdoberfläche und durch Vermeidung schräger Flächen, an denen das Wasser abläuft. Diese nach vorne schrägen Erdflächen sollte man auch in Steingärten meiden und durch Terrassierung in horizontale oder wasserfangende Flächen verwandeln. Das Lockerhalten des Bodens wird durch die feine Verteilung der Wasserzufuhr, die Zartheit des Sprühregens, gefördert. Für Bewässerung in Steingärten ist eine fünf Meter hohe Stange mit Schlauchanschluß sehr zweckmäßig, aus deren Gipfel sich das Wasser in Form eines weithin sprühenden Wasserdampfes über sehr große Steingartenpartien so langsam verteilt, daß die Feuchtigkeit Zeit hat, in den Boden einzudringen, ohne ihn durch Wasseraufprall oder das noch schlimmere Fließen auf schräger Fläche hart und luftlos zu machen; letzteres ist der Grund für das oft so un-

erklärliche Versagen junger Pflanzen auf schräger Erdfläche.

Man sollte ein für allemal in allen bewässerungsbedürftigen Böden den Dünger mindestens mit einem Drittel derselben Menge von Torfmull mischen. Von eigentümlicher Schädlichkeit für die Aufnahme und Weitergabe von Wasser ist es beim Graben und beim Rigolen, wenn die ausführenden Leute in unbewachten Stunden den Dünger, statt ihn locker auf schräger Erdfläche auszubreiten, immer in die Sohle des Grabens stoßen und sozusagen Feuchtigkeits-Isolierschichten herstellen, deren Wirkungen man oft im Querschnitt noch nach Jahren beobachten kann. Ein wichtiges Mittel, um die Bewässerungsfrage zu einer bequemen Harmonie zu führen, bleibt der Verzicht auf zu enge Pflanzung. Bei genügend weitläufiger Pflanzung verlaufen alle Trockenheitsleiden außerordentlich viel gutmütiger!

★

Ein wahrer Moloch an Zeit- und Geldverbrauch ist in vielen Gärten die Schaffung und Erhaltung eines schönen Rasens. Es gibt ungezählte Plätze, wo man den Rasen lieber durch teppichbildende Stauden ersetzt, die gar keine oder nur ganz geringe Pflegearbeit beanspruchen. Den Besitzern von Gärten, in denen Bodenüberzüge aller Arten keine große Rolle spielen, fehlt es entweder an Intelligenz, an Faulheit oder an Geld. Immerhin bleibt aber doch noch überall eine große Anzahl von Fällen, in denen Rasen unersetzlich ist, schon weil er, wie keine andern Staudenarten, das Betreten verhältnismäßig gut verträgt. Arbeit sparend für Rasenpflege ist



Schwertlilien (Iris) sind nicht nur in eine Schönheit hinaufgewachsen, deren Begriff noch fast gar nicht mit jenem Namen verbunden wird, sondern haben auch alle Fehler abgelegt, die früher Arbeit und Umpflanzerei nötig machten (Chereau, Rheinnixe, Ilsan, Darius, Maori-King, Frithjof sind solche Dauersieger).



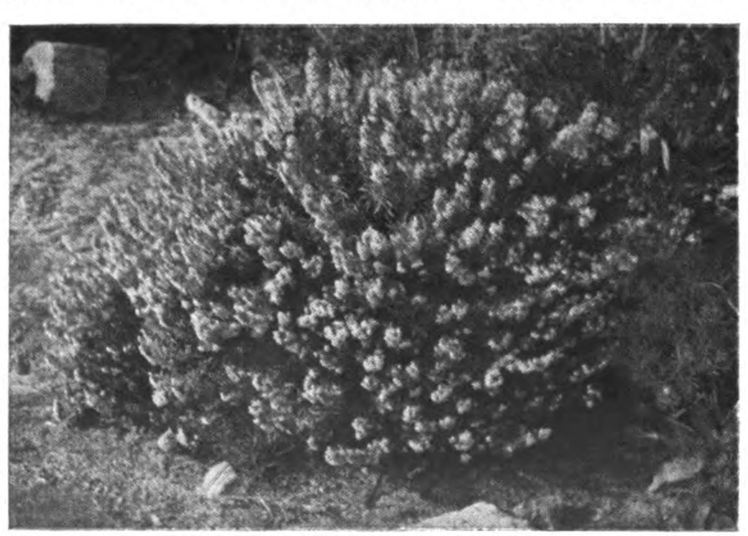
Unten links: Die Trollblume, Trollius hybridus, Orange Globe, Excelsior, Goldquelle, Earliest of All und ähnliche gehören zu den herrlichen gelben Dauergewächsen des Gartens. Fünf Jahre alte Wurzelerdballen sind so schwer, daß starke Leute unter der Last dieser Frühlingsblume stöhnen

im höchsten Maße Anpassung der Auswahl der Gräser an Schatten, Trockenheit und Feuchtigkeit. Gute Vorbereitung des Bodens hierfür wirkt für immer geld- und arbeitsparender, als die meisten Bauherrn ahnen, welche sich durch einen billigen Kostenanschlag irreführen lassen. Rasenflächen, die man etwas verwildern lassen will und nur ein- bis zweimal schneiden lassen möchte, kann man durch Einsprengung von geeigneten Streublumen den Eindruck des Verwilderten benehmen und diesen nach der Seite des natürlich Malerischen umbiegen. — Es gibt schon eine feste, klare und reiche Erfahrungslehre von den Streublumen in Rasen, die aber unbenutzt bleibt, obgleich sie uns äußerst bequeme Wege zeigt, zu vielen Blumen ohne Pflegearbeit zu gelangen.


Rittersporn, Delphinium Corry, gehört zu der schönsten, obgleich er noch stützungsbedürftig gegen Regensturm ist

Der künstliche und der künstlerische Garten

Was hat nun der Gartenkünstler zu bedenken, wenn ein Grundstück- oder Gartenbesitzer an ihn herantritt mit der Bitte: „Mach' mir einen netten, herzhaften Blumengarten, der urwüchsig und bodenständig genug ist, um nicht ewig an ihm herumpusseln zu müssen.“ Ist seine Intelligenz seiner Faulheit ebenbürtig, so wird er zu dem Gartenkünstler sagen: „Mache mir einen Garten, in dem die Jahreszeiten zu stärkstem Ausdruck kommen, indem man sich die Farben nicht aus allen Ecken zusammenbetteln muß, sondern sie in Zusammenfassungen und Klängen findet, die dem Auge wirklich Genüge tun. Mache mir einen Garten, der mich weder in die Uferlosigkeit und Einseitigkeit eines bloßen Naturgartens, noch in das Gefängnis eines bloßen regelmäßigen Gartens einspinnt! Garten soll mir für mein Welt- und Naturgefühl werden, was Kirche und Kapelle für das Überweltgefühl!“


Bergminze gehört mit ihrem langen Herbstflor in jeden herbstlichen Steingarten nahe an Rosa Silene Schafta

Das Kunstwerk eines Gartens scheint mir erst dann vollkom-

men, wenn seine Pflegearbeiten und Pflegekosten ganz bestimmte Grenzen einhalten.

Einen flachen Garten möchte ich nicht haben, denn warum eine Orgel in eine Kiste vernageln? Warum die herrlichen Räume in die Erdtiefen hinab oder in die Luft hinauf unerlöst schlummern und schnarchen lassen und den feinsten Reizen des Gartens, der wilden und der züchterisch verklärten Berg- und Ufervegetation Grundlagen natürlichster Reizentfaltung versagen? Der tiefste Hintergrund meines Wunsches nach einem Garten von großem innern Reichtum, der dennoch weniger Pflegearbeit und Pflegekosten verursachen soll, als die landläufigen Gärten, liegt aber in meiner Überzeugung, daß der Gartengestalter durch diese Wegdrängung vom künstlichen Garten am sichersten zur Erschaffung des künstlerischen Gartens gebracht wird: und daß zu wenig Selbstverwaltung der Pflanzenwelt eines Gartens auf Fehlern des Gartenaufbaus und der feinsten Pflanzenauswahl beruht.

Völlig neuer Reichtum und völlig neue Bändigung der Mannigfaltigkeit unterscheidet moderne Blumengärten für anspruchsvolle Menschen von den Gärten früherer Zeiten. Sie umfassen auf verhältnismäßig kleinen Räumen die Prinzipien des regelmäßigen architektonischen Gartens und des nicht bloß Natur nachahmenden, sondern Natur stilisierenden Gartens, ja auch mannigfache Bastardierungen der beiden Prinzipien! An Stelle falscher Landschaftsnachahmung sind Gesetze und Gestaltungen raumgemäßer Maßstabsverjüngung getreten und an Stelle des Pflanzensammelsuriums ist das Prinzip der Standortsgenossenschaft und ihrer Steigerung durch ausdrucksvolle und hineinpassende Pflanzen aus aller Welt entstanden. Die Begriffe und Reiche des Ufergartens, des Steingartens, Heidegartens, des Berggartens und des Steppengartens, der Jahreszeitengärten und der malerischen Farbengärten, der Senkgärten und Heckengärten, der blühenden Treppen, Mauern und Terrassen sind ausgebaut worden. All diese Zusammenfassungen sind ebensosehr aus dem Wunsche nach Schönheit, als nach bequemer Pflege der Schönheit entstanden. Ganz neue Anpassung üppigen Blumenlebens an prallsonnige und schattige Gartenteile wurde durch das neue Pflanzenleben möglich, während früher an solchen sonnigen Stellen bei Dürre viel Wassernachhilfe und an schattigen Stellen häufige Erneuerung nötig war. — Hat man einen sonnigen und einen schattigen Gartenteil in einen Naturgarten zu verwandeln, so ist der schattige prachtvoll für den deutschen Frühlingswaldflor geeignet, der dort von Anfang März bis Ende Juni blüht, während der sonnige das Zeug zu einem Heidegarten besitzt, in dem Edelrosen vom Charakter der Wildrosen, Edelginster und Säulenwacholder zwischen den mannigfachsten Heidekrautarten wachsen. Es gibt genug Heidearten, das ganze Jahr mit Heideflor zu erfüllen bei beschämend wenig Pflegearbeit. Nach vielen



Dahlie Fanal gehört zu den neueren einfachblühenden kleinblumigen Sorten, die eine so wichtige Ergänzung der monumentalen Hybriddahlien bilden. Die Dahlie wird eine Volksblume, wie die Rose. Unter etwa 300 hier durchgeprüften erlesenen Sorten finden sich 130, von denen man keine missen möchte

Jahren zu lang geworden, vertragen sie ausgezeichnet einmal einen Rückschnitt.

★

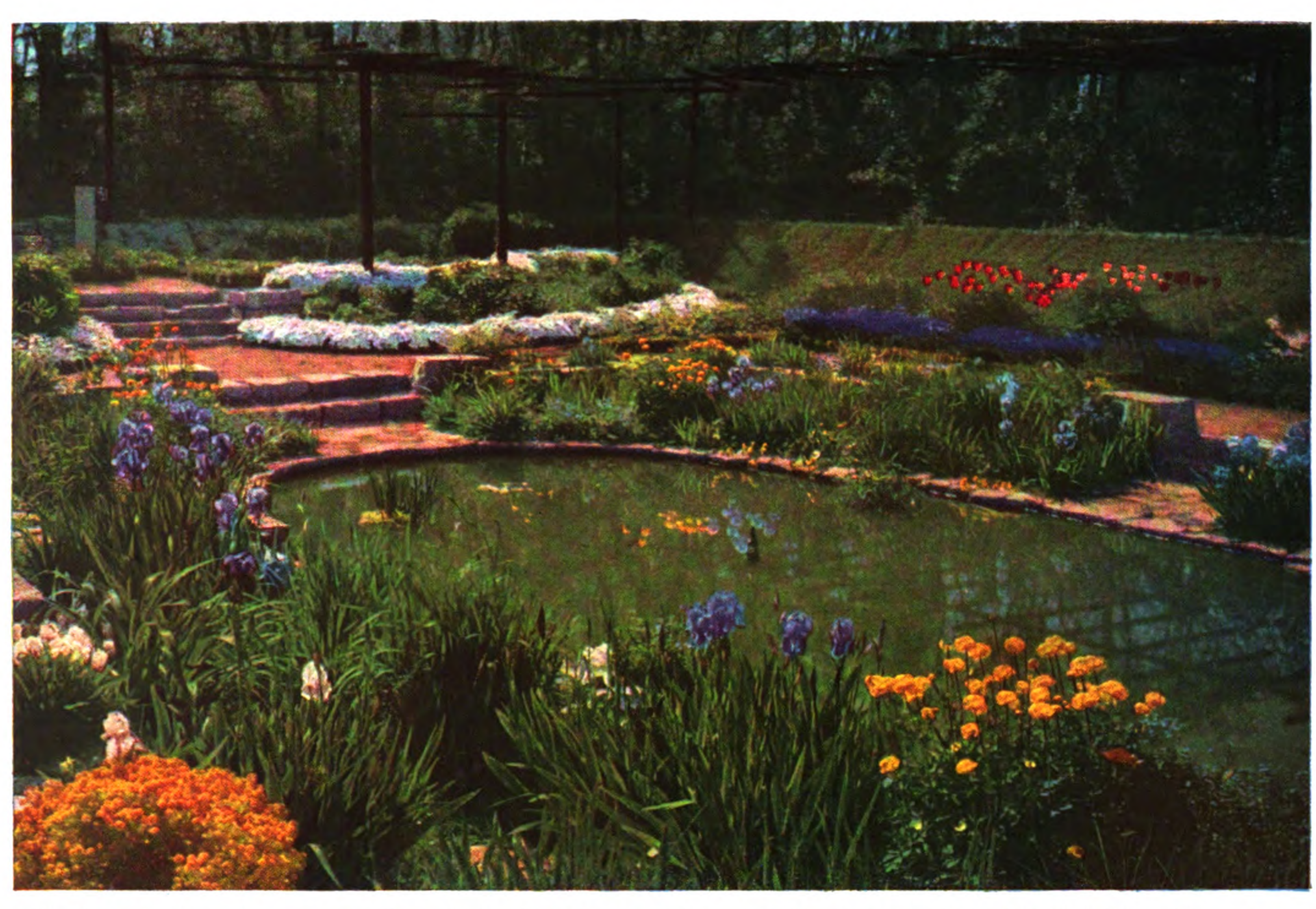
Wer die Arbeit an Staudenrabatten vereinfachen will, pflanze lieber Rabatten für begrenzte Jahreszeiten, als immerblühende Rabatten. Lange blütenarme Zeiten solcher Rabatten können mit ein paar lange blühenden Füllstauden aufgehellt werden. Die Arbeit an Staudenrabatten ist seit 10 bis 15 Jahren außerordentlich viel lohnender und leichter geworden als früher, da sehr viel neue Pflanzen entstanden sind, die besser und geordneter als früher wachsen und viel längere Blütezeiten haben. Der intelligente Faule vergißt hier ganz seine Faulheit, weil seine Arbeit und seine Erkenntnis sich in so unverhältnismäßig schöne Wirkungen ausmünzt. Man hört oft die Frage aufwerfen: Machen nun Stauden eigentlich viel Arbeit oder wenig Arbeit, ist es wahr, daß Blütensträucher am allerwenigsten Arbeit im Blumengarten machen? Ist die Verwendung von Sommerblumen zwischen Staudenpflanzungen lohnend und gedeihen diese so automatisch, wie man ihnen nachsagt? Man kann alle diese Fragen nicht beantworten, weil die Fortschritte der Pflegeverringerung in zu schneller Entwicklung begriffen sind und weil jedes der vier großen Bezirke des Blumenreichs eine Fülle von Dingen enthält, die völlig automatisch wachsen und blühen und jahrelang keinen Handgriff von Pflege brauchen, während wieder andere Pflanzen jener Reiche durchaus ein gewisses Maß von Wartung nötig haben, um ihre vollen Schönheitskräfte zu entfalten und zu erhalten. Intelligenz und Faulheit ziehen jedenfalls alle vier Gartenblumenreiche in ihren Dienst und sind nicht für Einseitigkeiten zu haben.

★



Dahlie Theodor Höpker gehört zu den sehr wenigen feinstrahligen Dahlien, die uns auf die Dauer nicht langweilig werden. Aufrechte Haltung der Blumen an starken Stielen hoch über dem Laube ist Grundvoraussetzung ihrer Aufnahme in die Liste der idealen Sorten

Vom idealen Steingarten gilt das gleiche Prinzip, wie vom übrigen Garten. Er enthält am besten sechs Abteilungen für Vorfrühling, Frühling, Frühsommer, Sommer, Herbst und Winter. Nur die enge Benachbarung des zeitlich genau miteinander Blühenden bringt die feinsten Wirkungen des Blumengartens hervor bei gleichzeitig bequemster Pflegemöglichkeit. In der neuen Ausgabe des Buches „Winterharte Blütenstauden und Sträucher der Neuzeit“ ist zum erstenmal versucht worden, die Grundlagen einer ganz neuen Kontrapunktik der Gartenblumen zu schaffen. Der zeitliche Verlauf des Flors ist zur Grundlage der Pflanzenauswahl und Gruppierungsvorschläge genommen und unzählige Pflanzen, denen man zu kurzen Flor vorwarf, sind in 5 bis 12 Zeitgruppen aufgeführt, deren Beachtung uns ein Vielfaches der bisherigen Blütezeit im Garten sichert. Schwertlilien blühten früher 14 Tage; jetzt dauert der Flor Sorte für Sorte, Art für Art (mit einer einzigen winzigen Zeitlücke) von Anfang März bis Ende Juli. Rhododendronflor vom 10. Januar bis Anfang August, Magnolien-



Ein Senkgarten kann mit ausdauernden Gewächsen so raffiniert werden, daß er von Anfang April bis Oktober beständig in seinem Flor wechselt
Nichteingeweihte haben den Eindruck, daß er alle 14 Tage völlig neu bepflanzt ward

flor statt zwei Wochen sechs Wochen, Strauchspirenflor von Anfang April bis in den September.

Jene Blumenkontrapunktik beschäftigt sich damit, Gartenblütengewächse in ganz neuer Weise miteinander zu verbinden und zu verschmelzen. Denn dies entbindet die höchste Schönheit eines Blütengewächses im Garten. Alle neuen Garten-Freuden und -Gedanken haben sich zu einer ganz neuen Art Gartenzeitschrift, der Bilderzeitschrift „Gartenschönheit“ und ihren Handbüchern zusammengeballt.

★

Das neue Gartenleben hält auch für verwöhnte Stadtmenschen ganz neue geistige Heimatgefühle auf dem Lande bereit; aber es verlangt und schafft auch neue Menschen, die ganz andere Beziehungen zu Hochgebieten der Kunst und des kosmischen Wissens haben, als dies in früheren Spitzweg- und Leberecht Hühnchen-Zeiten möglich war; es entrückt uns dem Weltgeräusch, weil es uns neue Maßstäbe einbaut, mit denen wir das Geräusch messen.

Da aber der Mensch ein Wesen ist, das immer weniger fähig wird, seinen Knochen wie ein Hund in der Ecke zu verzehren, so drängt es uns auf tausend Wegen in die lebendigsten Welt- und Gegenwartsfragen hinein, nicht zum wenigsten in die große Frage der Gartensiedlung für arm und reich nahe bei den großen Städten, an deren Lösung alles Heil der Zukunft geknüpft ist. Die Blume kann hier wirklich die Rolle der Wunderpfeife eines umgekehrten Rattenfängers von Hameln spielen!

Neue hoffnungsvolle Ausblicke in die künftige Gartenverwertung der Landumgebung der Großstädte und in die Verwandlung unseres Volkes in ein Gartenvolk erschließt die amerikanische und zweifellos auch bei uns bald einsetzende Rolle des billigen privaten Kleinautos, das in Verbindung mit neuen guten Fahrwegnetzen die großen landverteuernden Pfahlwurzeln des bisherigen öffentlichen Verkehrs um ein ungeheures Geflecht feiner Faserwurzeln bereichern wird, die billiges Land aufschließen. Zwei Morgen große Gärten für jede Stadtfamilie verbrauchen erst eine überraschend geringe Landfläche rings um die Stadt.



Kletterrose Leuchtstern (im sechsten Jahre nach Pflanzung) als freitragender Busch. Kletterrosen in tragkräftigen Sorten ergeben die malerischsten Rosengestalten. In jedem halbwegs ausreichenden Garten finden sich an allen möglichen Enden und Ecken unvermutet 60—80 Plätze für 60—80 Sorten in je einem Exemplar

Bismarck in Briefen zweier preußischen Staatsbeamten aus den Jahren 1855–1865

Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Mathilde Kelchner

(Schluß)

Petersburg, 2. 6. 59.

An den Vater.

Ich komme endlich am Himmelfahrtstage dazu, Dich wieder einmal mit einigen Zeilen zu bedenken, seitdem die Dienstverhältnisse hier sich so sehr geändert haben. Der Einzug des Herrn von Bismarck glich dem Einziehen der sieben Plagen in Ägypten und das ehemalige so harmonische Zusammengehen und Zusammenhalten aller Gesandtschaftsmitglieder ist einer sorgsamen Umsicht und mißtrauischen Betrachtungen gewichen. Ich hatte den Mann geschildert, wie ich ihn in Frankfurt kennen gelernt hatte, und, wie dies im Leben gewöhnlich geschieht, so glaubte man auch von mir, daß ich übertreibe, und nahm an, ich hätte eine Animosität gegen den Mann, weil vielleicht Du nicht so gut mit ihm gestanden hast wie mit Deinen früheren Chefs. — Ich habe jetzt die Genugtuung, daß mir von allen Seiten gesagt wird, ich hätte noch viel zu wenig geäußert; von einzelnen wird der Mann geradezu für einen schlechten Menschen gehalten. Mit dem Baron von Werthern und mit Herrn von Schlözer war er bereits nahe daran, sich schießen zu wollen, und es besteht namentlich zwischen letzterem und ihm ein Verhältnis, das nur demjenigen von Hund und Katze gleicht. Er ist bei Hofe beliebt, weil er gut schwatzen kann, bei seinen Kollegen mißliebig, weil er intrigiert. Das ganze Unglück des Mannes besteht darin, daß er nicht Gesandter ist, der beobachten und berichten soll und Weisungen empfängt, sondern daß er Politik machen will und Weisungen zu geben versucht. Daß er in Berlin unmöglich ist, weiß er sehr wohl selbst; dies liegt in den Worten, die er selbst ausgesprochen hat: „Man hat mich kaltgestellt!" — Ich bin, unberufen, bis jetzt der e i n z i g e, den er mit großer Artigkeit empfängt und dem er manchmal sogar eine Stellung anweist, die mich namentlich Schlözer gegenüber in Verlegenheit bringt. Wenn ich bei ihm arbeite, was sehr häufig geschieht, so behält er mich zu Tisch bei sich, und während des Arbeitens rauche ich ruhig meine Zigarre. Er diktiert gewöhnlich mir und Klüber und hat mir verboten, mich über diese Arbeiten gegen Herrn von Schlözer zu äußern. Seit seiner Ankunft haben wir noch keinen von den politischen Erlassen in der Kanzlei gesehen, und die telegraphischen Depeschen arbeitet er allein mit Klüber . . .

Als Legationsrat ist uns der Prinz Croy designiert, doch er ist bis jetzt nicht eingetroffen und hier kennt ihn niemand. Wie Bismarck sich mit dem stellen wird, wissen die Götter. Wenn der Ankömmling kein Laps ist, so wird auch er eine unangenehme Stellung haben. Der Mann ist von sich so eingenommen, daß er glaubt, nur er auf der Welt habe recht, und dabei ist er ein Feind Österreichs, wie ihn, glaube ich, Preußen niemals gebrauchen kann. Das ganze Verhältnis hier ist ein höchst aufregendes und abspannendes, und es wäre zu wünschen, daß bald, aber recht bald eine Änderung, wie sie auch sein möge, einträte. An den guten Herrn von Werther darf man, bei Gott, gar nicht denken.

Frau von Bismarck wird im Juli hier erwartet . . . Daß sie nicht die Dame für den russischen Hof ist, kann ich mir sehr lebhaft vorstellen; um eine preußische Gesandtin zu repräsentieren, gehört eben eine Frau von Werther dazu, die eine geborene Gräfin Oriolla ist.

Herr von Schlözer hat mir gestern sein neustes Werk „Friedrich der Große und Katharina II." zum Geschenk gemacht, wie denn überhaupt dieser Herr eine Stellung zu mir eingenommen hat, die an Liebenswürdigkeit, Vertrauen und Wohlwollen nichts zu wünschen übrig läßt. Ich für mein Teil halte mich streng in meinen Schranken und habe den Wahlspruch: „Gebet Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist" . . .

Soeben gehen mir Deine lieben Zeilen vom 27sten zu nebst dem Schreiben vom Bataillon. Ich komme, wenn es los geht, zum 29sten Infanterieregiment und werde mich hüten, jetzt Bismarck davon zu sprechen, da er mich unzweifelhaft reklamieren würde . . .

Petersburg, 20. 7. 59.

An den Vater.

. . . Bismarck hat Petersburg sehr leidend verlassen. Unter der jetzigen, gerade für seine Politik und Anschauung günstigen Konjunktur wäre es immerhin nicht unmöglich, daß er nicht hierher zurückkommt . . .

Petersburg, 2. 8. 59.

An den Vater.

. . . Von hier ist nichts zu melden. Hatte man am Geschäft noch keinen Ekel, so kann man ihn jetzt bekommen, denn niemand weiß, wer Koch oder Kellner ist. Prinz Croy ist ein ausgezeichnet netter und guter Mensch, aber in eben demselben Grade geschäftsuntüchtig. Alles lastet daher auf Herrn von Schlözer und mir und fast will es scheinen, daß wir Herrn von Schlözer nicht lange mehr hier sehen. Dann aber hört alles auf und es wird hier nicht mehr zum Aushalten sein. Das ist das Unglück in Preußen, daß man glaubt, Leute, die in höheren Regionen geboren sind, müßten auch mit dem entsprechenden Verstand ausgerüstet sein. Wann wird man von dieser Ansicht zurückkommen? Herr

von Bismarck muß wegen seines nervösgichtigen Zustandes nach Wiesbaden. Auch ihn werden wir vielleicht nicht wiedersehen, zumal der jetzige Augenblick ihm in politischer Hinsicht sehr günstig ist. Was überhaupt aus Deutschland werden soll, ist mir völlig unklar. In Berlin scheint man im mutigen Vorgehen auch nicht weiter zu kommen!...

Petersburg, 23. 9. 59.

An den Vater.

...Bismarcks werden hier zurückerwartet. Madame soll sich, wie die Sage geht, in Berlin ganz dicke Strümpfe wegen des hiesigen Klimas gekauft haben. Es soll nach allen Nachrichten mit seiner Gesundheit sehr schlecht stehen. Ich begreife nicht, was Petersburg da bessern soll... Hier geht sonst alles den alten Gang, Croy wird wenn möglich alle Tage ärger...

Petersburg, 25. 10. 59.

An den Vater.

...Hier geht alles ruhig seinen Gang. Herr von Schlözer ist faktisch und Prinz Croy nominell Geschäftsträger. Dies wird sich wahrscheinlich eklatant zeigen, wenn Herr von Bismarck zurückkommt. Da, wie ich vermute, Herr von Schlözer in diesem Moment in Urlaub geht, wird Herr von Bismarck durch den Augenschein überführt werden, wer eigentlich während seiner Abwesenheit die Geschäfte geführt hat. Dies wird jedenfalls ein interessanter und für mich höchst vorteilhafter Moment werden, weil mir alsdann ein großer Teil von Herrn von Schlözers Arbeiten zufallen wird und ich wenigstens die Probe auf den Legationssekretär ablegen kann...

Frankfurt a. M., 5. 11. 59.

An den Sohn.

...Dein Herr Chef und Familie möchten wohl bei Ansicht dieses sich in Petersburg befinden? Daß im Geschäftsgang manches sich verändere, bezweifle ich nicht. Ich kann Dir nicht genug empfehlen, der Art und Weise der Geschäftsbehandlung des Herrn von Bismarck streng zu folgen, denn nur dadurch wirst Du für die Zukunft siegen. Daß Herr von Schlözer wohl von Petersburg gänzlich abgehen wird, möchte ich sehr glauben... Angenehm ist es, daß Du mit Leutnant Klüber auf gutem Fuße stehst. Herr und Frau von Bismarck haben ihm hier ein ganzes Vertrauen geschenkt. Was er spricht, wird geglaubt...

Petersburg, 9. 12. 59.

An den Vater.

...Es geht hier im Augenblick bunt zu und ich komme gar nicht zum ordentlichen Briefe. Bismarck ist noch immer nicht hier und liegt bei Elbing krank. Ob wir Herrn von Bismarck überhaupt hier sehen werden, ist fraglich, wiewohl der Winter sich sehr gelinde anläßt. Verschiedene Ärzte prophezeien ihm den Tod, wenn er hierher käme. Somit geht dieser Kelch vielleicht an uns vorüber...

Petersburg, 28. 12. 59.

An den Vater.

...Die Wirtschaft hier wird immer toller, Schlözer leitet die ganze Maschine und auf mir lastet mit die Hauptarbeit. Der Prinz ist nur Statist und auch dazu kaum zu gebrauchen. Es war so weit, daß Gortschakow zum Herrn von Schlözer sagte: es sei Zeit, daß jemand von Berlin käme, denn mit dem Prinzen könne er nichts machen. Und wirklich war diese Idee in Berlin vorhanden. Man sprach hier von Perponcher, Goltz usw. Wie die Sache im Augenblick steht, weiß ich nicht; jedenfalls hat Bismarck den Braten gerochen und schrieb hierher und nach Berlin, er könne Ende Januar reisen. Für diesen Fall wäre allerdings eine Stellvertretung nicht nötig, doch halte ich alles für Finten. Ich glaube nicht, daß Bismarck das hiesige Klima aushält, und es wäre eine Schwachheit von ihm, hierher zu kommen trotz allen Widerratens...

Petersburg, 28. 1. 60.

An den Vater.

...Graf Perponcher ist am 25. glücklich hier eingetroffen und schon die erste Begrüßung und die wenigen Geschäfte, die ich bis jetzt mit ihm zu erledigen hatte, haben die noble Erscheinung durchaus nicht verleugnet. Ob er bei uns bleibt, ist ungewiß, da Bismarck den Posten durchaus nicht aufgeben will... Mit letzterem sind reine Komödien, doch läßt sich so etwas nicht schreiben...

Frankfurt a. M., 6. 2. 60.

An den Sohn.

...Das konnte ich wohl nicht anders erwarten, als daß durch Herrn Grafen Perponcher ein anderer Kanzleihimmel aufgehen wird, und je länger dieser Herr seine Anwesenheit — so Gott will — als feststehend betrachten kann, je mehr wird man sich überzeugen, wie nobel er verfährt. Über Herrn von Bismarcks Krankheit sucht man hier tiefes Schweigen zu bewahren, obgleich zwei Versionen im Publikum herrschen: die eine Partei hält ihn für geistesschwach, die andere für so herab, daß es mehrere Jahre zu einer vollständigen Genesung bedürfe...

Petersburg, 23. 3. 60.

An den Vater.

...Bismarck hat gestern an Perponcher geschrieben, daß er vor Juni nicht hierher kommen könne. Es sind dies lauter Manöver — er denkt nicht daran, hierher zu kommen, er hofft vielmehr auf den Sturz des jetzigen Ministeriums. Sonst ist hier alles beim alten... Von Klüber hören wir hier gar nichts. Es ist am Ende auch ganz einerlei, wo er steckt...

Petersburg, 16. 4. 60.

An den Vater.

... Herr von Bismarck zieht die ganze Welt an der Nase herum und den guten Perponcher mit. Hier ist ein ewiges Provisorium und wer weiß, wie lange dies noch dauern wird. Vor wenigen Tagen hat Bismarck in Berlin seine Abschiedsaudienz gehabt, also sich den Anschein gegeben, als wolle er sich auf seinen Posten begeben — und nun höre ich, daß er schon wieder krank geworden ist. Ein neuer Aufschub auf unbestimmte Zeit! So geht die ewige Komödie. Hierher kommt keine Zeile von ihm und selbst der Engel weiß nicht mehr, was er sagen soll ... Schlözer wird wohl in nächster Zeit auf Urlaub gehen und dies wahrscheinlich so einrichten, daß er in dem Augenblick Petersburg verläßt, wenn der gute Bismarck eintrifft. Es ist dies der zweite Akt der vorjährigen Komödie, da er wohl Bismarck und Croy hier allein lassen will — womit dann allerdings der Karren im netten Dreck säße. — Zuviel Erfolg verspreche ich mir aber davon nicht, da — wie Du ja aus Erfahrung weißt — in Preußen eben doch alles seinen Gang geht, gleichviel ob fähige oder unfähige Menschen an der Spitze stehen, und dies wird auch wohl solange so bleiben, als Berlin eben — schlappschwänzig ist! ...

Eben geht mir die Nachricht zu, daß die Bismarcksche Karawane sich am 1. Mai von Königsberg aus nach hier bestimmt in Bewegung setzen soll. Qui vivra verra! ...

Petersburg, 1. 6. 60.

An den Vater.

... Wie es hier werden soll, weiß ich nicht: Graf Perponcher stets auf dem Sprunge abzureisen, da Bismarck ihn bis zu diesem Augenblicke an der Nase führt, Prinz Croy mehr als Null, da er einem nur doppelte Arbeit macht, Herr von Schlözer ebenfalls im Begriff abzureisen und nur den Ersatzmann, einen jungen Grafen Solms, erwartend, der, wie ich höre, ein guter Arbeiter sein soll, aber immerhin Zeit brauchen wird, sich hier zu finden. Der eine Kanzleibeamte ist mehr als Null Null und der andere muß ins Seebad, so daß ich also 6 Wochen lang auch dessen Arbeiten auf dem Halse habe ... Wahrlich, wenn einem hier die Sache nicht zum Ekel wird, dann weiß ich nicht, wo sonst ...

Frankfurt a. M., 22. 6. 60.

An den Sohn.

... Die ganze Situation mag für Dich keine erfreuliche sein für den kurzen Petersburger Sommer, — indessen, tröste Dich damit, daß alles ein Ende nimmt. Wollte Gott, wir könnten hier das gleiche sagen — allein ... ich befinde mich nur dann wohl, wenn der liebe Gott mir die Nachtruhe verleiht. Alles, was man hier sieht und hört, trägt den Stempel des Erbärmlichen oder des Lächerlichen!! ... Am 15. ist Herr Graf Perponcher mit Gemahlin und drei Kinderchen im Russischen Hof abgestiegen ... Der Herr Graf sowohl als die Gräfin, der ich aufwartete, waren höchst freundlich. Er bemerkte mir, daß er fast nur mit Dir gearbeitet habe zur besten Zufriedenheit.



Heinrich Kelchner. 1828—1904

Petersburg, 14. 7. 60.

An den Vater.

... Das letzte, was ich meldete, war, glaube ich, die erwartete Ankunft Bismarcks. Wie Dir Perponcher erzählte, ging hier alles gut. Ich kann nicht leugnen, daß ich gut mit ihm stand, aber was heißt in meiner Stellung mit seinem Chef gut stehen? ... Vertrauen haben bis jetzt alle zu mir gehabt, und das ist am Ende das einzige, worauf ich stolz sein kann.

Mit Herrn von Bismarck ist natürlich ein anderer Geist ins Haus gezogen. Mißtrauen überall und Kleinigkeitskrämerei. Er ist bis jetzt die Artigkeit und Freundlichkeit selbst, konferiert lange mit mir in Geschäften und ist im allgemeinen traitabel, wenn man ihm klar, gerade und vernünftig eine Sache vorträgt. Ich war einmal bei ihm zu Tisch, als ganz en famille mit Kind und Kegel gespeist wurde. Frau von Bismarck, die Fräulein Tochter und Jenny lassen Dich herzlich grüßen. Er wundert sich immer über Deine Zähigkeit im Dienst. Von politischen Sachen sehe und höre ich nichts mehr, seit Bismarck hier ist. Und doch hat er wieder das Vertrauen, seine Privatsachen mir zu übergeben. Kurz, er ist ein wunderbarer Heiliger, der,

mag er noch so artig und freundlich sein, stets ein unangenehmer Chef bleibt...

Petersburg, 5. 9. 60.

An den Vater.

... Unterdessen ist Herr von Schlözer auf dem alten Posten angelangt. Tröstliches konnte er uns aus Berlin nicht bringen. Alles still — alles beim alten. Hier dagegen stets Aufregung und ewige Eisenbahnjagden.

... Für Bismarck habe ich eine große statistische Arbeit vor. Ich werde eine Zusammenstellung versuchen, inwieweit die Preise für den nötigen Lebensbedarf hier seit 1820 bis jetzt gestiegen sind. Es soll auf Grund meiner Arbeit eine Gehaltserhöhung für sämtliche Mitglieder der Mission beantragt werden. Es versteht sich von selbst, daß das Grundmotiv zu diesem Antrage nicht die Nächstenliebe, sondern die Selbstliebe ist...

Frankfurt a. M., 28. 10. 60.

An den Sohn.

... Gestern ging von Frau von Bismarck ein Couvert an Herrn von Wentzel ein, in dessen Ecke stand: „Was macht der Hofrat?" und in der anderen Ecke: „Unser Kelchner befindet sich sehr wohl." Hiernach scheint es, daß Du mit der Familie in gutem Einvernehmen stehst?...

Petersburg, 23. 11. 60.

An den Vater.

... Hier warten wir vergebens auf eine neue Ordnung. Die Gehaltserhöhungen werden wohl schwerlich durchgehen, wenn sie überhaupt zum Vortrag kommen. Bismarck hat, wie mir gesagt wird, darüber in Berlin gesprochen und die Antwort eines Geheimen Rats soll gewesen sein, daß man darauf achten müsse, nur reiche Leute Karriere machen zu lassen. Bismarck hat hierauf erwidert, oder soll vielmehr erwidert haben, es wäre am besten, Preußen vergebe dann seine Posten an den Meistbietenden. Es würden sich dann gewiß einige Juden finden. Die wären auch nicht die schlechtesten, denn sie seien wenigstens kluge Leute! — Er steuert mit vollen Segeln auf den Minister los. Dann aber, glaube ich, — stirbt er bald, denn der Phalanx in Berlin gegenüber heißt es: biegen oder brechen! Er ist jedenfalls ein ganz toller Heiliger!!! Sie ist liebenswürdig und sehr naiv. Man kann ein ganzes Buch Anekdoten schreiben...

Die Trauer um die Kaiserin hat hier den ganzen Winter verdorben... Das Begräbnis war sehr pompös... Von Berlin waren die Prinzen Karl, Albrecht und Sohn, sowie Graf Münster und andere Gardeleutnants hier; auch der bekannte Spion Hofrat Schneider fehlte nicht und bewies in Zarskoe Selo seine alte Schauspielkunst, indem er mit theatralischem Schritt und Pathos an den Sarg der Kaiserin trat, dort einige Augenblicke tat, als ob er seine Gefühle männlich unterdrücken wollte, dann aber plötzlich in lautes Schluchzen ausbrach! — Solche Komödianten machen jetzt Karriere! Der ganze Schwindel ist vorgestern nach Berlin zurückgekehrt, wo die Herren Offiziere nicht unterlassen werden, das unvergleichliche Rußland anzupreisen! O sancta simplicitas! Nur Prinz Albrecht Sohn ist hier geblieben. Man sagt, man wolle ihm eine Tochter von Maria Nikolajewna (Leuchtenberg usw.!!!) aufhängen. Gebe Gott, daß er die Partie ausschlägt; je weiter wir von Rußland kommen, desto wohler werden wir uns befinden. Wenn man das nur einmal einsehen wollte! Aber sie sind wie die Auerhähne, wenn sie balzen. Man will uns hier nicht einmal, aber das sieht kein Mensch. Bismarck mag zwar in den letzten drei Wochen viel Ärger geschmeckt haben. Vernachlässigt hat man die Preußen bei der ganzen Trauergeschichte offenbar...

Petersburg, 18. 1. 61.

An den Vater.

... Ich habe in der letzten Zeit verschiedene Male bei Bismarck gespeist und bin zu Weihnachten durch Frau von Bismarck mit einem außerordentlich schönen Tintenfaß überrascht worden. Überhaupt kann ich eigentlich nicht klagen, da sowohl der Dienst, als auch der nicht offizielle Umgang von großer Artigkeit und einem gewissen Wohlwollen begleitet sind ... Man denkt stark an den Minister und nach eignem Ausspruch ist nur die Wahl zwischen Pourtalès, Bernstorff und Bismarck. Schleinitz wird wohl Hausminister werden, — eine hohe Stellung, einer Krisis nicht leicht unterworfen und in der Nähe von Auguste. — Nach meiner Ansicht hat Goltz die meiste Chance. Ein Unglück wäre das nicht, da der Mann genau weiß, was er will und das Zeug hat, seinem Ziele unverrückt nachzugehen. Gerlach trat zur guten Stunde vom Schauplatz...

Frankfurt a. M., 30. 1. 61.

An den Sohn.

... Was Du über die noble Behandlung des Herrn von Bismarck anzeigst und das zarte Wohlwollen der gnädigen Frau Gemahlin, ist höchst erfreulich. Auch glaube ich, daß Du Mittel besitzest, dieses Wohlwollen für die Zukunft zu befestigen. Wir können wirklich sagen: die Dinge gehen hier unter aller Kritik ordinär zu!!

Petersburg, 3. 5. 61.

An den Vater.

Wir haben heute hier Karfreitag und die Stille dieses Tags will ich benutzen, um endlich wieder etwas von mir hören zu lassen. Vor allem sage ich Euch herzlichen Dank für die Wünsche zu meinem Geburtstage und für das schöne Buch, mit dem Ihr mich überraschtet. Frau von Bismarck, welche meinen Geburtstag wußte, übersandte mir einen großen Kuchen mit einem Zettel — eine Aufmerksamkeit, die ich nicht erwartet hatte. Überhaupt muß ich gestehen, daß ich für

meine Person seitens der ganzen Familie, ihn nicht ausgeschlossen, großes Wohlwollen erfahre. Ich war verschiedene Male dort zu Tisch, und zwar in größerer Gesellschaft. Bei einer solchen Gelegenheit traf ich den jungen von Reutern, der seinerzeit das Gymnasium mit mir besuchte und mich sogleich wiedererkannte. Frau von Bismarck sowie auch Marie erkundigen sich stets mit großer Liebe nach Dir, ja, bei einer Tischgelegenheit trank Frau von Bismarck auf Dein Wohl, dem sich Herr von Bismarck „mit besonderem Vergnügen" anschloß. Sind dies auch freilich nur Artigkeiten, so beweisen sie immerhin ein gewisses ehrendes Andenken und sie machen, auf mich wenigstens, immer einen angenehmen Eindruck.

Unser Personal ist um zwei Individuen bereichert. Das eine ist ein junger Attaché, ein Baron von Holstein, das einzige Kind sehr reicher Eltern, 23 Jahre alt, sehr liebenswürdig und ein gescheiter Mensch, aber noch furchtbar jung und ein verzogenes Muttersöhnchen. Ich stehe mit ihm auf sehr freundschaftlichem Fuße und hoffe, daß dieses Verhältnis bestehen bleibt, wenngleich es eins von denen ist, die gewöhnlich höchst unfruchtbar sind...

Hier häufen sich die Arbeiten mit jedem Tage. Die Eisenbahn, die nun, mit Ausnahme der Strecke von Dünaburg nach Kowno, vollendet ist, so daß Berlin nur noch 66 Stunden von hier entfernt ist, führt uns jetzt mehr Leute niederen Standes zu und die machen gewöhnlich die meiste Arbeit...

Petersburg, 8. 6. 61.

An den Vater.

...Wichtig ist für Dich vielleicht die Nachricht, daß mit Herrn von Bismarck Unterhandlungen schweben wegen der Übernahme des Ministeriums des Inneren. Ich glaube, daß diese Unterhandlungen nicht ergebnislos bleiben werden, und somit steht seine Berufung nach Berlin wohl in ganz kurzer Zeit zu erwarten. Ich teile Dir vorstehendes im engsten Vertrauen mit. Ich weiß es nur durch das große Vertrauen, das ich hier von allen Seiten genieße. Die ganze Art und Weise der Abreise der Familie hat auch den Anstrich, als ob an ein Wiederkommen nicht gedacht wird, und der Spiegel, der sie von ihm gleichsam ist, läßt mich eben vermuten, daß er wohl in kurzer Zeit folgen wird... Daß Bismarck seinerzeit vom Inneren zum Äußeren übergeht, bezweifle ich nicht und kann ein solches Ereignis vielleicht auch für mich selbst von günstiger Wirkung sein...

Frankfurt a. M., 28. 6. 61.

An den Sohn.

...Auch hier wird im Hause des Herrn von Usedom von einer nahen Ankunft des Herrn von Bismarck in Berlin gesprochen. Es scheint allerdings in Berlin bunt zuzugehen. Entsprechend wäre es, wenn ein solcher Mann von Energie wie Herr von Bismarck ans Ruder käme. Er kennt die Lage Preußens nach außen besser wie einer. Höchst erfreulich ist mir die Nachricht, daß Du fortwährend großes Vertrauen von Deiner Umgebung erfährst. Biete alles auf, Herrn von Bismarcks Zufriedenheit auch in Berlin zu befestigen...

Petersburg, 30. 7. 61.

An den Vater.

...Schlözer hat mir den ersten Brief von Bismarck an ihn zu lesen gegeben. Der Kerl ist geistreich durch und durch! Die Beschreibung, wie er sich neben den Ministerstuhl gesetzt hat, war reizend, doch er gibt die Hoffnung nicht auf, ihn auch einmal zu besetzen, da Bernstorff sich seinen Londoner Posten vorbehalten hat, also auf ein langes Regiment Bernstorff nicht zu schließen ist. Er glaubt selbst, daß seine Gesundheit für den Minister des Inneren nicht ausreiche und ich glaube, er hat den richtigen Instinkt, denn bei seinem Nervensystem und den Zuständen und Strömungen im Inneren würde er sich aufreiben oder wenigstens sich sehr bald unmöglich machen. Gehen alle Pläne fehl, so hofft er Ende Oktober wieder bei uns einzutreffen, nachdem er vorerst die Krönung mitgemacht haben wird, und somit hat Schlözer das Vergnügen, bis dahin Geschäftsträger zu sein und große Politik mit Gortschakow zu treiben. An Perponcher ist hier nicht zu denken, da Gortschakow sein Urteil über ihn abgegeben hat, indem er sagte: „C'est un Croy renforcé, seulement il sait mieux faire le nœud de sa cravate."

Das wäre vorläufig alles aus Reußenland. Es ist sonst still und nur von der Krimreise wird gesprochen, welche der Kaiser in den nächsten Wochen unternehmen will, um der Kaiserin einen Lieblingswunsch zu erfüllen. Die Reise ist beim Volke sehr unbeliebt, da die Finanzen schrecklich schlecht stehen und die Kosten dieser Fahrt schon jetzt auf 900 000 Silberrubel veranschlagt sind. Fürst Gortschakow soll der Kaiserin neulich gesagt haben: „Madame, jusqu'à présent Vous avez été d'une logique impitoyable, maintenant Vous avez manqué!..."

Frankfurt a. M., 25. 8. 61.

An den Sohn.

...Nur auf wenige Minuten genoß ich die Freude, Herrn von Bismarck spät am Abend bei Herrn von Usedom auf der Rückkehr von Baden zu sehen. Er war höchst freundlich und gab mir, zwar mit wenig Worten, die besten Nachrichten von Dir. Ich konnte ihm nur auf das lebhafteste für seine und seiner Gemahlin Güte danken...

Petersburg, 30. 10. 61.

An den Vater.

...Wir erwarten morgen Herrn von Bismarck zurück, der mit Kind und Kegel, am meisten wohl wider sein eignes Erwarten, am Newastrande einzieht und die tröstliche

Aussicht hat, die sechs, oder besser gesagt, acht Wintermonate in der seit einiger Zeit ungeheuerlichen Residenzstadt zuzubringen. Seine Pläne scheinen für diesmal abermals mißglückt. Daß man ihn nicht nach Berlin zu den dortigen Feierlichkeiten geladen hatte, mochte ihm ein Wink sein, daß eben dort kein Feld für seine Tätigkeit sich öffnen könne. Unterdessen führte hier Herr von Schlözer die Geschäfte, als interimistischer Geschäftsträger der einzige Mann, der ihnen gewachsen war, wenn man nicht abermals einen ganz außerordentlichen Gesandten, wie seinerzeit Perponcher, hierher senden wollte, was für Berlin immerhin mit bedeutenden Geldopfern verbunden gewesen wäre. Man hatte zu dem Behufe den guten Prinzen Croy in Urlaub geschickt und ihm zuletzt die deutlichsten Winke gegeben, so daß er in seiner angeborenen Gutmütigkeit um Versetzung bat, und zwar, wenn möglich, nach Brüssel, in dessen Nähe seine Braut wohnen soll. So war das Feld hier rein und wir waren auf uns beschränkt. Daß die Geschäfte unter einem Mann wie Schlözer flink vonstatten gingen, kannst Du Dir denken. Dazu kam, daß die Zeit, die sonst der Ruhetermin der Diplomaten und des Bundestags ist, hier trotz der Abwesenheit des Kaisers höchst interessant war, da eine Menge Dinge passierten, von denen man unter Nikolaus nicht einmal zu träumen wagte. Erstens wuchsen in Polen die Dinge der Regierung von Tag zu Tag mehr über den Kopf, und noch weiß niemand, wie die ganze Geschichte endigen wird. Die Geistlichkeit ist jetzt durch das Schließen der Kirchen der Regierung als offner Feind entgegengetreten und wenn auch Fürst Gortschakow bei dem Gerücht, daß dies geschehen würde, ausrief: „Qu'ils fassent! alors c'est moi qui les dénoncerais au pape!" so fragt es sich doch, ob man in Rom die Geistlichkeit in Polen fallen lassen wird. Die ganze Bewegung mit Waffengewalt zu unterdrücken ist zwar keine Unmöglichkeit, aber heutzutage muß das Schießen auch einmal aufhören und dann tritt einem von neuem die Frage entgegen: was dann?

Was zweitens die hiesige Studentenbewegung betrifft, so ist sie, sozusagen, weniger durch die Studenten hervorgerufen worden, als vielmehr durch die kopflosen und kindischen Anordnungen von oben, die dazu noch ewig hin- und herschwankten, da der Kaiser nicht an Ort und Stelle war und sonst niemand den Mut hatte, etwas zu befehlen und Befohlenes rasch und konsequent auszuführen. Die Folge alles dessen ist dann einfach die Entlassung aller derjenigen, die an der Spitze der Regierung stehen und ihre Ersetzung durch neue Schwächlinge. Wie man aber einen Admiral zum Minister der Volksaufklärung und einen General wie Philippson, der sein ganzes Leben als Hetman der Kosaken im Kaukasus zugebracht hat, zum Kurator einer Universität machen kann, hat mir bis jetzt noch kein vernünftiger Mensch erklären können. Hoffentlich macht die Ankunft des Kaisers, der heute oder morgen erwartet wird, dem ganzen Treiben ein Ende. Wie dem aber auch sei, soviel steht fest, daß sich auch in Rußland ein Geist der Bewegung zeigt, der, wenn er nicht den richtigen Mann zu seiner Unterdrückung oder Beherrschung findet, zu hellen Flammen auflodern kann.

Petersburg, 15. 1. 62.

An den Vater.

... Von Frau von Bismarck erhielt ich zu Weihnachten ein sehr reizendes Geschenk: eine preußische Wache für Zigarren, Zündhölzer und Asche. Ich war in den letzten zwei Monaten sehr häufig bei Bismarck zu Tisch, so auch in den Weihnachtsfeiertagen und zu Neujahr. Ich komme immer mehr zu der Ansicht, daß gerade Bismarck der einzige Mensch ist, durch den ich meinen Wünschen näher gebracht werden kann, und ich glaube, die Gelegenheit, mit ihm zu sprechen, liegt nicht fern. Graf Bernstorffs Verbleiben im Ministeramte scheint mir nicht haltbar und so wird sich Bismarcks Schicksal doch erfüllen. Überhaupt scheint man in Berlin anzufangen, den Kopf zu verlieren, und man lernt nicht einsehen, daß bei dem ewigen Dozieren nichts herauskommt...

Frankfurt a. M., 5. 2. 62.

An den Sohn.

... Über Herrn von Bismarcks Berufung sprechen seit zwei Monaten alle Zeitungen. Jede weiß etwas und doch ist nichts vorhanden. Manche dieser Korrespondenzen enthalten viel Gift gegen diesen Herrn! Hier sind nur Coburger en vogue — daher auch die fortlaufenden Korrespondenzen mit der Geheimen Coburg-Gothas!! Für diese Sache wird mit allen Zügen gearbeitet und die hiesige Presse ist im Hause bei uns — wie zu Hause!! — Ob es immer so gehen soll?...

Petersburg, 4. 4. 62.

An den Vater.

... Bismarck ist abberufen und wird Sonntag nach Ostern abreisen. Goltz wird in der Osterwoche erwartet. Ich glaube, daß ersterer nur nominell einen Gesandtschaftsposten erhält und in Berlin hingehalten werden wird, um vielleicht einen Ministerposten zu bekommen. Ich schließe dies aus der Ungewißheit, in der man ihn hier läßt und aus manchen Äußerungen, die ihm bei Tische in heiterer Weinlaune entfuhren. Er hat eine gewisse Zuversicht dokumentiert, daß er wohl bald die Geschäfte leiten werde, und aus der Artigkeit der Briefe Bernstorffs an ihn scheint mir die Ahnung durchzublicken, daß er der zukünftige Chef sei. Jene Zuversicht ist zwar heute, wie ich eben erfahre, dadurch etwas gemindert worden, daß Brassier ohne Bestimmung aus Turin abberufen ist, und daß man immer lauter munkelt, Graf Bernstorff werde wieder nach London gehen. Es bleiben somit nur zwei Chan-

cen: entweder Bismarck geht nach Paris und — Brassier wird Minister, oder es kommt umgekehrt. Der Zweifel an der Lage wird dadurch um so begründeter, als in Brassier jedenfalls ein ganz unerwarteter Konkurrent für Berlin aufgetaucht ist. Ob Bismarck recht tun würde, in das jetzige Ministerium einzutreten, wage ich nicht zu entscheiden...

Ob Schlözer bleibt, ist sehr unsicher. Bernstorff hält ihn nun einmal für die diplomatische Laufbahn nicht bestimmt und möchte ihn gern im Ministerium unschädlich machen. Denn daß er nicht zum ersten Sekretär ernannt ist, fällt auf und muß auffallen. Ob er sich mit Goltz stellen kann, weiß ich nicht, doch bezweifle ich es. Er hat in letzter Zeit eine fast diktatorische Stellung eingenommen, steht mit Bismarck auf dem qui vive und mit Holstein nur vorsichtig, mit dem neuen zweiten Legationssekretär, Herrn von Krause, einem Neffen von Schleinitz und ehemaligem Offizier der Potsdamer Ulanen — gar nicht! Dieses letztere finde ich in der Natur begründet, wenn auch nicht diplomatisch. Krause hat die Gardeansichten und den ekelhaften Gardeton, wird hier kein furore machen und ist selbst bei Bismarck drunter durch. Ich habe nichts gegen den Mann, er ist mir gegenüber sehr artig, hat aber dabei die wohlwollend herablassende Miene...

Petersburg, 24. 6. 62.

An den Vater.

...Ich weiß ganz sicher, daß Baron Holstein sich bei Bismarck dahin verwandt hat, daß er bei seinem Abgange mir den Stanislaus-Orden verschaffen solle, was bei seiner glänzenden Stellung hier nur ein Wort gekostet hätte. Holstein machte ausdrücklich darauf aufmerksam, daß Bismarck ihn nicht mißverstehen möge. Er erbitte für sich selbst durchaus nichts, denn in seiner späteren Laufbahn würden ihm diese Spielereien von selbst zufallen, während für mich diese Verleihung keine Eitelkeits- sondern eine Nützlichkeitssache sei, da ich mit den russischen Behörden vielfach in Berührung käme und man hier nur auf solche Äußerlichkeiten etwas gäbe. Um jeden Zweifel zu verscheuchen, trete er, Holstein, ganz zurück, wenn Bismarck glaube, nicht mit zwei Anträgen vorgehen zu dürfen. — Bismarck hörte, wie gewöhnlich, schweigend zu. Als er abreiste, nahm er von mir sehr herzlich Abschied und Frau von Bismarck sprach den Wunsch aus: „Auf baldiges Wiedersehen! denn ewig werden Sie doch nicht hier bleiben wollen!" Vor vierzehn Tagen reiste nun Baron Holstein ab. Am Tage vor der Abreise bekam er den Stanislaus, und zwar, wie man ihm ausdrücklich bemerkte, auf ganz besonderen Wunsch des Herrn von Bismarck!

Du siehst daraus, was bei all dem Wohlwollen herauskommt und daß es viel angenehmer ist, einen Chef zu haben, der einen als Kanzleimensch behandelt und somit auch keine Hoffnungen erweckt und nährt!...

In Berlin — Schweinezucht! Bismarck fühlt sich in Paris unglücklich, ist wieder hart am Minister vorbeigegangen und wird es nun möglicherweise nie!...

Petersburg, 28. 9. 62.

An den Vater.

...Ich hätte eigentlich von hier aus nichts zu melden, wenn nicht Berlin in diesem Augenblicke von höchstem Interesse wäre... Bismarck hat das Ziel seines zwölfjährigen Strebens endlich erreicht, und es muß sich nun zeigen, ob er der Mann ist, der sich zu halten versteht. Ich habe gegen alle recht behalten mit der Voraussage, daß er noch Minister werden wird, selbst gegen Schlözer, der immer behauptete: „Er wird es nie!" Noch ist die Situation zu unklar, um irgendein Urteil aussprechen zu können, doch ich glaube, daß auch Bismarck nicht ins reine kommen wird, solange Roon Kriegsminister bleibt...

Frankfurt a. M., 9. 11. 62.

An den Sohn.

...Herrn Präsidenten von Bismarcks Erscheinen in der Presse ist immerhin eine Merkwürdigkeit. Noch nie habe ich in solcher Übereinstimmung in sämtlichen deutschen und französischen Blättern mit Berserkerwut geschriebene Artikel gelesen! Jedenfalls erwarten die Parteien nichts Gutes für ihre Sache!...

Frankfurt a. M., 28. 12. 62.

An den Sohn.

...Über Herrn von Bismarck ist alle Welt böse und ich halte dafür, daß gerade dies ihn zum Ziele führt — denn nur Mut und Ausdauer entscheiden jetzo in der Welt...

Frankfurt a. M., 31. 1. 63.

An den Sohn.

...Seit drei Wochen arbeite ich mit Herrn von Sydow und mehr und mehr muß ich erkennen, daß die bei dem Herrn Grafen Usedom verlebten vier Jahre — die ordinärsten meines Geschäftslebens gewesen sind. Wie der gute Mann nach Frankfurt gekommen, so ist er auch verschwunden: nur aus den Zeitungen und amtlichen Reskripten haben wir seine Abberufung vernommen. Echt hinterpommerisch!!..

Petersburg, 18. 8. 63.

An den Vater.

...Ich arbeite fortwährend daran, von hier wegzukommen und hoffe Erfolg zu haben, wenn die politischen Verhältnisse dem guten Bismarck Zeit lassen, auch an Persönlichkeiten zu denken. Unsre Politik wird von niemand begriffen. Für jemand, der Bismarck kennt wie ich, ist sie recht gut begreiflich, ob sie aber zum Heile Preußens und Deutschlands führt, das ist eine Frage, die ich hier nicht weiter erörtern will und kann...

Petersburg, 6. 11. 63.

An den Vater.

Teuerster Vater!

Am 10. dieses Monats bricht für uns alle ein Jubeltag an, der Deinen Eintritt in den Königlichen Staatsdienst vor 50 Jahren bezeichnet, und der für Dich, so hoffe ich zu Gott, ein Ehrentag sein wird, wie er dem redlichen, bescheidenen und pflichttreuen Beamten nur werden kann.

Fünfzig Jahre Weltgeschichte ist unter der Regierung dreier Monarchen an Dir vorübergerollt; und Du bist immer gerecht gefunden worden.

Hat Dich der Allmächtige auch nicht mit Glücksgütern und sichtbaren Ehren gesegnet, hat er im Gegenteil Trübsal und Not über Dich und die Deinen ergehen lassen, — das eine steht doch fest: auch er hat Dich gerecht gefunden und gesehen, daß Du Dein Kreuz in Demut und ohne Murren trugst.

Was soll der Sohn, der Dir in Gestalt und Miene gleicht, dessen Laufbahn eine ähnliche wie die Deine zu werden verspricht, was kann der Sohn an diesem Tage Dir an Wünschen bieten? Er kann nur Gott bitten, daß er ihm die Kraft des Vaters, seine Ausdauer, seine Bescheidenheit und sein Gottvertrauen in eben dem Maße schenken möge, damit er dem Vater nachstrebe, der ihm ein leuchtendes Vorbild ist und bleibt.

Der schönste Lohn, den wir für unser ganzes Tun und Treiben in dieser Welt empfangen, ist das Bewußtsein der erfüllten Pflicht und auf dies darfst Du mit vollem Recht stolz sein.

Möge der Allmächtige Dir an Deinem Ehrentage seinen Segen geben, möge er noch lange Dich dieses Tages sich in Freuden erinnern lassen und die Früchte Deines Wirkens Dir an Deinen Kindern zeigen.

Tausend Glückwünsche und tausend Hurra!

Dein treuer Sohn Heinrich.

Frankfurt a. M., 27. 3. 64.

An den Sohn.

... Herr von Sydow hat mich heute nach Eingang der Berliner Post zu sich rufen lassen. Er unterrichtete mich, daß sowohl er als ich in den Ruhestand erklärt worden seien ... Auf diese Weise endigte eine treue, aufopfernde preußische Amtskarriere von fünfzig Jahren. Rechne ich dazu sechs Amtsjahre in Großherzoglich Frankfurtischen Diensten, worüber ich ehrenvollen schriftlichen Dank besitze, und vorher im Handelsfach eine sehr interessante Korrespondenz politischer Art nach dem damaligen Regierungssitze Königsberg (ohne alle Belohnung), so ist freilich Ruhe wohltätig!! ...

Am 18. Dezember 1865 ist der „Geheime Hofrat" Johann Andreas Kelchner sechsundsiebzigjährig aus einem an Arbeit und Entbehrungen reichen Leben abberufen worden, nachdem er im Sommer dieses Jahres die Freude gehabt hatte, seinen Sohn Heinrich nach sechsjähriger Trennung noch einmal wiederzusehen. Weinend vernahm Herr von Sydow die Nachricht seines Todes und war auch bei der Beerdigung draußen auf dem Friedhofe sehr bewegt. Außer ihm waren bei der Beerdigung anwesend: Herr von Savigny, General von Dannhauer, das ganze Gesandtschaftspersonal und eine große Anzahl von Herren aus allen Schichten der Gesellschaft. Die Herrn von Rothschild schickten beide ihre Wagen, ebenso Herr von Bethmann und viele andere Gesandte. So wurde der getreue Beamte im Tode geehrt. Heinrich Kelchner aber schrieb an seinen Bruder Ernst: „Es ist ein Leben dahingegangen, das eigentlich nur eine einzige Kette von Sorgen und Mühen war und in dessen lange Dauer Gott in seiner Allwissenheit und Allmacht wahrlich spärlich genug einzelne Lichtblicke hat fallen lassen. Ich kann meinem Schöpfer nicht genug danken, daß er mich diesen Sommer noch ein freundliches Bild hat schauen lassen, das weder aus meinem Herzen, noch aus meinen Augen je schwinden wird. Wenn Ihr diese Zeilen empfangt, ruht unser guter Vater in kühler Erde, die nun unser Bestes und Liebstes birgt. Sei ihm die Erde leicht!

Gott gebe Euch Stärke; erst im Unglück bewährt sich der Mann. Bau' auf Dich selbst, denn bei den Menschen wirst Du vergeblich Trost und Hilfe suchen. Euch ist wenigstens der Trost geblieben, dem guten Vater den letzten Liebesdienst erweisen zu können. Mir war auch dies versagt, doch was hilft es, wider Gott zu murren.

Gott segne Euch! Heinrich."

Margariten und Mohn. Von Willy Arndt

Margariten und Mohn
Und die Sonne und ich, ihr Sohn.

Ich liege im Feld allein
Und trinke das Licht wie Wein.

Aus meiner Seele blüht
Zur Sonne hinauf ein Lied.

Margariten und Mohn
Singen denselben Ton.



Angler. Gemälde von Hans Nadler-Gröden
(Ausstellung der Künstler-Vereinigung, Dresden)



Das Theater im Reich. Von Dr. Ernst Leopold Stahl

Die Gesamtlage des deutschen Dramas — Arnolt Bronnens weitere Entwicklung („Katalaunische Schlacht") — Bert Brechts „Leben Eduards II." — Die Nachdichtung fremder Vorbilder: Verknüpfung mit dem Zeiterlebnis — Vier englische Bühnendichter auf dem deutschen Theater (Marlowe, Sheridan, Shelley, John Ford) — Shelleys „Cenci" — John Fords „Giovanni und Annabella" — Bernard Shaw und seine literarischen Verwandten — John Galsworthy — Maugham — Stücke aus der deutschen Theatervergangenheit — Johannes Rist und Joseph von Auffenberg in Baden-Baden — Maler Müllers „Golo und Genoveva" in Mannheim — Exotische Blüten — Ein chinesisches Spiel („Der Kreidekreis" in Klabunds Neufassung) — Zwei Neubearbeitungen der „Sakuntala" (Rolf Lauckner, Paul Kornfeld) — Strindberg-Nachlese auf der Bühne und in Büchern („Abu Casems Pantoffel", „Gustav III.") — Zwei neue Ausländer — Pirandello überall: Eigenartiges und Wertloses — Gute Lustspielausbeute — „Maruf der tolle Lügner" von Schmidtbonn — Das neueröffnete städtische Schauspielhaus in Nürnberg — Lustspielunterhaltung ohne literarische Ambition (Heinrich Ilgenstein, Leo Lenz) — Lustspiel-Versuche Ernst Lissauers („Gewalt") und Hellmuth Ungers („Der verliebte Beifu") — Otto Erler: „Der Galgenstrick" — Hans Franck: „Martha und Maria" — Neubearbeitungen nach romanischen Stücken und Stoffen

Die Gesamtlage des deutschen Dramas am Ende von 1924 ist nicht weniger ungeklärt als im Jahre zuvor. Kaum eine einzige neue Erscheinung trat zu den paar hoffnungsvollen Dramatikern des Nachwuchses hinzu, von denen Brecht und Bronnen wieder die größte Aufmerksamkeit auf sich lenkten. Arnolt Bronnen — seit seinem „Vatermord" als brutale Theaterbegabung, aber noch keineswegs auch als eine künstlerische Kraft erwiesen — sah durch die Berliner „Junge Bühne" seine „Anarchie in Sillian" zuerst gespielt, ein letzten Endes völlig seelenloses Theaterstück, dem dann das Frankfurter Schauspielhaus Ende November ein zweites folgen ließ: „Katalaunische Schlacht", das die beiden früheren noch übergipfelt: das Kinostück in Reinkultur, wie es nur je auf der Bühne zu sehen war, grell, verkrampft, sensationslüstern — das Produkt einer für mein Gefühl ganz auf Irrwege geratenen, kalten und berechnenden, gewisse Zeitgelüste artistisch ausbeutenden Theatralikerbegabung, bei der man wohl jede Hoffnung wird begraben müssen, daß sich noch etwas Dichterisches aus ihr loslösen möchte. (Bücher bei Rowohlt.) — Anders Bert Brecht. Allerdings das Brechtsche Drama dieses Jahres ist kein Original, sondern eine, obwohl freie, Nachdichtung. Dies ist das Charakteristikum dieses Schauspieljahrs: in Jahrzehnten hat man in Deutschland nicht so viel fremde Stücke mehr bearbeitet als in diesem. Bert Brecht, Paul Kornfeld, Klabund, Rolf Lauckner — kein einziger unter ihnen kam mit einer Eigenschöpfung auf die Bühne, jeder aber mit einer Bearbeitung — von zahlreichen anderen hier zu schweigen. Beileibe will man mit diesen — bald freien, bald vorbildtreueren — Nachdichtungen nicht Kul-



Ellen Daub und Schneider in Arnolt Bronnens ‚Katalaunischer Schlacht' Frankfurt a. M., Schauspielhaus. Photographie N. & C. Heß

turgeschichte geben; den Leser und Hörer nicht in fremde, ferne Welten einführen; derlei historisierendes Bemühen ist ja schwer verpönt! Gerade umgekehrt ist stets das Streben entscheidend, die bearbeitete Dichtung mit dem Erlebnis unserer eignen Zeit zu verknüpfen: was übrigens schließlich nur dem Ausdruck, nicht dem Sinne nach etwas andres ist, als was fast jeder Bearbeiter jeder fremden Bühnendichtung schon immer getan hat, sofern er natürlich nicht als Philologe an sie heranging und damit von vornherein sowieso für das praktische Theater ausschaltete. — Was Bert Brecht unternahm, ist aber für die deutsche Bühne in der Tat einigermaßen neu: er hat das geschlossenste, Shakespeare am nächsten stehende Stück seines großen Vorgängers, Christopher Marlowe, — des Reinhold Lenz des englischen Sturm und Drang — zu einer interessanten Dichtung von in der Tat sehr persönlichem Gepräge umgewandelt: nämlich die Historie „Eduard II." („Das Leben Eduards des Zweiten", Uraufführung unter der Regie des Dichters an den Münchner Kammerspielen im März 1924.)



Szenenbild aus Klabunds ‚Kreidekreis' am Theater zu Hannover. Photographie Wilhelm Hoepfner

Szenenbild aus Sheridans ‚Rivalen' am Dresdener Staatstheater. Photographie Ursula Richter

„Eduard II.", der Brechtsche, ist zwar weniger als eine eigene Schöpfung — denn für Stoff, Charaktere, Handlungsablauf hat er Marlowe in weitem Maße vorsorgen lassen, — aber doch weit mehr als Neuübersetzung oder dramaturgische Bearbeitung. Also etwa das, was der Engländer „Adaptation" nennt und wofür der Deutsche keinen rechten Ausdruck hat, weil diese „Anpassung" eines fremden Originals an die Bedürfnisse einer veränderten Zeit und eines anderen Volks und Geschmacks seit dem 18. Jahrhundert bei uns nicht mehr üblich gewesen war; nämlich bis Hofmannsthal mit seinen quasi-antiken Tragödien kam. Brecht und sein ungenannter literaturkundiger Mitarbeiter Lion Feuchtwanger, der wohl mehr das Technische dieser Umdichtung behandelte, verminderten die Personenzahl fast um die Hälfte und faßten die beiden Mortimers des Vorbilds zu einer einzigen Aufrührer- und Widersachergestalt zusammen, die den Kampf gegen den weichlich weibischen Eduard führt, der schon bei Marlowe eine geniale Vorstudie des Shakespeareschen Richard II. ist. Neu sind bei Brecht manche Verknüpfungen, neu aber ist vor allem die ganze dunkle brütende Atmosphäre des Stücks, dem er den Klang einer Bänkelsängerballade zu geben vermochte; selbst der Ansager der Moritaten fehlt nicht. Manch-

mal ist es mehr ein Schauerspiel als ein Schauspiel. Daß Brecht die Beziehungen des Königs zu dem Günstling Gaveston — seiner „Hure" — noch unterstreicht, liegt ganz im Wesen dieses, wie ein Sprech-Kinostück angepackten Spieles. Aber welcher Kontrast, trotz äußerlicher Verwandtschaft im Technischen, zu den letzten Stücken Bronnens! Eine hinreißende Leidenschaft, ein oft prachtvoll geprägter Sprachausdruck, die Kraft, mit kaum mehr als einer Gebärde, fast wortlos hineinzuleuchten in alle Gründe der menschlichen Seele — dies alles läßt jeden Widerspruch verstummen und immer wieder etwas Wesentliches von ihm in der Zukunft erwarten.

Aus dem klassischen Theaterbesitz Englands sind noch drei weitere Dichter der deutschen Bühne neu zugeführt worden: Sheridan, Shelley, John Ford. Sheridan ist der Shaw des 18. Jahrhunderts — auch ein Ire zudem — und der Verfasser der von unserem Theater kaum jemals verschwundenen „Lästerschule"; jetzt führte das Dresdner Staatstheater sein frühestes Lustspiel von 1774, die „Rivalen" (in einer Übersetzung von B. A. Busch) auf, ein graziös-beschauliches Intrigenschwänklein des englischen Rokoko, das heute noch bei den literarischen Theaterfreunden in England sich großer Beliebtheit erfreut.



Erna Reigbert vom Neuen Theater in Frankfurt a. M.
Photographie N. & C. Heß



Kundry Siewert vom Frankfurter Schauspielhaus
Photographie N. & C. Heß

Eine Dichtung gewaltigen Formates sind die „Cenci" von Percy Bysshe Shelley, dem großen englischen Romantiker und an Gedanken und Gefühlen reicheren Zeit- und Dichtgenossen Lord Byrons. Die „Cenci" (1819 entstanden) sind eine Tragödie, so gewaltig, wie sie England seit Shakespeare kaum dreimal besitzt: vielleicht nur in Massingers „Herzog von Mailand" und Otways „Gerettetem Venedig". Den richtigeren Standpunkt zur Einschätzung dieses Werkes gibt uns wohl überhaupt nicht Shakespeare selbst, sondern der Chorus seiner Messiaden. Die „Cenci" sind in ihrer manchmal scheinbar lückenhaften und doch in Wahrheit so tiefen Psychologie eher an Marlowe, in der furchtbaren Dämonie der Gestalten und mit der Wildheit ihrer Geschehnisse, die vor dem Grausigsten — Blutschande und Vatermord — nicht haltmacht, einzig an Webster zu messen. Beatrice Cenci hat auch den letzten Rest von Unwahrheit und Heroinentum abgestreift, der den Frauengestalten Byrons noch im Körper steckt. In Bildern von wundervoller glühender Leidenschaft zieht die Tragödie vorüber, in welcher jede Gestalt ihr ungeschmälertes Lebensrecht erhält. Selbst der Teufel der Teufel, der alte Graf Cenci, hat in seiner riesendimensionalen Steigerung keinen Hauch vom Bühnentyrannen mehr um sich. Jede Nebengestalt, und hat sie auch nur ein winziges Rädchen in dem schönen Triebwerk dieses Meisterstücks zu bewegen, erhält eine eigene Prägung. Der päpstliche Prälat, der sich in Qualen um den Besitz der Beatrice windet — auch er ist eine ganz einmalige Gestalt. Alfred Wolfenstein hat dieses



Szenenbild aus W. S. Maughams ‚China' vom Bochumer Stadttheater

in Deutschland nie gespielte Werk (Buch bei Paul Cassirer) bearbeitet, dramaturgisch nicht ungeschickt, sprachlich dagegen teilweise doch recht anfechtbar.

Die Uraufführung fand am Frankfurter Schauspielhause statt, das unter der taktisch verständigen und weitausschauenden Oberleitung von Richard Weichert noch immer sich mit Leipzig (Dr. Alwin Kronacher) und Dresden des besten Spielplans aller deutschen Schauspielbühnen rühmen darf. In seiner Nachbarstadt Darmstadt hatte noch kurz, ehe er die Leitung an seinen Nachfolger Ernst Legal — den ausgezeichneten Darsteller, Dramatiker und Bühnenvorstand — weitergab, Gustav Hartung einer dritten klassischen Bühnendichtung Englands einen vollen künstlerischen Sieg errungen, mit der von Shakespeares Zeitgenossen John Ford stammenden „Giovanni und Annabella" in der Neufassung Erwin Kalsers (bei Georg Müller-München erschienen). Ob ihres heiklen und mit äußerster Leidenschaftlichkeit behandelten Themas (Bruder-Schwesterliebe) erregte das Werk gelegentlich der Wiederholung in Köln den Widerspruch der klerikalen Geistlichkeit, der bei der künstlerisch starken Gestaltung der Fabel durch den Dichter und der subtilen Inszenierung nicht begründet erscheinen kann.

Aus der Dramatik des heutigen England marschierte nach wie vor Bernard Shaw weitaus an der Spitze: an sich mit vollem Rechte, wenn auch die geradezu blinde Auslieferung mancher Bühnen an diesen geistreichen witzigen aufrechten Mann allmählich weniger der Begeisterung für ihn als der Trägheit oder Unfähigkeit ihrer Direktoren und Berater entspringt. Sehr schwer hat es noch immer John Galsworthy, sich mit seinen, in den Problemen für Deutschland fast immer schon ein wenig überholten Schauspielen durchzusetzen; auch „Loyalität" (Uraufführung am Leipziger Schauspielhaus, Buch bei Szolnay in Wien) wirkt neben Shaw eben doch blaß und oberflächlich und gibt keinen Begriff von der wahren Bedeutung des im Romane viel eigenwüchsigeren Dichters. Dagegen hat sich ein andrer Dramatiker aus der Nachbarschaft Bernard Shaws, W. Somerset Maugham, Arzt seines Zeichens und als Schriftsteller nur ein Shaw in der Westentasche, auf der deutschen Bühne endlich heimisch machen können — z. T. vielleicht infolge des Ausschlusses der Franzosen vom deutschen Theater. Man spielt von ihm nicht nur (dank der Bergner) den „Kreis", dank der in der Titelrolle bezaubernden Hermine Körner, die leider aus München scheidet, seine rund 20 Jahre alte „Lady Frederick", dank seiner eigenen Lustigkeit sein Nachkriegslustspiel „Victoria" vom totgeglaubten, unvermutet heimkehrenden Gatten. Man versagt sich auch nicht, sein etwas sensationell aufgeputztes Schauspiel „China" (Uraufführung in Bochum) zu geben und nun gar schon ein schlechtes Stück nach Novellen-Ideen Maughams ins Deutsche zu übersetzen.

Von den dem Publikum verborgenen und nur dem Fachmann vertrauten Schätzen der Vergangenheit hat das deutsche Theater in diesem Jahre verhältnismäßig nur wenige gehoben. Einen Versuch, dem Schillerepigonen Joseph von Auffenberg mit der Uraufführung eines auch zu dessen Lebzeiten nicht gespielten, mit lokal-Karlsruhischen Anspielungen versehenen Lustspiels „Die Raketen des Teufels" (Auffenberg war bis zur Revolution von 1848 Hoftheaterintendant in Karlsruhe) vorübergehend Beachtung zu verschaffen, unternahm an den Städtischen Schauspielen zu Baden-Baden ihr Dramaturg Dr. Hermann Grußendorf. Ein weitaus größeres Verdienst hatte er sich vor einigen Jahren mit der Neubelebung eines anderen alten Spieles an der gleichen, von Hans Waag als dem Intendanten der gesamten Städtischen Kurverwaltung geschickt und einsichtsvoll geleiteten Baden-Badener Bühne erworben, als er das aus dem Ausgang des Dreißigjährigen Krieges stammende „Friedewünschende Deutschland" des Holsteinischen Pfarrers Johannes Rist zu einem unmittelbar packenden Erlebnis werden ließ.

Ein künstlerisch und kulturell höchst bedeutsames Werk der Sturm- und Drang-Dichtung, auf das der Verfasser dieses Berichts nicht müde wurde immer wieder hin-

zuweisen, hat nun gelegentlich der Karl Theodor-Feier am Mannheimer Nationaltheater endlich das Licht der Rampen erblicken dürfen, etwa anderthalb Jahrhunderte nach seiner Abfassung. Es ist „Golo und Genoveva", von dem universal begabten, als bildender Künstler wie als Dichter bedeutenden sog. „Maler Müller", dem eigentlichen Klassiker der pfälzischen Heimatdichtung (er war in dem heute preußischen Kreuznach geboren). Die Literaturgeschichte, die das Stoffliche in den Vordergrund stellt, reiht „Golo und Genoveva" in die Gruppe der Ritterdramen ein, die unter dem Einfluß des „Goetz von Berlichingen" entstanden sind. Tatsächlich ist es das einzige der zahllosen Stücke aus dieser „Familie" neben der „Agnes Bernauer" des Grafen Törring und dem „Otto von Wittelsbach" von Babo, (und natürlich dem „Käthchen" als entfernterem Verwandten), dem ein persönlicher Eigenwert zukommt. Das, was uns das Maler Müllersche Drama noch wertvoll erscheinen läßt, ist nicht das säbelrasselnde Rittertümliche in ihm als vielmehr das, was aus einer anderen Goetheschen Dichtung in es hinüberfloß und seine eigene Sprache, seine individuelle Melodie darin annahm; kurz, die Wertheratmosphäre, in der dieser Golo lebt und handelt, ist dieses Stückes Bestes, das, ausgeprägter als irgendeine andere der in den letzten Jahren wieder aufgeführten Sturm- und Drang-Dichtungen, schon die Brücke zur kommenden Romantik baut. Nirgendwo sonst finden wir im Bühnenwerk der gleichen Zeit noch so viel volkstümliche, geradezu volksballadenhafte unverkünstelte Schlichtheit wie in dieser Dramatisierung der auf pfälzischem Boden sich begebenden alten Volksbucherzählung. (Eine Volksausgabe Maler Müllers gab Professor Oeser in Neustadt a. H. im Schiller-Verlag heraus.)

Handelte es sich hier um eine interessante Gabe, die doch wohl kaum in die Weite wirken kann, so ist die Neubearbeitung eines alten, vor Jahren auch bei Reclam erschienenen chinesischen Spiels durch Klabund ein populärer Erfolg geworden: „Der Kreidekreis" (Buch bei J. M. Späth, Berlin, Uraufführung unter Leitung von Dr. Rönnecke am ehemaligen Staatstheater in Hannover, das diesem seinem Schauspieldirektor die künstlerische Verjüngung seines in der kaiserlichen Zeit jahrelang recht vertrockneten Schauspiels zu verdanken hat). Welche Köstlichkeiten das chinesische Drama birgt, das haben uns die aus dem Urtext übersetzten Altchinesischen Liebeskomödien gezeigt, die Hans Rudelsberger bei Anton Schroll in Wien publizierte. Auch der „Kreidekreis" ist solch ein Liebesdrama, ein Volksschauspiel, beruhend auf alten chinesischen Legenden, die Klabunds bewegliche Phantasie in sprachlich gute Form brachte. Das Freudenmädchen Tschang-Haitang wird vom reichen Mandarin Ma gekauft und zur Nebenfrau gemacht. Sie erweckt Eifersucht und Neid der Hauptgattin, als sie ihm einen Sohn gebiert, dem dann nach dem Gesetze auch das ganze Erbe zufiele. Die Hauptfrau vergiftet den Gatten und spinnt eine große Intrige gegen die arme Tschang-Haitang, indem sie sie der Kindesunterschiebung beschuldigt und vor Gericht bringt, das — bestochen — sie zum Tode verurteilt. Aber der Prinz Pao, der Tschang-Haitang einst selber liebte und nicht kaufen konnte, weil der Mandarin Ma ihn damals überbot, ist inzwischen Kaiser geworden und verschafft ihr Gerechtigkeit. Wenn nicht alles trügt, wird dies exotisch eingekleidete Sinnspiel ebenso seinen Weg über die deutschen Bühnen machen wie hoffentlich auch das Märchendrama aus Indien, das einstens Goethe berauschte: „Sakuntala" — sei es in der Fassung Rolf Lauckners oder in der, mit der so oft in solchen Fällen beobachteten Duplizität ganz gleichzeitig entstandenen Nachdichtung Paul Kornfelds, die ihre Uraufführung am Schauspielhaus in Köln erlebte, wo Gustav Hartung nach seinem Weggang aus Darmstadt leider nur ein einziges



Lilly Kann in ‚Judith' am Dresdener Schauspielhaus
Photographie Ursula Richter



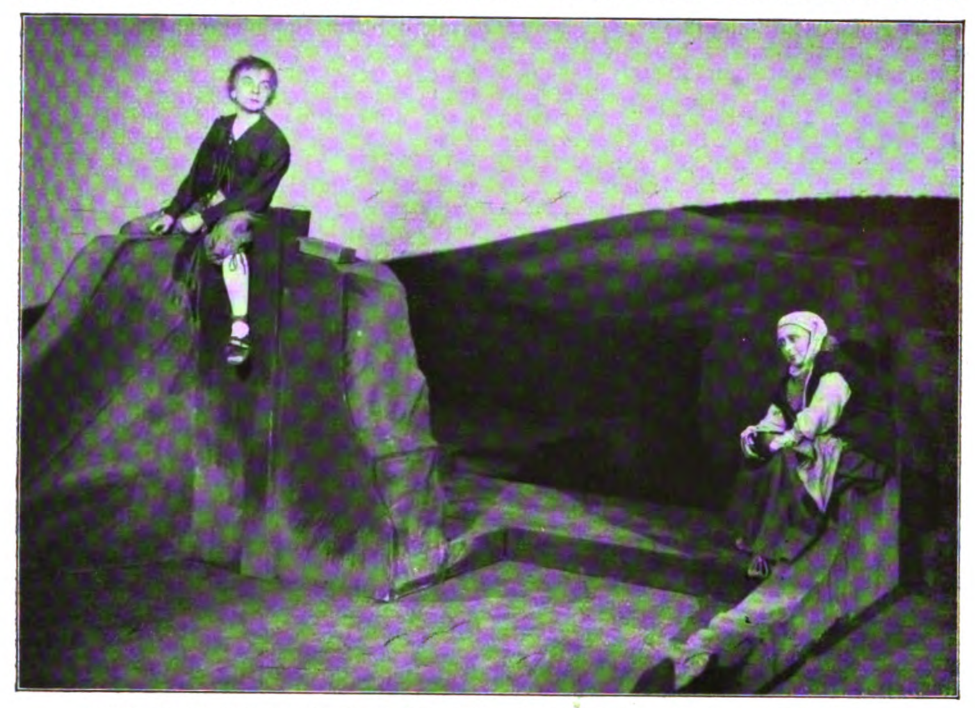
Hans Böhm als ‚Till Lausebums‘
in Walter von Molos gleichnamiger Komödie
Leipziger Schauspielhaus. Photographie S. Genthe

Auch Strindberg-Nachlese wurde gehalten: im Buch und auf der Bühne. Der Verlag Georg Müller in München ergänzte seine monumentale Gesamtausgabe durch zwei weitere Strindberg-Publikationen, durch die Briefe des Dichters an seinen treuen Übersetzer Emil Schering und durch ein hübsches Plauderbuch der Schauspielerin Fanny Falkner („Strindberg im blauen Turm“). Fanny Falkner, des Dichters letzte Liebe, war es auch, welcher er die Hauptrolle seines orientalischen Märchenspiels „Abu Casems Pantoffel“ zugedacht hatte, das in der Zeit seiner Werbung um sie, in einer kindlich optimistischen Stimmung, wie sie so rar in seinem Leben war, entstanden ist, kurze Zeit vor seinem Tode. (Die Uraufführung fand im Mai an der Bayrischen Landesbühne statt.) Dr. Hoffmann-Harnisch, der Oberregisseur am Stuttgarter Landestheater, hat einen durchschlagenden Erfolg mit der künstlerisch sehr hoch stehenden Uraufführung einer der Strindbergschen Historien erzielt, mit „Gustav III.“ (der auch der Held des Verdischen und Auberschen „Maskenballes“ ist); einem farbenreichen Intrigenstück und zweifellos einem der besten unter den an künstlerischem Wert ja sehr ungleichen Geschichtsdramen des Dichters.

Schon tauchen zwei begehrte neue Erscheinungen des Auslands im deutschen Spielplan auf, von denen vorläufig noch zweifelhaft sein muß, ob sie ihm wirklich auch nur Jahr zu wirken beabsichtigt (von 1924 bis 1925). — Wie „Vasantasena“, der Lion Feuchtwanger vor einigen Jahren eine vielgespielte gute neue Form gab, so hat auch „Sakuntala“ auf der heutigen Bühne ihren ganzen Zauber bewährt. Ja vielleicht ist erst unsere aufs äußerste verfeinerte heutige Bühnenkunst mit ihren erhöhten Fähigkeiten, auch zwischen die Zeilen zu leuchten, ganz reif dafür geworden, diese rein lyrischen Dramen mit ihrem unendlichen Stimmungsreiz lebendig zu machen, ohne ihnen Gewalt anzutun, wie es fast alle früheren Bearbeitungen taten. So ist es auch sehr zu begrüßen, daß weder Lauckner (dessen Bearbeitung im Volksbühne-Verlag, Berlin, erschien) noch Paul Kornfeld Wesentliches gewalttätig am Original geändert haben, sondern sich beide auf eine sehr gepflegte sprachliche Erneuerung des alten Spieles und geringe dramatische Verstärkungen beschränkten; Lauckner blieb beim Wechsel zwischen Vers und Prosa, wie ihn die altindische Dichtung hatte, Kornfeld fand eine schöne musikalische Prosa dafür. Bleibt nur die Frage übrig, ob nicht doch die Gebundenheit der „Sakuntala“ an indische Sitte und indischen Glauben mit dem im Vordergrund stehenden Wirken des (in der Urform unsichtbar bleibenden) rachgewaltigen Heiligen Durwasa der Wiederverbreitung des köstlichen Werkes hinderlich werden kann.



Marion Regler als ‚Heilige Johanna‘. Dresdener Schauspielhaus. Photographie Ursula Richter



Stella David und Erich Ponto in Otto Erlers ‚Galgenstrick‘ am Dresdener Staatstheater
Photographie Ursula Richter

auf einige Zeit künstlerische Bereicherung bringen können.

Der Amerikaner O'Neill, der begreiflicherweise bei dem Mangel an originalen Begabungen in seiner Heimat sehr überschätzt wird, ist an dieser Stelle gelegentlich der Berliner Uraufführungen bereits gewürdigt worden. Ganz kritiklos liefern sich deutsche Theater zur Zeit dem Italiener Luigi Pirandello aus, der über Wien zu uns kam. Es ist durchaus an der Ordnung, wenn einer Komödie mit so phantasiereichem Grundeinfall, wie er „Sechs Personen suchen einen Autor“ eigen ist, unsere Bühnen sich nicht verschließen. Hier ließ dieser den Sechzig nahe Süditaliener griechischer Abstammung, der als Fünfzigjähriger sein erstes Drama schrieb, eine eigene Physiognomie mutmaßen: das Gesicht eines von geistvollen Einfällen erfüllten, zur Groteske begabten Satirikers. In „Sechs Personen“ steckt unstreitbar ein tiefer Sinn, der allerdings vom Zuschauer mehr zu ahnen als durchgestaltet zu erleben ist. Ähnlich liegt der Fall bei „Heinrich IV.“, einem noch nicht auf deutschen Bühnen dargestellten Werk, das die moderne französische Truppe Pitoëff in Wien gespielt hat. Dieser „Heinrich IV.“ ist nicht etwa ein historisches Drama, sondern eine skurrile Tragikomödie von einem Menschen, der sich einbildet, dieser König zu sein; auch hier ein blendender Einfall, gleichnishaft hingesetzt, obwohl künstlerisch wieder nicht ganz durchgeformt. Aber neben solchen eigenartigen Stücken stehen dann ganz gleichgültige, deren das deutsche Theater sich trotzdem liebevoll annimmt. In Breslau, wo die Theaterpflege des Schauspiels als einziger reichsdeutscher Stadt neben Hamburg noch nicht wieder in den Händen der Stadtverwaltung liegt, brachte der eifrig bemühte Direktor der Privatbühnen, Paul Barnay, am Lobetheater einen flotten aber herzlich unbedeutenden, im Titel künstlich interessant frisierten Ehebruchs-Schwank heraus: „Der Mann, das Tier und die Tugend“. Vollends nichtig sind zwei, vom Darmstädter Landestheater gespielte Pirandello-Uraufführungen: ein sentimentaler Einakter „Der Musikant“ und die dreiaktige „Wollust der Ehrlichkeit“, mit der wenig durchgezeichneten Gestalt eines Redlichkeitsfanatikers im Mittelpunkt. Jeder deutsche Dramatiker hätte sein Leben lang vergebens gewartet, um solchen Alltagskitsch loszuwerden!

Die Lustspielliteratur ist durch ein liebenswürdiges, künstlerisch empfundenes Lügenmärchen Wilhelm Schmidtbonns bereichert worden: mit „Maruf, der tolle Lügner“, das ursprünglich den orientalischeren Titel führte „Lüge begegnet ihrem Herrn“. Die Uraufführung fand am Stadttheater in Nürnberg statt, das unter dem Generalintendanten Dr. Johannes Maurach ein Schauspielpersonal von ausgesuchter Qualität und besonders erfreulicher stilistischer Einheitlichkeit in

seiner Zusammensetzung und durch die energische Wiederherstellung des Alten Stadttheaters am Lorenzerplatz zudem endlich das der Stadt seit langem nötige Schauspielhaus erhalten hat, mit dessen Fehlen (das neue Stadttheater ist nur für die große Oper geeignet) zweifellos der oft beklagte Mangel an Interesse für das rezitierende Drama beim Publikum der regsamen fränkischen Kunststadt auf das engste zusammenhing. Man muß darum aus kulturellen Gründen immer wieder die Einsicht der Städte und ihrer Theaterleitungen, sich in ähnlicher Situation ein Nebenhaus zu schaffen (auch in Dortmund ist das neuerdings geschehen) nachdrücklich erwähnen — nicht zu reden von den schon früher hervorgehobenen finanziellen Vorteilen, die in einer besseren Verwertung der beiden Kunstpersonale — Oper wie Schauspiel — liegen. Um noch mit ein paar Worten zu Schmidtbonn zurückzukehren: er hat unter Verzicht auf allen ethischen Ballast mit dem ihm ureigenen rheinischen Humor aus einer Geschichte von „Tausendundeine Nacht" ein sehr anmutiges Spielchen auf die Bretter gestellt, das nur sprachlich manchmal ein wenig unergiebiger ist als wir sonst bei ihm gewohnt sind. Maruf hat sein Geld verjubelt und ist ein armer Schuster geworden. Ein guter Erdengeist trägt ihn fort in ein fremdes Land, weg von seinem Hausdrachen, und im neuen Lande fabelt er den anderen und sich selber die tollsten Märchenschätze vor, vermittelst derer er zu Ansehn und sogar — zur Sultanstochter kommt: bis seine Lügenkarawane durch ein Wunder in Wahrheit auftaucht. Mit seinem Grundmotiv berührt sich Schmidtbonns Lügenmärchen in manchem mit Georg Kaisers altem Lustspiel aus unserer Zeit, dem „Großbürger Möller", das unter dem neuen Titel „David und Goliath" als ein recht dürres Produkt dieses vielseitigen Talents neuerdings häufig gespielt wird.

Auf dem Boden gepflegter Lustspiel-Unterhaltung, die ohne höhere literarische Ambition auftritt, aber immer in den Grenzen des guten Geschmackes bleibt, bewegen sich jetzt am sichersten Heinrich Ilgenstein und Leo Lenz. Beide sind in diesem Jahre mit ihren Stücken sehr erfolgreich gewesen. Ilgenstein ist der Verfasser eines sehr liebenswürdigen und einfallreichen, seit Jahren vielgespielten Lustspiels aus dem Hofmilieu, „Kammermusik", das auch Paul Scheinpflug zur Vertonung animierte; jetzt hat Ilgenstein mit „Liebfrauenmilch" (Uraufführung am Bremer Schauspielhaus) ein amüsantes neues Spiel um die Ehe in vier Stationen mit sauberem, kultiviertem Dialoge und guter Wirkung geschrieben. Von Leo Lenz, der sonst doch etwas konventioneller ist als er, haben wir u. a. zwei, für das heutige Unterhaltungstheater äußerst dankbare Stückchen mit guten Rollen und nicht zu abgebrauchten Motiven: „Bettinas Verlobung" und „Frauenkenner", von denen das letztere drei Generationen derselben Familie auf Liebespfaden vorführt — ein nettes Thema in lustiger Abwandlung. Auch seine „Heimliche Brautfahrt", die in kleinhöfischem Milieu spielt, ist mit ihrer geschickten Verwendung ewig wirkender Motive ein breiter Erfolg geworden.

Auf künstlerisch höherer Stufe als diese beiden nur der leichten, nicht seichten Unterhaltung dienenden Stücke stehen drei Komödien von Autoren, die sonst nur selten zu heiteren



Antonie Dietrich als Athene in der ‚Orestie' des Dresdener Staatstheaters
Photographie Ursula Richter

Stoffen greifen. Ernst Lissauer hat das Thema von der guten alten Annaliese Föhse, der Jugendliebe des späteren „Alten Dessauers", erneuert und bereichert, das einstens ein beliebtes Rührstücklein unserer Großeltern in der Bearbeitung eines gewissen Hersch gewesen war. Lissauer hat in seiner „Gewalt" zwar noch keine ideale, aber mit ihrer guten Mischung aus kluger Rede, frischer Laune und ethischem Pathos hübschgefügte, ohne unterstreichende Tendenz auch in ihrem Sinne wirklich deutsche Komödie geschrieben, über welche gerade solche Theaterdirektoren (und Theaterkritiker) durchaus keinen Grund haben, achselzuckend zu lächeln, die immer noch liebevoll so und so vielen Nichtigkeiten des Auslands ihre Aufmerksamkeit zuwenden. (Uraufführung bei Direktor Arthur Hellmer am Neuen Theater in Frankfurt.)

Hellmuth Unger, der in vielen Sätteln gerechte Leipziger Schriftsteller-Arzt, dessen „Nacht" und „Menschikoff und Katharina", zwei wirkungssichere Theaterstücke, seit ihren Karlsruher Uraufführungen über viele Bühnen gingen, betrat diesmal die Szene mit einem Schauspiel und einem Lustspiel. Das erstere: „Karneol" (Uraufführung am Stadttheater in Halle a. S.) ist, was bei Unger nicht zum ersten Male der Fall ist, die blasse, mehr theatralisch als menschlich packende Behandlung eines klugen Leitgedankens. Dagegen ist sein chinesisch kostümierter „Verliebter Beifu" (Buch bei Th. Weichert) ein, trotz seiner Umständlichkeit artiges Lustspielchen mit einer wiederum ganz ausgezeichneten Idee geworden: wie ein armer Chinese eine reiche Frau heiraten darf, aber nicht ganz; er bekommt entweder den Körper oder die Seele! (Uraufführung am Stadttheater in Mainz, wo Oberregisseur Paul Peterß mit Umsicht seines Amtes waltet.)

Auch Otto Erler ist uns ein weit willkommenerer Gast, wo er nicht, wie damals in seinem allzu konventionellen „Struensee", nach dem Lorbeer der Größten greift, sondern auf dem Boden des deutschen bürgerlich-romantischen Lustspiels bleibt, das er in seinem „Galgenstrick" (Uraufführung am Dresdner Staatstheater, Buch bei H. Haessel-Leipzig) um ein gutes Stücklein bereichert hat; auf dem Boden eines thüringischen Dörfchens um die Zeit des Dreißigjährigen Krieges spielt sich ein anmutiges, von drei ausgezeichneten und dankbaren Figuren belebtes Idyll ab.

Hans Franck begegnen wir in seiner Liebeskomödie „Martha und Maria" (Uraufführung am Stadttheater in Dortmund) gleichfalls zum ersten Male auf dem Boden des — nahe an die Tragikomödie rührenden — Lustspiels, das er auf heimischer, niederdeutscher Erde spielen läßt. Wie die erste Komödie Ernst Legals „Lätare", behandelt auch „Martha und Maria" das Problem der alten Jungfer, die so lange als die Spottfigur aller Dutzendschwänke hatte herhalten müssen. Dagegen kann man an dem mißlungenen Versuch Ernst Tollers, ein Lustspiel „Der entfesselte Wotan" zu schreiben, mit einem abenteuernden Friseur im Mittelpunkt, vorübergehen.

Die Münchener Kammerspiele haben mit ihrer Belebung der romanischen Komödie mehrfach Vorbildliches gegeben: früher mit Tirso de Molinas „Don Gil von den grünen Hosen", im vorigen Jahre mit Carlo Goldonis „Kaffeehaus" in der schmissigen, dem Originalautor gegenüber nicht eben schüchternen Bearbeitung von Otto Zoff. Mit zwei anderen romanischen Schwänklein hatten sie weniger Glück. An der angeblichen Bearbeitung eines solchen Lustspiels von Francisco de Rojas, einem Nachfahren Calderons, durch Johannes von Günther ist der Titel das beste, aber immer noch zu viel versprechend für die Substanzlosigkeit des Liebes- und Intrigenspiels: „Dummes Zeug wird hier getrieben".

Auch eine Bearbeitung frei nach dem Italienischen der Boccaccio-Schule versagte, trotzdem der Verfasser Fritz Rumpf war, von dem die einstens durch die Münchner Kammerspiele im Stile der Barock-Antike geradezu klassisch gespielte, federleichte Übersetzung des Molièreschen „Amphitryon" stammt. Stofflich lehnt sich dieser „Liebestrank" Fritz Rumpfs — der zur Unterscheidung von Donizetti und Wedekind mit einem langen Nebentitel: „oder die verzauberte Monna Prisca" versehen wurde — eng an die „Mandragola" Machiavellis an, die bereits Paul Egers Bearbeitung seinerzeit wahrlich genügend verdickt hatte. Auch hier haben wir es also mit einer „Adaptation" zu tun — aber einer Anpassung an die Herrenabendstimmung zweifelhafter Kabaretts. Es geht in diesem derben und groben, launelosen Stück um die übliche Nasführung eines alten Ehemanns, dessen züchtiges junges Frauchen mit dem Einverständnis des ahnungslosen eignen Gatten, von einem stürmischen Liebhaber erobert wird.

Insgesamt genommen war aber, wie man sieht, die Lustspiel-Produktion auch 1924, wie schon im vorhergehenden Jahre, ergiebiger und erquicklicher als die des großen Problemdramas.

Fernheizung

Von Dr. ing. L. Kuhberg

Der Maßstab der heutigen technischen Entfaltung ist ein derartiger, daß man bestimmt damit rechnen kann, innerhalb zehn Jahren ein vollständig verändertes Bild der heutigen Versorgungs- und Energiequellen und -Adern zu haben.

Bisher haben sich die heute bereits als selbstverständlich geltenden Adern der Gas-, Wasser- und Stromversorgung schleppend und ungleichmäßig zum Nachteil des gesamten Wirtschaftslebens entwickelt. Wollen wir hoffen, daß diese Fehler bei dem Ausbau der Zukunftsadern unterbleiben.

Eine der wichtigsten dieser Zukunftsadern ist eine kommunale Versorgung der Häuser mit Heizung. Es wird wohl viele überraschen, wenn man heute schon mit Bestimmtheit sagen kann, daß die Öfen und die Herde der Wohnungen zu „Alteisen" werden, und daß der „schwarze Mann", der oben auf den Dächern die Schornsteine reinigt, in den Ruhestand geht. Mit einem einfachen Handgriff wird die mollige Wärme kilometerweit durch ein unterirdisches Leitungsnetz ins Haus geleitet. Am Ende jeden Monats kommt der städtische Kontrollbeamte, liest in gleicher Weise wie von den Gas-, Wasser- und Stromuhren an der neu hinzugefügten Heizungsuhr die verbrauchte Anzahl Wärmeeinheiten ab, welche dann auf der monatlichen städtischen Abrechnung miterscheinen. Noch mehr erstaunt wird man sein, wenn es möglich ist, daß mit der Abgabe billiger Heizung gleichzeitig der elektrische Strompreis herabgesetzt wird.

Schon vor 25 Jahren schrieb Rietschel — der größte Pionier im Heizungswesen —, daß in der Ergänzung eines elektrischen Lichtkraftwerkes und Heizwerkes große Vorteile für Gesundheit, Annehmlichkeit und Wirtschaftlichkeit einer Stadt liegen.

Wenn das Problem der modernen Fernbeheizung durchgeführt wird und die Bevölkerung von der mühseligen und zeitraubenden Wartung der ungezählten Haus- und Feuerstellen befreit ist, so rechne man einmal nach, welche gewaltigen Arbeitsleistungen an anderer Stelle nutzbringend angewandt werden können. Man vergesse dabei nicht die großen Ersparnisse an Kohlen, die Verbesserung der Großstadtluft durch Fortfall der vielen Einzelschornsteine und endlich die Verbesserung der Volksgesundheit, wenn das Gesetz: „Heizung ist neben Ernährung das wichtigste Lebensbedürfnis" vollauf für alle erfüllt ist. Vor dem Kriege entstand ein erstes Fernheizwerk in Dresden. Hier führten Gründe der Feuersicherheit, weniger der Wirtschaftlichkeit, zu der Anlage. Es galt wichtige Gebäude wie das Hoftheater, die Schloßkirche und Museen mit unersetzbaren Kunstschätzen von unermeßlichen Werten gegen Feuersgefahr zu schützen. In Berlin beschäftigte man sich vor dem Kriege mit einer Fernheizanlage bei dem Bebauungsplan des Tempelhofer Feldes — leider ist dieser Plan nicht zur Ausführung gekommen. Wurden nun vor dem Kriege nur vereinzelt Pläne großzügiger Fernheizwerke ins Auge gefaßt und nur kleinere Fernheizwerke bei Industrie-, Verwaltungs- und dergleichen Bauten angelegt, so blieb diese Entwicklung während des Krieges fast stehen. — Der verlorene Krieg mit den harten Bedingungen, besonders mit den auferlegten Kohlenabgaben führte zu einer beispiellosen Einschränkung in der Brennstoffwirtschaft. Einerseits verloren die Vorteile der Zentralheizung ihren Sinn, wenn man die Heizung auf einen oder zwei Wohnräume beschränkte und bei Ausstattung von Neubauten die Ofenanlage einer Zentralheizung vorzog. Anderseits aber kam man zwangsweise auf die Idee, unausgenutzte Wärme des Maschinendampfes der Schmelzöfenmäntel, der Glühtürme oder anderer Industriefeuerungen — also vergeudeter Energien — nutzbringend durch Weiterleiten in die Gebäude für Heizzwecke zu verwenden. Die in den Jahren 1922 bis 1924 mit großem Erfolg durchgeführten, in dem Sinne von Rietschel gekuppelten Kraftheizwerke in Hamburg, Kiel, Barmen und anderen Orten sind die Grundsteine der zukünftigen Fernbeheizung der Städte. Sie sind ein beredtes Beispiel dafür, daß man in grenzenloser Unwissenheit war, als man noch vor kurzem in der Reichshauptstadt anläßlich einer Wärmewirtschaftssitzung im Magistrat der Öffentlichkeit mitteilte, Kraftfernheizwerke für ganze Stadtbezirke seien Zukunftsmusik.

Das Ziel aller Städte des ganzen Deutschen Reichs muß sein, durch solche gekuppelten Kraftheizwerke billige Wärme für alle zu bringen und nebenher die Rauch- und Rußplage besonders in den engen Großstädten zu mindern. Zur Lösung dieser Aufgaben sind folgende Arbeiten erforderlich: Eine moderne Brennstoffwirtschaft in Verbindung mit der Anlage von gekuppelten Kraftfernheizwerken mit größtmöglichem Wirkungsgrad und einer entsprechenden Um-

bildung der bestehenden Kessel- und Maschinenanlagen und sonstigen geeigneten Industriefeuerungsstätten, ist schneller als bisher durchzuführen.

Ferner sind sofort die erforderlichen unterirdischen Heizungsleitungen besonders bei Neuanlagen von Straßen zu verlegen. In vorhandenen Stadtteilen sind diese Leitungen nachträglich, besonders aber dann, wenn eine Veränderung der Straßenquerschnitte infolge der neuen Verkehrstechnik erforderlich wird, anzulegen.

Eine mit allen Erfahrungen eingerichtete Brennstoffwirtschaft muß mit im Vordergrund aller technischen Aufgaben stehen. Kein kleinliches Sparen durch Einschränkung der Heizung bis zur Entbehrung führt zum Ziel, sondern alle möglichen Verbesserungen der Einzelbetriebe zur Erzeugung von Kraft, Licht und Wärme, dabei eine baldige allgemeine Verbreitung der chemischen Verarbeitung der Kohle.

Unwirtschaftliche Kleinbetriebe müssen zu Großbetrieben zusammenschmelzen. Überall dort, wo es die Umstände erlauben, sind großzügige Anlagen zu schaffen zwecks Verwendung von Staubkohle, auf dem Wasserwege beschafft, in Silos gelagert und maschinell bis zum Kesselrost befördert, mit Rücktransport von Asche und Schlacke auf demselben Wege. Während schon auf vielen verschiedenen Gebieten der Kohlenwirtschaft, wie z. B. der Eisengewinnung, Gas- und Stromerzeugung, die Entwicklung nach diesen Gesichtspunkten weit vorwärtsgeschritten ist und große Anstrengungen im Gange sind, um sie weiter zu fördern, herrscht auf dem Gebiete der Heizung fast allgemein noch der wenig sachgemäße Kleinbetrieb mit einer beispiellosen Verschwendung von Material, Arbeit und Zeit.

Diese Tatsache erscheint um so erstaunlicher, als die Heizung das älteste und entschieden wichtigste Bedürfnis ist, zu dessen Befriedigung Kohle dient und das einen großen Teil der Kohle für sich in Anspruch nimmt. Viel schneller als bisher müssen die konstruktiv durchgebildeten und erprobten Systeme der neuen Kohlenstaubfeuerungen, der Höchstdruckdampfkessel und Maschinen, der Wärmespeichersysteme, der Einrichtungen zur weitestgehenden Ausnutzung der noch in den Rauchgasen enthaltenen Wärme (Ekonomiser, Luftvorwärmer usw.), der Betriebskontrollapparate in Anwendung kommen.

Es ist bedauerlich, daß den Untersuchungsstätten auf den Technischen Hochschulen und anderen Prüfungsämtern so wenig Mittel zur Verfügung stehen, um Neuerungen und Erfindungen auf ihren Wert hin zu untersuchen, damit ihre nützliche Anwendung gleich allen Betrieben zugute kommen kann. Es ist leider eine Tatsache, daß die Länder, welche in der Technik weit voran sind (Amerika, England, Schweden) im gesteigerten Maße und mit ausgezeichneten Erfolgen zum Wohle des Staates bedeutende Mittel für Untersuchungen aller aussichtsreichen Neuerungen und Erfindungen anwenden.

Die besten Kraftheizwerke mit Hochdruckdampfkesseln nutzen nur einen Bruchteil bis zu 18 vom Hundert der Dampfwärme aus. Kuppelt man diese Kraftwerke wie oben angeführt mit Heizwerken zusammen, so ermöglicht ein Weiterleiten des auf höheren Druck gebrachten Dampfes nach verrichteter Arbeit in den Maschinen in die Fernleitungen zur Beheizung der Gebäude eine Wärmeausnutzung bis zu 80 vom Hundert.

In Verbindung hiermit wird die Belastung der Kesselanlage gleichmäßiger und damit ihre Ausnutzung billiger, denn einerseits entfällt z. T. die übliche Kondensationsanlage, anderseits kommen in der Konstruktion und in der Wartung einfachere Maschinen zur Verwendung.

Durch den Verkauf von Strom und Wärme ist der Umsatz größer, mithin werden die Unkosten für Bedienung, Ersatz, Abschreibung und Verzinsung, anteilig auf die Verkaufseinheit bemessen, geringer. — Wenn nun Strom und Wärme in gemeinsamer Wirtschaft billiger als im getrennten Betrieb hergestellt werden können, vor allen Dingen wenn der Elektrizitäts- und der Heizbedarf fast zeitlich übereinstimmt, so wird die Zeit kommen, daß Einzel-Zentralheizungen mit den vielen kleinen Kesseln keine Daseinsberechtigung mehr haben. Welche großen Gewinne außer den oben angeführten werden in einem verarmten Staate wie Deutschland erzielt, wenn die Kapitalien für die Anlage beziehungsweise für den Fortfall der Heizkessel, der Brennstoff- u. a. Räume, für die Bedienung der Anlage, für den Kohlen- und Aschetransport, für die Reinhaltung des Hauses frei werden.

Vorderhand stehen der Entwicklung der neuzeitlichen Kraftheizbetriebe noch wirtschaftliche, oder richtiger kapitalwirtschaftliche Schwierigkeiten entgegen. Bei der heutigen Geldknappheit würden Neuanlagen erst mal nur an solchen Stellen entstehen, wo sie ohne weiteres und ohne große Aufwendung in das Programm der Gesamtanlage hineinpassen. Für die vorhandenen Städte müssen bei den gegenwärtigen Verhältnissen die bestehenden Kessel- und Maschinenanlagen, ob sie dem Staate, der Stadt oder anderen Interessengemeinschaften gehören,

den Ausgangspunkt der Kraftfernheizungen bilden. In Hamburg ist bewiesen, daß die Entwicklung der städtischen Elektrizitätswerke sie am meisten fördern kann. Die Vorteile der Großwirtschaft zwingen die Elektrizitätswerke zu weitgehender Zentralisierung. Die veralteten, mit kleineren Maschinenleistungen ausgerüsteten, innerhalb der Stadt belegenen Zentralen werden stillgelegt, die Stromerzeugung wird in den außerhalb der Stadt liegenden Großwerken zusammengefaßt (Golpa und Trattendorf für Berlin, Tiefstack für Hamburg), die alten Kleinzentralen werden meist zu Umformerstationen umgebaut. Hierbei ergibt sich die Möglichkeit, die bestehenden Kessel- und Dampfmaschinenanlagen der vorhandenen Kleinzentralen im Umfang des erforderlichen Heizdampfbedarfes zu betreiben und etwa zusätzlich noch erforderliche elektrische Energie durch Umformen des Fernstromes aus den Großwerken zu erzeugen.

Veraltete Werke können durch diese Kraftheizkupplung wieder lebensfähig und ein guter Ausgleich zu den Spitzenbelastungen in den Morgen- und Abendstunden der Großwerke werden.

In Berlin ist man gegenüber anderen Städten noch weit zurück. Ein erstes gekuppeltes Kraftheizwerk ist im Hochschulviertel Charlottenburg entstanden. Erfreulich ist, daß gerade auf der größten technischen Bildungsstätte eine vorbildliche Anlage entsteht, um die Studierenden mit diesem Problem der neuen Wärmewirtschaft bekannt zu machen.

Für die Wirtschaftlichkeit des Fernheizbetriebes ist vor allem Anzahl, Umfang und Entfernung der Anschlüsse maßgebend. Mit der Erhöhung des Anschlußwertes und der Wärmedichte werden die lichten Weiten der Fernleitungen größer und ihre Längen kürzer. Dadurch werden sowohl die Wärmeverluste wie die Anlagekosten der Fernleitungen bedeutend verringert. In noch weit höherem Maße verringern sich aus diesem Grunde die Kosten für die Herstellung der Fernleitungskanäle, besonders wenn sie nach den neuesten Erfahrungen angelegt werden. Am besten werden die Fernheizkanäle unter den Bürgersteigen angelegt, um diese dauernd mit der Kanalwärme trocken zu halten und im Winter, besonders bei Schneefällen mit Glatteis, die Fußgänger vor dem Ausgleiten zu schützen. Bei großzügigen Stadterweiterungen wäre an den Plätzen und Straßen mit zukünftigem Großverkehr ein großer Kanaltunnel mit Aufnahmemöglichkeit der gesamten unterirdischen Leitungen in geordneter Übersicht anzulegen. Dieser Kanaltunnel würde die bisherige unbeschreibliche Unordnung der städtischen Leitungen an diesen Verkehrsbrennpunkten beseitigen und den Heizungsingenieur in den Stand setzen, ohne Schwierigkeit ein fehlerfreies Heiz-Leitungsnetz zu schaffen.

Aus den gegebenen Ausführungen darf die Wichtigkeit der Kraftheizwerke hervorgehen. Es muß daher untersucht werden, welche Wege zum Ziele führen. In erster Linie muß der Städtebauer der Zukunft beim Entwerfen weitgehend Rücksicht auf derartige Anlagen nehmen durch rechtzeitige Fühlungnahme mit den Heizungs- und Maschineningenieuren. Genügende Grünflächen und Spielplätze tun es nicht allein; ebenso wichtig ist das Fortfallen der überflüssigen Hausbrandschornsteine durch eine isolierte Anlage der zentralisierten Kraft- und Versorgungsquellen, ohne das städtebauliche Gesamtbild zu stören — eher vielleicht noch, um es zu heben.

Allem voranzustellen ist aber eine großzügige Zusammenarbeit von Staat, Stadt und sonstigen Interessengemeinschaften. Damit die Entwicklung nicht so schwerfällig vorwärts geht, wie bei den Anlagen der Gas-, Wasser- und Stromversorgung, wäre von den genannten drei Faktoren — vielleicht in Verbindung mit dem Rest des Reichsverkehrsministeriums — ein Technisches Energieministerium zu schaffen, das mit weiter Voraussicht nicht nur die Wege für eine neuzeitliche Kraftfernheizentwicklung, sondern auch für die Entwicklung neuzeitlicher Energiezentralen und neuzeitlicher Systeme der Verkehrs- und Versorgungsadern bahnt, vor allen Dingen aber alle verborgenen oder verpufften Energiequellen erfaßt und durch Umwandlung zu neuem Leben erweckt.

Der Wirrwarr mit den verschiedenen elektrischen Stromarten und -Stärken muß aufhören. Die Unregelmäßigkeiten in der Entwicklung der Gas-, Wasser- und Stromversorgung sind nach Möglichkeit zu beseitigen, bei der Anlage der Fernheiz- und sonstigen Versorgungsleitungen und bei den Veränderungen der Straßenquerschnitte durch die Verkehrstechnik gänzlich zu vermeiden.

Großzügige Gesetze ohne jegliche Rücksicht auf kleinliche Interessenpolitik sind durchzuführen, um an einem Wiederaufstieg Deutschlands mitzuhelfen, wenn sie auch vorderhand größere Geldmittel erfordern, dafür aber große zukünftige Ersparnisse gewährleisten.

Das Kind

Novelle von Karl Adolf Mayer

Allmählich hob sich der Nebel im letzten Grauen des frühen Winterabends, der bleischwer und zögernd heranbrach und Himmel und Meer in einer trostlosen Dämmerung vermählte.

Der Wachtposten der dritten Küstenbatterie hüllte sich fröstelnd in den Mantel.

Ein leiser Sprühregen setzte ein. Es war still; still wie hier immer. Manchmal nur, von der feuchten Luft herübergetragen, das ferne Knattern eines Motorbootes. Und dann — in seiner dumpfen Regelmäßigkeit kaum mehr vernommen — ein immerwährendes Rauschen: tiefes Atmen des unruhigen Meeres, das seine schweren Wellen den steinigen Strand emporwälzte und schlürfend zurückholte.

Das grelle Licht eines Scheinwerfers sprang auf, tastete ins brauende Dunkel empor, glitt nieder, wanderte über die Wasserfläche, verharrte wohlgefällig eine Weile auf dem silberstrahlenden Gischt eines umbrandeten Steines, kroch langsam weiter und erstarrte plötzlich mit jähem Ruck. Denn dort, dunkel und langgestreckt, einem starren Riesenfisch nicht unähnlich, hob und senkte sich etwas, von den gemächlich heranrollenden Wellen bewegt, in einem hilflosen Auf und Nieder.

Ein heiserer Befehl ...

Das Maschinengewehr begann hart und hastig zu klopfen ... ein anderes entferntes pochte erregt mit ... das jähe Licht eines Feuerstrahls blitzte auf und gleich darauf fiel der erste schmetternde Schlag des Strandgeschützes.

In diesem Augenblick ward über dem Turm des gelähmten Unterseebootes das flatternde Winken einer weißen Flagge sichtbar.

Die Bemannung ergab sich.

*

Die Stelle, an der das Unterseeboot gesichtet und geborgen worden war, gab zu besorgten Bedenken Anlaß. Wie hatte es geschehen können, daß der Feind trotz der zahlreichen Vorkehrungen und mannigfachen Sicherungen, die man zum Schutze des Kriegshafens getroffen hatte, so weit vorgedrungen war? — Daß das Unterseeboot den an dieser Stelle überaus dichten Minengürtel vom offenen Meere aus durchquert hatte, schien undenkbar. So blieb denn nur diese letzte Möglichkeit: es war in ziemlicher Entfernung vom Kriegshafen an die Küste herangekommen und dann — die durch den hohen Wasserstand gegebene Fahrtmöglichkeit ausnützend — ganz nahe dem Ufer in dem schmalen Bereich zwischen Minengürtel und Festland weitergefahren, bis es sich knapp vor dem Ziel mit unklar gewordener Schraube in eben jenem Stahlnetz, das als letztes und scheinbar überflüssiges Hindernis vor den Hafen gelegt war, verfangen hatte. Das äußerst gefährliche Wagnis einer solchen Fahrt aber — darüber waren sich alle einig — konnte nur jemand auf sich genommen haben, dem alle Untiefen, Klippen und Felsenbänke des Küstengewässers durchaus vertraut waren: ein seefahrender Sohn der istrianischen Küste selbst.

Diese Vermutung schien nicht unbegründet; waren doch in jenen schwülen und schicksalschweren Maitagen des Jahres neunzehnhundertfünfzehn, da Italien nach langem Zögern der habsburgischen Monarchie den Krieg ansagte, gerade aus dem istrianischen Gebiete eine Anzahl österreichischer Staatsbürger italienischer Nationalität dem verhaßten Militärdienst entflohen und in das Land geflüchtet, gegen das sie — ihm durch Sprache und völkisches Empfinden verbunden — nicht die Waffen erheben wollten.

So wurde denn die Bemannung des Unterseebootes — sie bestand aus einem Korvettenkapitän, zwei Offizieren und zwanzig Mann — in getrennten Zellen bewacht und im Laufe der nächsten Tage einem weitläufigen und eindringlichen Verhör unterzogen. Die Matrosen waren, wie sich bald erwies, Söhne der südlichen Küste, bronzebraune, untersetzte Gestalten, die in der singenden Sprache Apuliens über ihre in den Begleitpapieren angegebenen Geburtsorte und deren Umgebung zwar einfältige, aber durchaus zutreffende Antworten gaben. Anders stand es mit dem ersten Offizier. Seine Ausweiskarte besagte, daß er, Nicolo Sambo, im Jahre 1878 in Venedig geboren sei. Auf die Frage, wie lange er dort gelebt habe, erklärte er, mit fünfzehn Jahren die Stadt verlassen zu haben; aber die Auskünfte, die er über Plätze, Kirchen, Denkmäler und die Umgebung der Stadt zu geben vermochte, waren ausweichend, unzulänglich, ja oft genug falsch, und jede dieser unzureichend beantworteten Fragen verstärkte die Gewißheit, daß man es hier mit einem jener fahnenflüchtigen Überläufer zu tun habe.

Die istrianischen und dalmatinischen Schiffahrtsgesellschaften wurden aufgefordert, die Namen, die Personenbeschreibung,

womöglich auch Bilder der nach Italien geflüchteten Offiziere einzusenden.

Und als dann nach mancherlei Irrtümern, Fehlgriffen, Enttäuschungen und neuerlichen Anfragen die nicht in Betracht kommenden Namen ausgeschieden waren, blieben nur mehr zwei übrig, deren Träger möglicherweise mit dem gefangenen Offizier wesensgleich waren: Italo Piranese und Luigi Giani, beide zufällig in Capo d'Istria geboren.

*

Über dem malerisch krausen Gewirr verwitterter Ziegeldächer und winkelig enger Gassen der auf venezianische Art erbauten alten Inselhauptstadt Istriens — sie liegt seit manchem Jahrhundert vergessen und bedeutungslos in einem der still gewordenen Winkel des Adriatischen Meeres — erhebt sich, schwer und kahl und auch an blauen Sonnentagen von einem kühlen Frösteln umwittert, die Strafanstalt. In einer ihrer Zellen weilte der angebliche Nicolo Sambo — vor einer Stunde in einem scharf bewachten Auto hierher gebracht — um Leuten aus dem Bekanntenkreise Italo Piraneses und Luigi Gianis entgegengestellt zu werden.

*

Ein Major-Auditor und ein ihm als Gerichtszeuge beigegebener Oberleutnant hatten die Verhandlung durchzuführen.

Sie waren eben in das Zimmer eingetreten, in dem die Zeugen Nicolo Sambo entgegengestellt werden sollten. Ein feuchter fröstelnder Raum, den das wohl erst vor kurzem entzündete Feuer noch nicht durchwärmt hatte. Kahle Wände, nur an einer das Bild des Kaisers. Zwei Tische, ein paar Sessel. Vier grelle Gasflammen, grünliches, häßliches Licht.

Noch waren die beiden allein.

„Ich habe," sagte der vorsitzende Major, „für heute nur drei Zeugen vorführen lassen. Einen Matrosen, der zu der Zeit auf der Nereide diente, als sie Piranese kommandierte, dann die Mutter und die Tochter Luigi Gianis. Seine Frau ist ja mit ihm nach Italien durchgegangen. Ich habe alle drei gesondert herbeiholen lassen. Eine Verständigung unter ihnen war unmöglich; sie wissen natürlich auch nicht, worum es sich handelt ... Warum so verdrossen, Herr Oberleutnant?"

„Ich bin nicht verdrossen, Herr Major, aber es ist das erstemal, daß ich einer solchen Verhandlung auf Leben und Tod beizuwohnen habe."

Der Major zog die Brauen hoch: „Nun, und Ihr Kronenorden? Haben Sie den für strammes Salutieren bekommen?"

„Nein, ... aber ... das war etwas anderes."

„Herr Oberleutnant, es ist ein und dasselbe. Dienst da und Dienst dort. Wir dürfen auch jetzt nichts anderes tun als unsere Pflicht."

„... und dann noch etwas, Herr Major, ... Sie verzeihen, daß ich mir die Bemerkung erlaube."

„Oh, bitte, bitte."

„War es unbedingt notwendig, die Mutter und die Tochter Sambos oder wie er heißen mag, vorzuführen ...?"

„Wer soll ihn besser kennen?"

„... ich meine ... wäre es nicht schrecklich, wäre es nicht grausam, das Todesurteil durch eine Mutter aussprechen zu lassen?"

Der Major sah von dem Blatt auf, das zu lesen er sich eben angeschickt hatte; halb ärgerlich, halb spöttisch maß er den Frager.

„Herr Oberleutnant, Ihre Menschlichkeit in allen Ehren, aber haben Sie auch bedacht, für wen Sie sie anrufen? Wer ist dieser Sambo oder Giani oder Piranese? Wer? Ein Überläufer, ein Schuft; einer, der sich zur Nacht an unsere Schiffe herangepirscht hat, um eines der großen zu versenken. Glauben Sie, Herr Oberleutnant, daß der Mann es sich auch nur einen Augenblick überlegt hätte, das Torpedo zu lanzieren und vielleicht Hunderte von braven Leuten zum Tode zu verurteilen? Glauben Sie, daß er auch nur einen Augenblick an die Frauen und an die Kinder und an die Mütter der braven Jungen gedacht hätte, die da mitten in der Nacht, in der Finsternis des sinkenden Schiffes erstickt und ertrunken wären; Leute, die vor ein paar Monaten noch seine Kameraden waren ... Nein, nein, Herr Oberleutnant. Dieser Mann ist nicht der einzige, der hinübergegangen ist; ist nicht der einzige, der ein italienisches Unterseeboot führt. Aber vielleicht schreckt der Strick, an dem er hängen wird, den einen oder den anderen seiner Kumpane, vielleicht rettet dieser Strick ein österreichisches Schiff mit seiner Besatzung. Und dann ist er nicht umsonst gedreht worden ... Gewiß, er ist nicht leicht, unser Dienst." Er schwieg und sah nach dem Fenster, an dessen Scheiben der Regen niederrieselte ... „So, und jetzt verständigen Sie, bitte, die Leute. Zwei Soldaten stellen sich draußen vor die Türe. Zwei kommen herein. Der Feldwebel — sagen Sie ihm, er soll sich Tinte mitbringen, es ist keine hier — kann sich ja zu uns hersetzen. Oder haben Sie etwas dagegen?"

„Gewiß nicht, Herr Major."

*

Der erste, den der Justizsoldat hereinführte, ein älterer Mann in Matrosenuniform, untersetzt und knochig, betrachtete mißtrauisch und sichtlich beunruhigt die Offiziere. Was wollte man von ihm? Auf jeden Fall suchte er der ungewohnten und unbehaglichen Umgebung Rechnung zu tragen, indem er sich, die klobigen Hände an die Schenkel gepreßt, in einer Art von Habtachtstellung emporrichtete.

„Ist Ihnen der Herr dort bekannt?" fragte der Major und wies auf den Gefangenen, der mit halbgeschlossenen Augen, gleichsam, als ginge ihn die ganze Verhandlung nichts an, ins Leere schaute.

Der Matrose maß ihn erstaunt und neugierig eine geraume Zeit.

Ein verneinendes Kopfschütteln.

„Wieso kennen Sie den Kapitän Italo Piranese nicht, unter dem Sie zwei Jahre eingeschifft waren?"

„Piranese?" Der Matrose wandte sich dem Major zu. Sein Mund klaffte in stumpfsinnigem Staunen.

„Kapitän Piranese?" wiederholte er und sah wieder zu dem Gefangenen hin: „Das ist nicht der Kapitän Piranese."

„So, so," höhnte der Gefangene und kniff die Augen noch mehr zusammen, „bin ich also nicht der Kapitän Piranese? Schade, den Herrn wäre es zu recht gewesen."

Der Major deutete mit einer Handbewegung an, daß der Matrose abzuführen sei. „Nummer zwei," fügte er hinzu.

Schweigen. Ein Bleistift klopfte in gedankenloser Spielerei auf den Tisch.

Die Tür tat sich auf. Eine ältere Frau, eher städtisch als bäuerlich angezogen, aber das Kopftuch der ländlichen Bevölkerung um die Schläfen gewunden, erschien auf der Schwelle. Sie verharrte im Dunkel, ihr forschender Blick flog blitzschnell über die Anwesenden, verweilte einen Augenblick auf dem gefangenen Offizier und blieb dann auf dem Antlitz des Majors ruhen.

„Was sagen Sie zu der Überraschung?" fragte dieser.

„Zu welcher Überraschung?"

„Nun, haben Sie Ihren Sohn hier erwartet?"

„Meinen Sohn?"

„Jawohl, Ihren Sohn Luigi."

„Wo ist er?"

Sie war langsam vorgegangen. Der Major antwortete nicht sogleich. Er sah ihr, das Kinn auf Daumen und Zeigefinger gestützt, unverwandt in die Augen.

„Dort!" sagte er plötzlich, aber man merkte es ihm an, daß er dem Folgenden keine besondere Bedeutung mehr beilegte. War er seiner Sache so sicher? Fühlte er, daß diesem Weib, das starr und eisig seinen Blick erwidert hatte, nichts mehr zu entreißen war?

„Ich kenne den Herrn nicht," sprach sie mit ruhiger Stimme. „Ich habe ihn niemals gesehen."

Und sie blickte noch einmal nach dem Gefangenen hinüber, der, an den zweiten Tisch gelehnt, wieder gelangweilt ins Leere starrte.

„Komödie!" brummte er halblaut vor sich hin.

„Jawohl, Komödie!" wiederholte der Major, „und zwar eine bisher vortrefflich gespielte. Nur weiß ich nicht, Luigi Giani, ob alle Schauspieler ihre Rolle so gut hersagen werden. Feldwebel, führen Sie die Frau hinaus! Und dann Nummer drei, bitte."

Es dauerte diesmal etwas länger als vorhin. Der Major schrieb auf die Ecke des vor ihm liegenden Blattes ein paar stenographische Zeichen und schob es dem Oberleutnant hin.

„Er ist es," las der. „Ich fürchte auch," stenographierte er darunter. Der Major las und reichte es noch einmal zurück. Er hatte das Wort „fürchte" unterstrichen und zwei Fragezeichen hinzugesetzt.

In diesem Augenblick ging die Türe auf.

Der Feldwebel führte ein Kind herein. Ein Mädchen, kaum fünf Jahre alt. Da stand es in seinem grauen Mäntelchen, ein wenig furchtsam und gleichsam verloren in der öden Unfreundlichkeit des häßlichen Raumes, und seine Augen, die groß und dunkel in dem schmächtigen Gesichtchen standen, gingen fragend von einem zum andern, bis sie plötzlich auf dem halbabgewandten Antlitz des Gefangenen haften blieben.

Niemand sprach ein Wort.

Es war still geworden. Ein jähes, fast schmerzhaftes Schweigen war entstanden, das die atmenden Lungen und schwer pochenden Herzen der Wissenden gewalttätig niederzwang.

Denn jetzt bewegte das Kind die schmalen Lippen und leise, wie ein Hauch nur, und doch vernehmbar in der ungeheuerlichen Stille, flatterte ein Wort auf ...

„Papa" ...

Und dann noch einmal, lauter, sicherer: „Papa" ...

Luigi Giani senkte langsam, ganz langsam das Haupt. Ein Laut, qualvoll wie das Stöhnen eines sterbenden Tieres, brach aus seinem verzerrten Munde. Ein schnaufendes Atemholen der keuchenden Brust, einmal, zweimal ... Dann hob sich, bleiern, seine

Rechte mit einer starren, verkrampften Gebärde, schien sich gegen ein schweres Etwas zu stemmen und sank dann, müde und hilflos, auf das Knie nieder.

Das Kind stand noch immer, die Augen in einer betroffenen Frage auf den Vater gerichtet.

Und nun geschah es: Giani hob mit einem Male das Antlitz. Es war eine seltsam freie, unbefangene Bewegung, es war, als erwache er aus einem bösen Traum, als lösten sich Haß, Qual und Verstellung wie eine Maske von seinem Antlitz. Sein Blick suchte den des kleinen Mädchens. Und nun lächelte er, lächelte glückselig und heiter — wie ein helles Leuchten erblühte dieses Lächeln in der trostlosen Kahlheit des Zimmers — und streckte seine Arme aus.

Das Kind kam zögernd näher, irgendwie erschreckt, einen Ausdruck von Ängstlichkeit im schmalen Gesichte, und Luigi Giani nahm es auf. Sehr behutsam und sehr zärtlich. Und indem er die mageren Beinchen mit der Linken an die Brust drückte, strich die Rechte mit einer glückseligen Inbrunst über das leicht gewellte dunkle Haar.

Da stand er, heiter und losgelöst von Leid und Haß, ganz hingegeben an diese letzte Zärtlichkeit, stand rein und glücklich, wie besonnt und durchflutet von einem milden Lichte, und immer noch lächelnd küßte er das Kind, das ihn mit hageren Ärmchen umfangen hatte, auf den Mund ...

*

Und dann waren sie gegangen. Dahin der eine, dorthin der andere, der Gefangene in seine Zelle.

Nur der junge Oberleutnant stand noch vor dem tintenbefleckten Tisch und starrte auf das im grünlichen Gaslicht fahl leuchtende Viereck des leeren Bogens, der zurückgeblieben war ... legte den Bleistift daneben ... richtete ihn in einer kindischen und in diesem Augenblick völlig sinnlosen Genauigkeit so, daß er mit dem unteren Rand des Blattes gleichlief ... und ging dann auch, indem er den Platz, auf dem der Todgeweihte gestanden hatte, weit ausweichend mied ... trat aus dem Tor des Gefängnisses in die Nacht hinaus ... schritt — die Zähne in die Unterlippe gedrückt — durch die Gasse und empfand den kalten Regen, den ihm der Wind ins Gesicht warf, irgendwie als Wohltat ... „Laufen," sagte er vor sich hin, „nur laufen, laufen, laufen ..."

Dann stand er auf dem Ende des quadergefügten Dammes, der sich schwer und wuchtend dem Anprall der heranbrandenden Wogen entgegenstellte, ließ sich, vom Regen durchnäßt, auf die Steinbank fallen, saß und sah mit geschlossenen Augen in die von roten und grünen Kreisen durchschwebte Finsternis seines Blutes und hörte das tiefe, tosende Atemholen des unruhigen Meeres, das seine schweren Wellen in dumpfer Brandung die Stiegen emporwarf und rauschend zurückholte.

Und plötzlich war es ihm, er sähe ... nein, er sah es ganz deutlich ... durch eine der nächtlichen Gassen der Stadt, die hinter seinem Rücken lag, sah er das Kind in seinem grauen Mäntelchen an der Hand der Großmutter über die regennassen Steine gehen, schweigend, blaß und verängstigt.

Da barg er sein Antlitz in den Händen und in einem Schluchzen löste sich der Krampf seiner Seele.

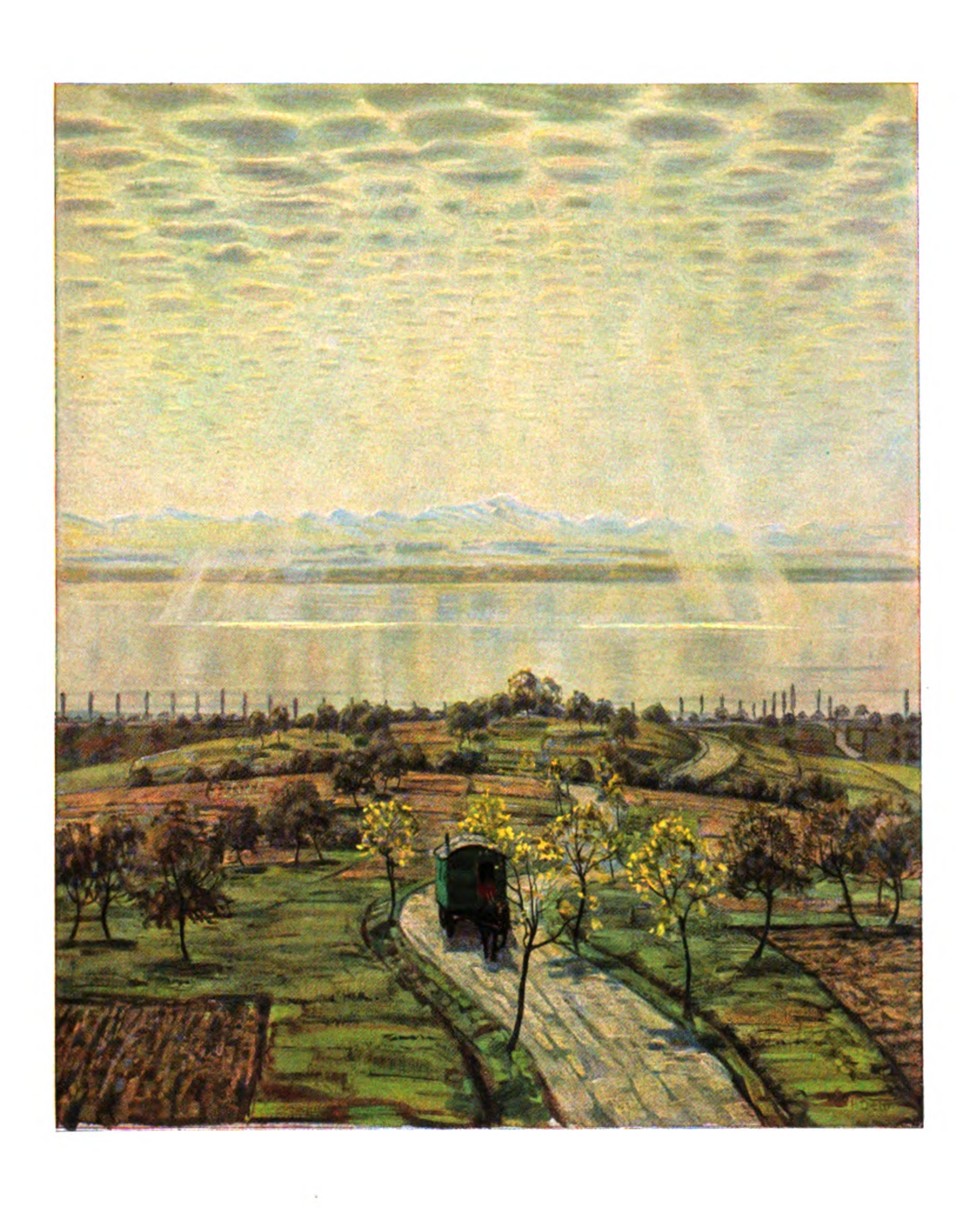
Ave Maria. Von Alfred Schelzig

Vom Hauch der Feierstunde übertaut
Die Dinge sinken in ein innig Beten.
Die Wünsche, die im Tag so leicht verwehten,
Jetzt bindet sie der Abendglocke Laut.

Der Klang durchglüht die duftigzarten, späten
Gewölke, die der Sonne nachgeschaut,
Mit Rosenlicht. — Da hat die Himmelsbraut
Die holden Daunen segnend schon betreten

Und schwebt, im Diadem den Abendstern,
Lindlächelnd über unsrer müden Welt. —
Da schwindet alles Herzensweh so fern,
Wenn sie die güt'gen Hände drüber hält;

Und alles Sein, an ihrem Blick gewogen,
Hat ihrer Süße einen Strahl gesogen.



Über Land und Meer. Gemälde von Hans Dieter

(Sammlung Schnaß, Neubabelsberg)

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Umschau in der Lyrik: Johannes R. Becher: Hymnen — Hanns Johst: Lieder der Sehnsucht — Herm. Conradi: Feuerball rollt — Paul Spann: Amor repudiatus — Gerhard Hempel: Verwehte Blätter — Walter Beck: Wahres und Erlogenes — Jacob Kneip: Auswahl — Ernst Lissauer: Das Kinderland — Otto Brües: Rheinische Sonette — Wilhelm Steinkopf: Berglieder — Eduard Reinacher: Elsässer Idyllen und Legenden — Börries Frhr. v. Münchhausen: Drei Idyllen — Josef Schanderl: Krone. Hohe weite Welt — Arnold Ulitz: Der Lotse — (Siehe auch das Verzeichnis am Schluß)

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche...
Der Expressionismus in seiner Schwäche
Zog sich in rauhe Berge zurück.
Von dorther sendet er, fliehend nur,
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises...
Aber die Sonne duldet nichts Weißes,
Überall regt sich Bildung und Streben...

Halt, Fauſtzitator! Der letzte Vers paßt schon nicht mehr. Und was die Unduldsamkeit gegen Weißes anlangt, so ist das auch nicht immer eine erfreuliche Erscheinung: etwa, wenn die zahllosen Nachkommen Gutenbergs im Großbetrieb saubere schneeweiße Bogen mit schwarzen Lettern verunreinigen, die sich nachher als lyrische Gedichte ausgeben.

Aber das eine läßt sich in diesem Maimond ohne winterlichen Einspruch feststellen: der endgültige Rückzug des Expressionismus auf der ganzen Linie. Wie er im Drama längst tot ist, im Roman nie gelebt hat, so läßt er auch in der Lyrik, wo er am muntersten sich regte, jetzt kaum noch ein schwaches Röcheln hören.

Wir haben ihn immer nur als eine Episode betrachtet, sind niemals aus Furcht, den Anschluß zu verpassen, seine Mitläufer gewesen, und haben darum jetzt keinen Grund, nach Art treuloser Liebhaber, ihn tapfer zu schmälen. Keiner der bedeutenderen Köpfe dieser Moderichtung ist darum hier unbeachtet geblieben, so in der Lyrik vor allem Johannes R. Becher nicht, der schon im Maiheft 1919 und auch später wiederholt beklopft wurde. In seinen Hymnen, die jetzt erschienen sind, macht er einen reiferen und echteren Eindruck als in den meisten seiner früheren Gedichtsammlungen. Man lese seine „Vernichtung". Hier ist das bunte Wörtergemisch, oder, wie ich einmal von seiner Dichtungsart sagte: das Brodeln, Zischen und vulkanische Sprühen, eingedämmt; man darf hoffen, daß dies bedeutende Talent sich noch einmal zur reinen Flamme klärt. Becher ist freilich jetzt dreiundvierzig Jahre alt, wenn er den Beweis liefern will, daß er ohne Verblüffung, ohne Wortlärm und krampfhafte Übersteigung Wesentliches sagen, daß er seine Begabung noch entwickeln kann, statt sie zu zerfasern, so wird es Zeit.

In der bisherigen Manier geht es ohnehin nicht weiter, ihr ist das Schlimmste geschehen, was einem Zeitprogramm geschehen kann: sie ist aus der Mode gekommen. Unter den sechsundachtzig (!) Büchern und Büchlein, die diesmal unsere lyrische Jahresernte ausmachen, ist Becher beinahe der einzige, der noch im Bann des Expressionismus steht, diese Richtung hat sich einfach überlebt, denn Hanns Johst, um nur ein Beispiel zu nennen, der acht Jahre jünger als Becher ist, denkt gar nicht daran, sich in die enge Form, die Uniform einer literarischen Richtung zwängen zu lassen, er singt, „wie ihm der Schnabel gewachsen ist", da blühen denn in seinen Liedern der Sehnsucht (München 1924) kleine Wunder auf wie „An dich":

Alle bunte Welt lebt nur
In dem Spiegel deiner Seele,
Nur im Klange deiner Kehle
Atmet selig die Natur.
Klinge,
Singe,
Schaue,
Baue,
Dichte, Seele!
Und vermähle
Schau und Klingen
Mit den Dingen.
Daß sie unter deiner Freude,
Unter deinem Himmelszelt
Auferstehen als Gebäude,
Deiner gotterfüllten Welt.

Johst verschmäht es hier (übrigens ausnahmsweise) nicht, die Weise alter Kirchenlieder aufzunehmen. Sein selbständiger und darum wesentlicher Kunstverstand sagt sich, daß die Entwicklung der Lyrik schließlich nicht von heute und gestern ist (es gab schon anderthalb Jahrtausende v. Chr. gereimte Volkslieder bei den Chinesen), daß also schwerlich just die sieben Dutzend Lyriker, die etwa von 1900 bis 1925 dichteten (und schon ausgedichtet haben) eine völlige Umwälzung dieser in menschlicher Gefühls- und Geisteswelt festgewurzelten Kunstpflege hervorbringen, gleichsam aus dem Nichts stampfen können. Johst, der unter den drei, vier ganz großen Lyrikern unserer Zeit steht, hat das „Tirili" der Lerche in sich, das unhemmbare Aufquellen in der Brust, das sich nur in einem Ton, einem Schrei entladen kann; schließlich ist das ganze Gedicht oben „An

dich" nichts anderes, als ein verfeinertes, verästeltes und mit menschlicher Vernunft erweitertes „Tirili" ... Man müßte alle Gedichte dieses herrlichen Büchleins abschreiben, wollte man erklären, was Hanns Johst als Dichter ist. Wie schlicht, wie vogelliedgleich sind seine Lieder und doch wie voll innigsten Gefühls, tiefsten, heitersten Weltsinnes. So seine „Liebe":

Wir wollen froh sein, hell und übersonnt,
Wir wollen nicht in dunkler Klage tönen.
Wir wollen Teil sein in dem wunderschönen
Und wundertiefen Himmelshorizont.

Der seine Hände um die Erde faltet
— Sich um sie schlingt als schmales Band,
Der selber Himmel — unverwandt —
Doch nur an Erde sich gestaltet.

Dem toten Dichter Carl Hauptmann legt Johst folgendes Sprüchlein aufs Grab:

Du bist zur Erde eingefahren,
Lächelnd legst du die Schultern an ihre Scholle,
Ungewiß — ob sich die wundervolle
Erde, oder der Himmel mit seinen wunderbaren
Ewigkeiten von dir tragen lassen wolle.

Mehr auf die Gegenwart gemünzt ist, was Hanns Johst zu Gottfried Kellers hundertstem Geburtstag sagt:

Wie bin ich froh, mein guter Meister,
Daß hundert Jahre vor dir Gleichnis sind,
Des Todes Unsinn, den beweist, wer
Einfalt blieb und reines Menschenkind.

Du schrittst bedächtig deines Weges Hänge,
Du stelltest keine Forderung. Du nahmst
Nur ganz beschaulich die Gesänge,
Die du geschenkt bekamst.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es sind so viele Meiers an der Feder,
Die unser Deutsch verkünsteln und verglimpfen;
Es täte not, du zögst vom Leder:
Dich wieder einmal frei zu schimpfen!
— Und schriebest wieder nebenbei
... Nun immerhin ... so mancherlei! ...

... Zufällig befindet sich unter dem vorliegenden Bücherhaufen auch eine Auswahl der Gedichte Hermann Conradis: mit dem expressionistischen Titel Feuerball rollt (herausgegeben von Kurt Liebmann, Dessau 1924). Tatsächlich war dieser begnadete Dichter, der nur von 1862 bis 1890 geatmet hat, ein Vorläufer des Expressionismus, nur von einer künstlerischen Größe und Kraft, wie sie keiner seiner späteren Artgenossen aufbrachte. Im übrigen loderte in seinen von Leiden und geistiger Arbeit zerrissenen Zügen das Feuer eines zerstörungswütigen Idealismus, er hatte ganz den Überschwang unserer Jüngsten, das krampfartige Sichaufrecken, die schmerzvolle Selbstbespiegelung, den gellenden Schrei, gelegentlich sogar die Phrase. Aber so sehr auch er die hergebrachte Form verachtete, niemals hat er sie vergewaltigt, wie seine drei Lustren später sich spreizenden Nachfahren, er hat immer gewußt, daß lyrisch dichten etwas anderes ist, als Worthäcksel ausstreuen. Er selber sah sich als den in Sehnsucht dahingehenden ideologischen Kandidaten der Zukunft an:

Ich weiß — ich weiß: Nur wie ein Meteor,
Der flammend kam, jach sich in Nacht verlor,
Werd' ich durch unsere Dichtung streifen!
Die Laute rauscht. Es jauchzt wie Sturmgesang. —
Wie Südwind kost — es gellt wie Trommelklang
Mein Lied und wird in alle Herzen greifen...

Dann bebt's jäh aus in schriller Dissonanz...
Die Blüten sind verdorrt, versprüht der Glanz —
Es streicht der Abendwind durch die Zypressen,
Nur wen'ge weinen... Sie verstummen bald.
Was ich geträumt: sie geben ihm Gestalt,
Ich aber werde bald vergessen...

Doch kehren wir zu den Lebenden zurück, zu unserem Bücherberg. Erfreulich ist er im allgemeinen nicht, man wünschte sich wirklich schon wieder ein paar Neutöner darunter, die das eintönige Geleier der Viel-vielzuvielen unterbrächen, wenn man sich auch über sie ärgern müßte ... Nach kurzer Prüfung schon habe ich von diesem Bücherhaufen mehr als die Hälfte bescheiden zurückgelegt: wer wird so indiskret, so zudringlich sein, sich in Angelegenheiten zu mischen, die fernab von jedem künstlerischen Gesichtspunkt, durchaus den reizvollen Wert intimer Familienbeziehungen haben, als teure Geburtstagsüberraschungen oder Andenken anderer Art für Papa und Mama, für Kusinen, Erbtanten, Großmütter, Vettern, Basen und vor allem Geliebte bestimmt, und so vollauf ihren Zweck erfüllen. Wäre es nicht unzart, sich eingehend und öffentlich mit Paul Spanns heimlichem Herzenskummer zu beschäftigen, der in seinem Gedichtbüchlein Amor repudiatus (Leipzig 1924) Käthchen zuruft:

Käthchen, wüßtest du die Qualen,
Die mein Herz um dich durchbeben,
Ist es doch, als ob ich Schalen
Voll vom Safte bittrer Reben,
Stets aufs neue müßte schlürfen,
Grad' als werd' mein Herz verbrannt.
Wann, o wann werd' ich dich küssen dürfen.

Drei ganze Jahre singt Spann sein Käthchen in diesem Stil schmachtend an (leider öffentlich), dann ruft er entschlossen:

Nun ist's genug ...
Was half mein Sehnen? — Käthchen lebe wohl!
Der Selbstbetrug
Hat mich genug genarrt; ich war nicht klug,
Drum lebe wohl!

Das ist (Käthchen wird es anerkennen) durchaus logisch begründet. Ein gleiches Lob muß man Gerhard Hempel zubilligen, wenn er in seinem Bande Verwehte Blätter (Leipzig 1924) die tiefdurchdachte Lebensmaxime aufstellt:

Trag' nicht himmlisch hohe Ziele,
Wenn es nie dir noch gelang,
Deine irdischen Gefühle
Zu bezähmen ohne Schrank.

Daß ein Denker sich getrieben fühlt, derartige Weltweisheit in poetischer Form zu bieten — wie goldene Äpfel in silbernen Schalen — erklärt sein lyrischer Kollege Walter Beck, der das im selben wählerischen Verlage erschienene Gedichtbuch Wahres und Erlogenes mit folgender Betrachtung in die Welt schickt:

Was — heiter und traurig — den Menschen durchzieht
Ein Lied oder Vers gern vereinigt sieht...

Man beachte die Vorsicht dieses Poeten: das „oder". Falls ein Lied so geschmackver-

lassen sein sollte, nur ungern in sich vereinigt zu sehen, was Walter Beck durchzieht, könnte doch immer noch ein Vers weitherzig ihm seine Füße gleichsam unter den Tisch hinstrecken: „Bitte! bedienen Sie sich.“ (Es geschieht ganz im Sinne dieses Dichters, wenn wir seine Personifikation von Lied und Vers erweiternd fortsetzen.)

Aber — laßt uns ernst bleiben! Die paar spielenden Steinwürfe in den sumpfigen Verlegerteich, der jeden Frosch an die Oberfläche kommen und sein Gequake anstimmen läßt, mögen genügen (wenigstens um uns), Stille zu schaffen, so daß der Rohrsänger, die Drossel oder gar die Nachtigall wieder zu Wort kommt. Da leuchtet ein vertrauter Name aus kirschrotem Umschlag hervor: Jakob Kneip (München-Gladbach 1924). Grüß' Gott, du Nahverwandter von Matthias Claudius, mit deinem unverfälschten Volksgefühl für das Wirkliche, Sinnfällige, Lebenswarme, mit deinem tiefen Gottempfinden, das auch der Anders- oder Nichtgläubige ehren muß. Leider wird die Freude beim Aufschlagen des Buchs etwas gedämpft: es bringt keine neuen Verse, es bringt nur eine Auswahl aus Kneips früheren, hier schon warm empfohlenen Gedichtsammlungen, freilich ist die kleine Auslese von Dr. Heinrich Saedler mit Verständnis und Liebe getroffen, und so hat auch der Leser, dem dieser starkgewurzelte Dichter noch fremd ist, Gelegenheit, seine lohnende Bekanntschaft zu machen. Kneip ist gläubiger Katholik, und doch entspringt sein ganzes Fühlen und Dichten so tiefem Volkstum, daß er alle Grenzzäune und -mauern der Konfession, der sozialen Gliederung, der Bildungsunterschiede gleichsam von unten her umwirft und zu allen Deutschen wie zu einer großen Gemeinschaft spricht. Ein wunderbares Sinnbild, eine ergreifende Verheißung —, ach, vielleicht nur eine Fata morgana unserer schönsten Träume. Leider bietet die dürftige Sammlung zu wenig von der seltsamen altgermanisch-heidnischen Naturmystik, die sich bei diesem Dorfdichter mit seiner christlichen Gläubigkeit erstaunlich paart. „Dorfdichter“ gilt für ihn als ein Ehrentitel, denn wohl ist hier alles aus dem Sinne des Bauern heraus gedichtet, aber auch über dem Hüttendach stehen die Sterne, und Dichters Stimme spricht vor der Tür:

Laßt aus diesem engen Haus,
Laßt uns aus der Welt hinaus
In das Land der Seele schweifen!
Ach, wir greifen und begreifen
Mit den Augen — ach wir Blinden! —
Doch nur aller Schöpfung Hülle;
Drüben in der großen Stille,
Drüben ist die warme Fülle
Aller Wesenheit zu finden.

Noch ein anderes Auswahlbuch sei hier kurz erwähnt, es kommt von Ernst Lissauer und heißt Das Kinderland (Stuttgart 1924). Das ist freilich eine andere Sammlung! In gediegener Ausstattung, auf 216 Seiten Großformat, geschmückt mit reizenden Federzeichnungen von Josua Leander Gampp sind hier die schönsten Lieder (auch gereimte Rätsel), die das Kinderherz bewegen können, zusammengestellt, es gehört die ganze Belesenheit und der Geschmack eines Dichters wie Lissauer dazu, eine so vortreffliche Sammlung zustande zu bringen, die übrigens auch viele Gedichte enthält, deren Sinn sich mehr an die Eltern, Erzieher und Lehrer als zunächst an die Kinder wendet, also kein Buch für Neugeborene.

Mit „Einem Neugeborenen“ beginnt hingegen Otto Brües seine Rheinischen Sonette (Frankfurt a. M. 1924), mit „Mutter auf dem Rhein“ beschließt er sie. Damit soll vielleicht der Sinn dieser Dichtungen gedeutet werden, der wie ein Ring das ganze Leben des Rheinmenschen und seines Stromes umschließt: samt seinen Höhen und Burgen, seinen Domen und Rebenbergen, durch die ein breites Silberband von den Alpen zum Meer glänzt. Brües liebt dies Wundertal mit seiner Schönheit und seiner reichen Kultur, seiner Heiterkeit und Kraft. Aber über die Oberfläche hinweg schaut er, auch wenn er um die Abendstunde am Hügel träumt, in die Herzen — und dem eigenen entringt sich das Bekenntnis:

In Kupfer rot gegossen liegt das Land,
Der Alltag zerrt das Volk in seinen Fängen,
Der harte Herbst auf kämpferischen Gängen
Hat gegen erste Fröste schweren Stand.

Die Worte aber, die zum Herzen drängen,
Sind in den Schwankestürmen reingebrannt,
Und jeder Spruch ist eine feste Hand,
Kann Pflug und Schwert in seinen Umgriff zwängen:

Auch heute sind, die abseits stehn und flennen.
Sie sind nicht mitgezählt und ausgespien.
Im Mutterlaut und frei woll'n wir bekennen
Und leben unserm Geist ein fromm' „Ich dien'“.
Und frei erst — gebt uns frei! — auf unsere Berge ziehn
Und jene reinen Menschheitsfeuer brennen.

Die Freude an der Schönheit unserer Heimat zu erhöhen, ist jedenfalls ein erfreulicheres Unternehmen der deutschen Lyriker, als über verlor'ne Liebesmüh zu jammern, oder Käthchens Locken anzuschwärmen (die sich, während die Gedichte im Druck sind, vielleicht obendrein in den Rahmen eines Bubikopfes verwandeln). Wilhelm Steinkopf gibt in seinen Bergliedern (Karlsruhe 1924) sicherlich jedem Leser etwas von dieser Freude mit, mag er nun im Schwarzwald oder im Harz, im Erzgebirge oder in Rübezahls Reich seine Wanderlust sich vom Herzen singen. Charakteristische und sinnige Bildbeigaben erhöhen den Reiz des Büchleins, das keine großen literarischen Ansprüche erhebt. Künstlerisch höher stehen die Elsässer Idyllen und Legenden von Eduard Reinacher (Stuttgart 1924). Hier ist ein wirklicher Dichter am Werk, ein Träumer und Deuter, dem seine Heimatberge „ein Gefühl“ sind (mit Byron zu sprechen). Berufen als Dichter, fühlt sich Reinacher im Sinne des Worts gerufen von seiner Heimat:

Welcher Wind ist gekommen und rührt mich von innen, der Sonne
Singend Antwort zu geben? Das ist der erquellenden Seele
Heimatseligkeit, das ist die Mutter des schaffenden Menschen.

Nur mit einer leisen Trauer kann man diese „Heimatseligkeit" eines tiefdeutschen Dichters in dem entrissenen Lande lesen, aber es ist eine Trauer, die von einem Geschwisterpaar, von Sehnsucht und Hoffnung, gehalten wird.

Mit ungemischterer Freude, ja mit einem seltenen Behagen liest man ein anderes Idyllen- und Heimatbuch: Die Drei Idyllen, die Börries Freiherr von Münchhausen in einem dünnen, aber schmucken Bändchen veröffentlicht, oder eigentlich veröffentlichen läßt. Die Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei hat das kleine Werk anläßlich des Dichters 50. Geburtstag im vorigen Jahre zur Herausgabe erhalten; aus seinen Gedichtausgaben hat sie Münchhausen als „allzu vertraulich" ausgeschieden. Gleich die Einleitung, der Vergleich dieser Erinnerung an ein großes heimatliches Glück, mit einer einzigen Perle, die der Goldschmied zu keinem anderen Schmuck verarbeiten mag und die er darum für sich als ein seltenes Kleinod behält, ist so sinnvoll-poetisch durchgefühlt, daß man den Geschmack einer ausgesuchten Delikatesse hat. Von den drei Idyllen ist die erste „Das Weihnachtsfest" besonders anheimelnd. Man wird an die traulichen und breitbehäbigen Schilderungen häuslichen Glücks von Johann Heinrich Voß erinnert, nur daß Münchhausen sie poetisch verfeinert und vor allem aus dem Streckbett des Hexameters befreit; man vergleiche mit den langatmigen Sechsfüßlern, in denen Voß seine Schlittenfahrten (an sich sehr schön!) beschreibt, mit dieser:

Im Schlitten eingepackt, so klingeln wir
Den steilen Dorfweg aufgeregt hinunter,
Wie atmet würzig sich die kalte Luft,
Und friert am Pelz des Kragens weiß zu Reif.
Wie schnaubt der Pferde Atem durch den Abend,
Daß durch ihn her die Lichter aus den Fenstern
Mit großen Höfen durch das Dunkel glänzen.

Ein Lyriker von eigenem Wuchs und beseeltem Blick ist auch Josef Schanderl. In den beiden vorliegenden Gedichtbüchern Krone und Hohe weite Welt (München 1924) offenbart er so innige und zugleich eigenartige Beziehungen zu großem Naturleben, wie nur wenige; Gedanke und Gefühl verschmelzen sich bei ihm zu reifer Form. So wenn er vom „Urwald" singt:

Hier gilt kein Tod. Aus dunklem Modergrunde
Wuchert das Grün, ward tausendmal erneut,
Wird tausendmal sich auftun, grün wie heut,
Mit aller Farbenglut der Sommerstunde.
Der goldne Falter küßt, ganz hingenommen,
Die rote Blume: dieser Rausch im Bunde
Mit Huld und Schönheit wird ohn' Ende kommen.
Unzählige Sommer machen noch die Runde.

Von Sonnenlichtern funkelnd überflogen,
Durchschwimmen wir der Farren üppige Wogen
Und sprühn vor Leben. Einst, wenn wir zerrannen,
Als Wesen des Walds erstehn wir atmend wieder
Mit Blättern, Nadeln, Blüten, mit Gefieder,
Und bleiben Wildnis, immer neu getauscht.
Herrliche Welt! Nie gehen wir von dannen,
Solang der Urgesang der Wasser rauscht.

Arnold Ulitz, als Romanschriftsteller unseren Lesern schon lange aufs beste bekannt, steht auch als Lyriker abseits der Menge und über die meisten erhöht. Von den verkrampften Formen des Expressionismus jetzt befreit, offenbart er in seiner Gedichtsammlung Der Lotse ein erfreuliches Wachsen, vertieftes Schauen und starkrippiges Gestalten. Er ist jetzt als Dichter zu einer persönlichen Auseinandersetzung mit der Natur gelangt, die durch ihre (nur mitunter noch etwas gesuchte) Neueinstellung überrascht und fesselt, etwa in „Segel auf herbstlichem Fluß". Immer spürt man eine kräftige Luft. Aber wenn Ulitz den Namen seines Buchs von dem gedankenreichen Gedicht darin „Der Lotse" herleitet und den Namen des Lotsen von loten, so ist er auf dem Holzwege, was vermerkt werden muß, weil nun gerade um dies „Lot" sich allerhand geistvolle Betrachtungen spinnen. Es ist ein „Landratten"-Einfall, daß der Lotse mit dem Senkblei in der Hand die Schiffe aus- und einführt. Lotse kommt aus dem englischen load.

Leider reicht der Raum nicht aus, alle Lyriker, die es verdienten, aus dem erschreckenden Bücherhaufen hervorgezupft zu werden, hier, sei es auch noch so kurz, zu charakterisieren; als beachtenswert seien in wahlloser Reihe, d. h. ohne die Nebenabsicht einer Rangabstufung durch die Aufeinanderfolge, genannt: Hans Franck: Gottgesänge (Stuttgart 1924), Karl Ludwig Schleich: Dichtungen (Berlin 1924), Hugo Salus: Helle Träume (München 1924), Ilse Reicke: Ewige Legende (Weimar 1924), Rudolf Paulsen: Die Hohe Heilige Verwandlung (Leipzig 1924), S. v. d. Trenck: Leuchter um die Sonne (Gotha 1924), Hans Reiser: Der Freund (Stuttgart 1924), Karl Friedrich Wiegand: Unterm Dach der Welt (Leipzig 1924), Paul Warncke: Dem Tag entgegen (Berlin 1924). Das letztgenannte, übrigens recht stattliche Buch, ist größtenteils politisch, würde also eigentlich nicht hierhergehören. Aber der bekannte Kladderadatschsänger hat alles, was sich auf innere Politik und auf der Parteien Tagesstreit bezieht, fortgelassen; seine rauschenden, brausenden Verse sind von reiner Glut vaterländischen Empfindens, sind von einem so hohen, unzerstörbaren Glauben an Deutschlands Zukunft getragen, daß man sich einer tiefen Bewegung beim Lesen nicht erwehren kann. Alle, denen die deutsche Not und Schmach tief am innersten Menschen zehrt, werden diese Tyrtäos-Gesänge, aus denen heilige Begeisterung und hellstrahlende Hoffnung wie eine Flammenlohe emporblüht, als eine Erlösung aus dumpfem Bann und Druck grüßen.

Illustrierte Rundschau

Unsere Rundschau beginnt mit einem bisher unbekannten Scherenschnitt des großen Charakterdarstellers Theodor Döring, der im Jahre 1803 geboren, dem ehemaligen Königlichen Schauspielhaus zu Berlin von 1845 bis zu seinem im Jahre 1878 erfolgten Tode angehört hat. Das Blatt entstammt der Theatersammlung Friedrich Haases, die den Hauptbestandteil der Sammlungen der „Gesellschaft für Theatergeschichte“ bildet. (Diese sind jetzt im Theaterwissenschaftlichen Institut in der Universität Berlin untergebracht.) Wer dieses entzückende Blatt geschnitten hat, das hat sich leider nicht feststellen lassen. Friedrich Haase selbst vermerkte handschriftlich: „Theodor Döring als junger Mann, den ‚Mephistopheles' studierend. Von seiner Witwe erhalten 1886.“ Aus Karoline Bauers Aufzeichnungen wissen wir, daß Döring schon als blutjunger Anfänger, auf der Fußreise von Kulm nach Breslau, den Mephisto zu studieren begonnen hat. Er hat dann „einen großen Teil seines Lebens“ auf das immer erneute Studium dieser Rolle verwandt, die er, nach der Meinung der damaligen Kunst-Jugend, „zu humoristisch“ auffaßte. Vielleicht kommt das zum Ausdruck in dem Teufel der Silhouette, der dem an die Büste Goethes gelehnten Schauspieler gegenüber auf der Tisch-Konsole offenbar vergnügt zulacht. Für das Verhältnis Haases zu Döring sind jene Worte bezeichnend, die, als Döring zur Feier seines fünfzigjährigen Bühnenjubiläums in Leipzig 1875 den Nathan spielte, Haase an ihn richtete; sie klangen in den Sätzen aus: „Seit meiner Jugendzeit waren Sie mir als Künstler stets ein leuchtendes Ideal. Sie eröffneten mir die Mysterien unserer Kunst und beschenkten mich fortgesetzt mit solennen Schätzen Ihres reichen Genius.“

Der nächste Aufschlag gibt zwei Proben aus der neuen monumentalen Arbeit Arthur Kampfs, den Radierungen zu Goethes „Faust“. Das Werk ist soeben im Eigenbrödler-Verlag Berlin erschienen. Zahlreiche Künstler haben sich schon vor Kampf von der schweren Aufgabe locken lassen, das gewaltige Faust-Gedicht in die Sprache des Griffels zu übersetzen. Jeder Deutsche trägt die Züge „seines“ Faust, „seines“ Gretchen, „seines“ Mephistopheles tief in der Brust und erschrickt fast, wenn eine fremde Phantasie ihm neue Gestalten aufzwingen will. Viele „illustrierte Faust-Ausgaben“ genügen nur eben noch der Höheren Tochter. Etwas anderes, wenn ein Meister wie Arthur Kampf ans Werk geht. Besonders der zweite Teil des Weltgedichts erlebt unter seiner Hand geradezu eine Neuauferstehung. Schemen werden zu Gestalten. Es liegt eine Urkraft in dieser neuen Schöpfung.

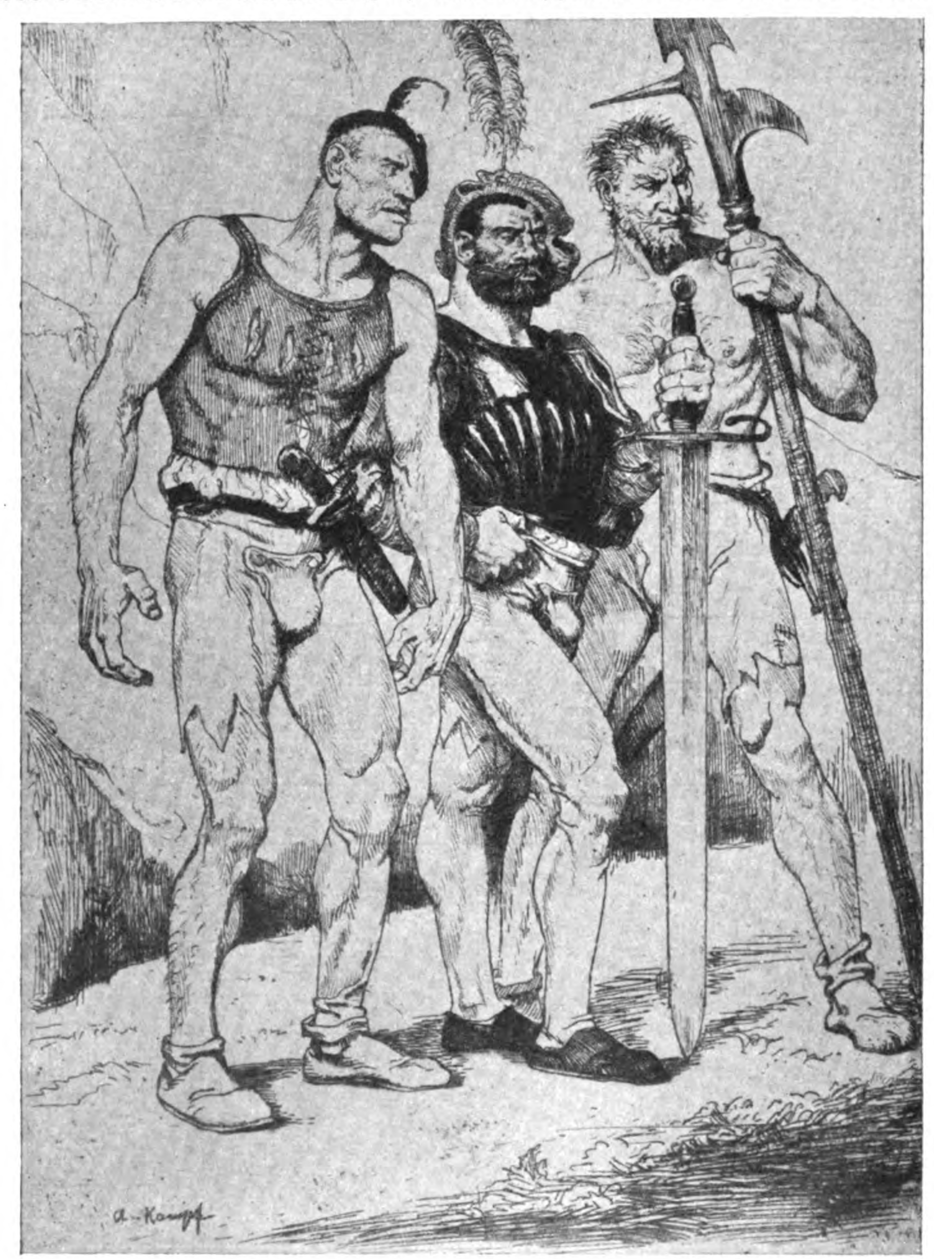
Die letzte Seite unserer Rundschau zeigt eine neue Plastik von Prof. Fritz Behn, dem Schüler Adolf Hildebrandts. Seit über einem Jahr lebt Fritz Behn in Buenos-Aires. Er hat der ernsten deutschen Kunst dort einen ganz neuen Kreis erschließen müssen, denn was bis dahin in den Ausstellungen zu sehn war, das verdiente es kaum, als Probe deutschen Könnens zu gelten. Man liebte dort den holden Kitsch, die Zuckerbäckerware vor allem. Behn ist ein starker Künstler von ehrlicher Disziplin, der auf diesem weit vorgeschobenen Posten trotz aller Nackenschläge des Schicksals von seiner ernsten künstlerischen Bahn nicht abweicht. Auch die beiden neuen Werke zw. S. 280/281 und S. 360 bezeugen das wieder.

Den Beschluß des Bilderteils bildet ein Porzellanservice von Frau Büning, das wohl unter Benutzung asiatischer Motive in modernen Linien und Farben einen feinen Geschmack zeigt.

In den Kunstbeilagen dieses Heftes tauchen die Gemälde zweier Künstler auf, die unsern Freunden bisher noch nicht begegnet sind; Professor Johannes Ufer (zw. S. 304/305) ist der eine, und ein ganz eigener in

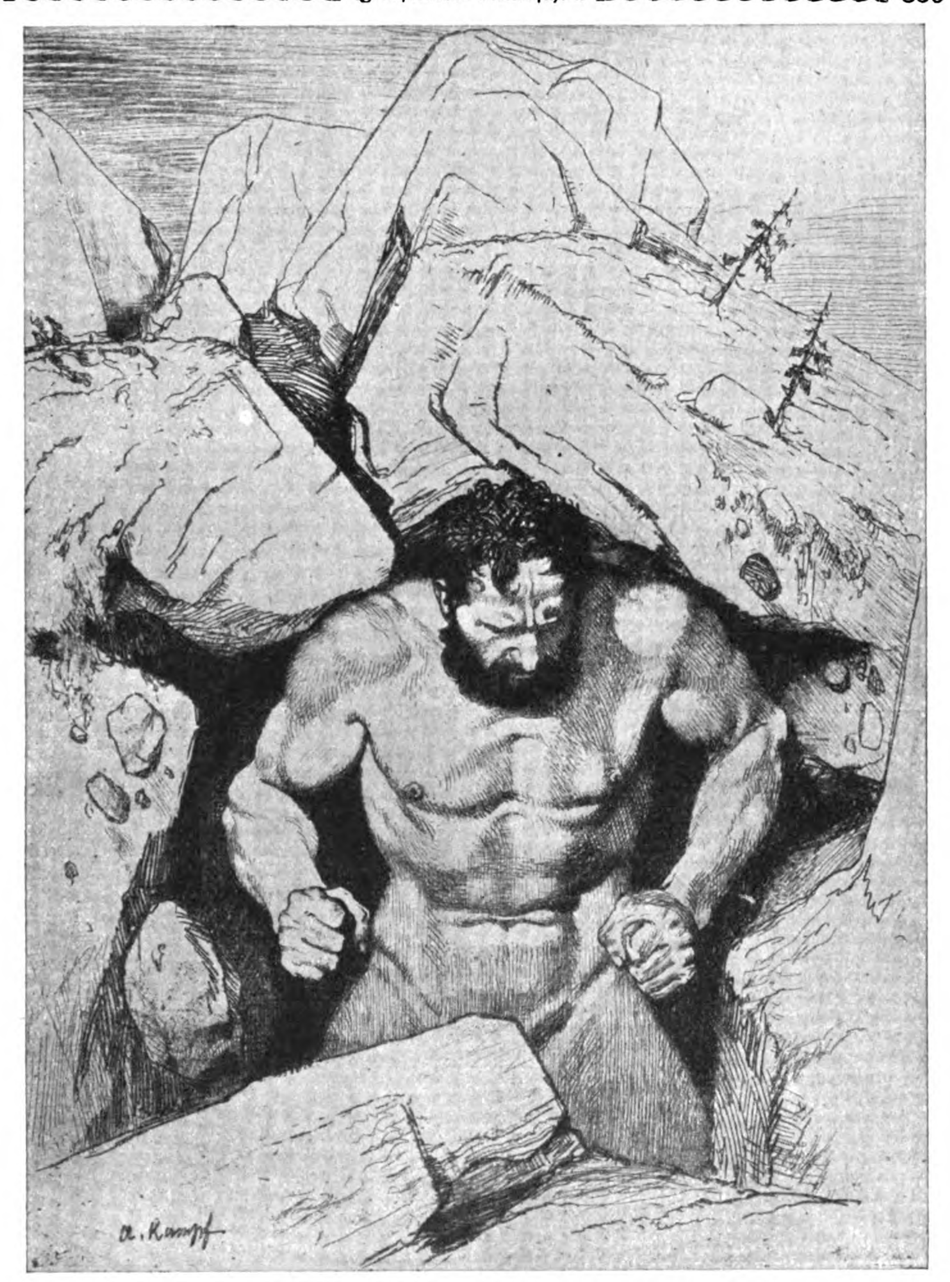


Scherenschnitt des Schauspielers Theodor Döring 1803—1878. Aus den Sammlungen der Gesellschaft für Theatergeschichte, Berlin



Aus Prof. Arthur Kampfs neuem Radierwerk zum „Faust“, II. Teil

seiner Kunst des Aquarellbildes großen Formats. Spüren wir im seelischen Gehalt seiner Bilder noch manches von dem Impressionismus seines letzten Lehrers Gotthardt Kuehls, so hat das Technische an Ufers Bildern nur wenig seinesgleichen. In den sprühenden Farben seiner Palette werden die Schwierigkeiten bei diesen großen Aquarellen nur demjenigen ganz bewußt, der sich ernstlich auf dem gleichen Gebiete betätigt hat. Ufer liebt in seinen Darstellungen vor allem das Festliche barocker Schloßräume und stimmungsvolle verträumte Winkel. Die Museen von Leipzig, Dresden und Bautzen bergen einige seiner besten Arbeiten, von denen jedes einzelne seinem Schöpfer, nach echter Künstlerart, stets ein Erlebnis war. Der Künstler kommt, wie so mancher Große, vom Handwerklichen, von der Lithographie, her. Talent und Energie ließen ihn dabei unendliche Schwierigkeiten



Aus Prof. Arthur Kampfs neuem Radierwerk zum ‚Faust', II. Teil

und Nöte überwinden. Er wurde als Kantorssohn 1874 zu Sachsenburg a. d. Zschopau geboren. — Der andere Maler kommt vom Rheinland: Theo Champion. Sein „Tennisplatz" wird in technisch glücklichster Lösung der Farbenwiedergabe hier gezeigt. Der Künstler wurde 1887 in Düsseldorf geboren. Er besuchte ein Jahr die Akademie seiner Heimatsstadt, dann arbeitete er ein Lustrum hindurch in Weimar unter Theodor Hagen. Nach Studienreisen, die ihn nach Paris, Flandern und Italien führten, hat er sich in der alten Heimat wieder angesiedelt. Auf seiner ersten Kollektivausstellung in Düsseldorf war er bereits mit einem halben Hundert großer Landschaften aus seinen verschiedenen Studiengebieten vertreten.

Unser Titelbild zeigt den „Akt im Freien“ von Meister Groeben in einer neuen Drucktechnik. Es ist eine Offset-Wiedergabe in mehreren Farben auf besonderem Papier, das zwar den Hochglanz des Kunstdruckpapiers nicht aufweist, in diesem Falle aber durch seine Schmiegsamkeit dem zarten Reiz des künstlerischen Vorwurfs und der Farbengebung gut entspricht. Als Geburtstagsgruß zum 6. Mai bringen wir das Bildnis des Kronprinzen Wilhelm, das Prof. Max Rabes gemalt hat. Die virtuose Leichtigkeit dieser fleißigen Künstlerhand wird unterstützt durch ein kluges Auge, durch gewählten Geschmack und — nicht zuletzt — durch die Lauterkeit der künstlerischen Mittel. Auch Stadlers „Angler“ und Dinters „Über Land und Meer“ fügen sich dem Mai-Charakter dieses Heftes gut ein, das seine Prägung wohl besonders durch den köstlichen Beitrag von Karl Förster, dem berühmten „Staudengärtner“, bekommen dürfte: „Blumengärten für intelligente Faule“.

An Erzählungen bietet das Maiheft neben Johanna Karwaths gedankenreichem Roman „Marie Duchanin“ die preisgekrönte Meisternovelle des Berliner Novellisten und Dramatikers Wolfgang Goetz „Der Vater“, die in einem überraschend wirkungsvollen Vortrag, aufgebaut auf tiefer Einsicht in menschliche, allzumenschliche Konflikte im Hause des Olympiers, ein Stück Weimarer Leben aus der Literaturgeschichte einfängt. Die Mayersche Kriegsnovelle „Das Kind“ scheint an Sardouscher Technik geschliffen. In dramatischer Steigerung rollt sich der kurze Vorgang ab. Eine gewisse kühle Fremdheit weht den Leser zuerst an. Aber zum Schluß erklingen schlichte, warme, leise Herzenstöne, die aufhorchen machen und seltsam ergreifen, so wortkarg der Verfasser bleibt. H. G.



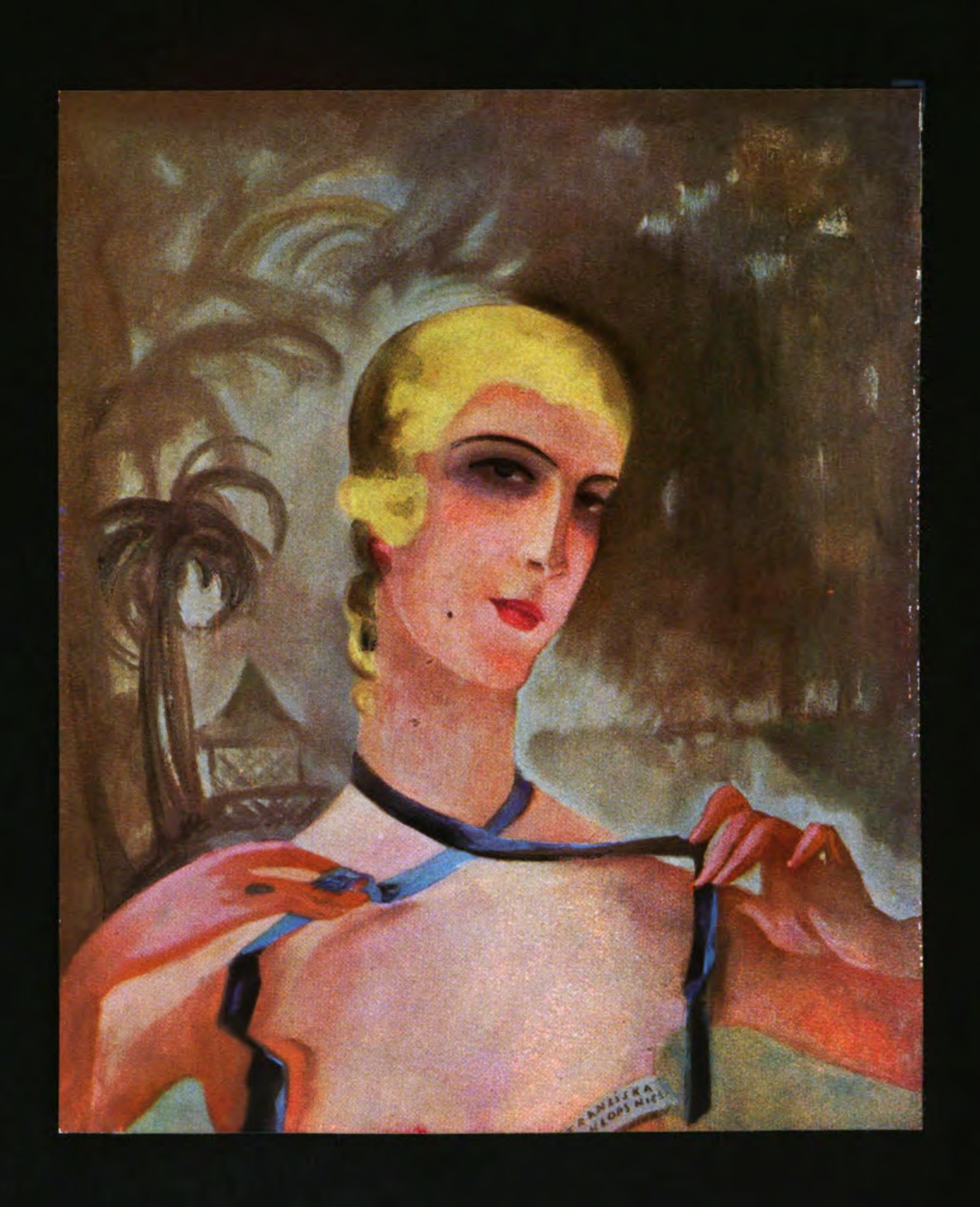
Baumentwurzler. Überlebensgroßes Bronzebildwerk von Prof. Fritz Behn

Teile eines Teeservice von Frau Büning, Berlin-Halensee. Handmalerei in Rot, Gelb und Blau



Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Bildnis. Gemälde von Franziska Schlopsnies



Die Heimat

Erzählung von Jakob Schaffner

Die Heimat," pflegte der Kunst- und Musikverleger Hans Börmann zu sagen: „Die Heimat ist etwas, das man entweder besitzt und nicht erkennt, oder man erkennt es, aber dann besitzt man es meistens nicht. Die besten Schweizer, Deutschen, Engländer und so weiter sind immer die im Ausland. Aber die richtigsten sind die im Inland, sonst wären die andern nicht hinausgeflogen — willig oder widerwillig."

Der Mann mit solchen Einsichten, ein mittlerer Vierziger von guter Gestalt und einem Schlag, dem jeder, der Erfahrung hatte, auf zehn Schritte schon den burgundischen Schweizer ansah, verließ gegen Abend eines regnerisch verlaufenen Sommertages im Schweizerbahnhof in Basel den Zug, der von Le Havre herkam. Seine Fahrkarte stammte sogar noch weiter her und war von Cook in dessen Stammland ausgestellt, wo Börmann eben den angedeuteten Kunst- und Musikverlag betrieb. Jetzt winkte er gelassen einen Träger heran, der nicht zu hastig folgte, gab ihm seinen Schein und nannte ihm ein Hotel, worauf er mit dem leichten Mantel über dem Arm und einer kleinen Tasche an der Hand die Bahnhofshalle mit der gemalten Vorschweiz durchschritt und dann auf den freien Platz heraustrat. „Ja, so muß es sein!" sagte er, als er sich umgesehen hatte. Der Regen war zu Ende gekommen. Im Westen glänzte ein Streifen Himmelsgold zwischen dem abziehenden Gewölk auf, vor dem der massige Turm der Pauluskirche, eines modernen Zentralbaus, um so schwerer und eigensinniger standhielt. Aber die Elisabethenkirche mit ihrer Neugotik ging herzlich mit und war froh, ihrem etwas dürftigen Zierat mit atmosphären Zutaten aushelfen zu können. Weiter auf ihrem Hügel knisterte unhörbar wie auf einem Herd die von einem historischen Großfeuer zurückgebliebene rote Glut des Münsters auf, nun von einem offenen Strahl der tiefer entzündeten Abendsonne getroffen. Näher rückten die Baumkronen der Bankanlagen zusammen und schienen sich auf die Nacht einzurichten, während aus einer grünen Nische, bedeutender als er war, der weiße Marmor des Straßburger Denkmals herausschimmerte. ‚Heimat und sowas Internationales,' dachte Börmann wieder, ‚das ist hier die Atmosphäre. Zwar immer wie immer, aber auch immer nicht so ganz rein provinziell, immer mit einem spießigen Zug ins Weite und manchmal sogar mit einem zügigen Spieß. Ja, auch das gibt's. Das hat nun der Winkel so in sich, geographisch und geschichtlich. Burgundische Pforte. Schön. Grüß' Gott. Da bin ich wieder.' Klingelnd fuhren die grünen Wagen der Straßenbahn unter der schon brennenden großen Bogenlampe vor und glitten wieder davon, und von allen Seiten sahen die weißen Hotels auf sie nieder, in denen nun ebenfalls die Fenster aufzuleuchten begannen. ‚Gehen wir, um uns auch solch einen hellen Fleck in der Wand zu erobern,' sagte er zu sich und setzte sich auf das größte der Gebäude zu in Bewegung.

★

Nachdem er seinen Londoner Verlag soweit gesichert hatte, um mit etwelchen Spezialitäten neben dem rein Geschäftlichen auch

etwas für die Liebhaberei unternehmen zu können, war er mit sich einig geworden, dem Schweizer in sich einige Zugeständnisse zu machen. ‚Man stammt nun einmal nicht umsonst aus dieser interessanten Familie und hat mit der heimischen Milch noch Bergkräutersäfte und allerlei historischen und landschaftlichen Zauber in sich aufgenommen. Und am Ende ist auch nicht die Frage danach, was man einander schuldig ist, sondern einfach, inwiefern man loskommt oder nicht. Und es kommt keiner los. Nicht einer!' So hatte er sich entschlossen, mit der musikalischen und künstlerischen Welt der Heimat in nähere Fühlung zu treten, um in seinem Londoner Verlag nach Möglichkeit deren Hervorbringungen dem dortigen Publikum unter Anwendung der nötigen Vorsicht und auch des klugen Mutes, über den er verfügte, zuzuführen. „Es ist ein kniffliges Stück Arbeit," sagte er. „Switzerland — das ist Hotel und Eispickel, und etwas anderes wollen sie davon auch zunächst sicher nicht an den Wänden haben. Das übrige ist german Kunst. Und nun kommt es darauf an, ihnen Switzerland-Bilder als eine Art deutsche Pictures und doch nicht als made in Germany sondern in Switzerland zu applizieren. Das ist aber noch nicht alles, denn jetzt denkt der Engländer an eine deutsche Filialindustrie, oder er glaubt, es handelt sich um die Originale zu unsern hübschen Schokoladebildern. Man muß ihm also klarmachen, daß in der Schweiz auch Farbe gerieben wird, und daß wir neben den Alpen noch unterschiedlichen weniger hoch getürmten Boden haben, auf dem Menschen leben, die bloß sporadisch an den Wänden hinaufgehen. Das letztere wird er einfach nicht glauben, denn Gemse und Schweizer ist ihm ungefähr dasselbe; der Rest ist ihm Murmeltier. Da muß es also die Qualität tun."

Aber mit dem allen betrog er sich doch ein wenig. Er war kein Deutscher, der eine Sache um der Sache willen betreibt und dabei einen Stolz darein setzt, sein persönliches Leben je länger je gründlicher an die Wand zu drücken. Dafür hatte er nicht nur nie Verständnis gehabt, sondern er hielt es für „irrsinnig", eins seiner Lieblingsworte, für schädlich auch der betriebenen Sache selber, ja, für eine Art von individuellem und nationalem Selbstmord. ‚Wir leben doch, zum Donnerwetter, nicht, um zu arbeiten, sondern wir arbeiten, um zu leben und immer besser wir selber zu sein. Da halte ich es nicht mit ihrem Kant, sondern mit Goethe, den sie so vermöbeln und verdrehen. ‚Tatt!' Gut. Aber sie machen den kategorischen Imperativ der Arbeit daraus, und gehen massenhaft zugrunde an Anämie und Persönlichkeitsschwund, während sie alle Welt mit ihren hypertrophischen Produkten bombardieren. Verkehrte Welt. Aber was geht's mich an. Sehe jeder, wo er bleibe.' Und er sah immer angeregt und immer ideenreich, wo er blieb. Wo nicht gut und freimütig zu sein war, da sah man ihn nicht zum zweitenmal. ‚Hat man dazu seine großen Opfer für die Freiheit gebracht, um schließlich doch bei einem modernen Ismus zu landen, ob nun Kapital oder Sozial vorn dran steht, und dem Liberal ist auch nicht über den Weg zu trauen. Mensch, sei du selbst! das ist das Ganze!' Und während er sich anschickte ‚mit der Zielbewußtheit jenes guten Tieres, das im Nebel seinen Weg findet, sein Schweizer Geschäft anzugreifen, wollte er in aller Stille verklungene Wege gehen und Seelenamt halten. Denn die Rede von den großen Opfern, die er der Freiheit gebracht hatte, war mehr als Phrase. Die Phrase lag ihm überhaupt nicht, darin zeigte sich der Schweizer deutschen Blutes, während sich in seinem immerwachen Freiheitsdrang das uralte burgundische Feuer auswirkte, das meistens so ruhig und bedächtig fließt und das schon so köstlich — er fand es ein wenig lange her — aufgebraust ist. ‚Denn gebe ich die Zweiundsiebziger Verfassung noch als Aufbrausen zu, so muß man wieder mir zugeben, daß es seither ziemlich still geworden ist. Aber man kann noch hoffen. Keinem eingeschlafenen Vulkan ist ganz zu trauen. Gott sei Dank.'

Noch am gleichen Abend tat er den ersten Gang. Mit starker Rührung betrat er die Straßen und Gassen der innern Stadt, diese vielen, bald mehr, bald weniger abschüssigen Kanäle, durch die das Tagesleben aus tausend Haustüren eingeflossen und zusammengebrodelt war, um durch das große Abendtor mit dem Strom und dem Licht als ein ungreifbares „Wieder-einmal-Gewesen" dem Meer und der Ewigkeit entgegen abzufließen. Er kannte das. Jedesmal, wenn er hier wieder einmal auftauchte, erfaßte ihn eine starke Sehnsucht nach etwas, das er vergeblich gesucht und erhofft, und das bestimmt auch nie existiert hatte, hier so wenig wie sonstwo, aber von dem seine Seele mit eigensinniger Leidenschaft die Möglichkeit gerade hier und nirgends sonst immer wieder erwitterte oder auch nur hineinprojizierte, er wußte es nicht. Da ging er wieder mit erwartungsvoll erhobener Nase durch diese krummen Häuserschächte mit den Seitengäßchen, sah neugierig in die erblindeten Schaufenster, blickte nach den Bogenlampen auf, roch in die Gäßchen, horchte in die Weinstuben, und alles regte ihn wieder heimlich auf, wäh-

rend er doch zugleich wußte, daß in all diesen romantischen Gäßchen und in den erinnerungsreichen Haustüren die alte, treue, wohlbekannte Alltäglichkeit lauerte, um nach dem Ablauf der ersten Stunde sich von den Mauern zu lösen, an denen sie klebte, und mit tastenden polypenartigen Organen von allen Seiten auf ihn loszukriechen. ‚Das heißt, Mauer: das ist auch solch eine Sache mit der Alltäglichkeit. Da hängt doch eigentlich zu viel dunkelblondes Haar an den Ecken, das du gelassen hast. Und wer es sehen könnte, würde sogar da und dort auf einem neuchristlichen Pflasterstein einen Tropfen Opferblut entdecken, vergossen nach dem alleräItesten, vorchristlichen und ewigen Ritus der Liebe. Wenn du dann da im Ernst noch von Alltäglichkeit sprichst, so fehlt es irgendwo an dir, und du mußt Revision machen.'

Fragend blieb er stehen. Ob es wohl dort noch so eigenartig stockig und gemütlich zugleich roch? Nun, es war eine Mädchenschule. Alle Mädchenschulen riechen so. Und da das Haus zweifellos noch eine Mädchenschule war, so roch es auch noch so. Fast ohne es zu merken, nahm er Richtung nach der Mädchenschule, während ihm die Gestalten der Vergangenheit wieder lebendig wurden. Ja, das war der kleine, lebhafte, merkwürdig vielseitige Student, der seinerseits wieder mit einer ganzen Anzahl gleichgesinnter junger Männer zusammenhing. Es gab andere, gesetzte, mehr strebsame Charaktere, die ein wenig auf den Jüngling mit den manchmal etwas schlotternden Kleidern und der schwarzen, flatternden Künstlerkrawatte herabsahen, aber er, Börmann, hatte immer das Gefühl von ihm: ‚Der steckt eine ganze Menge Bursche in den Sack, bevor sie sich's versehen.' Die Krawatte sollte wohl manchmal ein nicht mehr ganz frisches Hemd verdecken. Was half das alles: er war arm und idealistisch und hatte Bedürfnisse, die nach allen Seiten über seine Verhältnisse hinauswuchsen; da mußte das eben in gefälliger Weise bedeckt werden, was jetzt noch dahinten blieb. Ja, und was für eine Warmblütigkeit und Herzensgrazie! Welche Bildung in dem einfachen brüderlichen Männchen! Wie er da abends einmal jede Woche seine Sitzung leitete, nicht sehr streng nach dem Ritual, mehr menschlich und unterhaltsam, mehr so allgemein irdisch sozusagen — ja, da wurde ihnen jedesmal wohl und geborgen zumut, und sie hofften Dinge und Entwicklungen, die geradezu wunderbar waren, und alles ganz selbstverständlich und gewiß. Ein kleiner Zauberer war er mit seiner leicht raschelnden Sprache — er hatte meist ein wenig zu viel Aussonderung im Mund, aber es störte gar nicht —, mit seinen kleinen, tiefliegenden blauen Augen, die so freundlich blickten, und dem Habitus eines Jünglings, der ebenso bereit ist, dir zu trauen, wie dich still und herzlich sitzen zu lassen, wenn du ein Philister bist, oder dir durchzugehen, wenn du lästig und eigensüchtig werden willst. Das war der kleine Edmund, auf den die Auguren und angehenden Spießer nicht viel hielten, und der sich in so schöner Weise die Welt offen gehalten hat.

Ja, und dann in der gleichen Loge die Verbrecherfigur aus dem Mittelstand, der Mann mit dem angenagten dunklen Bart, den Zahnstummeln und den stechenden Augen. Aber er war durchaus kein Verbrecher, da er gar kein Philister war. Die meisten Verbrecher sind aus Ungnade und Lieblosigkeit gestrandete Spießer, sonst nichts. Wenigstens in Westeuropa. Der Bart und die abgebissenen Zähne blieben, aber die Augen hatten so eine gutmütig grimmige Fröhlichkeit mit ein wenig Selbstbewußtsein, das ja alle Geretteten haben, dazu mit dem Wissen um viel fatale Erfahrungen mit sich selber, und einer redlichen Überzeugung, daß mit den andern auch nicht viel los ist. Mit solchen Menschen läßt sich umgehen. Edmund kam ausgezeichnet mit ihm aus. Er leitete die Sitzung, und Bärr, wie der Mann etwas barsch hieß, überwachte ihn im Namen der Großloge, war aber im übrigen mit allem einverstanden, was Edmund tat. Daher hieß die Loge auch „Heimat". Dann die junge schöne „Schwester", ein Mädchen aus sehr gutem Haus, talentvoll, idealistisch, mit einem hellen lieben Mondgesicht, das so gut und angenehm lachen konnte, ganz Seele und Feuer für das gemeinsame Werk, das aber ein Werk Edmunds war, und daher auch ein bißchen Seele und Feuer für Edmund, was ihm jeder gönnte, da jeder ganz sicher war, daß er nie etwas mißbrauchen und nie einer Sache in eigensüchtiger Weise Gewalt antun würde. Dabei fast ohne Körper, sehr musikalisch, ja, ganz Musik, ganz heiter und weltlich, und ein Liebling des berühmten Professors mit der gewählten baltischen Aussprache und der grauen Iris, den gelehrten Tabellen und den Analysen von Säuglingsleichenasche. Das war noch eine Zeit gewesen.

Aber nicht an diese Mondelfe knüpfte sich seine Erinnerung an. Nein, da war ein stilles Kind mit großen Augen, weißer Stirn und rotem Mund, das ihm bei einem Teeabend auffiel, obwohl zunächst bloß durch den Umstand, daß es gut und schön lachte. Es hatte solch ein innig vergnügtes, melodisch

gedämpftes Lachen mehr für die Augen als für das Ohr, und noch mehr fürs Gefühl als für die Augen. Er mußte immer wieder hinsehen, und jedesmal, wenn sie lachte, schien es ihm heller zu werden. Leider hatte sie den Bärr zum Nachbarn, weshalb sie eigentlich doch nicht recht auf ihre Rechnung kam, und Börmann auch nicht, denn Bärr war ein guter Mensch, aber ein schlechter Damenmann. Zur Loge „Heimat“ gehörte sie erst seit kurzem, und alles war ihr noch etwas neu. Manchmal sah sie ein wenig erstaunt in den Betrieb, wenn er ihr auch Achtung abzunötigen schien, da er der Rettung von Verlorenen diente oder von solchen, die leicht dazu werden konnten. Sie selber hatte keine Rettung nötig.

Das stille Kind mit dem roten Mund hatte auch ihn bald entdeckt, und zu seiner Freude konnte er feststellen, daß sie ebenso nach ihm blickte, insofern es die gewaltigen Rauchentwicklungen zuließen, die diese geretteten Trinker hervorbrachten. Börmann stellte immer wieder fest, daß die Menschen nur ein Laster mit einem andern oder gar mit zweien vertauschen. Die hier wechselten den Alkohol mit dem Teein, dem Nikotin, und ein bißchen üble Nachrede pflegten sie auch. Insofern fand er immer, daß sie weniger gut waren als die Angehörigen der Heilsarmee, und seine Freunde gaben es auch zu, aber anderseits war doch eine größere Freiheit gewahrt als dort, und dem rein Menschlichen waren auch weitere Möglichkeiten vorbehalten als bei den nicht bloß äußerlich uniformierten Salutisten, worin wieder er ihnen zustimmte. ‚Uniform ist Uniform, und ein bunter Tuchsarg der Menschlichkeit ist jede.‘ So tranken sie denn ihre zehn Tassen Tee, qualmten und bewachten einander, ab und zu stieg ein Vortrag auf dem Podium, und bei diesem oder jenem tauchte der Professor auf, um in seiner unübertrefflichen sachlichen Weise ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Noch kein Mensch hatte ihn lachen gesehen, aber auch noch niemand hatte ihn etwas reden hören, was nicht ganz durchdacht war. Es gab übrigens da noch mehr Akademiker, Mediziner, Architekten, Doktoren mehrerer Grade, angehende Regierungspersonen aus dem Linkslager, daneben Schuhmachermeister, Kommis, Brauer, Straßenarbeiter, Frauen aller Stände, Lehrer, kurz, man fand hier eine Musterkarte des ganzen Volkes, aber in einem bestimmten Ausnahmezustand. Immer, wenn ein Vortrag vorbei war, sah die schlanke Blasse — Schwester Elise Hermann, wie er hörte — nach ihm, als wollte sie ihn fragen, wie es ihm gefallen habe, und was es eigentlich wert sei. „Schwester“ hießen hier alle weiblichen Mitglieder, wie die männlichen „Bruder“. Der Teeabend fand in eben der Mädchenschule statt, vor welcher Börmann jetzt, nach vielen Jahren, wieder stand und sann.

Ob die Loge noch existierte? Und ob sie noch hier tagte? Ihm war, er müßte jetzt der leichten, leisen Gestalt wieder begegnen, müßte in ihre gedämpft strahlenden Augen sehen und ihre liebe flüchtige Stimme hören, die doch so etwas Herzliches und Gläubiges hatte. „Ja, diese Erde trägt gute Kinder,“ sagte er. „Und es ist ein Verhängnis, daß sie nicht alle glücklich werden können.“ Da schlug ihm wieder der besondere stockige und gemütliche Geruch entgegen. Das Portal stand offen, weil wohl in der Aula ein Vortrag gehalten wurde. ‚Soll ich eintreten?‘ Er tat es. ‚Da, über diese Stufen mit den gerippten Messingbändern vorn ist ihr Fuß so und so oft hinweggeschritten. An dieser braunen Holzleiste der Lehne ist ihre Hand hinabgeglitten, während ihr freundliches Lachen durch das Treppenhaus flatterte. Und da soll ich glauben, daß eine Seele sterben und sich verflüchtigen kann? Nimmermehr! Es ist ja noch alles da!‘ Nachdem er noch einen ergriffenen Blick in das sonst ganz kahle und spärlich beleuchtete Haus geworfen hatte, ging er wieder.

★

„Liebhaber des Lebens! Amateur!“ nannte er sich mit etwas wehmütiger Genugtuung, während er am andern Tag schauend und betrachtend auf dem Markt stand und dem sommerlichen Leben zusah. Da kamen die Bürgerfrauen mit dem Korb am Arm. Da kamen die Patrizierdamen mit ihren Mägden. Da waren die Bauernweiber aus dem Elsaß, aus dem Badischen, aus dem Baselgebiet. Mädchen, Fräuleins, Greisinnen mit kleinen Kindern an der Hand. Gemüse, Gladiolen, Nelken, neue Kartoffeln, Blumenkohl. „Ja, die Patrizierinnen,“ rekapitulierte er, „mit ihrer französischen Bildung und ihrem englischen Puritanismus. Die Bürgerin wird bloß in gereiztem Zustand puritanisch. Die Arbeiterin vollends ist nichts als ein Mensch, der leben will. Das ist die Rangfolge. Heimat!“ Das Rathaus mit seinem historischen Farbenanstrich sah bunt auf das muntere Bild herab. „Und da oben irgendwo steht das Münster mit seinem farbigen Ziegeldach, das nie patiniert.“ Auch das Rathaus war übrigens bunt gedeckt. Er hörte französisch sprechen. Drüben fuhren hintereinander klingelnd die grünen Wagen der Straßenbahn vorbei. Schön und solide uniformierte Polizisten sahen auf Ord-

nung. Alles sah neu oder wenigstens gut gehalten aus, alles ein wenig minutiös, und das wirkliche Alte daneben dann wieder so stehen geblieben und unwiderruflich alt, daß er wieder beinahe davor erschrak. Auch hier war sie hindurchgeschritten mit dem Körbchen am Arm, schauend, still lachend, mit ihrem leichten, leisen Schritt, und später nach ihm ausschauend, der zur Stelle war, wenn er sich irgend losmachen konnte. Und wann konnte er nicht, wenn es sich darum handelte, ein schönes Kind zu sehen oder sich auch nur mit einem guten Freund zu treffen. „Arbeiten kann ich immer wieder. Aber etwas menschlich Neues erfahren kann ich nicht immer." Hier den Geleisen entlang war auch der Zug damals marschiert, als man die Expedition nach einem Dorf beschlossen hatte. Voran Bärr mit der Fahne, dann zwei Trommler, hinter ihnen die jungen Herren oder Brüder mit Musikinstrumenten, und ihnen angeschlossen das Gros. Irgendwo marschierte Elise. Börmann stand am Straßenrand. Eigentlich wollte er den Zug allein hinausgehen lassen und mit der Elektrischen nachfahren. Im Vorbeimarschieren eräugte ihn aber Elise, die ihn gleich erkannte und ihn offenbar seit dem Teeabend nicht vergessen hatte, so wenig wie er sie. Fast bevor er sie grüßte, nickte sie ihm lächelnd zu und mit einer Bewegung, als lüde sie ihn zum Mitkommen ein. An Hemmungen irgendwelcher Art hatte er noch nie gelitten. Auf der Stelle entschlossen schwenkte er auch schon lachend ein. Es gingen zwar nun vier im Glied, sonst marschierte man zu Dreien, aber das schadete gar nichts. Indem sie leicht in seine Hand einschlug, machte sie ihm Platz. Er faßte Schritt, und schon begann das Gespräch. „Ist Ihnen der Abend neulich gut bekommen?" und so. Seine Augen sagten dabei: ‚Was bist du für ein reizender Engel!' Und ihr Lächeln: ‚Endlich einmal ein Mann, der einem gefallen kann.' Ja, der Abend war ihr gut bekommen. „Aber haben Sie sich denn nicht zu sehr gelangweilt bei uns?" Und, da er etwas verwundert aufblickte: „Sie sind doch anderes gewöhnt —!" Dies ‚andere' ging auf das Theater, auf seine Reisen und Liebhabereien, seine Bücher und die Kunstschwärmerei. Sie hatte sich also über ihn erkundigt.

„Ja, da muß ich wohl gleich mit der Wahrheit heraus," lächelte er. „Ich weiß ja nicht, wie es sonst gegangen wäre. Aber ich habe immer gesehen, wie Sie lachten und sich zu unterhalten schienen, und da war ich auch vergnügt und unterhielt mich ebenfalls."

„Aber ich habe mich ja gar nicht unterhalten!" platzte sie heraus. „Es war doch so ledern. Und Bärr — Bruder Bärr —!"

Verlegen brach sie ab.

„Ja, Bruder Bärr versteht sich aufs Röhrenlegen und aufs Kommandieren dabei. Die Möglichkeit dazu hat ihm allerdings der Orden erhalten. Auf die Frauen versteht er sich weniger. Aber er meint es doch gut."

„Ja, das tut er. Und den Orden hat er übrigens selber gesucht, um einen stärkern Halt zu haben. Und da sind manche, die sich auf die Frauen besser verstehen, und die taugen doch nicht viel."

„Oho, Schwester Hermann —!"

„Ich bin aber nicht Ihre Schwester. Kommen Sie erst in die Loge, und dann sag' ich auch Bruder zu Ihnen."

„Nun, seitdem ich Sie darin weiß, hat die Loge allerhand Aussicht mehr dazu. Aber was die Frauenliebhaber anbelangt, die nichts taugen: meinen Sie da mich?"

Sie sah ihn neckisch an. „Ja, sind Sie denn ein Frauenliebhaber?"

„Da muß ich schon etwas Grundsätzliches sagen, Fräulein Hermann. Ich bin nämlich ein Liebhaber von allem Schönen, Unmittelbaren, Eigenartigen und Naturgescheiten. Dazu gehört, sagen wir, jeder nette, zutrauliche Vogel, manches kluge Haustier und auch Wild, die echte Kunst, der wahre Künstler, der mutige, freie Mann, und die Frau, wenn sie unverdorben und anziehend ist, die vielleicht vor allem. Sehen Sie, da haben Sie mein Glaubensbekenntnis. Es ist allerlei, daß wir schon so weit sind."

„Oh, wir sind noch gar nicht weit." Sie wollte ihn damit wohl ein bißchen kalt setzen, aber es tönte so komisch, als wollte sie sagen: ‚Da erwarte ich noch ganz andere Sachen!' und er mußte lachen. Sie wurde rot. Das machte ihn noch verwegener.

„Wir werden schon noch weiter kommen," sagte er leise und schwerenöterisch, indem er ihre Augen suchte. Sie tat ihm aber nicht den Gefallen.

„Warum treten Sie überhaupt nicht dem Orden bei, da Sie doch so befreundet sind mit manchen von uns?"

Er verstand sie grundsätzlich wieder falsch.

„Ich habe auf eine solche hübsche und einleuchtende Nötigung gewartet, wie Sie es sind. Ich bin nicht von Prinzipien oder von Prinzipienbesitzern zu verführen, sondern von Menschen und vom Menschlichen. Und das habe ich gleich vom ersten Moment in Ihnen gespürt."

„Nun, da können Sie aber lange warten," lachte sie leicht erzürnt.

„Worauf? Auf das Verführtwerden? Was für eine kleine Materialistin Sie sind.

Ich meine das ja ganz ideal. Da sehen Sie. Wer hat Ihnen denn solche Anschauungen über die Männer beigebracht?"

Sie war wieder errötet.

„Kunze," erwiderte sie schnell, „sagt, daß alle Männer nichts wert sind und auf Schlechtes ausgehen."

Dabei errötete sie aber noch mehr, und er freute sich, wie es ihm bei Mädchen lange nicht mehr passiert war.

„Bloß er ist viel wert und geht nur auf Gutes aus," versetzte er lachend. „Was ist denn das für ein Original?"

Sie begann ihm nun von Kunze zu erzählen. Er war etwas älter als sie und nicht so alt wie Hans Börmann, wohnte seit einem Jahr bei ihrer Mutter, las viel, alles mögliche durcheinander, wie es Hans schien, Hegel und Nietzsche und dann Kant und darauf Schleiermacher, studierte auf der Hochschule Musik, spielte jeden Tag sechs Stunden Klavier, ging eine Stunde aus und lag den übrigen Teil des Tages auf dem Diwan und las Philosophie. Romane bezeichnete er als Schund und Verführung, zum mindesten als Zeitverlust, und er erlaubte nicht, daß Elise welche las. Fand er einen Roman bei ihr, so war er beleidigt und strafte sie mit Nichtbeachtung. Sie mußte heimlich lesen, zitterte aber immer vor der Entdeckung und schloß sich neuerlich nachts ein, was sie früher nie getan hatte.

„So, so. Und warum schließen Sie sich ein?" fragte er unschuldig.

„Weil ich doch Angst habe, daß er mich kontrollieren kommt."

„Bloß deshalb?"

„Pfui! Sie sind so —!"

„Nun? Wie bin ich?"

„Kunze ist ein Ehrenmann. Und er ist viel zu ernst für so was."

„Ich weiß zwar nicht, für was Sie meinen, daß er zu ernst ist, und was ich gemeint haben soll. Ich habe bloß den Grundsatz, keinem zu trauen, bevor er tot ist, und da auch noch ein Jahr zu warten. Zahlt er denn seine Miete brav?"

„Manchmal bleibt er ein bißchen aus, aber er holt es immer wieder nach. Jetzt allerdings —"

„Hängt er schon zwei Monate zurück. Ja? Denken Sie einmal, so was habe ich mir gleich vorgestellt, als ich hörte, daß er gegen die Romane ist und Sie kontrolliert. Die sind alle so. Ist er denn auch fromm?"

„Nein, er ist aufgeklärt."

„Das merkt man."

„Er ist gegen die Reichen und Mächtigen."

„Weil er selber gewalttätig ist und nach dem Besitz anderer Leute schielt. Glauben Sie mir, den Herrn kenne ich schon, ohne daß ich ihn gesehen habe. — Seien Sie einmal ehrlich: hat er Ihnen schon Geld abgepumpt?" Sie senkte den Kopf und schwieg. „Da sehen Sie. Also ein Philister, der auf Parasitentum studiert. Warum lassen Sie sich denn von dem Menschen imponieren? Warten Sie wenigstens damit, bis er etwas Rechtes geleistet hat. Aber dann wird er niemand mehr tyrannisieren wollen."

„Oh, er spielt sehr schön Klavier und ist immer der Erste in seiner Klasse."

„Überhaupt ist er viel zu alt für das Konservatorium. In diesen Jahren müßte er schon selber lehren und öffentlich auftreten. Wie geht das zu?"

„Er hat sich durch eigene Kraft heraufgearbeitet. Vorher war er Kommis."

„Immer besser. Warum blieb er nicht Kommis? Ist das kein ehrenwerter und nützlicher Beruf? Und haben wir nicht schon gerade genug Kunstproleten? — Da lob' ich mir Sie. Sie gehen jeden Morgen nach Ihrem Geschäft und betätigen sich anspruchslos und nützlich, unterhalten Ihre Mutter und die ganze Wirtschaft, und dazu zehrt noch dies Musikgenie an Ihnen, das natürlich auch an Ihrem Tisch ißt. Ja oder nein?"

„Ja!" lachte sie. „Aber warum sind Sie auf den armen Menschen denn so erbost? Das tönt gerade, als ob Sie eifersüchtig wären."

„Bin ich auch. Mich erbosen alle Schieber, und so was ist ein Schieber, der die Lasten und Kosten seiner parasitischen Existenz auf andere abschiebt. Kann der Mann nicht nebenher wenigstens noch einen Broterwerb treiben, Stunden geben oder so was, anstatt auf dem Rücken zu liegen und Bücher zu lesen, die er doch nicht versteht?"

„Er sagt, Bildung ist das erste und das letzte."

„Mag sein. Aber dazwischen liegt der Lebensanstand. Und der Mannesstolz. Und der Zartsinn. — Ach, Fräulein Hermann, Sie haben ganz recht: auch ich bin nicht zu viel wert. Aber eins weiß ich: mag mit mir noch passieren, was will, so werde ich nie an einem andern hängen und Blut saugen, zuletzt an einer armen Witwe und ihrer braven, fleißigen, liebenswürdigen Tochter. — Aber lassen wir den Unglücksmusiker. Erzählen Sie mir von Ihrem Leben. Was ist Ihr Chef für ein Mann?"

Da er sie doch etwas beunruhigt hatte, ging sie gern auf den neuen Weg ein. Sie fing an zu berichten und erzählte so frisch und heimlich humoristisch, daß er wirklich in kurzer Zeit seinen Ärger vergaß und nur noch Auge und Ohr war. Sie war an einem

großen internationalen Unternehmen als Sekretärin angestellt und hatte eigentlich eine gute Position, besonders seitdem sie eingearbeitet war. Aber da es zugleich eine Vertrauensstellung bedeutete, und ihr Prinzipal mehr auf Repräsentanz hielt, als seiner Filiale eigentlich gut tat, den Direktor spielte, obwohl er nur „Souchef" war, wie sie sagte, so hatte sie fast alle seine Lasten zu tragen, aber ohne seine Ehren und vor allem ohne sein Einkommen. Manches lag auch an der eigenartigen Organisation. Das Unternehmen war französisch und schlug ins Verkehrsgebiet. Der Souchef hatte viel mit dem Publikum zu verkehren, vor allem aber mit Behörden und mit andern Gesellschaften, und mußte daher unbedingt aus den sogenannten gebildeten Kreisen stammen oder das dazugehörige Exterieur haben. Da solche Leute aber immer zugleich ehrgeizig sind und sofort nach der Zentrale streben, so fühlte sich jeder mehr oder weniger leihweise auf seinem Posten, und es kam alles auf die Sekretärin an. Nur hätte die besser bezahlt sein können für ihre Riesenarbeit — Elise kam oft erst um neun Uhr nach Hause —, aber sobald der Souchef für einen Angestellten Aufbesserung beantragte, folgten die andern nach, und dann ging es auf Kosten seiner eigenen Wünsche. Also blieb alles beim alten. Sie hatte viel mit höheren und hohen Herren zu verkehren und kannte die ganze Etappe bis Paris und darüber hinaus. Mit ihrem Herrn Antoine stand sie gut; allerdings, sobald ein großer Herr auf der Bildfläche auftauchte, verkehrte er „par Distance" mit ihr und drehte den Herrenton heraus.

Unterdes war man in dem Dorf angelangt und zog in das Gemeindehaus ein, in welchem die Aufklärungsaktion vor sich gehen sollte. Eine kleine Anzahl von Erwachsenen und eine große von Dorfjugend hatte sich bereits versammelt. Einstweilen drückte sich alles noch an der Tür herum. Aber sobald der Stoßtrupp, den der Landsturm der Abstinenzbewegung da herausgeschickt hatte, im Saal war, strudelte alles nach und nahm vorsichtig auf den hinteren Bänken Platz. Nachher tröpfelte noch dies und jenes herein, aber zwischen der Gemeinde der Trinker und der Nichttrinker blieb doch ein isolierender Zwischenraum, und wenn eine heilsame Ansteckung sich ereignen sollte, so mußte sie auf geistigem Weg vor sich gehen; der physische war so gut wie ausgeschlossen. Zuerst sang man, um eine gemeinsame Plattform herzustellen, ein vaterländisches Lied; das wirkt immer und redet zu Vertrauen. „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder." Gut. Aber wo man „Rufst du, mein Vaterland" singt, hören doch schon viele Zweifel gänzlich auf, die bei „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" noch erlaubt gewesen wären. Nach dem Lied trat ein junger Doktor jur. auf das Podium und hielt schlecht und recht einen Vortrag über die Schädlichkeit des Alkohols vom körperlichen, geistigen, sozialen und häuslichen Standpunkt aus. Er gab sich viel Mühe, einfach und geradehin zu sprechen, und einem Mann, der im täglichen Leben wie andere Leute den heimischen Dialekt braucht, fällt das nicht so schwer wie im Norden einem Gebildeten, den schon seine Alltagssprache vom Volk unterscheidet. Er sorgte auch für die Lachlustigen und verlockte sie zu Heiterkeiten eigentlich auf ihre eigenen Kosten. Anderseits sah er, daß die mehr ernst Veranlagten auch zum Ihren kamen; denen erzählte er ergreifende und erschütternde Einzelfälle aus den Journalen der Kranken- und Irrenhäuser und aus den Gefängnissen. Der wissenschaftliche Boden waren die Bungeschen Untersuchungen und Statistiken. Vor einem Volk mit verhältnismäßig hoher Einzelbildung taten sie ihre Wirkung ohne Umwege. Börmann hatte sofort das Gefühl, daß die Leute folgen konnten. Aber er hatte auch wie immer die Empfindung, daß es viel schwerer war, in einem demokratisch durchkultivierten Land mit solchen Heilslehren zu wirken als in einem roheren und für die Gewissens- und Seelenappelle mehr empfänglichen. Das bestätigte ihm nachher der Vortragende. Im Norden um Berlin herum, wo er zwei Semester studiert hatte, waren zum Beispiel von ihm mit denselben Mitteln ungleich stärkere Wirkungen beobachtet und zum Teil selber erzielt worden, obwohl dort bildungsmäßig betrachtet weit schlechtere Bedingungen vorlagen. Er schien geneigt zu sein, das auf die Rechnung der Bildung überhaupt zu schreiben, und unterlag gegenwärtig einer Reizung gegen alle Versuche, das Schulwesen noch weiter auszugestalten.

Es war dafür gesorgt, daß man nach dem Vortrag, Männlein und Weiblein und die Kinder dazu, im gegenüberliegenden, schönen Schulhof zusammenkam, wo Tische und Bänke aufgestellt waren und allerlei Erfrischungen nach dem abstinenten Ritus schon bereit standen. Börmann hatte sich immer zu Elise gehalten, die auch keine Versuche machte, ihm zu entwischen. Ihr war wohl bei ihm. Er wußte die Mädchen am rechten Zipfel zu nehmen, war unterhaltsam und ein klein bißchen zudringlich, wie es allgemein gern gelitten wird, und dazu kam sie rein menschlich durch seine Teilnahme an ihren Angelegenheiten noch besonders auf ihre Rechnung. Im Schulgarten richtete er es so

ein, daß er mit seinen Freunden aus der Loge und aus der „Veritas“, einer studentischen Verbindung, die auch hier erschienen waren, zusammensaß. Er gehörte auch nicht zur besagten „Veritas“, war überhaupt noch nie Mitglied eines Vereins gewesen außer des Infanteriebataillons, dem er ohne seinen ausdrücklichen Wunsch eingereiht worden war, und wo er hauptsächlich auf möglichste Wahrung seiner Freiheit und Selbstverfügung gesehen hatte. Aber er hatte Sympathien für Ideale und für Idealisten, wenn sie jung und herzwarm waren, und fand sich gern wieder einmal ein, wenn etwas Besonderes in Aussicht stand, wobei er allerdings am meisten die nachfolgenden Gespräche und Diskussionen liebte. Bei diesen spielte er mit Vorliebe den Zweifler, um dann mit inniger Freude zuzusehen, wie seine etwas dogmatischen Freunde im Eifer zu Entfaltungen kamen, in denen sie sich letzten Endes, ohne es zu wissen, doch menschlich ein wenig selber widersprachen. Und das war dann sein geheimer Sieg über sie, aber weil er dazu jedesmal still war, hielten sie regelmäßig sich selbst für die Sieger.

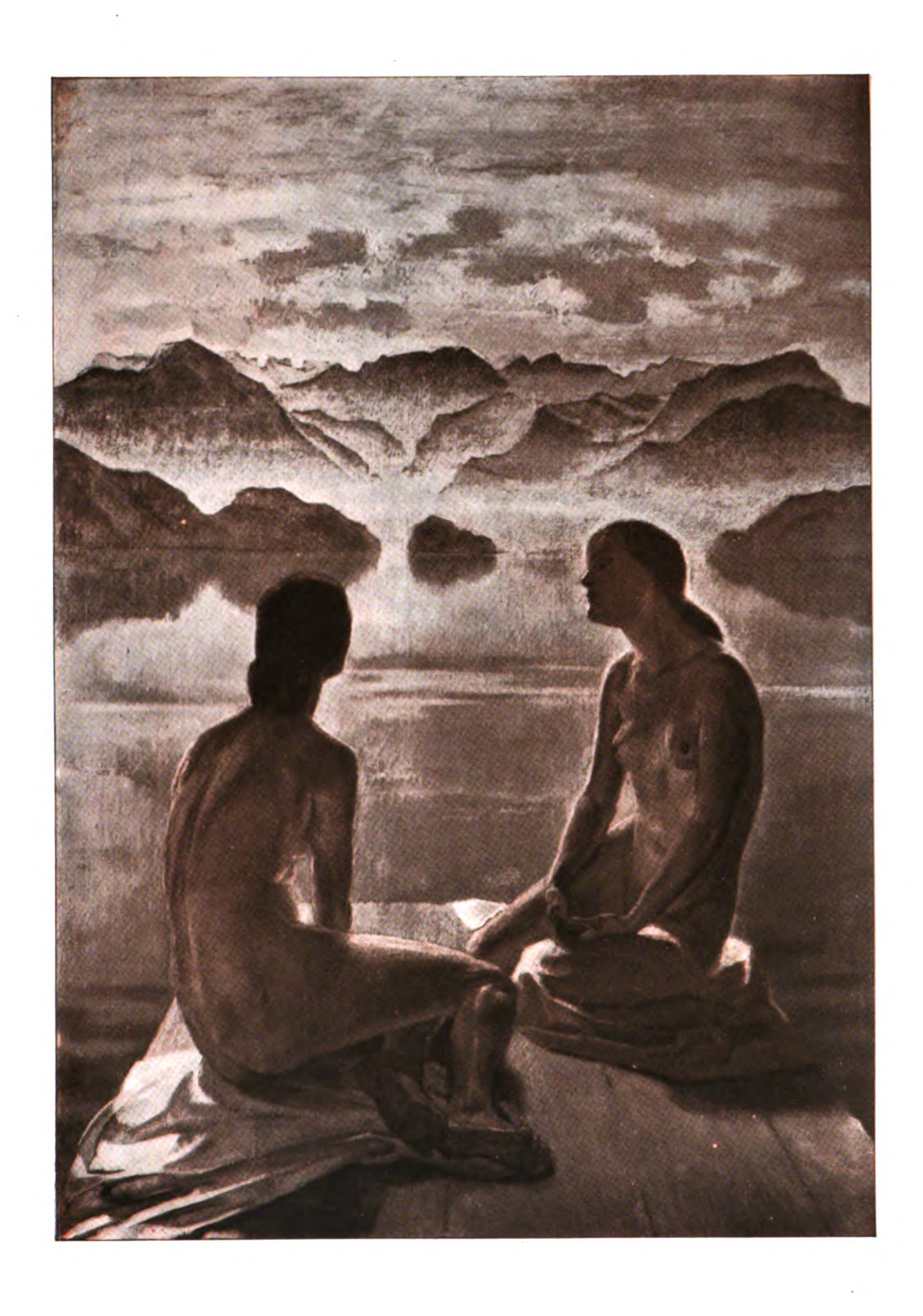
So ging es auch heute zu. Der Medizindoktor war mit seinem Erfolg unzufrieden und beklagte sich über die demokratische Selbstgerechtigkeit und Widerspenstigkeit. Er schob wieder alles der Volksbildung zu, die die Leute nicht frei, sondern nur dreist und bockig mache und sie an der Erkenntnis ihrer Inferiorität hinderte. „Dann sind sie auch noch dummschlau und jeder will besser unterrichtet sein als der andere,“ schimpfte er weiter. „Und was das Schlimmste ist: einer geniert sich vor dem andern, sich zu bessern, in sich zu gehen, etwas anzunehmen, das moralisch ein anderes Gesicht hat. Aber um Schlechtigkeiten, Saufereien und Roheiten zu begehen, da genieren sie sich nie. Ich bleibe dabei, daß alles dieser bürgerlichen Halbbildung zuzuschreiben ist. Wir sind in einer Sackgasse. So geht es nicht weiter. Die Bildung noch höher hinauf zu schrauben, ist unmöglich. Halbbildung aber ist der Tod aller Kultur und alles wahren Fortschrittes genau so wie der Kleinbürgerbesitz, der dazu kommt, um die Menschen noch enger und schofler zu machen, so daß jeder jedem aufpaßt, und jeder jedem auch den kleinsten Vorsprung mißgönnt und zu verderben sucht. Mindestens denunziert er ihn bei der Steuer. Da gibt es nur eins: allgemeine Gleichheit. Rücksichtslose Durchführung des Sozialprinzips. Dann ist höhere Bildung möglich. Aber nur dann. Im andern Fall müssen wir die Hunde zurückpfeifen. Die geistige Selbstüberheblichkeit muß aus dem Volk heraus.“

Hans hatte sich diese Ergüsse eines gereizten Herzens ruhig lächelnd angehört.

„Erstens, Mann, sprichst du solche nördliche und russische Sentenzen in einem durchdringend demokratischen Land aus. Sie sind also ebenso unverbindlich wie unschädlich. Salzsäure greift den Granit nicht an. Demokratie wird hier sein, solange die Berge vorhalten, und das dauert wohl noch eine Weile. Schicke dich also ins Landschaftliche, Karl. Zweitens bin ich mit dir einverstanden, daß wir an einer Halbbildung kranken, die vielfach mit Verbildung identisch ist. Aber die Losung, mein Freund, ist nicht: ‚Zurück!‘ sondern: ‚Vorwärts!‘ Ich habe dir fünf immerhin wichtige Jährchen voraus, und stehe — manchmal sage ich: ‚Leider!‘ — im täglichen Leben. Ich gehe mit Arbeitern und mit Patrizierdamen um und weiß Bescheid in vielen Töpfen. Jeder Zustand hat seine Kehrseite, auch die Demokratie, ihr Freunde. Aber wir müssen uns an die Hauptseite halten. Und die hält Stich. Wer will sie mit einem Adler- oder Kronenbild tauschen! Schluß davon. Nur einen Schritt vorwärts könnten wir wieder einmal tun. Unsre Schulen sind eine altfränkische Selbstvergnügung. Mit Bildung haben sie und mit Menschenentwicklung wenig mehr zu tun. Laß nur, rege dich nicht auf: sie sind sehr wohl steigerungsfähig, wenn man etwelchen alten Zauber draußen läßt und neuen hineinnimmt, den die Welt jetzt braucht. Er wird auch wieder alt werden, aber jetzt ist er neu und verlangt, und unsre Kinder mögen für sich selber sorgen. Soviel darüber. — Aber drittens: wie wäre es mit einem netten, munteren Freispiel unter diesen schönen Bäumen? Das würde auch vielleicht beim Volk mehr nützen als der ganze Aufklärungsvortrag.“

„Ja, das ist wieder eine echte Börmannrede mit erstens und zweitens und unerwartetem Schluß,“ lachte der verdrossene Apostel, der sonst aber gar nicht apostelhaft aussah. „Solche Männer wie dich muß man haben. Sie glauben zwar nichts, und als Widderkopf an der Sturmstange kann man sie schon gar nicht brauchen, aber das Herz machen sie einem wieder leicht, wenn man sich vereifert hat, und sie halten einem die Verbindung mit der allgemeinen Menschheit offen. Wie sie das machen, dahinter bin ich noch nicht gekommen. Nein, ihr Freunde, wir wollen keine Philister werden, denn das ist im Grund die ständige Mahnung Börmanns und seine heimliche Sorge. Auf, richten wir ein Spiel ein. Aber was?“

„Haschen!“ rief Elise wie aus der Pistole geschossen, so daß alle sie eine Sekunde oder zwei ganz erstaunt ansahen. Sie war mit



Sonntagmorgen. Gemälde von Karl Schlageter

(München, Kunstausstellung im Glaspalast 1921)

großer Anteilnahme Für und Wider dem Diskurs gefolgt. Der Sieg Börmanns, ihres neuen Freundes, auf den sie schon ein bißchen stolz war, hatte sie aber dann so begeistert, daß sie den ersten Anlaß wahrnahm, um diesem Gefühl Ausdruck zu geben. „Ach ja, Haschen. Bitte, bitte!“

Sie hatte rote Wangen, und ihre Augen leuchteten, und eigentlich hatte niemand recht gewußt, daß man eine so hübsche neue Schwester besaß. Jeder wird einmal irgendwie entdeckt; der Tag ihrer Entdeckung war heute. Hans betrachtete sie erfreut, und stimmte auch zuerst für ihren Vorschlag, der aber einer Befürwortung schon nicht mehr bedurfte. Man steckte das Gebiet ab, das eingehalten werden mußte, und die Jagd ging los. Elise flog wie eine Elfe ab und zu, bald von dem verfolgt, bald von jenem. Fast immer lag sie jemand im Arm, ohne es inne zu werden, und meistens war es ein hübscher, junger Mann, ein Student oder Doktor med. et. phil., und nur Hans Börmann machte sie lang und listig zu schaffen; es war, als legte sie es darauf an, das Spiel mit ihm nach Kräften in die Länge zu ziehen, und wenn er sie dann hatte, war sie ganz außer Atem, aber sie lachte und warf mit einer graziösen Kopfbewegung die Locken aus dem Gesicht. Schließlich regte Börmann aber heimtückisch ein Kußspiel an. Die Dörfler sollten mit vollkommener Deutlichkeit sehen, daß man alles war, nur keine Muckerbande. Schon machten die jungen Männer, denen der Mund wässerte, Miene, das neue Spiel zu proklamieren. Da kam Elise dazu. Als sie hörte, was eingefädelt war, warf sie unwillkürlich einen Blick auf Hans. „Aber das geht doch nicht!“ rief sie lachend aus, um ihren Schreck zu verbergen. „Was sollen die Leute davon denken?“ So unerfahren sie war, so hatte sie doch gleich einen Begriff davon, was da im Werk war. „Ja, eben die Leute!“ wurde ihr entgegengerufen. „Die sollen nun erst recht sehen, was Freude und Abstinentenvergnügen ist!“ Hans schwieg, weil ihm diese sektiererische Begründung ein wenig gegen den Strich ging, aber noch mehr, weil die Sache schon so gut wie beschlossen war, zumal andere Schwestern eifrig dafür eintraten.

Da Börmann das Spiel aufgebracht hatte, wurden ihm zuerst die Augen verbunden. Während der Prozedur sagte er lächelnd: „Fräulein Hermann soll sich vorsehen. Sie ist dagegen gewesen, und soll die erste sein, die geküßt wird.“ Dann wurde er losgelassen. Man hatte einen Kreis unter den Bäumen bestimmt, den niemand übertreten durfte. Wer gesucht wurde und verletzte ihn, galt für gefangen. Der Wind rauschte in den großen, zackigen Blättern der Kronen. Auf den weißen Rindenflecken glänzte die Sonne. Die blauen Juraberge schauten langgestreckt und mit hohen Rücken samt ihren Höfen und Wäldern herab; da sie halbe Franzosen waren, fanden sie alles in der Ordnung. Auf den näheren Höhen leuchteten die Ruinen der ehemaligen Adelsburgen. Dahinter und darüber stiegen Steinbrüche und Felswände auf. Aber im grünen Tal schlängelte sich der Fluß dahin von Weiden umbuscht und von Brücken überspannt. „Vogel, wo bist du?“ fragte Hans und paßte auf wie ein Nachtwächter. Dann erklang es etwa hinter ihm: „Hier!“ aber im nächsten Moment war das flinke Mädchen schon an einem ganz andern Punkt. „Vogel, wo bist du?“ Jetzt kam das „Hier!“ von vorn, aber gleich darauf war sie hinter ihm. Indessen begannen die andern, die auch gern daran kommen wollten, ihm zu helfen, indem sie Elise den Weg versperrten oder sie ihm ein wenig zustießen, auch begannen sie sie ganz offen zu verraten: „Hier, Herr Börmann; wir halten sie fest!“ Sie schalt und selbst er wehrte ab: „Das gilt nicht! Festhalten ist verboten!“ Sie riß sich los. „Verraten ist auch verboten!“ rief sie wütend, aber dazu lachte er. „Nein, das ist erlaubt. Verratet sie mir nur fleißig! Sie treibt's auch gar zu bunt. — Vogel, wo bist du?“ Sie loderte fast vor Übermut. Dicht neben ihm piepste und zwitscherte sie: „Hier!“ aber er griff wieder in die leere Luft. Doch hätte vielleicht nur ein Zentimeter gefehlt, und sie erschrak sehr, so sehr, daß sie an die äußerste Peripherie des Kreises zurückwich und dort unversehens über den Strich hinausgeriet. „Fehlgetreten!“ riefen alle, und Hans riß sich die Binde von den Augen.

Da stand sie in den brennenden Lichtern der Platane selber glühend und wehend und sah ihm ungewiß lachend entgegen, während er langsam auf sie zuschritt, um sich seinen Kuß zu holen. „Sie haben mich ja gar nicht gefangen!“ wandte sie verlegen ein. „So ist's keine Kunst: Sie haben das Spiel verloren, und mir ist ein Kuß zugefallen.“ Jetzt stand er vor ihr: „Darf ich bitten?“ und legte seinen Arm um sie. Aber da traf ihn ein so flüchtender und ängstlicher Blick, daß er verwundert daran hängen blieb und einen Moment zauderte. „Bon,“ sagte er halblaut über ihr, „ich behalte ihn zugute, was auch schön und fast noch schöner ist. — Aber ich werde ihn mir holen; verlassen Sie sich darauf!“ Langsam ließ er sie los. Allgemein, da die Szene sich etwas abseits abgespielt hatte — sie war vor ihm noch weiter zurückgewichen, und er hatte mit dem Rücken gegen die Gesellschaft gestanden und sie gedeckt —

nahm man an, daß der Kuß erledigt sei, und eine zweite Person wurde zum Suchen bestimmt. Das Spiel nahm seinen Fortgang. Elise löste sich vollends von ihm und hütete sich für heute, ihm noch einmal nahe zu kommen. Aber sie war wie aufgescheucht, stand keinen Moment mehr ruhig, und nur in der Nähe Bärrs setzte sie sich einmal hin, um hastig ein Glas Limonade herunterzustürzen. Börmann ließ sie ruhig flattern; er wußte, was er, allbereits, an ihr geerntet hatte. —

*

Während der gereifte Hans Börmann auf den Wegen des jungen ging und träumte, erledigte er nebenher einige musikalische Absichten, besuchte Inhaber einschlägiger Geschäfte, bei denen er, mehr menschlich plaudernd als auf dem Weg exakter Verhandlung, erfuhr, was er fürs erste wissen mußte, und für das Folgende nahm er sich wieder Zeit. Er war kein hastiger und nicht einmal ein schneller Geschäftsmann, hatte vielleicht schon einmal eine Möglichkeit vorbeigehen lassen, die ganz nützlich gewesen wäre, ohne daß sie ihm zwingend vorkam, aber noch nie hatte er sich mit etwas übereilt, das er nachher gern zurückgetan hätte, und bei grundsätzlichen Angelegenheiten wußte er immer genau, was er zu tun hatte, vor allem bei solchen, die zu seinem ganz persönlichen Leben gehörten; da konnte er unter Umständen, weil er sich auf seine Witterung und seinen Trieb verlassen durfte, auch einmal flink sein. Nun hatte er eine Anzahl Adressen und sonstige Notizen, und mit dem Gefühl, auf diesem Gebiet für heute genug getan zu haben, wandelte er nachmittäglich sinnend und schauend aus der Stadt hinaus, um einen gewissen alten, vertrauten Rundgang zu machen. Dieser Gang führte am Sankt Jakobs-Denkmal vorbei, draußen über das alte Schlachtfeld, dann links der Birs zu, an dieser entlang zurück, um an der Rückseite von einer Reihe schöner, herrschaftlicher Gärten und Parke entlang wieder die ersten Stadthäuser zu erreichen. Dort hatte damals unter zwei mächtigen alten Nußbäumen eine Bank gestanden, und nichts interessierte ihn jetzt so lebhaft, als, zu wissen, ob sie noch dort sei.

Aber als er die weiße Marmorgruppe erblickte, nahmen seine Gedanken zunächst einen andern Weg. Von der grünumbuschten Marmorterrasse herab, von der das eigentliche Denkmal sich erst erhob, sah er im Geist einen breiten, unabsehbaren Festzug sich aus der Stadt herausbewegen. Ein Wald von Fahnen wehte darüber. Vergoldete Spitzen und Lyren blitzten in der Augustsonne. Musikkapellen und Tambourkorps dröhnten vielstimmig her. Er, Hans, stand mit Elise Hermann auf dem Randstein des Bürgersteigs und erwartete den Zug an der Biegung der Straße neben dem Denkmal. Elise trug eine neue Bluse mit weit gepufften Ärmeln, wie sie gerade Mode geworden waren, aus einem geblümten, kreppigen, leichten Stoff gemacht, dazu einen blauen Hut und einen hellen Rock mit braunen Schuhen und einen weißen Sonnenschirm. Er fand sie wieder reizend und eigenartig, noch klüger, mutiger, scheuer und warmherziger als neulich, aber seiner liebevollen Bewunderung setzte sie heute einen kühlen Übermut entgegen, der wohl einer Absicht oder einer Vorsicht entstammte. Auch fand er sie heimlich an- oder aufgeregt. Ihre Augen leuchteten tiefer, und als sie am Rendezvousplatz ankam, war sie ein wenig außer Atem.

„Desertiert?“ fragte er.

„Ein bißchen,“ lachte sie. „Er ist gegen das Fest. Die Bürger sollen arbeiten und sich bilden; das sei ihnen nötiger.“

„Arbeitet denn er?“

„Er sagt, seine Selbstbildung sei seine Arbeit. Und das ist sie auch. Immer tut er etwas. Entweder er übt, oder er liest.“

„Liegt, wollten Sie sagen.“

„O, das ist gar nicht so leicht, vier Stunden hintereinander zu liegen und zu lesen,“ widersprach sie. „Versuchen Sie es einmal.“

„Mit dem Lesen hab' ich's allerdings noch nicht versucht, aber mit dem Garnichtstun, und das war nicht schwer. Sehen Sie, dort in dem schönen Mönchensteiner Wald — dort stehen in einem sonnigen Winkel gegen die Felder hinaus ein paar wunderbare, hohe Akazien. Dort habe ich vor einigen Jahren, als ich sie zufällig entdeckte, einen unvergeßlichen Vormittag und Mittag verträumt, ohne mich nur einmal zu rühren. Über mir der weiße Baldachin der Blüten und darin wie eine Hochzeitsmusik das tiefe Summen und Läuten der Bienen. Noch höher der blaue Sommerhimmel. Und ich ganz eingehüllt von Duft und von Träumen. Ja, da habe ich zwar nicht gelesen und an meiner Bildung gearbeitet, aber ich habe mehr gelernt und erlebt als aus allen Büchern, und ich verließ den Platz als ein gebesserter Mensch.“

„Schönen Hunger werden Sie auch gehabt haben.“

„Auch das. Aber das kann bei einem jungen Menschen unter Umständen eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Essen kann man immer, aber die Feierstunden der Natur kommen, wann sie wollen, und dann muß man ihnen stillhalten. — Das ist wie mit der Liebe,“ setzte er leiser hinzu. „Sie kommt

auch wie ein Dieb in der Nacht, und dann ist es wichtig, nichts für sich zurückzuhalten, und nichts zu wollen, als was sie will."

„Wo ist denn dieser wunderbare Winkel, daß ich ihn im nächsten Jahr auch aufsuchen kann?"

„Ja, das ist eine seltsame Geschichte, Fräulein Elise. Vier Tage später wollte ich das Erlebnis wiederholen, was man ja nie soll, aber hinter diese Weisheit kam ich erst später, und ich fand ihn einfach nicht mehr. Es war, als wären mir die Augen verbunden. Da habe ich noch etwas gelernt, was ich auch nicht in einem Buche fand, sehen Sie. Aber ich bin überzeugt, daß wir ihn, wenn wir noch beisammen sein sollten, was ich hoffe, nächstes Jahr miteinander finden werden. Sind Sie davon nicht auch überzeugt?"

„Wie soll ich davon überzeugt sein?" lachte sie verlegen. Sein leise werbender Ton machte ihr ein bißchen Angst. „Und bis nächstes Jahr haben Sie hundert andere Mädchen wieder kennen gelernt, an denen viel mehr ist als an mir. Da werden Sie mich längst vergessen haben."

„Sagen Sie das nicht, Elise," mahnte er. „Wir werden ja sehen, wer von uns dem andern untreu wird."

„Aber es ist doch gar keine Rede von Treue!" widersprach sie wieder.

„Doch, eben jetzt ist die Rede davon. — Sehen Sie, liebes Herz, ich habe die Gewohnheit, nie zum zweitenmal mit einem Menschen zusammenzukommen, wenn ich nichts an ihm finde. Wo ich aber finde, da bin ich nicht so leicht wieder abzutreiben. Da bin ich beharrlich und zudringlich wie eine Biene, die eine Blüte entdeckt hat und hinein will. Und die Blüte selber weiß auch ganz gut, daß sie zusammengehören, die Biene und sie, um ein Erlebnis miteinander zu haben. Und die beiden haben auch gar keinen eigenen Willen dabei, denn das ist alles so eingerichtet von einer Macht, die viel größer und stärker ist als zwei so vergängliche Kreaturen. Wer gegen die ankämpfen will, kommt zu Schaden. Wer aber mit ihr marschiert, der wird in seinem Leben wenigstens einmal glücklich gewesen sein, allen überjährten Konservatoriumschülern zum Trotz. Kind, wer wird sich so tyrannisieren lassen!"

Auf diese in leisem und herzlichem Ton vorgebrachten Worte, die auch etwas Sorgliches und sehr Zartes hatten, antwortete sie nicht mehr. Das junge Herz, das einer solchen kühnen und reifen Wirkung noch nie ausgesetzt gewesen war, schlug ihr sehnsuchtsvoll und bang, und ihre Blicke gingen wie schutzsuchend unter den Gestalten der Straße hin und her; vielleicht fahndeten sie nach Bekannten, vor denen sie sich in diesem Moment ebenso geniert hätte, wie sie möglicherweise über sie froh gewesen wäre, insofern sie ihr aus einer augenblicklichen Verlegenheit halfen. Aber sie sah nur fremde Gesichter, und das gereichte ihr doch auch wieder zur Beruhigung. Mochten dann die andern sie wegen dieser feinen Begleitung begucken, so war ihr das nicht so unbequem, ja, er bemerkte mit stiller Freude, daß sie bereits jedem fragenden Blick mit einem ganz kleinen, stolzen Zurückwerfen des hübschen Kopfes begegnete. Inzwischen war der Zug herangekommen, zuerst ein uniformiertes Musikkorps, dem in zwei offenen Wagen die Regierungspersonen in Zylindern und schwarzen Röcken folgten, dann ein Tambourkorps in Stärke von acht Mann, dem sich der erste Verein mit Fahne und Adjutanten anreihte. Gerade bei dem Paar hörte die Musik auf und rasselten die Tamboure los. Elise war jedesmal gespannt, ob das stumme Zeichenspiel zwischen dem Kapellmeister und dem Tambourmajor wohl klappen werde. Wenn der letzte Absatz des Marsches, den die Musik gerade bläst, begonnen hat, hebt der Dirigent, der vorausmarschiert, für den Tambourmajor den Taktstock, und dieser gibt seinen Trommlern das Zeichen, sich bereit zu halten. Exakt anschließend an den Schlußakkord mit dem großen Paukenschlag setzt mit dem nächsten Schritt der erste Schlag der Tamboure an. Das ist immer so gewesen und wird wohl auch so bleiben, solange es Menschen gibt, die Festzüge machen. Elise freute sich wie ein Stieglitz, daß die Geschichte auch diesmal wieder genau klappte. Die großen Kessel rasselten so herzerquicklich los, daß einem das Brustfell zitterte, und gerade das liebte sie am meisten von der ganzen Trommlerei, wie sie etwas später, als sie ihren Schreck vergessen hatte, Börmann gestand. Jetzt folgte Musikkorps auf Musikkorps, Trommlerabteilung auf Trommlerabteilung, und jedem Verein wurde von einem schönen und stattlichen Ehrenbürger die Fahne vorausgetragen, stets begleitet von zwei schärpengeschmückten Adjutanten. Man sah wohl, daß alle Vereine einen edlen Wettstreit betätigten in der Gestellung von möglichst vollgültigem Männermaterial bei der Fahne. Es gab berühmte Fähnriche, die schon weiße Bärte über das glänzende Tragleder flattern ließen, aber aufrichtiger hatte sich Elise bisher für die jungen interessiert, deren Ruhm, soweit ihnen ein solcher vorausging, mehr nach der Zukunft zu deuten schien, wohin auch ihre Wege liefen. Daß man nie voraussehen kann, welche sich davon hinter den nächsten grünen Wäldern und den folgenden bunten

Hügeln vereinigen werden, war eben die Spannung bei der Sache. Aber als sie die Fahnen der Ordensleute und der andern Abstinentengruppen aufleuchten sah, sagte sie zu Hans: „Kommen Sie, wir wollen uns jetzt davonmachen, sonst kriegen uns die Brüder und Schwestern zu sehen, und die sprechen gleich so über alles."

„Gut, machen wir uns davon. Aber was sollen sie wohl über uns zu sprechen haben? Wir verhalten uns ja ganz neutral."

„Ach Sie! Sie bringen einen immer in Verlegenheit."

Er lachte.

„Das ist alles je nachdem. Aber jedenfalls habe ich noch kein hübsches Kind darin sitzen lassen. Die Verlegenheiten, die ich vielleicht machte, die habe ich auch alle in Wohlgefallen aufgelöst. Wollen Sie Referenzen dafür?"

„Nein, nein, um Gotteswillen. — Kommen Sie, ich möchte gern die Musik der Schlüsselzunft noch einmal hören; das ist diesmal die stärkste, und sie haben auch die meisten Trommler."

Man hörte noch einmal Musik und Tamboure der Schlüsselzunft und marschierte teils auf dem Bürgersteig, teils auf den Wiesen nebenher in der glühenden Augustsonne mit dem Zug nach dem Schlachtfeld hinaus. Dort, wo die Straße sich durch einen Hügel frißt, standen auf der Halde darüber die Feldgeschütze. Kaum kam der Zug in Sicht, so brannten die jungen, flotten Kanoniere den ersten Schuß ab, und jetzt blieb die Batterie in einem Krachen und Donnern. Droben rollten die Kanonenschläge übers Land hin. Drunten posaunten die Musikkorps und rasselten die Tamboure. Und zum Überfluß ratterte auch noch ein Schnellzug über die eiserne Überführung weg, als das Paar gerade darunter hindurch ging. Elise freute sich wieder. Sie hatte Hans schnell vorangezogen, um auch diesen Lärm möglichst an Ort und Stelle zu genießen. Als sie wieder draußen waren, lachte sie über das ganze Gesicht und war restlos glücklich wie ein Kind, daß es gelungen war. Noch bis zur uralten Schlachtkapelle und zum Siechenhaus, wo sich das Schlußdrama des erschütternden Kampfes abgespielt hatte, ging das Paar mit dem Zug. Dann schwenkte es nach links ab. Die Reden und Vorträge, die nach ihren Worten „jedes Jahr dieselben" waren, wollte man sich schenken, zumal irgendwelche, besonders junge Herzen befriedigende, Sensationen dabei nicht zu erwarten standen. Immer schwächer wurde nun der Lärm hinter ihnen. Mit klarem Rauschen sprudelte der kleine Fluß unter ihnen durch, als sie auf dem hohen Holzsteg standen. Bald darauf gingen sie auf der jenseitigen Anhöhe. Noch ein Schuß, und die Stille der Natur umgab sie. Im Wald huschten die Sonnenlichter über den Boden. In den Baumkronen der alten Buchen wühlte der Wind. Eine herrliche Kühle und Einsamkeit umgab das Paar.

„Bevor wir jetzt noch irgend etwas anderes sprechen oder tun," sagte nun Börmann, indem er seinen Schritt anhielt und auch sie zum Stehen veranlaßte, „muß ich den Kuß einkassieren, den Sie mir noch schuldig sind, sonst gibt das ein unklares Verhältnis zwischen uns. Sie werden doch auch der Meinung sein, daß man seine Schulden ehrlich bezahlen muß."

Sie erschrak wieder sehr und bereute sogar auf einen Moment, sich auf diesen Spaziergang mit ihm eingelassen zu haben.

„Aber Sie haben mich ja gar nicht gefangen!" wandte sie noch einmal ein. „Wenn Sie mich noch selber erwischt hätten —!"

„Ja, das ist wie mit den gewonnenen Schlachten und dem verlorenen Krieg," lachte er. „Sie haben eben den Krieg verloren und müssen zahlen."

„Das ist doch schrecklich," sagte sie verzagt. „Warum war ich auch so dumm und ahnte nicht, daß Sie darauf ausgehen könnten!"

„Wenn Sie mich überhaupt für voll nahmen, mußten Sie doch darauf gefaßt sein, daß ich bei der ersten Gelegenheit meinen Wechsel präsentieren würde."

„Ja, ja!" seufzte sie, während sie ihn ein bißchen ansah wie einen Räuber oder einen Bären, der ihr auf einmal den Weg verstellte. „Ja, ja, das mußte ich ja. Und ich tat es auch. Aber so schnell, Herr Börmann —!"

„Um so eher können Sie neue Schulden machen, Elise. Aber da es Ihnen so schlimm vorkommt, will ich davon abstehen, Zinsen zu nehmen, obwohl es mich sehr danach gelüstet."

Sie hörte, daß er einen Pflock zurücksteckte, und wurde gleich ein wenig mutiger. Schon zuckte ihr ein versteckter Blitz durch die Augen.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Börmann. Es war ja gar kein geheimer Kuß unter zweien abgemacht, sondern einer in offener Gesellschaft. Da gehen Sie so oder so über den Wechsel hinaus. Was sagen Sie dazu?"

„Sie sind zwar sehr gescheit und sehr reizend, aber es war ein Kuß abgemacht, sonst nichts. Und selbst, wenn: wer wird auch so peinlich rechnen, Elise! Bei zwanzig Jahren! Das paßt gar nicht zu Ihnen."

„Ich werde aber genau rechnen," lachte nun auch sie, da sie fühlte, daß sie Oberhand bekam. „Sie müssen noch etwas darauf legen.

Es ist schon eine ganze Menge, wenn ich mich da im weiten Wald von einem fremden Herrn einfach küssen lasse. Sie müssen mir fest versprechen, daß Sie dann bei uns in der Loge eintreten. Wollen Sie das? Es wäre doch so hübsch."

„Donnerwetter. Für einen flüchtigen Kuß ein lebenslängliches Gelübde? Das ist aber scharf darauf gelegt."

„Da sehen Sie. Es liegt Ihnen also nicht soviel an einem Kuß von mir, und wir können von etwas anderem reden. Waren Sie schon einmal in der Sodafabrik dort drüben im Badischen?"

„Nein, da war ich nicht. Und wir reden auch nicht von etwas anderem, da mir an einem Kuß von Ihnen sehr viel liegt, im Gegenteil: je mehr Küsse, desto lieber, wenn es doch einmal gesagt werden soll. Nur scheint mir das Geschäft nicht ausgewogen. Sagen wir: drei Küsse, und ich verspreche Ihnen, einzutreten."

„Meinetwegen. Aber jetzt nur einen. Die andern, wenn Sie ein Bruder von mir sind."

„Ein Bruder von Ihnen will ich auch ohne Kuß werden, aber mir so viele andere Geschwister auf den Hals laden, dazu brauche ich doch mehr Mut, als ich von Natur besitze."

„Sind Sie mit zweien zufrieden?"

„Unter dreien kann ich's nicht machen, Elise. Und dann bin ich noch unaussprechlich billig."

„Sie schätzen also meine Küsse doch nicht sehr hoch."

„Ich bin nur ein mäßiger Schwimmer, Elise, und werde bei einem Versuch, den Rhein zu übersetzen, wahrscheinlich in der Mitte irgendwo absacken. Und wenn Sie sagen: ‚Schwimmen Sie für drei Küsse von mir über den Rhein!' so versuch' ich's. — Aber dies ist viel mehr. Begreifen Sie das nur. Trotzdem bin ich ja bereit."

„Ach, Sie werden doch nicht Wort halten. Sie denken: ‚Jetzt ist jetzt, und morgen ist auch wieder ein Tag.' Und am Ende bin ich die Lackierte."

„Nie ohne Ihren Willen," versetzte er nun ernst. „Ein Versprechen ist immer ein Versprechen. Selbst wenn ich denke: ‚Morgen ist wieder ein Tag,' so muß ich doch damit rechnen, daß Sie mich festhalten. Und solange Sie das tun, bin ich Ihr Gefangener."

„Jetzt kommt ja die Sache wieder auf mich zu!"

„Tja, Elise, jeder Vertrag ist zweiseitig."

„Ich kenne mich auf einmal nicht mehr aus," klagte sie lächelnd. „Wissen Sie denn noch Bescheid?"

„O, ja, sehr gut. Ich bekomme drei Küsse frei und trete dafür in den Orden ein, wenn Sie mir's nicht später erlassen. Das ist das Wort."

Sie seufzte ein wenig.

„Aber Sie müssen die Hände auf den Rükken legen. Versprechen Sie es?"

Er versprach, und sie schloß errötend die Augen. So empfing sie ernst und ganz leise zitternd ihre ersten Küsse, die mehr waren, als Kinderei, und auch mehr als ein Gesellschaftsspiel. Aber kaum hatte sie den letzten, so lief sie weg.

„Und gefangen haben Sie mich doch nicht, und Sie werden mich auch nie fangen. Aber ich habe Sie gefangen. Etsch. Tut's Ihnen leid, Bruder Börmann?"

„Bis jetzt nicht, Schwester Hermann. Aber passen Sie auf, daß Sie nicht über den Wurzelstock dort stolpern. Dergleichen soll für Damen manchmal ein wenig genant sein."

„Ach Sie mit Ihren Anspielungen. Und dabei sind Sie gar nicht so. Sie sind anständiger als mancher andere, der immer den Seriösen spielt." Neben diesen Worten her begann sie Blumen zu pflücken. „Haben Sie denn sehr Angst wegen Ihrem Versprechen? Soll ich Sie gleich wieder frei geben?"

Er sah ihr seltsam beglückt zu.

„Ich kann mir nicht denken, daß jemand Angst haben soll, der in Ihren Händen ist. Wer so hübsche, schlanke, bewegliche Finger hat wie Sie, ist eine Künstlernatur und zerbricht nie etwas, jedenfalls keine solche delikaten Gebilde, wie wir jetzt eins miteinander gemacht haben."

Auf einen Moment senkte sie den Kopf ein bißchen tiefer auf die Blumen herab.

„Ich werde Sie auch nicht freigeben," sagte sie dann langsam und in einem guten, getreuen Ernst, der ihm auffiel. „Oder höchstens, wenn ich sehe, daß dabei etwas kaputt gehen würde. Oder wenn mir noch etwas Besseres einfällt."

★

Am Abend dieses Tages kam er mit einigen Malern und Musikern zusammen, die er durch die Post nach dem Kunsthallerestaurant bestellt hatte. Man saß in dem schönen Platanengarten, und Börmann machte den Wirt mit Grazie und spöttischer Läßlichkeit, in welcher letzteren er seine aufrichtige Gerührtheit und die Freude unterzubringen suchte, so manchen alten Schützling und Kunstmitäter nach vielen sehr wechselvollen Jahren, die nicht immer rein fröhlich verlaufen waren, wiederzusehen. Zwei, drei davon waren vorwärts gekommen und hatten sich einen Namen gemacht, der auch über die Stadt hinaus Geltung besaß. Einer lebte davon, einen ehemals auch zum Kreis gehörigen und dann abgesprengten Genossen,

der zur Kritik gegangen war, mit Pasquillen und Pamphleten, sowie mit übler Nachrede zu versorgen. Ein Musiker hatte sich zur dämonischen Lokalgröße entwickelt und mit einer reichen Patrizierin rangiert. Der Rest vegetierte. Börmann war gleich mitten im Klatsch drin, und wußte in einer halben Stunde alles, was sich in der Stadt an Dummheiten oder Schlechtigkeiten gegen Kunst und Künstlerschaft und überhaupt zugetragen hatte. Das alte Bild grüßte ihn wieder.

„Bloß wir!" sagte er lachend. „Wir sind richtig, und wir haben Geschmack, und es könnte längst alles besser und ganz gut sein, wenn man uns einmal an die Spritze ließe."

„Bist immer noch der alte Spötter!" hieß es dann. „Aber wer in der Wolle sitzt, hat gut lachen. Du bist ja jetzt ein gemachter Mann, wie man erfährt."

Über diesen schiefen Ton hörte er hinweg, um nun in aller Vorsicht den Boden abzutasten, auf dem unter Umständen einige Geschäftsabschlüsse zu leisten wären. Er hütete sich, heute mehr zu sagen, als was seiner Handlungsfreiheit dienlich war. Die Kleinen schob er mit der Dauer der Sitzung immer mehr aufs Nebengeleis, indem er ihnen den Weinkübel zur Verwaltung überließ, über den sie sich mit und ohne Diskretion tüchtig hermachten. Er sollte zahlen, da er doch einmal hier war und als Freihalter auftrat; so was mußte immer „bestraft" werden. Es tat ihm leid, daß auch der Mann darunter war, dem er eine ganze Zeitlang besonders nahegestanden, und auf den er eigentlich Hoffnungen gesetzt hatte. Aber er versah sich mit Gleichmut und hielt sich den Wechsel aller Dinge vor Augen. Etwas anderes allerdings ließ ihn weniger kühl. Dieser nun so wenig ansehnliche Lokalmaler war es, der ihn auf Elises Begabung aufmerksam gemacht hatte. Er war damals ein Mitglied der Loge „Heimat" gewesen, inzwischen längst abtrünnig geworden, und jetzt war er einer von denen, die in billigem Landwein Trost für ein verfehltes Leben suchten. Gleich stand ihm die geliebte Gestalt wieder mit allem Liebreiz und aller frischen, eigenartigen Lebendigkeit vor Augen. Er sah wieder ihr Erstaunen, als er sie eines Abends — er wartete sie dafür eigens auf dem Heimweg von der Loge ab — geradeaus daraufhin ansprach.

Es hatte sich allmählich die Gewohnheit ausgebildet, daß er sie, wenn er es einrichten konnte, von der Loge oder von ihren Gängen zur abendlichen Fortbildungsschule, die sie eifrig besuchte, nach Hause begleitete. Sie rechnete schon darauf, und wenn er einmal ausgeblieben war, so fragte sie das nächste Mal, wo er gewesen sei. Nach der kurzen Verblüffung brach sie in Lachen aus.

„Ja, aber was Sie nicht alles über mich in Erfahrung bringen!" rief sie aus. „Das fängt jetzt schon an, unheimlich zu werden. Wer sagt Ihnen denn so etwas?"

„Das tut ja nichts zum Fall. Das Wesentliche ist, daß Sie so etwas betreiben, und daß ich recht hatte, wenn ich sagte, Sie hätten Künstlerfinger. Sehen Sie, so kommt alles an den Tag. Wann werden Sie mir Ihre Sachen zeigen? Ganz ernsthaft: ich will sie sehen. Ich weiß bestimmt, daß mehr als Bürgermädelchen-Dilettantismus dahintersteckt."

Sie gab sich drein. „Aber wollen Sie sie sehen?"

„Ich schicke morgen nachmittag einen Boten, der sie abholt und zu mir in die Wohnung bringt. — Das ist dann so gut, als hätte ich Sie selber dort," setzte er noch mit der ihm eigenen, etwas aufscheuchenden, aber auch nie unangenehmen Anzüglichkeit hinzu. „Jedenfalls werde ich mit der Mappe unter meinem Kopfkissen schlafen."

„Ach, Sie, was man sich von Ihnen alles sagen läßt. Warum sprechen Sie denn immer solche Dinge?"

„Weil es schließlich doch das Eigentliche ist, wegen dessen man mit so hübschen und liebreizenden Geschöpfen verkehrt, ganz gleich, ob man sich ‚etwas dabei denkt' oder nicht. Sie wissen und haben es schon selber gesagt, daß mein Verhalten mit meinen Reden nicht übereinstimmt. Einen Wink von Ihnen, und ich verschwinde jeden Moment in der Versenkung. Aber anderseits verstehe ich doch auch das Schillergedicht von dem Ritter und dem Handschuh nicht. Sie wissen doch: Er warf ihr den Handschuh ins Gesicht: ‚Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!' Dieser Ritter war ein Philister, Elise. Lassen Sie sich da nichts von Dichtern und Schulmeistern einreden. Die Tat war eine Beleidigung gegen das ganze weibliche Geschlecht. Wenn er ein Kerl gewesen wäre, so hätte er den Dank genommen und die stolze Dame im Verlauf einer Nacht so kirre gemacht, daß sie seither nicht mehr ohne ihn leben konnte."

„So habe ich das allerdings noch nie verstanden," sagte sie leise und nun doch wieder ängstlich. „Und ich verstehe auch nicht alles, was Sie da sagen. — Aber das ist auch nicht nötig. Jedenfalls sehe ich, daß es keinen Zweck hat, Ihnen die Sachen zu schicken, da Sie ja doch bloß Unfug damit treiben wollen."

Sie war ein bißchen traurig, und er beeilte sich, wieder alles gutzumachen.

„Elise," sagte er ernsthaft, „ich habe zwei

große Leidenschaften: die Kunst und die Frau. Meine größte Leidenschaft aber wird erst entstehen, wo ich einmal beides zusammen in einer schönen, lieben, reinen Gestalt antreffe. Und darum müssen Sie mir die Sachen schicken."

„Aber das ist ja nichts, was ich gemacht habe."

„Kind, du weißt weder, wer du bist, noch was du gemacht hast. Lege die Sachen heraus, damit mein Bote sie vorfindet."

Auf diesen Ton verstummte sie.

Die „Sachen" waren nun nicht bloß nett, sondern es steckte die ganze Elise Hermann drin mit aller Frische, geheimen Kühnheit, Sinnlichkeit und reinlichen Denkkraft. Er war durch den Maler auf Gutes vorbereitet gewesen, alle Fehler der Unerfahrenheit und der künstlerischen Mißverständnisse abgezogen, aber was er da zu sehen bekam, packte ihn sofort und nahm ihn so hin, daß er tagelang, Augen und Gefühl von der jungen Seele voll, herumging und nicht mit sich ins Klare kommen konnte. Aber nicht bloß das: auch auf ihn selber, rein auf sein persönliches Leben hatten diese Blätter einen ganz überraschenden Einfluß. Erstens beschämten sie ihn, und dann weckten sie Leidenschaften und Unerbittlichkeiten, die in ihm lagen, und die er seiner etwas läßlichen und liberalen Natur folgend immer wieder beschwichtigt hatte, so daß sie nun plötzlich in einer steilen Stichflamme aufbrannten. Dies stille Mädchen, das nichts hatte als seinen Wochenlohn, das davon noch seine Mutter erhielt, von der Bildung nur das besaß, was ein junges Genie im Flug erhascht, abgesehen von den paar Naseweisheiten der höhern Töchterschule: dies Geschöpf ging hin und machte ihm in aller Stille und Selbstaufopferung vor, wie man ins Reich der Kunst durchbricht. „Wie stehst du nun daneben mit deinem anspruchsvollen Gram, mit deinen untätigen Seufzern, mit deiner schönen Trauer, die du so gern bei guten Freunden entfaltest?" Und dazu war er ein Mann, begabt mit allen Vorteilen einer allseitigen Bildung, aufgewachsen in einer von Kultur, Geist, Geschichte und Tradition gesättigten Umwelt, in Wohlstand und Ansehen geboren: und was waren seine persönlichen Leistungen? Aber mit dem ersten Blick auf die klaren, mutigen und in gewisser Weise genialen Blätter wußte er, daß es jetzt ernst wurde mit ihm. Aufrichtig bewegt, mehr noch, geradezu erregt sah er dem Ausflug entgegen, den er brieflich — er schrieb ihr auf ihren Wunsch ins Geschäft — mit ihr verabredet hatte, um sich mit ihr auszusprechen.

Es war nun Herbst. Die Platanen im Garten der Kunsthalle, wo er regelmäßig seinen schwarzen Kaffee einnahm und mit den jungen Künstlern, Literaten und andern Menschen geistiger Richtung debattierte, färbten sich rot. Im Land war Weinlese, und Hans hatte vorgeschlagen, nach Rötteln zu fahren, erst die Ruine anzusehen und dann im dortigen Wirtshaus Trauben zu essen und Kaffee zu trinken. Elise kam mit leicht geröteten Wangen und mit einem geheimen Glanz in den Augen, sonst so rank, behende und zutraulich wie immer. Der Aufstieg nach der Burg eröffnete einen weiten, schönen, wehmütigen Blick über das Tal. Die Kirschbäume waren rot. In manchen Apfelbäumen glänzten noch scharlach- und rostfarbene Spätreiser. Die Wälder waren schon stark verfärbt. Über den leeren Feldern lag ein stilles, inniges, kühles Licht. Auch die Weinberge waren schon zum größten Teil geleert. In der starken alten Burgruine leuchtete wie Feuer die Jungfernrebe an den Mauern. Auf den Wiesen weidete läutend das Vieh. Die Hüterbuben sangen und lärmten, aber es klang alles ein wenig einsam. Hans hatte dem jungen Mädchen gleich im Zug einige Komplimente über ihre Blätter gemacht, aber sich das eigentliche Eingehen auf später verschoben, wenn sie allein sein würden.

Jetzt, als sie im Garten des Wirtshauses saßen und sich Trauben und Kaffee samt Strübli auftragen ließen, begann er zum erstenmal eingehender über sein eigenes Leben zu sprechen. Elise machte immer größere Augen. Sie hatte ihn für einen nicht bloß wohlsituierten, sondern auch zufriedenen und seiner Zukunft ganz gewissen Herrensohn angesehen, trotz gelegentlicher Spöttereien über seine Standesangehörigen und kurzer Unmutsausfälle gegen seine Tätigkeit, und daran sogar einen gewissen Halt und eine Beruhigung gefunden. Plötzlich riß er einen Abgrund vor ihren Füßen auf. Dieser immer zu Scherzen und zu geistreicher Medisance aufgelegte Mann mit dem zarten Sinn für alles Schöne war schwer mit seinem Vater zerfallen, seiner Mutter entfremdet, hatte einen stillen, aber um so tiefer eingefressenen zornvollen Ekel gegen die Geldverdienerei und Standesanbetung, die in seiner Sippe herrschte, und was ihm dort eine feine, ausgewählte alte Kulturtradition einerseits bot, das wurde ihm wieder vergällt und zerstört durch eine hochmütig sterile Ignoranz gegenüber allem Neuen, Jungen und unmittelbar Triebhaften, von dem sich gerade seine Gegenwart so unmittelbar heraus fühlte. Aber bei diesem Schreck hatte es für Elise noch nicht sein Bewenden. Es waren auch schon Taten geschehen. Nach einer jahrelang hinschlei-

chenden Krise war plötzlich der Bruch erfolgt, und das liebe und jetzt so stille Kind war der erste Mensch, der davon erfuhr. Mit immer bangeren Augen blickte sie in die herbstliche Landschaft hinaus. Sie hatte sich in eine so schöne, entsagende Sicherheit eingelebt, und jetzt stürzte ihr alles zusammen. Unerwartet stand statt eines traurig lieblichen Traumes ein Schicksal da, vor dem ihr das Herz in furchtsamem Schnelltakt zu schlagen begann, und hinter dem sie bereits mit der Witterung des jungen Tieres ein Etwas ahnte, das auch sie unmittelbar zu ergreifen bereit war. Das hörte sie am Ton, sah sie an seinem Blick, fühlte sie — sie wußte nicht, an welchen Zeichen.

In der Tiefe viel schärfer aufgewühlt, als er nach außen merken ließ, schlug er vor, sich noch ein wenig im Wald umzusehen, bevor man den Abstieg antrat. Sie hätte trachten müssen, es abzuwenden, aber bestürzt stimmte sie zu. Zuerst leichthin von andern Dingen redend — von der Schönheit dieser Landschaft und von ihrem Dichter Johann Peter Hebel — führte er sie die ihm so wohlbekannten Waldwege. Ab und zu tönte ein ferner Jäger- oder auch nur Freudenschuß in ihre versunkene Zweisamkeit. Hin und wieder trug der leise Wind wie Gespinst das Getöse von Herdenglocken zu ihnen herein. Sonst waren sie allein mit sich und mit dem, was jetzt ihre aufgeregten Herzen beschäftigte. Auf einmal kam er auf ihre Bilder und Zeichnungen zurück.

„Elise," sagte er mit so ernsten Augen, wie sie sie noch nie an ihm gesehen hatte: „Elise, Sie sind auch ein Menschenkind, das gegen übermächtige Verhältnisse und gegen tyrannische Menschen kämpft. Was ich Ihnen über Ihre Versuche sagte, war mit Absicht nicht alles. Sie haben sich darüber gefreut, aber die Sachen liegen ja viel tiefer und bedenklicher. Auch schöner, Gott sei Dank. Sie sind nach allem, was ich gesehen habe, eine junge Geniebegabung. Verstehen Sie das Wort richtig. Ich will's Ihnen erklären. Sehen Sie, wenn unsre jungen Damen zu malen anfangen, dann pinseln sie hinter den Italienern oder hinter Böcklin und Sandreuter her, seitdem es feststeht, daß die beiden keine Verrückten waren, sondern große Maler, die im Ausland ihren festen Namen haben. Im besten Fall nehmen sie einen jetztlebenden Lehrer, den sie ja bezahlen können, und malen so eine Etage weiter unten, wie die Jetztlebenden malen, versteht sich, unter Zutat ihres liebenswürdigen Mangels an jeder tieferen Ahnung. Das ist dann sehr reizend und sieht an den Wänden auch ganz nett aus. Bei Ihnen ist etwas anderes. Erstaunlich ist mir schon Ihr sicheres Formgefühl und Ihr Blick für die Verhältnisse. Da kommt kaum eine grobe Verzeichnung vor, und in der farblichen Perspektive stehen neben derben Mißverständnissen so überraschend feine und richtige und dabei ungewöhnliche Sachen, daß sich mancher Gestempelte gratulieren würde, wenn sie ihm einfielen.

„Sie müssen wissen, daß auch ich tüchtig dilettiert habe. Eine Zeitlang dachte ich, es steckte sogar ein Maler in mir, und andere sagten es mir, aber das ist fauler Zauber. Ich bin kein Maler. Ich habe überhaupt keine feste Begabung. Genau so kann ich auch ganz nett schreiben und bin sogar gelegentlicher Mitarbeiter an deutschen und französischen Revuen, aber alles ohne wirkliches Talent. Ich weiß ein bißchen mehr als manche andere, bringe schon eine ganze Menge aus meiner Kaste mit — ja, Kaste, Elise, wenn du auch noch so verwundert aufguckst — und sehe in einigen Dingen etwas schärfer als die meisten meiner Zeitgenossen. Daraus läßt sich schon etwas machen. Aber Begabung zum Schriftsteller ist das nicht. Ich bin ein Amateur, ein Liebhaber. Auch so was muß es geben; vielleicht haben Leute wie ich sogar immer eine richtige Mission gehabt. Die meisten gehen ja sang- und klanglos zugrunde, genau so, wie es mir mein lieber Vater prophezeit, aber die andern, die sich halten und zur Geltung kommen, leben der Welt wieder einmal das Beispiel vor, wie man ohne Spezialisierung und Geldjagd einfach eine Persönlichkeit ist und eine mehr oder weniger vollkommene Welt in sich aufbaut. Aber davon ein andermal. Du bist begabt und sogar sehr stark begabt. Etwas Derartiges habe ich immer hinter dir gespürt, und ich habe es auch mehrfach ausgesprochen, so daß ich nicht einmal so erstaunt bin, wie ich sein sollte. Der wahre Künstler kündet sich schon in seinem moralischen Habitus an, wie er geht und steht, spricht, die Augen braucht, zu hören versteht, fragt und antwortet usw. Es ist nämlich ein Schwindel, Elise, daß man zum Malen oder Dichten keine Moral brauche. So sprechen die Dirneriche und die dekadenten Kreaturen, die aus Verkommenheit oder bürgerlicher Unfähigkeit zu schmieren beginnen, die Gehirnstrolche und das ganze anwohnende Lumpengesindel. Laß dich mit diesen Leuten nie ein, Elise, mag dein Weg sonst eine Richtung nehmen, wie er will."

Er war zornig und lachte dazu, und in diesem kühnen, gutmütigenSpott hatte er jedesmal seine stärksten und männlich eindrucksvollsten Momente. Sie fand ihn unaussprechlich schön, aber dazu fand sie ihn stark und bedeutsam, auch wenn er nur ein Ama-



Johannisnacht. Gemälde von Franz Rumpler
(Wien, Sammlung Kestranek)

teur war — sie verstand das Wort vollkommen — und sich als Maler unter sie stellte. Das schadete ihm in ihren Augen nicht nur nicht, sondern machte ihn noch großmütig und reich. Immer tiefer von Blut übergossen hörte sie ihm zu, wie er weiter auf ihre Versuche einging, und wie alles, was er über die Bilder sagte, auch zugleich unmittelbar auf sie als Persönlichkeit, als junges Weib und als hoffender und träumender Mensch Bezug hatte. Das Herz klopfte ihr jetzt nicht mehr ängstlich, sondern wurde ihr groß und weit, und die Bangigkeit erhielt Gewicht durch eine unendlich süße, zarte und zugleich seltsam wuchtige Glücksvorahnung. Jetzt traten sie aus dem Wald heraus, und wie sie plötzlich wieder das liebe und schöne Tal unter sich liegen sah, ging ihr die Welt als Bild auf mit einer innigen Gewalt, daß sich ein ungeduldiger Seufzer ihrer jungen Brust entrang und ihre Augen naß wurden. Schon lange gingen sie Hand in Hand wie Liebesleute, ohne daß sie einen Versuch gemacht hätte, sich zu befreien. Das mußte nun alles so sein. Er war der Mann, der ihr das Leben zeigte und die Freiheit zubrachte — und welches junge Herz bangt sich nicht nach ihr? — und er war der Mann, dem dies bangende Herz gehörte, und der zunächst über sie verfügen konnte. „Denn wer mich trägt, der hat mich auch!" So ungefähr drückte sich das aus, was sie empfand. Aus der ängstlichen Spannung in ihrer Miene blühte nun immer mutiger ein stilles, glückliches Lächeln auf.

„Ja, und sieh nun, was plötzlich für eine Übereinstimmung in unserm Schicksal da ist," sagte er. „Du hast mir aus dem Gefängnis geholfen, und jetzt will ich dir aus deinem helfen. Wäre ich unabhängig, wie ich es war, bevor ich dich kannte, so würde ich einfach aufpacken und nach Paris fahren. Jetzt, nimm das ganz einfach, Elise, muß ich zuerst abwarten, wie es mit dir wird. Das ist doch etwas, was mich in dieser philiströsen Stadt interessiert. Ich will dir kurz sagen, was ich denke. Du sprichst mit deiner Mutter und kündigst deine Stelle. Wenn du willst, werde auch ich mit ihr reden, ja, das muß ich sogar. Ich ersetze ihr einstweilen den Ausfall, den sie durch deinen Abgang zur Kunst erleidet. Wenn du erst weiter bist, und du es wünschest, kann sie dann zu dir ziehen. Aber dann bist du längst in Paris, und ich sage dir: auf so was wie dich sind sie dort scharf. Sie haben die Nase, den Blick und dazu die Courtoisie, lauter Dinge, die den Deutschen und auch unsern lieben Landsleuten in dieser feinen und elastischen Zusammensetzung fehlen, aber vor allem die Courtoisie. Eine Künstlerin darf nicht in anderem Kulturgebiet leben. — So, das ist es, was ich dir für heute zu sagen habe. Noch einmal: nimm's ganz einfach und für deine Seite unverbindlich. Ich für meinen Teil fühle mich gebunden. Und jetzt laß mich hören, was du über all das denkst."

Sie saßen jetzt beisammen auf einer Bank hoch über dem Tal. Drunten schimmerten die Dächer eines Dorfes. Ein Zug schlich behaglich dem Flußlauf nach aufwärts und ließ seine weiße Rauchfahne hinter sich. Köstlicher brannten die goldenen Tiefen der Wälder in der sinkenden Sonne auf, aber die Abgründe dunkelten violett, während hier sehr grün und licht die nahen Matten niederwärts sanken. Ein Weilchen schwieg das junge Menschenkind im Übermaß des Glücks. Dann ging ein leises Erzittern durch ihre Glieder, dessen Ausklang Hans in ihren zarten Fingern spürte. Und nachdem ihre lieben, mutigen Augen sozusagen einen letzten Überblick über den verehrten Mann genommen hatten, sagte sie einfach und jetzt offen liebend: „Auch ich fühle mich gebunden. So gemein und geizig werde ich nicht sein. — Ist das alles aber auch wirklich wahr? Es geht mir wirr im Kopf herum, und ich weiß nicht, wo ich anfangen soll."

„Und eigentlich brauchst du noch ein Zeichen, Elise?" Sie wartete ein Momentchen. Dann nickte sie ihm still zu. Im nächsten Augenblick lag sie an seiner Brust, und er konnte sie nun küssen, wie er wollte, auf den erglühenden Mund, auf die Augen, die heißen Wangen, die Stirn, und auch auf das kühle, weiße Ohrläppchen. Sie dachte nicht daran, seine Hände auf den Rücken zu befehlen, und er machte liebreichen Gebrauch von ihnen, ohne daß sie ihm etwas zu wehren fand. Über ihnen im roten Laub einer großen Buche raschelte der Wind. Ein Eichhörnchen kam des Weges gehoppelt, setzte sich, als es das Paar entdeckte, erstaunt auf die Hinterbeine, bewitterte den Fall angelegentlich und machte sich aufgeregt davon.

Beim Abstieg sah man den Zug, mit dem man eigentlich zurück gewollt hatte, das Tal herunter wuseln, und Börmann lachte. Auch Elise lachte zuerst, aber dann wurde sie ernster, und es schien sie ein unerfreulicher Gedanke zu beschäftigen, während wieder der ängstliche Ausdruck in ihrem Mienenspiel das Vorfeld gewann. Am Ende fiel es Hans auf, und als er sie näher betrachtete, schien es ihm, daß er wieder die alltägliche Elise vor sich hätte. Das war ja auch nichts Furchtbares, aber es fehlte doch in dem Gesicht der Schimmer aus der andern Welt, der jetzt durch eine weite, suchende Traurigkeit ersetzt schien.

„Was ist dir, Liebling?" fragte er besorgt. „Bist du müde? Oder ist dir nicht gut?"

Sie schüttelte langsam den Kopf. Dann sah sie ihn bekümmert an und sagte so unmittelbar und ehrlich, wie sie alles sagte: „Es kann doch nichts mit uns werden, Hans. Es ist schön gewesen und ich werde diesen Nachmittag nie, nie vergessen. Aber da ist etwas, über das ich, fürchte ich, nicht weg komme. Ach Hans, es ist doch schwerer, als es zuerst schien."

„Und was ist dies Hindernis?" forschte er. „Eine Sache? Ein Mensch? Sonst etwas?"

„Ach — ein Mensch, Hans. — Ich habe Kunze vergessen —!"

„Kunze? Der ewige Konservatorist? Der Klavierklimperer? Der Bildungsphilister?" Sie nickte zu jedem Wort wie bestätigend, aber ohne zu lachen. „Ja, was hast du aber mit dem Menschen, Elise? Bist du ihm etwas schuldig? Bist du verlobt mit ihm?"

„Halb und halb, Hans."

„Gott sei Dank. Sonst nichts? Nur halb und halb? Und wenn du ganz verlobt gewesen wärst: verlobt ist nicht verheiratet. Und wenn ihr verheiratet wärt: auch Ehen sind nicht aus Granit. Nicht alle wenigstens. Ja, nicht eine von tausend, was sag' ich: von zehntausend, von hunderttausend, Elise. Melde ihm, daß es aus ist, daß du nach Paris gehst, und daß er sich sauer einlegen soll. — Mir ist, wenn du so was sagst: ‚Halb und halb!' als wärst du mit einem Toten oder einem Gespenst halb und halb verlobt gewesen."

„Eben!" nickte sie. „Mit Menschen ist immer fertig zu werden, aber mit Toten und Gespenstern ist es schwer. Die lassen einen nicht los oder kommen einem nach."

„Das letztere wird er schönstens bleiben lassen. Dafür stehe ich dir gut. Ich bin mit andern Gespenstern fertig geworden und habe nun eine gewisse Übung."

„Was willst du denn machen, wenn er mir nach Paris nachkommt?"

„Mein Schatz, ihn bildlich oder auch nicht bildlich die Treppe hinunter werfen, sobald ich ihn bei dir treffe, daß er den Hals bricht."

„Dann kommt er als Geist wieder. Und du hast dich zudem mit einem Totschlag belastet."

„Ja — aber was für Vorstellungen sind denn das? — Jetzt ein offenes Wort, Elise: Welche Erlebnisse oder Beziehungen verbinden dich mit ihm? Alles ist menschlich und muß menschlich lösbar sein."

„Mich — keine, als daß er auf mich Anspruch macht, Hans. Er übt sich zum Klavierlehrer aus und tut, als täte er das alles mir zu Gefallen, als erwartete ich es von ihm, ja, als zwänge ich ihn dazu. Und er liegt auf dem Diwan und bildet sich, und dazu sieht er mir immer nach mit Augen, die sagen: ‚Alles deinetwegen. Die ganze Plage und Qual, weil du es so willst.' Und so macht er Ansprüche an mich. — Auch muß ich dir sagen, Hans, daß du ihn nicht die Treppe hinunter werfen würdest, denn er ist viel stärker als du. So hoch und so breit. Und solche Arme. Eine Brust wie ein voller Weizensack. Und einen Bauch bekommt er auch schon. Dazu rotes Haar, Hans, und grüne Augen, mit denen er jeden vergiften kann, auf den er's abgesehen hat. Ach, Hans, ich fürchte mich jetzt sehr vor ihm. Es ist schon nicht gut, daß ich um einen Zug zu spät nach Hause komme. — Ich glaube auch nicht, daß er mich fortlassen wird."

„Da bin ich aber gespannt, was er dagegen tun soll."

„Er wird sich aufhängen, Hans. Mir zur Strafe und zur ewigen Verurteilung. Er hat es schon mehrere Male gesagt, und ich glaube es ihm. Um mich für mein Leben niederzuschlagen, ist er zu allem imstande. — Seitdem er merkt, daß ich etwas anderes habe, ist er überhaupt tückisch und gefährlich geworden. Ich fühle mich keine Nacht mehr recht sicher hinter meiner verschlossenen Tür. Er lähmt mich durch meine Mutter und schreckt meine Mutter durch mich."

„Du armes Kind! Du armes Kind! Das ist ja ein ganz dämonischer Schweinehund. Aber weißt du, was? Den versetzen wir einfach. Eines Tages bist du eben auf und davon, und damit gut."

„Ach, der erfährt alles. Der ist imstande und spannt meine Mutter auf die Folter, bis sie das letzte Wörtchen ausgehaucht hat, alles mit ganz ruhigen und unblutigen Mitteln. Er regt sich nie auf. Er ist immer gehalten und ernst und streng, wie eine saure Gurke. Und mit Spott über ihn mache ich nur alles schlimmer, weil ich dann ein schlechtes Gewissen und Angst bekomme."

„Ja, aber nun verstehe ich eins nicht, Elise: wenn er doch so scharf auf dich ist, warum lauert er dir dann nicht auf Schritt und Tritt auf? Ich bin ihm noch nie abends begegnet, wenn ich dich erwartete."

„Dazu ist er zu faul. Er ist furchtbar faul und gefräßig, Hans. Er frißt die ganze Pension meiner Mutter auf und dazu meinen halben Verdienst. Und er braucht sich auch nicht zu rühren. Er beherrscht alles vom Diwan aus, weil er alles gleich merkt und gegen alles Mittel aufzieht. Manchmal möchte ich anstatt nach Hause zu gehen einfach davonlaufen, und nur der Gedanke an meine Mutter, die er dann allein in den Klauen hat, zwingt

mich immer wieder zurück. Er sollte Methodistenprediger in Amerika sein oder so etwas. Wenigstens habe ich mir die Leute immer so vorgestellt, halb Wahnsinnige und halb Heilige, und noch halb Verbrecher, obwohl es drei Hälften nicht gibt. — Ach, Hans, es wird wohl nichts werden mit uns."

„Ich sehe immer noch nicht klar, was er eigentlich mit euch will."

„Daß alles so bleibt, wie es ist, daß er sich nie, nie mehr verändern muß, und daß wir fortfahren, ihn zu ernähren, und zwar gut und reichlich. Nebenher wird er dann wohl auch kleine Mädchen mit Klavierstunden quälen. Und er ist so unsauber —!"

Endlich glaubte Hans zu begreifen. Eine Zeitlang ging er ganz stumm und erschüttert neben seinem Schatz her und dachte angestrengt. Auch er glaubte schon, daß der Kerl zu einem Selbstmord imstande sein werde, um sich an Elise zu rächen, und das um so sicherer, je deutlicher es dem Burschen wurde, daß er es in Paris mit einem anderen Mann zu tun bekommen werde, der ihm vielleicht doch überlegen war. Verbarg man ihm aber das, so tauchte er mit Sicherheit dort auf, und nachdem er Unheil und Wirrwarr angerichtet hatte, hing er sich ebenfalls auf. In ihm stieg der Zorn auf, aber da er noch keinen Plan gegen das rothaarige und gefräßige Übel sah, in den er ihn hineinfahren lassen konnte, hielt er ihn noch zurück.

„Elischen, das sind alles Phantasien, wie sie manchmal aus den stagnierenden Gewässern der Heimat aufsteigen. Das gibt es überall. Kerls, die sich unbedingt aufhängen wollen, muß man nicht daran hindern wollen. Je eher sie es tun, um so besser."

„Aber ich werde nicht darüber hinwegkommen, Hans. Nie werde ich es. Ich weiß es. Es wird ein furchtbarer Skandal werden!"

„Du wirst darüber wegkommen, und es wird kein Skandal werden. Man soll nie ‚Nie' sagen, am wenigsten mit zwanzig Jahren. Alles ist ja eine Frage der Liebes- und Lebensfähigkeit. Wir müssen gegen dies Sumpffieber, gegen diese moralische Malaria einfach die Dosis der Liebe so lange verstärken, bis der ganze Körper mit Seele und Geist so voll Liebe und Kunst ist, daß die Heimatsmiasmen darin verbrennen. Gespenster vernichtet man nämlich im Blut des Patienten, der an ihnen leidet. Sage also nicht: ‚Nie!' und: ‚Niemals!' Nur das nicht, Liebes. Über alles andere müssen wir noch viel reden. Und zunächst gibst du mir noch den einen und den andern schönen und herzlichen Kuß. Das Leben über alles. Und die Liebe darin als das Licht, das die Welt schön macht, und das Feuer, das Wärme und Glück verbreitet. Komm, Kind, in der Liebe bist du Anfängerin und im Leben auch. Vergiß jetzt alles andere. Nur du und ich. Und unsre siegreiche, starke, mutige Liebe! Bist du mir gut, Elise?"

„Ja, Hans. Über alles."

„Und ich bin dein auf Leben und Tod. Nimm das Wort im ganzen Umfang. Du hast jetzt zwei, die bereit sind, für dich zu sterben. Soll ich mich mit ihm schießen?"

„O, du! Lieben sollst du mich jetzt. Laß nachher kommen, was will. Küß mich! Ich bin ja noch so jung! Und ich bin dir so gut!"

(Fortsetzung der Erzählung folgt)

Kleist. Von Paul Warncke

So hungerte kein Sterblicher, wie du.
Und warst so reich doch, Tausende zu laben,
Mit edlem Seelenbrot sie zu begaben,
Und alle Grazien lächelten dir zu.

Dir quoll die Dichtung, wie der Rheinstrom rinnt,
Gewaltig, über Felsen niederbrausend;
Nur wie von fern vernahmen es die Tausend —
Du warest sehend und die andern blind.

Du Himmelsstürmer, nah dem höchsten Glück,
Wie oft! das diese Erde kann verschwenden,
Schon griffst du nach dem Kranz mit kühnen Händen,
Da rissen midische Mächte dich zurück.

So gingst du, dürstend nach des Ruhmes Trank
Und hungernd nach des Vaterlandes Größe;
Du hattest kaum, zu decken deine Blöße —
Vom Hunger ward dir Leib und Seele krank.

Des Geistes mächtige Glut, die dich verbrannt,
Noch glüht sie fort und fort, emporgehoben
Von Götterhand zu den Gestirnen droben,
Und leuchtet sterngleich über allem Land!

Neue Wege des Welt-Luftverkehrs

Von Otto Baschin

Seit vielen Jahrzehnten wird die Anteilnahme der Menschheit in zunehmendem Maße durch Fortschritte der Technik gefesselt, die sich häufig in so schnellem Tempo entwickeln, daß es dem Laien schier unmöglich ist, sich über die Bedeutung der einzelnen Ergebnisse für das praktische Leben Rechenschaft zu geben. Noch weniger ist der Nichtfachmann imstande, die wissenschaftlichen Gesetzmäßigkeiten, die jeder technischen Neuerung zugrunde liegen, richtig zu würdigen. So erklärt sich die bekannte Tatsache, daß von der großen Masse des Volkes namentlich diejenigen Errungenschaften der Technik bewundert werden, die über ihr Begriffsvermögen hinausgehen, weil sie mit den bis dahin geltenden Anschauungen scheinbar in Widerspruch stehen. Ein besonders deutliches Beispiel dafür bietet neuerdings die „drahtlose" Übertragung elektrischer Energie auf weite Entfernungen hin durch die Luft.

Nur etwa vierzig Jahre liegt jene Zeit zurück, in welcher der Aufstieg eines schwer belasteten Luftballons noch wie ein Wunder angestaunt oder doch als sehenswürdiges Schaustück betrachtet wurde. Immerhin gewöhnte man sich schnell an die scheinbare Ausnahme von den Gesetzen der Schwere, weil der Ballon vielfach als Kinderspielzeug in kleinem Maßstabe Nachahmung findet und der physikalische Vorgang an die Gedankenarbeit des Laien keine hohen Anforderungen stellt. Ähnlich verhält es sich mit der weitern Ausbildung des Freiballons zum lenkbaren Luftschiff.

Dagegen bieten die dynamischen Flugmaschinen dem Verständnis weit größere Schwierigkeiten. Ich erinnere mich noch recht gut des bedenklichen Kopfschüttelns hervorragender Sachverständiger, als Otto Lilienthal im Berliner Verein zur Förderung der Luftschiffahrt vor mehr als 30 Jahren zum erstenmal auf Grund seiner Versuche behaupten konnte, daß ein leichtes Brett nicht zur Erde fällt, sondern im Gegenteil in die Höhe gedrückt wird, sofern man es nur mit genügender Geschwindigkeit in horizontaler Richtung durch die Luft bewegt. Das wissenschaftliche Grundprinzip der Flugmaschine war damit gefunden, und der Technik fiel nun die Aufgabe zu, praktisch brauchbare Apparate zu konstruieren und diesen durch geeignete, möglichst leichte Motoren die nötige große Geschwindigkeit zu verleihen. Ein harter Lehrmeister ist der Weltkrieg gewesen, dessen Anforderungen die Flugtechnik den hohen Stand zu verdanken hat, den sie gegenwärtig einnimmt. Schon jetzt betrachtet ja unsere heutige Jugend die Beherrschung der Luft durch den Menschen als eine ebensolche Selbstverständlichkeit, wie wir vor einem halben Jahrhundert die Eisenbahn, die auf unsere Voreltern noch den Eindruck eines unheimlichen Gefährts machte, dem man sein Leben nur ungern anvertraute.

Aber trotzdem der Luftverkehr diesen gewaltigen Aufschwung genommen hat, an den man früher kaum zu glauben wagte, und trotzdem die Erfolge einwandfrei und klar zutage liegen, kann man doch immer wieder die Beobachtung machen, daß bei vielen Menschen die, ihnen durch langjährige Gewohnheit vertrauten Vorstellungen auch dem neuen Verkehrsmittel gegenüber beibehalten werden. Nur wenige sind sich dessen bewußt, daß die Luftfahrt einen viel größeren Fortschritt darstellt, als die gesamte bisherige Entwicklung des Verkehrs, der mit dem Wandern des primitiven Menschen begann und sich bis zu Eisenbahn- und Dampfschiffahrten vervollkommnete. Das Wesentliche dieses Fortschritts besteht nämlich in der Loslösung des Menschen von der Oberfläche der Erdkugel, an die er bisher gefesselt war, und in der Erweiterung der Verkehrsfläche zum Verkehrsraum. Damit aber fallen nun eine ganze Reihe von Hemmungen fort, die der Entwicklung eines Weltverkehrs hindernd im Wege standen. Der menschliche Geist ist jedoch in so hohem Maße gewohnt, mit den seit Jahrzehnten gebräuchlichen und ihm vertraut gewordenen Verkehrsformen und Verkehrslinien zu rechnen, daß die Betonung der Notwendigkeit einer Umstellung unserer bisherigen Anschauungen immer noch auf Widerstand stößt.

Am deutlichsten wird dieses geistige Beharrungsvermögen darin erkennbar, daß die Einbeziehung der Nordpolarzone in das Luftverkehrsgebiet uns äußerst fremdartig anmutet, weil wir gewohnt sind, die Polarländer und das Eismeer als typische Vertreter verkehrsfeindlicher Regionen zu betrachten. Erst wenn wir uns klarmachen, daß diese Unzugänglichkeit nur für Schiffe und Schlitten besteht, daß es dagegen für ein Luftschiff keinen Unterschied macht, ob es über vergletscherte Felsen, zusammengepreßtes Scholleneis oder schwimmende Eisberge dahinzieht, verstehen wir, daß gerade in der Arktis jene Vorzüge der Luftfahrzeuge, die ihm eigentümlich sind, und durch die es sich von allen anderen Transportmitteln unterscheidet, besser zur Geltung kommen und ausgenutzt werden können als bei uns.

Einen weiteren Vorteil bildet im Sommerhalbjahr, das für den transarktischen Luftverkehr zunächst in Frage kommt, die dauernde, von keiner Nacht unterbrochene

Tageshelle in der Nähe des Nordpols. Schon im nördlichsten Spitzbergen sinkt die Sonne viereinhalb Monate lang nicht unter den Horizont, und am Pole selbst ist es 212 Tage lang ohne Unterbrechung hell.

Manchem dürfte die große Kälte in den Regionen des Eises als Schreckgespenst vor Augen stehen, aber die Strenge des zu erwartenden Frostes wird in der Regel beträchtlich überschätzt. Die bisherigen Erfahrungen deuten darauf hin, daß über dem Pol im Sommer keine erheblich niedrigeren Temperaturen zu erwarten sind, als solche, bei denen in unseren Gegenden bereits Luftfahrten stattgefunden haben. Der beste Kenner der physikalischen Verhältnisse in der zentralen Nordpolarregion, der Norweger Fridtjof Nansen, hält dieses Gebiet für durchaus geeignet zur Befahrung mit Luftschiffen und tritt mit großer Wärme für das Projekt des deutschen Hauptmanns Bruns ein, der bereits im Jahre 1919 die Einrichtung eines transarktischen Verkehrs durch die Luft von Europa nach den Küsten des Stillen Ozeans vorgeschlagen und dessen Möglichkeiten erörtert hat.

Auch über den zweckmäßigsten Reiseweg wird nunmehr eine Umstellung der landläufigen Anschauungen notwendig. Im Gegensatz zu Eisenbahnen und Dampfern, die in der Wahl ihres Weges an die Formen des Geländes, den Verlauf der Täler, sowie die Verteilung von Wasser und Land gebunden sind, können die Luftfahrzeuge jene sogenannte „Luftlinie", die wir als den kürzesten Weg zwischen zwei Orten auf unseren Landkarten ziehen, wirklich als Verkehrswege benutzen, ohne durch die Beschaffenheit der Erdoberfläche, von langgestreckten wirklichen Hochgebirgen abgesehen, wesentlich in ihrem Kurs beeinflußt zu werden.

Nehmen wir also eine Weltkarte in der üblichen Merkatorschen Projektion zur Hand und betrachten z. B. die von Neuyork nach Hongkong für die heutigen Verkehrsmittel in Betracht kommenden Wege, so sehen wir, daß man den letzteren Ort sowohl ostwärts wie westwärts reisend erreichen kann, wobei sich der westliche als der vorteilhaftere erweist, weil nur einmal ein Wechsel zwischen Eisenbahn und Schiff an der amerikanischen Westküste erforderlich und der Weg zudem etwas kürzer ist, als der östliche. Könnte man ein Luftschiff benutzen, so würde, im Hinblick auf die Windverhältnisse und den günstigeren Verlauf der Hochgebirge in Amerika die westliche Route, mit Rücksicht auf die häufigeren Landungsmöglichkeiten dagegen die längere östliche Route zu bevorzugen sein, und es bedürfte sorgfältiger Abwägungen der Vorteile und Nachteile jedes der beiden Wege, um die Wahl richtig zu treffen.

Die Erinnerung an unsern Schulunterricht in der Geographie läßt uns nun aber die Frage aufwerfen, ob denn jene geraden Linien, die wir mit dem Lineal auf unserer Weltkarte gezogen haben, auch wirklich die kürzesten Wege darstellen? Die Erde ist ja bekanntlich nicht jene ebene Fläche, als welche sie uns auf der Karte erscheint, sondern eine Kugel, und ihr richtiges verkleinertes Abbild ist daher nicht die Karte, sondern einzig und allein der Globus. Vergleicht man nun die scheinbar kürzeste Verbindungslinie zweier Orte auf der Weltkarte mit der wirklichen „Luftlinie" auf dem Globus, so findet man Abweichungen, die bei weiten Strecken ein geradezu erstaunliches Ausmaß erreichen. Bleiben wir bei dem eben genannten Beispiel des Weges von Neuyork nach Hongkong, so zeigt uns eine Ausmessung auf dem Globus, daß der nächste Weg von Neuyork aus zunächst in etwa nördlicher Richtung verläuft, über die bekannten Inseln des nordamerikanischen arktischen Archipels hinausgeht, die völlig unerforschten Teile des Nordpolarmeeres passiert, wobei er dem Nordpol selbst ziemlich nahe kommt, jenseits dessen er auf die Nordküste Sibiriens trifft, um nun über Land, das Chinesische Reich von Norden nach Süden durchziehend, sein Ziel Hongkong zu erreichen.

Auf der Weltkarte (Abb. S. 382) sind die erwähnten Routen eingetragen. Die Zeichnung läßt erkennen, daß der transarktische Luftweg auf einer solchen Karte in der üblichen Zylinderprojektion nicht darstellbar ist, daß man zu dessen Veranschaulichung vielmehr eine andere Projektion wählen muß (Abb. S. 383), auf welcher wir den Verlauf der Luftlinien, nicht nur zwischen Neuyork und Hongkong, sondern auch zwischen Panama und Schanghai und zwischen London und Tokio eingetragen haben.

Der kürzeste Weg vom Panama-Kanal nach der chinesischen Ostküste geht, wie nach den obigen Ausführungen nunmehr verständlich sein dürfte, nicht der üblichen Schiffahrts-Route folgend quer durch den Stillen Ozean an den Hawaii-Inseln vorbei, sondern zuerst nordwärts über den Golf von Mexiko und durch das westliche Mississippi-Gebiet, dann allmählich nach Westen umbiegend durch Alaska, über die Beringstraße nach Nordost-Sibirien und schließlich längs der Ostküste Asiens abwechselnd über Land und Meer südwestwärts. Diese Route ist, auf dem allein maßstabstreuen Globus gemessen, rund 2200 Kilometer kürzer als diejenige über Hawaii. Ein Luftschiff braucht also zur Ausführung der Reise nicht etwa die gewaltige Wasserwüste des Stillen Ozeans mit seinen außerordentlich spärlichen Landungsmöglichkeiten zu überqueren, sondern es kann, größtenteils über Land fliegend, in voller Sicherheit einen Schnellverkehr zwischen Amerika und Ostasien vermitteln.

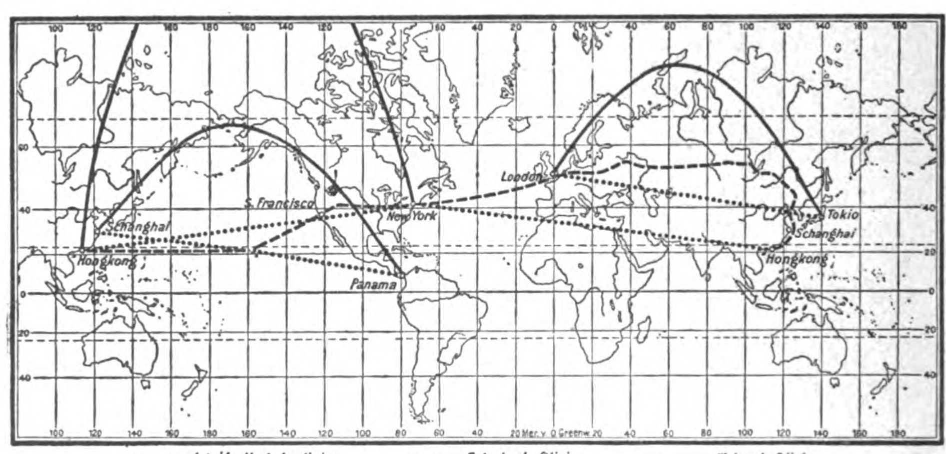
Was den Weg von London nach Tokio anbetrifft, so hat man berechnet, daß der gewöhnliche Schiffahrtsweg durch das Mittelländische Meer und den Indischen Ozean 20 974 Kilometer lang ist, der kombinierte Land- und Seeweg über den Atlantischen Ozean, Kanada und den Stillen Ozean

18 082, der Landweg auf der sibirischen Eisenbahn 13 771, der transarktische Luftweg über Nowaja-Zemlja und das sibirische Eismeer dagegen nur 10 139 Kilometer, also noch nicht einmal die Hälfte des gegenwärtig meistbenutzten Weges. Derartige Beispiele ließen sich noch beliebig vermehren.

Allerdings darf man nicht übersehen, daß es sich aus praktischen Gründen empfehlen wird, nicht immer genau den kürzesten Weg einzuschlagen, wie ja auch der Kurs der Seeschiffe aus ähnlichen Gründen meist nicht mit der direkten Verbindungslinie zwischen zwei Häfen übereinstimmt. Für solche Abweichungen können mancherlei Rücksichten maßgebend sein, unter denen diejenigen auf das Wetter an erster Stelle stehen. Daß die Kälte des Polargebiets kein wesentliches Hindernis darstellt, wurde schon erwähnt. Aber auch die durch Stürme und Nebel drohende Gefahr ist nicht so groß, wie gemeinhin angenommen wird, ja man kann das innere Nordpolarbecken fast als sturmfrei bezeichnen. Gerade in der letzten Zeit sind die meteorologischen Verhältnisse der zentralen Nordpolarregion auf Grund der bisher vorliegenden Beobachtungen untersucht worden, und es hat sich gezeigt, daß gewisse Jahreszeiten und bestimmte Wege besonders günstige Bedingungen bieten. Es ist daher verständlich, daß die ersten Pionierfahrten für die Frühlingsmonate geplant sind, die von Nebel und Stürmen am wenigsten heimgesucht werden. Für die Ausnutzung der günstigsten Wetterlage kommt dem Unternehmen noch ganz wesentlich zustatten, daß in den letzten Jahren mehrere Wetterstationen mit funkentelegraphischer Einrichtung am Rande des Nordpolarmeeres angelegt worden sind, durch welche ein Luftschiff während der Fahrt über die voraussichtliche Witterung längs seines Weges auf dem laufenden gehalten werden kann. Die heutige große Geschwindigkeit eines modernen Luftschiffes, die 100 Kilometer in der Stunde übertrifft, bietet ihm die Möglichkeit, etwaigen Stürmen aus dem Wege zu gehen, weil die Sturmzentren sich nur etwa mit der Hälfte dieser Geschwindigkeit vorwärts zu bewegen pflegen.

Eine weitere Abweichung von der kürzesten Route leitet sich aus dem Bestreben her, dem festen Lande doch immer möglichst nahe zu bleiben, um bei unvorherzusehenden Unfällen die Möglichkeit einer Notlandung zu haben. Man kann annehmen, daß rund 1000 Kilometer Entfernung von der nächsten Landungsmöglichkeit für ein modernes Luftschiff noch kein allzugroßes Risiko bedeuten. Nun beträgt die Entfernung von der Nordspitze des asiatischen Festlandes, Kap Tscheljuskin, über den Nordpol hinweg bis zur nächsten Küste der amerikanischen arktischen Inselwelt nur etwa 2000 Kilometer, so daß ein Luftfahrzeug auf diesem Wege fast stets weniger als 1000 Kilometer vom Lande entfernt ist. Auch hier zeigt uns erst die Polarkarte, wie weit sich die Alte und die Neue Welt in der Arktis nahekommen.

Zweckmäßig wird es natürlich immerhin sein, im voraus geeignete Plätze für etwaige Notlandungen auszuwählen und dort vor allem Betriebsstoff zu deponieren. Unter diesem Gesichtspunkt gewinnen selbst die kleinsten und einsamsten Inseln im eiserfüllten Polarmeere eine hervorragende Bedeutung für den künftigen Weltverkehr, und die Suche nach solchen Stützpunkten erklärt den sonst unverständlichen Eifer, mit dem jetzt manche Großmächte die Besitzergreifung abgelegener polarer Inseln betreiben. Hat doch erst im August 1924 ein bewaffnetes russisches Transportschiff die amerikanischen Kolonisten von der Wrangel-Insel vertrieben und dort die rote Sowjetflagge gehißt. Der Wettlauf der Nationen erstreckt sich sogar auf noch nicht entdeckte, sondern nur vermutete Länder, wie folgender Vorgang beweist. Der amerikanische Geophysiker, Professor Harris, hat aus dem Verlauf von Ebbe und Flut im Nordpolarmeer gefolgert, daß zwischen Alaska und dem Nordpol ein Land-



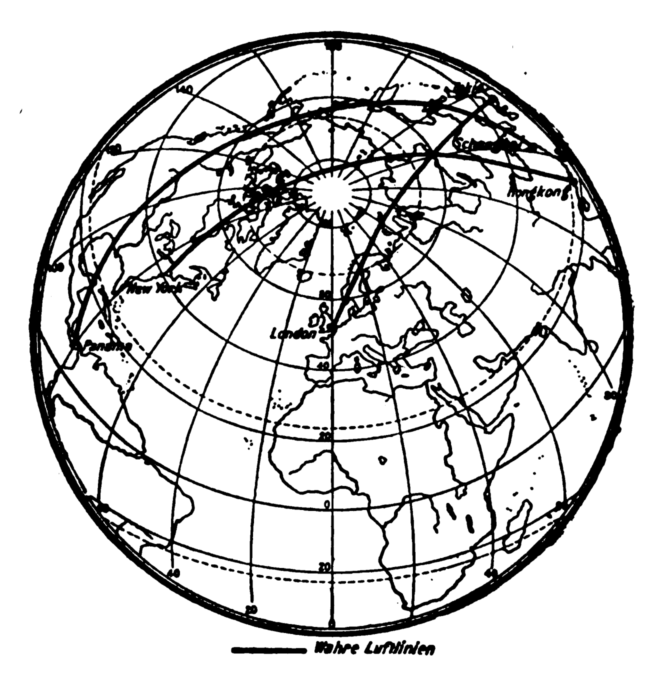
Jetzige Verkehrslinien — Falsche Luftlinien — Wahre Luftlinien

gebiet liegen müsse, dessen Form und Größe er durch Rechnung ermittelte. Nach seinen Angaben würde es sich um ein Land von trapezoidischer Form und etwa 1 300 000 Quadratkilometer Flächeninhalt handeln. Die Frage der Zugehörigkeit dieses hypothetischen, noch nie gesehenen Landes hat nun bereits zu einem diplomatischen Notenwechsel zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten von Amerika geführt, indem letzteres das Vorrecht des Entdeckers und die Lage nördlich der amerikanischen Alaska-Küste ins Feld führt, während Kanada auf dem Standpunkt steht, daß alle bisher bekannten Inseln des arktischen Amerika britisch seien und daher auch weitere Entdeckungen in jener Gegend Kanada zufallen müßten.

Bei dieser Sachlage gewinnt die Frage, welcher Nation der erste transarktische Flug gelingen wird, eine hervorragende politische Bedeutung, und man darf damit rechnen, daß noch in diesem Jahre voraussichtlich ein Vorstoß in das Polargebiet unternommen werden wird, wenn es auch zweifelhaft ist, ob das Flugzeug oder das Luftschiff die erste Bresche in die Barriere schlagen wird, welche die Arktis bisher dem Weltverkehr entgegenstellte.

Natürlich sind noch eine ganze Reihe technischer Schwierigkeiten zu überwinden, die in den geophysikalischen Eigentümlichkeiten der Polarzone begründet sind. Wohl die wichtigste ist die Frage nach der Bestimmung des Kurses. Sowohl der Magnetkompaß, als auch der, auf eisernen Schiffen immer mehr zur Einführung gelangende Kreiselkompaß werden in hohen Breiten überaus unzuverlässig.

Der erstere versagt deshalb, weil die horizontale Richtkraft des Erdmagnetismus mit der Annäherung an den magnetischen Nordpol immer geringer wird, so daß die Magnetnadel am Magnetpol selbst eine vertikale Stellung annimmt. Der Kreiselkompaß ist unbrauchbar, weil der Einfluß der Erdrotation auf die Richtung der Kreiselachse am geographischen Pol gleich Null wird. Bei klarem Wetter schadet das nichts, denn die viele Wochen lang nicht untergehende Sonne dient stets als beste und zuverlässigste Orientierungsmöglichkeit, wenn die Tageszeit genau bekannt ist, während man die Fahrtrichtung durch Beobachtung der Erdoberfläche feststellen kann. Die Sicht ist in der klaren Polarluft besonders gut, und wird meist dem theoretischen Betrage der sogenannten Aussichtsweite nahekommen, die sich aus 500 Metern Höhe zu 85 Kilometern, aus 1000 Metern zu 121 und aus 2000 Metern Höhe zu 171 Kilometern berechnet.



Im Nebel würden alle Methoden der Navigierung versagen, wenn das Luftfahrzeug auf sich allein angewiesen wäre. Die neue Methode der gerichteten Funksendung ermöglicht jedoch eine Anpeilung von zwei Landstationen aus, wodurch sich die jeweilige Position des Luftschiffes im Schnittpunkt der beiden Peilstrahlen und damit auch der zurückgelegte Weg feststellen läßt. Allerdings arbeitet diese Methode der sogenannten Funkortung nur bei Tageshelle einwandfrei,

während zur Nachtzeit Fehlweisungen von erheblichem Ausmaß eintreten können.

Fassen wir alles zusammen, so kann man wohl sagen, daß im Polarsommer, zu der Zeit ständiger Tageshelle, die Durchquerung der Polarzone mit Luftfahrzeugen keine Schwierigkeiten bietet, die bei dem heutigen Stande der Technik nicht ohne weiteres zu überwinden wären. Es handelt sich letzten Endes nur um die Beschaffung der erforderlichen Geldmittel. Für einen Luftverkehr in der Winternacht müßten dagegen erst noch weitere Erfahrungen gemacht werden, wenngleich auch hier die Hoffnung berechtigt ist, daß sich eine Ausdehnung der Fahrten über alle Jahreszeiten schließlich ermöglichen lassen wird.

Das Risiko eines transarktischen Flugverkehrs wird in erheblichem Maße herabgemindert durch die Möglichkeit der Aufrechterhaltung einer funkentelegraphischen Verständigung mit der Kulturwelt. Diese moderne Errungenschaft der Technik vermag dem Luftschiff nicht nur Wettertelegramme und die für Innehaltung des richtigen Kurses so überaus wichtigen Zeitsignale und Positionsbestimmungen zu übermitteln, sondern sie kann auch bei unvorhergesehenen Unglücksfällen einer Hilfsaktion den richtigen Weg weisen. Die damit gegebene Rettungsmöglichkeit durch schnelle Flugzeuge entlastet das Luftschiff bei der Durchquerung des unbekannten Eismeeres ganz erheblich von manchen Gefahren, mit denen frühere Expeditionen in den polaren Eiswüsten zu kämpfen hatten.

Zwei glücklich durchgeführte Unternehmungen können gewissermaßen als Vorbereitungen des kommenden transarktischen Luftverkehrs gelten.

Einmal waren es die Flüge des Junkers-Apparates „Eisvogel D 260“ im Juli 1923 über Spitzbergen, wobei das Flugzeug in 6 Stunden und 40 Minuten einen Weg zurücklegte, dessen Länge etwa derjenigen von der Nordküste Spitzbergens bis zum Nordpol gleichkam. Dieser Flug verlief abwechselnd über vergletschertes Hochgebirge, Meeresbuchten, freies sowie eisbedecktes Meer und führte zum Teil in völlig unerforschte Gebiete. Er ließ die außerordentliche Klarheit der arktischen Atmosphäre erkennen und erlaubte Fernsichten in große, bisher noch unbekannte Weiten. Als besonders auffällig erwies sich die Ruhe der polaren Luft im Gegensatz zu den atmosphärischen Störungen in den Alpen, wo die Maschine im Sommer fast ausnahmslos heftig hin und her geschüttelt wird, während sie hier absolut ruhig in der Luft lag, auch wenn man ganz nahe über die Bergkämme flog.

Das zweite Unternehmen ist die Fahrt des Zeppelin-Luftschiffes im Oktober 1924 nach Amerika, deren Bedeutung vielfach nicht richtig eingeschätzt wird. Das Wesentliche ist nämlich nicht die Überfliegung des Atlantischen Ozeans, denn diese ist auch einem britischen Luftschiff sowie Flugzeugen bereits vor Jahren gelungen. Wichtiger war neben der sportlichen Leistung der Nachweis, daß Luftfahrzeuge solider deutscher Konstruktion selbst bei ungünstigen Witterungsverhältnissen imstande sind, schwierige verkehrstechnische Aufgaben zu lösen. Damit hat das Zeppelin-Luftschiff sich die Anerkennung als vollwertiges Verkehrsmittel bei allen Kulturnationen erobert.

Mit Stolz können wir auf diese beiden, für die weitere Ausgestaltung des Luftverkehrs so bedeutsamen Leistungen blicken, die in eine, gerade für die deutsche Luftfahrt besonders ungünstige Zeit fielen. Das Diktat von Versailles hat Deutschland die Möglichkeit genommen, sich auf dem Gebiete des Luftverkehrs in einer, seiner wissenschaftlichen Überlegenheit und seiner technischen Leistungsfähigkeit entsprechenden Weise zu betätigen. Um so erfreulicher ist es, wenn wir sehen, daß der, zuerst von Professor Hergesell verfochtene Gedanke, das Luftschiff in den Dienst der Polarforschung zu stellen, von deutscher Seite immer weiter ausgebaut wurde, und daß damit die Verwirklichung eines transarktischen Verkehrs durch deutsche Arbeit nunmehr in greifbare Nähe gerückt ist.

Kleine Nachtmusik. Von Manfred Hausmann

Wir lassen uns heimlich hören
Hier unten im silbernen Wind,
Wir wollen dein Herzlein betören,
Du stilles Menschenkind.

Und rings in den Gärtchen steigen
Die Rosenspaliere auf.
Wir flöten und zimbeln und geigen
Zu deinem Fenster hinauf.

Und einer aus unserer kleinen,
Melodischen Kumpanei
Sieht oben dein Lämpchen scheinen
Und atmet so ängstlich dabei.

Und wenn er gar so lieblich
Die Zimbelschläge tut,
So ist das nun einmal so üblich
Bei einem so jungen Blut.

Er will dich ja ganz umgeben
Mit lauter Inbrunst und Glück.
Wir klimpern und glitzern daneben
Mit unsrer verträumten Musik.

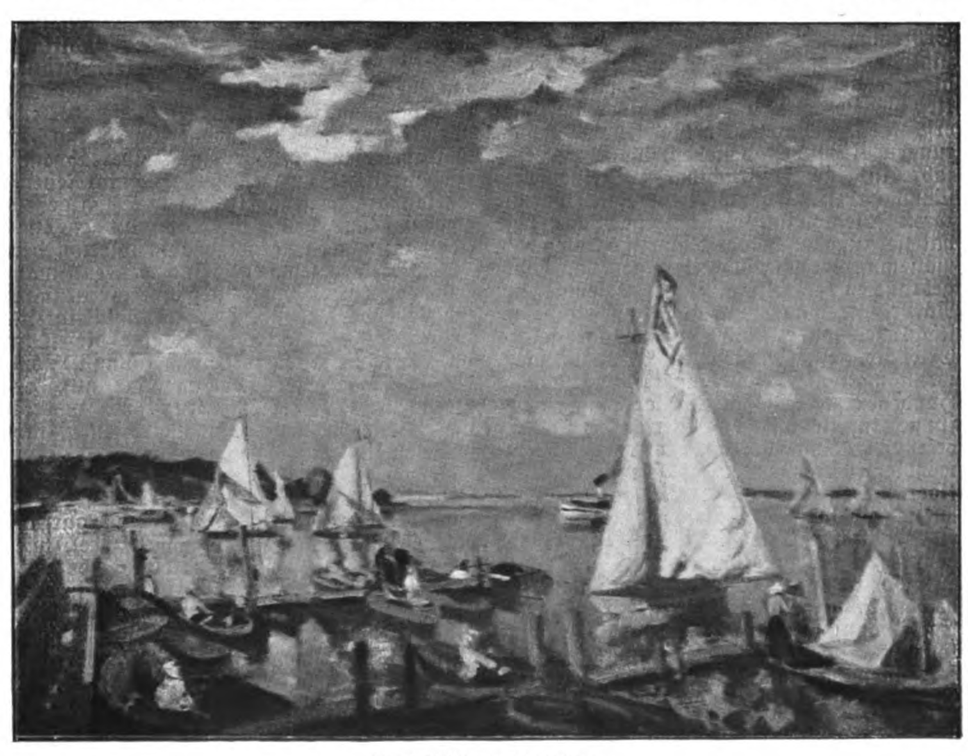
Und hat er Gnade gefunden
Vor dir, du holdselige Sonn',
So machen wir Vagabunden
Uns ganz vergnüglich davon.

Ulrich Hübner, Von Fritz Stahl

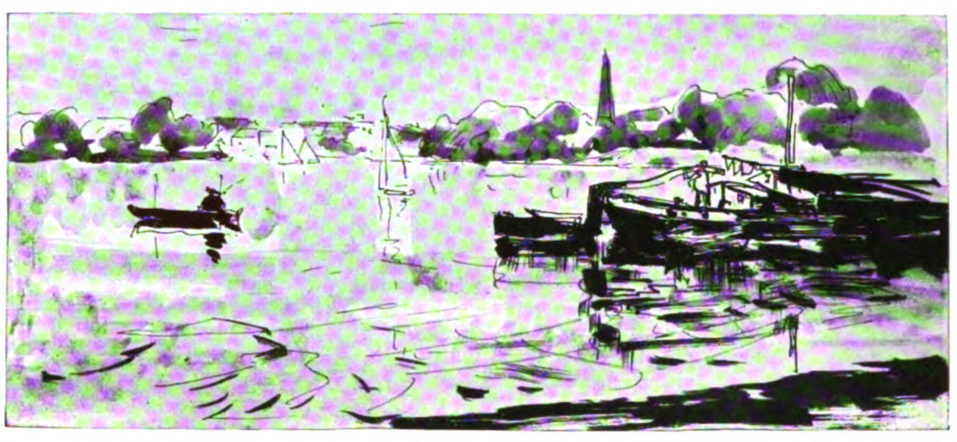
Man sagt und sagt es besonders oft und mit besonderer Betonung, seit eine junge Generation Erziehung und Arbeit in Mißkredit gebracht hat, daß der Künstler geboren wird. Das ist richtig und auch nicht richtig. Richtig, weil die Anlage niemals durch irgend welchen Unterricht ersetzt werden kann und auch die äußersten Grenzen der persönlichen Möglichkeit bestimmt. Unrichtig, weil mit der Geburt des Künstlers nicht auch schon seine Kunst geboren wird, weil Talent wie jedes andere Erbe erst erworben werden muß, wenn man es besitzen will, weil nur die Erfahrung der Arbeit dem Künstler zeigen kann, in welcher Richtung er seine Kunst finden möchte, und nur ein sehr intensiver Wille imstande ist, seine letzte Möglichkeit nun auch zu verwirklichen.

Es ist wirklich nicht übertrieben gewesen, wenn der alte Menzel verächtlich grollte: „Talent hat jeder!“ Er meinte natürlich, jeder, der Künstler wird. Und er konnte nicht ahnen, daß eine Zeit kommen würde, in der man eine Kunst ausgekenobelt hat, die auch im Bereich der Talentlosen liegt, weil sie nicht mehr Form verlangt, als Kind oder Naturmensch oder etwa Zirkel und Lineal geben können. Aber über diese Verirrung kann man wohl hinwegsehen. Und dann gilt es allgemein, daß jeder Talent hat, und daß es nur darauf ankommt, was die Zeit und er selbst damit anfangen. Die Größe alter Epochen beruht ganz wesentlich mit darauf, daß sie durch die Erziehung in der Werkstatt und durch die Ausschließung vager Originalitätssucht jedem Talent zu vollster Entwicklung halfen und so dem Ganzen ihrer Kunst dienstbar machten. Und so ist auch jede Periode des 19. Jahrhunderts mit danach zu beurteilen, was sie mit den Talenten ihrer Zeit anzufangen wußte.

Wenn man sie darauf hin betrachtet, — und das ist gerade heute, da sich nach dem Bankrott des Expressionismus die Frage: „Was nun?“ aufdrängt, durchaus zeitgemäß —, so zeigt sich, daß auch hierin die dann so viel geschmähte Periode des sogenannten Impressionismus sehr wohl bestehen kann. Das Fremdwort führt irre. Das Wesen dieser Kunst bestand darin, daß sie den Künstler wieder auf das hinwies, was die Grundlage aller Kunst von jeher gewesen ist, auf das eigene Erlebnis der Welt. Vorher war immer die Anwendung einer früheren



Segelschiffe am Wannsee



Wannseestudie

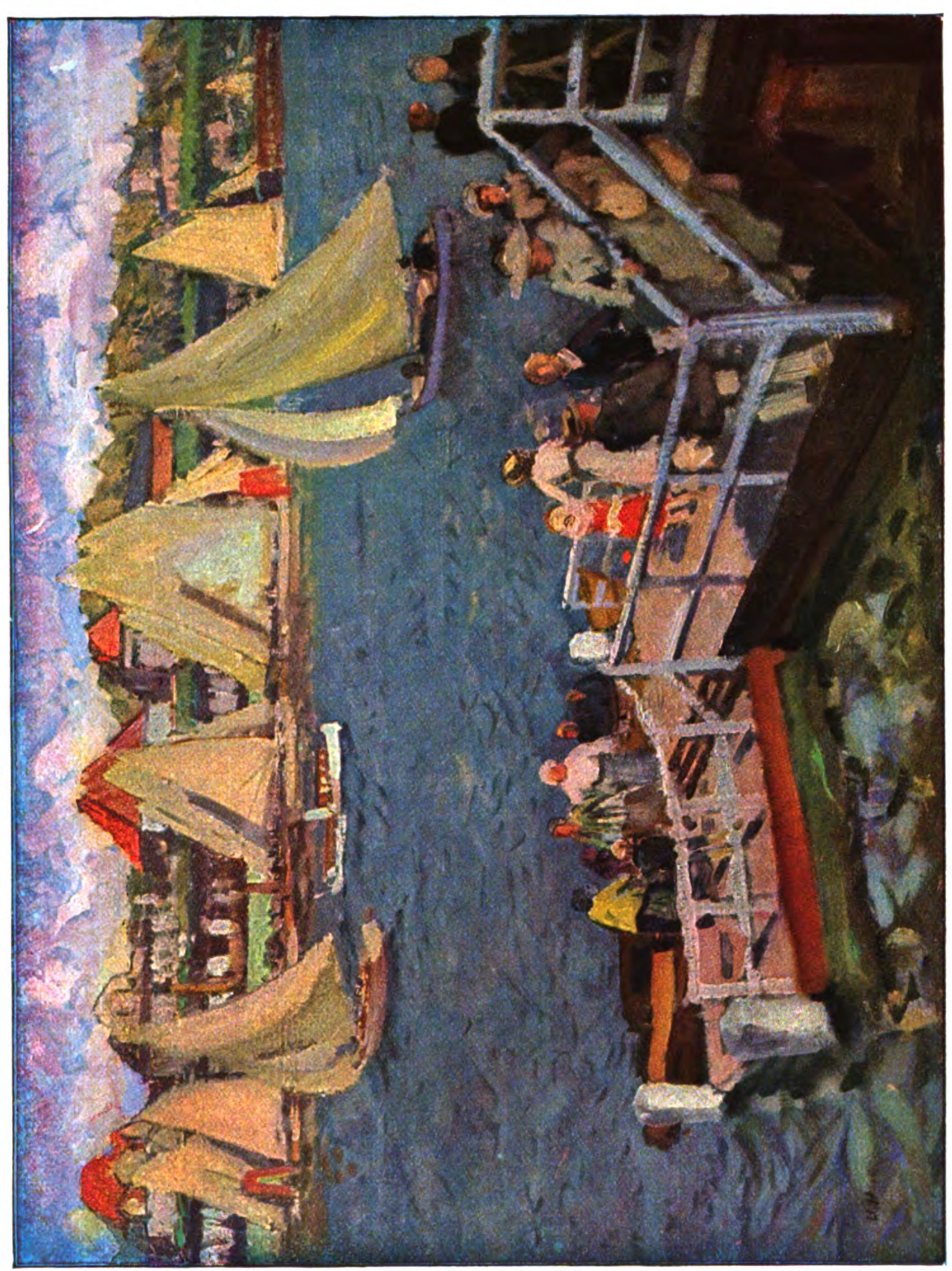
Kunstform Gesetz gewesen. Und natürlich hatte die Akademie die jeweils bevorzugte gelehrt. Zumeist recht gut gelehrt. Aber das, was da mit recht gepflegtem Können gegeben wurde, war eine Anordnung von Modellen und Requisiten und selbst der Landschaft nach vorgefaßten Formeln, meist aus ferner und fremder Kunst abgeleitet. Es fehlt der Hauch des Lebens, weil ein wichtiger Teil des Talentes durch diese Erziehung zerstört wurde. Die Kunst der letzten Zeit bildet den polaren Gegensatz. Ob sie alles auf das Erlebnis stellt, wie es der Expressionismus tat, oder ob sie das Erlebnis ganz ausschaltet und die abstrakte Form als Ziel setzt, wie es der Kubismus wollte, ließ sie Lehre und Arbeit als überflüssig erscheinen. Wodurch heute Hunderte von jungen Künstlern dastehen, die ihre Lehrjahre in einem unfruchtbaren Treiben versäumt haben. Es gibt keine Zeit, die mit ihren Talenten sinnloser umgegangen ist; sie hat sie gemordet. Der Impressionismus — man muß der Einfachheit wegen das Wort gebrauchen — wies auf das Erlebnis der Natur hin, und zwar nicht auf ein oberflächliches, sondern auf ein tiefes und feines Erlebnis. Und das war nicht auszudrücken, wenn man nicht das Auge geübt und die Hand geschmeidigt hatte. Das mußte jeder junge Künstler aus den Werken der Führer erkennen. Und mit dem Ziel war die Notwendigkeit strenger Arbeit gesetzt. Und stetiger Arbeit, denn hier war ja nicht das Mittel ein für alle Male erworben, sondern jedes einzelne Erlebnis stellte seine besonderen Aufgaben. Damit war die rechte Atmosphäre gegeben, in der das Talent gedeihen konnte, in allen seinen Teilen, als Empfindung und als Darstellung. Gedeihen konnte. Nicht jeder nahm es ernst, aber wer es ernst nahm, kam zu der Kunst, die seinen Gaben entsprach. Und das ist das Beste, was zu leisten ist. Denn alle künstlichen Stelzen und alle Genialitätsspielerei können doch nichts wirken. „Du bleibst doch immer, was du bist.“ Und so ist das Beste, nichts anderes sein zu wollen.

★

Die Frage, wer man sei, ist freilich nicht ganz einfach zu beantworten. Mancher erfährt es niemals. Und gerade die Kunst des 19. Jahrhunderts ist zum größten Teil von Menschen gemacht worden, die es nie erfuhren. Den Beweis erhalten wir jetzt, da bei der Durchforschung des Kunstbesitzes zutage kommt, was sie als Nebenwerke geschaffen haben, ohne sich erst das Kleid anzuziehen, das sie sich aus Fremdem zurechtgemacht hatten, und in dem sie das Publikum zu sehen gewohnt war. Die Galerien kauften die anderen Bilder, die man charakteristisch nannte, weil sie in diesem Kleid gemalt waren. Eine kuriose Umkehrung der Wahrheit, kurios, aber nicht überraschend. In Wirklichkeit waren natürlich die Nebenwerke charakteristisch, in denen sie sich gehen ließen. Was heute an Sammlungen entsteht, kann man geradezu als Galerien der Nebenwerke bezeichnen. Und während man früher vor der Monotonie gähnte, freut man sich jetzt der lebendigen Mannigfaltigkeit, während die Namen der Maler dieselben sind. Der Grund für die Erscheinung ist vorher schon dargelegt worden: die auf der alten Akademie erlernte Kunst verhinderte die von dieser Erziehung Betroffenen, sich selbst zu finden.

Ulrich Hübners Jugend fällt noch in die Zeit, in der die Akademielehre solcher Art das Selbstverständliche war. Nun gar in einer Familie von akademischem Adel, wie die seinige ist. Der Großvater war der bekannte Maler und Galeriedirektor in Dresden, bei dem man die Ferien verbrachte, die Großmutter eine Schwester des Düsseldorfer Historienmalers Eduard Bendemann, und dieser Großonkel ein Schwiegersohn von Gottfried Schadow. Wie hätte da der Vater, der bekannte klassische Philologe in Berlin, auf einen anderen Gedanken kommen können? Dieser Vater war übrigens, wie ich

als sein Schüler und Mitglied seiner „societas latina“ bezeugen kann, bei aller Gelehrsamkeit durchaus nicht professoral, sondern ein sehr temperamentvoller Herr, der eher etwas vom Künstler hatte. Aber er und die ganze Familie, deren sämtliche Glieder das Zeichnen von früh auf trieben, standen ja selbstverständlich in der Tradition, an der ihre Vorfahren so rühmlichen Anteil hatten.

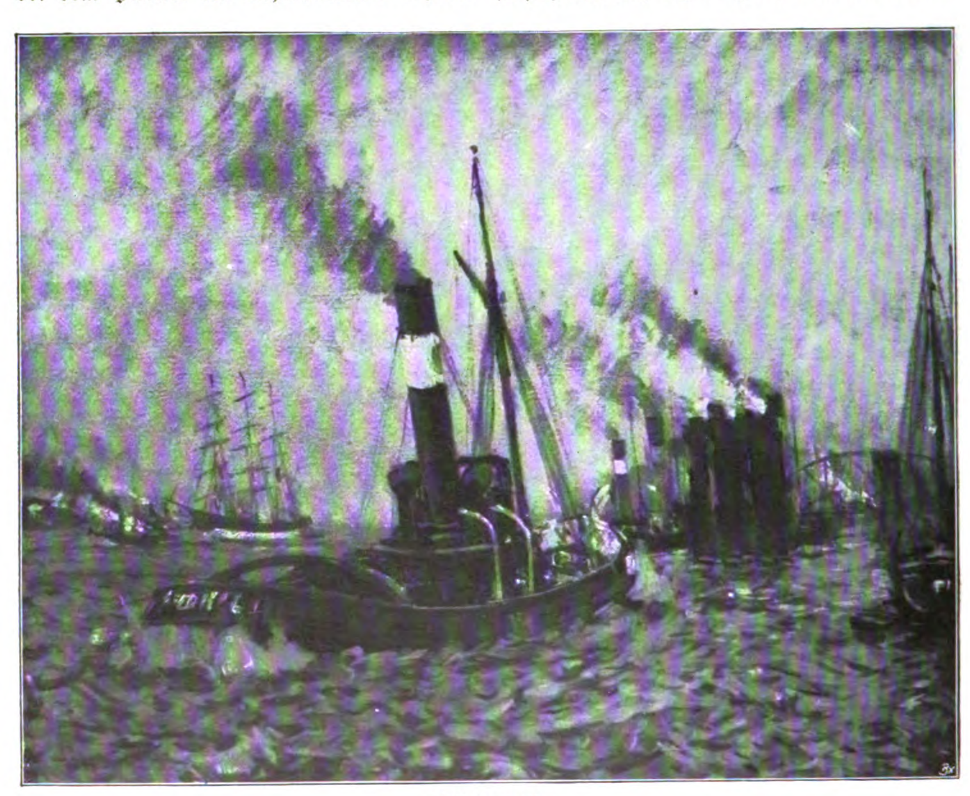


Regatta in Travemünde

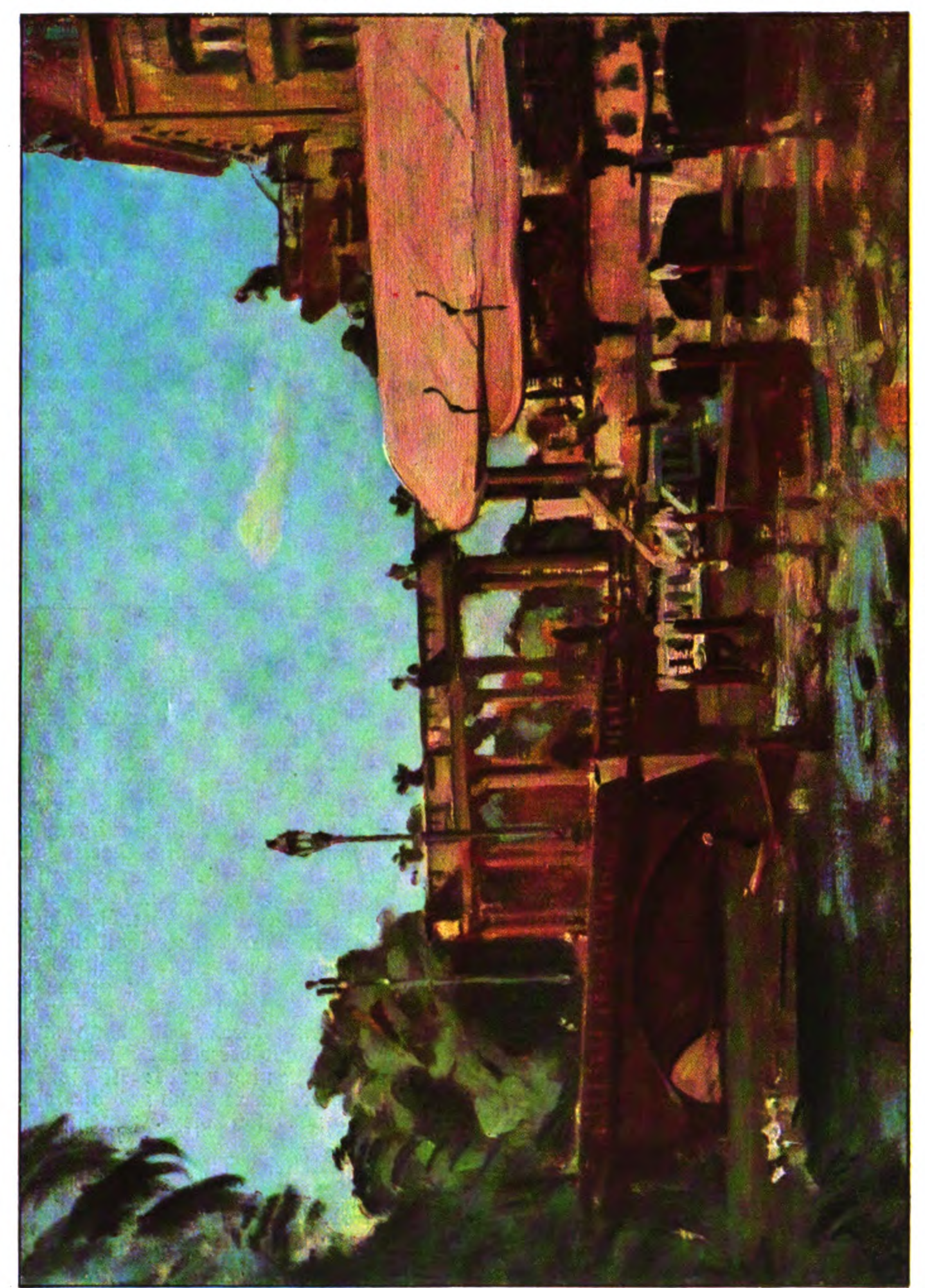
Ulrich Hübner kam also im zwanzigsten Lebensjahre — es war das Jahr 1872 — nach Karlsruhe. Er rühmt auch jetzt noch seinen Lehrer Poetzelberger, von dem ich zufällig in demselben Jahr in der Münchener Ausstellung eine Landschaft gesehen habe, — ich glaube, es war eine fränkische —, die mir in Erinnerung geblieben ist (sollte es ein in die Ausstellung verirrtes Nebenwerk


Winter im Park von Sanssouci

gewesen sein?). Es war, immer im Sinne der Akademie, gewiß auch für den Maler dort viel zu lernen, Zügel war da, Baisch und Carlos Grethe, und Gustav Schönleber, bei dem Hübner ein Schüleratelier erhielt. Schönleber war ein guter Maler. Wenn man seine frühen Bilder, besonders die holländischen, sieht, findet man ihn durchaus den Besten seiner Generation ebenbürtig. Aber als die große Scheidung eintrat zwischen denen, die sich mit dem traditionellen Atelierton begnügten, und denen, denen die Augen für Luft und Licht und bewegtes Leben aufgingen, blieb er auf der Seite der Beharrenden, oder doch der nur zögernd Nachgehenden. Es war die Majorsecke, an der viele gescheitert sind. Er wußte mit dem jungen Hübner nichts Rechtes anzufangen, überließ ihn sich selbst und riet ihm schließlich, so schnell wie möglich von Karlsruhe fortzugehen. Das war sicher ein guter Rat. Hübner ging nach Berlin zurück und versuchte, nun auf eigene Faust und dann wie-


Fährdampfer

der durch Unterricht an Privatschulen weiterzukommen. Diese Schulen waren gewiß nicht besser als die Akademien, wohl lichtmalerei gefunden. Wir sehen heute die Bilder, die durch diese Mode damals verdrängt wurden, lieber als die grauen, die sie



Potsdamer Havelbrücke

meistens sogar schlechter. Aber sie hatten doch den Vorteil einer nicht so festen Bindung. Die Sehnsucht nach Licht hatte damals gerade eine vorläufige und nur scheinbare Befriedigung in der sogenannten Freiselbst schuf. In den alten ist doch Farbe und ein Abglanz von Schönheit, die grauen haben mehr Wahrheit, aber eine platte Wahrheit, und die Reizlosigkeit eines Tages ohne Charakter, ohne Wetter, möchte man



An der Elbmündung

sagen: bedeckter Himmel, zerstreutes Licht; Bedingungen, die selbst die schönste Landschaft uninteressant machen, und vor denen die Künstler in allen anderen Zeiten geflohen sind.

Dieser Art waren die ersten Bilder von Hübner, deren ich mich erinnere. Doch bedeutete der Übergang für ihn wie für viele andere den ersten Schritt zur Freiheit, zu einem Sehen ohne die akademische Brille. Wichtiger aber wurde die Berührung mit Künstlern, die den Kern der modernen Bewegung erfaßt hatten, die damals durch die Welt ging. Es bildete sich eben der Kreis, aus dem später die Sezession hervorging. Man kann in diesem Zeitpunkt noch nicht von einem Einfluß des Impressionismus sprechen, es war überhaupt nicht so sehr eine bestimmte Bewegung wie Bewegung schlechtweg, Betonung der Persönlichkeit gegenüber jedem Dogma. Was stand bei den „Elf“, die zuerst gemeinsam an die Öffentlichkeit traten, was stand in der Sezession alles nebeneinander: Liebermanns tiefe Wahrhaftigkeit, Leistikows Sehnsucht nach Stil, Skarbinas Beweglichkeit, Ludwig v. Hofmanns arkadische Träumerei, des blutjungen Baluschek grimmiger Wirklichkeitseifer! Und natürlich gab es erst recht keine Übereinstimmung im Ausdruck, hier war weder Galerieton noch Pleinair noch ihr Nebeneinander wie in anderen Ausstellungen, sondern jedem entstand ein besonderes Kolorit aus seinem Erlebnis und seinem Wollen. Deutliche Lehre an den jungen Künstler, die auch in dem üblichen Atelier- und Kaffeehausgespräch in Worten immer und immer wieder ausgesprochen wurde: es nützt nichts, eine Art der Malerei zu erlernen, man muß zu einer eigenen gelangen. Das war der zweite Schritt zur Freiheit. Jetzt war auch die grundsätzliche Beschränkung auf grau abgetan. Dann kam der dritte Schritt durch die Bilder der Pariser Impressionisten. Nach der Natur malen, das hatte bisher geheißen: ein Stück Welt so geruhig abschildern wie ein Modell oder Stilleben im Atelier. Nun sah man, wie philiströs und unmöglich das war, wie dabei gerade der Spiritus zum Teufel ging. Wollte man das Leben, die ewige Bewegtheit, dann mußte man das Bild aus der Natur herausreißen. Und dazu gehörte nicht nur der Blick, sondern auch die leichte, sichere Hand und die lockere Malweise, wie sie die Impressionisten zeigten.

Der Name Ulrich Hübners ist mit Travemünde verknüpft. Aber das heißt doch, wie in vielen Fällen, die Bedeutung des Themas überschätzen. Ein paar Jahre früher hingekommen, hätte er Travemünde gemalt, wie er damals Warnemünde gemalt hat. Und jetzt wieder — im Jahre 1902 — hätte er auch jede andere Landschaft so gesehen, wie er jetzt Travemünde sah, farbig, lichtdurchflutet, voll von Bildern. Wahr ist vielmehr, daß er lernend, suchend, disputierend erfahren hatte, wer er sei, und damit zugleich dazu

gelangt war, dieses und nichts anderes mehr sein zu wollen.

Es hatte zehn Jahre gedauert. Und es ist gut, eine solche Entwicklung sich und anderen einmal in ihren Etappen klar zu machen. Dieser lange und schwierige Weg ist durchaus keine innere Notwendigkeit, er ist die Folge des Zustandes von Kunst und Kunstlehre, wie sie sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ausgebildet haben, in vollem Gegensatz zu dem alten Zustand, in dem jeder in der Werkstatt eines Meisters zu einem Meister ausgebildet wurde, und, wenn er ein Mensch von eigenem Wesen war, das fast ohne Bewußtsein und ohne Anstrengung gestalten konnte. Da gab es nicht dies Wegtun von Erlerntem, das unbrauchbar geworden war, das immer wieder erneute Ansetzenmüssen, das ewige Zweifeln, Fragen, Suchen, alle diese Dinge, mit denen die Künstler seither



Im Hafen von Hamburg

ihre besten Jahre verbringen. Von denen, die nicht bis zu Ende kommen, erst gar nicht zu reden.

★

Es muß der Irrtum ausgeschlossen werden, als sei dieses Zusichselbstkommen ein aktives Vorgehen, eine Sache bewußten Entschlusses. Das ist es nicht. Ja, der bewußte Entschluß kann es sogar aufhalten und selbst verhindern. Er führt leicht dazu, daß der Künstler sich vorzeitig festlegt, indem er ein Programm, das ihm zusagt, mit dem Gebot seines Wesens verwechselt. Gerade die jüngste Zeit ist reich an solchen Fällen. Suchen in dieser Sache heißt vielmehr arbeiten und verwerfen, was nicht befriedigt, heißt warten, bis kein Einfluß mehr stark genug ist, den eigenen Trieb zu beirren, bis die Frage, was und wie andere malen, ganz gleichgültig geworden ist. Dann ist eines Tages der Mut zu sich selbst da.

In einer natürlichen Entwicklung tritt er dann ein, wenn der Künstler, seines Handwerks sicher, auf den Gegenstand trifft, der alles enthält, was ihn reizt, was er bisher nur vereinzelt gefunden hat. In diesem Sinne war Travemünde für Ulrich Hübner wichtig. Er fand seine Landschaft. Es war nicht die Landschaft, die „man" damals malte. Weder mit der fein abtönenden, farbenauflösenden impressionistischen Weise, noch mit der stilisierenden, schon gar nicht mit der grau gefärbten festen älteren Art war ihr beizukommen.

Diese niederdeutsche Landschaft am Meer, auch die Städte gehören dazu, hat vor allen Dingen Farbe, bestimmte kräftige Farbe, wie sie die herrschende Mode damals scheute. Grundlage ist der charakteristische Dreiklang rot, grün, blau — Rot der Häuser, Grün der Vegetation, Blau des Himmels. Das sagt natürlich nicht viel, da man ja das Besondere, das diese Farben hier haben, nicht beschreiben kann. Wer das Land kennt, dem stehen die Töne immer vor Augen, ganz besonders das sehr bestimmte Ostseeblau, das Wasser und Himmel zeigen, und das jedes Bild beherrscht.

Der zweite Zug ist das allen Niederungen gemeinsame starke Hervortreten der Luft. Das Hochgebirge hat für das Auge gar keine, im Binnenland kann man sie, wenigstens bei trockenem Wetter, immer noch übersehen, deshalb sind helle Tage mit klarem Himmel hier unmalerisch, wie gerade die realistische Kunst des 19. Jahrhunderts zeigt, die entweder die Wirklichkeit gab und dann reizlos war oder aus alter Kunst den Reiz entlieh und dadurch unwahr wurde. Diese immer fühlbare Luftschicht macht die starken



Reede von Travemünde



Segelboote

Pastellstudie von Prof. Ulrich Hübner

Farben erst kunstfähig. Sie stoßen nicht hart aufeinander, sondern fügen sich gedämpft, zu einer Harmonie zusammen. Es kommt etwas vom Celloton in ihren Klang.

Den letzten Zug bringt die starke Bewegtheit der Luft in die Landschaft, der Seewind von der Brise bis zur Bö. Nicht nur, daß er die Wolken jagt und zerreißt und das Wasser wogen macht. Das sind nur die gröberen Wirkungen. Er ändert die ganze Atmosphäre, macht das Spiel von Luft und Licht so lebhaft und wechselnd, daß kein ruhiger Moment mehr eintritt und am Ende alles, auch das Feste, wallend und fließend erscheint.

Diese drei Züge charakterisieren die Bilder, die Ulrich Hübner aus dieser Landschaft und später aus Hamburg, das ihr ja auch zugehört und doch wieder als Groß- und Hafenstadt einen eigenen Zug hat, in den nächsten Jahren herausholte.

Wenn ein Künstler zu einer Kunst gekommen ist, so stellt sich zumeist heraus, daß er alles für sie braucht, was er in dunklem Drang oder auch nur durch zufällige Berührung aufgenommen hat. Es wächst zusammen, was vorher einzeln und getrennt erschien, was in der Theorie sogar als Gegensatz erscheint.

Ohne die Befreiung durch den Impressionismus wäre der Künstler nicht einmal zu dem Erlebnis dieser bewegten Landschaft gekommen. Denn der Künstler erlebt nur, was er auch ausdrücken kann, wenigstens hoffen kann auszudrücken. In dieser Erkenntnis, die den Kunsthistorikern noch fehlt, liegt der Schlüssel zu der Tatsache der Kunstentwicklung überhaupt, im allgemeinen und im einzelnen. Jeder technische Fortschritt erweitert die Möglichkeiten des Erlebens. Aber der Impressionismus ist Heimatkunst der stillen Seinelandschaft. Seine Mittel reichten nicht. Die Auflockerung der Fläche mußte auf andere Weise erreicht werden, nicht durch das sogenannte Komma, sondern durch eine Umbildung der älteren Malweise ins Breite und Geschmeidige. Und der mit dieser Weise zugleich gepflegte Sinn für die Schönheit der Farbe, der ausgesprochenen Farbe, wurde ebenfalls gebraucht. Es war kein Raum für die alte Tonigkeit, aber doch für Ton. Es blieb nicht bei der Richtigkeit der Farbe, es kam zur Harmonie, zu einer neuen, eigenen, aus dieser Landschaft gezogenen. — Die deutsche Landschaftsmalerei bevorzugt die ernsten Stimmungen. Man darf so etwas nicht nur vom Charakter ableiten wollen. Sie schmiegen sich leichter in die malerische Form, diese Stimmungen der Dämmerung und des verhängten Himmels. Hübners Fähigkeit, helle und farbige Landschaften malerisch zusammenzuhalten, trieb ihn zu diesen.

Es ist ihm ganz persönliche Sache geworden, und er ist auch dort bei dieser Vorliebe geblieben, wo die Natur selten so anmutig lächelt, in der Havellandschaft und Potsdam, die nach Travemünde seine Heimat geworden ist. Hier sind wir alle auf einen stillen und schweren Ernst gefaßt, wenn wir hinauskommen, auf Kiefergrün unter eisengrauem Himmel, auf die Wendei, die uns dann durch alle Kultur hindurch noch anspricht. Wir lieben sie auch so. Aber wie ein Lächeln sonst ernster Menschen, so hat die seltene heitere Stimmung dieser Landschaft einen besonderen Reiz. Unter der rechten Sonne wird das bleigraue Wasser zu lichtblauer Seide, und wenn die weißen Segel darüber hinfliegen und ziehende Wolken ihr Schattenspiel auf der leuchtenden Fläche treiben, dann ist alles fröhliche Bewegung. Diese Stimmung ist es, die Hübner immer wieder reizt. Sie ist an keine Jahreszeit gebunden und gibt vom grünenden Frühjahr bis zum gilbenden Herbst immer neue Variationen der Farbe.

*

Keine Malerei braucht im Grunde so viel Zeichnung wie diese breite, freie Zeichnung unter der Farbe. Alle Maler sind verdorben, die sich durch den Schein der Leichtigkeit verführen ließen, das zu verkennen. Landschafter glauben ja ohnehin leicht, daß die zeichnerische Zucht für sie überflüssig sei, bestärkt durch den Umstand, daß man auf deutschen Schulen zum Nichtsalslandschafter ausgebildet werden kann, was nicht geschehen sollte. Es ist eine direkte Förderung des überall drohenden Dilettantismus. Hübners zeichnerische Schulung und fortwährende Betätigung, wie sie aus seinen Studien zu erkennen ist, ist als rühmenswerte Ausnahme festzustellen. Sie ist ihm eine notwendige Hilfe.

Und er ist gerade durch diese Einsicht ein vortrefflicher Lehrer geworden, seitdem er die Landschaftsklasse an der Berliner Akademie übernommen hat. Die Zeit drängt mehr auf Form. Und er hätte seine Schüler nicht zu einer selbständigen Arbeit in diesem Sinne erziehen können, wenn er ihnen nicht die zeichnerische Ausbildung hätte geben können. Sie ist die Grundlage jeder Freiheit in der Kunst. Das Wort wird mißbraucht, man verwechselt Willkür und Laune mit Freiheit. Wirklich frei sein kann nur der, der eigenes Erlebnis gestalten kann, und das ist unmöglich ohne Zeichnung, die immer das Skelett des Bildes schaffen muß. Eine ganze Anzahl begabter junger Maler ist aus seiner Schule gekommen. Sie loben ihren Meister dadurch, daß sie sich fähig zeigen zu einer selbständigen Entwicklung.

Etwas von Werden, Vergehen, Bleiben und Rassenhygiene. Von Agnes Bluhm

(Kaiser Wilhelm-Institut für Biologie, Berlin-Dahlem)

Wo und wann immer von Unsterblichkeit die Rede ist, stets gilt die stillschweigende Voraussetzung, daß es sich um Dinge handelt, die wir unter dem komplexen Begriff „Seele" zusammenzufassen pflegen. Und das ist begreiflich. Haben wir doch stündlich das Absterben und den Zerfall der lebenden Materie vor Augen und hat sich doch die Vorstellung von der naturgesetzlichen Unentrinnbarkeit des Todes für alles, was da lebt, seit langem zu Sprichwörtern verdichtet, die bereits dem Kinde als Binsenwahrheit erscheinen. Und doch gibt es in gewissem Sinne eine in der Natur weitverbreitete körperliche („irdische") Unsterblichkeit, und zwar nicht nur bei den niedrigsten Einzelligen, die sich durch einfache Teilung fortpflanzen und auf diese Weise sozusagen ein ewiges Leben führen, sondern auch, wenigstens eine teilweise, bei den zweigeschlechtigen höheren und höchsten Organismen, deren Fortpflanzung an den als Befruchtung bezeichneten Vorgang gebunden ist. Dieser Vorgang besteht darin, daß eine männliche Geschlechts- oder Keimzelle (Samenzelle) in eine weibliche Geschlechtszelle (Ei) eindringt und daß beide zu einer Zelle verschmelzen. Jede Zelle besteht bekanntlich aus einem Leib und einem Kern, in welch letzterem bei künstlicher Färbung stäbchen- oder schleifenförmige Gebilde (Kernstäbchen) zu erkennen sind, die man wegen ihrer besonderen Anziehungskraft für bestimmte Farbstoffe Chromosomen genannt hat. Jede Pflanzen- oder Tierart besitzt in jedem Kern ihrer sämtlichen Zellen eine ganz bestimmte, für die betreffende Art charakteristische Zahl von Kernstäbchen. Die Verschmelzung der männlichen und weiblichen Keimzelle (oder Gamete) findet nach heutiger Anschauung in der Weise statt, daß die beiden Zelleiber (bei der Samenzelle ist der Leib freilich nur von minimalem Umfang) sich innig durchdringen, während die aus der väterlichen und die aus der mütterlichen Gamete stammenden Kernstäbchen sich nur locker vereinigen, so daß die befruchtete Eizelle (oder Zygote) die doppelte Zahl von Kernstäbchen aufweist, wie die unbefruchtete oder die Samenzelle. Wir wollen die befruchtete Eizelle mit H. W. Siemens die „Ursprungszelle" nennen; denn aus ihr entspringt, indem sie sich vieltausendfach teilt, das neue Individuum. Bei dieser Zellteilung spalten sich zunächst die Kernstäbchen der Länge nach; die eine Hälfte wandert, geleitet durch ein Fadengerüst, das man „Kernspindel" nennt, an den einen, die andere an den entgegengesetzten Pol der Zelle; darauf findet in der Mitte zwischen ihnen die Durchteilung des Zelleibes statt. Aus der „Mutterzelle" sind zwei „Tochterzellen" hervorgegangen, welche jede die gleiche Kernstäbchenzahl besitzt wie die erstere. Der allergrößte Teil der so aus der Ursprungszelle entstandenen Zellen beginnt nun, inneren Gesetzen folgend, im Laufe der vorgeburtlichen (embryonalen) Entwicklung große Verschiedenheiten zu zeigen. Die Zellen „differenzieren sich" zu Lungen-, Leber-, Nieren-, Knochen-, Muskel-, Nerven- usw. Zellen und bauen die verschiedenen Organe und Systeme des Körpers auf. Ein geringer Teil bleibt relativ unverändert. Aus ihm gehen die Keim- oder Geschlechtszellen des betreffenden Individuums hervor, die dann wiederum nach der Vereinigung mit einer Keimzelle des anderen Geschlechts der folgenden Generation zum Ursprung dienen. Hier haben wir also eine irdische Teilunsterblichkeit vor uns: ein Stück unseres Körpers wird von Generation zu Generation weitergegeben, und zwar das bedeutsamste, was wir besitzen; denn es enthält ja die Erbmasse (das Keimplasma) d. h. die gesamten Anlagen des kommenden Geschlechtes. Der verstorbene Freiburger Zoologe Weismann hat diese von ihm aufgestellte und durch sehr mühevolle mikroskopische Untersuchungen namentlich von Boveri bestätigte Theorie die Lehre von der Kontinuität des Keimplasmas genannt. Man könnte sie ebensogut Lehre von der Unsterblichkeit der Erbmasse nennen. Wir haben demnach bei jedem höheren Organismus, und das ist für das Verständnis alles Folgenden von größter Bedeutung, streng zu unterscheiden zwischen dem, den Gesetzen des Alterns und Absterbens unterworfenen Körper im engeren Sinne und der diesen Gesetzen nicht unterstehenden Erbmasse. Zutreffend hat man den Körper als das vergängliche Kleid, das die unvergängliche Erbmasse sich webt, bezeichnet.

Wie haben wir uns nun den Vererbungsvorgang vorzustellen? Im 17. und bis tief ins 18. Jahrhundert hinein glaubte man, daß der ganze künftige Organismus im Keim, das hieß damals in der Samenzelle (die Entdeckung der Eizelle erfolgte erst im 19. Jahrhundert durch K. E. von Baer) en miniature vorgebildet sei. Dieser sog. Präformationstheorie stellte 1759 C. F. Wolf als junger Doktorand die Epigenesis-Hypothese entgegen, welche namentlich nach der Entdeckung der tierischen Zelle sich die Hirne der Forscher gewann und in ihrem Grundgedanken auch heute noch in der Biologie Geltung hat. Sie besagt, daß der Keim eine einfache, d. h. noch nicht aus Organen zusammengesetzte Substanz ist, der aber die Kraft innewohnt, im Laufe der Entwicklung die einzelnen Organe

auszubilden. Auch heute stellen wir uns, wenn wir von einzelnen Erbanlagen (Erbfaktoren oder Gene) sprechen, z. B. die Anlagen für blaue Augen oder für schwarzes Haar, nicht als kleinste vorgebildete Elemente vor, sondern wir wissen, daß das, was vererbt wird, nur die Fähigkeit ist, unter bestimmten inneren und äußeren Bedingungen bestimmte Eigenschaften auszubilden. Das neugeborene Negerkind besitzt noch nicht die dunkle Hautfarbe seiner Eltern, es ist wesentlich blasser als diese; aber es bildet unter dem Einfluß der Tropensonne alsbald einen dunklen Farbstoff in seinen Hautzellen aus, während das unter der gleichen Sonne geborene und aufgewachsene Kind weißer Eltern weiß bleibt. Der Botaniker und Vererbungsforscher Erwin Baur hat diese „Vererbung der Reaktionsweise" durch einen hübschen Versuch veranschaulicht. Von der bekannten chinesischen Primel gibt es weißblühende und rotblühende Rassen, die „konstant" sind; d. h. die Nachkommen der weißen Rasse bleiben unter gewöhnlichen Verhältnissen stets weiß, diejenigen der roten stets rot. Nun hängt die Blütenfarbe nicht nur von der erblichen Anlage, sondern auch in hohem Grade von veränderlichen Außeneinflüssen z. B. von der Temperatur ab. Bringt man junge Pflanzen von der normalerweise rotblühenden Rasse in ein feuchtes, warmes Gewächshaus mit 30—35 Grad C Temperatur und stellt sie dort etwas in den Schatten und andere Exemplare der gleichen Rasse in ein Kalthaus mit 15—20 Grad C Temperatur, so beobachtet man, daß die Warmhauspflanzen nur weiß blühen wie die Primeln einer weißen Rasse, während die Kalthauspflanzen normale rote Blüten bilden. Versetzt man nun einen weißblütig gewordenen Primelstock wieder in ein kaltes Gewächshaus, so bleiben die vorhandenen und die sich in den nächsten Tagen öffnenden Blüten weiß, aber die sich späterhin entwickelnden sind wieder rot und ebenso blühen die aus dem Samen einer solchen weißen Warmhausblüte gezogenen Pflanzen unter gewöhnlicher Temperatur wieder rot. Es vererbt sich also bei der rotblühenden Rasse nicht die „rote Blütenfarbe"; denn unter bestimmten Bedingungen blühen die Pflanzen ja weiß, sondern was vererbt wird, ist die Fähigkeit, bei 15—20 Grad C rote und bei 30—35 Grad C weiße Blüten hervorzubringen, also die Art und Weise, auf bestimmte Temperatureinflüsse mit bestimmter Blütenfarbe zu reagieren.

Wenn nun auch keine vorgebildeten Anlagen für bestimmte Eigenschaften vererbt werden, so haben wir uns doch die Erbanlagen für die einzelnen Reaktionsweisen irgendwie körperlich gebunden vorzustellen. Wie aus einer Reihe von Untersuchungen, unter denen diejenigen des amerikanischen Experimentalzoologen Th. H. Morgan und seiner Schule an der Fruchtfliege Drosophila melanogaster obenanstehen, geschlossen werden darf, haben sie ihren Sitz der Hauptsache nach in den erwähnten Kernstäbchen der Keimzellen. Dem Zelleib kommt bei der Vererbung zwar wahrscheinlich auch eine gewisse Rolle zu; dieselbe ist aber noch nicht geklärt.

Wir sahen, daß jedes pflanzliche oder tierische Individuum in allen seinen Körperzellen die gleiche für seine Art charakteristische Anzahl von Kernstäbchen besitzt. Es ergibt sich dies aus dem Mechanismus der Zellteilung, bei welcher sich die Chromosomen der Länge nach spalten und die einen Hälften in die eine, die andere Hälfte in die andere Tochterzelle wandern. Auch die Keimzellen, die ja auf die gleiche Weise aus der Ursprungszelle entstehen wie die Körperzellen, haben zunächst die gleiche Kernstäbchenzahl (den gleichen Kernstäbchensatz) wie diese. Aber wenn sie zur Befruchtung reif werden, stoßen sie in der sogenannten Reduktionsteilung die Hälfte ihrer Kernstäbchen aus. Weshalb? Das ist leicht einzusehen. Wenn die reifen Keimzellen die ursprüngliche sogenannte diploide oder doppelte (warum man sie so nennt, wird aus dem Folgenden klar) beibehielten, so würde bei der Befruchtung d. h. bei der Verschmelzung der männlichen und weiblichen Keimzelle eine Ursprungszelle mit dem zweifachen Kernstäbchensatz entstehen. Die Körper- und Keimzellen des neuen Individuums würden doppelt soviel Kernstäbchen mitbekommen wie die Zellen der Eltern besaßen, diejenigen der Enkel das Vierfache von demjenigen der Großeltern usf. Das würde zu Mißbildungen, sogenannten Gigas- oder Riesenformen führen, wie die Experimente einiger Botaniker gezeigt haben. Es mußte deshalb die Reduktionsteilung der Keimzellen eingeführt werden, um die Beständigkeit der Chromosomenzahl zu sichern. Jeder einfache (haploide) Kernstäbchensatz der reifen Keimzellen enthält die gesamten Anlagen, die zur Entwicklung eines Individuums der betreffenden Art nötig sind. Daraus ergibt sich, daß in der befruchteten Eizelle, der Ursprungszelle, wie wir sie nannten, jede Anlage für ein bestimmtes Merkmal doppelt vorhanden ist. Das Kind erhält die Anlagen für seine gesamten Merkmale zwiefach, einmal vom Vater und einmal von der Mutter. Es erscheint naheliegend, daraus zu schließen, daß die Kinder in ihrem Erscheinungsbild eine Mischung, eine Zwischenstufe von Vater und Mutter darbieten müßten. Für eine Reihe von Eigenschaften trifft das auch zu. So blüht die aus einer Kreuzung der weißen und roten Wunderblume (Mirabilis Jalappa) gewonnene erste kindliche Generation durchweg rosa. Bezüglich der meisten Eigenschaften tritt aber bei den Kindern entweder die vom Vater oder die von der Mutter ererbte Anlage in die Erscheinung, und zwar nicht beliebig bald diese bald jene, sondern bestimmte Anlagen, z. B. diejenige für dunkle Haar- oder Augenfarbe, pflegen über den entgegengesetzten vom anderen Elter ererbten Paarling (in unserem Beispiel über den

für helle Haar- und Augenfarbe) „dominant“ zu sein; sie überdecken denselben und hindern ihn so an der Entfaltung. Im Gegensatz zu den dominanten, überdeckenden, nennen wir die überdeckten Merkmale rezessiv. Sie kommen nur dann zur Ausbildung, wenn die betreffende Anlage von beiden Eltern her in der Ursprungszelle zusammentrifft. Daß trotz der Dominanz der dunklen Haarfarbe bei schwarzhaarigem Vater und blonder Mutter (oder umgekehrt) gelegentlich auch blonde Kinder erzeugt werden, hängt damit zusammen, daß der (oder die) erstere nicht immer reinerbig schwarzhaarig ist, sondern in der Hälfte seiner (ihrer) Keimzellen die Anlage für helles Haar beherbergen kann, nämlich, wenn eines seiner (ihrer) Eltern blond war. Wir hörten, daß die aus der männlichen und weiblichen Keimzelle stammenden Anlageträger, die Kernstäbchen, in der Ursprungszelle nicht miteinander verschmelzen, sondern sich nur locker vereinigen. Bei der Keimzellbildung des neuen Individuums trennen sich die Anlagepaarlinge wieder voneinander, so daß in jede der zwei neu entstehenden Keimzellen nur je ein Erbfaktor (Gen) für die einzelnen Merkmale hineingelangt; in unserm Beispiel entweder der vom Vater stammende für dunkles oder der von der Mutter stammende für helles Haar. Man nennt solche Individuen heterogametisch (ungleichkeimzellig) in bezug auf irgendeine Anlage, während man diejenigen, die in sämtlichen Keimzellen die gleichartige Anlage für irgendein Merkmal besitzen, in bezug auf dieses homogametisch (gleichkeimzellig oder reinerbig) nennt. Die Trennung der Anlagepaarlinge bei der Keimzellbildung ist ein fundamentales Vererbungsgesetz. Man nennt es nach seinem Entdecker das Mendelsche Spaltungsgesetz. Dieses Gesetz macht uns auch die so häufig bei Menschen beobachtete auffallende Ähnlichkeit zwischen Enkeln und einem der Großeltern verständlich; ebenso die gleichfalls von Mendel entdeckte ziffernmäßige Gesetzmäßigkeit der Vererbung die sich aus einem entsprechenden Schema leicht errechnen läßt. Bei der Kleinheit der menschlichen Familie kommt die ziffernmäßige Vererbung natürlich nicht im Einzelfall zum Ausdruck. Es bedarf dazu sehr umfangreicher Stammbäume. So konnte der Leiter des schwedischen Staatsinstitutes für Rassenbiologie, Prof. Lundborg, an einem über 2000 Köpfe zählenden Bauerngeschlecht nachweisen, daß eine bestimmte Form der Epilepsie sich den Mendelschen Zahlenverhältnissen entsprechend vererbt.

Was wird nun vererbt? Alles, was an Anlagen in den beiden elterlichen Keimzellen, die sich zur Bildung des Kindes vereinigen, enthalten ist. Wenn einzelne Anlagen auch, wie wir sahen, durch ihren dominanten Paarling überdeckt werden und sich deshalb bei dem Kinde selbst nicht entfalten, so bleiben sie doch in einem Teil seiner Keimzellen und können in der folgenden Generation wieder in die Erscheinung treten. Es erhebt sich nun die weitere Frage: Enthalten die Keimzellen der Eltern nur solche Anlagen welche diese von ihren Eltern ererbt haben, oder können im Laufe des elterlichen Lebens neue Anlagen hinzukommen oder ererbte abgeändert werden? Wie wir an dem Primelbeispiel sahen, sind alle Lebewesen so wie sie sich unserm Auge darbieten oder wie man sagt in ihrem „Erscheinungsbild“ (Phänotypus) das Produkt von zweierlei Faktoren, nämlich der im Keimplasma liegenden ererbten Anlagen einerseits und der Einflüsse der Umwelt (des Milieus) im weitesten Sinne anderseits. Können solche durch äußere Einflüsse bewirkte Veränderungen des Erscheinungsbildes entsprechende Änderungen der Erbanlagen hervorrufen, die dann natürlich auf die folgenden Generationen vererbbar wären? Wir kommen damit zu der berühmt-berüchtigten Frage nach der „Vererbung erworbener Eigenschaften“, wie man sich recht mißverständlich auszudrücken pflegt. Noch vor einem halben Jahrhundert wurde diese Frage von der Mehrzahl der Naturforscher glattweg bejaht. Charles Darwin, der geniale Begründer der Abstammungslehre, welche besagt, daß die einzelnen Pflanzen- und Tierspezies nicht als solche erschaffen wurden, sondern daß sich die Lebewelt unseres Planeten in Jahrmillionen aus einfachen Urformen zu immer komplizierteren entwickelt hat, glaubte den Vorgang durch seine in ihren Grundzügen bis auf Hippokrates und seine Schule zurückreichenden sogenannten Pangenesistheorie erklären zu können. Er nahm an, daß jede der verschiedenen Körperzellen (Muskel-, Knochen-, Nerven-, Lungen-, Leber-, Nieren- usw. Zellen), allerkleinste Teilchen, die er Gemmulae (Knospen) oder Pangene nannte, auf dem Blutwege in die Keimzellen hineinsendet und daß letztere erst dadurch befähigt würden, die verschiedenen Organe aus sich heraus zu bilden. Es braucht nach dem oben Gesagten kaum erwähnt zu werden, daß die fortgeschrittene Zellforschung eine solche Vorstellung heute unmöglich gemacht hat. Der Glaube, daß die vom Körper oder Kleide, wie wir sagten, im Laufe des Lebens erworbenen Eigenschaften vererbbar sind, ist aber heute noch in Laienkreisen weitverbreitet und spielt sogar in der Politik eine Rolle. Man kann sagen, je „linkser“ die Parteirichtung, desto fester der Glaube an das alleinseligmachende Milieu. Wenn man auch nicht mehr an der Vorstellung festhält, daß eine Maus, der man den Schwanz abgeschnitten hat, schwanzlose Mäuse zur Welt bringt, und daß die schwanzlosen Katzen- und Hunderassen z. B. die stummelschwänzige Katze der englischen Insel Man und das holländische Schipperke, einer zufälligen Schwanzverletzung eines Ahnen ihren Ursprung verdanken, so doch (außerhalb der Biologenkreise) noch ziemlich allgemein an zwei praktisch bedeutsamen großen Irrtümern. Der eine ist die Anschauung, daß

günstige gesundheitliche Lebensbedingungen der Eltern günstig einwirken nicht nur auf die körperliche Entwicklung der Kinder, sondern auch auf diejenigen der Enkel, Urenkel usw. und ungünstige natürlich umgekehrt, mit anderen Worten, daß Milieueinflüsse Erbänderungen bewirken. Und der andere ist der Annahme, daß die durch Übung erworbene Vervollkommnung eines Organes vererbbar sei.

In bezug auf ersteren Irrtum ist die folgende Erfahrung lehrreich. Die Körpergröße und das Gewicht eines Menschen sind abhängig einmal von einer erblichen Anlage und zweitens von der Lebensweise des Betreffenden. Jeder kennt unter den gleichen äußeren Verhältnissen lebende Familien, die sich voneinander durch eine recht verschiedene Körpergröße ihrer Mitglieder unterscheiden. In der einen Familie sind die Mitglieder trotz reichlicher Ernährung mager, in der anderen werden sie bei gleicher oder weniger reichlicher fett. Anderseits bleiben Menschen, die während der Kindheit und Jugend unter Hunger gelitten haben, klein. Unter der Arbeiterschaft der bekannten Liverpooler Sunlight-Seifenfabriken herrschte seinerzeit großes Elend. Die Männer erlagen infolge der Einatmung der Laugendämpfe vielfach der Tuberkulose und anderen Lungenübeln; die Kindersterblichkeit war groß, die Entwicklung der Kinder eine kümmerliche. Der Besitzer der Fabriken, der Großindustrielle Lever, der ein großer Philanthrop war, verlegte nun die Fabriken an die Küste und schuf die Arbeiter-Gartenstadt Port Sunlight, die den Kindern gesundeste Entwicklungsmöglichkeiten bot. Schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit zeigte sich, daß die Nachkommen der „verelendeten" Arbeiterschaft den gleichaltrigen Sprößlingen reicher englischer Familien (es wurden Schuluntersuchungen gemacht) an Körpergröße und -gewicht nicht nur gleichkamen, sondern dieselben oft sogar übertrafen. Die schlechten gesundheitlichen Verhältnisse, die sich an dem Körper der Eltern und Voreltern geltend gemacht, hatten also deren Erbmasse nicht zu schädigen vermocht. Das erworbene Siechtum war nicht erblich geworden.

Bei dem zweitgenannten weitverbreiteten Irrtum ist sicher vielfach der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen. Es ist gewiß eine verlockende Vorstellung, daß alles, was wir durch fleißige Übung erringen, unseren Nachkommen zugute kommt, namentlich hinsichtlich der geistigen und seelischen Fähigkeiten. Wie herrlich, wenn wir durch Denk- und künstlerische Übungen, durch rege Betätigung der Nächstenliebe usw. die intellektuellen, künstlerischen und moralischen Anlagen unserer Kinder und Kindeskinder steigern könnten. Die Leistungsfähigkeit des Individuums, sowohl die geistige als auch die körperliche, läßt sich durch Übung erhöhen, aber nur innerhalb der Grenzen seiner ererbten Veranlagung. Ebensowenig wie aus einem ererbtermaßen muskelschwachen Schneiderskind (denn dieses Kind ist nicht infolge der Berufsarbeit des Vaters muskelschwach geworden, sondern der Vater ist Schneider geworden, weil er von Anlage wegen muskelschwach war) jemals ein guter Grobschmied werden wird, kann man ein schwachbegabtes Kind durch vorzüglichen Unterricht zu einem hervorragenden Forscher erziehen.

Auch der erwähnte Baursche Primelversuch, in welchem die bei erhöhter Temperatur und Feuchtigkeit weißblühende rote Rasse nur rotblühende Nachkommen hervorbrachte, spricht gegen die landläufige Auffassung einer Vererbung erworbener Eigenschaften. Wie sind denn nun aber, so könnte jemand einwenden, die verschiedenen Pflanzen- und Tierarten und -rassen entstanden? Wenn sie nicht einzeln erschaffen worden sind, was heute wohl kein ernster Forscher mehr annimmt, müssen sie ihre abweichenden Eigenschaften doch irgendwann einmal erworben und dann vererbt haben. Das ist zweifellos richtig und in diesem allgemeinen Sinne ist die in Rede stehende Frage natürlich zu bejahen. Entschieden abzulehnen ist dagegen die damit gewöhnlich verknüpfte Vorstellung, daß vom Körper erworbene Eigenschaften auf irgendeinem geheimnisvollen Wege entsprechende Veränderungen der Erbmasse bewirken. Wenn durch Außeneinflüsse erbliche Veränderung hervorgerufen werden, so muß die Erbmasse direkt betroffen werden. Auf Grund unserer heutigen Kenntnisse müssen wir annehmen, daß die Entstehung der Arten auf plötzlichen Abänderungen der Erbmasse beruht. Man hat solche plötzlich auftretenden erblichen Änderungen oder Mutationen, wie der Biologe sagt, sowohl in der Natur als namentlich auch in Zuchten beobachtet. So Th. H. Morgan bei seinen Fruchtfliegen mehr als zweihundert und Erwin Baur bei seinem Löwenmäulchen gleichfalls eine beträchtliche Zahl. Im Experiment ist es bisher allerdings nur ganz vereinzelt geglückt, durch Beeinflussung der Erbmasse Mutationen zu erzeugen. Der Colorado- oder Kartoffelkäfer, der in Amerika großen Schaden anrichtet und auch unser Vaterland mehrmals bedroht hat, bisher aber glücklicherweise erfolgreich zurückgeschlagen wurde, ist gelbrot mit schwarzen Flecken und zeigt auf den Flügeln schwarze Streifen. In der Natur kommt äußerst selten eine Varietät vor, die sich durch Abschwächung der schwarzen Zeichnung auszeichnet und deshalb „pallida" genannt wird. Der amerikanische Zoologe Tower hat dieselbe durch Einwirkung höherer Temperatur (35 Grad C) künstlich erzeugt. Dabei zeigte sich, daß, wenn er die Larven des Käfers (die den Raupen des Schmetterlings entsprechen) der genannten Temperatur aussetzte, später aus den Puppen Pallida-Käfer ausschlüpften, deren Nachkommen aber wieder normal gefärbt waren. Setzte er dagegen die eben aus der Puppe ausgeschlüpften Käfer der erhöhten Tem-

peratur aus, so änderte sich deren Farbkleid nicht, aber bei der Weiterzucht zeigten nicht nur deren Kinder, sondern auch ihre Enkel, Urenkel usw. ohne selbst auf irgendeiner Entwicklungsstufe der veränderten Temperatur ausgesetzt zu sein, das Aussehen der Pallidaform. Die künstlich erzeugte Änderung konnte sich an dem bereits völlig ausgebildeten Farbkleid des Käfers nicht mehr geltend machen, wohl aber an dessen Keimzellen, in denen sie die Anlage abänderte, und damit wurde diese Änderung eine erbliche.

Für den Naturforscher sind von jeher jene Mutationen von besonderem Interesse gewesen, die sich als praktisch nützlich für die betreffende Art oder Rasse erwiesen haben, z. B. Erbänderungen des Felles bei Änderungen des Klimas, welch letztere sich im Laufe der Erdgeschichte ja öfters ereignet haben; oder Änderungen des Farbkleides bei Veränderung der Umgebung derart, daß das betreffende Tier sich schwer von dieser unterscheiden läßt und dadurch vor Angriff und Verfolgung geschützt ist. Ich erinnere an das weiße Fell vieler in der Eisregion heimischer Arten und an das gelbe Fell der Wüstentiere. Trotz zahlreicher Versuche ist die künstliche Erzeugung solcher erblichen „Anpassungen“ bisher noch nicht gelungen. Denn bei den von Przibram und von Sumner bei Ratten und Mäusen erzielten Änderungen des Haarkleides — bei längerer Zucht unter erhöhter Temperatur wurde der Pelz bei den Versuchstieren und deren unbeeinflußten Nachkommen lockerer — steht die Erblichkeit noch nicht sicher fest.

Einiges Aufsehen erregten seinerzeit die Mitteilungen über angeblich geglückte, experimentelle Erzeugung erblicher Anpassungen von seiten Kammerers. Er experimentierte mit dem bekannten Feuersalamander, der eine stark in die Augen fallende schwarz und gelb gefleckte Hautfarbe besitzt. Dieser Salamander macht eine Verwandlung vom Kiemen- zum Lungentier durch. Nach Kammerer sollen junge, aber bereits verwandelte Tiere, wenn man sie auf gelber Lehmerde hält, immer größer werdende gelbe Flecken bekommen, während umgekehrt auf schwarzer Gartenerde das Schwarz auf Kosten des Gelb zunehmen soll; d. h. die Tiere passen sich mit ihrer Farbe derjenigen der Umgebung an und diese Anpassung soll auch bei den Nachkommen in die Erscheinung treten, wenn diese auf neutralfarbigem oder entgegengesetzt gefärbtem Boden aufgezogen werden; sie soll also erblich sein. Nun hat aber ein exakter Nachuntersucher, der Heidelberger Zoologe Herbst, an nach Kammerer behandelten jungen Tieren keine der von diesem beschriebenen Änderungen wahrnehmen können; nur an Larven, d. h. an noch nicht verwandelten Salamandern, mit denen Kammerer aber gar nicht experimentiert hat, konnte er ähnliches beobachten. Es kommt hinzu, daß auch die Kammererschen Abbildungen der Kritik nicht standhalten. Gerade solche Photographien, die von entscheidender Bedeutung gewesen wären, fehlen; in andere ist nachträglich hineingezeichnet worden. Bei solcher Unzuverlässigkeit muß man auch der Angabe über die Erblichkeit der angeblich erzielten Farb- und Zeichnungsänderungen durchaus skeptisch gegenüberstehen.

Eine Entstehung nützlicher Erbeigenschaften durch direkte Umweltwirkung ist also bisher völlig unbewiesen. Wie haben wir uns nun aber das Zustandekommen der „Anpassungen“ in der Natur vorzustellen? Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft müssen wir annehmen, daß zufällige aus unbekannter Ursache auftretende Erbänderungen, die ja nicht ganz selten zu sein scheinen, sich bei veränderter Umwelt besonders nützlich erwiesen, d. h. den betroffenen Individuen ein gesichertes Dasein und damit eine stärkere Vermehrung ermöglicht haben, so daß die angepaßten schließlich die nichtangepaßten überwucherten. Der erwähnte amerikanische Zoologe Morgan beobachtete in seinen Fruchtfliegenzuchten das plötzliche Auftreten von erblichen Flügelverkümmerungen. Auch in der Natur kommen stummelflügelige Fliegen vor. Man sollte meinen, daß eine Fliege, die nicht fliegen kann, stark beeinträchtigt ist und früh zugrunde gehen muß. Zumeist wird das auch wohl so sein. Wir wissen aber, daß es auf den Kerguelen, einer Inselgruppe im südlichen Teil des Indischen Ozeans, nur flugunfähige Fliegen gibt. Das hängt mit den starken Stürmen zusammen, von denen diese Inseln fast ständig umtost sind. Eine normale Fliege kann gegen diese Stürme nicht an und geht unter. Es haben sich also von den in stilleren Zeiten dort einheimischen Fliegen bei der Änderung der Windverhältnisse nur solche Exemplare erhalten und fortpflanzen können, die infolge einer zufälligen Keimesänderung (Mutation) stummelflügelig waren und gar nicht in die Versuchung kamen, sich mit dem Wind in einen Kampf einzulassen.

*

Fassen wir das Voranstehende kurz zusammen, so lauten unsere Ergebnisse:

Unser Körper im engeren Sinne ist vergänglich; die Erbmasse, aus der er hervorgeht, ist in gewissem Sinne unsterblich.

Der einzelne Mensch, wie er sich im Laufe seines Lebens entwickelt, ist (wie auch alle übrigen Lebewesen) das Produkt aus zweierlei Faktoren, der von den Vorfahren überkommenen Erbanlagen einerseits und der Umweltswirkungen, denen er ausgesetzt ist, anderseits.

Die Umwelt ändert nur das Erscheinungsbild, das Kleid, und nicht die Erbmasse des Individuums, und ersteres auch nur innerhalb des durch die letztere begrenzten Spielraumes. Die Erbanlagen sind also das Maßgebende.

Sie können nicht willkürlich durch Abänderung der Umwelt von uns beeinflußt werden.

Die in der Natur vorkommenden Abände-

rungen der Erbmasse entziehen sich bezüglich ihrer Ursächlichkeit vorläufig noch unserer Erkenntnis.

*

Was lernen wir nun für unsere Lebensgestaltung daraus? In erster Linie, wenn ich es mit einem beliebten Paradoxon ausdrücken darf, daß niemand vorsichtig genug in der Wahl seiner Eltern sein kann; denn die elterliche Erbmasse ist bestimmend für das Geschick der Kinder. Nun sind wir, um im Bilde zu bleiben, im entscheidenden Moment noch nicht wahlmündig; wir müssen also wohl oder übel die Erbschaft antreten, die Vater und Mutter uns auf den Lebensweg mitgeben. Da ist es uns unter Umständen ein großer Trost, zu wissen, daß die Umwelt (das Wort im weitesten Sinne gebraucht) wenigstens unseren Körper zu modifizieren vermag. Wir müssen uns unserer körperlichen und geistigen Schwächen und Gebrechen, aber auch unserer Kräfte bewußt werden und versuchen, so weit als möglich unsere Umwelt so zu gestalten, daß die Entwicklung ungünstiger Anlagen gehemmt, diejenige günstiger gefördert wird. Dabei müssen wir stets eingedenk bleiben, daß der Entwicklung sowie der Hemmung individuelle, in der Erbanlage begründete Grenzen gesetzt sind. Solche Erkenntnis ist auch für die Erziehung der Kinder von größter Bedeutung. Vor allem aber müssen wir Vorsorge treffen, unseren Kindern ein bestmögliches seelisches und körperliches Erbgut zu sichern. Wir müssen ihnen nicht nur unsere Erbanlagen ungeschädigt durch die sogenannten Keimgifte, zu denen, um nur einige zu nennen, die Genußgifte Alkohol und Nikotin, die gewerblichen Gifte Blei, Quecksilber, Arsen usw. sowie bestimmte Krankheitsgifte gehören, übermitteln, sondern wir müssen uns bei der Eheschließung der Verantwortung bewußt sein, die wir mit der Weiterverbreitung unserer eigenen Erbanlagen und derjenigen unseres Ehepartners übernehmen. Sind wir ohnmächtig bezüglich der Wahl unserer Eltern, so sind wir es nicht bei der Gattenwahl. Jeder Mann trachte, daß seine Kinder die in jeder Hinsicht bestmögliche Mutter, jede Frau, daß sie den bestmöglichen Vater erhalten. Das ist kein phantastisches, sondern ein erreichbares Ziel. Man hat wohl eingewendet, über die Verbindung von Mann und Frau entscheide die sinnliche Liebe und die renne alle guten rassenhygienischen d. h. auf das Erbwohl der Nachkommenschaft gerichteten Vorsätze über den Haufen. Ganz abgesehen davon, daß in der Praxis die Mehrzahl der Ehen nicht aus Liebe, sondern aus ganz anderen Motiven, in erster Linie wirtschaftlichen, geschlossen wird, sind Rassenhygiene und Liebe durchaus vereinbar. Das weibliche bzw. männliche Ideal der Jugend ist in hohem Grade abhängig von der Erziehung. Man erziehe seine Kinder so, daß sie körperliche und seelische Gesundheit und Kraft einerseits und Schönheit andererseits nicht als Gegensätze, sondern als identisch empfinden. Das bedeutet kein Stallmagd- oder Fuhrknecht-Ideal; denn Gesundheit ist durchaus nicht mit Notwendigkeit mit schlechten Formen und groben Zügen vergesellschaftet; auch legt die Rassenhygiene besonderen Nachdruck auf geistige Begabung und seelische Schönheit, die nicht ohne Einfluß auf den Gesichtsausdruck und damit auf die Anziehungskraft des Gesichtes zu bleiben pflegen. Eine solche Erziehung bewahrt aber vor pathologischen Idealen, wie sie ihren Ausdruck wiederholt in hervorragenden Kunstwerken gefunden haben, deren künstlerischer Wert dadurch nicht gemindert wird, von denen aber in rassenhygienischer Hinsicht eine unheilvolle Wirkung ausgegangen ist.

Wenn man heute von Rassenhygiene spricht, so denkt die Mehrzahl der Hörer dabei an die Ausschaltung minderwertiger Erbanlagen von der Fortpflanzung. Gewiß kann diese insofern eine wichtige Rolle spielen, als sie der Verbreitung ungünstiger Erbanlagen den Boden entzieht. Aber abgesehen von ihrer beschränkten praktischen Durchführbarkeit, reicht diese „negative" Rassenhygiene auch sonst nicht aus, um die Existenz der Rasse zu sichern. Dazu ist „positive" Rassenhygiene nötig. Der Untergang der Kulturvölker ist kein naturgesetzlicher, wie die Mehrzahl der Menschen noch immer zu glauben scheint. Der Vergleich eines Volkes mit einem Einzelindividuum z. B. einem Baum, der wächst, blüht, Früchte trägt und abstirbt, ist biologisch unzulässig, da das Volk aus einer Geschlechterfolge besteht. Die Geschichte lehrt, daß der Zusammenbruch der antiken Kulturwelt auf die ungenügende Fortpflanzung der Aufgestiegenen d. h. der durchschnittlich mit besseren, namentlich besseren geistigen Erbqualitäten Ausgestatteten zurückzuführen ist.

Auch uns bedroht die schwere Gefahr des Aussterbens der höher begabten und auch sonst besonders tüchtigen Familien. Tragen wir Sorge, sie in ihrer Fortpflanzung so zu fördern, daß die Tüchtigen die Untüchtigen sozusagen überwuchern. Der Wege dazu gibt es viele. Wir müssen uns hier darauf beschränken, sie nur anzudeuten. (Wer sich dafür interessiert, dem empfehlen wir Schallmayers Vererbung und Auslese. 4. Aufl. Jena 1920 und Baur, Fischer, Lenz: Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene. II. Bd. 2. Aufl. München 1923.) Nur das wollen wir betonen, daß sie durchaus vereinbar sind mit unseren humanen Idealen. Ist doch die Rassenhygiene selbst, ihrem eigensten Wesen nach, indem sie die Fülle von Herzeleid, die der Menschheit aus der Unabänderlichkeit verhängnisvoller Erbanlagen erwächst, zu verhindern trachtet und die Rasse durch Begünstigung wertvollen Erbgutes zu veredeln sucht, höchste Humanität.

„Aufwärts geht unser Weg, von der Art hinüber zur Überart. Aber ein Grauen ist uns der entartende Sinn, welcher spricht: Alles für mich!"

Spiegelung der Liebe

Von Carry Brachvogel

Seit vielen Jahren speisten die drei Damen — die Fürstin, die Exzellenz und die Witwe des großen Staatsmanns — einmal wöchentlich, immer bei einer andern, ein kleines erlesenes Diner. Zuerst, Jahrzehnte zurück, als junge Frauen mit ihren Männern, die nicht nur freundschaftliche, sondern auch politische und kommerzielle Beziehungen verbunden hatten. Dann waren mit den Eltern junge Kinder gekommen, Verlobte von Söhnen und Töchtern — nun aber waren die drei allein. Die Gatten waren tot, die Kinder verheiratet oder im fernen Land — nur die trauliche Gewohnheit dieser allwöchentlichen, kleinen gemeinsamen Mahlzeit war geblieben. Voll Wehmut gedachte wohl jede des unvermeidlichen Tags, da nur mehr zwei da sein würden und dann nur mehr eine . . .

In Vorväterzeiten hätte man die drei Damen gewiß alt, wenn nicht gar „Greisinnen" geheißen. Um ihre von Zofenhänden geschickt und kunstvoll aufgesteckten Haare spann schon dichter Reif, und die feinen Hände wiesen leise Knitterfältchen. Dennoch wirkten diese Damen nicht alt. Wie sie jetzt, nach dem Mahl, in hohen Armstühlen um den Kamin saßen, mit den wohlfrisierten weißen Köpfen, den feingeknitterten Händen, den schillernden Seidenkleidern, um den Hals die Perlenkette mit dem goldenen Lorgnon der Weitsichtigkeit, waren sie wie ein anmutig-verblaßtes Bild aus einer vergessenen, liebenswürdigen Zeit . . .

Die Exzellenz sandte aus ihrer Zigarette blaue Rauchschwaden ins Gemach hinein, die Witwe des großen Staatsmanns nippte an ihrem Cordial Médoc, die Fürstin ließ das Schiffchen ihrer Occhiarbeit langsamer hin und her gleiten, und alle drei spürten, wie aus der frühen Dämmerung dieses trüben Novembernachmittags Schemen der Vergangenheit auf sie zugeschlichen kamen.

Die Buchenklötze im Kamin prasselten geschäftig, als müßten sie sich außer Atem mühen, um dies weite Gemach des alten, fürstlichen Palastes (heute war der Tag der Fürstin) zu erwärmen. Ihr Prasseln war aber nur eitel Flunkerei, denn die unter den Fenstern verborgene Warmwasserheizung hatte den Buchenklötzen längst den Dienst abgenommen, und sie durften nur noch prasseln, weil die Fürstin sich eine Plauderstunde ohne Kaminfeuer nicht denken mochte.

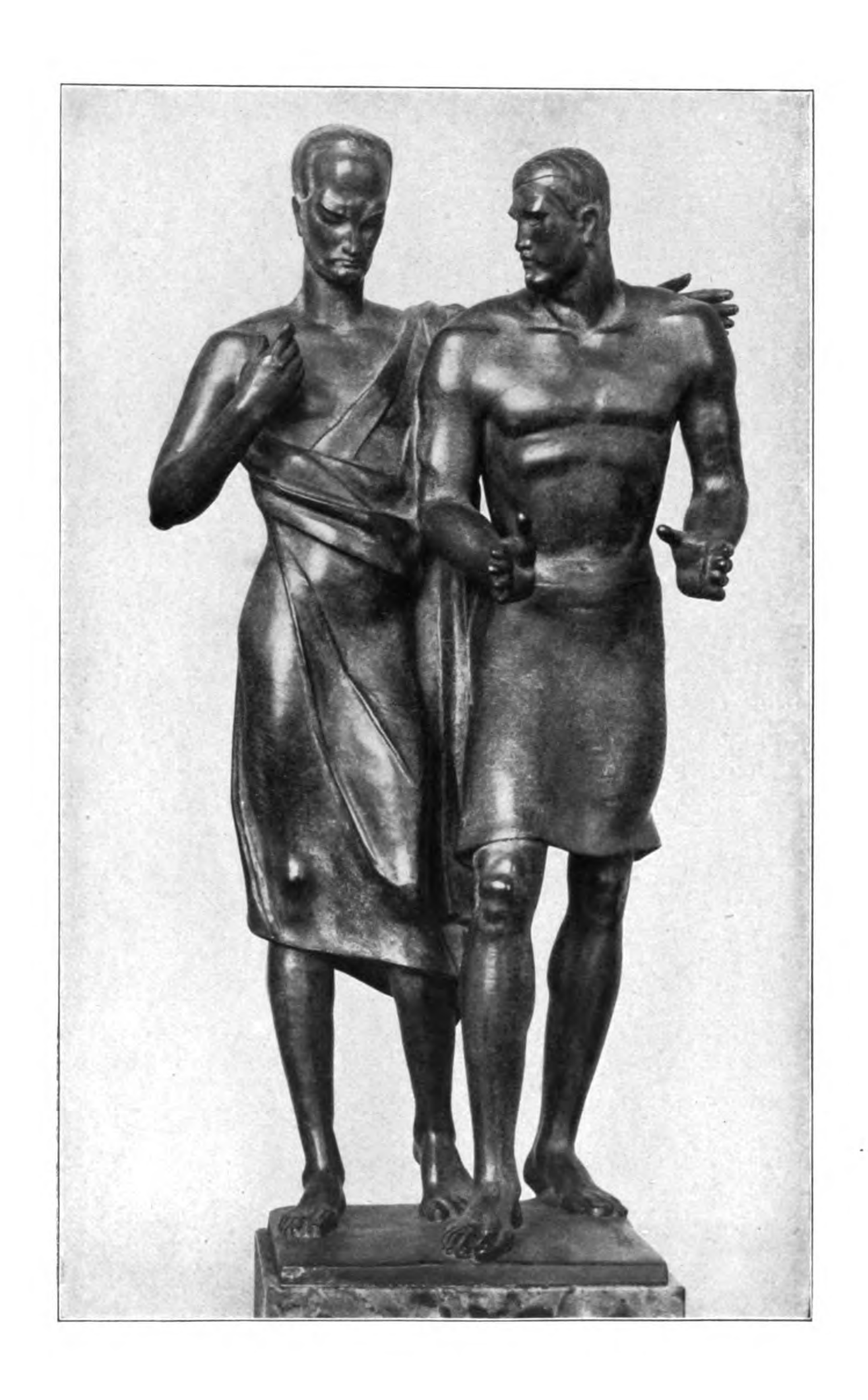
Die Gedanken der drei Damen liefen in weit entfernte Zeiten zurück, und wie immer, wenn man der Vergangenheit gedenkt, drängte sich das Wort Glück auf die Lippen. Nicht vom Glück des Alltags sprachen sie, sondern von ungewöhnlichen, erlesenen Stunden, da sie ganz aufgelöst gewesen in einer Empfindung, die mit Gewöhnlichem nichts gemein hatte. Denn diese drei Frauen waren durch ein überreiches Leben geschritten und hatten Kronen getragen: Kronen der Schönheit, des Leides und des Ruhms. Darum konnten sie ungewöhnliche Erinnerungen heraufbeschwören, Vorgänge, die wohl auch andre geschaut hatten, die aber durch die besondere Art ihres Wesens zum gewaltigen Erlebnis geworden waren. Die Exzellenz sprach von dem überwältigenden Jubel, als ihr Mann nach dem Siebziger Krieg an der Spitze seines ruhmumrauschten Regiments eingezogen war, die Witwe des großen Staatsmanns von dem Tag, da das ganze Parlament atemlos auf ihren Gatten blickte und hörte, der bislang nur ein Politiker wie andre geschienen hatte.

Dann waren die beiden verstummt und auch die Fürstin schwieg. Das Elfenbeinschiffchen ruhte und die kleine Arbeit lag auf ihren Knien. Leise, als fürchte sie, die Schemen zu verscheuchen, die wie in dankbarer Liebkosung um die drei einsamen Frauen schwebten, sagte sie: „Fast scheue ich mich, mit meinem ganz persönlichen, an kein Volksschicksal geketteten Glückserlebnis zu kommen. Aber ich habe einmal, ich weiß nicht mehr wo, ein Wort gelesen, das ich nicht mehr vergessen konnte: ‚Es gibt im Leben eines Menschen zwei Höhepunkte, neben denen alles andre klein erscheint. Der eine — wenn er eine ihm unbekannte Menge mit sich fortreißt. Der andre — wenn er eine Seele bezwingt, die ihm widerstrebte'. Ihr beide habt von dem Glück der Fortgerissenheit gesprochen, so hört mir denn geduldig zu, wenn ich von dem zweiten Höhepunkt rede . . ."

Die Exzellenz meinte: „Liebe Freundin, nun kokettieren Sie, was sonst nicht Ihre Gewohnheit ist! Sie, die Bühnentriumphe genoß, wie kaum eine andre, Sie wissen wohl, was das Glück des Hinreißens ist."

Die Fürstin schüttelte den Kopf.

„Schweigen Sie von diesen billigen Triumphen, die ich so schnell vergaß, als der Fürst um mich warb. Triumphe, die jedem Liebhaber im blauen Seidentrikot, jeder Kehle mit einem hohen C oder Perlenkoloraturen, zuteil werden, stehen für mich nicht gar so hoch im Preis. Nein, ich habe e i n m a l in meinem Leben das andre Glück erlebt, ein Glück, so zart, so diaphan, daß ich mich beinahe scheue, es mit Worten zu berühren. Denn das Wort ist harte Wirklichkeit, an der die diaphanen Köstlichkeiten der Seele zerbrechen. Auch diese Stunde des zartesten Glücks war wortlos und sie liegt weit zurück, in jener Zeit, da ich eben mein erstes großes Engagement angetreten hatte und begann, die Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Da studierten wir eines Tages das Drama eines jungen und schon berühmten Dichters



Die Arbeit. Bildwerk von August-Wilhelm Goebel

ein. Sein Erstlingswerk hatte ihn hoch emporgetragen — nun fühlten sich die Bühnen verpflichtet, eilig jedes Stück aufzuführen, das er einreichte, mochte es sein, wie es wollte. Ich hatte in diesem Stück eine durchaus unsympathische Rolle, das heißt, eine Frauengestalt, die offenbar einen dem Dichter unsympathischen Typ darstellte: eine energische, von aller Weibchenhaftigkeit entfernte Natur, die obendrein einem Frauenverein mit fortschrittlichen Tendenzen angehört. Solche Erscheinungen nehmen wir heute als selbstverständlich und wohlberechtigt hin, aber ein Menschenalter zurück galten sie beinahe als verabscheuungswürdig und es wurde der Geigenspielerin, einer Rolle voll unwahrscheinlicher Sanftmut, Hingebung und (setzte die Fürstin lächelnd hinzu) Albernheit, nicht schwer, über mich zu siegen und den Mann zu fesseln, der in Verwirrung zuerst gemeint hatte, an meiner Seite müsse sein Glück blühen. So unsympathisch die Rolle auch gedacht war, so interessierte sie mich dennoch oder vielleicht gerade deshalb —"

„Jawohl, meine Liebe, gerade deshalb!" unterbrach sie die Exzellenz neckend. „Denn Sie selbst sind wohl in gewissem Sinn immer eine Widerspenstige gewesen, die zur Griseldis kein Talent hatte!"

Die Fürstin nickte bejahend.

„So ist es. Ich fühlte in der Rolle ein Stück meines eigenen Selbst. Aber auch der Dichter hatte das schnell herausgefunden und übertrug das Gefühl der Abneigung, aus dem heraus er meine Rolle geschaffen hatte, auf mich, das heißt, er witterte wohl in mir ein Wesen, das seinen Vorstellungen von wahrer Weiblichkeit oder Weibchenhaftigkeit nicht entsprach, und weil er ein temperamentvoller und auch wenig erzogener Mensch war, gab er sich kaum Mühe, seine Antipathie gegen mich zu verbergen. Er war natürlich nie unartig, fand anerkennende Worte für die scharfe Charakterisierung, die ich meiner Rolle lieh, aber weil Antipathie fast immer Antipathie erzeugt, standen wir uns bald mit einem Widerwillen gegenüber, der ebenso grundlos wie heftig war. Meine Kollegen sahen es, lachten, und der eine sagte einmal zu mir: ‚Das kann ich mir wohl denken, daß Sie einem Mann wie ihm auf die Nerven fallen! Der ist ein andres Genre gewöhnt! Wenn Sie seine Frau kennen würden, wäre Ihnen das ohne weiteres klar!'

‚Die unanständige Madonna!' sagte lachend ein zweiter, und ich erfuhr, daß der junge Dichter, kaum den Jünglingsjahren entwachsen, ein verrufenes aber wunderschönes Modell geheiratet hatte, dem ein Spottvogel ob seiner sanften Schönheit und seines ausschweifenden Wesens den Beinamen ‚die unanständige Madonna' aufgebracht hatte. Sie sprachen dann noch allerlei über dies ungleiche Paar; ich interessierte mich nicht weiter dafür, zudem jetzt der Dichter zu uns trat und in einem Ton, der anerkennend sein sollte und in dem doch unbeherrschte Abneigung klang, sagte: ‚Ich mache Ihnen mein Kompliment, gnädiges Fräulein! Sie machen aus der Rolle, die ich vielleicht ein wenig stiefmütterlich behandelt habe, eine so lebenswahre Gestalt, daß man beinahe meinen könnte, Sie spielten ein wenig sich selber!' Und da er fühlen mochte, wie unhöflich er gewesen, setzte er schnell hinzu: ‚So zu charakterisieren vermag nur eine große Künstlerin!'

Ich lächelte gezwungen, er verneigte sich ebenso und unser Gespräch auf dieser Probe war zu Ende. Wir führten ähnliche auf weiteren Proben und unsre gegenseitige Antipathie wuchs, je öfter wir miteinander sprachen. Denn das spürten wir wohl beide: wir standen uns nicht etwa als Herr Soundso und Fräulein Soundso feindlich gegenüber — nein, in uns prallten zwei Weltanschauungen aufeinander, die Frau, die sich dem Manne ebenbürtig fühlt, und der Mann, der sie noch im Bann der Geschlechtshörigkeit wissen will. Ich konnte wohl begreifen, daß der Gatte einer ‚unanständigen Madonna' den Typ der ihres Werts bewußten Frau nicht vertragen konnte, aber auch dies Verstehen brachte keinen Wandel in unsern gegenseitigen Gefühlen hervor, und wir blieben kratzbürstig wie in der ersten Stunde der ersten Probe.

Es gab einen großen Erfolg und nach der gelungenen Erstaufführung das übliche Souper, das ich aber sehr früh verlassen mußte, weil ich mich nicht wohl fühlte und auch zu Hause schon eine neue große Rolle für mich lag. Aber ich mußte fest versprechen, an der Schlittenpartie teilzunehmen, die alle Mitwirkenden auf Einladung des Dichters vereinen sollte. Heiß und erregt vom Erfolg rief er: ‚Gleich morgen soll sie sein! Morgen hält der Schnee noch — wer weiß, ob er nicht schmilzt, wenn wir länger warten! Ich bestelle in aller Herrgottsfrühe die Schlitten und wir fahren nachmittags nach Großhesselohe, trinken dort Kaffee, sind lustig, laufen im Wald herum oder setzen uns mit der Klampfen (Gitarre) ins warme Zimmer und spielen und singen und tanzen und genießen den Tag, der so schön nie wieder kommt! Dann essen wir zu Abend und in der Mondnacht fahren wir heim! Herrgott, wird das schön sein! Und alle müßt ihr mit! Keiner darf ‚nein' sagen oder ein bedenkliches Gesicht ziehen! Kinder, laßt uns die Stunde küssen — wer weiß, was die nächste bringt!'

Ich hatte ihn nie so gesehen. Klein, schmächtig, mit einem fahlen Gesicht, in das struppiges, dunkles Haar fiel und dessen unruhiges Mienenspiel mich stets nervös gemacht hatte, war er mir immer als ein ausgesprochen häßlicher Mann erschienen. Auch jetzt fand ich ihn nicht anders, nur lag etwas Rührendes über ihm, weil er so überschwemmt, so hilflos dastand im Rausch seines Erfolgs. Auch seine Frau sah ich an diesem Abend. Sie war ungewöhnlich schön, von einer wahrhaft madonnenhaften, blonden Schönheit, und ich begriff nicht, wieso sie, die still und ohne eine Spur von Gefallsucht, zwischen dem

Intendanten und dem Kritiker des größten Blattes saß, zu dem Beinamen ‚die unanständige Madonna' gekommen war. Eigentlich wirkte sie schüchtern, von einer Schüchternheit, die verriet, daß sie keine Dame der großen Welt war; aber keine Tochter aus gutem Hause hätte sich ruhiger benehmen können als sie. Sichtlich befangen sprach sie auch mit mir etliche Worte — offenbar hatte ihr Mann ein sehr unvorteilhaftes Bild von mir entworfen. Wie ich schon sagte, verließ ich das Fest bald, erkundigte mich auch nicht nach dem weiteren Verlauf, hörte nur nebenbei, daß man noch lange zusammen geblieben und recht animiert geworden sei . . .

Am nächsten Nachmittag konnten wir alle leichten Herzens die Schlitten besteigen, denn an diesem Tage war nur im Opernhaus Vorstellung, wir vom Schauspiel waren also frei und abgesehen von der üblichen Meldung, wo wir im Notfall zu finden wären, gehörten Abend und Nacht uns.

In dem alten, gemütlichen Gasthaus von Großhesselohe ging's bald lustig her. In acht Schlitten waren wohl an die vierzig Personen herausgekommen, Freunde des Dichters, die er kunterbunt geladen, kamen als Nachzügler mit der Bahn oder gar zu Fuß. In dem großen niedrigen Saal, der für uns geöffnet worden war, schwirrte es von Stimmen, Gelächter, gesummten oder gesungenen Liedern und vom Klang der Zupfgeigen. Einige junge Maler, die sozusagen als Zaungäste gekommen waren, hatten ihre ‚Klampfen', wie sie es nannten, mitgebracht und sangen ohne sonderlich viel Stimme, dafür aber voll Humor und Übermut Schnadahüpfln und kecke Chansons. Eine Harmonika gesellte sich ihnen und nun ging's zum Tanz. Jetzt sah ich die Frau des Dichters wieder; in der wirren Menge, in dem nur von Petroleumlampen erhellten Raum hatte sie sich für meinen Blick im Gewühl verloren. Sie sah verführerisch schön aus in einem Kleid, das zwar weder der Mode noch der Jahreszeit entsprach, denn es bestand eigentlich nur aus einem Stück blaßviolettem Stoff, den sie malerisch so um sich gewickelt hatte, daß seine Falten zwar verhüllten und dennoch zur Schau stellten und Arme, Hals und Nacken frei ließen. Ihr blondes Haar hatte sie mit einem jener feinausgesägten hohen Hornkämme aufgesteckt, wie unsere Urgroßmütter sie trugen, und um den Hals hing an einer nichtigen Kette irgendein wertloser Anhänger, ein dunkler Stein, der die Weiße ihrer Haut noch blendender machte. Wie ich sie so sah, begriff ich wohl, daß sie den Männern die Köpfe verdrehen und einen schwachen Mann auch zur Heirat bringen konnte . . .

Der Tanz begann. Vier, fünf Männer drängten sich, um sie als erste zum Walzer zu holen. Sie lachte jedem zu, streckte wie hilflos die Arme aus, als wollte sie sagen: ‚Ich kann mich eurer ja nicht erwehren!' und glitt mit einem von ihnen im Tanze dahin. Ich tanzte nicht, denn es interessierte mich weit mehr, Beobachterin zu sein, als mit irgendeinem Kollegen oder Kritiker, der vielleicht auch noch außer Takt kam, hier herumzuhüpfen. Ich sah in das Gewühl der durcheinanderflutenden Paare, aus dem immer wieder der blonde Kopf mit dem hohen Hornkamm auftauchte. Sie tanzte — niemals habe ich eine Frau so tanzen sehen! Temperamentvoll, leidenschaftlich, bacchantisch — das alles sind nur Worte, die nicht an das heranreichen, was sie in ihrem Tanz war. Ein Symbol der Schamlosigkeit — das war ihr Tanz. O nicht, daß sie eine häßliche Geste machte, eine der heutzutage beliebten unanständigen Bewegungen fand, nein, aber wie sie dem Tänzer im Arm lag, ihn aus halbgeschlossenen Augen ansah und mit bebenden Lippen ihm irgend etwas zuflüsterte — das war, als ob sie inmitten dieser tanzenden Menge ihm ihr letztes Geheimnis preisgäbe . . . War der Tanz zu Ende, verstummte die Ziehharmonika für eine Viertelstunde, dann bot die Blonde ein andres Bild. Dann lachte sie überlaut, kreischte, schrie, schlug nach den jungen Männern, die jetzt schon frech wurden, sich an sie drängten, wie unversehens ihre nackten Arme berührten, ihren Nacken streiften, ihr gefüllte Krüge und Gläser boten, aus denen sie ihnen zutrinken mußte, damit jeder Männermund gierig die Stelle suchen konnte, die ihre Lippen genetzt hatten. Einer von ihnen griff neckend nach dem Hornkamm, und als sie, scheinbar erschrocken, ihn abwehren wollte, zog er ihn lachend aus den blonden Wellen. Sie tat, als ob sie das Haar festhalten wollte, ich aber sah wohl, daß sie heimlich und blitzschnell die Nadeln herauszog, so daß es nun ungebunden niederfiel. Lachend, mit brennenden Augen griffen die Männer nach den lichten Strähnen, wickelten sie um die Finger, küßten sie und sahen die Frau mit Augen an, die sagten: ‚So küsse ich deinen süßen Mund!' Und sie lachte, kreischte, duldete, daß die Männer sich die blonden Strähnen um die Hand wickelten und die Frau an sich zogen . . . Sie war berauscht — nicht von Bier oder Wein, sondern vom Tanz, von den flammenden Blicken der Männer und von der eigenen Schönheit . . . Gestern, an der Festtafel hatte sie die Maske getragen, die der gesellschaftliche Zwang ihr vorband, heute aber, wo sie sich gehen lassen konnte, heute sah ich ihre wahre Gestalt . . .

Ich stand, sah dem Treiben dieser schönen Schamlosen zu und bemerkte nicht, daß schon seit langem ein Mann neben mich getreten war — ihr Mann. Wir standen beide hart nebeneinander, scheinbar uns nicht erkennend, in Wahrheit gemeinsam gebannt, durch die Szene, die sich vor uns abspielte. Es war der Augenblick, in dem der junge Mensch den Kamm aus den Haaren der Frau zog und ihre Blondheit niederflutete . . . In diesem Augenblick vernahm ich neben mir einen Laut, als ob ein Mensch stöhnte, unwillkürlich sah ich in das Gesicht des Dichters und



Meister der Graphik: Teich. Radierung von Friedrich Stichling

senkte gleich wieder die Augen. Nie mehr habe ich in einem Antlitz soviel Zorn, Scham und Verzweiflung gesehen . . .

Nach Mitternacht fuhren wir in die Stadt zurück. Diesmal waren die Schlitten nicht so dicht besetzt, denn etliche der Gäste hatten erklärt, daß sie die Nacht durchzechen und morgens zur Ernüchterung heimgehen wollten, etliche andre wollten, der blauen Mondnacht zuliebe, den verschneiten Fußweg nehmen — kurz, in mehr denn einem Schlitten saßen nur drei oder auch zwei Leute. Wie es kam, weiß ich nicht mehr, habe es auch wohl nie recht gewußt, aber als es zur Abfahrt ging, saßen der Dichter und ich allein in einem Schlitten, der mit leisem Schellengeklingel in die Mondhelle hineinglitt. Ich war erstaunt, befangen, und wußte eine Sekunde lang nicht, wie ich mich in die seltsame Situation finden sollte, mutterseelenallein stundenlang Seite an Seite mit einem Manne dahinzufahren, der mir im Grunde ebenso zuwider war wie ich ihm. Aber das dauerte nur eine Sekunde — er legte sorgsam die Felldecke über meine Knie und die seinen — dahin flogen wir . . .

Und nun geschah das Seltsame, fast möchte ich sagen, das Spukhafte, wenn nicht an dem Worte ‚Spuk' immer die Vorstellung von Angst und Grauen hinge . . . An das Seltsame, das wir beide in diesen Stunden erlebten, rührte aber keine Angst, kein Grauen, überhaupt kein Gefühl, das sich mit einem scharf umrissenen Wort deuten ließe. Um uns die atemlose Stille der winterlichen Nacht — kälter noch als Schnee und Tannenreif starrt die blinkende Mondsichel. Hell, blau und totenhaft ist diese Nacht — nur die Schellen unsres Schlittens rufen mit leisen Stimmen in die blaue Leere hinein ...

Wir sitzen nebeneinander, in die Kissen gelehnt, meiden unsre Blicke wie vorhin im Saal, meiden sie beinahe eigensinnig, als fürchteten wir, daß sie enthüllen könnten, was niemand wissen sollte, ja, was wir selbst eigentlich nicht wußten . . . Wir regen uns nicht, nicht die leiseste unwillkürliche Berührung stört uns auf, und so fahren wir in blauer Nacht dahin, jeder scheinbar allein, scheinbar in sich versunken und weiß doch, daß im andern dieselbe Wirrnis ist, wie in ihm selbst . . . Wirrnis? Nein, das Wort lügt, wie eben alle Worte hier lügen oder zu hart, zu voll von Wirklichkeit sind. Denn es ist doch wie Spuk, was wir beide erleben — Spuk und Rausch einer blauen Winternacht. Lange fahren wir so dahin, Seite an Seite, ohne ein einziges Wort zu wechseln, ohne einen Blick zu tauschen, jede Berührung, jedes Zeichen der eigenen Anwesenheit meidend. Dann, langsam, wie unter einem Bann, wenden wir uns einander zu und unsere Augen treffen sich. Treffen sich stumm und lassen einander nicht mehr los. Immer noch sprechen wir kein Wort, meiden ängstlicher noch als vorher jede Berührung, aber unsre Augen enthüllen alles, was Menschen einander sagen und verschweigen können, und wie vorhin im Saal eine Schamlose im Tanz sich symbolisch entblößte, so enthüllen sich im Blick unsre Seelen, schmiegen sich ineinander, verstehen einander, ob sie gleich gestern noch wie Feindinnen voreinander standen. Blaue Winternacht . . . Mondsichel . . . und zwei Augenpaare, die einander das Tiefste und Reinste anvertrauen, dessen Menschen fähig sind. Liebe, jäh erwachte Liebe? Liebe, die in der Verkleidung der Abneigung schon lange umging und nur auf die günstige Stunde wartete, um sich zu entschleiern? Nichts von alledem. Es war nur, als ob mit einem Male vor uns ein streng verschlossenes Tor aufgesprungen wäre und wir wandelten in eine leuchtende Ätherferne hinein, in der es nichts Wesenhaftes gab, nur Licht, Wärme, Gefühl und eine traumhafte, unkörperhafte Empfindung des eigenen Seins . . . Wir saßen, ließen unsre Augen sprechen und rührten uns nicht. Ein-, zweimal zuckte wohl meine Hand oder die seine leise, als wollten sie sich fassen, aber immer wieder sanken sie scheu zurück. Nichts, gar nichts durfte diese wundersame Stunde trüben, die nur den befreiten Seelen und ihren Fürsprechern — den Augen — gehörte. Wir fuhren und fuhren und wurden nicht müde, unseren Augen zu lauschen, die immer glänzender wurden, immer liebereicher und doch nicht von Liebe redeten, wie Menschen sie sonst verstehen, sondern von einer diaphanen, die zerronnen wäre wie eine Erscheinung, wenn man sie mit Worten angeredet hätte . . .

Dann hielt der Schlitten vor meinem Haus. Der Dichter half mir heraus, hielt eine Sekunde lang meine Hand, ohne sie zu küssen oder auch nur mit festerem Druck zu umspannen — der Ätherflug dieser Nacht war zu Ende. Wenn wir uns an künftigen Tagen aus der Ferne sahen, wichen wir einander aus. Was wir erlebt hatten, konnte keine Fortsetzung und auch keinen Alltagsschluß finden . . .

Bald nachher verließ ich die Bühne, um die Frau des Fürsten zu werden. Von dem Dichter hörte ich lange nichts mehr, denn das Amt meines Mannes rief uns in ferne Länder. Später erfuhr ich, daß die Ehe mit der Blonden ihn völlig zerrüttet hatte, so daß er, als sie ihn mit einem Liebhaber verließ, dem Trunk anheimfiel und schließlich in einer Heilanstalt endete . . ."

Die Fürstin schwieg. Die drei Damen sahen nachdenklich in die rote Glut des Kamins. Die Exzellenz hörte aus weiter, weiter Ferne den brausenden Marschschritt siegreicher Regimenter, die Witwe des großen Staatsmanns die atemlose Stille, in der ihr Gatte die erste Staffel des Ruhms erklomm, die Fürstin sah eine starre Mondsichel in blauer Winternacht und zwei Männeraugen, die in Scham, Reue und tiefster Neigung zu ihr sprachen . . .

Über allen dreien schwebte in zartesten Farben ein Abglanz entschwundenen Glücks ...

Der Belcanto. Von Walter Dahms

1771 zum Karneval in Venedig! Drei Monate eines ununterbrochenen Festes; Tag und Nacht Musik und Gesang, auf den Plätzen und Straßen, in den Häusern und auf den Kanälen, in den Kirchen und Theatern. Ein Fremder, der nach Italien gekommen war, um die Geheimnisse des Belcanto in der Heimat des Kunstgesanges selbst zu ergründen, suchte in der Dunkelheit den Weg zu einem der vielen Theater, in denen allabendlich Oper gespielt wurde. Es war etwa zwei Stunden vor Beginn der Vorstellung, als er schon erwartungsvoll das berühmte Teatro Cassanio betrat. Gerade wurden dicht vor der Bühne zwei kümmerliche Lampen an Holzstangen befestigt. Das war die ganze Beleuchtung des Raumes, in dem der italienische Kunstgesang, der echte Belcanto, seine Wunder entfalten sollte! Hier und da brannte in einer der vielen Logen ein schwaches Licht. Der Fremde fand zu seinem Erstaunen schon eine Menge Leute im Theater vor, einige lagen auf den Holzbänken und schliefen, andere schwatzten und lachten. Es waren Dienstboten, die bereits am frühen Morgen gekommen waren, um für ihre Herrschaften Plätze zu reservieren; denn bei den Opernvorstellungen war der Andrang des Publikums so groß, daß die Logen für die vornehme Welt nicht ausreichten. Die Musiker nahmen unmittelbar vor der Bühne Platz; an ihren Pulten brannten qualmende Kerzen. Das Theater füllte sich. Händler riefen Erfrischungen aus; es war ein Betrieb wie auf einem Jahrmarkt. Endlich begann die Vorstellung mit einer jener Opern, die nur geschrieben waren, um die Sänger glänzen zu lassen. Dabei benahm man sich im Publikum wie auf der Bühne gleich unbekümmert. Die dunklen Logen waren Schauplatz der verwegensten Liebesabenteuer. Das große Publikum belachte die Witze, mit denen ungeschickte Schauspieler verhöhnt wurden. Die „goldene Jugend" aber machte sich den Spaß, mit Orangenschalen ins Parterre zu werfen. Nur bei den großen Arien herrschte einige Andacht; gefielen sie, so heulte man so lange, bis sie wiederholt wurden. Die Sänger standen auf der Bühne herum, schnupften Tabak, machten ihren Freunden Zeichen; hatten sie zu singen, dann schlugen sie mit Händen oder Füßen den Takt, denn es gab damals in der Oper noch keinen Dirigenten. Im Mittelpunkt aber stand die Primadonna oder einer jener Kastraten, die die Welt mit ihrem Ruhm erfüllten. Ihretwegen kam man ins Theater, um sich an dem Glanz einer märchenhaft schönen Stimme oder den Künsten einer blendenden Virtuosität zu begeistern. Alles andere war nur Staffage. Das war die Welt, in welcher der Belcanto erblühte. — Am andern Tag konnte der Fremde in die Marcuskirche gehen und hier in anderer Form das Wunder des Belcanto erleben. Fünf Stunden dauerte dort die große Messe. Für die vornehmen Besucher waren Tribünen aufgeschlagen. Sechs Orchester spielten, zwei große auf den Orgelemporen und an allen vier Seiten je ein kleines. Dazu kamen noch etwa 400 Sänger. Und über die Massen der Chöre und Orchester hinweg erhoben sich die herrlichsten Solostimmen: das waren die ausgewählten Zöglinge der berühmten venezianischen Musikschulen, die in San Marco ihre ersten Triumphe feierten. Auch hier war alle Musik nur ein Schwelgen in der Kunst des Belcanto.

Die Geschichte des Belcanto oder des Kunstgesanges fällt mit der Geschichte der italienischen Oper zusammen. Um das Jahr 1600 bemühten sich in Florenz hervorragende italienische Musiker und Dichter um die Wiedererweckung der griechischen Tragödie, die man sich schon damals durchaus als eine Art Musikdrama vorstellte. Man wollte die Musik aus den schweren Fesseln des polyphonen imitierenden Stils, der die Kirchen- und Kammermusik beherrschte, befreien und sie zu einer geschmeidigeren Interpretation des Worts fähig machen. Dies Ziel schien auf der Bühne am ehesten erreichbar. Aber während man die alte griechische Tragödie neu schaffen wollte, fand man — die Oper, das heißt etwas wesentlich anderes. Die ersten Schäferspiele und Musikdramen waren die Kunst des höfischen Menschen, des Aristokraten, der in reizvoller Weise von der Kunst unterhalten sein wollte. Die Hauptforderung war die, daß das gesungene Wort verständlich werden sollte. Um das zu erreichen, mußten die Komponisten zu einer Auflockerung des bisherigen Stils in der Musik schreiten. Damals entstand das, was wir allgemein Melodie und Harmonie zu nennen gewohnt sind; es wurde allmählich die Fähigkeit der Harmonien als Stufen entdeckt, Melodiebögen tragen zu können. Die Melodie wurde etwas Selbständiges, das von Harmonien „begleitet" wurde — ein Prinzip, auf dem drei Jahrhunderte lang die Entwicklung der Musik beruht hat. Die Melodie aber war Gesangsmelodie.

In der neuen Form der Oper dominierten die Singstimmen. Die Instrumente hatten nur die Begleitung auszuführen. Es ergab sich ganz von selbst, daß mit den neuen und größeren Anforderungen an die Singstimmen auch Methoden entstehen mußten, die dazu dienen konnten, die Stimmen daraufhin auszubilden. Die ersten Opernkomponisten waren auch zugleich die ersten modernen Gesangsmeister, die die Prinzipien für den Belcanto aufstellten. Ihr Ziel war, die menschliche Stimme zu einer immer größeren technischen Geschicklichkeit und zu einer immer vielseitigeren Ausdrucksfähigkeit zu erziehen. In

allen bedeutenderen italienischen Städten befanden oder bildeten sich große Gesangsschulen kirchlicher Art, die nun auch die Ausbildung der Theatersänger übernahmen. Der neue „Canto drammatico“, der dramatische Gesang, erstrebte die Vereinheitlichung von Deklamation und Melodie; und das war nur durch die Methode des „Belcanto“ zu erreichen, deren Kernproblem die vollkommene Verbindung von Wort und Ton ist. Es ist kein Zufall, daß die Heimat dieser Kunst Italien ist. Denn die italienische Sprache ist mehr als jede andere geeignet, die Forderung des Belcanto nach restloser Verschmelzung von Wort und Ton zu erfüllen.

Die Melodie, welche mit der Entstehung der italienischen Oper aufkam, war ein Mischungsprodukt aus dem bis dahin üblichen Solo-Madrigal und dem Volkslied. Gerade dadurch, daß das Volkslied in die sehr gelehrte und künstliche Kunstmusik befruchtend eindrang, gewann die neue Musik eine Kraft und Frische, die sie zu einer außerordentlich schnellen und großartigen Entwicklung befähigten. Die eigentliche Form des Kunstgesanges in der Oper aber wurde die Arie in ihren verschiedenen Abarten. Bald diente sie zu empfindsamem Gefühlserguß, bald war sie Ausdruck dramatischer Leidenschaften; in ihr kam das Komische ebenso wirkungsvoll zur Darstellung, wie sie sich zum virtuosen Effektstück von Stimmakrobaten aufputzen ließ.

Eine Kunstform, wie die Oper, die den Sänger so stark in den Vordergrund drängte, wurde in ihren Anforderungen an den Gesangskünstler immer anspruchsvoller. Aber die Belcantoschulen vervollkommneten ihre Methoden so schnell, daß sie alle Ansprüche des Komponisten und des Publikums erfüllen konnten. Entsprechend den verschiedenen Epochen der italienischen Oper bildeten sich auch die Gesangsschulen: nach der florentinischen eine römische, lombardische, venezianische und neapolitanische. Jede einzelne hatte ihre Bedeutung und ihre Eigenart. Da es sich um wirkliche „Schulen“ handelte, konnten sie dank einer systematischen und sich durch Jahre erstreckenden allgemein-musikalischen Erziehung auch den Durchschnitt der Schüler auf eine hohe Stufe der Vollendung führen. Wenn man hört, wie etwa um die Mitte des 17. Jahrhunderts in der päpstlichen Sängerschule von Rom gearbeitet wurde, kann man sich einen Begriff davon machen, was damals Erziehung zum Belcanto genannt wurde. Vormittags eine Stunde lang Üben schwerer Passagen zur Schulung der Technik, eine Stunde Trillerübungen, eine weitere Intonationsübungen. Der Meister war immer zugegen und die Schüler mußten sich selbst beim Singen unausgesetzt im Spiegel beobachten. Dann kamen zwei Stunden Unterricht im Ausdruck und in der Literatur des Gesanges. Nachmittags wurden Übungen in der Akustik, in der Musiktheorie und Komposition getrieben, Klavier gespielt, in den Kirchen gesungen, oder die Schüler mußten sich darin üben, Urteile über gehörte Musik und namentlich über die Ausführung abzugeben. Bei solchen Studien, die oft sieben Jahre lang dauerten — auch heute noch werden von den verantwortungsvollen Lehrmeistern des Belcanto sieben Jahre als die normale Studiendauer bezeichnet — wurden ungeheure Ergebnisse erzielt. Man erzählt von dem Sänger Baldassare Ferri, „daß er eine Trillerkette von zwei vollen Oktaven chromatisch auf- und abwärts mit absoluter Reinheit eines jeden Tones in einem Atem habe durchlaufen können“. Und solche Fertigkeiten waren durchaus nicht selten! Dazu waren die Sänger musikalisch so vorgebildet, daß sie außer ihrem riesigen technischen Können meist auch ein feines Gefühl in der Unterscheidung der verschiedenen Arten von Kirchen-, Kammer- und Bühnenstil besaßen, Grund genug, das 17. und 18. Jahrhundert die goldene Zeit des Belcanto zu nennen.

Zu den Zentralpunkten der Belcanto-Schulung gestalteten sich Venedig und Neapel aus. In Venedig bestanden vier große Schulen, „Pietà“, “Mendicanti“, „Incurabili“ und „Ospedaletto“, in denen je 50 bis 100 arme Mädchen im Spiel von Orchesterinstrumenten und vor allem im Gesang ausgebildet wurden. Die ersten Meister der damaligen Zeit waren Lehrer an diesen Instituten oder komponierten für sie, wie Hasse, Benedetto Marcello, Galuppi, Jomelli, Sarti, Lotti, Caldara und viele andere. Von Venedig gingen hauptsächlich Primadonnen aus, wie die berühmte Faustina Bordoni-Hasse und Rosana Scalfii. Neapel dagegen war die hohe Schule der Männerstimmen, und zwar besonders der Kastraten. Scarlatti und seine Nachfolger der neapolitanischen Schule brachten die Gesangskunst auf den Höhepunkt. Technik und Ausdruck der Stimme fanden sich hier in der Idealform des Belcanto. Die Entwicklung des Kastratenwesens brachte es mit sich, daß die Männerstimmen aus der tragischen Oper immer mehr verschwanden, während sie sich in der komischen Oper noch halten konnten. In der Opera seria wetteiferten die Kastraten mit den Primadonnen in der Darstellung weiblicher Rollen. Das gab zu tollen Auswüchsen Anlaß, und man kann in einer venezianischen Chronik lesen: Die Kastraten, die die Frauenrollen geben mußten, hielten die Taille in ein Mieder eingeschlossen, um sie graziös und gelenkig zu erhalten, rasierten sich zweimal am Tage und ihre Handtäschchen waren ein Arsenal von kleinen Sachen, Schönheitspflästerchen, roter Schminke, Pomaden, Parfüms und anderer Gegenstände weiblicher Toilettenkünste. Ihre Bewegungen waren geziert, sie waren hochmütig, ehrgeizig und eitel und verlangten, daß man sie „Illustrissimi“ nannte. Aber es waren im Grunde doch arme Schächer, von hundert Kastraten hatte kaum einer wirklich großen Erfolg; denn eine perfekte Sopranstimme war äußerst selten. Die Stimme eines Kastraten

ließ im allgemeinen sehr schnell nach, und die meisten dieser Unglücksmenschen befanden sich schon im bittersten Elend, kaum daß sie ihre Karriere als Sänger begonnen hatten. Darum gestattete ihnen die Kirche auch vielfach, sich als Priester zu kleiden, trotzdem die „Decretali" verboten, jemanden zum Priester zu machen, der in seinen Gliedmaßen nicht vollständig sei. Aus der Masse der Kastraten aber erhoben sich einige Sterne, deren Ruhm damals über die Erde strahlte. Caffarelli, der größte der Soprane, der namentlich im Bravourgesang glänzte, erwarb sich in ein paar Jahren durch seinen Gesang eine jährliche Rente von 40 000 Pfund Sterling. Er baute sich in Neapel einen Palast, über dessen Eingangstor er die Worte setzte: „Amphion tebas ego domum". Die andere Richtung im Kastratengesang, die der Mezzosoprane oder Altisten, die den Gefühlsgesang pflegten, sah an ihrer Spitze Farinelli. Schon als Siebzehnjähriger siegte er in einem Wettstreit mit einem Trompeter, der gegen seine Fertigkeiten im Aushalten langer Töne, Triller und ähnlichen Effekten nicht im entferntesten mitkam. Dieser Farinelli feierte unerhörte Triumphe und war viele Jahre lang allmächtiger Günstling am Hofe Philipps V. in Madrid.

Alle Welt huldigte den Helden und Heldinnen des Belcanto. Eine schöne Stimme und eine Gesangskunst, die keine Schwierigkeiten in der Technik und im Ausdruck kannte, damit hatte man überall ein anbetendes und begeistertes Publikum zu Füßen. Die Komponisten hatten nichts anderes zu tun, als den Sängern Rollen auf den Leib zu schreiben; in den Arien brachte dann jeder Kehlvirtuose Verzierungen, Koloraturen, Triller, Läufe und Kadenzen nach seinem Geschmack an, und je reicher und blendender dieser Putz ausfiel, desto berauschter waren die Zuhörer. Jede Laune, jeder Übermut eines Gesangsvirtuosen wurde bereitwilligst hingenommen und entschuldigt, und selbst die absolutesten Fürsten stellten, wenn es die Prinzen und Prinzessinnen des Belcanto anging, das Gesetzbuch in den Schrank. Napoleon I. kapitulierte vor der Strategie einer Catalani und einer Marchesi, Friedrich der Große kämpfte verzweifelt mit dem Temperament der Mara und die allmächtige Katharina II. von Rußland mußte den Stolz einer Gabrielli fühlen. Die kapriziöse Gabrielli verlangte in Petersburg eine Gage von 10 000 Rubeln für das Jahr. Als Katharina den Einwand erhob, daß soviel nicht einmal ihre Feldmarschälle bekämen, riet ihr die Sängerin, sie solle nur ihre Feldmarschälle auch singen lassen, und verließ die russische Hauptstadt. Dieselbe Sängerin wurde einmal vom Vizekönig von Sizilien wegen ihrer nicht mehr zu bändigenden Launenhaftigkeit ins Gefängnis gesteckt. Sie parierte den Hieb, indem sie dort prächtige Konzerte und Festessen für ihre Mitgefangenen veranstaltete. Unerschöpflich ist das Kapitel der Herzensverwirrungen, die die Göttinnen des Belcanto anrichteten, und zwar nicht nur unter den Männern, sondern auch unter den Frauen. Es war durchaus keine Seltenheit, daß Mitglieder der höchsten aristokratischen Häuser die Diener in den Gasthäusern bestachen, um einmal eine Nacht in einem Zimmer zubringen zu können, das eine Primadonna bewohnt hatte. Aber anderseits hatte auch das Publikum, und namentlich in Italien, seine Launen. Dort verlangte man grundsätzlich in jeder Spielzeit neue Opern und neue Sänger, übrigens eine Sitte, die sich in den meisten italienischen Städten noch bis auf unsere Tage erhalten hat. Als der berühmte Mezzosopranist und Liebling Händels, Senesino, zum zweitenmal in Neapel auftrat, rief das Publikum: „Was ist das! Das ist ja ein Darsteller, den wir schon gesehen haben! Er singt im alten Stil!" Und ausgepfiffen werden und abreisen war eins. Selbstverständlich wurde das Publikum auch in Rivalitätsstreitigkeiten zwischen den Sängern hineingezogen. Von diesen oft sehr heftigen Parteikämpfen weiß die Geschichte der Oper viel zu erzählen.

Es war eine faszinierende Kunst, die in solchem Maße das Musikleben zweier Jahrhunderte beherrschen konnte. Der Belcanto bewährte sich als eine Macht, die den Sänger zu Höchstleistungen befähigte, deren Wirkung sich niemand entziehen konnte. Daß der Belcanto ein Mittel zum Zweck war, ein Fundament, auf dem sich die Gesangskunst nicht nur in technischer Vollendung, sondern auch in der äußersten seelischen Ausdrucksfähigkeit entfalten konnte, zeigt seine ungeheure Bedeutung für den Gesang. Solange man Kunstgesang treibt, wird man auf dem Belcanto fußen müssen. Die immer wieder auftauchende Frage nach dem Geheimnis des Belcanto, nach dem, was denn die Kunst des Belcanto eigentlich sei, kann vielleicht am besten eine Anekdote beleuchten. Als der berühmte französische Tenor Duprez, mit dessen Stimme es bereits nach verhältnismäßig kurzer Glanzzeit bergab ging, seinen großen italienischen Kollegen Rubini traf, der trotz viel längerer Karriere immer noch auf der Höhe seines Könnens war, fragte er ihn: „Du singst noch immer, und ich muß mich von der Bühne zurückziehen, weil meine Stimme versagt. Wie geht das zu?" — „Ja, mein Lieber," antwortete ihm Rubini, „du hast eben mit deinem Kapital gesungen und ich singe nur mit den Zinsen!"

Es steckt eine tiefe Lehre in diesen Worten: die von der Ökonomie der Kräfte, welche in der Kunst wie überall das letzte Geheimnis ist. Das Ziel der Lehre aller Belcanto-Schulen war stets, dem Schüler die Befähigung zur Ökonomie in der Ausnutzung seiner Stimmittel anzuerziehen. Diese Kraft ist immer das Ergebnis einer langen, harten Schulung gewesen; aber sie ist auch im gleichen Maße eine Sache der persönlichen Veranlagung. Da nicht nur die Stimmen, sondern auch die menschlichen Charaktere grund-

verschieden sind, muß auch die Methode, die der Lehrer des Belcanto anwendet, dehnbar sein. Sie war es auch stets bei allen großen Meistern. In der Blütezeit des Belcanto war es möglich, daß verschiedene Schüler desselben Meisters scheinbar nach gänzlich verschiedenen Methoden sangen; es war aber nur das Genie des Meisters, der für jeden Schüler eine individuelle Art des Singens, das heißt der Ausnützung seiner stimmlichen Fähigkeiten, gefunden hatte. Im Grundprinzip blieben sich die Methoden gleich. Der berühmte Garcia setzte zwei Stufen fest: die Entwicklung der Stimme durch Vokalisen und die Verbindung von Ton und Wort. Als Vorbedingung einer gesunden Stimme und ihrer Entwicklung verlangt der Belcanto einen gesunden Körper mit überschüssiger Kraft. Da der ungeschulte Mensch in allen seinen Betätigungen Kraft verschwendet und dadurch schließlich gezwungen ist, seine Kraftreserven aufzubrauchen und sich zu verausgaben, zielt alle Technik, auch die künstlerische, auf Kraftersparnis. Durch die richtige Anwendung und Ausnutzung des Atems bei möglichster Ausschaltung aller körperlichen Anstrengung versucht der Belcanto zunächst das Problem der mühelosen und freien Tonbildung zu lösen. Hier schon erkennt man, daß das Geheimnis des Belcanto kein rein mechanisches, technisches, sondern ein geistig-musikalisches ist. Dem ungeheuer schwierigen und langen Weg des Belcanto wird so oft die sogenannte „Naturstimme" entgegengehalten, die des Belcanto-Studiums nicht bedürfe, da sie alles schon von Natur habe. Demgegenüber beweist aber die Geschichte aller berühmten Sänger, daß der Sitz der Stimme, die Position, nicht angeboren ist. Es kann im einzelnen nur eine mehr oder weniger gute Anlage dafür vorhanden sein. Die Position als solche muß erst entwickelt werden, das heißt die Naturstimme muß erst „in Position gebracht" werden. Wieviel kann man nicht aus der Tatsache lernen, daß große Sänger allerersten Ranges während ihrer ganzen Laufbahn immer wieder im Augenblick des Affekts (namentlich in der Oper) die Position ein wenig verlieren und dann am nächsten Tage mit der Sorgfalt und Geduld, die nur dem wahrhaft bedeutenden Künstler eigen sind, ihre Übungen machen, um die Stimme wieder in die richtige Position zu bringen. Mit der Erlangung der richtigen Position für die Stimme ist aber erst ein Teil der Belcanto-Lehre erschöpft. Der zweite und vielleicht schwierigere ist, die vollkommene Verschmelzung von Gesangston und Wort herzustellen. Für den italienischen Belcanto stellt sich dieser Übergang nicht so problematisch und geradezu verhängnisvoll dar, wie in der Anwendung des Belcanto etwa auf die deutsche Sprache, die so viel konsonantenreicher und unsanglicher ist als die italienische. Die Frage ist also für die deutsche Gesangskunst die, eine richtige Einstellung zu den überlieferten und an sich unveränderlichen Prinzipien des Belcanto zu finden. Der in der Hervorbringung eines vollendet schönen Gesangstons noch so vortrefflich und sicher ausgebildete Schüler steht vor ganz neuen Problemen, einfach als Anfänger, wenn es gilt, moderne Vokalmusik zu interpretieren, sei dies ein Lied von Schubert oder Wolf, oder eine Opernpartie von Weber, Wagner oder Strauß. Es ist nicht der Belcanto, der hier versagt, wo die überwiegende Mehrheit aller Gesangsbeflissenen und Sänger scheitert, sondern nur der Mangel an Belcanto oder die Verkennung seiner Wirksamkeit und Grenzen.

Nicht alles am Belcanto ist der Erklärung zugänglich und lehrbar. Eine plötzliche Eingebung, ein „Wunder" nur kann manchmal über unüberwindliche Schwierigkeiten hinweghelfen. Oder wie soll man es nennen, daß die gefeierte Pasta nach zehnjährigem, verzweifelten und vergeblichen Bemühen eines Abends in der Pariser Oper zum ungeheuren Erstaunen ihrer Verehrer den Triller singen konnte, der ihr nie gelungen war? Und noch manches andere Wunder ist in der Gesangskunst geschehen.

In der großen Zeit des Belcanto waren die Komponisten zugleich Sänger. Sie wußten, welche Anforderungen die Stimme an eine Melodie und umgekehrt stellte. Mit der immer reicheren Entfaltung und der schließlich anbrechenden Vorherrschaft der Instrumentalmusik im 19. Jahrhundert wurden die Erfordernisse des vokalen Prinzips vernachlässigt. Damit ergab sich von selbst ein Nachlassen in der Kunst des Belcanto. Wir wollen hier nicht von einem „Verfall", sondern von einer anderen Einstellung und Änderung der Lage in der Musik sprechen. Das Gesangliche ist in der Musik der neuesten Zeit sehr zurückgedrängt worden. Aber nicht für immer. Der musikalische Instinkt, welcher dem Gesang als der ursprünglichsten Form musikalischer Betätigung treu geblieben ist, hat auch die große Tradition nicht verkümmern lassen. Bis auf unsere Tage haben bedeutende Sänger die Kunst des Belcanto erhalten, und eine Reihe glanzvoller Namen bezeichnet die lebendige Wirkung des Belcanto durch das ganze 19. bis in das 20. Jahrhundert. Ob sie durch den seelenvollen Vortrag einer Kantilene zu Tränen rühren, durch den echten dramatischen Akzent erschüttern, oder durch den Glanz einer üppigen Virtuosität blenden und begeistern — immer ist es die geheimnisvolle Kunst, ewig gültige Gesetze in lebendige Tat umsetzen zu können. Es ist nichts anderes als die Belebung und Beseelung im kleinen und im großen, was man als Artikulation im Belcanto wie im instrumentalen Spiel wie auch schließlich in der Komposition selber bezeichnet. Im Augenblick, wo es dem Künstler gelingt, die Töne „Sprache" werden zu lassen, hat er die höchste Stufe jenseits von Technik und allen anderen Vorbedingungen erreicht. Hierin liegt auch das Geheimnis und der Zauber des Belcanto.

ANNO SANTO

Von Univ.-Prof. D. Dr. Aufhauser

Zeichnungen von Prof. Sigm. Lipinsky-Rom

Welch eine Fülle historischer Erinnerungen für den Geschichtsfreund wie der schönsten Hoffnungen für die Römer und für alle Romfreunde birgt dies melodische Wort in sich! Wohl kennen wir Wallfahrten nach Rom und zu den heiligen Stätten Palästinas schon seit jenen Zeiten, da unter Konstantin dem Großen der christlichen Kirche und ihren Bekennern freie Religionsübung geschenkt war. Das „Itinerarium a Burdigala Hierusalem usque" aus dem Jahre 333, sowie die kultur- und liturgiegeschichtlich hochinteressante „Peregrinatio ad loca sancta", wahrscheinlich von einer spanischen Äbtissin Aetheria, welche zwischen 385 und 388 die heiligen Stätten besuchte, geben uns hiervon Kunde. Und je weiter sich das Christentum in Europa verbreitete, desto mehr hören wir dann vom frühen Mittelalter an von Wallfahrten besonders nach Rom. Indes erst zu Ausgang des Mittelalters wird uns die Kunde von Pilgerfahrten im großen Ausmaße. Das Papsttum stand damals auf der Höhe seiner politischen Macht, wenn auch schwere Kämpfe zwischen Sacerdotium und Imperium, französischem Königtum und römischem Adel das hohe Mittelalter noch durchtobten. Jetzt im Jahre 1300 verordnete Bonifatius VIII. durch die Bulle „Antiquorum habet fida relatio" vom 22. Februar, wer in dem mit Weihnachten 1299 begonnenen Jahre und ebenso in jedem hundertsten folgenden Jahre die Kirchen der beiden Hauptapostel Petrus und Paulus in Rom besuche und

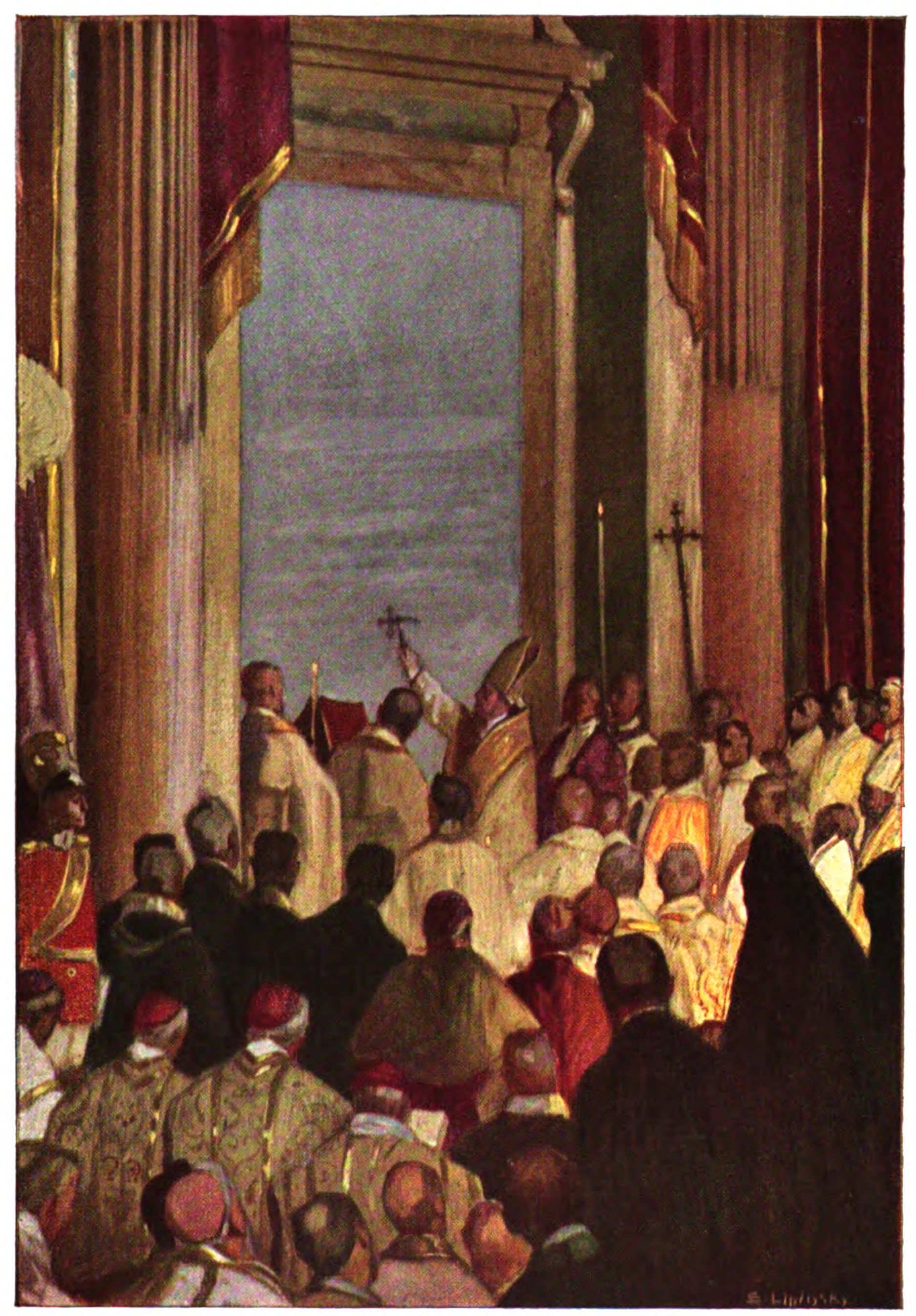


Proklamation des Heiligen Jahres

wahrhaft reumütig beichte, solle vollen Nachlaß aller seiner Sünden und Sündenstrafen erhalten. Hier liegt also, soweit unsere historischen Quellen künden, der Anfang des „heiligen Jahres“. Von einer Beziehung zum alttestamentlichen Jubeljahre weiß die erwähnte Bulle noch nichts. Diese wurde erst später in der Humanistenzeit von Klemens VI. (1343) zum erstenmal betont. Wir brauchen uns nicht zu wundern, daß der Beginn des heiligen Jahres auf den Weihnachtstag verlegt wurde, da ja seit dem späteren Mittelalter durch lange Zeit in Rom das Jahr mit dem Geburtsfeste des Heilandes, nicht mit dem 1. Januar begann.

Mündlichen Berichten zahlreicher Pilger, die 1300 aus allen Teilen der damaligen Welt nach Rom strömten, eines 107 jährigen Pilgers zumal zufolge hätten diese von ihren Vorfahren die Kunde ererbt, wer zur Jahrhundertwende die Gräber der Apostel in Rom besuche, würde von aller Sündenschuld und Strafe befreit. Diese Berichte bildeten also die Brücke zu einer vorgeschichtlichen, uns daher nicht näher historisch erkennbaren frühmittelalterlichen Übung. Bei der ersten Feier des heiligen Jahres war auch Dante zugegen, der hier vielleicht die Entsühnung des Einzelnen wie der Gesamtmenschheit als Grundgedanken seiner Divina Commedia besonders lebhaft empfunden hat. Seit den Zeiten des hohen Mittelalters wurde ja die Jahrhundertwende besonders feierlich begangen. Erwartete doch ein großer Teil der Christenheit gerade um diese Zeit vielfach das Kommen des Weltgerichtes. Sehnsüchtiges Verlangen nach Entsühnung und Buße beseelte die breitesten Massen des Volkes und führte jetzt nach der „kaiserlosen erschreckenden Zeit“ besonders viele nach Rom, um dort leichter Entsündigung zu finden. Dürfen wir den alten Chroniken Glauben schenken, so waren meist 200 000 Fremde zu gleicher Zeit in der Hauptstadt der Christenheit. Die Ausstellung des Veronikabildes erschütterte sie, die von der christlichen Leidensmystik des 13. Jahrhunderts ohnehin zu tiefst ergriffen waren, in ihrem innersten Gemüte. Zwei Millionen Pilger sollen damals nach Rom gekommen sein. Wir verstehen, daß die engen, krummen Straßen der Stadt diese Mengen kaum zu fassen vermochten und viele im Gewühle erdrückt worden seien. Bonifatius VIII. und seine nächsten Nachfolger eröffneten das Jubeljahr mit der feierlichen Niederlegung der Verkündigungsbulle auf dem Papstaltar in der Laterankirche.

Im 14. Jahrhundert hatte das Papsttum, das damals leider vorübergehend in starke Abhängigkeit von Frankreich gekommen war, seinen Sitz nach Avignon verlegt. Religiöser Eifer wie auch die Sorge um die Vorrechte der heiligen Stadt mochten um die Mitte des Jahrhunderts manche römische Kreise, darunter auch Petrarca, Cola di Rienzi und die heilige Birgitta von Schweden zur Bitte an den Vater der Christenheit veranlaßt haben, wiederum ein Jubeljahr auszuschreiben und zu seiner Feier nach Rom zurückzukehren. Klemens VI. bewilligte diese Bitte und lud in seiner Bulle „Unigenitus“ vom 27. Januar 1343 die Gläubigen zur Wallfahrt nach Rom für das Jahr 1350 ein. Zu den beiden Hauptbasiliken Peter und Paul wurde jetzt auch noch der Besuch der dem Apostel Johannes geweihten Laterankirche, die als „Mater omnium ecclesiarum“ ob ihres hohen, gleichfalls noch in konstantinische Zeit zurückreichenden Alters besondere Verehrung genoß, vorgeschrieben. In dieser Bulle begegnet uns zum erstenmal auch der Hinweis auf das alttestamentliche Jubeljahr, das alle sieben mal sieben Jahre stattfinden und Zurückerstattung alles verlorenen Gutes, Nachlaß der Schulden sowie Befreiung der Gefangenen bringen sollte (vergl. Lev. 25, 8 bis 55). Wohl unter den furchtbar schrecklichen Eindrücken des schwarzen Todes, der seit 1343 als „großes Sterben“ reiche Beute in Europa hielt, war die Zahl der gläubig frommen Pilger jetzt noch größer. 1 200 000 sollen gleichzeitig in Rom geweilt haben. Auch Petrarca und Birgitta von Schweden schaute man unter ihnen. Der Papst selbst scheint indes kein allzu großes Vertrauen in den französischen Adel gehabt zu haben und schickte den Cardinal Caetani zur Eröffnung des heiligen Jahres.



Der Papst öffnet am 24. Dezember 1924 die Porta Santa

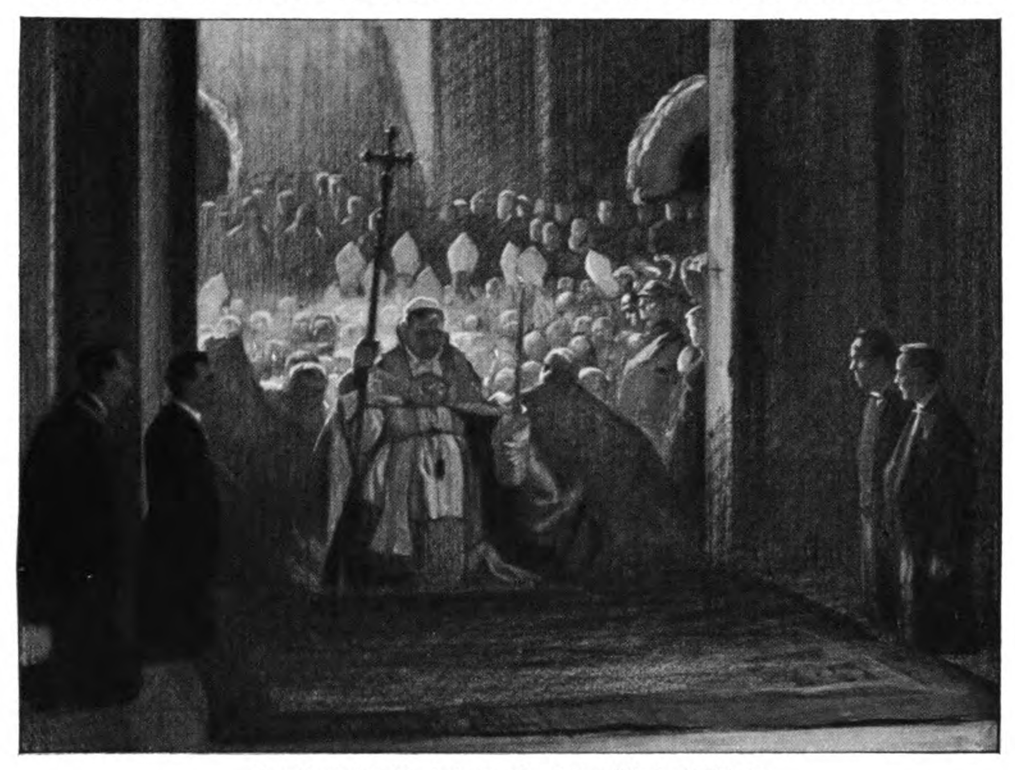
Um die Zwischenzeit zwischen den einzelnen großen Jubiläen noch weiter abzukürzen, beschloß Urban VI. 1389 diese in Erinnerung an die Lebenszeit des Heilandes alle 33 Jahre den Gläubigen zu gewähren. Das nächste Jubeljahr sollte 1390 stattfinden. Dabei wurde noch der Besuch einer vierten Kirche, S. Maria Maggiore, der ersten Marienkirche



Italienische Pilgerscharen ziehen nach Rom

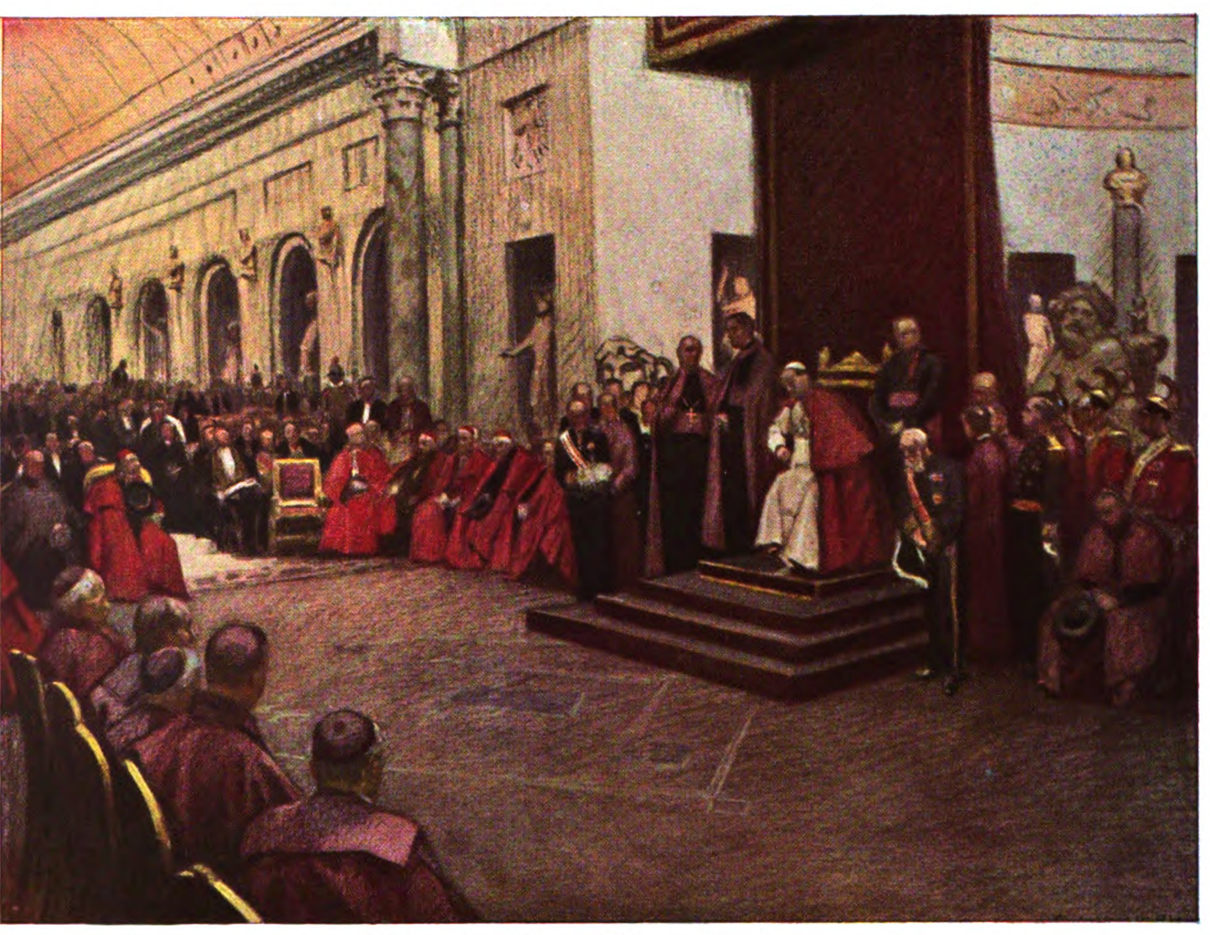
Roms, vorgeschrieben. Sein Nachfolger Bonifatius IX. eröffnete 1390 das heilige Jahr. Indes das damalige abendländische Schisma, in dem Robert von Genf als Klemens VII. in Avignon als Gegenpapst auftrat, ließ nur wenige Gläubige die beschwerliche Heiligtumsfahrt nach Rom antreten. Seit Bonifatius IX. erscheint auch die Zeremonie der Eröffnung einer sogenannten „heiligen Pforte" in S. Peter, allerdings zunächst ohne Beisein des Papstes selbst. Eben dieser Bonifaz gab dann aus besonderen Gründen einigen Städten, darunter auch München und Köln, ein Privileg, nach Ablauf des heiligen römischen Jahres unter Beachtung ähnlicher Vorschriften, wie sie für die Rompilger galten, auch fern von Rom die Gnaden des heiligen Jahres zu gewinnen.

Wohl ward vom Konzil von Konstanz der schwerzerrütteten abendländischen Kirche ihre innere Einheit wieder gegeben. Doch bleibt es fraglich, ob unter Martin V. das 1423 wiedertreffende heilige Jahr wirklich stattfand. Der Kampf der Anjou und Arragonesen um Neapel, der bis an die Tore Roms seine Wogen schlug, war jedenfalls hierfür wenig geeignet. Um so größer war der Besuch des fünften heiligen Jahres zur Halbjahrhundertfeier des 15. Säkulums unter Nikolaus V. Das Papsttum war wieder erstarkt, die Wirren des Schisma glücklich beendet, die Welt befriedet, Roms Herrlichkeit durch Prachtbauten aufs neue verschönt. Der Zustrom der Pilger scheint ungeheuer gewesen zu sein. Wir hören, daß die engen Straßen in St. Peter den Kommenden und Gehenden nicht Raum genug geben konnten. Im Gedränge der Massen sei ein Pfeiler der Engelsbrücke eingestürzt, zwanzig Menschen wären dabei ertrunken. Auch soll die Flucht eines Maultieres unter den Pilgern, die gerade St. Peter verließen, eine gewaltige Panik hervorgerufen haben, wobei 200 Menschen ihr Leben eingebüßt hätten. Zu allem Unglück hatte sich auch die Pest in die heilige Stadt eingeschlichen und dort gar viele Opfer gefordert. Die frommen Schenkungen der zahllosen Pilger gaben nun den Päpsten die Möglichkeit, den Vatikan mit wertvollen Sammlungen zu bereichern, ihre Residenzstadt durch weitere Bauten auszuschmücken. Vielleicht unter dem mächtigen Eindruck, den

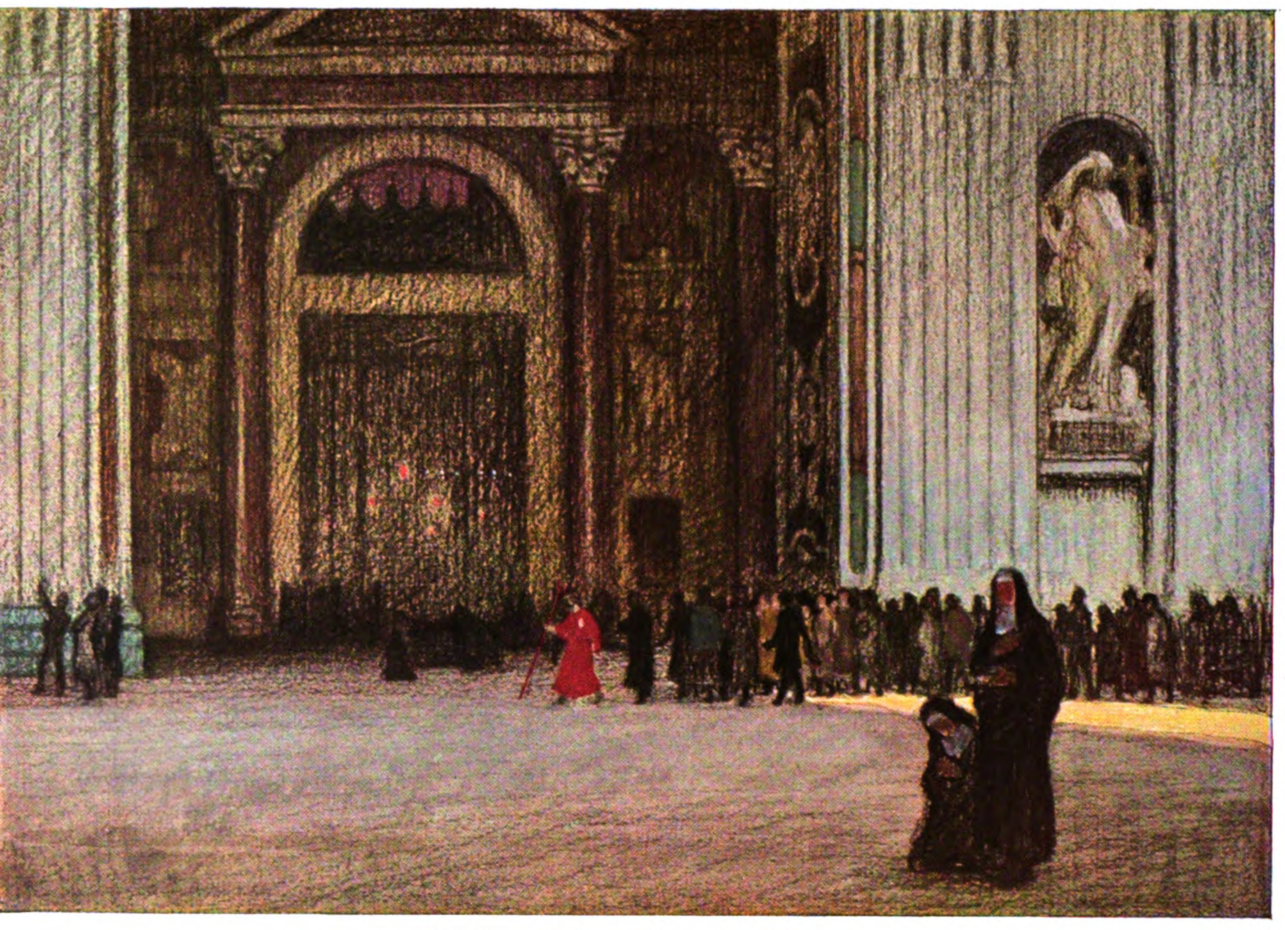


Der Papst überschreitet als erster die geöffnete hl. Pforte

diese gewaltigen Pilgerscharen des Jahres 1450 in Rom hinterlassen hatten, bestimmte Paul II. 1470, daß anfort das heilige Jahr alle 25 Jahre wiederkehren solle, eine Übung, die sich bis zum heutigen Tage erhalten hat. Sein Nachfolger Sixtus IV. schrieb denn auch für 1475 das sechste Jubeljahr aus. Um den Zustrom zur vatikanischen Stadt zu erleichtern, hatte der Papst eine neue Brücke (Ponte Sisto) erbaut, auch verschiedenen frommen Bruderschaften die Unterbringung und Betreuung der Pilger anvertraut. Indes der Besuch blieb weit hinter den Erwartungen zurück. 1500 war es Alexander VI., dessen düstere Charaktereigenschaften sein Pontifikat stark trüben, der das siebente heilige Jahr unter starker Prunkentfaltung abhielt. Die von Bonifatius IX. 1390 geschlossene „heilige Pforte" konnte nicht mehr aufgefunden werden. Alexander VI. ließ deshalb eine eigene neue Türe von der Vorhalle in das Innere der vatikanischen Basilika schlagen, nahe der äußersten rechten Ecke, sie mit kostbarem Marmor umrahmen und für alle Zeiten als die heilige Pforte bestimmen. Durch sie strömen auch heute wieder die ungezählten Pilger ins Heiligtum, wie so oft seit dem Jahre 1500. Ein Austritt aus ihr wird jedoch von Carabinieri und Mitgliedern religiöser Bruderschaften, die ständig hier Wache halten, verwehrt. Sie soll das Symbol sein, daß in diesem Jahre die Gnaden der Kirche Christi reichlicher fließen und der Zugang zu ihnen weiter offen steht als zu sonstigen Zeiten. Von Alexander VI. stammt auch der heute noch übliche Ritus der Feierlichkeiten zu Beginn und zum Schluß des hl. Jahres, besonders die Zeremonie der Öffnung und Schließung einer „porta santa" in den vier genannten großen Basiliken. Bei den übrigen drei Jubelkirchen, deren Besuch den frommen Gläubigen zur Gewinnung des Ablasses noch vorgeschrieben ist, wird ja gleichfalls eine besondere heilige Pforte jedesmal durch



Eröffnung der Missionsausstellung im Braccio nuovo



Ein Pilgerzug in der Basilika von St. Peter

eigene päpstliche Legaten zur gleichen Stunde wie in St. Peter eröffnet.

In den folgenden Jahrhunderten wurde regelmäßig alle 25 Jahre Öffnung und Schließung des heiligen Jahres mit der Zeremonie der Öffnung und Schließung der heiligen Pforte begangen. Wohl waren bisweilen Türkenkriege, die Wirren der Reformationszeit, spanisch-französische Kriege, der spanische Erbfolgekrieg, Pest usw. wenig günstige Zeiterscheinungen. Indes die Päpste und das gläubige Volk ließen sich die Jubeljahrfeier dadurch nicht trüben. Schuf Gregor XIII. 1575 anläßlich des damaligen heiligen Jahres die nach ihm benannte Universität, welche dem Jesuitenorden anvertraut heute in ihren drei Fakultäten, der theologischen, kirchenrechtlichen und philosophischen, mehr denn 1500 Studierende aus allen Teilen der heutigen Welt zählt und damit uns ein Bild gibt von dem Einfluß dieses Ordens auf die Heranbildung des jungen Klerus in allen Gebieten der Erde, so war das Jubeljahr 1600 von drei Millionen Gläubigen besucht. Der Großmeister der Malteser mit hundert Rittern, die Herzöge von Württemberg und Bayern, Erzherzog Ferdinand von Österreich befanden sich unter ihnen. Auch später hören wir von der Beteiligung von Fürstlichkeiten an den Heiligtumswallfahrten, so z. B. 1675 von Christine von Schweden, der Tochter des Königs Gustav Adolf, 1775 von Karl Theodor von der Pfalz, dem Kurfürsten von Köln, dem Markgrafen von Bayreuth usw. Das nächst treffende Jubeljahr 1800 konnte nicht gefeiert werden. Der päpstliche Stuhl war eben verwaist, der in napoleonischer Gefangenschaft zu Valence 1799 gestorbene Pius VI. erhielt erst am 14. März 1800 im Konklave auf der einsamen Lagunen-Insel S. Giorgio bei Venedig einen Nachfolger, der erst am 3. Juli als Pius VII. nach Rom kam. Die Hauptstadt der Christenheit war zudem von fremden Truppen besetzt. Wenig gefestigt waren die Zeitverhältnisse auch 1825, so daß das damalige Jubeljahr nur unter geringer Teilnahme stattfand. 25 Jahre später verweilte Pius IX. als Verbannter in Gaeta und konnte erst am 12. April 1850 in die heilige Stadt zurückkehren. Die Unsicherheit der Verhältnisse ließen an ein Jubeljahr nicht denken; auch 1875 mußten die äußeren Jubiläumsfeierlichkeiten in Rom wegen der Spannung zwischen Vatikan und Quirinal unterbleiben. Nur der Ablaß als solcher war verkündet. Mit um so größerer Prachtentfaltung konnte dann der greise Leo XIII., von seiner Mitwelt ob seiner weisen Diplomatie und gütigen Milde hoch verehrt, zur Wende des 20. Jahrhunderts das Jubeljahr feiern. Die gewaltigen Pilgermassen zeigten dem Papste als Entgelt für den Verlust der weltlichen Macht um so treuere Anhänglichkeit und Hingabe an die Kirche.

Wohl haben die Zeitverhältnisse mit den modernen Erfindungen von Lokomotive und Elektrizität den äußeren Charakter der Jubelwallfahrten zum heurigen 23. heiligen Jahre wesentlich geändert im Vergleich zu seinen Vorgängern. Geblieben ist indes als Vorbedingung eine würdige innere Vorbereitung der Selbstentsagung, des Opfers und der Selbstbesserung, die den Grundton einer wahren Pilgerstimmung bei dem für Fremde vorgeschriebenen dreimaligen Besuch der vier Patriarchalbasiliken abgeben muß. Überkommender Gepflogenheit getreu wird die Gewinnung des Jubelablasses nach Ablauf des heiligen Jahres auch für die übrige katholische Welt unter besonders vorgeschriebenen Bedingungen ermöglicht.

Wer gleich mir das Glück hatte, am vergangenen 24. Dezember der feierlichen Eröffnung des heiligen Jahres mit ihrer päpstlichen Prunkentfaltung beizuwohnen, wird dabei tiefe Eindrücke fürs Leben empfangen haben. Unter den 30 000 zur Teilnahme zugelassenen Personen befanden sich auch gegen 70 deutsche Pilger, welche mit Wallfahrern aus Argentinien die ersten waren, die zum Anno Santo 1925 zur ewigen Stadt gekommen waren. Hohe Prälaten, Welt- und Ordensgeistliche, letztere in allen möglichen Farben und Formen ihres Habites, Studierende der verschiedenen geistlichen Kollegien in Rom, darunter auch die Theologen unseres deutschen Nationalkollegs, des Germanikums, in ihren hellrot leuchtenden Ta-



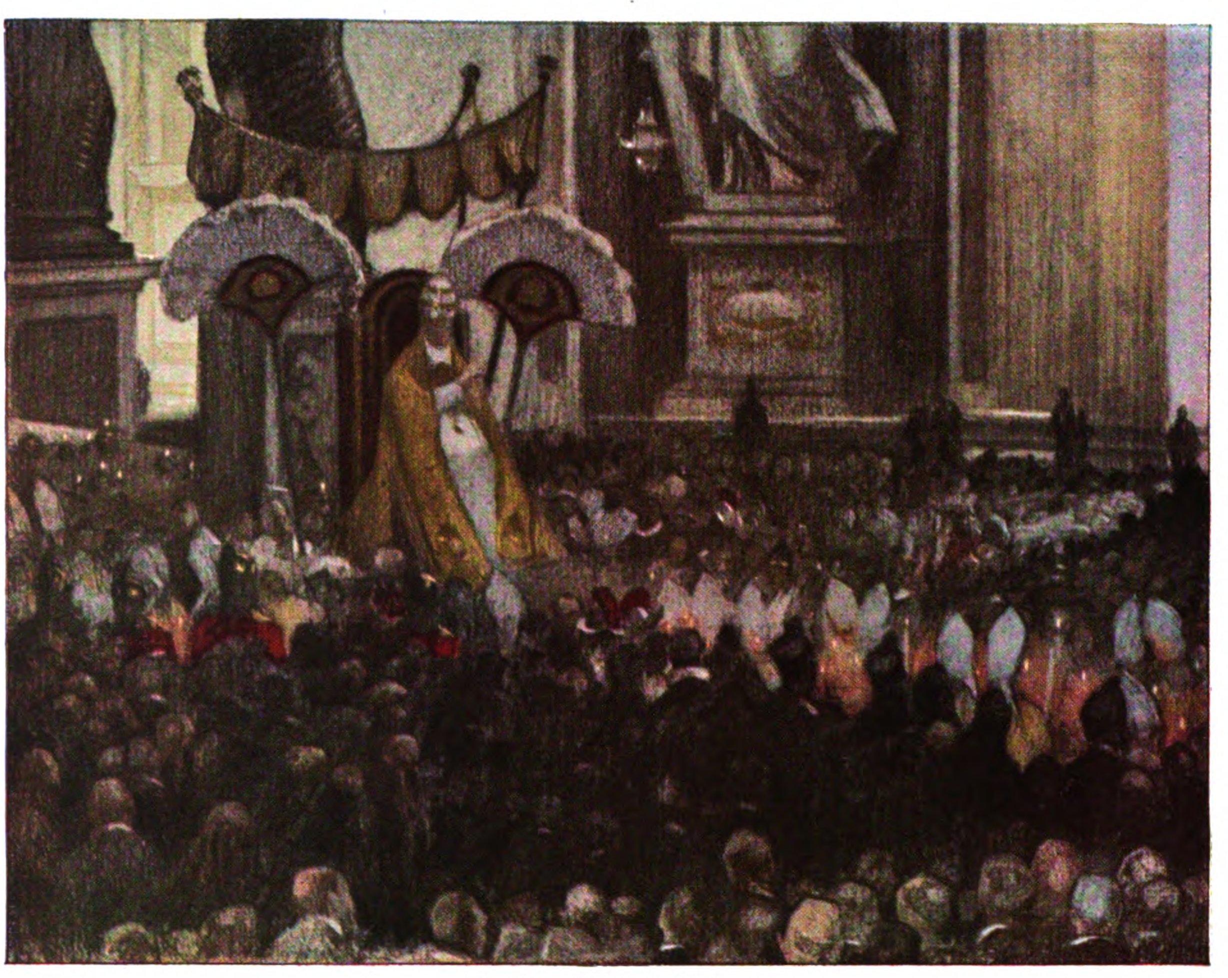
Auszug der Pilgerzüge aus der Peterskirche

laren, waren in großer Zahl vertreten, daneben viele Schwestern der verschiedensten Kongregationen und Männer wie Frauen aus allen Erdteilen. Auch Andersgläubige, die in großer Zahl zugegen waren, haben wohl tiefe, fast märchenhafte Eindrücke von diesem Erlebnis mitempfunden.

Unter den Gesängen des „Veni Creator" der sixtinischen Kapelle unter Leitung des Maestro Perosi wurde der heilige Vater, mit goldbestickten Pontifikalgewändern und Inful angetan, eine brennende Kerze in der Hand, auf der Sedia gestatoria von der Scala regia her zu dem für ihn errichteten Thron in der

mit Draperien und kostbaren Gobelins geschmückten Vorhalle von St. Peter getragen. Vor ihm schritten die Schweizer Landsknechte mit Harnisch, Sturmhaube und Hellebarde, sodann folgten die Ordensgenerale, die geheimen Kammerherren in ihrer spanischen Tracht mit Degen und Krause, Uditoren der Rota, Äbte, Bischöfe, Erzbischöfe, Patriarchen und die in Rom anwesenden Kardinäle, brennende Kerzen in ihren Händen, gleichfalls die Inful auf dem Haupte. In unmittelbarer Umgebung des Papstes schritt sein Hofstab und die Nobelgarde in Gala mit gezücktem Degen. Gegenüber dem päpstlichen Throne hatten sich auf Tribünen Angehörige des römischen Adels in schwarzer Hofkleidung und das diplomatische Korps in glänzender Uniform eingefunden. Auch die frühere Königin Olga von Griechenland mit den griechischen Prinzessinnen Alice, Irene, Margarete und Theodora und dem Prinzen Christof, wie die belgischen Prinzessinnen Josefine und Stephanie hatten hier Platz genommen. Ein ungemein farbenfrohes belebtes Bild, das die Prozession bot. Nach Beendigung des Gesanges schritt der heilige Vater mit brennender Kerze zur Porta santa. Diese war schon einige Tage zuvor aufgebrochen, ihr Ziegelsteinkern in Holzumschalung gefaßt worden, mittels Flaschenzug konnte er dann sofort in das Innere des Heiligtums zu Boden gesenkt und entfernt werden. Mit einem vom Episkopat der ganzen Erde gestifteten goldenen Hammer, den der einige Tage später rasch verstorbene Großpönitentiar Kardinal Giorgi dem Papste reichte, schlug dieser nun mit kräftiger Hand auf ein Metallkreuz auf der Verkleidung der heiligen Pforte. Vernehmlich klar erklang die Stimme des Oberhirten: „Aperite mihi portas justitiae", „Introibo in domum tuam", „Aperite portam, quoniam Dominus vobiscum". Stark hallte der Schlag durch das Atrium. Jubelnd brachen sich die Responsorien des Chores in der weiten Vorhalle. Beim dritten Schlage senkte sich die Mauer langsam ins Innere der Kirche zurück. Während der Papst wieder auf dem Throne Platz nimmt, wird die Mauer weggeführt, die Pönitentiare — Franziskanermönche aus den verschiedenen Nationen, welche als Beichtväter des Jubeljahres für St. Peter bestimmt sind — waschen mit Weihwasser die Schwelle der nunmehr offenstehenden heiligen Pforte. Das „Jubilate Deo" des Chores durchflutet vielstimmig die Vorhalle und bricht sich in vielgestaltetem Echo im Inneren der Basilika. Nach Absingung der offiziellen altehrwürdigen Eröffnungsgebete und Responsorien schreitet nunmehr der Papst, das Kreuz in der Rechten, die brennende Kerze in der Linken, mit der Inful auf dem Haupte als erster und allein über die heilige Schwelle und intoniert dabei das „Te deum". Chor und Volk fallen jubelnd in den Lobgesang, dessen vielstimmige Melodien von den Tausenden der Pilger durch die weiten Hallen getragen werden. In feierlicher Prozession wird nun der Papst wieder unter Vorantritt des oben erwähnten Gefolges auf hohem Throne mitten durch die Tausende der Zuschauer auf schrankenumwehrtem Wege, auf dem die Palatinwache mit präsentiertem Gewehr Spalier bildet, zur Confessio getragen. Jubelnd schwenkt die Menge ihre Tücher, „Evviva il Papa!" ertönt es tausendfach. Und als gar in der Mitte der Basilika ein breites Sonnenband, das von oben durch die Fenster des Heiligtums herniederstrahlt, das bunte Bild mit seiner Lichtfülle verklärt, will der Jubel und das Händeklatschen kein Ende nehmen. Die silbernen Posaunen, die vom Obergeschoß des Atriums ertönen, werden vom Jubel des Volkes fast erstickt. Beim Apostelgrab verlesen noch zwei Kardinäle zur Seite des Papstes den großen Ablaß. Der hohe Priester erteilt dann den Segen. In gleich feierlicher Weise erfolgt wiederum unter dem Jubel des Volkes die Rückkehr des Papstes in seine Gemächer. Doch trägt er jetzt nicht mehr die Inful, wie beim Eintritt durch die heilige Pforte als Büßer, jetzt ziert ihn als Herrscher die goldene Tiara.

Meist haben die Päpste dem Jubeljahr auch eine spezielle Grundidee gegeben. Das gegenwärtige heilige Jahr soll nach dem Willen Pius' XI. den Sieg des Glaubens und die Vereinigung in Christus darstellen.



Einzug des Papstes in St. Peter



Eröffnung der Porta Santa in San Paolo

In seinem Namen sollen die katholischen Christen aus allen Nationen als einzige Familie in der ewigen Stadt in brüderlicher Liebe zusammenströmen. So soll das heilige Jahr dem Frieden dienen und allen Völkern der Erde ein wahrhaft heiliges Jahr werden zur Reinigung, Erhebung, Heiligung des Lebens des einzelnen, im sozialen wie auch im Völkerleben. Getreu seiner Devise „Pax Christi in regno Christi" will der hohe Priester der Menschheit einen wahren Frieden geben. Weiß er doch nur allzugut, daß Verträge wie jene von Versailles, St. Germain, Trianon, Sèvres usw. keine Gerechtigkeit den Völkern gaben. Gerechtigkeit aber ist das Fundament im Völkerleben.

Il mondo è in marcia verso Roma! Tausende und Abertausende werden gerade auch aus deutschen Landen wie so oft in vergangenen Jahrhunderten von tiefer Sehnsucht geführt nach dem sonnigen Süden, nach Rom pilgern. Melden doch die Zeitungen bereits von 62 geplanten deutschen Pilgerzügen, eine Zahl, welche die der übrigen Nationen weit übertrifft. Ungezählte deutsche Scharen werden weiterhin in größeren und kleineren Privatgruppen zur ewigen Stadt kommen. Sie alle, mögen sie selbst Mitglieder der katholischen Kirche sein oder nicht, werden in den gewaltigen Ruinen des antiken Rom, in den Prachtbauten des mittelalterlichen Papstrom, in den Sammlungen des modernen Rom mit seinen einzigartigen Museen, Bibliotheken, Archiven wie in einem wundervollen Buch die gewaltigen Kulturepochen der abendländischen Menschheit mit den unvergänglichen Schöpfungen des menschlichen Geistes auf dem Gebiete der Kunst und Religion schauen und lesen. Und gar mancher, der vor dem hohen Priester, dem gütigen und gelehrten Papste der Gegenwart seine Ehrfurcht bezeugt, wird, wenn er auch nicht zu seinen Schäflein gehört, nicht bloß vatikanische Pracht und Macht bewundern, sondern auch etwas vom Geiste des Friedens und der Liebe verspüren, der in dieser Zentralstätte christlicher Kultur seine Heimstätte gefunden hat.

Durch die in den vatikanischen Gärten während des Jubeljahres gebotene Missionsschau über die Missionsvergangenheit und die



Pilger am Grabe Pius X.

Missionsgegenwart der Kirche auf dem weiten Erdenrunde will der heilige Vater in einem wahrhaft allen Nationen in gleicher Weise offenstehenden christlichen Kulturwerk gleichfalls die lebensvolle, immer weiter vorwärtsdrängende Kraft des christlichen Gedankens erweisen. Mögen wir Deutsche bei ihrer Besichtigung auch in schmerzlicher Weise an unsere verlorenen einstigen Kolonien erinnert werden, so bleibt uns doch der Trost, daß deutsche Missions- und Kulturarbeit dort warme Liebe und Anhänglichkeit der Eingeborenen an unser Vaterland und unsere Kirche zu wecken wußte. Das friedliche Missionswerk der einzelnen Nationen mag in uns die stille Hoffnung wecken, daß einst auch wir Deutsche wieder berufen sein mögen, unsere früheren Kolonialgebiete zurückzugewinnen.

Die farbenfrohen Schaustellungen aus dem chinesischen Kulturkreis mit den prächtigen Erzeugnissen der dortigen Bronze- und Emaillkunst, die reichen Sammlungen aus den noch heute lebenden primitiven Kulturen der Menschheit, die vielen Bilder und figurellen Darstellungen aus den nicht christlichen Religionen, die wissenschaftlich wertvollen Tabellen, geographische Sonderkarten versuchen dem Verständnis der großen Volksmassen wie auch den Erwartungen der gebildeten Kreise das Missionswerk mit seiner Umwelt wie seinem zivilisatorischen Einfluß auf andere Völker nahezubringen. Die Mitarbeit deutscher Gelehrter und Missionare sicherte wie in andren Abteilungen auch im Pavillon für Tropenhygiene und Medizin dem deutschen Namen einen ehrenvollen Platz.

Einer römischen Zeitung zufolge sind bisher an Pilgerzügen für das Jubiläumsjahr offiziell angemeldet aus Italien 9, Frankreich 10, Österreich 10, Tschechoslowakei 5, Portugal 4, Schweiz 3, Belgien 4, Polen 2, sonstige europäische Staaten 10, Asien 4, Afrika 3, Amerika 5, Australien 1, — Deutschland 65!

So wird das ewige Rom in Wahrheit ein Abbild der gesamten katholischen Welt, ihrer verschiedensten Menschheitsrassen und -Sprachen im Anno santo 1925.

Isa — Novelle von Editha Poßberg

Durch Storchschnabel und Sauerampfer der verwilderten Rasenplätze schritt der alte Mann, unsicheren Ganges, rief helle Worte im Dialekt der Suaheli und knackte mit dem Kindergewehr, das man ihm gelassen hatte. Süß und schwer duftete der Jasmin.

Ein Gärtner, der die Sense dengelte, legte nachlässig einen Finger an den verwitterten Strohhut.

„Morgen, Herr Graf."

Der Angeredete stutzte, blickte dann böse, fast verächtlich den Grüßenden an und ging weiter. Am Teich blieb er stehen, stützte die Hände auf das feingliedrige Eisengitter eines Steges und sah lange in das schwarze Wasser. Dann rief er durch die glühende Sommerstille mit seiner zerborstenen Stimme gegen das Haus: „Isa, Isa!"

Aber Isa kam nicht. Sie war oben im Ankleidezimmer ihrer Mutter, hatte die überschlanke, knabenhafte Gestalt in den blauen Sessel vor dem Stehspiegel gelehnt und sah zu, wie die Jungfer handgestrickte Batistkleider, Wäsche und Strümpfe in den flachen Koffer legte. Ein paar lindenfarbene Samtbänder hingen über einem Stuhl; Veilchengeruch strömte aus den geöffneten Schränken.

„Freuen Sie sich auf Westerland, Johanna, oder blieben Sie lieber hier, weil doch Ihr Bräutigam in Straupe ist?" plauderte sie.

„Ich gehe sehr gern mit, Frau Gräfin," sagte das Mädchen freundlich, „ich finde auch das Meer sehr schön, schöner als Baden-Baden und Oberhof."

Isa stand auf und strich mit behutsamer Zärtlichkeit über ein Kleid aus fließender Seide, das die Jungfer aus dem Schranke nahm.

„Wie weich, Johanna, fühlen Sie nur; ich kenne es nicht, Mama hat es noch nie getragen. Wie schön wird sie darin aussehen, Johanna."

„Frau Gräfin ist immer die Schönste, wohin sie auch kommt," sagte das Mädchen.

Isa ging zu der kleinen Bibliothek, die seitlich auf einem schmalen Schreibtisch stand.

„Da sind auch neue Bücher, Johanna. Nimmt Mama die alle mit? — Bana schreit im Garten," unterbrach sie sich, und horchte auf. „Ach Gott, es ist so heiß, ich gehe nicht hinunter; Hartmann kann ihm vorlesen." Sie warf die dunkeln Haare zurück, die kurz geschnitten das bräunliche Gesicht umhingen. Sie waren immer ein wenig wirr und wüst und würden leider nie die wundervolle weiche Fülle haben, die der große, im Nacken geflochtene Haarknoten der Gräfin aufwies.

„Mama sagt, sie würde mich schon dieses Jahr nach Sylt mitnehmen, aber Pastor Herterich will es nicht wegen der Einsegnung im Herbst, wissen Sie."

Johanna lächelte verschwiegen.

„Wollen Sie nicht hinuntergehen, Komtesse? Herr Graf ruft schon wieder."

„Mama kommt," rief Isa, und sprang auf. „Ich höre Hafis. Und da ist Onkel Georgs Stimme. Er bleibt sicher zum Frühstück, um Mama Lebewohl zu sagen!"

Sie stand am Fenster, rief und winkte.

Gabriele Randow kam die Treppe herauf. Leise klangen die silbernen Sporen. Selbst jetzt, wo sie müde und erhitzt war, hatte ihr schmales Gesicht seine vornehme Schönheit behalten. Es war nicht mehr jung, dazu war es zu klug und zu erfahren.

„Johanna, ist mein Bad fertig? Ich komme um vor Hitze," sagte sie freundlich. „Das blaue Kleid nachher, ja?"

Das Mädchen lief, um im Badezimmer das rauschende Wasser abzudrehen.

„Isa, geh bitte zu Onkel Georg hinunter — gib mir vorher noch das Kölnische Wasser vom Spiegeltisch — sage ihm, ich käme in zwanzig Minuten. Josef soll das Frühstück auf die Teichterrasse bringen."

Mit einem Seufzer ließ sich die Gräfin in einen Sessel fallen. Isa zögerte noch.

„Darf ich dir nicht helfen?" bat sie scheu. „Wie heiß du bist!"

Behutsam zog sie an der Hutnadel.

„Nein, Liebling," sagte die Gräfin etwas ungeduldig. „Johanna hilft mir schon. Geh lieber hinunter, sonst irrt Josef auf allen Gartenplätzen mit dem Frühstück herum."

Isa zog vor dem Spiegel ihr rötliches Kittelkleid zurecht und blickte mißbilligend auf ihre Füße, die in Sandalen steckten. Dann lief sie die Treppe hinunter. Vor der Tür zum Eßzimmer hielt sie inne und atmete einmal tief auf — eine plötzliche Blässe lief über ihr Gesicht; alles Kindliche war fort. Sie preßte die Fingernägel in die Handfläche und öffnete die Tür.

Das Zimmer war leer. Georg von Selewski wartete am Steingeländer der vorgebauten Terrasse. Seine hagere, etwas steife Gestalt hob sich scharf gegen eine riesige, silberweiße Gewitterwolke ab, die am Horizont sich emporballte.

Als er sich umwandte, sah Isa zum ersten-

mal, daß seine Schläfen anfingen, grau zu werden. Das paßte gut zu dem verarbeiteten Gesicht mit den merkwürdig fremden Augen.

„Guten Morgen, Isa," sagte er und suchte vergeblich ihre Augen. „Was tatest du heute, wie geht es dir?"

„Ich habe gearbeitet," erwiderte sie, „dann Johanna beim Kofferpacken geholfen." Nun sah sie ihn an. „Wo wart ihr? Es war sehr schwül, nicht wahr?"

„Sehr schwül," widerholte Selewski mechanisch. „Wo ist dein Vater?"

„Der Pfleger liest ihm im kleinen Teehaus vor. Willst du hinuntergehen?"

„Ja, wenn du mitkommst."

Sie schritten durch den Buchengang. Grüngoldenes Licht fiel durch die dichten Blätter.

„Ist dein Freund Curt in den Ferien hier geblieben?"

„Ja, wir arbeiten täglich zusammen. Aber Curt Herterich ist nicht mein ‚Freund'."

„So, warum nicht?"

„Es kann niemand nur deshalb mein Freund sein, weil ich täglich mit ihm zusammen bin."

„Das genügt nicht?"

Isa blieb plötzlich stehen. Zornröte stand in ihrem Gesicht, in den Augen schimmerte es feucht.

„Onkel Georg, warum behandelst du mich heute wie ein dummes Kind?" fragte sie.

Er griff erschrocken nach ihrer Hand.

„Tat ich das, Isa?" sagte er liebenswürdig. „Das war sehr unrecht von mir. Ich halte dich für ein großes, kluges Mädchen, nicht für ein dummes Kind."

Sie wurde unsicher.

„Du kannst so etwas sehr hübsch sagen, Onkel Georg — aber es bleibt doch ein Rest. Siehst du, es gibt ja auch kluge Menschen, die dumm sind, nicht wahr? Und nicht sehr kluge Menschen, die nie etwas Dummes tun oder sagen."

Selewski lächelte. „Sicherlich, aber an wen denkst du, Isa?"

„Weißt du, Curt Herterich ist sehr klug und wirklich gebildet; ohne jede Mühe ist er der Erste in der Prima des Stadtgymnasiums, und wenn wir zusammen arbeiten, komme ich mir lächerlich schwerfällig und unbegabt vor. Mademoiselle Péguin, die dabei sitzt, sagt dann mitleidig: Pas si vite, pas si vite, Monsieur Erterick — comprenez-vous tout, ma petite?"

Georg Selewski lachte hell auf. Um den blühenden Oleanderbaum vor dem kleinen Treibhaus summten die Bienen.

„Sieh," sagte er, „dieser Busch mit den champagnerfarbenen Sternen blüht sich förmlich tot."

„Es ist schön, daß man sich totblühen kann," erwiderte Isa leise, „— vielleicht ist es schöner als Frucht zu tragen — Früchte sind so nützlich."

„Früchte sind auch schön, Isa. Früchte sind Erfüllung und sind Zukunft."

Das Mädchen schwieg.

„Du sprachst von Curt Herterich," fuhr Selewski fort, „er ist klug, meinst du —"

„Ja, aber es gibt Dinge, die er nicht versteht, Onkel Georg. Einmal bekam ich von dir ein Buch mit japanischen Liedern. Sie sind wie ein Duft, ein Hauch nur, wie ein Stück Morgenhimmel im Frühling — Curt versteht nichts von diesen Versen, er weiß nur von Horazischen Oden. Wir zanken uns deshalb stundenlang. Denke dir, manchmal hasse ich ihn und sein ewiges Latein und sage es ihm. Dann ist er traurig und läuft nach Hause und schließt sich in sein Zimmer ein. Und Frau Pastor bekommt feindliche Augen, wenn sie mich sieht, und sagt: ‚Komtesse' statt ‚Isa'."

Da waren sie am Teehaus, einem alten Barocktempelchen mit steinernen Putten. Isa kehrte um. Der Irre saß in einem bequemen Korbstuhl, die übergroße Gestalt jämmerlich zusammengesunken, die welken Hände mit dem zu weit gewordenen Wappenring im Schoß. Der Pfleger las die Zeitung vor. Nicht einen von diesen Zeitungssätzen verstand der Kranke mehr, aber der Klang des gelesenen Wortes tat ihm irgendwie gut, und so hielt er auf diese Lesestunden.

Selewski begrüßte ihn, die gelblichen Züge strafften und spannten sich krampfhaft — ein Lächeln, fast gütig, stand um den leidensvollen Mund. Er erwiderte den Gruß, beurlaubte mit einer Handbewegung den Pfleger und lud Selewski zum Sitzen ein.

Einige Minuten gelang es Selewski, die Spannung zu halten; er bekam Antworten auf seine Fragen, dann begannen die armen Hände an dem wirren, grauen Barte zu reißen, — ein irres Lachen klang auf. Da erhob sich Selewski, winkte dem Pfleger, der in der Nähe gewartet, und verabschiedete sich. Er sah, daß die Gräfin auf der Terrasse wartete, und eilte durch den Park wieder zurück.

Gabriele Randow lockerte weiße Rosen in einem hohen Glase. Eine kühle Frische ging von ihr aus.

„Wie fanden Sie den Kranken heute, Herr von Selewski? Konnten Sie mit ihm sprechen?" fragte sie aufschauend. „In den letzten Tagen war er recht unruhig, aber heute meinte der Pfleger, eine Art Ermattung zeige sich, — er schlafe auch besser."

„Ich fand ihn wie immer," sagte Selewski kurz und nahm ihr gegenüber am Tisch Platz.

Isa stand am Geländer herum. Es war Mademoiselle Péguins alter Kummer, daß Isa immer herumstand und nie wußte, wie sie sich nützlich machen sollte; sie warf ja auch zu leicht etwas um mit ihren langen, ungeschickten Gliedern.

Sie sah, daß Selewskis Blick an ihrer Mutter hing. Ja, natürlich, Mama sah wundervoll in dem leichten blauen Kleide aus. Nichts von Abspannung war ihr anzumerken, nur die Augenlider waren schwer; aber das gehörte zu ihrem Gesicht, gab ihm den eigenartigen Reiz.

Der Diener brachte eisgekühlte Limonade, Brötchen und Erdbeeren. Zugleich mit ihm schlüpfte Mademoiselle Péguin durch die Glastür, ein kleines, nervöses Wesen mit einem Vogelgesicht, unendlich guten Augen und grauschwarzen Haaren, die wie verstaubt aussahen, weshalb Curt Herterich die Schweizerin „Aschermittwoch" getauft hatte. Sie grüßte steif und höflich Selewski und wandte sich dann an ihre Schülerin.

„C'est l'heure de votre leçon, chérie, venez donc," sagte sie bescheiden, kaum hörbar und hielt Isa ihre silberne Uhr entgegen.

Das Mädchen sah schnell und fragend zu ihrer Mutter hinüber, ob sie nicht ein Machtwort sprechen und die Stunde ein wenig hinausschieben würde, heute, wo man Abschied feierte.

Aber die Gräfin sagte nichts und Isa ging mit betrübten Augen. Eine Ranke der Crimson-Rambler hielt ihr Kleid zurück. Sie löste rasch und hastig den Stoff von den Dornen. Ein Blutstropfen blieb daran hängen.

Selewski stand auf.

„Ich sehe dich nicht mehr, Isa, ich muß gleich fort, leb' wohl, mein liebes Mädel. Aber da ist Blut an deiner Hand, was ist das, Kind?" fragte er erschrocken.

„Nichts," sagte Isa befangen. „Eine Rosenranke tat es. Leb' wohl, Onkel Georg. Wirst du einmal kommen, auch wenn Mama nicht hier ist, wirst du Vana und mich einmal besuchen?"

„Aber gewiß. Nächste Woche muß ich zu meinem Verleger nach Berlin. Aber sobald ich wieder da bin, suche ich euch auf."

Isa ging. Eine Minute fast war Schweigen zwischen den Zurückbleibenden, dann hob die Gräfin die schweren Lider und blickte Selewski an.

„Du verwöhnst sie, Georg. Sie ist doch noch ein Kind," sagte sie leise, „du behandelst sie zu sehr als Dame."

Sie beklagte sich über das Gegenteil.

„Nicht möglich! Mein häßliches, junges Entlein! Aber im Ernst gesprochen: Das Kind macht jetzt Schwierigkeiten. Ich finde sie ein wenig blaustrümpfig, menschenscheu und verschlossen. Ob der junge Herterich schuld ist? Die Péguin erzählte mir, Isa und Herterich unterhielten sich über das Latein in den Dramen der Roswitha von Gandersheim, um ein Beispiel zu nennen!"

Selewski lachte. „Das klingt mir mehr nach Herterich als nach Isa, im übrigen liegt es so, daß sein geistiger Einfluß doch wohl gänzlich belanglos für Isa ist. Sie hat ihr eigenes Gesetz, ist viel stärker als er. — Wie könnte es auch bei deiner Tochter anders sein!"

Ein dunkler, warmer Blick flog zu ihm herüber.

„Wie kommt es, daß du mich noch immer so überschätzest, Liebster?" fragte sie leise und ernst. Er zog ihre Hand an die Lippen und sagte nichts. Sein Auge flog grübelnd über die totenstille Fläche des Teiches.

„Schon als Junge hab' ich oft gedacht, niemand wüßte weniger voneinander, als Eltern und Kinder, selbst wenn sie sich sehr lieben," sagte er dann, „später in der Erinnerung sind doch wohl die besten Eltern die gewesen, die uns am wenigsten gestört haben, uns auch ihr Verstehen nicht aufdrängten, die uns nur hochachteten und ein wenig liebevolle Zärtlichkeit in die harten Stürme unserer Jugendjahre trugen, — die da waren, wenn wir uns irgendwie zurückgeschleudert in grauenhafte Einsamkeit fühlten, nur da waren, gütig, nicht fragend."

„Harte Stürme, Georg? Doch nicht immer! Sieh, Isa — —"

„Immer, Gabriele. Nicht an äußere Schwierigkeiten denke ich. Aber wie kurz ist die Zeit, in der man körperlich und seelisch den ungeheuren Weg zurücklegt vom Kind zum erwachsenen Menschen, jeder muß außer Atem kommen bei dieser rasenden Fahrt. Jeder muß an einem Abgrund taumeln und mühsam um sein Gleichgewicht kämpfen."

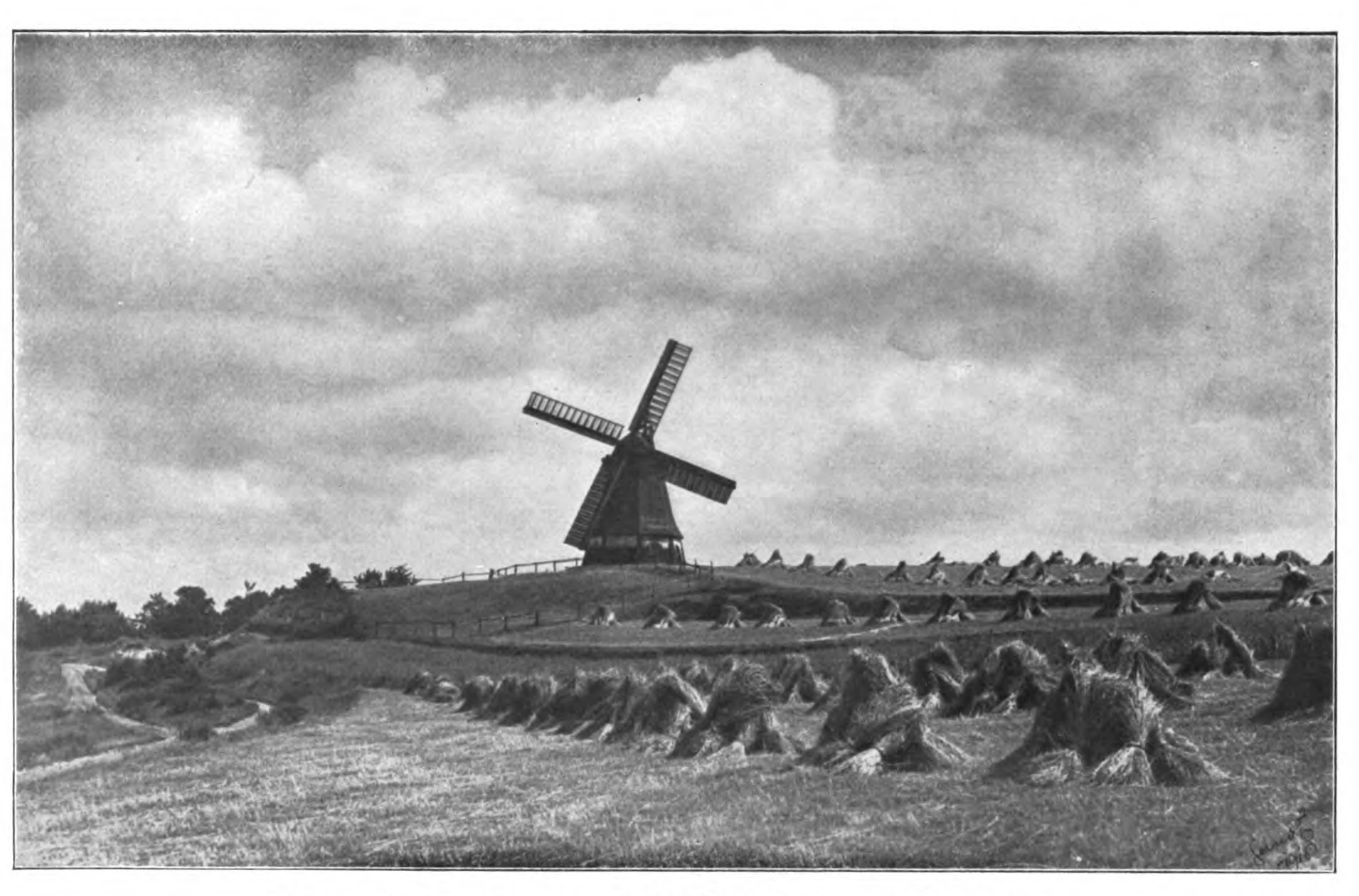
Ein Stallbursche führte Selewskis Pferd heran. Er stand auf.

„Auf Wiedersehen, Gräfin," sagte er, „ich sehe Sie heute auf der Station."

Als er die Mauer des Gemüsegartens, die die Chaussee nach Straupe ein gutes Stück begleitete, hinter sich ließ, war es ihm einen Augenblick lang, als schaue Isas Gesicht aus den Holunderdolden, die über die Steinwand ragten, ihm nach. Ja, er fühlte diesen eigentümlich gespannten Blick im Rücken, lange noch. ‚Sollte sie der Péguin entlaufen sein?' dachte er und lächelte.

★

Der Randowsche Wagen, der die Gräfin und Johanna zur Station gebracht hatte,



Aus deutschen Landen: Ernte. Künstlerische Aufnahme von Georg Berndt

fuhr mit Isa heim. Weit und in leichtem Dunst lag die Ebene unter dem blutenden Abendhimmel. Mohn glühte an den Rändern des grünen Grabens, der die Landstraße von dem hohen, schon gebeugten Roggen trennte, — verstaubtes Löwenmaul und Labkraut wucherten um die weißen Chausseesteine.

Isa plauderte nicht mit dem alten Fricke wie sonst. Ihr Herz war schwer und einsam. Es war schrecklich, wenn Mama verreiste und sie mit Bana und der guten Péguin allein blieb. Dann schlichen alle Tage endlos und grau dahin; es war, als sei alles Leben im Schloß gestorben, alles Schöne, alles Festliche der Welt geflohen, dorthin, wo Mama nun war. Und wie war das? Vermißte sie Georg Selewski, der nun so selten und bloß aus Höflichkeit nach Groß-Ranitz kommen würde, nicht noch fast mehr als ihre Mutter? Nein, daran durfte sie jetzt nicht denken; es war gewiß sehr unrecht, jetzt, wo sie sobald eingesegnet wurde, immer wieder die Gedanken zu Georg zu schicken. ‚Aus deinem Herzen sollst du in dieser Zeit eine Kapelle machen, Isachen, mit dem Bilde Christi auf dem Altar', hörte sie Pastor Herterich. Ach, ihr Herz war leider sehr anders, als der Pfarrer dachte, — sie fühlte sich als Heuchlerin, als Lügnerin.

Zuerst, als Georg Selewski Besuch gemacht hatte, vor zwei Jahren war es gewesen, nachdem er Straupe übernommen hatte, — wie war sie da albern und kindisch gewesen! Nein, es war ihr keineswegs an Besuchen gelegen, und ehe sie gerufen werden konnte, war sie meistens verschwunden: ins Inspektorhaus, zu der damals verlobten Steffi Junghans, die ewig Namenszüge in Küchenwäsche stickte, oder in den letzten Winkel des Parks, wo er mit niedrigem Buschwerk in die sumpfigen Wiesen überging und tausend Verstecke bot. Später erst, als sie hörte, Selewski habe nur gezwungenermaßen das Gut des verstorbenen Bruders übernommen und sei eigentlich Schriftsteller, bekam er Interesse für sie. In der Buchhandlung der Kreisstadt lagen plötzlich seine Bücher aus, und die Gutsbesitzer der Umgegend kauften sie, teils aus Neugierde, teils aus Höflichkeit für den neuen Herrn auf Straupe. Im Grunde zuckten sie die Achseln über diese Art von Beschäftigung. Lächerlich, wenn ein Mann Romane schrieb; natürlich, der Inspektor tanzte ihm auf der Nase herum. Aber in Gabriele Randows großem verschlossenen Bücherschrank standen die Bände mit einer Widmung des Verfassers. Isa durfte sie nicht lesen. Kam am Mittag Kaffeebesuch von den umliegenden Gütern, geriet das Gespräch merkwürdig leicht auf Selewskis Bücher. Aber Mama saß mit ihrem fremden Lächeln dabei und sagte nichts, obgleich jeder wußte, sie kannte diese Bücher besser als irgend jemand sonst. Selewski war jede Woche einige Male zur Teestunde bei ihr und las aus seinen Manuskripten vor. Dann schlich Isa in den Nebenzimmern umher. Warum war sie noch so jung und so ungebildet!

Eines Tages brachte ihr Curt Herterich heimlich ein schwarz-gold gebundenes Buch: „Der Tod Astore Bagliones". Isa konnte sonst schlecht solche historischen Bücher lesen. Jenes finstere, kühle Condottieregeschlecht Perugias, das sich im Angesichte des Doms gegenseitig verriet und ermordete, das auf unzugänglichen Burgen in der Stadt hauste und aus dem nur, seltsam rührend, einige zarte, barmherzige Frauenbilder hervorwuchsen, — es bekam plötzlich Leben für Isa.

Sie lag die Nacht über wach und schickte ihre Phantasie in jene Jahrhunderte zurück, hörte das Schwertergeklirr blutiger Hochzeiten und sah, wie die Frommen den entweihten Dom mit Wein abwuschen, — bis ihr im Morgengrauen die Lider schwer wurden und sie das verbotene Buch in ihrem Bett versteckte.

Selewski erzählte wenig später zufällig von seinem langen Aufenthalt in Italien, von Perugia, von mühsamen Quellenstudien, und Gräfin Randow wunderte sich, daß Isa plötzlich Interesse für die Photographien aus Italien bekommen hatte, die so lange unberührt in den Schubfächern des Bücherschrankes gelegen.

Langsam war dies in Isa gewachsen: — dieses zitternde Glück, sobald Selewski im Hause war. Das unfaßbare Wunder geschah, daß er eine Stunde mit Isa durch Park und Wiesen ging, als er einmal auf ihre Mutter wartete, daß er scherzend ihre sehr mäßigen Literaturkenntnisse prüfte, ihren Geschmack lobte und ihr Bücher aus der Straupener Bibliothek versprach. Das Wunder geschah, daß er nach ihr fragte, wenn er bei Mama Tee trank, und sie einmal mitgenommen wurde, als ihre Mutter und er nach Berlin zur Oper fuhren. Das hatte Onkel Georgs Fürsprache erwirkt; denn natürlich war sie ja eigentlich noch zu jung für Fidelio.

Und nun sollte sie lange Wochen allein bleiben! Fräulein Bitterloh würde einen gewaltigen Hausputz veranstalten, aller Zauber von Mamas Teezimmer, das verschleierte Licht der Stehlampe, der eigentümlich süße Geruch von Mamas Zigaretten, die leichte Unordnung auf dem Schreibtisch zwischen neuen Büchern und Broschüren, — alles würde hinausgelüftet und geordnet

werden. Der Gärtner würde keine Blumen für das topasfarbene Glas bringen, das auf dem niederen Tisch am Kamin stand, er würde natürlich behaupten, es seien keine da. Bana aber, der arme Bana, würde rastlos ein paar Tage durch das ganze Haus irren im unbestimmten Gefühl, daß ihm etwas fehle, was er suchen müsse, bis er auch dieses Vermissen wieder vergaß. Ach, es würde ganz gespensterhaft sein, wenn Isa nach dem Abendbrot am Flügel dem armen Irren und dem grauen Péguinchen vorspielen würde, anstatt Mamas lebendigem Gefühl und immer wachem Verständnis. Aber sie war in letzter Zeit gar nicht mehr zufrieden mit Isas Spiel gewesen und hatte Professor Behrend gesagt, es sei etwas Sentimentales in ihren Anschlag und ihre Auffassung gekommen. Isa lachte, als ihr einfiel, welchen Todesschrecken der arme, verhungerte Musikprofessor ob dieses Tadels bekommen hatte. Er hatte in jeder weiteren Stunde gefleht: „Mehr Kraft in den Anschlag, Komtesse, kein träumerisches Arpeggio. Diese musikalische Unart ist das Stigma des Dilettanten." Und noch wenn er aufs Rad stieg, um in die Stadt zurückzufahren, hatte er gebeten, beim Üben alles Sentiment fortzulassen.

Es fiel Isa ein, sie könnte am Pfarrhaus vorüber fahren. Curt hatte sich Noten geliehen und Isa meinte, gerade heute abend müsse sie jene Romanze von Rubinstein spielen, jene dunkle, aufgewühlte, sehnsuchtsvolle Melodie; diese Stunde am Flügel würde die beste des ganzen Tages sein. Vielleicht war es zu erreichen, daß Péguinchen dann nicht in dem großen Sessel kauerte, demütig und ahnungslos, sondern nur Bana hinten am Fenster stand, ganz still und hingegeben. Merkwürdig, Bana störte nie. Er paßte zu allem, was traurig und verschlungen war, — er konnte so gut und leise und stumm über Isas Haar streichen, daß es schwer war, die Tränen zurück zu halten, Tränen des Mitleids und der Reue, weil man manchmal so achtlos und gleichgültig war und ihn vergeblich rufen ließ, oder sich keine Mühe gab, ein wenig mit ihm zu plaudern oder zu spielen.

Der Wagen hielt am Pfarrhaus. Isa zog den weißgestrichenen Draht, an dem die kleine, grelle Glocke hing, aber der Pfarrer hatte sie schon gesehen und öffnete selbst.

Es war ein untersetzter Mann mit einem derben Lutherkopf auf den breiten Schultern. Für alles Aristokratische hatte er eine große Vorliebe, hielt sehr auf gute Beziehungen zum Schloß und roch die Luft der Armeleutestuben nicht gern. In bitteren Stunden wußte er, daß er trotz all seiner Bemühungen für die Randows nicht mitzählte, in keiner Beziehung, und schob es auf die Hausbackenheit und Kleinbürgerlichkeit seiner Frau, die einen näheren Verkehr unmöglich machte. Er hatte sich angewöhnt, mit Buchkritiken und neuen Zeitschriften manchmal in der Dämmerstunde zu Gabriele Randow hinüberzugehen, ohne daß sie mit mehr als mit der üblichen Liebenswürdigkeit ihm für dieses Eingehen auf ihre Interessen gedankt hätte. Auch Isas Konfirmationsstunden hatten da nichts geändert. Herterich hatte leider bei sich feststellen müssen, daß kein großes Gewicht auf diesen Unterricht gelegt wurde. Isachen, das gute Kind, war keine bequeme Schülerin. „Wie konnte Gott diesen schrecklichen Tod Christi wollen, Herr Pfarrer? Nein, ich werde das nie verstehen. Hat er denn Freude an Grausamkeit und Blut, wie Moloch oder Astarte, diese finsteren, alten Götter? Fand er nichts anderes als dieses Blutopfer, um sich mit den Menschen zu versöhnen?" Konnte man solchen Fragen mit dem Rüstzeug der modernen Theologie beikommen? Bibelforschung, Symbol, — diesen gleichzeitig naiven und komplizierten Fragen? Nein, man konnte es nicht. Dafür war Isa noch zu jung, zu unreif. Man mußte ausweichen, beruhigen, ablenken und hoffen, daß Gott selbst dieses junge Herz erleuchte.

Es roch nach Obstmus durch das ganze Haus. Ein Huhn spazierte durch die offene Hoftür in den Hausflur; aus der Küchentür fuhr ein himbeerfarbener, triefender Arm mit einem Besen und scheuchte die neugierige Henne zurück. Lautes Schelten dröhnte.

„Elisabeth, wir haben Besuch!" rief der Pfarrer warnend. Dann schloß er ärgerlich und verlegen selbst nachdrücklich die Küchentür und führte Isa in sein Studierzimmer. Es ergab sich, daß Kurt mit dem Rade unterwegs war und sein Vater die gewünschten Noten nicht finden konnte, obgleich Isa und er den ganzen Notenschrank umräumten. Er versprach, sobald Curt nach Hause komme, ihn aufs Schloß zu schicken und begleitete Isa bis an die Tür, vor der der Wagen hielt.

Das Abendessen verlief schweigsam. Mademoiselle Péguin redete ab und zu behutsam und leise von dem, was man in den nächsten Tagen vornehmen würde, — es war Fräulein Bitterloh beim Einlegen der Pfirsiche zu helfen, die Kriewitze in Bossenhagen mußten zum Tee besucht werden, Küchenwäsche war zu zeichnen. Der Kranke aß stumm, mit feindselig verkniffenem Gesicht, was der Pfleger ihm vorschnitt. Isa kam plötzlich der Einfall, etwas Lautes und Furchtbares m ü ß t e geschehen, um diese lastende, leere Stille zu zerschneiden. Aber nichts geschah.

Als Joseph die Windlichter anzündete, um sie auf die Terrasse hinauszutragen, meldete er, Herr Curt Herterich sei gekommen und warte im Wohnzimmer.

„Bana, wir wollen aufstehen," mahnte Isa den Grafen, der teilnahmslos vor sich hinstarrte, — „magst du noch Musik hören?"

Sein Gesicht belebte sich. „Ja, mein Liebling, gern," sagte er im Ton des alten Kavaliers und hob die Tafel auf.

Isa ging zu dem jungen Herterich. „Curt, ich bin so enttäuscht," rief sie; „ich hatte mir ausgedacht, wir wollten nachher, wenn der Mond aufgegangen ist, auf dem Teich rudern, nun hast du dir deinen besten Anzug angezogen, statt deinen Radfahrdreß anzubehalten."

„Es war nicht meine Wahl, der alte Herr bestand darauf," sagte Curt lachend, „es wird mich aber gar nicht stören beim Rudern, es ist meinen Eltern ganz recht!"

Isa lachte auch. „Ach, wie gut, daß du kommst, — es ist heute schrecklich bei uns."

„Du bist heute sehr gnädig, Hoheit, mit deinem Sklaven. Müssen wir übrigens den ‚Aschermittwoch' zum Rudern mitnehmen?"

„Nein, das brauchen wir nicht tun; sie hilft der Bitterloh beim Schneidern."

„Z u tun," verbesserte Curt.

„Alter, kleinlicher Schulmeister!"

Er verbeugte sich resigniert.

Mademoiselle Péguin verschwand durch die Tür, die zu den Wirtschaftsräumen führte, — der Graf ging mit dem Pfleger auf der Terrasse auf und ab und ließ sich Bericht über die Abendzeitung geben, die Hartmann im Schreiten überflog. Isa schlug im Gartensaal den Flügel auf und packte die Notenrolle auf, die Curt mitgebracht hatte. Er saß, während sie spielte, auf einem kleinen Sessel, der zu kurz für seine langen Beine war, am Kamin, der kalt und tot im Dämmer der hinteren Wand lag. Von dort aus konnte er gegen das fahle Abendlicht der tiefen Fenster Isas schmale Silhouette sehen, und seine Augen, von der schwarzen Hornbrille befreit, hatten nichts mehr von Spott und Überheblichkeit, sondern hingen in weicher Verlorenheit an dem Bild der Spielenden.

‚Mein letzter Abend,' dachte er und biß die Zähne zusammen, ‚morgen um diese Zeit sitze ich mit Ritter und Wetzlaff in Meinkes Bierstuben am Markt, und Ritter erzählt von seiner Liebschaft mit dem dicken Dienstmädchen seines Onkels und Wetzlaff von seinen Tanzerfolgen in Swinemünde, und ich elender Feigling höre es mit an und schlage nicht auf den Tisch und sage dem einen nicht, wie schmutzig und widerlich ich seine Angelegenheit finde, dem andern nicht, daß er ein eitler Affe ist; was für ein jämmerlicher Kerl bin ich. Und wenn sie abends in die Rosengasse schleichen und mich auslachen: Der Herterich darf nicht mit, seine Prinzessin zu Hause erlaubt es nicht,' dann kann ich ihnen nicht sagen, wie himmelweit entfernt Isa davon ist, mir diesen Weg zu verbieten oder zu erlauben, weil sie solche Dinge nicht kennt.'

Und Isa spielte die Romanze von Rubinstein. Sie spielte sie nicht so, wie der Musiklehrer es wollte, sondern mit allen Unarten des Dilettanten.

Aber Bana fand keine Ruhe an seinem Fensterplatz; er fühlte, daß Gabriele fehlte, und hatte den Eindruck, sie suchen zu müssen. „Hartmann, vielleicht im Teezimmer oben," flüsterte er ratlos dem Pfleger zu und ging leise mit ihm hinauf.

Isa schloß den Flügel. Draußen hing ein riesiger, rötlicher Mond zwischen den Parkbäumen, in dunstiger Luft; klein und weiß standen die ersten Sterne im Zenith.

„Komm," sagte Isa, „Wilke kann uns das Boot in die Bucht schieben. Hörst du die Grillen in der Teichwiese? Wir wollen über den Rasenplatz gehen. Wenn Péguinchen den Kies des Weges knirschen hört, fährt ihr grauer Kopf aus Fräulein Bitterlohs Fenster, und sie fühlt sich verpflichtet mitzugehen."

„Nimm deinen Mantel, Isa, es wird kühl. Wird dein Vater dich nicht vermissen?"

Isa warf einen Blick zu den Parterrefenstern des Seitenflügels, die offen standen.

„Bana putzt sein Gewehr; er hat es ganz auseinandergenommen, bis er es wieder zusammengesetzt hat, denkt er an nichts anderes, nachher bringt ihn Hartmann zu Bett."

„Dann komm."

Der alte Pferdeknecht schob ihnen das Boot an den Rand des Wassers.

„Blühen hinten am Erlenbusch schon die Ranunkeln, Wilke?"

„Noch nicht, Komtesse."

Die Frösche schrien laut aus dem Uferschilf, ein Nachtvogel flatterte auf, als das Boot vorbeiglitt. Es war noch immer schwül. Isa warf ihren Mantel auf die schmale Bank.

„Du hast viel zu viel gearbeitet in diesen großen Ferien, Curt," sagte Isa tadelnd und hing ihren Arm über den Bootsrand, so daß ihre Hand durch das schwarze Wasser glitt.

„Dieses verfluchte Examen in vier Wochen! Man will doch nicht bloß so mit Hängen und Würgen durchkommen, sondern anständig."

„Aber das wäre mir gänzlich egal. Du bist ein Streber, das ist das Schlimme, Curt. Immer wirst du über Büchern sitzen und das Wesentliche darüber vergessen, es ist gar nicht bloß des Examens wegen."

„Das Wesentliche? Was ist das Wesentliche?"

Isa wischte ihre Hand am Lodenmantel ab, stützte die Ellenbogen auf die Knie und das Kinn in die Hand.

„Das Wesentliche? Ja, ich glaube, es ist das: Jeder Tag, den wir leben, muß für sich da sein und für unsere Zukunft, nicht nur für diese. Aber du kennst nichts Besseres, als über deinen Büchern zu sitzen für diese Zukunft."

„Auch ich kenne Besseres," sagte der Junge leise.

Isa schwieg, fühlte plötzlich, es war irgendwie nicht gut, weiter zu fragen.

„Besseres ist, Isa, mit dir über nächtliches Wasser zu fahren," fuhr er fort und senkte den Blick.

Das Mädchen lachte etwas gezwungen auf.

„Wie bist du nur heute, Curt! Vormittag hast du gesagt, mein Aufsatz sei ‚romantisches Gefasel', ich könne ihn Doktor Enskirch so nicht übergeben, abends machst du mir in Abschiedsstimmung eine Art Liebeserklärung."

Curt zog die Ruder ein und ließ das Boot langsam treiben.

„Ach Isa, wie wenig weißt du noch von solchen Dingen," sagte er leise und weich. „Und wenn ich deine Aufsätze eigentlich noch viel schlimmer benennen und dich väterlich zu Logik und richtigem Deutsch ermahnen muß, deshalb — — deshalb, Isa, bleibst du doch der einzige Mensch, dem gegenüber ich mir klein und jämmerlich vorkomme, — ja, — du wirst es kaum glauben, weil ich ja wohl auf alle den Eindruck eines eitlen und arroganten Burschen mache. — Sieh, du weißt nicht, wie es in solcher großen Stadt ist, — man ist doch jung. Schon von der Obersekunda an liefen einige Ältere, die immer Geld hatten, zu den Straßenmädchen und trieben sich die Nächte durch in Bars und sonstigen Lokalen herum. Schließlich imponierte es uns allen etwas. Wir haßten unsere Schuljungenexistenz und fanden alles verlockend, was im Gegensatz dazu stand." — Seine Stimme sank zum Flüstern. — „Nur weil es schon dunkel ist, Isa, kann ich dir das sagen. Daß ich nie mitgegangen bin, Isa, — obgleich ich durch die griechischen Nachhilfestunden genug Geld verdiente, — nein, es lag nicht daran, daß der alte Herr mich in sein Studio nahm und an meinem sechzehnten Geburtstage verlegen ermahnte, meine ‚herrliche Jugend' und meine Gesundheit nicht in ‚Lasterhöhlen' zu Schaden kommen zu lassen, es lag daran, daß ich immer, immer an dich denke, Isa . . ."

Das Mädchen wollte abwehren, aber die erhobene Hand sank zurück. Ach, es tat ja gut, — es nahm diese Einsamkeit fort, wenn die weichen Worte über sie hinrieselten. Sie schloß die Augen.

„Ich denke daran, wie du hier lebst, so rein und streng und dir selbst treu."

„Nein, nein," fuhr sie auf, „jetzt darfst du nicht weiter sprechen. So bin ich nicht, wie du denkst, oder wie deine Eltern denken. Dein Vater wäre nicht zufrieden mit mir, wenn er mich kennte."

„Du verstehst mich nicht. Was ich meine, hat mit meinem alten Herrn nicht das geringste zu tun, — natürlich kennt er dich nicht, das ist klar; was ich meine, hat nur mit mir zu tun, mit dir und mir, kleine Isa. Und du brauchst mich auch noch gar nicht zu verstehen. Du brauchst nur da zu sein und so zu bleiben, wie du bist."

„Aber das will ich doch gar nicht," sagte Isa ratlos, „ich müßte ja doch ganz, ganz anders sein!" —

„Was weißt du von dir selbst, Isa? Ich glaube, noch gar nichts."

„Wie redest du heute, Curt! Nein, das mag ich nicht. Nimm die Ruder, wir wollen in die Bucht fahren, wo die gelben Mummeln wachsen."

Curt seufzte tief auf und griff zu den Rudern. Ein Fisch sprang hoch, silbern fielen die Tropfen zurück in den See, der Mond hing nun fern und kalt im schwarzen Weltenraum. In Isas Seele war Aufruhr und fremde Bangigkeit. Wie schwül und schwer war die Nacht!

Sie dachte an Georg Selewski. Curt stützte die Ruder ein und zog sein Taschenmesser, um die dicken, grüngelben Blüten der Mummeln abzuschneiden, die wie fahle Metallknöpfe auf dem Wasser standen.

Er legte den Rock ab und neigte sich tief über den Bootsrand.

„Lehne dich auf die andere Seite, Isa, damit der Kahn das Gleichgewicht nicht verliert, und halte meine linke Hand ganz fest."

Als Isa die große, knochige Jungenhand ergriff, durchrieselte sie ein seltsames Gefühl. Aber hatte sie sie nicht schon hundertmal gehalten, beim Laufen, beim Reiten, beim Klettern? Heute abend war alles verwandelt, heute abend fühlte sie fremde Haut, fremden Körper an ihrer Haut, ihrem Körper. In herzklopfender Abwehr, — Abwehr.

„Nun zieh' meine Hand hinüber."

Ein Bündel dicker, glitschiger Stiele flog auf Isas Schoß.

Curt saß wieder aufrecht und strich das Haar aus der Stirn.

„Danke schön," sagte Isa, und versuchte die Blumen zu ordnen.

„Sie sind wirklich nicht erstrebenswert oder irgendwie hübsch," meinte Curt, und zog den Rock über. Sieh, wie schlangenhaft diese Stiele sind, viel zu dick für die Blütenköpfe."

„Man will sie immer haben, weil sie aus der Tiefe kommen, die wir nicht kennen. Sie wachsen aus den Gärten der kleinen Seejungfrau herauf."

Am Ufer weit hinten kreiste plötzlich ein Feuerrad.

„Curt, was ist das?"

Er lachte. „Ich denke, die Stallaterne des alten Wilke. Der ‚Aschermittwoch' wird in Todesangst neben ihm stehen und ihn beschwören, uns aus Seenot zu retten. Ich werde ihnen auf meiner Pfeife Beruhigung hinübertrillern."

„Wir wollen heim," rief Isa in Curts grelle Signale.

Er drehte gehorsam um; das Boot flog mit einer leichten Strömung über die dunkle Fläche. Beide schwiegen.

Da fiel ganz nahe ein scharfer Schuß.

„Was ist das nur heute abend, alles ist wie verhext," rief Isa erschrocken.

„Ist es möglich, daß dein Vater . . .?"

„Ausgeschlossen. Seit dem Unglück mit dem Gärtnerjungen, — du weißt schon, bevor Bana in die Anstalt mußte, — steht der Gewehrschrank oben im Fremdenzimmer. Mama hat den Schlüssel zur Stubentür und zum Schrank."

Curt nickte. „Der Schuß kam übrigens aus der Gegend der Ställe," sagte er. „Vielleicht macht der Inspektor eine Mondscheinjagd auf einen Marder."

Péguinchen war halbtot vor ausgestandener Angst. Chérie durfte das nie wieder tun, jetzt besonders, wo Mama fort war und Péguinchen die ganze Verantwortung hatte. Mein Gott, wie hatte sie sich gesorgt! Curt lachte herzlos. Aber Isa tat das graue Geschöpfchen leid. Sie nahm die Erzieherin plötzlich übermütig auf ihre starken Arme.

„Ma petite mouche, comme je vous aime rief sie lachend und trug ihre Last ein Stück weit auf dem hellen Kiesweg des Parkes.

Péguinchen gab ihr Leben für solche liebevollen, kleinen Szenen und war trotz alles Protestes sofort versöhnt, das wußte Isa. Aber in ihren Übermut klang ein gequälter Ton; sie fühlte es selbst.

Der Schuß? hatte Péguinchen ihn gehört?

Ja, gewiß, — mit dem Schuß hatte es nichts auf sich, obgleich diese „bataille de nuit" keineswegs in der Ordnung war. Man erschrak doch, nicht wahr? Der Sohn des Inspektors wollte gerade heute nacht alle Raubzüge des Marders in den Hühnerstall rächen.

Nun, dann war ja alles gut. Sie gingen durch den Park zu der kleinen Mauerpforte.

Curt empfahl sich, morgen früh ging sein Zug. Wenn er wieder kam, hatte er hoffentlich das Examen bestanden. Isa gab ihm die Hand.

„Gute Reise, Curt," sagte sie leicht, „und Hals- und Beinbruch für die Prüfung."

Der Junge war tief verletzt, — nein, sie hatte gar nichts von dem verstanden, was er ihr auf dem Wasser gesagt hatte; sie war noch ein Kind, sonst wäre dieser Abschied ein wenig persönlicher und wärmer ausgefallen. Oder wollte sie ihn für jene Worte strafen? Aber so war Isa nicht.

„Danke," sagte er fast höhnisch. „Wenn ich wiederkomme, wird man dich in eine Pension stecken und du wirst dort werden wie alle andern Mädchen."

„Ja, wahrscheinlich," sagte Isa hochmütig und abweisend. Aber plötzlich mußte sie über Curts düsteres und vorwurfsvolles Gesicht lachen.

„Es wäre ja doch gut, wenn du auch dann noch ein wenig meine Logik und mein Deutsch betreuen wolltest."

„Du bist eine herzlose Spötterin; leb wohl, Isa."

Er verschwand im Schatten der Lindenallee, die ins Dorf führte.

Isa lag lange wach. Zuerst lauschte sie erschrocken und erstaunt in sich hinein, dann glitten ihre Gedanken, halb schon von Traum umfangen, auf gewohnte Bahnen, suchten Georg Selewski. Hatte er ihr nicht Bücher versprochen? Er würde es ja wohl vergessen, natürlich hatte er andere Dinge im Kopf. Ein neuer Roman sollte vor Weihnachten erscheinen. Er fuhr jetzt zu seinem Berliner Verleger. Lange, schmale Korrekturbogen hatten auf Mamas Schreibtisch gelegen. Ihre Ränder waren mit kleinen, rätselhaften Zeichen übersät worden. Mamas verschleierte Lampe hatte jede Nacht gebrannt. Wie schön müßte es sein, das Leben jenes Menschen mitzuleben, zu wissen, daß man nicht zu unreif und zu ungebildet dazu war. — Er hatte doch versprochen, noch einmal zu kommen, ehe er reiste, Bana und ihr Lebewohl zu sagen. Bana würde nur wenige Minuten dabei sein. Immer befiel ihn gleich jenes Zittern, den Ärmsten; Hartmann würde ihn herausführen und Isa allein mit Georg bleiben. Vielleicht ging er dann mit ihr auf und ab, wie er es gern tat, im Gleichschritt, legte den Arm um ihren Hals. Isa fühlte, wie ein jähes Glücksbewußtsein ihre

Glieder überrieselte, sie war plötzlich wieder ganz wach. Aller Traum war fort.

Sie kniete im Bett. Nein, nein, sie wollte nicht an so etwas denken.

★

Als die Erzieherin und Isa am nächsten Nachmittag aus Bossenhagen heimkehrten, stand der Selewskische Sandschneider an der Chaussee.

Weiter hinten an dem abgeernteten Feld vor dem Waldrand sah sie Selewski mit seinem Inspektor. Die Abendsonne lag blutrot auf den Kieferstämmen des Gehölzes. Ein kleiner Raubvogel stand regungslos im fahlen Blau des Himmels. Auf seinen Schwingen gleißte ein Strahl, sie leuchteten wie Metall.

Isa ließ halten und jodelte trotz Péguinchens Entsetzen einen sehr jungenhaften Pfiff hinüber an den Waldrand. Ein lebhaftes Winken kam als Antwort.

„Warten, warten," rief Selewski und turnte über das Stoppelfeld.

„Ich bin froh, dich noch zu sehen, Isa," rief er, „ich muß nämlich morgen schon abreisen, ja, es ist schneller gekommen, als ich dachte. Du grüßt den Vater von mir, nicht wahr? Sobald ich wieder komme, melde ich mich bei euch."

Alle Lichter erloschen in Isas Seele.

„Onkel Georg, du wolltest mir doch Bücher heraussuchen," sagte sie leise und enttäuscht.

„Das tu ich auch noch. Pfeifer bringt sie zu euch hinüber. Ich fahre erst mit dem Abendzug."

Aber er sah, daß noch nichts gebessert war.

„Oder reitest du morgen früh, Kleines? Dann komm bei Straupe vorüber und frühstücke mit mir, wir suchen dann die Bücher heraus. Ist das besser so?"

„Gut, ich komme gegen zehn Uhr, wenn ich darf, Onkel Georg."

★

Selewskis riesige, die hohen Wände des Herrenzimmers umziehende Bibliothek war das einzig wirklich Wertvolle in dem baufälligen und ungepflegten Straupener Herrenhause.

In diesem Zimmer war alles zusammengetragen, was sich an Behaglichem in den alten Mauern gefunden, in denen schon seit Jahrzehnten keine Hausfrau mehr geschaltet hatte. Denn auch Selewskis verstorbener Bruder war unverheiratet gewesen.

Eines Abends hatten zwei kluge, geschickte Frauenhände aus einigen alten Sesseln und einem Tisch, dessen Beine der alte Pfeifer mit der Säge verkürzen mußte, einen Winterplatz zum Teetrinken an dem großen, rissigen Kachelofen geschaffen mit dem Erfolg, daß das Eßzimmer nebenan völlig verödete und Pfeifer alle Mahlzeiten nun in der Bibliothek servieren mußte. Die Mamsell, die bequem und mürrisch war, öffnete kaum noch die Jalousien in den andern Zimmern.

Isa turnte auf einer Leiter herum, die an einer Eisenschiene unter der Zimmerdecke durch leichten Druck hin- und hergerollt werden konnte und Isa an das Schuhgeschäft der Kreisstadt erinnerte, wo die Verkäuferinnen ebenfalls auf solchen Leitern herumfuhren.

Selewski nahm ihr die Bände ab und legte sie auf die Erde. Denn auf keinem der Tische war sonst Platz.

Er mußte über sich selbst lächeln, so sehr fühlte er sich aus dem Konzept gebracht durch diesen Besuch, der, strahlend vor Eifer, in seinen geheiligten Büchern kramte und unaufhörlich plauderte, Kalidasa zu den Spaniern stellte, den ganzen Dostejewski einpacken wollte und sich von den Liedern des Tu-Fu nicht trennen konnte.

„Genug, genug, Isa!" sagte er lachend. „Wie soll dein kleiner Reitknecht das alles schleppen?"

Sie sah nach der Armbanduhr und stellte Lionardos „Traktat" zurück.

„Ja, du hast recht, Onkel Georg; ich muß auch nach Hause. Um zwölf kommt Professor Behrend."

Sie kletterte, beide Hände voll Bücher, vorsichtig von der hohen Leiter.

Aber sie hatte ihren Händen zu viel zugetraut. Leopardi drückte den kleinen Finger der rechten Hand beiseite und begann zu rutschen.

„Gib doch her, Kind!" Selewski griff eilig nach dem wankenden Bücherberg. Aber es war schon zu spät. In dem Bestreben, die Bände vor Absturz zu bewahren, verlor sie selbst das Gleichgewicht. Ihr Fuß fand die nächste Leitersprosse nicht mehr, glitt in den Zwischenraum, und das Schienbein schlug mit ganzer Wucht gegen das harte Holz. Sie biß die Zähne zusammen und wurde totenblaß. Aber alle Beherrschung half nichts. Die Knie knickten ein. Sie hörte noch das Gepolter fallender Bücher, dann sang etwas in ihren Ohren, immer lauter — lauter.

Selewskis Arme fingen sie auf.

Als sie wieder zu sich kam, lag sie auf dem Bärenfell einer Chaiselongue in einem ihr unbekannten Raum. Es war wohl Selewskis Schlafzimmer.

Er rieb ihre Schläfen mit kölnischem Wasser, während die Mamsell behutsam den Stiefel von dem hochgestützten Fuß löste. Der helle Strumpf an dem schmerzenden, stark geschwollenen Bein zeigte ein blutiges Loch.

Sie besann sich im Augenblick auf alles Vorhergegangene.

„Wie ungeschickt war ich bloß, und welche Mühe mache ich dir, Onkel Georg," sagte sie verlegen.

„Sei still, Isa, es war ganz allein meine Schuld. Gott sei dank, daß du wieder wach bist. Schmerzt es sehr?"

„O, es geht, aber reiten werde ich nicht können, fürchte ich."

„Selbstverständlich fährt dich Pfeifer nach Hause und ich begleite dich."

„Ach nein, Onkel Georg, du reisest ja heute."

„Was schadet das, ich habe noch viel Zeit. Aber richte dich nicht auf."

Isas Blick fiel plötzlich auf ein Bild, das drüben neben dem Bett auf dem Nachttisch stand und das sie gut kannte. Es stellte ihre Mutter dar im Reitkleid, sehr schmal, die Augenlider halb gesenkt, ein zartes Pastellbild. Früher hatte es lange in Mamas Zimmer zu Hause gestanden. Und nun war es hier!

Der breite Rücken Mamsells verdeckte den Nachttisch wieder und Isas Gedanken waren noch nicht wach genug, um schon etwas festhalten zu können, — das Bild entglitt. Sie war plötzlich sehr müde.

„Es ist nur ein starker Bluterguß," sagte Selewski, „die kurze Ohnmacht kam durch den plötzlichen, scharfen Schmerz; ich kenne diese böse Stelle am Schienbein. Laß dir heute von Péguinchen kalte Umschläge machen und schone das Bein ein paar Tage, meine kleine Isa. Jetzt ruhst du hier noch eine halbe Stunde, nachher fahren wir dich mit dem Landauer nach Hause; das wird freilich noch etwas weh tun, aber in deinem Bett hast du es dann doch bequemer als hier. Ist es dir recht so?"

Isa nickte müde. Mamsell wurde fortgeschickt. Selewski blieb bei ihr sitzen. Seine Hand lag mitleidig und zärtlich auf ihrer Stirn, spielend glitten die Finger durch ihr Haar.

Wie schön war das, wie schön, wenn man die Augen schloß und gar nichts dachte, nur diese Hand fühlte und ein tiefes, rieselndes Glücksgefühl — nichts von Abwehr, nichts.

Mamsell störte, sie brachte Fleischbrühe und Brötchen, und es war eine Qual, essen zu müssen.

Dann kam eine schmerzvolle Stunde — die Treppen hinab, halb getragen, halb gestützt, das Sitzen im Landauer mit dem hochgelegten Bein, Péguinchens erschrockener und verzweifelter Wortschwall. Selewski trug sie die Treppen hinauf in ihr Schlafzimmer und wartete im Nebenraum, bis Péguinchens behutsame Hände sie ausgezogen hatten.

Endlich lag sie im Bett mit etwas heißen Backen und gespannten Zügen ob aller ausgestandenen Qual.

Selewski sprach mit Péguinchen; — wenn die Schmerzen bis zum Abend nicht besser würden, sollte zum Arzt geschickt werden. Die kleine Schweizerin wußte gut mit Kranken Bescheid und würde alles beachten. Wenn es möglich war, wollte Selewski auf dem Wege zur Station heute abend noch einmal vorbeikommen und nach Isa sehen, sonst den Diener schicken und sich Nachricht geben lassen.

„Komm selbst, Onkel Georg," bat Isa leise, als er sich zum Abschied über sie neigte.

„Möchtest du das gern, kleine Isa?" fragte er gerührt. „Bist du gar nicht böse, daß ich nicht schneller herzusprang?"

Sie schüttelte lächelnd den Kopf, ihre Augen schimmerten.

Er berührte mit seinen Lippen ihre Stirn.

„Leb wohl, Liebling."

*

Die Nachmittagsstunden strichen endlos langsam dahin. Nach dem Tee kam Bana herauf, aber er war heute völlig verwirrt und verstand garnichts.

„Ich habe dir immer gesagt, Isa, wie leicht bei solcher Jagd etwas passieren kann," redete er. „Auch Hartmann glaubt es nicht recht, er wird noch durch Schaden klug werden; — nun kannst du heute nicht Klavier spielen," fügte er plötzlich in anderem Tone hinzu.

Isa erzählte ihm, daß der Förster ein getretenes Reh gefunden habe und daß es in Straupe junge Fohlen gäbe.

„Was ist Straupe?" fragte er unwirsch.

Da gab Isa das Gespräch auf. Der Kranke ging wieder in sein Zimmer.

Péguinchen saß am Bett und strickte eine mühsame Decke. Wenn sie aufstand, um den Umschlag zu erneuern, fielen immer einige Maschen von der gebogenen Hornnadel, denn die Schweizerin hatte etwas hastige Bewegungen. Die Turmuhr vom Dorf schlug sechsmal. Isa dachte daran, daß gegen sieben Uhr der Zug von der Station abging, wenn Georg Selewski noch kam, mußte es in der nächsten Viertelstunde sein, sonst erreichte er den Bahnhof nicht rechtzeitig. Sie konnte nichts anderes mehr denken. Das Geplauder Péguinchens wurde unerträglich.

„Sei ein bißchen still, petite mouche," bat sie — „je suis bien fatiguée."

Das graue Geschöpfchen fuhr erschrokken auf.

„Vous voulez dormir, chérie, eh bien, je le dirai à Monsieur le Baron s'il viendra. Dormez donc, ma pauvre petite."

„Er kommt nicht mehr, es ist schon zu spät,"

sagte Isa und lauschte angestrengt. Aber kein Wagenrollen klang von der Landstraße herauf.

Wenige Minuten später klopfte das Hausmädchen, brachte einen Strauß roter Rosen und sagte, der Gärtner aus Straupe sei mit dem Rade unten und bäte um Bescheid, wie es Isa gehe. Herr Baron wolle noch auf die Station Nachricht haben.

Und während Péguinchen hinunterging, um den Mann selbst zu sprechen, schluchzte Isa fassungslos in ihr Kissen.

*

„Herr Pastor ist zum alten Mahenke gerufen worden," sagte der Küster und verzog sein graues Trinkergesicht zu devotem Grinsen, „der hat ja woll ein' Schlaganfall. Das kommt vom Saufen, Komtesse, ich hab' es ihm jeden Sonnabend gesagt bei Matthiesen, Mahenke, hab' ich gesagt, du wartest darauf, daß deine Olle stirbt und du ihre Fuchtel los wirst, aber paß auf, du verrechnest dich, der Teufel holt dich eher als sie, der Wachholderteufel, Freundchen."

Isa lachte und hob behutsam das noch schmerzende Bein, das längeres Stehen verweigerte.

„Komtesse möchte im Studierzimmer warten, — es kann nicht lange dauern, — und sich auf das Sofa legen wegen des schlimmen Fußes."

Aber Isa fand es düster und kellerartig kühl in dem Nordzimmer, das die Linden vor der Tür mit grünem Licht füllten. Sie nahm nur schnell irgendein Buch von der tabakfarbenen Plüschdecke des ovalen Sofatisches und humpelte wieder hinaus in den Garten. An der Mauer stand ein Hollunderbaum, überklettert und fast erstickt von Waldrebe, die ganze Kaskaden weißer, duftender Blüten über einen kleinen, schlecht gehaltenen Gartenplatz warf, auf dem eine ausrangierte, brüchige Holzbank stand. Der stille Garten glühte in diesen Vormittagsstunden, Geranien und Studentenblumen standen wie gelbe und rote Flammen. Am Küchenfenster klapperte die alte Christine mit Holzgerät, Frau Pastor war mit dem Handwagen fortgefahren, um saure Kirschen von einem Bauerngut zu holen. Isa stützte das kranke Bein auf einen Holzbock, den sie sich herangeholt und der zum Scheitezerkleinern diente. Hunderte von Bienen summten über ihr in den Blüten der Waldrebe. Sie blätterte in dem Buch, fand, daß es eine Anthologie im Geschmack der achtziger Jahre und nicht recht lesbar für sie sei, und legte es beiseite; dann überflog sie ihre Ausarbeitung für die heutige Konfirmandenstunde. „Christus, ganz Mensch und Gott," hatte ihr Herterich vorige Woche als Thema gegeben und ihr angedeutet, daß es im Sinne seiner nächsten Sonntagspredigt zu beantworten sei, die über dieses schwere Problem Klarheit bringen würde. Und Isa hatte oben im geschnitzten Gestühl der Gutsherrschaft Stichworte nachgeschrieben und sich zu Hause gleich hingesetzt und den Inhalt der Predigt wiedergegeben. Sie wußte, Herterich würde außerordentlich zufrieden sein, aber ganz hatte sie sich doch nicht verleugnet, denn da stand am Schluß des ersten Teiles: „Aber ganz Mensch konnte er doch nicht sein, denn er hatte nie gesündigt und konnte deshalb das Gefühl der Schuld nicht kennen, das jeder Mensch kennt." Dieser Gedanke entsprang dem eigenen Schuldbewußtsein; sie fühlte sich unwahr und ihr Stolz bäumte sich dagegen auf. Glaubte nicht jeder der Ihrigen, glaubte nicht auch Herterich, sie sei ganz diesen religiösen Empfindungen hingegeben als Vorbereitung für die nahe Einsegnung? Und sie? Hatte sie an anderes in diesen Tagen gedacht, als an Onkel Georg? Hatte sie nicht jede Minute ihres kurzen Besuchs im Geiste wieder und wieder durchlebt, — war sie nicht glücklich über das aufgeschlagene Schienbein, weil er sie die Treppe hinaufgetragen, sich später über ihr Bett gebeugt und sie geküßt hatte? . . .

Sie schrak zusammen, eine tuschelnde Stimme war plötzlich ganz nahe; es mußte hinter der von Laub und Ästen fast versperrten Mauerluke sein, an der Isa saß. Dort führte die Landstraße vorüber, möglich, daß zwei Frauen dastanden und sich unterhielten.

„Die ist viel zu vorsichtig," klang es, „aber ich weiß, was ich weiß, — ewig sitzt er bei ihr, — auch die sind man bloß Menschen —"

Jetzt erkannte Isa Frau Pastors Stimme: „Nichts als eine richtige Liebschaft, ein Ehebruch ist das." Die Stimme wurde hämisch und aufgeregt. „Jawohl, das laß ich mir nicht ausreden."

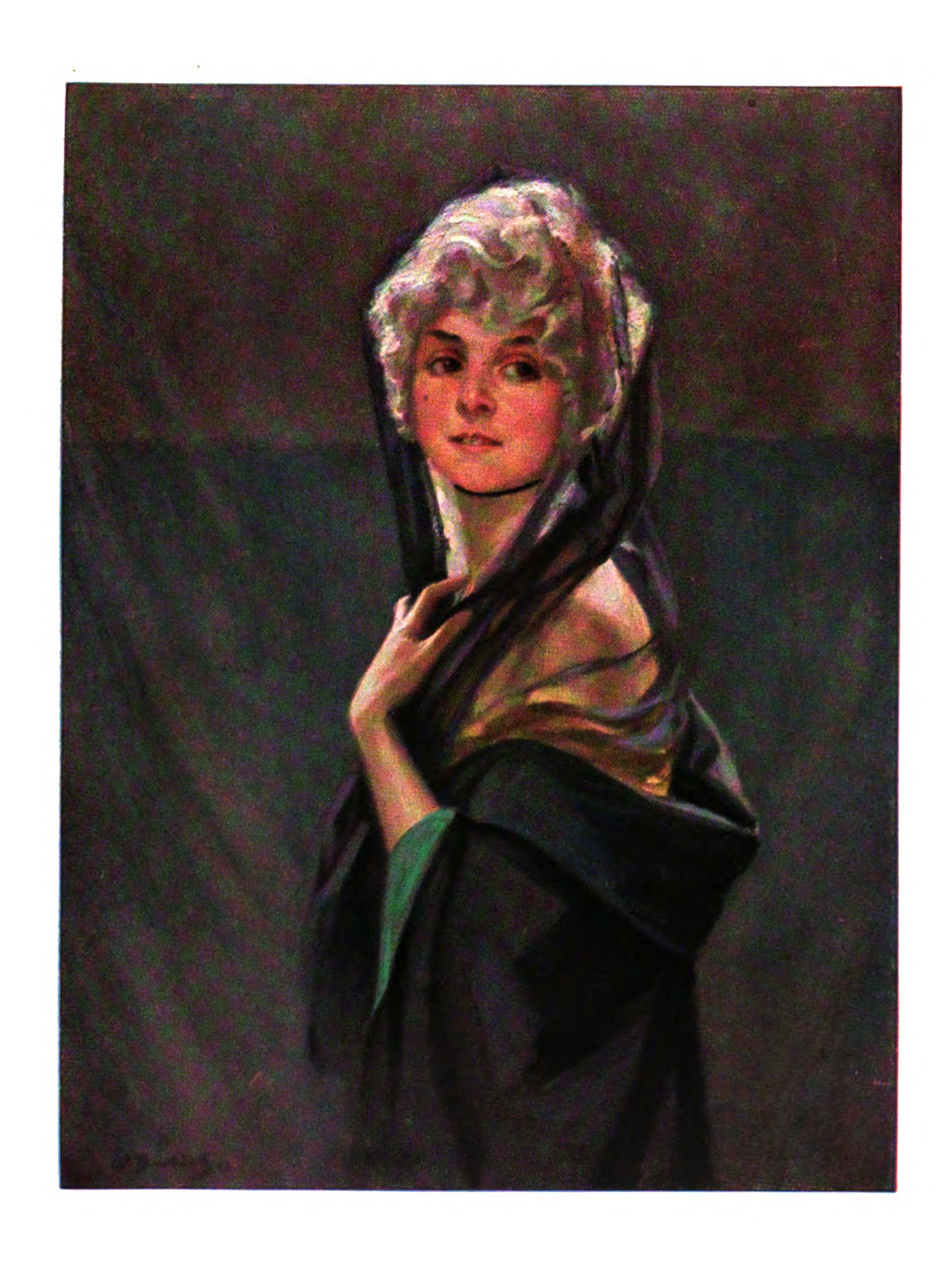
„Na, das denkt jeder. Aber was sagt Ihr Mann dazu?" fragte die andere.

„Er will keinen Klatsch über das ‚schwergeprüfte Haus' hören. Er will nichts wahr haben. ‚Schwergeprüft,' ich bitte Sie . . ."

Isa stand so hastig auf, daß in dem kranken Bein eine Legion glühender Nadelstiche aufgeschreckt wurde. In einer wunderlichen angstvollen Spannung durchsuchten ihre Gedanken die Familien des Dorfes. Paßten jene Worte nicht auf einige? ‚Schwergeprüft?' Es gab soviel Unglück und Krankheit im Ort.

„Auch die sind bloß Menschen?"

Isa biß die Zähne zusammen. Brennen-



Allegretto. Gemälde von Walter Bertuch

den Auges starrte sie lange auf die grellbesonnte Wand.

Dann ging sie mühsam ins Haus.

„Ich möchte doch lieber im Zimmer auf Herrn Pastor warten, Christine,“ sagte sie der herbeigeeilten Magd, „es ist zu heiß draußen.“

Wenige Minuten später kam die Pastorin mit ihrem kleinen Handwagen, der zwei Kiepen voll Kirschen trug, durch das Hoftor. Isa mußte unverwandt dieses erhitzte, breite Gesicht durchs Fenster anstarren, das nicht schlecht und nicht gemein war, nur kleinlich und banal und töricht. Dieser Mund hatte an der Mauer die Worte gesprochen, die Isa ihr Leben lang nie mehr vergessen würde, — sie wußte es . . . „Nichts als eine richtige Liebschaft, ein Ehebruch.“ — Sie fühlte, wie ihre Knie zitterten. Ein Stein war herabgestürzt in ihr Herz.

Mama, so schön, so klug, so überlegen, — warum zerrten Klatschsucht und Neid an ihrem leuchtenden Bild? Was verstand jemand wie Frau Pastor von Mamas Freundschaft mit Onkel Georg? „Na, das denkt jeder . . .“ tönte die andere Stimme, halb lüstern, halb befriedigt. Jeder? Klatschte man in der ganzen Umgegend über Mama? Und hatte Isa nie etwas davon gehört? Oder hatte sie es bisher nicht verstanden?

‚Wäre ich ein anständiger Mensch, ginge ich jetzt zu Frau Pastor und sagte ihr: Mama steht zu hoch für sie und die anderen, die über sie reden,‘ dachte Isa. ‚Warum gehe ich nicht, bin ich denn feige?‘ Irgend etwas lähmte sie, etwas Schweres, Entsetzliches, Unbewußtes. —

Aber wenn Mama zurückkam, würde Isa ihre dumme Scheu überwinden und ihr erzählen, was sie zufällig gehört, — sie war doch nun bald erwachsen, man konnte dann seiner Mutter Freundin sein, Isa hatte es gelesen, — man konnte ihr solche Dinge sagen, wenn es auch sicher schwer war. Aber man war es ihr schuldig. — Nein, sie konnte heute keine Konfirmationsstunde haben, sie wollte wieder nach Hause gehen, sie mußte über so vieles nachdenken, — wie eine Mauer, wie ein Gebirge türmte es sich vor ihr auf. Pastor Herterich würde es entschuldigen, wenn sie nicht länger auf ihn wartete, — morgen, morgen könnte die Stunde nachgeholt werden; da war sie wieder ruhig, da hatte sie ihre Gedanken beisammen. Nein, sie konnte heute nicht.

Als sie die Tür öffnete und dem Mädchen sagen wollte, sie gehe heim, stand Frau Pastor vor ihr, eine Schale Obst und ein Glas Himbeerwasser in den Händen.

„Gerade wollte ich zu dir, Isachen, Christine sagt mir, du wartest hier auf meinen Mann, — ich bringe dir eine kleine Erfrischung. Es war wohl in der Laube draußen zu stickig?“

„Ich saß nicht in der Laube, sondern an der Mauer unter dem Holunder . . .“

Die Pastorin stutzte einen Augenblick.

„Aber Kind, mit dem verletzten Bein auf der unbequemen, zerbrochenen Bank!“ rief sie dann, und Argwohn und Verlegenheit standen in ihrem Gesicht. „Hast du denn lange dort gesessen?“

Isa schlug die Augen nieder.

„Nicht lange,“ sagte sie mühsam. „Aber ich möchte jetzt gehen, Mademoiselle Péguin erwartet mich um zwölf Uhr; — wenn es Herrn Pastor recht ist, komme ich morgen.“

Und Isa neigte hochmütig den schmalen Kopf.

„Auf Wiedersehen, Frau Pastor,“ sagte sie, und während sie an ihr vorüberschritt, traf plötzlich ein voller Blick ihrer Augen die kleinen, grauen der Frau. Die stand noch, Obst und Glas in den Händen und sah das Mädchen durch die Haustür schreiten. Langsam stieg dunkle Röte in ihre Stirn. Die Tür fiel ins Schloß. —

„Der Curt soll sich nicht wegwerfen an dieses Pack,“ zischte sie.

*

Isa ging in der Dämmerstunde in ihrer Mutter Zimmer; — es war noch unversehrt, Fräulein Bitterlohs Eroberungszug hatte, aufgehalten durch Einkochpflichten, heute vor Mamas Tür im „Blauen Salon“ haltgemacht. Isa wußte selbst nicht, was sie in dem großen, einsamen Zimmer suchte, — ihrer Mutter Reich, oder einen Hauch von Georg Selewski. Sie war unglücklich und ruhelos. Sie ging auf dem dunkeln Teppich auf und ab und plötzlich fiel ihr das Bild ihrer Mutter ein, das sie wenige Sekunden gesehen, als sie in Georg Selewskis Schlafzimmer aus ihrer Ohnmacht erwachte.

Ja, dort drüben an der Vitrine stand der kleine, eingelegte Tisch mit Dutzenden von Familienphotographien. Und lange, lange — hatte Mamas Bild im Reitkleid dort den Mittelplatz gehabt. Aber eines Tages, — waren es nicht vielleicht schon fast zwei Jahre her, — hatte Isa das Bild vermißt, als sie ins Zimmer kam. Sie wußte es noch wie heute. Ein herbstlicher Vormittag war es gewesen und Mama war allein im Zimmer und kniete vor dem Schrank, um Bana, der gerade aus der Anstalt gekommen war und fortwährend beschäftigt werden mußte, illustrierte Zeitschriften herauszusuchen; da hatte Isa gefragt, warum jenes Bild fehle. Und

Mama hatte gesagt, ohne sich umzudrehen oder sonst ihre Stellung zu ändern: „Ich habe es fortgeschlossen, die Pastellfarben verbleichen im Licht.“ — Aber es war nicht fortgeschlossen, es stand bei Georg Selewski in der Helle des großen Fensters. Warum hatte ihre Mutter gelogen? Man lügt, um etwas zu verbergen. Sie hatte gelogen, weil sie nicht sagen wollte, daß sie Onkel Georg jenes Bild gegeben. Aber Isa hätte sich vielleicht gar nicht darüber gewundert, daß er, der so befreundet mit Mama war, ein Bild von ihr zu besitzen wünschte. Warum war da eine Heimlichkeit? — Es mußte da doch noch etwas anderes sein, etwas, was Isa nicht wußte, und was Mamas Lüge nötig machte.

Péguinchen rief unten im Hausflur ihren Namen, Isa rührte sich nicht. Sie stand an die Vitrine gelehnt, beide Hände an den hämmernden Schläfen, und grübelte. Vielleicht war ihrer Mutter Antwort damit zu erklären, daß Isa ja damals noch ein Kind war, wenig über vierzehn Jahre alt; ihre Mutter hatte wohl gefürchtet, Isa könnte zufällig und ahnungslos, zu Personen, die gern klatschten, die überwollend waren, kurz, die so waren wie Frau Pastor, das verschenkte Bild erwähnen.

O nein, auch damals hätte Isa nie davon gesprochen, aber natürlich konnte Mama das nicht wissen, — ja gewiß mußte Mama derartige Befürchtungen hegen, Frau Pastor fragte ja immer gern nach allen möglichen Dingen und horchte besonders Isa aus, die so dumm und arglos und allzu offen war.

*

Die Tanten Viktoria und Clarissa von Hahn, die Kusinen des kranken Grafen, gaben einen ihrer Jugendkaffees. Sie wohnten in der Kreisstadt in einem alten, grauen Hause neben dem Landratsamt. Beide waren schwerhörig und immer in rührender Besorgnis, sie könnten anderen Menschen damit lästig fallen, weshalb ein verlegenes, um Verzeihung bittendes Lächeln stets auf ihren guten, verblaßten Gesichtern lag.

Die Tanten hatten in ihren alten Herzen eine tiefe Liebe für die Jugend bewahrt, und ab und zu schrieb Clarissa zierliche Kärtchen, auf deren Ecken Vögel oder Zwerge gemalt waren, und lud die jungen Töchter ihrer zahlreichen Bekannten vom nahen Land und aus der Stadt zum Kaffee ein. Jedesmal versicherte sie, man müsse fürlieb nehmen, es seien ja keine jungen Herren zur Unterhaltung da und jedesmal bekam sie lauter ehrlich freudige Zusagen. Sie fanden es alle bezaubernd in den altmodischen Stuben mit prünefarbenen Ripsmöbeln, wappenbestickten Ofenschirmen, Vitrinen voll Porzellan, Perltäschchen und etwas blindgewordenem Kristall, liebten die kleinen, spitzen Gläser voll süßem Ungarwein, den die alte Minna zum Heringssalat servierte, und konnten lachen und toben soviel sie wollten. Denn gleich nach dem Kaffee gingen die Tanten ins Nebenzimmer, um nicht zu stören, saßen bei Patience und Häkelei an ihrem gewohnten Platz, sahen nur ab und zu glückselig durch die offene Tür und nickten sich gegenseitig lächelnd zu. Das alte Klavier dröhnte dann von neuesten Tanzmelodien. Gerda Wendstern sang aus den Berliner Revuen und Irmgard Löhr, die Tochter des Schuldirektors — ein Durchgänger voll übersprudelnder Laune — drapierte sich mit Kissen und Schals, um eine Filmdiva als indische Fürstin nachzuahmen. Oder sie veranstalteten Tischrücken und bemalten die Mahagoniplatte des ovalen Sofatisches mit Zahlen und Buchstaben. Auch tanzen konnte man auf den spiegelglatt gebohnten Dielen, obgleich dann in den geschliffenen Prismen des Kronleuchters ein leises Klingen und Singen begann ob der ungewohnten Erschütterung.

Isa war auch diesesmal weitaus die Jüngste des ganzen Kreises und fühlte gut genug, daß die Achtzehn- und Zwanzigjährigen sie keineswegs für voll nahmen. Sie konnte nicht recht mittun mit Lärmen und Ausgelassenheit, und es kam ihr vor, als lebten diese Mädchen in einer ihr völlig fremden Welt. Natürlich lag es daran, daß sie nie in eine öffentliche Schule gegangen und an den Verkehr mit Gleichaltrigen so gar nicht gewöhnt war. Es schien, Mama hatte wohl, wie immer, recht, und ein Pensionsjahr war ihr sehr nötig; denn es war ein wenig peinlich, so still und ahnungslos dabei zu sitzen.

Während Minna im Eßzimmer den Abendbrottisch deckte, schnitten draußen in der Küche die Tanten sorgsam Dutzende von zartbelegten Brötchen.

„Weißt du, wer mir doch von allen die Liebste ist?“ sagte gedämpft Clarissa in Viktorias Hörrohr: „Isachen!“

„Still, still, Cläre,“ wehrte Viktoria mit einem ängstlichen Blick auf die Tür ab, „sie sind doch alle so lieb und so harmlos vergnügt; du bist immer so kritisch, Liebste. Übrigens merkwürdig, wieviel Isachen doch von ihrem Vater hat, kaum etwas von Gabriele.“

„Das wollen wir hoffen.“

„O, du bist wieder ungerecht. Gabriele ist so schön und klug und dazu der kranke Mann, Cläre! Man muß doch nicht jeden Klatsch glauben, wenn sie ab und zu mit einigen allzu eleganten Kleidern in ein Bad

fährt, um nicht immer das häusliche Elend zu sehen . . ."

Minna kam mit dem Tablett, um die fertigen Schüsseln zu holen.

„Der Fricke mit dem Wagen aus Groß-Ranitz ist schon da und wartet unten," schrie sie den Damen zu. „Diese französische Gouvernante sitzt drin. Soll Adam sie heraufholen? — Sonst muß Isachen gleich gehen, sagt sie."

Einige Minuten später brachte Adam, der für heute ausgeborgte Diener, Péguinchen herauf. Sie hatte den Nachmittag über eine Freundin in der Stadt besucht und holte nun Isa ab. Ein wenig geniert, zupfte sie die schwarzseidene Bluse zurecht, zog die Stirnlöckchen unter dem Hut hervor und begrüßte die Tanten Hahn im Wohnzimmer mit einer anmutigen, etwas zu tiefen Verbeugung. Während sie bei ihnen saß und mit hochroten Backen eine zierliche Unterhaltung in ihrem gebrochenen Deutsch führte, glitt ihr prüfender Blick zu der lärmenden Gesellschaft in den Salon und sie stellte mit Befriedigung fest, daß Isa nicht zu diesen Unerzogenen und Lauten gehörte, sondern sich zurückhielt.

Die Laternen waren schon angesteckt, als Isa mit Péguinchen die Treppen hinabstieg. Der Himmel hing voll schwerer Wolken, die Luft war feucht und kühl; es regnete in kleinen, zerstäubenden Tropfen. Das Wagenverdeck war von beiden Seiten hochgeschlagen.

„Wie ungemütlich, Péguinchen," sagte Isa, als sie sich zu ihr auf die Polster setzte, „und wie schrecklich riecht es hier nach Kampfer!"

„O, c'est le vieux manteau de maman. Ich habe ihn mit große Mühe geholt aus die Winterkleiderschrank von Frau Gräfin, damit du dich nicht verkühlst, Kind, mit die lange Nachtfahrt. Ça ne fait rien, chérie, cette odeur —"

„O, Péguinchen, Sie lieber Angsthase, — mir ist ja so warm."

Aber es half gar nichts. Isa mußte über ihren Regenmantel noch den großen Fahrmantel ihrer Mutter ziehen.

Die spärlichen Laternen der Straßen warfen, während der Wagen über das elende Pflaster fuhr, ab und zu einen Flackerschein über die Polster; als sie die Landstraße gewannen und es stockfinster im Innern wurde, erbarmte sich Fricke, kletterte vom Bock und steckte eine kleine Messinglampe an, auf deren von ihm selbst erfundenen Montage über dem Rücksitz er sehr stolz war. Aber auch die trübe rötliche Helle konnte Péguinchens Schläfrigkeit nicht mehr besiegen. Ein paarmal noch ging Rede und Antwort hin und her, aber das Deutsch der kleinen Schweizerin wurde immer merkwürdiger und müder, Isa lachte sie aus, aber es war alles umsonst. Péguinchen schlief schließlich fest in der Ecke. Isa drückte sich in die andere und sah vor sich hin; sie war erregt und traurig, ohne zu wissen weshalb.

Kühl kam der Nachtwind durch die lockeren Scheiben. Da legte Isa den Überschlag des weiten Fahrmantels wie eine Reisedecke über Péguinchens Knie. Als das Futter aufschlug, sah sie am unteren pelzbesetzten Saum einen weißen Streifen, der sich vielleicht durch ein paar getrennte Stiche herausgedrängt hatte. Behutsam, um die Schlafende nicht zu wecken, griff sie danach, aber er ließ sich nur zurück-, nicht hinausschieben. Isa faßte die tiefe Innentasche des Mantels, fand den Riß, durch den das Papier wohl zwischen Oberstoff und Futter gefallen war, und zog es heraus. —

Es war ein Papierschnitzel, ein Nichts, vielleicht die untere Ecke eines zerrissenen Briefes.

Isa erkannte Selewskis Schrift, und ihre Hand, die das Blatt vernichten wollte, stockte.

Staub und Feuchtigkeit hatten die beiden Zeilen fast verwischt. Sie neigte sich vorsichtig in die Helle der kleinen Lampe.

„. . . Dir danken, solange ich lebe."

Vielleicht doch nur ein Stück Manuskript, eine Verszeile?

Nein, es gab keine Rettung mehr.

Vor wenigen Wochen noch hätte Isa achtlos, ahnungslos darüber hingelesen.

Sie fühlte, wie ihr Blut gefror. Dann sank sie mit einem mühsam unterdrückten Jammerlaut zurück in die Polster. Péguinchen rührte sich, blinzelte und schlief wieder ein. Diese Worte hatte Georg Selewski geschrieben. Ihrer Mutter! — Georg Selewski, der vor wenigen Tagen Isas Stirn geküßt, dessen Hand ihr Haar gestreichelt hatte. Wie sagte doch Frau Pastor: „Nichts als eine richtige Liebschaft, dazu noch ein Ehebruch ist das!" Es stimmte ja alles, die Pastorin hatte recht; es stimmte, nein, so dumm war Isa nicht mehr, daß sie diese Briefzeilen nicht verstand. Gab es eine Frau, die vornehmer und klüger und stolzer war, als ihre Mutter? Ihre Mutter hatte Komödie gespielt vor ihr und allen anderen Menschen, lange, lange Zeit schon. Ihr Gruß, ihr Lächeln, jedes Wort, das sie in Isas Gegenwart zu Georg Selewski gesprochen, war Lüge gewesen. Mamas ganzes Wesen würde auch in Zukunft Lüge sein und Isa würde es nicht eine Minute mehr vergessen können. Aber das Furchtbarste, das ganz Unerträgliche war ja doch, daß Onkel Georg es war, der bei dieser „ganz gemeinen Liebschaft",

diesem „Ehebruch" beteiligt war. Er, um den es so merkwürdig einsam war, wie wohl um jeden Dichter; er, dem das Zarteste und Heiligste in Isas erwachendem Herzen gehörte! Isa fühlte, wie kalt und hart die Feindschaft gegen ihre Mutter in ihr aufstieg, — ach, es war ja wohl etwas wie Haß.

Das Bild in Isas Herzen hatte ihre Mutter vom Altar gestürzt; Georg Selewskis Bild. Wie sollte sie je diesen beiden Menschen wieder ins Auge sehen! —

Der Wagen fuhr durchs Dorf. Ein wenig abseits lag das Pfarrhaus mit erhellten Fenstern. ‚Jeder weiß es dort,' dachte Isa, ‚auch Curt wohl. Herr Pastor will es nicht wahr haben, aber im Grunde glaubt er daran, so gut wie die anderen. Wie soll ich ihm wieder unter die Augen treten?'

Josef stand mit der Laterne oben an der Rampe des Schlosses. Mühsam suchte Péguinchens Fuß den Tritt des Wagens.

„Herr Graf hat sich geängstigt, weil niemand da war," sagte Josef. „Herr Graf war sehr unruhig und will nicht zu Bett gehen. Hartmann wollte ihm schon ein Schlafpulver geben."

Isa legte den schweren Mantel in die Arme des Dieners. Ihre Hände zitterten.

„Ich gehe noch einmal hinüber zu Bana, Péguinchen."

„Ja Kind, das mußt du tun."

Es war das einzige, was Isa nach dieser Fahrt tun konnte, das einzige, was ein wenig Befreiung bringen konnte, — zu ihrem Vater zu gehen und seine welken Hände zu streicheln. Ihre Füße waren schwer, als sie den langen Korridor des Seitenflügels entlang ging.

Sie klopfte an der Wohnzimmertür des Grafen.

„Wie gut, daß Sie noch kommen, Komtesse," sagte Hartmann und ließ sie ein.

Isa sah sofort, daß ihr Vater eine seiner lichten Stunden hatte, die stets so schwer und leidensvoll für ihn waren, in denen er sein Traumland verließ und eine Ahnung von seiner furchtbaren Wirklichkeit hatte.

Er saß am Tisch, den Kopf in die Hand gestützt, und hatte seine Aufzeichnungen vor, die er vor etwa zehn Jahren als Führer jener verunglückten Mittelafrikaexpedition gemacht. Hartmann zog sich zurück, als Isa zu dem Grafen trat.

„Ach Kind, da bist du," sagte er aufblickend, „wie schrecklich war dieser Nachmittag. Ihr habt mich so ganz allein gelassen, — ich suchte euch im ganzen Hause, Mama und dich. Denke doch, ich hatte die letzte Woche so viel zu tun, daß ich von Mamas Abreise nichts gemerkt habe. Erst Hartmann erzählte mir davon. Aber nicht wahr, auch du glaubst, daß sie wiederkommen wird, Isa? Wie könnten wir ohne sie sein, — so schön ist sie und so gut und so geduldig mit mir. Ich bin doch ein alter, kranker Mann. Siehst du, was ich hier geschrieben habe, verstehe ich nicht mehr, — es ist meinem Kopf zu schwer. Das ist schrecklich, nicht wahr?" Er schluchzte auf.

Isa kniete an seinem Stuhl und legte den Arm um seinen Hals.

„Bana, lieber Bana," flüsterte sie mit fast versagender Stimme, „quäle dich nun nicht mit diesem Buche; ich will dir erzählen, wie es bei Tante Vicky und Tante Cläre war. Ich war bei ihnen eingeladen."

„Ich kenne die Damen nicht," sagte der Kranke höflich.

„Doch, Bana, erinnnere dich mal ein wenig; du hast sie früher oft besucht, wenn du zur Stadt fuhrst. Die Bilder deiner Großeltern hängen an der Wand des Eßzimmers, — er mit vielen Ordenssternen auf der Brust, sie mit einem weißen Hündchen im Arm."

„Ja, ja, jetzt weiß ich wieder." Bana lächelte froh. „Sahst du auch das andere Bild daneben, eine Photographie ist es?" fragte er triumphierend.

„Ja, Bana, das bist du am Hofe des Kaisers von Abessinien, ich weiß, — es ist ein schönes Bild, ich sehe es mir immer an, wenn ich hinkomme."

Der Graf sank wieder zusammen.

„Ja, Isachen, so war es einmal. Und was bin ich jetzt! Eine elende Ruine. Aber ihr seid alle sehr gut zu mir, und ich glaube fast, du hast mich ein bißchen lieb, trotz allem."

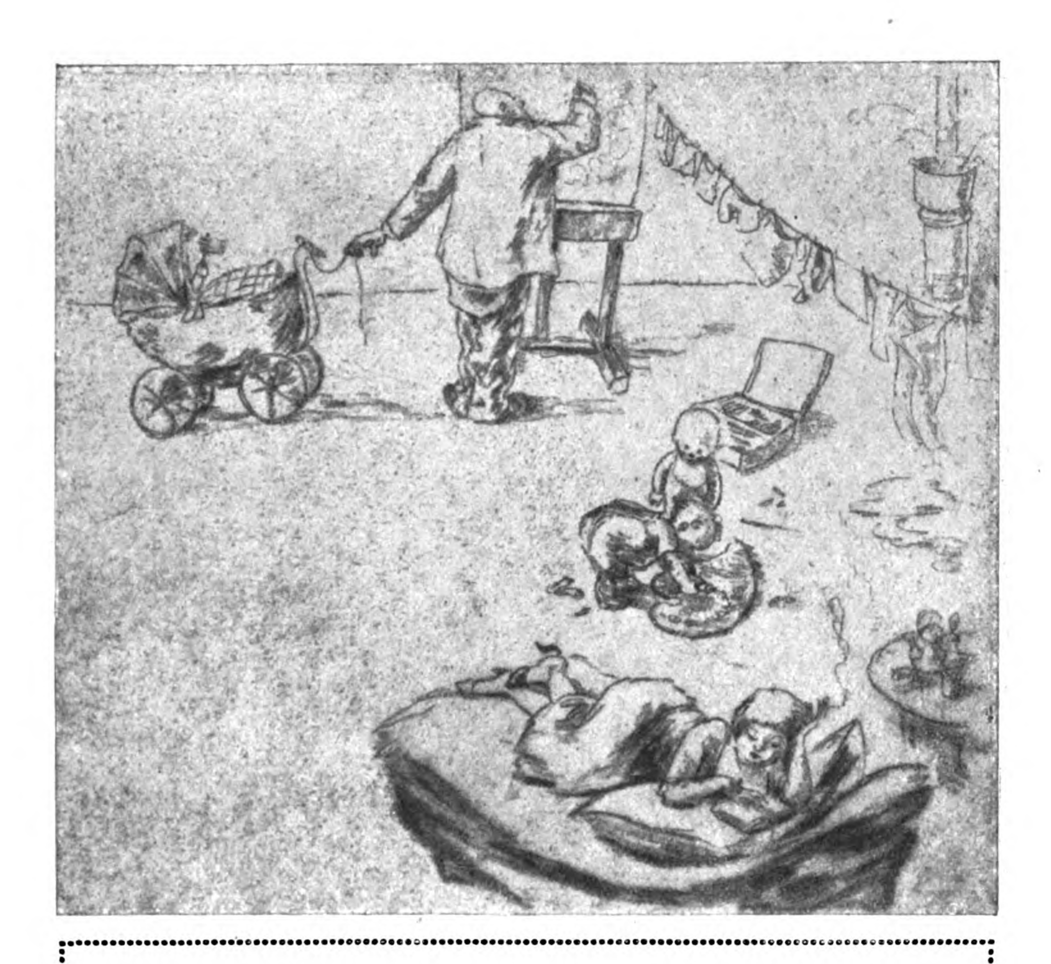
„Sehr lieb habe ich dich, Bana, — am liebsten auf der Welt," flüsterte Isa leidenschaftlich. Sie dachte daran, daß der Arzt noch immer die Hoffnung auf eine Heilung nicht ganz aufgegeben.

„Gabriele, nein, Gabriele liebt mich nicht mehr; wie könnte sie auch," fuhr er versonnen und schwermütig fort, „sie duldet mich nur, weil sie weiß, ich kann fern von euch nicht leben, — sie ist großmütig, sonst säße ich hinter den Mauern eines Irrenhauses; sie ist sehr großmütig. Aber, das ist furchtbar für mich, furchtbar, furchtbar." Seine Stimme brach in einem heiseren Schrei. Hartmann eilte besorgt aus dem Nebenzimmer herbei.

„Der Förster will morgen kommen und die kleinen Dachshunde bringen," plauderte Isa krampfhaft, — „ich werde dich dann rufen, du sollst sagen, welchen wir behalten und welche verkauft werden sollen."

Eine große Müdigkeit zog über das Gesicht des Grafen.

„Aber erst muß ich schlafen, Isachen," er-



Meister der Graphik: Die Familie
Radierung von Willi Hollstein

widerte er freundlich, „du bist ja nun da, ich bin ganz ruhig, siehst du, — ja aber erst muß ich schlafen."

„Gute Nacht, Vater," sagte Isa und stand erleichtert auf. „Gewiß sollst du nun schlafen." Sie küßte seine Hände.

„Gute Nacht, mein Liebling."

★

Niemand war da, der in diesen Nachtstunden an Isas Bett hätte sitzen können, um ihre Hand zu halten und um mit ihr zu sprechen.

Es wäre viel zu sagen gewesen, was auch ein leidenschaftlicher und strenger junger Mensch schon verstanden hätte, was ihm geholfen hätte, wenn auch um den Preis seines blinden Menschenvertrauens, seiner Unbedingtheit. Selbst wenn man ihm diese stolze Krone vom Haupte genommen, ihm frühzeitig das traurige Wissen beigebracht hätte, daß keines Menschen Wege so gerade, so unanfechtbar sind, wie er uns vortäuschen möchte, selbst dann wären diese Worte weniger grausam gewesen als jene Nachtstunden.

Oder hätte in einem jungen Herzen ein Wort vielleicht doch schon Echo gefunden, das von einer großen, starken Liebe sprach, die über Gesetz und gesellschaftliche Schranken hinweg einem allzu harten Schicksal sich nicht beugte, sondern sich ihr Recht suchte? Hätte Isa vielleicht schon fühlen können: Es war Unnatur und Verbrechen, daß ihre Mutter, so wie sie war, an diesen Geisteskranken gebunden blieb, daß alles, was in Gabriele Randow danach verlangte, noch Frau und Geliebte zu sein, ungehört bleiben sollte? Und wenn auch das Heimliche, die Unwahrheiten häßlich waren, in die sich jeder verstricken mußte, der die proklamierten Gesetze seiner Gesellschaftsschicht verletzte und doch den Boykott eben dieser Schicht nicht auf sich und auf die Seinigen laden wollte, — wen hinterging Gabriele Randow außer dieser selbst so wurmstichigen, verlogenen, engherzigen Gesellschaft? Der Kranke schaltete aus, ihn betrog sie nicht, er war ja ausgeschieden aus der Welt der Lebendigen.

Ja, vielleicht hätte Isa in dieser Nacht aus tiefster Qual heraus den Weg zu der Milde, Erkenntnis und Freiheit viel späterer Lebensalter finden können, wenn ihr vorsichtige Güte den Weg gezeigt hätten.

Aber wäre dann nicht jenes andere Gefühl in ihr wach geblieben und vielleicht schmerzvoller aufgepeitscht worden, das nicht leidenschaftliche Enttäuschtheit und jugendliche Empörung war, sondern doch wohl schon bittere Eifersucht auf Georg Selewskis Liebe?

Alles was er Isa gegeben an Eingehen und Zärtlichkeit, alles dies, sie wußte es nun, war doch nur um ihrer Mutter willen geschehen.

Und das sollte nicht sein, nein, nein, so nicht, sie brauchte kein Almosen aus der Fülle der Überreichen.

Aber vielleicht hätte jene vorsichtige Güte auch hier noch helfen können: „Dein Leben liegt groß und wundervoll vor dir, willst du deiner Mutter nicht dieses karge, späte Glück gönnen, — für sie gibt es kein anderes mehr."

Aber niemand war da, der in diesen Nachtstunden an Isas Bett hätte sitzen können, um ihre Hand zu halten und um mit ihr zu sprechen. Aller Ratlosigkeit und Verzweiflung war sie wehrlos ausgeliefert.

Als sie mit schwerem, schmerzendem Kopf zum Frühstück herunterkam, musterte Péguinchen sie besorgt.

„Wie blaß du bist, Kind, fühlst du dich schlecht?"

„Nein, nein, gar nicht. Sorge dich nicht. Ah, da ist ein Brief von Mama."

Sie griff nach dem weißen Umschlag.

Das Wetter auf Sylt war kühl, der Seegang wundervoll. Wanderung zu den Lister Dünen. Segelfahrt. Einige Bekannte getroffen. Bunte Bauerngärten im Dorf Kampen. Und dann zum Schluß, kurz, wie etwas Belangloses: „Übrigens wird Onkel Georg mich morgen hier besuchen und etwa eine Woche bleiben."

Isa legte das Blatt aus der Hand. Vor ihren Augen tanzten die Buchstaben.

Natürlich war dieser Besuch vorher hier verabredet worden. Ach, diese beiden Menschen konnten nicht ein paar Tage ohne einander sein.

Sie stand auf.

„Ich gehe noch ein wenig mit Bana durch den Park; nachher komme ich zur Stunde. Ist es dir recht?"

„Mais vous n'avez rien mangé, mon enfant," rief die Schweizerin entsetzt.

„Après, peut-être! Excusez-moi!"

Nein, sie konnte es nicht aushalten, sie mußte allein sein.

Der Graf saß auf der vorderen Terrasse und sah dem Spiel des Airedaleterriers zu, der sein Temperament an einigen unreifen Falläpfeln ausließ.

Aber kein Lächeln stand auf dem alten, traurigen Gesicht, und als Isa ihn ansprach, traf sie ein Blick völliger Gestörtheit.

In des Parkes sonniger Morgenhelle wuchs die eisige Mauer letzter Einsamkeit vor ihr auf. Mit schleppendem Schritt stieg sie die Steinstufen der Terrasse hinab und

bog rückwärts in das tiefe sommerliche Grün der verwilderten Wege ein —

Der junge Förster schritt durch das Eingangstor des Wirtschaftshofes. Als er seinen verschwitzten, grünen Hut vor Fräulein Bitterloh lüftete, die Pfirsiche vom Spalier der Hausmauer pflückte, sahen ihn vom Küchenfenster aus die Mädchen; es gab Jubel und Gelächter, denn der Förster war ein hübscher und vergnügter Bursche. Aus dem Henkelkorb, den er am Arm trug, kam ein heiseres Gekläff. Er stellte sein Gewehr in die Ecke des Hausflurs, und während Fräulein Bitterloh in die vorderen Räume eilte, um den Grafen und Isa zu rufen, zogen Mamsell und die beiden Küchenmädchen ihn in die große Vorratsstube, und es gab viel Gelächter über die drolligen, kleinen Hunde.

Niemand sah, daß ein Schatten durch die offene Hintertür glitt, eine vor Erregung zitternde Hand nach dem Lederriemen des Gewehrs griff, daß der Irre ebenso schnell verschwand, wie er gekommen, und eiligst seinen Raub in Sicherheit brachte.

In seinen Augen flackerte ein Feuer.

Ohne daß ihn jemand bemerkte, — Fräulein Bitterloh suchte ihn auf der vorderen Terrasse, wo er gesessen, — erreichte er sein Schlafzimmer im Erdgeschoß.

Er streichelte den blanken Lauf, er prüfte Visier und Korn, schob spielend die Sicherung hin und her, sprach und lachte vor sich hin. Es war eine Ewigkeit her, seit er solchen Freund, solchen lieben, blanken Freund besessen. Er legte auf das Leopardenfell an, das vor seinem Bett lag, ließ zögernd die Waffe wieder sinken, durch die Reglosigkeit des ausgestopften Kopfes irgendwie gestört. Schwerfällig kniete er nieder, lehnte den Gewehrlauf hinter das Ohr des Tieres, sprang böse auf und schüttelte den Kopf. Dann nahm er die Waffe wieder hoch, rieb und streichelte sie.

Den Parkweg entlang kam Isa zurück. Ein offener besonnter Fensterflügel blendete plötzlich über ihr Gesicht. Sie sah ihren Vater dort stehen, groß aufgerichtet, und erkannte auch sofort, daß es nicht sein Spielzeuggewehr war, das er hielt, — die Hand am Abzug.

„Bana!“

Sie hätte zur Seite in die Gebüsche springen können. Aber etwas Schmerzliches, eine dunkle, zweite Stimme befahl ihr, es nicht zu tun, befahl ihr, dem Tode entgegen zu gehen mit ausgebreiteten Armen, langsam, den Kopf zurückgeworfen, ein Lächeln um den Mund, — als schritte sie auf jemanden zu, der Erlösung und tiefe Stille brächte, einen harrenden Freund.

Sie war wenige Meter vom Fenster entfernt.

„Schieß, Bana!“

Grauenvoll krachte der Schuß in die Morgenruhe des Parkes.

Die Kugel war mitten ins Herz gegangen.

Gegen das Wirkliche

Von Theodor Birt

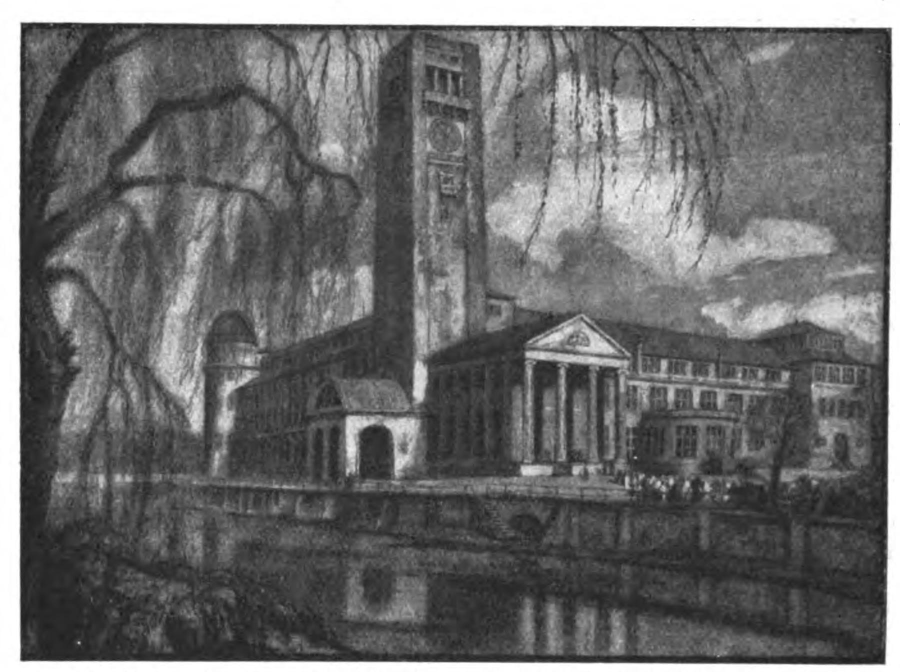
*

Ich traue meinen Augen nicht
Drum nahm ich eine Brille,
Die, wo versagt mein Augenlicht,
Mir meine Neugier stille.
Nun seh' ich alles zu genau
Und bin verstimmt wohin ich schau.
Das Wirkliche ist Plage.
Fort, Kunstglas! Ich entsage.

Ich traue meinen Augen nicht,
Drum lieb' ich Phantasien.
Der Täuschung doppeltes Gesicht
Hat mir ein Gott verliehen.
Da strahlt die Anmut fleckenlos,
Und auch das Winzige wird groß,
Ein Funkeln und Verschönen
In tausend Farbentönen.

Ich traue meinen Augen nicht,
Doch meiner Lust zum Lachen.
So kann mir selbst der dümmste Wicht
Die größte Freude machen.
So hab' ich auch, was häßlich, gern.
Man muß es nur noch mehr verzerr'n,
Daß es sein Gift verliere,
In lustiger Satire.

Ich traue meinen Augen nicht,
Doch trau ich meiner Liebe.
Ich täte auf das Sein Verzicht,
Wenn nicht die Liebe bliebe.
Sie ist's, durch die, was mir verhaßt,
Ins Dunkel wegsinkt und verblaßt.
Sie lehrt mich das Verstehen,
Der Welt ins Herz zu sehen.



Das Deutsche Museum in München. Nach einer Zeichnung von Professor Oskar Graf

Das Deutsche Museum in München

Die Abteilung Chemie + Von Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Prandtl

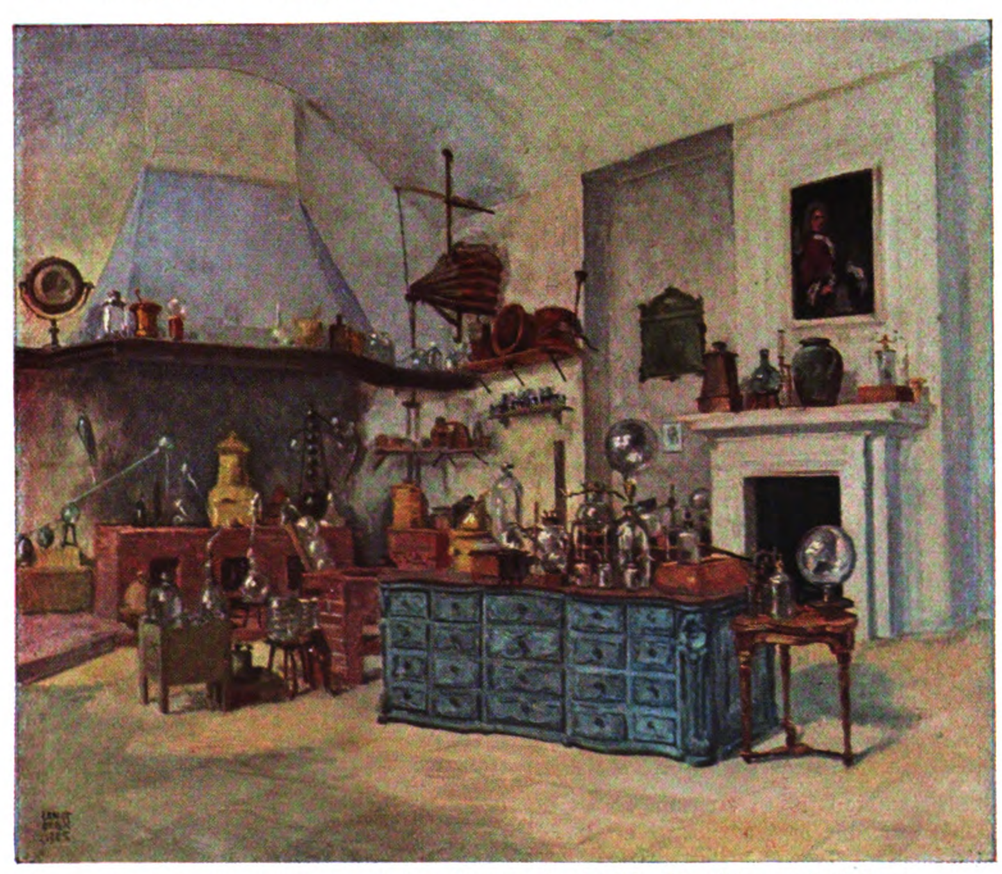
Kaum eine zweite Wissenschaft ist in ihrer Entstehung und Entwicklung so sehr der Ausdruck des menschlichen Sehnens nach Reichtum und Macht, nach Gesundheit, Schönheit und ewig blühender Jugend, wie die Wissenschaft von der Materie, die Chemie. Werden und Vergehen alles Lebenden beruht auf Veränderungen der Materie, und wer den Stoffwechsel und seine Gesetze meistert, dem wird sich vielleicht das Rätsel des Lebens erschließen, der wird Herr über Leben und Tod werden, in seinen Händen wird sich jeder Stoff nach Wunsch wandeln, der wird aus unedlem Stoffe Gold machen können, der wird Macht und Reichtum besitzen. Das ist ein uraltes Sehnen und Wissen des Menschen, das ihn durch die Jahrhunderte und Jahrtausende zur Erforschung der Materie getrieben. Es ist kein Zufall, daß das Urbild des nach Höherem und Höchstem strebenden Menschen, Faust, ein Chemiker war oder vielmehr ein Philosoph, wie sich die Chemiker jener Zeit nannten.

In jahrhundertelangem mühevollen Ringen mit dem Stoff, nach zahllosen Enttäuschungen und Mißerfolgen erarbeiteten sich die Chemiker allmählich ein sicheres Wissen, Entdeckung reihte sich an Entdeckung, eine mächtige Industrie erwuchs aus der chemischen Forschung und kündet weithin von ihren Erfolgen; tiefe Einblicke in das Wesen der Materie wurden gewonnen und alte, längst begrabene Hoffnungen werden wieder lebendig. So ist es nicht zu verwundern, daß heute die Allgemeinheit mehr denn je an der Frage interessiert ist, wie weit ist die Wissenschaft von der Materie gediehen, was kann sie leisten und was ist ihr versagt, was dürfen wir von ihr noch erhoffen? Die Abteilung „Chemie" des Deutschen Museums will Antwort auf diese Fragen geben, soweit dies überhaupt möglich ist. Ein Gang durch sie führt uns an der Hand von Belegstücken, wie sich die Menschheit um die Herrschaft über die Materie bemüht, welche Erfolge sie dabei errungen, auf welche Irrwege sie dabei

geraten und wo sie jetzt angelangt ist. Die führenden Geister dieser Bestrebungen erstehen vor unseren Augen, nicht nur das Äußere ihrer Persönlichkeit im Bilde, sondern vor allem die Ergebnisse ihres Schaffens; die Werkzeuge und die Forschungsmethoden, die sie erfunden oder deren sie sich bedient haben, werden uns gezeigt, die Ziele, die sie bei ihrer Arbeit vor Augen gehabt, und was sie schließlich erreicht.

Chemische Kenntnisse besaß die Menschheit schon in grauer Vorzeit, von der uns keine Schrift berichtet und aus der nur noch spärliche Überbleibsel menschlicher Tätigkeit gefunden werden. Eine chemische Wissenschaft, d. h. eine zielbewußte Erforschung der Stoffe, scheint zuerst im alten Ägypten, wohl von Priestern, gepflegt worden zu sein; Ägypten gilt als Mutterland der Chemie, deren Name auch ägyptischen Ursprungs ist und vielleicht soviel bedeutet wie ägyptische Wissenschaft. Die Erzeugnisse des altägyptischen Kunstgewerbes, die uns in den Grabkammern erhalten blieben und unsere höchste Bewunderung erregen, lassen auf weitgehende Materialkenntnisse, insbesondere auf große Erfahrungen in der Erzeugung und Verarbeitung der wichtigsten Metalle, des Glases und zahlreicher Farbstoffe schließen; in ägyptischen Grabkammer wurden auch Sammlungen von chemischen Rezepten gefunden, wie der Leidener und Stockholmer Papyrus, die sich mit der Behandlung der Edelmetalle und im besonderen mit deren Nachahmung und Verfälschung, ferner mit der Färberei, namentlich mit der Purpurfärberei, beschäftigen. Im Deutschen Museum weisen, da andere Dokumente noch fehlen, jetzt lediglich einige Tafeln auf diese Anfänge der Chemie hin.

Von Ägypten aus haben sich chemische Kenntnisse und Lehren in der ganzen alten Kulturwelt, bei den Griechen und Römern, verbreitet. Die wichtigsten Metalle mit Aus-



Chemisches Laboratorium des 18. Jahrhunderts, Studiertisch. Ölgemälde von Ernst Dorn

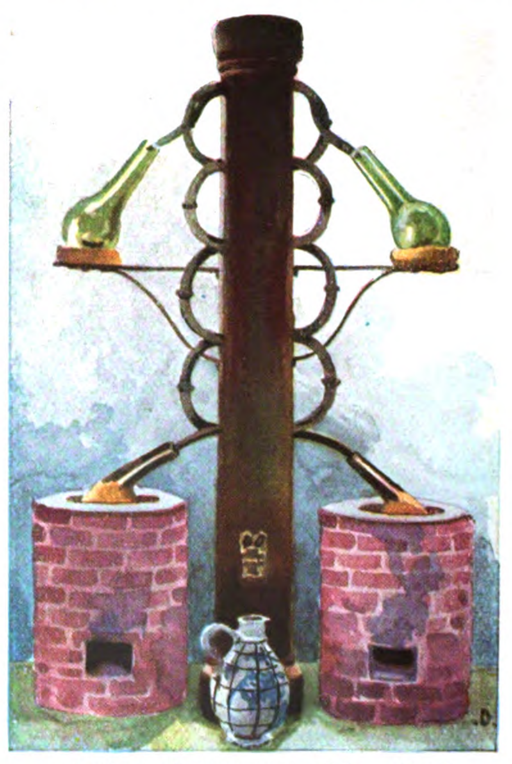


Athanor mit Seitenherden für Scheidewassergewinnung nach Ercker

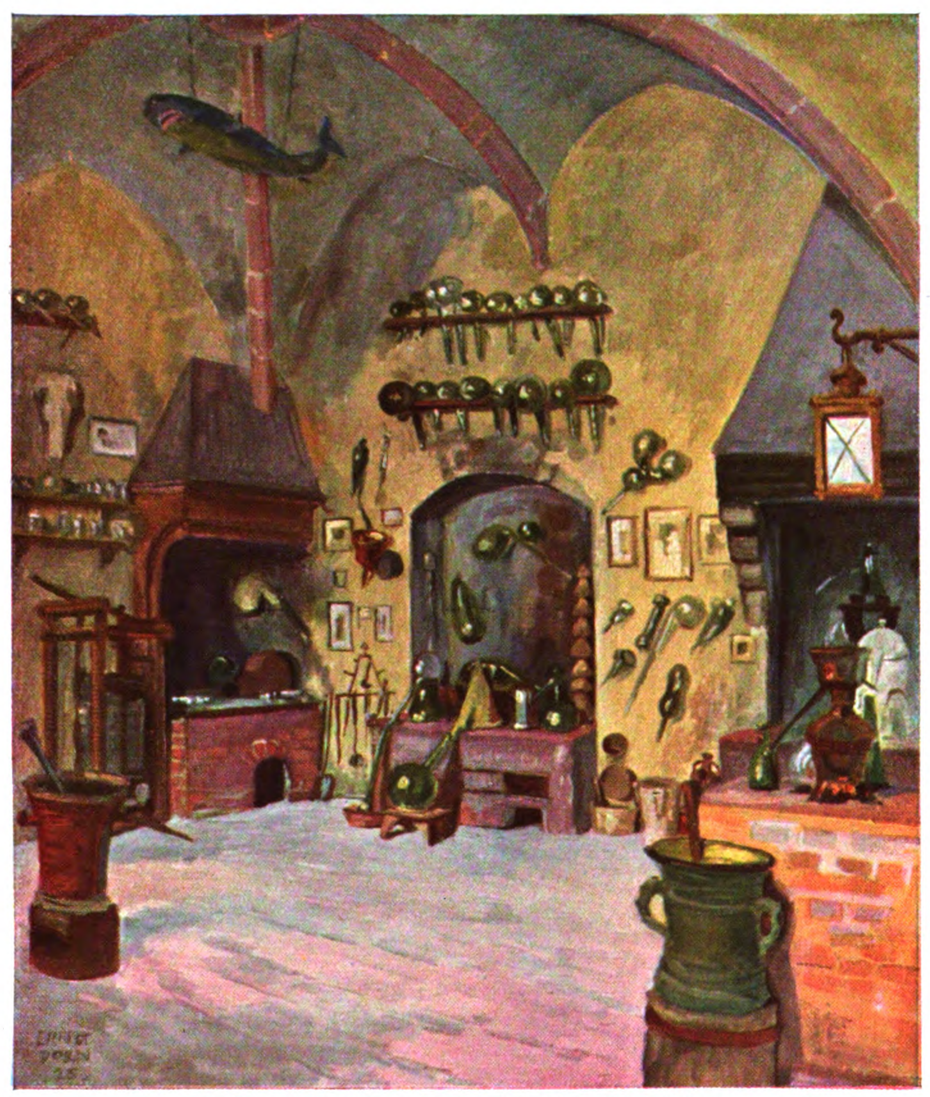
nahme des Zinks waren im Altertum bekannt, ebenso die Legierungen Messing und Bronze. Die Veränderungen der reinen Metalle beim Legieren, vor allem die „Verwandlung“ des Kupfers in das goldglänzende Messing bei der Behandlung mit Galmei, mögen wohl die Veranlassung gegeben haben zu dem Glauben, daß die Metalle in einander umgewandelt oder veredelt werden könnten. Die Veredlung der Metalle, in letzter Hinsicht ihre Verwandlung in Gold war das Hauptziel der Chemiker von den Zeiten der alten Ägypter bis ins 16. Jahrhundert unserer Zeitrechnung; diese Periode in der Entwicklung der Chemie wird als alchimistisches Zeitalter bezeichnet.

Im Abendland haben zuerst griechische Denker, wahrscheinlich vom Orient beeinflußt, versucht, die Mannigfaltigkeit stofflicher Veränderungen auf einfache und einheitliche Ursachen zurückzuführen. Die Naturlehre der griechischen Philosophen, vor allem die des Aristoteles, hat bis ins späte Mittelalter hinein die Naturbetrachtung richtunggebend beeinflußt; der experimentellen Erforschung der Materie ist sie aber nicht förderlich gewesen.

Nach dem Zusammenbruch der hellenischen Kultur in Ägypten durch den Einfall der Araber im 7. Jahrhundert, wobei viele für die Geschichte der Chemie wertvolle Werke durch Feuer vernichtet wurden, ging die Pflege der chemischen Wissenschaft an die Eroberer über. Namentlich nach der Unterwerfung des mineralreichen Spaniens zu Anfang des 8. Jahrhunderts entstanden in den arabischen Reichen, vor allem in Spanien, hohe Schulen, an denen die Medizin und die Naturwissenschaften und im besonderen die Chemie ihre Pflege fanden. An diese Zeit der arabischen Forscher erinnert jetzt noch nicht nur das aus dem ägyptischen Stammwort durch Vorsetzung des arabischen Artikels gebildete Wort Alchimie, sondern auch so mancher chemische Fachausdruck wie Alkohol, Alkali u. a. Von den zahlreichen arabischen Alchimisten stand auch im Abendlande in hohem Ansehen vor allen der sagenhafte Geber, unter dessen Namen gegen Ende des 13. Jahrhunderts lateinische Schriften eines unbekannten Autors erschienen, die wichtige Neuerungen enthalten. In diesen



Säulen-Destillierapparat nach Brunschwyck



Alchimistisches Laboratorium. Ölgemälde von Ernst Dorn

Schriften wird zum ersten Male die Darstellung der wichtigsten Mineralsäuren beschrieben, der Schwefelsäure durch trockene Destillation des Alauns und die der Salpetersäure durch Erhitzen eines Gemenges von Salpeter, Vitriol und Alaun. Es wird darin gelehrt, daß eine Lösung von Salmiak in Salpetersäure (Königswasser) imstande ist, den König der Metalle, das Gold, aufzulösen. Die schon früher bekannten chemischen Apparate und Arbeitsweisen werden verbessert und die Herstellung wichtiger neuer Präparate beschrieben, von Quecksilberoxyd, Sublimat, Silbernitrat, Arsenik, Bleiacetat u. a. Das Hauptziel der Chemiker bildete auch damals noch die Umwandlung unedler Metalle in edle, vor allem die künstliche Herstellung des Goldes. Man nahm an, daß alle Metalle aus den gleichen zwei Prinzipien „Quecksilber" und „Schwefel", allerdings in verschiedenen Mengenverhältnissen, bestehen und daß es nur darauf ankomme, dieses Mengenverhältnis zu verändern. Das vielgesuchte Reagens, das diese Veränderung bewirken sollte, wurde als lapis philosophorum — Stein der Weisen — oder als das große Elixier

bezeichnet. Die bedeutendsten abendländischen Gelehrten jener Zeit, Albertus Magnus, Roger von Baco und Thomas von Aquino waren von der Möglichkeit der Metallveredlung überzeugt. Diese Überzeugung beruhte zweifellos auf tatsächlichen, aber irrtümlich gedeuteten Beobachtungen bei der Gewinnung der Metalle aus ihren metallähnlichen Schwefelerzen, ferner auf der Veränderung der Metalle beim Legieren, dann wohl auch auf Vorgängen, die wir heute als galvanische oder elektrochemische bezeichnen. Im Museum sind zu sehen die Nachbildung eines großen Medaillons, das ein Alchimist in Gegenwart des Kaisers Leopold I. durch Eintauchen in eine Flüssigkeit aus Silber in Gold „verwandelt“ hatte und dessen Original noch in Wien aufbewahrt wird, ferner eiserne Becher aus Ungarn, die durch Behandlung mit gewissen (kupferhaltigen) Lösungen oberflächlich verkupfert worden sind. Es ist darum nicht zu verwundern, daß bis ins 18. Jahrhundert hinein viele Fürsten mit großen Kosten alchimistische Laboratorien unterhielten, die ihren Bedarf an Gold decken sollten; es ist aber auch nicht zu verwundern, daß sie dabei häufig Betrügern in die Hände fielen.

Ein solches alchimistisches Laboratorium aus dem 16. Jahrhundert, also etwa aus der Zeit, in welcher der weitberühmte Zauberer und Schwarzkünstler Dr. Faust gelebt haben soll, stellt der erste Raum der Abteilung Chemie dar. Der „Philosoph“ scheint eben seine Arbeit verlassen zu haben, und so können wir uns ungestört in dem düsteren, verräucherten, spitzgewölbten Raume umsehen. Im Eck zur Rechten sehen wir einen Kapellenherd mit Destillier- und Sublimiergeräten, gegenüber einen Probierofen zur Prüfung der Erzeugnisse auf Silber und Gold. Auf Wandbrettern befinden sich Retorten und Sammlungen von chemischen Präparaten, auf dem Studiertische liegt noch das aufgeschlagene Buch, nach dessen Vorschriften der Künstler gearbeitet. Von dem Gewölbe herab hängt ein ausgestopfter Haifisch, im Türbogen ein Krokodil, deren Eingeweide vielleicht zur Herstellung irgendwelcher Präparate gedient; denn im ganzen Bereiche der Natur suchte man nach den edlen Tinkturen und Elixieren, welche die Metallverwandlung oder auch die Verjüngung des menschlichen Körpers und die Verlängerung des Lebens bewirken sollten. Astrologie und Magie wurden nicht selten zu Hilfe gerufen, um die günstigste Zeit zur Ausführung des großen Werkes zu bestimmen.

Wenn auch die Versuche der Alchimisten, Gold zu machen oder das Leben zu verlängern, ergebnislos bleiben mußten, so führten sie doch zu einer immer besseren Erkenntnis der Stoffe, namentlich der Metalle und ihrer Verbindungen wie z. B. der Antimonverbindungen durch den sagenhaften Basilius Valentinus. Im 16. Jahrhundert entstanden die mustergültigen, jahrhundertelang benutzten Bücher des Georg Agricola und des Lazarus Ercker über Bergbau, Hüttenkunde und Probierkunst, nach deren Abbildungen verschiedene Öfen und Apparate im Museum rekonstruiert wurden.

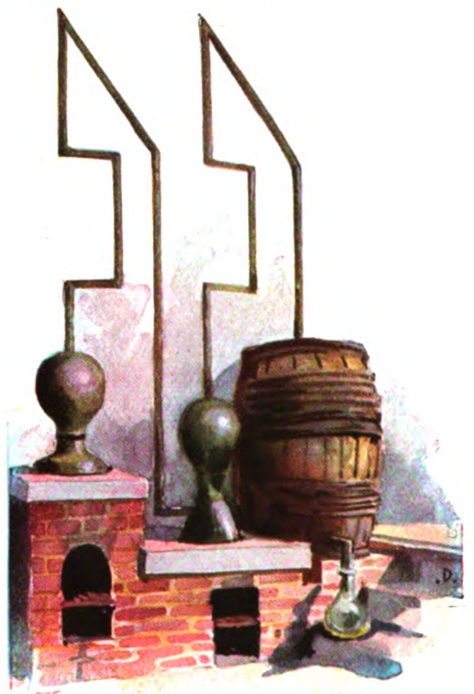
Seit uralten Zeiten stand die Chemie in enger Beziehung zur Medizin; das Bewußtsein, daß dem kranken Organismus durch Zufuhr bestimmter Stoffe geholfen werden kann, ist dem Menschen wohl ange-

Herd mit Fültturm nach Brunschwyck



Studierecke im alchimistischen Laboratorium. Ölgemälde von Ernst Dorn

boren. Die Suche nach Arzneimitteln und ihre Zubereitung ist eine Aufgabe des Chemikers, und schon in alten Zeiten waren die bedeutendsten Chemiker oft gleichzeitig Ärzte und umgekehrt. In dem Maße, als die Versuche zur Metallveredelung fehlschlugen, gleichzeitig aber zur Kenntnis zahlreicher neuer Stoffe führten, wandten sich die Chemiker wieder mehr der Bereitung von Heilmitteln zu, das alchimistische Zeitalter begann im 1. Viertel des 16. Jahrhunderts in das Zeitalter der medizinischen Chemie oder in das iatrochemische überzugehen. Man hatte zwar schon früher durch Destillation pflanzlicher Produkte, wie sie in den alten Kräuterbüchern und im besonderen in Brunschwycks berühmtem Destillierbuche (um 1500) gelehrt wurde, Heilmittel gewonnen und auch schon vereinzelt chemische Präparate, wie z. B. Basilius Valentinus seine Antimonpräparate, medizinisch verwendet, aber erst Theophrastus Bombastus Paracelsus (1493—1541) lehrte, der wahre Zweck der Chemie sei nicht, Gold zu machen, sondern Arzneimittel zu bereiten. Er stellte damit der chemischen Forschung ein neues Ziel, welches sie in innige Berührung mit der Medizin brachte und ihre Entwicklung bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts bestimmte. Paracelsus und fast alle bedeutenden Chemiker dieser Epoche waren Ärzte wie Andreas Libavius (Libau, gest. 1616), der unter dem Titel „Alchymia" ein umfassendes Lehrbuch der Chemie schrieb, das lange Zeit als das vorzüglichste Werk über unsere Wissenschaft galt, Angelus Sala (in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts), der u. a. zeigte, daß die Fällung des Kupfers aus Kupfervitriollösung durch Eisen keine Metallverwandlung bedeute, Joh. Bapt. van Helmont (1577—1644), der vor allem wichtige Beobachtungen über Gase, besonders über die Kohlensäure machte, Daniel Sennert (1572—1637), Joh. Rud. Glauber (1604 bis 1668), der u. a. die Darstellung von


Destillatorium mit Rektifikation

Salzsäure aus Kochsalz und Schwefelsäure lehrte und durch das dabei entstehende „Glaubersalz“ auch dem Laien bekannt geworden ist, Franz de le Boe Sylvius (1614 bis 1672), unter dem das iatrochemische System seinen Höhepunkt erreichte u. a. mehr. Im iatrochemischen Zeitalter, dem im Museum der Verbindungsgang zwischen dem alchimistischen und dem phlogistischen Laboratorium gewidmet ist, hat die Kenntnis chemischer und pharmazeutischer Präparate erheblich zugenommen; vor allem die Chemie der Mineralsäuren, der Alkalisalze und besonders die der Schwermetallverbindungen machte große Fortschritte, Quecksilber, Quecksilberoxyd, Sublimat, Kalomel, weißer Präzipitat, Silbernitrat, Arsenik und verschiedene Antimonpräparate gehören seit dieser Zeit dem Arzneischatze an. Aber auch einige neue organische Präparate wurden bekannt, weinsaure Salze, Bernsteinsäure, Äther u. a. Die Anfänge der qualitativen Analyse reichen in das iatrochemische Zeitalter zurück.

In ihrer ganzen bisher geschilderten Entwicklung wurde die Erforschung der Materie nicht um ihrer selbst willen betrieben, sie diente lediglich den Zwecken des Handwerks und der Technik, der Goldmacherei und der Medizin. Das große Verdienst, die Chemie aus dieser Abhängigkeit erlöst und zu einer unabhängigen Wissenschaft erhoben zu haben, die nur um ihrer selbst willen, d. h. in dem Streben nach Erkenntnis geübt wird, gebührt dem Engländer Robert Boyle (1627 bis 1691). Er erkannte als Hauptproblem der Chemie, die Zusammensetzung der Stoffe zu erforschen, und hat es auf Grund ausgezeichneter Versuche erfolgreich behandelt wie keiner vor ihm. Die nachweisbaren, nicht weiter zerlegbaren Bestandteile eines Stoffes bezeichnete Boyle als Elemente, als Verbindung die Vereinigung zweier Bestandteile zu einem neuen Stoff mit anderen Eigenschaften, als sie die Komponenten besaßen. Seine Versuche mit Luft und anderen Gasen führten ihn 1660 zu der denkwürdigen Entdeckung des nach ihm benannten Ge-


Destillierherd der Kräutergärten (Mittelalter)



Alte Apotheke. Ölgemälde von Ernst Dorn

setzes, daß die Gasvolumina dem auf ihnen lastenden Druck umgekehrt proportional sind. Mit Robert Boyle beginnt die Geschichte der neueren, wissenschaftlichen Chemie, deren erster Abschnitt als das phlogistische Zeitalter bezeichnet wird.

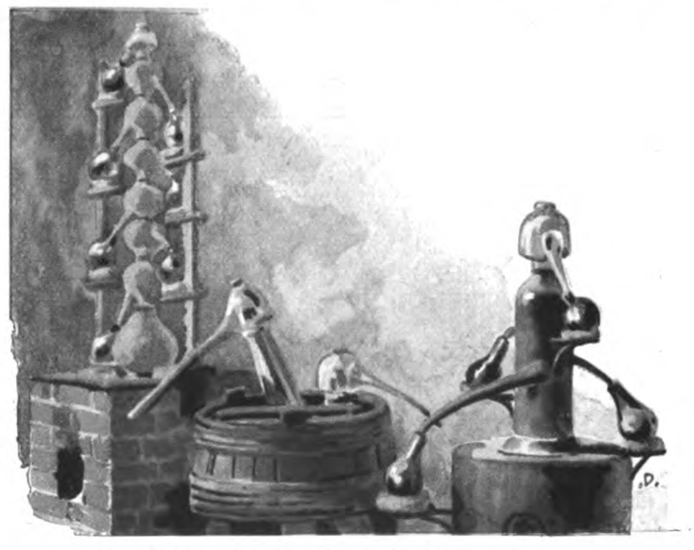
Als um die Mitte des 17. Jahrhunderts die iatrochemischen Lehren durch ihre eigenen Übertreibungen in Verfall gerieten, beschäftigten sich die Chemiker hauptsächlich mit dem Studium der Verbrennungsvorgänge und der sog. „Verkalkung" (Oxydation) der Metalle. In Deutschland waren in jener Zeit die namhaftesten Chemiker Joh. Kunkel (1630—1702), Joh. Joachim Becher (1635 bis 1682) und Georg Ernst Stahl (1660 bis 1734), dessen Bildnis wir in dem phlogistischen Laboratorium über dem Arbeitskamin nach Priestley erblicken.

Becher nahm an, daß alle brennbaren Stoffe eine Feuermaterie enthalten, welche bei der Verbrennung bzw. bei der Verkalkung der Metalle entweiche, und welche von Stahl als Phlogiston bezeichnet wurde. Je heftiger ein Stoff verbrennt, um so reicher sollte er an Phlogiston sein; Kohle, die vollständig verbrennt, sei nahezu reines Phlogiston. Um aus den Verbrennungs-

produkten z. B. aus den Metallkalken wieder die ursprünglichen Stoffe zu erhalten, brauche man ihnen nur Phlogiston zuzuführen.

Trotz der im phlogistischen Zeitalter herrschenden irrigen Auffassung der Verbrennungsvorgänge war diese Zeit ungemein reich an hervorragenden Chemikern und wichtigen Entdeckungen sowohl von wissenschaftlicher wie auch von technischer Bedeutung. Aus der Zahl der Forscher seien noch hervorgehoben der Deutsche Andr. Sigism. Markgraf (1709—1782), der 1747 im Saft der Runkelrüben Rohrzucker entdeckte, die Engländer Jos. Black (1728—1799), der wichtige Untersuchungen über die Kohlensäure und ihre Verbindungen mit Alkalien und Erden ausführte, Heinr. Cavendish (1731 bis 1810), der zuerst nachwies, daß das Wasser aus Wasserstoff und Sauerstoff besteht, ferner daß die Luft ein konstant zusammengesetztes Gemisch von Sauerstoff und Stickstoff ist, und Jos. Priestley (1733—1804), der vor allem die Chemie der Gase durch wichtige Entdeckungen bereicherte, die Schweden Torbern Bergmann (1735—1784), der Begründer der mineralogischen Chemie, der besonders die analytische Chemie förderte, und vor allen Karl Wilh. Scheele (1742—1786), einer der bedeutendsten Chemiker aller Zeiten, der durch ungemein zahlreiche wichtige Entdeckungen (Chlor, Sauerstoff, Stickstoff. Mangan, Baryterde u. a.) der anorganischen Chemie ganz neue Gebiete erschloß, aber auch die organische Chemie durch die Entdeckung vieler wichtiger Säuren sowie des Glyzerins bereicherte. Aus der großen Zahl der neu entdeckten Stoffe seien noch genannt: Phosphor und Phosphorsäure, Magnesia, Kobalt, Nickel, Platin, Molybdän- und Wolframsäure. Auf chemisch-technischem Gebiet seien hervorgehoben die Entdeckung des Porzellans — das Museum besitzt Proben von J. F. Böttgers Originalporzellan — die Anfänge der hüttenmännischen Zinkdestillation und der fabrikmäßigen Darstellung der Schwefelsäure in England, der rauchenden Schwefelsäure im Harz.

Die für die weitere Entwicklung der Chemie folgenreichste Entdeckung war aber die des Sauerstoffs durch Scheele und Priestley (1773—1774); sie führte im Verein mit den grundlegenden Untersuchungen Lavoisiers (1743—1794) über die Gewichtsverhältnisse bei der Verkalkung der Metalle zum Sturze der phlogistischen Lehre und zu Lavoisiers antiphlogistischer Verbrennungstheorie, welche besagt, daß die Verbrennung in einer Verbindung des brennbaren Stoffes mit Sauerstoff besteht und daß das Verbrennungsprodukt genau so viel wiegt, wie der unverbrannte Stoff und der verbrauchte Sauerstoff zusammen. Die berühmten Versuchsanordnungen Lavoisiers über die Bildung und Zersetzung des Quecksilberoxyds und über die Zerlegung des Wassers durch glühendes Eisen sind in dem phlogistischen



Destillatorium des 16. und 17. Jahrhunderts

Laboratorium aufgestellt. Lavoisiers größtes Verdienst ist die Einführung der Wage in das Laboratorium des Chemikers; damit begann das Zeitalter der quantitativen Untersuchungen, in dem die Chemie zu ihrer gegenwärtigen Höhe emporblühte und das noch nicht abgeschlossen ist.

Diesen mächtigen Aufschwung in wissenschaftlicher und technischer Richtung zeigen die weiteren Räume. Da ist zunächst ein Saal den Männern gewidmet, die der chemischen Forschung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihr Gepräge gegeben haben. J. J. Berzelius (1779—1848), Justus Liebig (1803 bis 1873), Friedr. Wöhler (1800—1882) und Robert Bunsen (1811—1899). Die eine Wand nehmen Digestorienherde nach Liebig ein, altertümliche Kühler und anderes Laboratoriumsgerät aus Liebigs Nachlaß, seine Apparate zur Elementaranalyse sind hier zu sehen, daneben Berzelius' Apparate zur Lötrohranalyse, eine Sammlung Bunsenscher Gasbrenner, ein Originalarbeitstisch für gasanalytische Versuche nach Bunsens Methoden. Tafeln an der Wand erinnern an die elektrochemische Theorie von Davy und Berzelius, an die Entdeckung des Faradayschen Gesetzes, die des Isomorphismus durch Mitscherlich, des Gesetzes von Dulong und Petit, an die Substitutionstheorie, an die Entdeckung der Isomerie, an die ersten Synthesen organischer Substanzen, so die der Blausäure durch Scheele (1783), der Oxalsäure und des Harnstoffs durch Wöhler (1824 bzw. 1828).

Der nächste Raum zeigt die Weiterentwicklung der experimentellen Forschung bis zur Gegenwart. Tafeln erläutern für den Laien die Prinzipien der qualitativen und quantitativen chemischen Analyse, die zur Gewichts- und Maßanalyse, zur Gas- und Elektroanalyse, zur organischen Elementar- und zur Mikroanalyse verwendeten Apparate werden gezeigt, ferner elektrische Öfen, Quarzglasgeräte und Apparate zur Hochvakuumdestillation. Die Synthese wichtiger organischer Verbindungen wird auf Wandtafeln beschrieben. Wir sehen Originalapparate berühmter Forscher, wie von Emil Fischer, und um dem Laien eine Vorstellung zu geben, wie weit in E. Fischers Händen die Kunst der organischen Synthese gediehen, ist das Modell eines Polypeptidmoleküls, des Leucyl-triglycyl-leucyl-tricylcil-leucyl-octaglycil-glycins $C_{48}H_{80}O_{19}N_{18}$ zu bestaunen.

Während die beiden eben geschilderten Räume die Fortschritte der experimentellen Forschung und der Laboratoriumstechnik im 19. Jahrhundert zeigen, gibt der nächste Saal, in dessen Mitte sich ein Gehäuse mit einer Sammlung aller bis jetzt bekannten chemischen Elemente befindet, einen Überblick über die Entwicklung unserer Kenntnisse vom Aufbau der Materie. Nachdem Jer. Benj. Richter, Jos. Ludw. Proust und John Dalton mit Hilfe der Wage die grundlegende Tatsache festgestellt hatten, daß die chemischen Reaktionen in ganz bestimmten, unveränderlichen Gewichtsverhältnissen zwischen den beteiligten Stoffen verlaufen, nahm Dalton an, daß die Elemente aus gleichartigen kleinsten Teilchen — Atomen — von unveränderlichem Gewicht bestehen und daß die chemischen Verbindungen durch Vereinigung von Atomen verschiedener Elemente in einfachen Zahlenverhältnissen sich bilden. Aus den Gewichtsverhältnissen, in denen sich die Elemente zu Verbindungen vereinigen und um deren Ermittlung sich zuerst besonders Berzelius, später J. S. Stas und J. C. Marignac verdient gemacht haben, suchte Dalton die relativen Atomgewichte abzuleiten. Die Untersuchungen Gay-Lussacs (seit 1805) über die einfachen Volumverhältnisse bei Reaktionen zwischen gasförmigen Stoffen führten im Verein mit der Annahme Avogadros (1811), daß gleiche Raumteile gasförmiger Stoffe bei gleichem Druck und gleicher Temperatur gleich viele kleinste Teilchen enthalten, allmählich zu einer schärferen Fassung des Begriffes „kleinste Teilchen" und deren Unterscheidung in „Atome", als die kleinsten in eine Verbindung eintretenden, nicht weiter zerlegbaren Teilchen eines Elementes, und „Moleküle", als die kleinsten, durch Vereinigung von Atomen gebildeten, für sich existierenden Teilchen eines Stoffes. Um die Ableitung der richtigen Atom- und Molekulargewichte aus den experimentellen Befunden und um deren einheitliche Zusammenfassung haben sich besonders Cannizzaro und Kekulé verdient gemacht.

Erst nachdem der Begriff des Moleküls gesichert war, konnte man erfolgreich an die Aufgabe herantreten, den Bau der Moleküle d. h. die Verkettung und räumliche Lagerung der Atome im Molekül festzustellen. Dank

der Arbeiten zahlreicher Forscher, von denen im Museum vor allen Pasteur, van 't Hoff, Adolf von Baeyer und Emil Fischer genannt sind, wurde im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts eine stereochemische Strukturlehre geschaffen, die den Bau auch recht komplizierter organischer Verbindungen durch Analyse und Synthese bis in alle Einzelheiten aufklärt. Riesige Modelle an der Decke des Saales stellen die Moleküle einfacher organischer Verbindungen wie Äthylalkohol und Methyläther dar, während die Struktur komplizierterer Verbindungen an kleineren Modellen gezeigt wird.

Die Forschung hat sich aber nicht mit der Aufklärung des Baues der Moleküle begnügt; die vor allem von Lothar Meyer (seit 1864) und Mendelejeff (1869) entdeckten Beziehungen zwischen dem chemischen Verhalten und den Atomgewichten der Elemente, die zu deren Ordnung im periodischen System führten, Beobachtungen bei elektrischen Vorgängen und besonders die Entdeckung der Röntgenstrahlen und der radioaktiven Stoffe führten zu der Überzeugung, daß die Atome nicht die letzten Bestandteile der Materie sind, sondern daß sie selbst wieder nach bestimmten Gesetzen aus positiv und negativ elektrischen Teilchen aufgebaut sind. Die Erforschung dieses Baues, die sich noch in ihren Anfängen befindet und zu einer Auflösung des Stofflichen in physikalische Vorgänge führt, ist aus den Händen der Chemiker in die der Physiker übergegangen und wird in die der Chemiker erst wieder zurückkehren, wenn es gelingen sollte, aus elektrischer Energie Atome aufzubauen. Dann wird man auch die Elemente ineinander umwandeln können und das alte Problem der Alchimisten wird gelöst werden.

Der steile Aufschwung, den die wissenschaftliche Erforschung der Materie seit dem Ende des 18. Jahrhunderts nahm, hatte die Entstehung einer neuen Industrie zur Folge, die aus bescheidenen Anfängen heraus im Laufe eines Jahrhunderts vor allem in Deutschland zu einer der wichtigsten Industrien überhaupt wurde. Die Entwicklung und Bedeutung der chemischen Industrie zeigen drei Räume des Museums, von denen je einer der anorganischen und der organischen Fabriksindustrie gewidmet ist, während der dritte als Ehrenraum der chemischen Industrie (zur Zeit noch nicht vollendet) das Gedächtnis bedeutender Männer der chemischen Technik festhalten und die volkswirtschaftliche Bedeutung ihrer Tätigkeit der Allgemeinheit vor Augen führen soll.

Die Grundlage der ganzen chemischen Industrie bildet die Fabrikation der starken anorganischen Säuren, der Schwefel-, der Salz- und der Salpetersäure, sowie die der Alkalien, vor allem der Soda und des Ätznatrons. Diese Industrie beginnt eigentlich mit der Entdeckung eines Verfahrens zur künstlichen Herstellung von Soda durch Nicolas Leblanc (1791); denn dieses Verfahren erforderte die Herstellung von Schwefelsäure und lieferte wichtige Nebenprodukte, vor allem Salzsäure, deren Verwertung neue Fabrikationszweige zeitigte. Das Leblanc-Sodaverfahren wurde zwar allmählich durch das Ammoniaksodaverfahren und durch die Elektrolyse der Alkalichloride verdrängt, dafür traten aber neue Verbraucher von Schwefelsäure auf den Plan, die vor allem auf Liebigs Forschungen hin entstehenden Fabriken zur Herstellung künstlicher Düngemittel (Superphosphat, Ammoniumsulfat) und die Teerfarbenfabriken, um nur die wichtigsten zu nennen. Die letzte große Errungenschaft der anorganischen Industrie, die Herstellung von Ammoniak und Salpetersäure aus Luft und Wasser, verdankt die Welt vor allem einem deutschen Forscher und der deutschen chemischen Industrie. Das Modell einer Ammoniakfabrik nach dem Verfahren von Haber und Bosch, das die Badische Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen a. Rh. dem Museum gestiftet hat, nimmt mit vollem Recht den Ehrenplatz im Saal der anorganischen Industrie ein.

Dieses Verfahren hat Deutschland unabhängig gemacht von der Einfuhr von Chilesalpeter und versorgt die deutsche Landwirtschaft mit allem nötigen Stickstoffdünger (Ammoniumsulfat, Ammoniumnitrat, Harnstoff).

Ein Wandgemälde zeigt das Ammoniakwerk Merseburg der Badischen Anilin- und Sodafabrik, ein anderes die imponierenden Fabrikanlagen der Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. in Leverkusen a. Rh. Von der Ausnutzung der Wasserkraft bzw. der damit gewonnenen elektrischen Energie zur Herstellung chemischer Produkte zeugt der Luftsalpetersäureofen der Gebr. Pauling und der Calciumcarbidofen.



Ausschnitt aus einem Wandbild im Deutschen Museum in München

Im Saale der organischen Industrie, über deren Eingangstür wir das Bildnis des Entdeckers des Anilins, F. F. Runge (1794—1867), erblicken, fällt zunächst der Stammbaum der Steinkohlenprodukte ins Auge; er zeigt dem Laien, welche Fülle wertvoller Stoffe, vor allem Farbstoffe und Medikamente, die Zauberhand des Chemikers aus einem unscheinbaren Rohstoff herzustellen vermag. In einer großen Vitrine sehen wir zahlreiche Modelle von Fabrikanlagen zur Herstellung von Farbstoffen, im besonderen auch eine Anlage zur Herstellung des wertvollen Indigos. Es ist uns auch Gelegenheit geboten, die Produkte der chemischen Kunst mit den seit alten Zeiten bekannten und verwendeten natürlichen Farbstoffen zu vergleichen. Die chemische Verarbeitung der Braunkohle und des Petroleums wird ebenso wie die des Steinkohlenteers in Stammbäumen gezeigt; der Fetthärtung ist hier gedacht, die es ermöglicht, aus flüssigen Fetten durch katalytische Hydrierung feste Fette zu gewinnen. Der Industrie der natürlichen und künstlichen Riechstoffe und ihrer Geschichte ist eine besondere Abteilung des Saales gewidmet.

Den Abschluß der chemischen Abteilung des deutschen Museums bildet ein noch unvollendeter Saal, welcher über die Errungenschaften der Nahrungsmittelchemie belehren soll, und schließlich eine alte Apotheke, welche wohl zu den schönsten Räumen des Museums zu rechnen ist (siehe Abb. S. 447).

Wir sehen uns plötzlich in eine Offizin des 18. Jahrhunderts versetzt, deren Regale und Schränke in langen Reihen schöner alter Porzellan- und Glasgefäße eine seltene Sammlung oft recht merkwürdiger Heilmittel bergen. Hier finden wir nicht nur Animalia wie getrocknete Kröten, Mumie, Eberzähne, Menschenfett und Schlangenfett, sondern auch Preziosa wie Hyazinthen, Saphire, Smaragde und Topas, die unseren Vorfahren als Medikamente zugedacht waren. Im Gegensatz dazu enthält die Einhorn-Apotheke — so ist sie nach dem Symbol über der Tür und im Deckenbild wohl zu nennen — aber auch noch eine Sammlung moderner und modernster Heilmittel.

Unser Gang durch die chemische Abteilung ist nun beendet; der Besucher wird aber noch wichtige Gebiete der chemischen Technologie in anderen Abteilungen des Museums verstreut finden, so die Metallurgie, die Gewinnung des Steinsalzes und der Kalisalze, die Glas- und Tonwarenindustrie, das Gärungsgewerbe, die Holzverwertung u. a. Industrien, die sich mit der Gewinnung und Veredlung chemischer Stoffe befassen, aber älter sind als die eigentliche chemische Fabriksindustrie und deshalb schon seit langem ein selbständiges Dasein führen.

Die Kobra

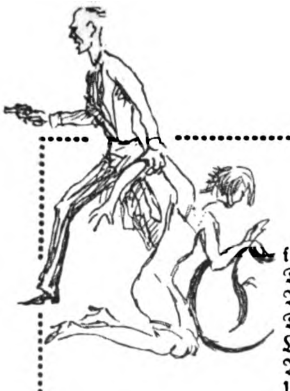
Eine Kabarettszene von Fr. W. v. Oestéren

*



on neuem hat der Vorhang sich gehoben.
‚Die Kobra' kommt als nächste Nummer dran.
Ein grauer Sarg steht auf der Bühne oben.
Der Deckel hebt sich zögernd, und ein Mann,
Ganz in der Farbe seines Sargs gekleidet,
Die Haare grau und grau der Ton der Haut,
Sodaß sich Wange kaum vom Barte scheidet,
Entsteigt ihm, Ruck um Ruck, und schaut und schaut
Mit seinen schwarzen Augen ernst und stumm
In seine schmale, harte Liegestatt,
Aus der er eben sich erhoben hat,
Und wendet keinen Blick zum Publikum.
Jetzt aber blickt sein Auge in die Runde
Der Menschen, die da unten sprechen, zechen;
Es währt zwar nur ein Teilchen der Sekunde,
Doch es genügt, um einen Bann zu brechen,
Jäh schnellt ein platter, grauer Kopf empor,
Giftzähnig, geiferzüngig starrt ein Rachen.
Die Kobra möchte aus dem Sarg hervor.
Hier schreit ein Weib und dort verstummt ein Lachen.
Der Mann dort oben wirft mit raschem Griff
Den Deckel wieder übern Schlangenleib
Und setzt sich auf den Sarg. Ein schriller Pfiff,
Und er beginnt: „Ich liebte einst ein Weib,
In dem ich eine Taube ohne Arg erblickte,
Dieweil es eine Natter war, die mich umstrickte.
Aus jedem ihrer Küsse sog ich Gift,
Das mir die Glieder lähmte und Gedanken
Und in das Blut mir schrieb mit Feuerschrift:
‚So siechen Männer, die am Weibe kranken.'
Doch wurde erst nach manchem Jahr mir klar,
Daß ich in Saft und Mark vergiftet war.
Den letzten Willen, den ich noch besaß,
Erraffte ich zu einem letzten Handeln;
Was ich aus Fakirzeiten nicht vergaß:
Die Wundergabe, Mensch in Tier zu wandeln,
Rief ich herbei und — — — Pst, wer spricht denn dort?
Sie oder ich — wer hat jetzt hier das Wort?
Von diesem Tische kam der Schrei. Von hier.
Dort, dort die Frau, die schöne blonde Frau
— ein dicker, kahler Herr sitzt neben ihr —
Sie war's, sie schrie. Ich hörte es genau.
Die Dame will mit ihrem Freund schon gehn?
Nein, bleiben Sie, den Schlangenkampf zu sehn!
Sie werden — — —" Was geschah dem grauen Mann?
Und was im Saale dort der blonden Frau?
Sie stehen starr, sie sehn einander an,
Auch ihre Wangen deckt ein fahles Grau,
Und Blicke, Blicke sind in beider Augen,
Die jedes Stäubchen aus dem Herzen saugen.
Gellender Schrei. Und dort oben der Mann
Schüttelt von sich den erstarrenden Bann,
Reckt sich und duckt sich dann, springt wie ein Tier
Jäh in den Saal; und da steht er bei ihr,
Reißt sich den Schein, der sein Antlitz bedeckte,
Reißt sich die Maske mit Haaren und Haut,
Die wie ein Schleier die Wahrheit versteckte, ab.

Dem jungen Weibe graut,
Wenn auch die Züge, die sich nun enthüllen,
Die andren Frauen mit Begehr erfüllen.
Sie stammelt: „Also doch. Ich fühlte: das bist du!"
Sie wankt, sinkt auf den Sitz zurück. Doch ihr Begleiter
Ist aufgesprungen, stürzt nun auf den Grauen zu.
„Was unterstehn Sie sich? Nicht einen Schritt mehr weiter!
Sonst — — Überhaupt, das ist doch ein Skandal!
Wer schafft denn Ordnung hier in dem Lokal?
Ist man hier Narren ausgeliefert? Wirt!
He, Kellner!" — Allenthalben herrscht Erregung,
Ein Flüstern schwirrt, wird lauter, Glas erklirrt,
Von allen Seiten kommt es in Bewegung
Zum Tische hin, wo stumm der Graue steht
Und wo ein Weib in wilder Angst vergeht.
Man schreit, bedrängt den Mann, man packt ihn, droht.
Er reißt aus einer Tasche eine Waffe.
„Die ist's, mit der ich freie Hand mir schaffe.
Die Finger fort! Im Stahl hier sitzt der Tod."
Da weichen sie alle voll Bangen und schrei'n,
Und keiner mehr will ihn berühren.
Er lacht: „Keine Angst! Nur mit dieser allein
Hab' ich's zu Ende zu führen.
Ich krümme keinem Menschen sonst ein Haar
Als diesem Weib, das meine Kobra war.
Mit ihr allein nur hab ich abzurechnen heut.
Ich bitte, bleiben Sie! Ich halt', was ich verspreche.
Ich weiß, daß es nach kurzem jeden heimlich reut,
Wenn er jetzt geht, nicht miterlebt, wie ich mich räche."
Er spricht es, bückt sich, packt das blonde Weib,
Das auf dem Sitze kauert wie vernichtet
Und blaß und stumm auf Widerstand verzichtet;
Er schlingt die Arme eng um ihren Leib
Und zerrt sie wild empor. Ist es ein Bann,
Daß sie sich willenlos ergibt dem Mann,
Mit stummem Munde und mit Sklavenblick
Sich von ihm schleppen läßt in ihr Geschick?
Als wäre sie ein totes Reh, zur Strecke
Auf einer Jagd gebracht und frisch erlegt,
Wirft er sie über seine Schulter, trägt
Zu einer kleinen Tür sie in der Ecke,
Verschwindet mit der Beute dort im Lauf.
Jetzt trägt er sie zur Kobra dort hinauf —
Das weiß man wohl, doch keiner hält ihn auf.
Sie alle sind im Saale wie gebannt
Und sitzen wieder still an ihren Tischen.
Kein einz'ger ging und rührt jetzt Fuß und Hand
Und wagt, ins Furchtbare sich einzumischen.
Doch jeder ahnt, was kommt, und will es sehn.
Der dicke, kahle Herr hat, wie es scheint,
Sich ebenfalls gefügt, läßt wie versteint
Des Weibes Schicksal seine Wege gehn.
Er tut, als glaubte er dem Wort, das eben
Von seinen Lippen wie ein Lallen fiel:
„Wir sind im Kabarett. Was wir erleben,
Ist Spiel."



in Spiel? Dort oben auf der Bühne steht
Der Mann in grauer Tracht und lacht und lädt
Von seiner Schulter die lebend'ge Last,
Die halb entseelt schon ist in ihrer Starrheit,
Läßt sie zu Boden gleiten, wirft sie fast
Mit einer Roheit, die zu Tieren paßt,
Und lacht und lacht sein Lachen wilder Narrheit.
Zum Sarg. Ein Riß am Deckel und das Lachen.
Ins offne Lager beugt der Mann sich nieder.
Entgegen schnellt ihm rot der Schlangenrachen.
Ein Schlag der Faust. Das Tier verschwindet wieder.
Und während unten dort im Saal
Der oder die, vor Schrecken fahl,
Vor dem nun Kommenden erbebt,
Stürzt auf das Weib der Mann und hebt
Die starr Gestreckte, schleudert sie hinab
Zur Schlange in das sichre Grab.
Wer hat geschrien? Sie? Der Dicke unten dort.
Was war das? Ach, die Kobra zischte, pfiff.
„Schlaf wohl!" Das Lachen schallt. Ein rascher Griff
Läßt dröhend auf den Sarg den Deckel fallen.
Der Mann in Grau hat sich darauf gesetzt,
Er spreizt die Beine, lacht und lacht, und jetzt
Hält er von neu'm die Waffe. „Ihnen allen
Zur Warnung! Keiner rühre sich vom Platz!
Wer nicht gehorcht, den muß ich niederknallen.
Ich wache scharf, ich hüte meinen Schatz."
Er senkt die Waffe und nun drückt er los
– grad auf den Deckel, drauf er selber sitzt.
Was soll das? Solch ein leises Knacken bloß?
Wo bleibt der Knall, der Rauch? Kein Flämmchen blitzt.
Er wirft die Waffe fort. „Zum Teufel! Nicht geladen.
So stirbst du eben von der Kobra Gnaden."
Ein Mann in Uniform, ein Polizist,
Tritt endlich, endlich jetzt aus den Kulissen.
Doch ob das Weib jetzt noch zu retten ist?
Rasch ist des Sarges Deckel aufgerissen;
Ein Griff; er hält die Kobra in der Hand.
Die Kobra? Wie? Die ist ja nur Papier!
Er grinst und spricht, zum grauen Mann gewandt:
„Ein Trick, du Schwindler, war dein Zaubertier."
Das Weib blickt aus dem Sarg mit Zähnefletschen
Und sagt zum Publikum: „Ja, ja, wir sketschen."



Peter Amerlings Brautfahrt

Novelle von Georg Engel

In der weitläufigen Katenstube saß Peter Amerling und schrieb. Mit beiden Armen, weit vorgebeugt, lehnte der von einem wilden schwarzen Haarbusch Umwallte über dem rohen Fichtentisch, und seine Feder kratzte unter der Bürde einer derben Fischerfaust so laut und gewalttätig über die langen gelben Bogen, als könnte sie mit ihrem heiseren Gekrächz den dröhnenden Sturm übertäuben, der in kurzen, immer wiederholten Stößen gegen die drei Fenster prallte. Fast hätte man glauben können, ein großer Hund bemühe sich, von draußen gegen die halbrunden Glasscheiben des Gemeindeamtes anzuspringen, um sich endlich Einlaß in den warmen, dämmernd erleuchteten Raum zu erzwingen. Allein dem war nicht so. Denn der einzige Hausgenosse des jungen Gemeindevorstehers lag in Gestalt eines mächtigen tiefschwarzen Leonbergers unter dem Tisch des Schreibenden, und zwar so, daß er wohl den gewaltigen Kopf zutraulich über den Stiefelspann seines Herrn gebettet hielt, gleichwohl jedoch mit seinen ruhigen, beobachtenden Wächteraugen den späten Gast mustern konnte, der aufrecht hinter dem Rücken seines Herrn die feine blaue Schiffermütze zwischen den Händen drehte, um so auf die Beendigung der Schreibarbeit zu harren.

Endlich mochte dieser Zeitpunkt herangenaht sein. Der junge Gemeindevorsteher spritzte ein paarmal die Feder über dem hohen hölzernen Tintenfaß ab und schüttete aus einem gesiebten Becher trockenen Sand über den Bogen. Ein veraltetes Verfahren, das sich nur noch in jenem Gemeindestübchen des Dorfes Trent erhalten konnte, weil die Fischergemeinschaft, eingeklemmt zwischen unergründlichen Föhrenwaldungen und den Fluten des Trenter Boddens, ein von den übrigen Ansiedlungen abgesprengtes und weit geschiedenes Dasein fristete. Auch die lauten Äußerungen des Menschentreibens, Krieg, Friede, Not, Zusammenbruch, sowie der Ruf Gutgesinnter zu Umkehr und Aufbau, sie schlugen über die dunkle Wand der Wälder kaum herüber, und ein Sturm oder eine jener still und heimtückisch herankriechenden Fluten, sie wischten für Trent die flüchtige Schrift der Geschichte rasch und vollständig von der Tafel.

Auch ein reichlicher Heringsfang konnte dies bewirken oder ein Tanz im Krug, wenn Miete Dübals das Röckchen ein wenig höher hob, als es sonst im Orte Sitte war.

Denn Miete Dübals galt als eine Schönheit.

Als Waise gehörte sie gewissermaßen der ganzen Gemeinde, speziell aber in die Verwaltung von Peter Amerling — und vor allen Dingen die Augen der jungen Seefahrer waren in der wüsten Zeit hungriger und schonungsloser geworden.

„Hier, Herr Hinrich Großklaus," damit erhob sich der junge Gemeindevorsteher von Trent, und jetzt entdeckte man erst, welch riesige Maße die Natur an diesen Küstensohn verschwendet hatte, da er fast um Haupteslänge seinen Besucher überragte, „hier, Herr Hinrich Großklaus," begann er, von der langen Mühe aufatmend, während er dem untersetzten seegebräunten Kapitän den gelben, eben gestempelten Bogen überreichte, „hier empfangen Sie also Abschrift aus unserem Grund- und Katasterbuch, wonach Ihre Fischereihandlung die zwei Ruten Seewiesen direkt neben der Mole für die Anlage eines Lagerschuppens gekauft hat."

Er strich sich über das glattrasierte und doch schon etwas faltige Gesicht, und seine tiefliegenden braunen Augen richteten sich auf eines der gebuckelten Fenster, als könnte er durch Nacht und Finsternis hindurch jenen Ort erkennen, über den hier verhandelt wurde. Dann trat er dichter an die Fensterruten heran, beugte den immer etwas geduckten Nacken, und während er die eine seiner umfangreichen Schifferfäuste in die Seitentasche des fellbraunen Wollflausches versenkte, streichelte er mit der anderen über das Haupt des großen Hundes, der ihm gefolgt war, um jetzt seinen Behang schmeichelnd an dem hohen Transtiefel seines Herrn zu scheuern. „Es soll Ihnen also auch gestattet sein, Herr Großklaus," fuhr Peter Amerling bestimmt und überlegt fort, „einen Wassersteg zu errichten, damit Ihr neuer Dampfer dort anlegen kann. Ja, ja, schon wieder ein neues Fahrzeug. Es geht gut bei Ihnen. Wie soll das neue Schiff wohl heißen?"

„Hm," der Gefragte verzog wie gestört seinen wohlgeformten, vollblütigen Mund, und indem er seinen Blick nicht von der weißen Diele löste, entgegnete er beinahe widerwillig: „Ja, wie? — Ich wollt's Ding eigentlich ‚Krabbe' nennen."

Es mußte etwas Weckendes in jener harmlosen Bezeichnung liegen, denn der Riese hob den schweren Kopf, und obwohl er sein Tier

noch immer liebkoste, ließ er seine dunklen Augen lange und prüfend auf dem stattlichen Seemann ruhen. Gewichtig stritten sich Ernst und Heiterkeit in den ruhigen Zügen.

„Krabbe?“ wiederholte er endlich mehr verwundert, als betroffen, „wissen Sie auch, Herr Großklaus, so wurd' ja hier Miete Dübals immer genannt?“

Der andere drehte noch immer an seiner goldbetreßten Mütze. „Ja,“ entgegnete er kurz.

Darauf steckte er mit einer raschen, unvorbereiteten Bewegung den Stempelbogen in sein blaues Wams und knöpfte an dem dunklen Mantel, zum Zeichen, daß nun sein Aufbruch unmittelbar bevorstehe.

Allein durch einen unwillkürlichen Schritt verhinderte der lang aufgeschossene Fischer die Absicht seines Gastes. Schwerfällig reckte er sich empor, und als er nun auf gespreizten Beinen, beide Hände in die Weichen gestemmt, vor dem nur ungern noch Verweilenden aufragte, da webte zwischen den beiden Männern etwas Dumpfes, Unausgesprochenes in der Luft, das nach Ausbruch und Entladung drängte.

Bei dem Riesen meldete es sich zwar zuvörderst nur als ein ganz fernes, unbestimmtes Wölkchen kommender Schwärze. Noch suchte er nach Worten, ja ein ungeschicktes Lächeln nistete sich sogar in die breiten Querfalten seines Mundes.

„Miete Dübals,“ suchte er das Gespräch auf den graden Weg zu lenken, „ja nach ihr wollt' ich fragen. Es is nu bald acht Wochen her, Herr Hinrich Großklaus, daß ich die Dirn zu Ihnen ins Haus gegeben. Zu Ihrer Mutter in den Dienst,“ erklärte er deutlicher. „Wie schickt sich die Dirn?“

Auf diese klare Frage wäre gewiß eine eindeutige Antwort zu verlangen gewesen. Indessen, sie blieb aus. Finster, in sich versunken, ja verlegen und bedrückt, starrte der junge Dampferführer in die düsterste Ecke, bis er abermals die niedrige Ausgangstür ins Auge faßte, als ob dort jenseits der Schwelle seine einzige Rettung wohne.

Inzwischen fing der Riese die Sonderbarkeit jenes Verstummens auf. Abschätzend und wie zu seiner Beruhigung strich er mit der flachen Hand ein paarmal über seine breite, unter der braunen Strickjacke sich hebende Brust.

„Was is mit Miete Dübals?“ forschte er drängender.

„Was soll sein?“ antwortete der andere mürrisch, ohne sich jedoch zu mehr entschließen zu können, „sie is — —“

„Was?“ rang sich Peter Amerling ab und rückte wieder etwas näher. Diesmal klang es beinahe schon wie eine Drohung. Und auch der große Hund ließ ein Knurren vernehmen. „Herr Großklaus,“ griff der Fischer noch einmal mit aller Selbstbeherrschung nach, „nehmen's nich übel, es geht um mein Mündel.“

„Meinetwegen,“ zuckte der Seemann die Achsel. Und plötzlich stampfte er mit dem Fuß, und während er die Faust ballte, brach es unter seinem gesenkten Haupt, halb gegen seinen Willen hervor: „Sie is fort.“

Der Riese verstand ihn nicht. Ohne volles Begreifen wandte er den langen Hals unter dem blauen Wollschal hin und her, und in den ruhigen braunen Augen des Fischers wohnte eine rührende Hilflosigkeit, als er fast bittend murmelte: „Lassen Sie mir ein bißchen Zeit. Sprechen Sie von Miete Dübals, Herr Großklaus?“

Von dem begüterten jungen Menschen aber war der Seelenriegel gesprengt, Reue, Wut, Verzweiflung und Trotz wirbelten jetzt gemeinsam hervor. Ein hochmütiger, gehässiger Ausdruck der Gegnerschaft entstellte sein hübsches, schmales Gesicht, als er es nun gegen seinen plumpen Bedränger erhob. Es war ganz deutlich, ungern nur fügte sich der Wohlhabende dem Zwang, vor dem Ärmeren Rechenschaft ablegen zu sollen. Es wurde eine Beschuldigung daraus.

„Fortgelaufen is sie,“ befreite er sich voller Anklage, „heute morgen fanden wir ihr Bett leer. Die Dirn' hat's wahrhaftig gut bei uns gehabt. Nicht nur meine Mutter hatte einen wahren Narren an der hübschen Larve gefressen, auch sonst — —“

„Was? — Wer noch?“

Der andere knöpfte wieder an seinem Mantel herum, allein er hatte sich schon zu weit vorgewagt. Er konnte nicht mehr zurück. Und er wollte es auch nicht. Irgend jemanden mußte er finden, gegen den er die verfluchte, niederträchtige Last abschütteln könnte. Und dazu war ja dieser hölzerne Fischerknecht, der außer seinem Boot und seinen langweiligen Stempelbogen nichts Schönes auf der Welt kannte, vielleicht gerade der Rechte.

„Sie war eben verflucht hübsch mit ihren blonden Haaren und den schwarzen Augen,“ wühlte er in seiner schuldhaften Erinnerung umher und knirschte mit den kräftigen Zähnen. So überhörte er es auch völlig, daß sein Wirt ganz zerbrochen und verloren vor sich hinsprach: „Wahr — wahr! Augen, wie weicher Samt.“

„Wahrhaftig ja, und der Gang! Der wiegende, federnde Gang. Anders, als bei anderen Weibern. Ich weiß auch nicht, es lag etwas Sündhaftes darin, deshalb is es



Frische Kirschen. Ölstudie von Prof. Carl Johann Becker-Gundahl

dann auch geschehen. Weiß der Kuckuck, ich hab's nich beabsichtigt — —"

Von diesem einen Wort jedoch war Peter Amerling erwacht. Und als er jetzt die Hand auf die Schulter des Beichtenden sinken ließ, ähnelte es beinahe einem Schlag: Alle Rücksicht, jeder Respekt vor dem Angehörigen der angesehenen, begüterten Familie war vor der geahnten Untat verflogen.

„Du bist ihr doch nich zu nahe gekommen?" grollte es gefährlich und rachegierig aus der arbeitenden Brust, und man konnte nicht mehr unterscheiden, ob das stoßweise Keuchen der schwarzen vierbeinigen Bestie oder dem, um seinen Halt gebrachten, Riesen entstamme.

„Du — du, Hinrich Großklaus, du hast dich doch nich etwa an ihr vergriffen?"

Was war das? Den feinen, zarten Kapitän überrieselte ein Schauer. Erst jetzt, da die ruhigen Augen des Fischers sich unvermutet wie mit flackerndem Pech erfüllten, um ihren sengenden Brand immer näher und zielsicherer in seine schuldigen Züge zu schleudern, da — da überfiel den Schwächeren die schreckhafte Erkenntnis, wie er hier vielleicht gleichfalls einem Beraubten gegenüberstehe, der von derselben Leidenschaft ergriffen wäre, wie er selbst, ja, wie dieser Qualbeladene am Ende wähnen könnte, zu einem Rächeramt berufen zu sein.

Nur das nicht.

Der ganze Schrecken des Überfallenen, wehrlos in einen Hinterhalt Gelockten packte ihn. Dazu erkannte seine herumspringende Angst die langstielige Axt neben dem Türpfosten. Und im gleichen Moment meinte seine herumgeschleuderte Phantasie, eine rote Lache aus den weißen sandbestreuten Dielen herausquillen zu sehen. Tropfen um Tropfen.

Flucht — Entweichen — um Gottes Barmherzigkeit willen sich wehren gegen diese ungeheuerlichen Fäuste, das war das letzte, was der Gepeinigte noch klar zu denken vermochte. Daneben aber schrie in dem, von den Folgen seiner Tat Gefolterten noch immer die zehrende Sucht, durch Wahrheit und Bekenntnis sich reinzuwaschen.

Blitzschnell duckte er sich, immer von der Gewißheit überwältigt, daß die nächste Sekunde den ungleichen Kampf bringen müsse.

Da fühlte er sich auch bereits von ein Paar Pranken angesprungen, ein harter Hundebiß fuhr ihm in die Weiche, so daß der Schmerzzerrissene jetzt laut aufschrie: „Nicht wahr — alles nicht wahr — hör' es doch, Peter Amerling, die Dirn' hat sich gewehrt — und da — da bin ich noch zu rechter Zeit zur Vernunft gekommen. — Was kann ich dafür, daß sie sich's später so zu Herzen nahm?"

Wieder ein Biß — zugleich aber ein Aufbrüllen des menschlichen Rächers, und ein taumelndes Herumsuchen in dem niedrigen, weiten Raum.

Wie lange noch, und die Schneide des Beils würde, getroffen von den roten Funken der Hängelampe, in der erhitzten Luft schwanken.

Um alles in der Welt nicht, anklammern an das Leben, gerade weil es so toll und unberechenbar alle Sinne mit der Peitsche schlug. Nicht das Hirn zu weichem Brei zerhämmern lassen, solange es noch so köstliche Dinge begreifen und aufbewahren konnte.

Und der verwöhnte reiche Genießer mußte an die weißen, straffen Arme von Miete Dübals denken, als sie das Mädchen mit versagender Kraft gegen seine Brust gestemmt hielt.

Voll trotzigen Ringens um den winzigen Lebensfunken stieß er der wieder anspringenden Bestie die Faust mitten in den Rachen.

Ein wildes, tierisches Geheul, ein Übereinanderstürzen im Knäuel von Mensch und Vieh, und dann das besinnungslose Benutzen des Bruchteils von einem fliegenden Zeitatom, das den gehetzten Menschenleib, wie durch ein Wunder, ungehemmt zur Tür trug.

Dort noch ein Griff, ein scharfes Zuschlagen, und draußen im Freien stürzte sich der Gerettete kopfüber, sinnberaubt in die schützenden Arme der Nacht.

*

In seinem altväterischen Lehnstuhl, den schwarzwelligen Kopf eng gegen die Hauptstütze gepreßt, so saß Peter Amerling mit in den Schoß verschränkten Händen und obwohl er seine Augen fest verschlossen hielt, so fühlte er dennoch den gelben Schein der Hängelampe durch seine Lider dringen, ja manchmal glaubte er ganz bestimmt die schwarzen Umrisse der Axt in dem tanzenden Lichtnebel schaukeln zu sehen.

O Gott Lob und Dank — und er bezwang mit Gewalt das wilde Stampfen des Herzens — o Gott Lob und Preis dafür, weil ihn seine irre Tobsucht planlos im Kreise herumgetrieben, bevor seine Faust nach der mörderischen Waffe greifen konnte.

Jetzt begann sich seine ruhige Besonnenheit wieder zu regen, um derentwillen ihm seine Mitbürger das verantwortungsvolle Ehrenamt des Dorfoberhauptes trotz seiner verhältnismäßig jungen Jahre übertragen hatten.

War er denn — er, der stille, arbeitsame, einsiedlerische Gemeindevorsteher von Trent, wirklich der bestellte Richter dafür, sobald es zwei Menschen in Sturm und Wellenschlag zueinander trieb? Was wußte er davon,

wie es in einem Mädchenkopf aussah, wenn dieser durch Schmeichelei, Wohlleben und Versprechungen berückt wurde? Und wurden die Wünsche jenes schönen Kopfes etwa dadurch schlechter oder unberechtigter, weil solch geheimnisvoller nicht zu enträtselnder Zug dem Oberhaupt von Trent nicht gefiel? Oder gar weil in der Gemeinde abfällig über derartig heiße, ungewohnte Dinge geurteilt wurde? Nein, nein, was hatte doch der neunzigjährige Prokow, der älteste und weitaus klügste Gemeindevertreter von Trent, einmal in seinem lallenden Singsang geäußert: „Laßt man, Kinnings — laßt man, in unserem Peter Amerling seine Brust, da steigen zwei Wagschalen auf und nieder. Für alles hat der seine eigenen Gewichte. Den laßt man, der wird schon jedem sein Teil zuerkennen!"

Jetzt, in dieser Stunde der Selbstprüfung, da zitterte die Wage in seinem Innern und stieg und fiel. Langsam ließ der tief Versponnene seinen Kopf in beide Hände sinken, und während er die Ellenbogen auf die von bauschigem Leder bedeckten Knie stützte, da wütete seine Unbestechlichkeit grausam gegen sich selbst.

„Ne, laß man, laß man, weder Miete Dübals noch Hinrich Großklaus tragen die Schuld, weil ich selbst in Stummheit, aber auch in Begehrlichkeit meine Gedanken dahin schicke, wo sie nichts zu suchen haben. Was kümmert sich solch blühender Apfelzweig darüm, wer grad unter ihm steht und auf seine weiße Pracht heraufschielt? Ne, ne, so einer schwanken Gerte mag es ja auch lieber sein, von einer sauberen, wohlgepflegten Hand gepflückt zu werden, als von solch schwarzgekerbten, arbeitszerrissenen Fingern, die alle Augenblicke in Teer wühlen müssen, wenn sie nicht grad von Tinte bespritzt sind."

Damit spreizte er seine riesigen Hände flach vor sich aus, und seine dunklen Augen kehrten noch einsamer und scheuer in ihre Höhlen zurück, als bisher. Ein schwerer, leidbeladener Seufzer entrang sich der gequälten Brust. Denn wieder konnte der Ringende nicht hindern, daß sich seine erregte Vorstellung zu jenen Zärtlichkeiten verlor, von denen das schöne Mädchen in dem wohlhabenden Hause in der Stadt bedroht gewesen. Was mochte sie erlitten haben, da sie vor ihren eigenen Erinnerungen entfloh wie ein geprügelter Hund? Und dazu dieses heitere, ewig zu Scherz und Frohsinn aufgelegte Geschöpf. Mußte sie sich nicht unabwendbar mit Schande belastet glauben, wenn sie es vorzog, in Finsternis und Namenlosigkeit zu verschwinden?

Müde, zermürbt von den wirren Bildern, die er nicht meistern konnte, senkte Peter Amerling allmählich das Haupt in beide Hände und wühlte seinen buschigen Schopf gemeinsam mit seinem heimlichen Gram in diese gehöhlten Schaufeln ein.

Draußen winselte der Sturm, aus den Kronen der beiden Pappeln vor dem Hause fiel ein ewiges Weinen und Seufzen herab, und dazwischen hallte es vom Meer herüber dumpf und polternd, gleich beständigem Einsturz und Niederbruch.

Unter dem Tisch kroch plötzlich der schwarze Hund hervor, und nachdem er sich stattlich aufgerichtet, hob das Tier aufmerksam den Kopf und begann leise und bewillkommnend mit der Rute zu wedeln. Ohne einen weiteren Laut schritt der Wächter darauf bis zur Tür, schnupperte dort heftig an der Ritze herum und führte dann seine breite Pranke kratzend über das Holz.

„Packan," ermahnte ihn der aufgeschreckte Fischer, aber noch im Sitzen rief er laut und mißtrauisch hinterher: „Is da wer?"

Nichts antwortete, nur durch die Strohschütten des Daches stäubte der Wind vernehmlicher, und irgendwo in der Ferne heulte ein Nebelhorn über die leere Fläche.

Der Hund aber stieß jetzt ein lautes, begrüßendes Gebell aus und strebte mit Ungestüm an der Tür empor.

Da raffte auch der so lange gefesselte Riese seine halb entschlummerten Glieder in neuer Wirrnis aus dem Ruhesitz. Allein während er noch bewegungslos verharrte, wagte er es doch noch immer nicht, die dünne Scheidewand der Tür zwischen sich und der einen Möglichkeit, nach der seine Seele bangte, in den Angeln zu drehen.

Wie, wenn der seidene Hoffnungsfaden abermals riß, und sein scheuer Glaube von neuem in den Staub stürzte?

Weit vorgebeugt starrte der Zweifelnde durch die runden Buckelscheiben, und während seine seegewohnten Augen vergeblich mit der Dunkelheit rangen, schlug ihm eine heiße Blutwelle bis weit in die Stirn.

Indessen das Tier tat, was der Mensch in furchtsamer Entschlußlosigkeit bisher unterlassen. Lauter und immer wilder kläffend, sprang der Schwarze noch einmal an dem Holze empor, und diesmal wurde die Klinke von seiner schweren Tatze getroffen. Durch den Sturm zurückgeworfen, flog die Tür auf, und in einem einzigen, weiten Satz fuhr Packan in die regenkalte Nacht hinaus.

★

Sofort verstummte das Gebell. In der hellen Lichtbahn, die weit hinaus bis auf die durchweichte Landstraße geworfen wurde, stand eine unerkennbare Gestalt. Das Haupt

hatte sie durch ein kurzes wollenes Tuch vermummt und die durchnäßten Oberkleider hielt sie verkrampft über der Brust zusammen, als einzigen Schutz gegen Kälte, Regen und Wind.

Bei dem Anblick quoll Peter Amerling das Herz bis in die Kehle. Noch wagte er nicht, an die bündige Antwort zu glauben, die ihm wider alles Erwarten von der Nacht auf all seine stummen Fragen erteilt wurde.

„Miete — Miete Dübals?" rief er heiser und gewaltsam, als ob ihm seine gewollte Rauheit am leichtesten den entwichenen Mut ersetzen könnte: „Sag' — bist du's? Bist du's wirklich?"

Nichts regte sich, man hörte nur das Ziehen des Windes und das freudige Winseln des Hundes.

Aber nun hatte sich der Fischer in seinen schweren Stiefeln herausgeschleppt, und da die verlorene Gestalt zu eng in ihre nassen Kleider und Tücher verschnürt war, als daß er eine ihrer Hände erreichen konnte, so drängte der Hilfsbegierige das noch immer widerstrebende Geschöpf Schritt vor Schritt bis in das stille, dämmernd erleuchtete Asyl. Kaum hatte er jedoch die Tür hinter sich geschlossen, so nahm der Atemlose wahr, wie das versprengte Weib, angeweht von der warmen Luft des Ofens, in ein ärgeres Frösteln als bisher verfiel, und nachdem Miete das Tuch von den wirren blonden Haaren gelöst, griff sie hastig nach der Lehne des Großvaterstuhls, weil ihr wohl die Füße den Dienst verweigerten.

Gott allein konnte wissen, welch weiten, unergründlichen Weg sie zurückgelegt haben mochte. Gleich darauf freilich flog ein widerspruchsvolles, leeres Lächeln über ihr schmales, wohlgebildetes, jetzt aber von Totenblässe erfülltes Antlitz. Scham und Verlegenheit verliehen den früher so schönen Zügen eine eigene Starrheit und verwandelten die ehemals funkelnden Augen zu Stein. Da packte der Gemeindevorsteher die Willenlose ohne weitere Umstände um den Leib und drückte sie in die weichen Polster des Sitzes. Dann beugte er sich herab, schnürte ihr die verquollenen, kotbespritzten Stiefel auf, und bald hatte er der noch immer Sprachberaubten seine eigenen filzgefütterten Holzschuhe aufgestreift. Alles ohne Wort noch Zeichen, als wenn es sich um das Allerselbstverständlichste handele.

Das Mädchen indessen fuhr fort, ihr unveränderlich bleiernes Lächeln zu zeigen.

Erst als Peter Amerling an die Ofenröhre geeilt war, um der Sitzenden nunmehr eine Tasse voll heißen Kaffees in die Hand zu drücken, da geriet zum erstenmal Leben in die gelähmten Glieder. Ungestüm, begierig führte sie die Schale an ihre Lippen, und ihr hastiges Schlucken verriet, wie lange die Entlaufene Speise und Trank entbehrt haben mochte. Sofort schnitt ihr Schützer auch noch eine derbe Scheibe Landbrotes ab, bestrich sie dick mit Butter, und nachdem er der Hungrigen auch diese Labe zwischen die willfährigen Finger geschoben, zog er sich einen strohgeflochtenen Holzstuhl ganz dicht neben die Zehrende und nahm ihr nun hilfreich die Tasse ab. Willig ließ sie alles geschehen. So dicht hockten sie zusammen, daß sich fast ihre Knie berührten. Der Riese aber nahm die eine der schlaff herabhängenden Mädchenhände zwischen seine beiden unförmigen Schaufeln und begann die vereisten Finger zu wärmen.

Abermals huschte über Wangen und Lippen der Heimgekehrten jenes geisterhafte, erfrorene Lächeln.

„Miete Dübals," weckte sie der Hausherr, so zart er vermochte, „was ist dir? Willst du mir's nicht anvertrauen?"

Wiederum bannte sie das nichtssagende und gerade deshalb erschütternde Lächeln auf ihre Lippen, womit sie andeuten wollte, daß es ihr gut ginge.

Der Fischer jedoch faßte ihre Hand stärker. „Wo kommst du her, Miete?" forschte er eindringlich weiter und beugte sich noch näher.

Davon erschreckt, verkroch sich das Mädchen noch tiefer in ihren Stuhl, und über ihre schwarzen Augen flog ein Ausdruck, als ob sie das allzu nahe Beieinander mit einem Manne jetzt nicht vertragen könne. Auch war ihr noch immer die Gabe der Mitteilung versagt.

„Miete," drängte Peter Amerling so nachsichtig und schonend, als er nur irgend vermochte, und dabei streichelte er unwillkürlich über die kleine weiße Hand, „willst du mir es nicht sagen? Wo warst du die zwei Tage über? Denn so lange bist du doch schon aus deinem Dienst fort."

Da zuckte endlich ein Strahl des Verständnisses über das verstörte Jungfrauenantlitz, ein tiefer Atemzug löste sich von ihr, und sie begriff, wie dem kundigen Gemeindevorsteher von Trent, der so viele Schicksale betreute, auch ihr Erlebnis bereits nichts Fremdes mehr wäre.

Merkwürdig, sie sprach. Aber statt ihrer hellen, silbernen Stimme entstiegen ihr fremde, gepreßte Laute, die sie selbst nicht als ihre eigenen anerkennen mochte.

„Wo ich war?" wiederholte sie, indem sie sich gewaltsam straffte, obwohl die entsetzliche Müdigkeit noch immer ihr eisernes Band um sie geschlagen hielt. Und wieder wanderte das gezwungene, unnatürliche Lächeln um den kleinen Mund. Dann versuchte sie, in gespiel-

ter Leichtfertigkeit die Achseln zu zucken. „Überall und nirgends," warf sie hin. Es sollte weit erhaben über ihr eigenes Schicksal klingen, wurde aber nur zu einem Bekenntnis ihrer Verlassenheit.

Der Fischer tat, wie wenn er es nicht bemerke.

„So — so," murmelte er ruhig. „Und deine Sachen?"

Sie schüttelte verwundert das Haupt zum Zeichen dafür, daß ihre Bedrängnis keine Zeit gefunden, an so Unwichtiges zu denken.

„Und dein Lohn?" erkundigte sich ihr Beschützer noch eingehender.

Und als ihm auch darauf keine Antwort wurde, äußerte er ruhig und entschlossen: „Nun gut, dann werd' ich mich darum kümmern!"

Damit erhob sich die riesige Gestalt und wanderte ein paarmal in Grübelei und Nachdenken durchs Zimmer. Sein großer Hund ging mit ihm. Bis der Gemeindevorsteher an den rohen Fichtentisch gelangt war, wo er sich im Stehen über seine Akten bückte, um von dort rein sachlich über die Schulter hinzuwerfen: „Und nun, Miete Dübals? Was willst du nun?"

„Nun will ich von dir neue Papiere."

„Wozu?"

„Damit ich bald wieder unter andere Leut' komme. Recht weit weg."

Eine Weile blieb es still zwischen den beiden, nur die breiten gelben Blätter raschelten trocken zwischen den plumpen Fingern des Fischers. Nach langem Besinnen jedoch hatte Peter Amerling allmählich den nötigen Mut auf sich zusammengerafft. Schweren Schrittes stampfte er wieder an den Großvaterstuhl, legte seinem Gast gewichtig eine seiner derben Hände auf die Haare, und während er mit der anderen das Kinn des Mädchens emporhob, senkte der einfache Mann suchend und forschend, so wie es sein Amt mit sich brachte, den ruhigen, erkennenden Blick bis in die Gründe ihrer Seele.

Heimlich zitterte dabei sein eigenes Herz vor Unruhe und Pein.

Aber als er in den jetzt so wilden schwarzen Sternen nichts als die ungeheure Demütigung einer ehemals Stolzen und Unnahbaren zu finden meinte, daneben aber die Empörung und die brennende Scham darüber, weil sie von unsauberer Hand aus einem reinen Himmel gestürzt sei, da befreite er sich durch einen fast pfeifenden Atemzug, und ganz gegen seine Gewohnheit verlegte sich der eigenwillige, plumpe Geselle auf Handeln und Feilschen.

„Wozu in die Fremde, mein Döchting?" suchte er sie zu seinen Plänen zu bekehren, indem er sie leicht an der Schulter rüttelte, „meinst wohl, die dort draußen werden freundlicher mit dir umgehen?"

„Nein, nein," gab die Blonde kleinlaut zu und schlug die Augen nieder, „ich weiß schon, wer nicht ganz häßlich ist —"

Für so was finden sich überall Netze und Angeln, wollte der Fischer ergänzen. Laut aber brachte er ungeschickt und doch voll ehrlicher Absicht hervor: „Kuck, ich wüßt' in der Nähe einen Fleck für dich. Sieh dich um, Miete Dübals," und er zeigte auf seinen Hausrat, der ungeordnet und schmucklos den weiten Raum füllte. „Ich brauch' hier schon längst jemanden, der auf das Meine paßt, und ich — da darfst du dich nicht fürchten — ich werd' dir nichts antun."

Da sprang ein Hoffnungsschimmer über das blasse Antlitz, mit einem leisen Ruf fuhr sie von ihrem Sitz empor.

„Ist das dein Ernst, Peter Amerling?" forschte sie ungläubig, aber schon schweifte ihr musternder Blick über die alte Birkenkommode mit den blinkenden Schlössern, sowie nach dem mächtigen Eckschrank hinüber, wo auf dem Stellbrett Akten, Kochgeschirr und Netze wirr übereinander gestapelt lagen. „Ist das wirklich dein Ernst?"

„Warum nicht, mein Döchting?" nickte der unbeholfene Mann. Und einschränkend fügte er hinzu: „Du magst bleiben, bis du was Besseres gefunden."

Sie reichten sich entschlossen die Hände.

Allein plötzlich sprang Miete Dübals von ihm weg, zog die Hängelampe herunter und begann eifrig an dem verkohlten Docht zu schrauben, damit es heller in dem Zimmer würde.

Es war ihre erste Diensthandlung in dem Gemeindeamte von Trent.

*

Und es wurde hell in dem kahlen Junggesellenraum. Immer heller und lichter. Von Tag zu Tag merkte der Hausherr, wie auffällig sich sein einsames, lautloses Heim zu verändern beginne, seitdem ein leichter Frauenfuß über die sandbestreuten Dielen huschte.

Gott allein mochte es wissen, aber es tönte wirklich eine ganz sonderbare, fröhliche Musik unter den hübschen Lederabsätzen hervor, sobald Miete Dübals mit ihrem wiegenden Gang das Zimmer durchmaß. Oft wenn der Fischer durchnäßt und halb erfroren vom Netzeauslegen heimgekehrt war, dann lehnte er nach kurzer Rast in seiner braunen Strickjacke hinter dem Fichtentisch in der Nähe des Ofens, und heimlich mischte sich das Puffen und Fauchen der brennenden Buchenklötze mit dem ablenkenden Klappen von Mietes Holz-

pantoffeln. Merkwürdig, ganz merkwürdig, selbst auf jenen ungefügen Klötzen schwebte das zierliche Geschöpf dahin, als ob sie auf seidenen Tanzschuhen flöge; und wenn sie ihm dann lachend und ermunternd seine Tasse voll heißer Suppe reichte, dann schüttelte der Hinbrütende verwundert das Haupt, denn er begriff nicht, woher so viel Reiz in jene ganz einfache Bewegung gelegt werden könnte. Längst hantierte die Dirn schon wieder am Fenster, um die Buckelscheiben mit ihrem Wischtuch blank zu putzen, und während der Gemeindevorsteher ihrem kecken Liedchen folgte oder das Spannen und Recken ihrer Glieder beobachtete, da hielt er seinen Federhalter an und grübelte ernsthaft über das Hexenwesen nach, das ihn augenscheinlich bereits umsponnen hielt.

Sachte, sachte, was begab sich hier? Sollte das Weib wirklich, wie Hinrich Großklaus es im Zorn behauptet hatte, über allerlei Zaubergaben verfügen, die anderen Frauen unerreichbar blieben? Und war es angemessen und gut, sich einfach so widerstandslos berücken und umspinnen zu lassen?

Kaum hatte sich dabei der Nachdenkliche des frechen Patrons erinnert, des beutegierigen Lüstlings, vor dessen Angriff das Mädchen ursprünglich bis in das stille Anwesen des Dorfoberhauptes geflohen war, da krochen ihm wieder die stechenden Zweifel ins Hirn und seine aufgeschreckte Einbildungskraft malte sich flammende Geschehnisse aus, deren peinigende Gegenständlichkeit der Ringende nicht ertragen zu können wähnte. Nebelhaft, verwirrend wölkte sich die unklare Vergangenheit vor die leuchtende Gegenwart, und hinter ihren düsteren Gespinsten erstarb sogar der kecke Gesang und das neckische Klappen der Holzschuhe.

Am schlimmsten aber wurde es, sobald Peter Amerling in solcher Bedrängnis eine scheue, hingestotterte Frage an seine Gefährtin selbst zu richten wagte, um seine herumgeschleuderte, verschmachtende Neugier wenigstens einigermaßen zu sättigen.

„Miete, du nimmst es mich nich übel, aber wie und wo —?“

Noch hatte der Ungeduldige solche Andeutung nicht halb hervorgebracht, sofort vertrocknete das eben noch lebensprühende Jungfrauenantlitz zu sprödem Holz, die atmende Brust schien einzusinken, als hätte man schwere Steine auf sie gewälzt, und nur die feurigen schwarzen Augen kehrten sich völlig von ihrer gewohnten Umgebung ab und funkelten voller Verstörung weit durch ihren erschreckten Beschützer hindurch, einer ganz bestimmten Stätte zu, von wo es auf Stunden kein Entrinnen gab.

Was nützte es dem reumütigen Riesen, wenn er gleich darauf durch allerlei Aufträge und listig herbeigeraffte Wünsche das düstere, beklemmte Schweigen zu brechen suchte? Vergebens! Das von ihren schlimmen Gedanken entführte Mädchen blieb verschlossen, ablehnend, unbeteiligt, ein fremder Vogel, der nur durch einen Windstoß in diese gleichgültige Hütte verschlagen war.

Erst nach Stunden taute sie auf, und indem sie mit einem tiefen Seufzer die einfangende Erinnerung gewaltsam sprengte, strich sie sich die goldenen Haare zurück, und langsam gelangte in ihren schlanken Körper wieder jenes Gleiten und Schweben, das den schwerfälligen Beschauer so sehr bezauberte.

Aber, du liebe Not — schmerzend, gleich einem lastenden Gewicht, drückte dennoch auf den sinnenden Mann die Frage nach den letzten Gründen, wodurch die Blonde ursprünglich in seine Gewalt gebracht worden war.

⋆

Ein düsterer Novembernachmittag ging zur Rüste, zusammengeschrumpft, wie ein trüber umwölkter Mond sank das Tagesgestirn hinter dem schwarzen Strich des Boddens zur Tiefe, und doppelt kantig und drohend stiegen die dunklen Wälder jenseits der Seewiesen zur Höhe. Noch war in der Gemeindestube die Hängelampe nicht entzündet, denn der Fischer steuerte noch sein Boot über See, ohne gewiß etwas davon zu ahnen, wie derweil in seinem Heim schon wieder ein altes hilfloses Menschenkind nach Rat und Unterstützung verlangte.

Dem war aber so.

Dicht neben dem Ofen kauerte seit geraumer Zeit ein völlig verschrumpeltes Mütterchen, das der Stadtförster bei unberechtigtem Reisiglesen betroffen. Da gab es nur einen Ausweg, Peter Amerling mußte für die stocktaube Greisin eintreten, das hatte die siebzigjährige Dörthe Jakobs nach ihrer Meinung unbedingt zu verlangen.

„Nun muß er aber bald kommen,“ tröstete Miete Dübals den zähen Besuch und wies zur Erklärung gegen die Wand auf die große Schlagwerkuhr, obwohl das Zifferblatt längst von Dunkelheit umhüllt war. „Bald — bald,“ wiederholte sie und spitzte die Lippen.

„Recht,“ nickte die Alte, obgleich sie kein Wort verstanden und nur das Rauschen vor ihren Ohren auffing, das sie auch jetzt noch nach jahrelanger Gewohnheit für das Toben der See hielt, dann sprach sie mit der Zähigkeit der Tauben ruhig weiter: „Blassing süht du aus, mein Döchting — sehr, sehr blassing. Wo fehlt's?“

Miete Dübals horchte auf.

Dunkel war's ringsum, so finster, daß sie nichts mehr von ihrer Umgebung unterschied. Nur eins blieb sicher, das alte zahnlose Weib dort in der Ecke, es konnte niemals etwas von dem ausplaudern, was man ihm etwa anvertrauen würde, denn für die Taube blieb es ungesprochen.

Finsternis hüllte alles ein, und sobald die Beladene redete, dann würde es sein, als wenn ihre Stimme körperlos aus der Erde dringe. Übermächtig verstärkte sich der Wunsch, das schlimme Gift, das unausgesetzt an ihren Kräften zehrte, endlich einmal von sich zu speien.

Schwankend und doch schon halb entschlossen, preßte sich die Einsame beide Hände gegen die Brust.

Derweil tönte es wieder aus der Ecke, ruhig und gleichmäßig: „Schlimm, schlimm — aber man kennt das ja — wo fehlt's?"

„Dörthe," flüsterte das Mädchen, „verstehst du mich?"

Nichts regte sich.

„Dörthe, weißt du, wie das ist, wenn einem die Sünde gezeigt wird und man sie von sich stößt mit beiden Händen, und hinterher dann die Reue kommt, und man sich danach sehnt, was man fortgeworfen? Sag' mir, geht es der Jugend überall so? Oder bin ich allein so schlecht?"

Ein röchelndes Atmen folgte, bald darauf aber ein dumpfer Schlag, als ob eine Menschenstirn unsanft auf die Tischplatte gebettet würde.

Die Alte rührte sich nicht. Erst nach geraumer Zeit hüstelte sie tonlos und trocken und scharrte mit ihrem Stock auf dem Estrich herum.

„Woll, woll, einmal greift das Leben nach jedem. Für den einen ist's der Förster, de schändliche Kirl, für den nächsten ein anderer, wie's so kommt."

Da wurde von draußen die Tür geöffnet, ein kalter Luftzug strömte herein, und über dem Arm ein paar stark duftende Netze, so betrat der Gemeindevorsteher sein Anwesen.

„Wer ist hier?" fragte er in die Dunkelheit starrend.

Sofort sprang Miete Dübals, wie von einem Schuß getroffen, in die Höhe, und während sie eilfertig die Lampe anzündete, begann sie verworren und offenbar auf Täuschung berechnet, ein paar heitere Strophen zu trällern. Der Heimgekehrte jedoch maß sie mit einem langen, prüfenden Blick. Ob er das Gezwungene und Absichtliche ihres Betragens wohl enträtselte? Äußerlich wenigstens verriet er nichts von dieser Erkenntnis, denn ernsthaft, wie immer, pflanzte er sich sogleich hinter seinen Fichtentisch auf, um dort seine ganze Aufmerksamkeit auf die Erzählung der Bittstellerin zu richten. Mit ein paar tröstenden Worten, sowie nicht minder erquickt durch einige Scheine aus seiner Notkasse, entließ er die humpelnde Alte. Keuchend und unverständliche Dankesworte vor sich hinmurmelnd, verschwand die Greisin in der Finsternis.

Die beiden Hausgefährten blieben allein. Wieder konnte sich der Fischer von der Betrachtung nicht losreißen, wie gewandt und zierlich die Blonde ihre gemeinschaftliche Abendmahlzeit bestellte. Krug und Teller, Tischtuch und Besteck, alles blitzte unter ihren Händen, ja die Geräte strahlten in ihrer Anordnung geradezu ein eigenes Leben aus. Sonderbar, heute bemühte sich Miete Dübals sogar aufs angelegentlichste, ihren Beschützer aufzuheitern oder doch zu unterhalten.

„Wo warst du so lange, Peter Amerling?" erkundigte sie sich eifrig und dabei beugte sie sich scheinbar gespannt aus ihrem Großvaterstuhl vor, denn der Fischer selbst nahm das schwarze Glanzledersofa hinter dem Tische ein, „du mußt heut weit draußen gewesen sein?"

„Ja," räumte der Riese nicht ohne Zurückhaltung ein, und doch umspielte seine Lippen dabei der Schein eines Lächelns, das sich bei dem Grübler sonst nur äußerst selten einstellte, „weit draußen — in Stralsund."

„Im Ernst? Was hatt'st du dort zu suchen?"

„Je," und abermals meldete sich die gutmütige Überlegenheit, „ich hab' da was geangelt."

„Nicht doch — du spaß'st woll, man. Was kann denn das gewesen sein?"

„O, was sehr Kleines, Feines, Zierliches. Hier ist es. Kuck es dir eins an, Mieting, und dann sag', ob es dir gefällt?"

„Gefällt?" echote die Blonde, indem es in ihren schwarzen Augen hell aufglimmte. „Mir?"

Unterdes hatte der Riese aus seiner Westentasche ein winzig kleines, in Seidenpapier gehülltes Päckchen hervorgenestelt, jetzt, während er um den Tisch auf seine gleichfalls aufgesprungene Gefährtin zuschritt, packte er den geheimnisvollen Gegenstand mit spitzen Fingern.

„Hier."

Er faltete das Papier umständlich auseinander und neigte befriedigt das plumpe Haupt, als er den lauten Schrei der Hingerissenen auffing.

„Herr Jesus, ein goldener Ring, mit einem so wunderschönen grünen Stein!"

„Na ja," sagte der Riese unbeholfen und begann ein wenig zu stottern, „wenn er dir

gefällt, so — könnt'st du ihn wohl auch behalten, mein Kind."

„O, o — den Ring — den wunderschönen Ring!" jauchzte Miete Dübals, und all ihre Beschwerden waren für einen Augenblick vergessen. Stürmisch streifte sie den Reif auf den Finger, hob den Arm und ließ das Gold im Lampenlichte gleißen und funkeln.

Begeistert sprang sie auf den Spender zu und bettete in ihrer verspielten Torheit beide Hände auf seine breiten Schultern.

Allein, kaum spürte der Zusammenzuckende die Wärme ihrer Berührung, da wurden die leichten Mädchenhände unvermittelt schwerer und schwerer, bis sie endlich schlaff an seiner Brust herabsanken. Die eben noch so blitzenden Augen umflorten sich mit einem düsteren Schleier, und die ganze Gestalt der Blonden krümmte sich wie unter einer zermalmenden Anklage.

„Was is dir, Miete Dübals?" rief ihr Schützer betroffen.

„Nein, nein," wehrte die Zusammengesunkene dumpf und tonlos ab, und die ganze Trostlosigkeit ihres inneren Zwiespaltes griff nach ihr, „du — du darfst nicht so gut zu mir sein, Peter Amerling. Ich verdien's nicht."

„Dirn', sieh zu deinen Worten," schrie der Fischer voller Entsetzen, denn jetzt glaubte er rückhaltlos die Bestätigung seiner trüben Ahnungen in Händen zu halten. „Miete Dübals, wirf ab, was du trägst. Sag's mir — sag's mir, weshalb verdienst du es nicht?"

Sie zitterte, sie schwankte, denn aufreizend schoß noch einmal die Sehnsucht in der Bedrückten empor, die brennende Qual, von der trotz äußerer Unschuld ihr Innenleben verzehrt wurde, durch ein freimütiges Geständnis zu löschen oder doch zu dämpfen.

Schon griff sie nach der Lehne des Großvaterstuhls, um sich bei dem schweren Versuch zu stützen, schon wollten sich die ersten Worte auf ihre Lippen formen — da — da heulte draußen von der Mündung her ein dumpfes, durch Mark und Bein wühlendes Sirenensignal in die stille Stube, und in dem grauenvollen Geisterruf ging der schüchterne Laut des Bekenntnisses unter.

Die Knie zitterten dem Mädchen, als es blaß und verängstigt, ja, wie um sich zu retten, hervorstotterte: „Wer? — Wer ist das?"

Statt einer Antwort öffnete der Gemeindevorsteher das einzige, breite Hinterfenster, und nachdem er sich eine Weile spähend in den kalten schwarzen Qualm hinausgelehnt hatte, da wandte er sich erst zurück, als ihn der blendend weiße Lichtstreifen eines Scheinwerfers getroffen hatte. Von dem vorbeigleitenden Fahrzeug aus mußte die einsame Hütte offenbar abgesucht worden sein.

Aber auch unter der braunen Färbung des Seemannes waren die Wangen erbleicht, und die vielen Falten in seinem Antlitz sprangen und zuckten, da er schwer und anschuldigend entgegnete: „Hinrich Großklaus ist's. Er macht seinen neuen Dampfer, ‚die Krabbe', jetzt bei Ludwigsburg fest. Und um Mitternacht sticht er in See. Nach Schweden."

Die beiden einsamen Menschen maßen sich prüfend und abschätzend. Ihre Blicke verstrickten sich und rangen miteinander in langem, aufreibendem Kampf.

Dann aber senkte Miete Dübals besiegt das Haupt, streifte sich den Ring vom Finger und schob ihn weit von sich über den Tisch.

*

Es wurde später und später. Anstatt, daß sich Miete Dübals, so wie sie es sonst gewohnt war, frühzeitig in ihre Kammer zurückzog, strich sie vielmehr ruhelos in den niedrigen Räumen der Hütte umher, immer darauf bedacht, irgendeine neue unnötige Arbeit für sich zu ersinnen. Unrastig griff sie nach dem und jenem, stellte es aber sofort verwundert wieder an seinen Platz, sobald sie den Gegenstand in der Hand hielt, um darauf abermals dicht an dem Hinterfenster vorüberzustreifen, wohin sie durch eine bannende Macht gezogen wurde.

Ob sich nicht doch noch einmal der erschütternde Drohruf wiederholen würde, der ihr mit seinem erzenen Wühlen alle guten Vorsätze zermürbt und niedergeworfen hatte?

Dort draußen befahl und forderte der Verführer. Sie hörte es ganz gut, sie fühlte es, so widerwillig sie sich auch vor seinem Locken versteckte. Es half nichts, hohnlachend überschrie er ihr Sträuben, er drängte, er trieb sie ohne Gnade aus dem Hause heraus, wo sie Schutz gefunden, denn er weilte ja nur noch bis Mitternacht in ihrer Nähe. Bis dahin mußte sie sich entschieden haben.

Entschieden? — Wofür?

Unschlüssig griff sie sich an die Schläfen. Besaß der wilde Mensch wirklich ein Recht auf sie, nachdem sie sich doch seiner zügellosen Begier in heftigem Widerstand entzogen? Dann konnte es doch nur diese Begier selbst sein, die stärker war, als alle Abwehr, indem die Schaudernde durch sie in jene mitleidslosen Arme zurückgeworfen wurde, die doch sicher alles Gute in ihr erstickten.

Warum? Warum in aller Welt? Gab es nirgends eine Hilfe dagegen? Wurde sie von niemandem beschützt?

Gott erbarme es sich, zu welchem Zweck brauste und tobte ihr Blut wohl so ungehemmt in seinen Adern?

Sobald sie sich Mühe gab, die Angst vor dem Verfolger, der sich ihrer doch bereits heimlich bemächtigt hatte, nicht laut hinaus zu schreien, dann blieb ihr flehender Blick an dem mächtigen Riesen haften, wie er weit über seinen Tisch lehnte und scheinbar unberührt seine Akten durchstöberte. Deutlich spürte sie seine Feder knistern, beim Ummwenden rauschten die großen gelben Bogen unter seinen Fäusten, und dicht vor dem Versenkten lag der zierliche Goldreif, den er offenbar nicht mehr im mindesten beachtete.

Verriet denn diesem redlichen, sonst nur für andere bemühten Menschen kein leises Zeichen etwas von der jagenden Verzweiflung, durch die dicht neben ihm ein irrendes Geschöpf gefoltert wurde?

Nichts.

Unveränderlich und emsig schrieb der Riese weiter. Und doch, seine Gefährtin war nur zu unerfahren, um die eigentliche Gedankenarbeit ihres Wirtes zu durchschauen. In Wahrheit beschäftigte sich Peter Amerling mit nichts anderem, als mit dem Aufruhr, von dem bereits sein ganzen Anwesen erfüllt war. Unablässig stieg und fiel die unsichtbare Wage in seiner Brust. Unter unhörbarem Stöhnen wog er und maß und verglich. Bis zur Qual gerecht, stellte er sein eigenes schweigsames Verlangen als Ankläger wider den wilden Trieb dieses aufgescheuchten Zugvogels. Und zu seiner Zerknirschung kam er immer bedingungsloser zu dem Richterspruch: „Dasselbe, das mich zu ihr reißt, das reißt sie von mir fort zu dem anderen. Was kann sie dafür? Was kann ich dafür? Und gibt es für einen Zweiten irgendeinen billigen Grund, einen solch heißen Wunsch verächtlich zu machen oder ihn gar zu vereiteln? Gott hilf mir, und wenn es auch noch so schwer fällt, darauf darf sich ein Redlicher nicht einlassen. Denn is es auch nicht grad' Totschlag an einer glühenden Seel', so is es doch Raub an einem Schatz, der Pfennig für Pfennig an einen Fremden verschrieben ist."

Drüben vor dem Fenster warf sich Miete Dübals ein Tuch um die Schultern und ließ es wieder fallen, als wüßte sie nicht mehr, welcher Gewalt sie folgen sollte. Dann blickte die Verstörte auf die Wanduhr. Der Zeiger wies ein Viertel nach elf.

Was tun? Wohin sich wenden?

Plötzlich schütterte der Erdboden, der Tisch wurde zurückgeschoben, und als sich das Mädchen bestürzt umwandte, da gewahrte es, wie der Gemeindevorsteher schwerfällig auf sie zuschritt. Auffordernd wies er mit der Hand auf das Tuch zu ihren Füßen.

„Pack' dich ein," ermahnte er einsilbig, „es is draußen kalt."

Sie wagte ihn nicht anzusehen, und während sie sich bückte, fragte sie nur unterdrückt: „Wohin soll's gehn?"

„Dorthin, wohin du willst."

Da zuckte die schon Vermummte schmerzlich zusammen und senkte abermals schuldbewußt das Haupt.

*

Plätschernd zog das Boot durch die stille Nebelnacht. Ein Licht lief glitzernd vor ihm her über die graue, atmende Flut, denn der Fischer hatte die unförmige, verbeulte Laterne an den Mast gehängt. Sonst störte kein Laut die ungeheure Schweigsamkeit über der unwegsamen Öde, und unter dem schwarzen, wandernden Wolkendach lauerte es, wie ein angestrengtes Lauschen, was Nebel und Qualm wohl aus sich formen würden.

Ganz von fern stachen zwei rote blutige Augen durch die leere Einsamkeit. Das waren die Signallichter eines sonst in Dunkelheit gehüllten Schiffsrumpfes, der vor dem winzigen Hafen von Ludwigsburg festgemacht hatte.

Ja, diese zuckenden, feurigen Augen, in denen es ab und zu wie von Blut aufspritzte, die schielten und blinzelten zu dem eng verhüllten Weib auf der Seitenbank des Bootes hinüber, sie zwinkerten ihm zu, frech, vertraulich, gönnerhaft, ja sie lachten wohl heimlich im stolzen Bewußtsein ihrer Überlegenheit über die für immer Geknechtete.

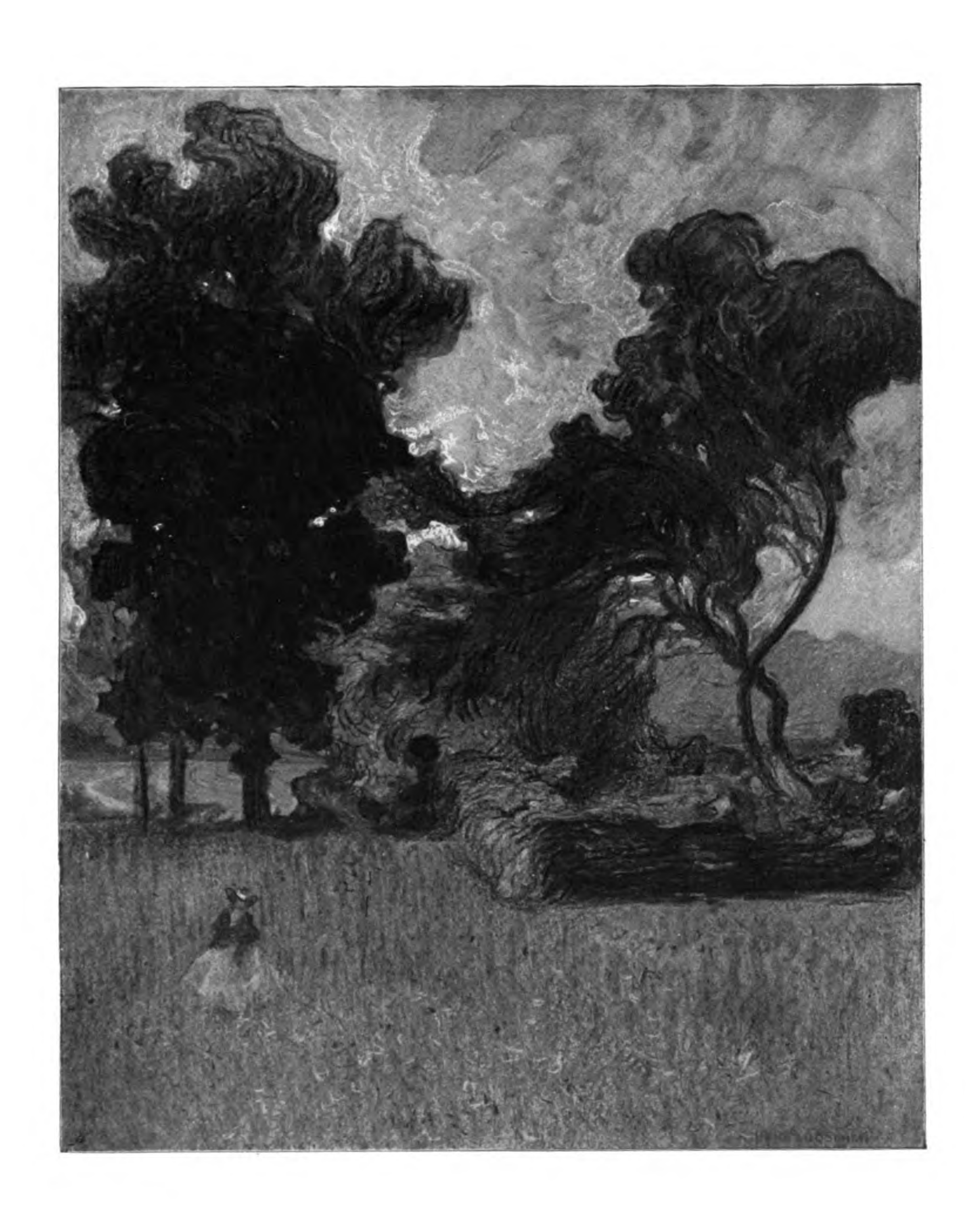
Bald, bald würde derselbe Strahl des unangefochtenen Besitzes auch in ein paar anderen Sternen aufleuchten, und in Demut würde man sich von jetzt ab einem fremden Willen zu fügen haben, nachdem man sich gleich einem geschlagenen Hündchen wieder zu seinem Herrn zurückgefunden.

Merkwürdig, gar nicht zu begreifen, daß solch rechtlich denkender Mann, wie Peter Amerling, seine Schutzbefohlene fast mit Gewalt einem derartigen Schicksal entgegenführte. Tat er dies nur aus Verachtung gegen ihre Schwäche, oder glaubte er wirklich, irgendeine Pflicht zu erfüllen? Aber gegen wen? Gegen wen? Er mußte doch wissen, wie elend dies alles enden würde.

Ihrer selbst nicht mächtig, schauderte Miete zusammen, da sie den Anblick der immer näher rückenden Blutaugen nicht länger ertragen konnte.

Nein, sie mußte eine Menschenstimme hören. Hastig warf sie sich herum, so daß sie jetzt die mächtige Gestalt am Steuer wenigstens in ihren Umrissen erkennen konnte.

„Wie spät ist's?" holte sie halb besinnungslos aus sich hervor, denn von der auftauchenden Küste glaubte sie bereits den Dampfatem des Fischkutters aufzufangen.



Abendstimmung. Zeichnung von Hans Looschen



Heiß und begierig wurde er ausgestoßen, gleichwie aus einer lechzenden Brust.

„In Trent hat die Kirchturmuhr dreiviertel zwölf geschlagen," entgegnete die tiefe, ruhige Stimme ihres Fährmanns.

Nein, sie konnte ihn nicht freigeben, er mußte weiter zu ihr reden in dieser tödlichen Stille.

„Wie lange fahren wir noch?"

„Wir sind da. Du kommst zurecht."

„Hm, sag' mir — ich möchte wissen, bringst du mich denn gern hin?"

Eine Weile regte sich nichts, dann aber entgegnete aus der Dunkelheit wieder die ruhige, gefaßte Stimme: „Auf mich kommt's nicht an."

Zugleich griff die Schifferfaust kräftiger in die Zugleine des Segels, der Bug des Fahrzeuges hob sich, wie die Brust eines Renners, der Atem schöpft, und die Wasser drängten sich klatschend gegen das Schwert des Bootes.

Ganz in der Nähe flackerten schon die zwei beutegierigen roten Augen und wurden größer und erwartungsvoller. Allmählich hörte man Ketten klirren und verworrene Stimmen.

Träumend, wie im Taumel, erhob sich die Entführte. Noch einmal blickte sie sich in der Runde um, ob sie nicht die wahnwitzige Traummacht der schweren Nebel irgendwo durchbrechen könnte.

Und dann nahte ihr die Rettung.

Hoch aufgerichtet, gejagt von einem ihr selbst unerklärlichen Entschluß, klammerte sich Miete Dübals an den Mast und drehte mit aller Kraft die Rahe, an welcher die Laterne hing, nach der entgegengesetzten Richtung. Sogleich verlor sich die Glitzerbahn vor dem Schifflein, und der Rückweg beleuchtete sich.

„Kehr' um, Peter Amerling!" schrie sie aus stürmender Herzensangst.

Da ließ der Riese wie erstarrt das Segel fallen.

„Warum?" keuchte er. „Warum hast du dich besonnen, Miete Dübals?"

„Weil — weil — —"

Schwankend war sie auf ihn zugeglitten, jetzt sank sie in sich zusammen, und während der fröstelnde Mädchenleib auf seinem Knie lehnte, murmelte sie mit geschlossenen Augen: „Das versteh' ich nicht. Ich weiß nur, daß ich Furcht hab'. Vor der Freiheit, oder vor meinem Willen. Ich will nur noch eins."

„Was, Mieting, was?"

Und ganz verdämmert löste es sich von ihren Lippen: „Den Ring. Den schönen Ring mit dem grünen Stein. Den muß ich wieder haben. Da sitzt gewiß irgendein Zauber drin. Und Ruhe und Frieden. Den Ring, Peter Amerling, den Ring."

Dann sank sie zurück in Traum und Erschöpfung.

Aber ein Männerarm umfing sie, sie erriet noch, wie das Segel herumgerissen wurde, und dann rollte sich ein breites Lichtband über die graue wogende Ebene. Von fernher leuchtete die Turmuhr von Trent. Mitternacht oder einen neuen Tag.

Dies war Peter Amerlings Brautfahrt.

Brautlied des Bräutigams. Von Hans Benzmann

Wird Leben aus Traum.
Wie dies Schößlein vom Baum,
Lös ich dich von hier
Und gebe dich mir —
Und weihe das Wort:
Daß nichts verdorrt!
Und verbinde mit Bast
Den leis blutenden Ast.
Und es schauert der Baum.
Wird Schicksal aus Traum.

Und nun bringt mir das Korn
Im geheiligten Horn!
Und, ihr Männer, nun gießt,
Daß es strömet und fließt,
Korn über sie aus!
Gott segne dein Haus! . . .
Summt Wiegenlied leis,
Sinnt Märchenweis:
Aus Leben wird Traum . . .

Und nun bringt mir den Met
Im heil'gen Gerät!
Wie er schäumt und gerinnt!
Ihr Frauen, geschwind
Hebt der Schale Rund
Der Braut an den Mund,
Auf daß sie bei Zeit
Ertrage das Leid
Der Mütter und Fraun.
Aus Liebe wird Traum . . .

Sie aber steht ganz
In der Liebe Glanz!
Und nur schwebend und stumm
Tanzt um sie herum —
Und nun mit Gesang,
Nun mit Zimbelklang —
Singt jubelnd, singt laut:
O Tag der Braut!
Gebt Raum! gebt Raum!
Wird Leben aus Traum! . . .

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Lebenserinnerungen von Gabriele Reuter

Hermann Levi und Otto Erich Hartleben

Zu der Zeit, als ein jäher, junger Ruhm viele Männer und Frauen von Bedeutung in mein bescheidenes Münchner Heim in der Seestraße führte, besuchte mich eines Tages der Hofkapellmeister Hermann Levi mit seiner Frau, der vormaligen Witwe des Kunstmäzens Fiedler. Die beiden kamen aber nicht, um die Verfasserin der vielumstrittenen ‚Tochter aus guter Familie' kennen zu lernen. Sie hatten eine kurze, sonst unbeachtet gebliebene Novelle: ‚Treue' gelesen, die, wie sie mir sagten, ganz eigne Akkorde ihres Lebens zum Schwingen gebracht habe. So gab es sich natürlich, daß wir gleich miteinander auf einen Ton kamen, welcher mehr dem alter Freunde als neuer Bekanntschaft glich. Das Wesen des Musikers, in dem sich Geist und Herzlichkeit zu einer seltenen Harmonie verbanden, zog mich lebhaft an, und ich begrüßte es mit Freude, als ich für einen der nächsten Tage zum Frühstück zu ihnen gebeten wurde.

Die helle Sonne eines herb-klaren Märztages durchströmte die hohen Räume, von deren Wänden die herrlichsten Kunstwerke zur Betrachtung begeisterten. Da war die entzückende ‚Ruhe auf der Flucht', die jetzt ihren Platz im Kaiser Friedrich-Museum gefunden hat, da grüßte das vornehme Bildnis der Hausfrau in ganzer, daherwandelnder Figur von Böcklin und andere frühe Bilder des Meisters. Und dann die edlen Jünglingsgestalten Marées', der, wie man weiß, vor allen andern Freund und Schützling Fiedlers gewesen war.

Ohne irgendeine Affektation führte Anschauen und Plaudern über diese große und ernste Kunst von der Trivialität konventioneller Unterhaltung in eine gehobenere Sphäre. Es war die liebenswürdige Fähigkeit Levis, bei eigner Lebendigkeit auch das Beste aus den Gästen, die sich zwanglos versammelten, hervorzulocken und zu angeregtester Wechselwirkung zu bringen. Wir waren übrigens nur ein kleiner Kreis, der sich um den Frühstückstisch versammelte: Außer den Wirten der geistreiche Rechtsanwalt Bernstein, dessen Frau, die Schriftstellerin Ernst Rosmer, sich wegen Krankheit entschuldigen ließ, Peter Behrens, im Feuer des Kampfes um ein erneutes Kunstgewerbe mitten drin stehend, und Otto Erich Hartleben. Der letztere war mir seit Jahren gut bekannt, wir hatten so manches Diner zu Ehren des Goethetages in Weimar gemeinsam verzehrt, unten an der Tafel, an der Ecke der Spötter sitzend und ferne den großen Bonzen. Goethe war uns mehr eine persönliche Angelegenheit als ein Gegenstand feierlichen Götzendienstes. Der Frühstückstisch bei Levis war mit köstlichen Dingen besetzt — er war ein altes, eigenartig gebautes Möbel, seine Mitte, von einer Spitzendecke verhüllt, ließ sich drehen, und so konnte sich jeder Gast mit allem, was ihm erwünscht schien, selbst versorgen, ohne Dienerschaft oder den Nachbar zu bemühen. Peter Behrens begeisterte sich über die originelle Idee, die er später auch bei eignen Schöpfungen mehrfach verwendet hat. Die kleine Gesellschaft war auf einen Ton gestimmt, hatte genügend gemeinsame Beziehungen, um nicht lange nach Stoffen tasten zu müssen, und entbehrte doch nicht den Reiz des Fremden — da jeder in einer andern Provinz der Kunst sich heimatberechtigt fühlte.

Es waren alles in allem entzückende Stunden, die wir um den beweglichen Tisch und später beim schwarzen Kaffee im hohen Salon unter dem Schutze von Böcklin und Marées verplauderten. Man sagte Otto Erich nach, daß er nur witzig sein könne und sich als einzigen deutschen Humoristen beweise, wenn bedeutende Mengen von Alkohol und tiefnächtliche Stunden seinen Geist beflügelten — ich möchte dem energisch widersprechen. War er betrunken, so bekam sein Humor etwas Stereotypes, er spielte dann gewissermaßen sich selbst, den berühmten Zecher und humorvollen Otto Erich.

Hier aber, bei wenigen Gläsern kostbaren Weines, in einer Umgebung voll Harmonie und Schönheit, unter Menschen, die er unmöglich zu den Philistern zählen konnte und die ihm sympathisch waren, hier erwachte der feinsinnige, der tiefgebildete, ästhetische Mensch in dem Dichter, der wohl im gemeinen Alltag selten so recht sein Genügen fand. Nie sah ich unsern guten Otto Erich liebenswürdiger, froher, funkelnder von Geist, vom Wissen um das Wesentliche in Kunst und Leben, als an jenem Tage.

Er bekannte mir, wie wir alle ja wußten, daß ihn nur das märzliche Salvatorbräu jedes Jahr, und so auch diesmal nach München gezogen habe — er entwarf eine so köstliche Schilderung von den heiligen Hallen auf dem Nockherberge und daß sich ihm dort erst das wahre Menschentum enthülle, daß Levi spontan ausrief: seine Frau habe noch niemals jene Gebiete wahren Menschentums betreten — er wette, auch ich kenne sie nicht, und er schlage vor, am nächsten Morgen einen

gemeinsamen Ausflug nach dem Nockherberge zu unternehmen, natürlich nur unter Führung Hartlebens. Der Vorschlag wurde von uns mit dem größten Vergnügen ergriffen und als wir am späten Nachmittag auseinandergingen, freute sich wohl ein jeder auf das Wiedersehen am nächsten Morgen. Mir war gesagt worden, daß Frau Fiedler, ehe sie Frau Levi wurde, eine ganz unzugängliche Dame gewesen sei, in kostbar-geschmackvollen Gewändern auf Ruhebetten geschmiegt, hochmütig und interesselos über die Welt hinschauend. Ich spürte mit Rührung, wie ihr jetziger Gatte in der zartesten Weise strebte, sie aus dem Dunstkreis erstarrender Ästhetik zum blutvollen Leben zu erlösen, und wie sie ihm still und willig folgte, ohne viel Elan, aber mit dem Lächeln des Einverständnisses.

Ein Mietwagen führte uns am andern Tage, gegen Mittag, zu dem berühmten Salvatorkeller. Und es war freilich ein Anblick von einer überwältigenden und grotesken Großartigkeit in diesem hölzernen, mit grünen Ranken, Masken und Fahnen barbarisch ausgeschmückten Riesensaal etwa zweitausend Menschen jedes Standes, jedes Alters und Geschlechtes beisammen zu sehen, die alle bereits mehr oder weniger „angesäuselt" waren. Wie eine Urweltsfestlichkeit mutete es an — diese ungeheuere Opferung an den Gott des Rausches und Taumels! Seine Geister schwebten aus den gewaltigen Fässern und den grauen Maßkrügen wie ein Nebel von feuchtem Malz- und Gerstendampf um die Köpfe der Zechenden. Schalen von Rettichen, von Weißwürsten und anderen Anregungsmitteln lagen auf dem schmierigen Boden — es hätten ebenso gut die abgenagten Knochen erschlagener und gebratener Feinde sein können, so ferne schien jede erworbene, anerzogene Kultur dieser Menge.

Hier habe ich Lachen gehört und gesehen wie sonst nicht wieder, und ekstatische Freude unter jungen Kerls, Studenten und Kunstschülern, welche in dieser tollen Urwüchsigkeit selten von Frauenaugen geschaut wird. Zwischen ihnen jene stillen Zecher, die ganz in den Genuß ihres braunen Bräus versunken, selig vor sich hin träumten und weltverloren lächelten, wie ein altes Ehepärchen, ein Nachbild von Baucis und Philemon, das uns erzählte, es käme miteinander in der Salvatorzeit jeden Morgen herauf, sobald der Keller geöffnet werde, und verließe ihn erst beim Schluß des Abends. Es hätte ja das ganze übrige Jahr, um den Rausch auszuschlafen.

Nach einem Rundgang versammelte sich unsere kleine Gesellschaft um einen Tisch, der Hofkapellmeister schlug sogleich vor, noch einige Damen zur Vervollständigung der Runde herbeizuholen. Hartleben leistete uns inzwischen Gesellschaft, da er es vom Übel erklärte, sich an diesem Orte allzuviel zu bewegen. Bernstein und Behrens kehrten bald zurück und meinten, sie hätten nichts Geeignetes gefunden, worüber sie von Levi weidlich verspottet wurden. Denn er, als der Älteste, schon Graubärtige, führte am Arm ein allerliebstes, junges Weibchen ein, die er ihrem Manne entführt habe, mit dem sie sich auf der Hochzeitsreise befinde. In der Tat hatte er einen guten Fund getan, die muntere Kleinstädterin ging auf alle Scherze in der unbefangensten Weise ein.

Inzwischen hatte sich unter den Studenten die Nachricht verbreitet, Otto Erich, der geliebte Dichter des ‚Abgerissenen Knopfes', der köstlichen ‚Lore', sei wieder eingetroffen. Es erschien eine zahlreiche Abordnung der Musensöhne lärmend und mit parodistischer Feierlichkeit vor unserm Tische, hinter dem Hartleben zwischen Frau Levi und mir thronte, gleich einem umfangreichen, behäbigen Pascha. Der Führer des Zuges hielt eine etwas konfuse, vom Geiste Salvators zugleich befeuerte und umnebelte Ansprache an den Dichter, die dieser schmunzelnd anhörte, mit dem olympischen Haupte schweigend seinen Verehrern zunickend. Die baten, ihm zum Zeichen der Huldigung die Hand küssen zu dürfen, und nun folgte eine ebenso groteske wie unvergeßliche Szene. Hartleben streckte seine beiden weißen, fetten, schöngeformten und sehr gepflegten Hände ernsthaft über die Tischplatte und wie St. Peters Fuß von den Gläubigen geküßt wird, trat nun jeder der jungen Leute herzu, des Dichters Hände mit einem andächtigen Kusse zu feiern. In vollendeter Würde nahm Otto Erich die Huldigung entgegen. Der Anführer wandte sich darauf zu mir und erklärte, man müsse nun auch die verehrte Dichterin von ‚Drei' und ‚Dämmerung', Frau Ernst Rosmer, feiern. Bescheiden errötend erklärte ich, nicht Ernst Rosmer zu sein.

Aber nur ein ungläubiges Gelächter wurde mir zur Antwort.

„Sie können sich nicht verleugnen — da sitzt ja der Herr Gemahl — und das Madonnengesichtel stimmt auch!"

Leider mußte trotz dieser verblüffenden Beweise der Jüngling von seinem Irrtum überführt werden. Durch den ganzen Vorgang kam man in eine sonderbar romantische Stimmung. Die kleine Hochzeitsreisende strahlte mit glühroten Bäckchen und blitzenden Augen. „Ja, da bin ich gar unter berühmte Leut' geraten?"

„Gewiß!" bestätigte Levi fröhlich und entwarf seiner Dame eine kurze, lustige Schilderung unserer aller Verdienste um die deutsche Literatur und Kunst. Sie war völlig benommen, sich in einem so illustren Kreis zu befinden, meinte indessen: „Bücher hab' ich ja nun nit viel gelesen, aber in der Musik kenn' ich mich aus und wissen's, wem ich am allerliebsten in München begegnen möcht'? Das wär' der Hofkapellmeister Levi!"

„Der sitzt neben Ihnen!" antwortete ihr Nachbar.

Da warf sich das Weibchen im Stuhl zurück und brach in ein lautes Gelächter aus: „Gelt — Sie können aber lügen!"

Der Musiker wandte sich zu der kleinen Frau, ein halb ironisches, halb schmerzliches Lächeln überflog sein geistvolles Gesicht, als er ihr antwortete: „Glauben Sie wirklich, jemand würde lügen, er heiße Levi — wenn er nicht wirklich Levi hieße?"

Nun war ihre Freude groß und sie sprang auf und schrie: „Jetzt muß ich aber meinen Mann holen!" Der, ein junger Kaufmann aus einem bayrischen Städtchen, war in der Nähe herumgestrichen und mochte sich über die Ereignisse an diesem sonderbaren Tische wohl nicht wenig verwundert haben. Wir mußten denn noch zur Bestätigung unsrer Bedeutung alle unsre Namen dem Ehepaar in ihr Reisenotizbuch schreiben, und sicher ist auch ihnen der Morgen im Salvatorbräu unvergeßlich geblieben.

Ehe die Bierfröhlichkeit sich allzu zügellos auswuchs, verließen wir den Gambrinusberg und begaben uns zu unsern Gastfreunden zurück, wo wir bei einem späten Imbiß in erhöhter Stimmung noch lange beisammen blieben.

Man sollte meinen, ein lebhafter freundschaftlicher Verkehr würde sich fortgesetzt haben — doch durch allerlei Zufälle und einschneidende Lebenswendungen verhindert, habe ich das liebenswürdige Ehepaar Levi niemals wiedergesehen.

Auch Otto Erich Hartleben bin ich erst manches Jahr später unter sehr veränderten Verhältnissen noch einmal begegnet.

Er war inzwischen ein erfolgreicher Bühnendichter geworden, hatte schwere gesundheitliche Krisen erlitten und saß nun mit einer neuen Frau im eignen Hause zu Salò am Gardasee. Ich verbrachte einige Wochen in Gardone und schwankte, ob ich ihn aufsuchen solle, als ich ihn bei Gelegenheit eines Ausflugs auf dem Schiffe traf. In alter Herzlichkeit lud er mich ein, wir verabredeten einen Tag, an dem er und seine junge Frau, die ich bei dieser Gelegenheit kennen lernte, mich zum Mittagessen erwarten würden.

Ich machte mich denn zur verabredeten Zeit mit meinem Töchterchen auf den Weg und suchte in der mir beschriebenen Straße nach der Villa ‚Halkyone', wie er sein Heim benannt hatte.

In einem Garten sah ich eine gelb-weiße Fahne flattern, die mir einen unbekannten und exotischen Eindruck machte, auch deutete kein Schild auf einen Eigentümer und ich suchte daher weiter. Dicht bei dem schönen Hause lag eine schmutzige, halb verfallene, echt italienische Spelunke und hier fand ich zu meinem äußersten Erstaunen, neben einer rostigen, höchst primitiven Klingel eine weiße Marmortafel, welche in großen, feierlichen Goldbuchstaben den Namen: Otto Erich Hartleben trug. Mich befiel ein peinlicher Schrecken. Sollte der arme Kerl trotz seiner guten Theatertantiemen so heruntergekommen sein, um in dieser Ruine zu hausen?

Etwas zaghaft zog ich die Klingel, auf deren gelles Scheppern ein altes Weib erschien. „O — il Signor Hartleben," sagte sie einverstanden und zeigte auf das Haus mit der gelb-weißen Fahne. „Dort wohnt er, nicht hier."

So war es denn auch und lachend empfing mich der Schelm. „Sie haben natürlich auch nebenan geläutet? — Ja, sehen Sie, auf diese Weise pflege ich mir neugierige, unwillkommene Gäste vom Halse zu halten. Der deutsche Spießbürger, der meinen Namen an der ruppigen Baracke liest, der macht entsetzt kehrt, und nur die besseren Menschen gehen der Sache auf den Grund. — Darum lasse ich auch die Flagge meiner hannoverischen Heimat über mir flattern, die von den meisten Leuten nicht als ‚was Deutsches' erkannt wird!"

Dies war der Auftakt zu einem Tage voll Sonne und Heiterkeit. Hartlebens Heim war einfach aber mit künstlerischem Geschmack eingerichtet. Besonders behagte mir das Eßzimmer, das aus der früheren Küche mit ihrem ungeheueren Rauchfang hergestellt und mit blinkendem italienischem Kupfergeschirr reich garniert war. Frau Ellen hatte ein kleines, auserlesen gutes Mahl hergerichtet, zu dem Hartleben nur Selterwasser genoß. Er sagte mir, daß er seit der Krankheit auf Abstinenz gesetzt sei und seine liebe Frau auch mit Strenge darauf hielt, daß das Gebot des Arztes nicht übertreten werde. Wir plauderten von den schönen Stunden in München und er meinte, wenn es mehr solcher Menschen, solcher Unterhaltungen gäbe, dann wäre das Leben wahrhaft lebenswert. Ich mußte im Garten seine originelle Akademie der erlesenen Geister bewundern — ein Halbrund riesiger weißer Marmorsessel am Ufer des blauen Sees, die er für die von ihm am höchsten geschätzten deutschen Dichter errichtet hatte, mit denen er hier nach Platos Vorbild erhabene und liebliche Gespräche zu führen dachte.

Die rosig blühende blonde Frau Ellen hatte sich inzwischen meines Töchterchens angenommen und die beiden kamen mit einem Kätzchen an, das sie vor ein silbernes Wägelchen geschirrt hatten, eine zierliche Nippsache, die aber dem Tierchen nicht wenig Unbehagen zu verursachen schien. Anfangs versuchte es damit zu spielen, wendete und drehte sich, schlug mit den Pfötchen nach dem Anhängsel und machte die nettesten Kapriolen, über die wir alle lachen mußten. Allmählich wurde ihm die Sache unheimlich, es bemühte sich heftiger und heftiger um Befreiung und raste schließlich fauchend, wild und toll durch die Stube, sprang über Tisch und Stühle und es wurde Frau Ellen schwer, das geängstete Tier nur wieder einzufangen. Hartleben hatte, in einem Stuhle zurückgelehnt, den Verlauf interessiert beobachtet.

„So ist der Mensch und sein Schicksal," sagte er in jener sonderbaren Feierlichkeit, mit der er seine humoristischen Bemerkungen zu machen pflegte. Und dabei fiel mir etwas von Schwermut in seiner Stimme auf, die ich sonst nie darin bemerkt hatte.

Er war im übrigen heiter angeregt, sprach viel und gut über Dichtkunst und fragte, ob ich die Briefe der Bettina Brentano kenne und wisse, was für eine famose Dichterin sie gewesen, trotzdem sie keine Verse geschrieben habe. Er hatte ganze Stellen aus den Goethe-Briefen nach Fortlassung einiger Worte und Sätze in freie Rhythmen gebracht, die er nun vorlas und die so allerdings einen wundervollen Klang und dichterischen Schwung besaßen.

Später, als es kühler geworden, begaben wir uns wieder in den Garten, der von Blumen- und Heuduft erfüllt war. Es gab ein reizendes Bild, wie die üppig-blonde Frau — ein Abbild dieses blühenden Sommertages — sich mit dem schlanken, übermütigen Kinde in den Heuhaufen auf der Wiese versteckte, bald das goldlockige Köpfchen des kleinen Mädchens, bald das weiße Gewand der Frau herausschauten und ihr frohes Lachen zu uns Gesetzteren herüberklang.

— Plötzlich erschien noch ein Besuch, ein Herr, den Hartleben gut zu kennen schien — ich habe weder seinen Namen noch Stand mehr in Erinnerung. Er war auf der Durchreise nach Venedig und fragte Hartleben im Laufe des Gespräches, ob er nicht Lust habe, ihn für ein paar Tage zu begleiten. Er fügte dann noch einige banale und oberflächliche Äußerungen hinzu, wie, daß ein Dichter die Pflicht habe, sich von den Menschen nicht zurückzuziehen, daß er Anregung brauche und dergleichen.

Obwohl Hartleben mir nun eben noch das stille Glück in Halkyone gepriesen, schien jetzt das Zureden dieses in keiner Weise hervorragenden Mannes nicht ohne Eindruck auf ihn zu bleiben. Er zeigte sich durchaus geneigt, den Ausflug nach Venedig zu unternehmen. Frau Ellen, deren Heiterkeit völlig verschwunden war, widersprach heftig und scharf, was den Gast nur zu eindringlicherem Zureden veranlaßte. Das Ehepaar entfernte sich, man sah es auf den Gartenwegen in leisem, aber erregtem Zwiegespräch hin und her gehen.

Ich erlaubte mir dem Fremden gegenüber die Bemerkung, es sei wohl nicht geraten, Hartleben zu einer Reise zu veranlassen, da er sich seiner Gesundheit wegen zurückhalten müsse, doch wie Menschen oft ahnungslos ein Unheil betreiben, dessen Umfang sie keineswegs übersehen, meinte der Mann: Die Frau halte den Dichter ja wie in einem Gefängnis — Hartleben klage selbst darüber — ein Poet brauche Freiheit und dergleichen mehr.

Diese Freiheit schien sich denn Otto Erich auch auf dem grünen Gartenwege erkämpft zu haben. Er kam zurück, entschuldigte sich bei mir, Frau Ellen holte ihm eine Reisetasche und die beiden Herren verabschiedeten sich.

Frau Ellen aber brach in heftiges Weinen aus.

„Nun ist alles umsonst," klagte sie, „alle Sorgfalt und Aufsicht und alle Hoffnung, ihn zu retten!"

Leider traf ihre düstere Prophezeiung ein. Seit dieser Reise gewann sein Dämon wieder Gewalt über den armen Otto Erich und zerstörte allzu früh ein Leben, das geschaffen war für Schönheit, Harmonie und Dichtkunst.

Afrikanische Ballade

Von Max Bittrich

„Angefaßt!"
Müde Füße nach kurzem Stocken
Durchwaten Glutsand mit schwarzer Last.

„Hungerst du, Bruder? Hier, letzte Brocken!"
„Hunger, was ist das? Hunger ist Spaß.
Doch der Puls verschmachtet, die Adern sind trocken."

„Hast recht; ein paar Hälmchen frisches Gras
Hätten uns reichlich mit Leben getränkt.
Jetzt bleiben wir alle der Steppe zum Fraß."

„Aber wir haben die Bahn gesprengt.
Hurra, den nimmersatten Quallen
Ist unser Afrika nicht geschenkt."

„Hurra, und Glück war bei uns allen;
Nur zwei Askari packte das Leid.
Nichts Labendes. Wunden. Fieberlallen."

Nacht im Dornbusch. Das Raubzeug schreit.
Dürstend schleppt sich ein Elendzug.
Kilimandscharo, wie bist du weit!

Morgen und Abend. Verschmachtend trug
Treue auch den verlorenen Kranken,
Knöchern und bleich wie Geisterspuk.

Aber als wieder die Sterne sanken,
Hob der Askari schwächster die Hände:
„Will euch zum Abschied grüßen und danken!

Meine Wandrung geht heut zu Ende;
Schenkt mein Restchen Leben dem Sand,
Daß sich kein zweites daran verschwende.

Euch meine Freunde ruft euer Land.
Fort mit der Last! Auf leichteren Sohlen
Kommt ihr doch noch zum rettenden Strand."

Leichter — wie auf glühenden Kohlen —
Marschierte die Trauer. „Bruder, nur heiter!"
Und wischte die brennenden Augen verstohlen.

In einsamer Wüste ein stiller Streiter
Hörte das Raubtier zum letzten Male.
Sein tapferes Herz, das lebt immer weiter.

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Gustav Frenssen: Lütte Witt (Roman) und Briefe aus Amerika (Berlin 1925) — Frank Thieß: Der Leibhaftige (Stuttgart 1924) — Arthur Schnitzler: Fräulein Else (Wien 1924) — Tim Klein: Stern und Unstern (München 1925) — Friedrich Castelle: Heilige Erde (Breslau 1924)

Wenn man die Kunst und Literatur unserer Tage überblickt, erhält man einen ähnlichen Eindruck, wie wenn man durch die Straßen geht, ein Geschäft betritt oder einen Besuch macht: äußerlich scheint die furchtbare Katastrophe Deutschlands überwunden und man denkt wohl an des alten Thibut Trostworte im Prolog der „Jungfrau": Die Saat zerstampfe ihrer Rosse Tritt, der neue Lenz bringt neue Saaten mit.

Leider ist das nur Schein und Trug. Wie schwer Deutschland gelitten, moralisch, wirtschaftlich und politisch, wie dürftig die Hoffnungen sind, es in absehbarer Zeit wieder zu Ansehn und Wohlstand zu bringen, das erkennt man, ohne besonders tief unter die Oberfläche gucken zu müssen. Dem sorgsamen Beobachter wird es nicht entgehen, daß diese Tatsache, gewollt und ungewollt, auch in der Literatur hervortritt. Meist ungewollt, denn die größte Mehrzahl unserer Autoren, namentlich der Erzähler, hält sich an die alte Lehre, im Hause des Gehenkten nicht vom Strick zu sprechen — man spürt bei ihnen eine nicht ganz natürlich anmutende Heiterkeit, jähe Lust am Abenteuer, an exotischen und geschichtlichen Stoffen, kurzum den Drang: abzulenken von unserer Sorge und Not.

Heute aber wollen wir von zwei Romandichtern sprechen, die gerade diese Not und Sorge nicht losläßt, die sich gerufen und berufen fühlen, ein Menetekel an die Wand zu schreiben, damit aus der Erkenntnis die Besserung komme. Zuerst ist natürlich Gustav Frenssen auf dem Plan, wie immer, wenn irgendwo das Wort Not ertönt, wenn es in seinem Volk etwas zu weisen und zu helfen gibt. Er mag es von seinen Voreltern im Blut haben: jederzeit als treuer Deichhüter bereit zu sein und den Spaten an Bett oder Tisch zu lehnen, wenn es am Damm stürmt und der Ruf „Hilfe!" zu erwarten ist.

Diesmal hörte er den Hilferuf von der Ruhr her. Und ohne Besinnen eilt der alte Nothelfer an die Stelle, wo der Ruf erscholl. Da trifft er einen kleinen Weißkopf, einen Knaben von zehn Jahren, der muß ihm seine Geschichte erzählen. Der Vater ist im Kriege gefallen, sein älterer Bruder war in Marokko in grausamer Gefangenschaft und kehrt von dort fast erblindet und gänzlich gebrochen zurück, ein halber Mensch nur noch, der, heillos erbittert, an nichts Gutes mehr glaubt. Die Schwester endlich hat ihren Bräutigam im Kriege verloren. Eng schließt sich in diesen schweren Jahren Lütte Witt an seine Mutter, deren Liebling er ist. Alle Abende fast, wenn die beiden während des Krieges und nachher im Dunkel saßen, um das Licht zu sparen, hat seine „Mui", so nennt er sie, ihm erzählt, was nur immer ihren alten Kopf beschäftigt. Am liebsten von ihrer Heimat hoch oben im Schleswig-Holsteinschen, wo immer Wind ist, der steif vom Meer über die grünen Wehren der Deiche weht, wo die einsamen Höfe, von hohen Bäumen umschirmt, aus der ebenen Marsch aufragen und die Menschen so herb und verschlossen ihr Tagewerk tun. So oft hat die Mutter dem kleinen Weißkopf davon erzählt, daß er sie schon altklug verbessert, wenn sie einmal etwas ausläßt, oder weiter hilft, wenn sie stockt. Lütte Witt selber ist nicht von reinem Friesenblut, sein Vater war ein froher Rheinländer, so rollt ihm eine gute Mischung in den Adern, die ihn bei allen Menschen beliebt macht und nicht zuletzt beim Leser, denn selten hat ein Dichter einen so prächtigen kleinen Kerl geschaffen.

Als seine Mui stirbt, weiß Lütte Witt, daß er nun für die Familie sorgen muß. Er verdient in schulfreien Stunden als „Kutscher" eines Hundewagens ein wenig Münze und schafft den Geschwistern einen helfenden Freund ins Haus. Aber eine noch schwerere Pflicht hat der kleine Held auf dem Herzen, sie zu erfüllen, kommt ihm wie eine heimliche Schuld gegen seine Mutter vor. Die ist in ihrer Jugend nämlich, früh verwaist, von ihrer älteren Schwester erzogen worden und gegen deren Willen ihrem Liebsten ins Rheinland und in die Ehe gefolgt. Das hat die beiden Schwestern für immer getrennt, und auf dem Totenbette noch war es der „Mui" schwerste Sorge, daß sie dies Unrecht gegen die Schwester nicht gesühnt. Lütte Witt muß das nun besorgen, er hat den bestimmten inneren Auftrag. Mit einem jener Kinderzüge, die damals von der Ruhr zu uns kamen, fährt er ins Land der Friesen, unerkannt von seiner harten Tante kommt er in ihr Haus und — weiß sie zu versöhnen, wenn es auch eine Weile dauert. Mit der Gewißheit, daß sie den armen Geschwistern helfen wird, reist er in die Heimat zurück und findet dort durch die Kugel eines tückischen Marokkaners ein jähes Ende. Wie ein tapferer kleiner Soldat ist er so im Lebenskampf ge-

fallen und ein geheimnisvolles Lächeln liegt auf dem schönen trotzigen Mund des Toten.

Deutlicher als sonst bei Frenssen merkt man zu Anfang des Romans seine technische Anlage, man erkennt die Grundrißlinien seines Bauplanes etwa an dem dramatisch gespitzten Zusammentreffen wichtiger Ereignisse und manchem anderen. Aber diese kluge Inszenierung des Stoffes ist die eines Dichters und er nimmt sie nur als Kanevas für die Seidenstickerei seiner Arbeit, die kunstvolle Darstellung seiner Menschen und ihrer Umwelt. Und da ist er wieder der alte Meister, zumal in der Schilderung seiner nordischen Heimat, die mit unendlicher Liebe gesehen ist, und gleich im ersten Kapitel, in der Erzählung der Mutter, oder vielmehr in dem Zwiegespräch mit ihrem Kleinen greifbar vor einem steht. Merkwürdige Zwiegespräche kommen überhaupt in diesem Roman öfter vor; auch zwischen leblosen Dingen, so zwischen dem Glöcklein der alten Ruhr-Kirche und der französischen Militärmusik, später zwischen einer Tanne und dem Erblindeten, endlich und hauptsächlich zwischen Lütte Witt und seiner toten Mutter, die immer bei ihm ist in seinem kurzen Leben. Altklug erzählt er einem freundlichen Gönner, daß er glaube, seine Schwester werde den Lehrer heiraten, „Mui meint es auch", setzt er hinzu. „Deine Mutter? ich denke, sie ist tot?" Lütte Witts Gesicht bekommt bei dieser Frage den etwas unsicheren, scheuen Ausdruck, den es annimmt, wenn er von seiner Mutter spricht: „Ja," sagt er zögernd und leise, „sie ist tot. Aber sie ist noch nicht so weit weggegangen; ich kann noch mit ihr sprechen."

Man sieht: tiefe Verinnerlichung ist auch hier wieder, im Verein mit schlichter volkstümlicher Anschaulichkeit, der Vorzug dieses abseits stehenden Erzählers. Das Meisterstück seines Werkes aber ist Schwester Inge und ihre Welt. Sie wird in allen Erzählungen der Weltliteratur ihren Platz behaupten, dies eigenwüchsige Friesenweib konnte nur ein Dichter schaffen, der von Kindheit an mit tiefster Liebe und reifstem Verstehen an seiner charakteristischen Heimat hängt. Gleich die erste Begegnung mit ihr im Regen des Herbstabends ist eine Köstlichkeit: „Auf dem lehmigen nassen Weg hielt im Dämmern ein schweres braunes Pferd mit weißen Füßen, und darauf saß im dunklen nassen Regenrock, im niedrigen Männersattel, eine grauhaarige, lange Frau." Mit einem alten Knecht und einer alten Magd haust „der Wachtmeister", wie Inge in der Umgebung heißt, einsam auf ihrem Gehöft. Alles scheint erstarrt und eingerostet an ihr, sogar die Stimme, und leicht hat es der kleine Junge nicht, in ihrem Herzen das Eis aufzutauen. Denn wenn man dem alten Knecht glauben darf, hat es sogar der liebe Gott nicht leicht mit Frau Inge. „Ick segg man," meint er, „dat uns Herrgott een harten Stand mit ehr hett. Du kannst gläuwen: se schenkt em nix."

Das ganze Buch ist ein echter Frenssen. Vielleicht nicht jedermanns Geschmack in seiner schweren unerbittlichen Bestimmtheit — er fühlt das ja selber, indem er seinem kleinen Weißkopf einen Schuß leichten rheinischen Bluts zum Ausgleich gibt — wer aber in dieser herben verschlossenen Art die Seele zu finden weiß, der ist „belohnt genung".

Frenssen m u ß t e seine vom Schicksal Deutschlands schwer bedrückte Seele wohl in einem solchen Werk erleichtern. Wir merkten es schon in seinen B r i e f e n a u s A m e r i k a, die von Zorn, Trauer und Schmerz, aber schließlich doch auch von starkem Glauben an Deutschlands Wiederaufleben erfüllt sind. Wie schwer ringt er da mit seinem Groll und sucht ihn nur mit Mühe zu besänftigen, wenn er der Entente ins Gesicht sagt, daß sie Deutschland „geschändet" habe schon vor dem Kriege und während des Krieges „durch ihre Lügen... Danach haben sie das deutsche Volk zum Frieden von Versailles gezwungen, so wie Räuber im Wald den Ermattenden, Sterbenden mit Knüppeln zwingen, daß er alles hergibt, was er in den Taschen hat, dazu einen Schein, daß er der Schuldige war." Ist das nicht die Wahrheit?

Von ganz anderer Seite gelangt F r a n k T h i e ß in seinem Roman D e r L e i b h a f t i g e an das mehr innerlich als äußerlich zu spürende Elend unserer Zeit, an ihre Grundübel: die Seelenlosigkeit, das Haften an der Oberfläche, die ethische Verwahrlosung. Sein „Held" Kaspar Müller ist ein gleichgültiger Durchschnittsmensch — in höchst seltsamer Übereinstimmung mit Thomas Manns Hauptfigur im „Zauberberg", die freilich mehr sympathische Züge hat und von besserem Kern ist — nicht ohne Begabung, aber hemmunglos den Strömungen und Wirbeln der Nachkriegszeit ausgeliefert.

Gleich zu Anfang tritt er seinem Vater, dem Oberstudienrat, mit jener hochmütigen Geringschätzung entgegen, die im zwanzigsten Jahrhunderte, nicht etwa erst seit dem Kriege, zum guten Ton der Pennäler, Füchse und windelfeuchten Poeten gehört. Dem Kaspar Müller gefällt das trockene Studium ganz und gar nicht, und sein Vater ist ein alter Esel, wenn er nicht einsehen will, daß man als Schauspieler viel schneller und angenehmer zu Ruhm und Gage gelangt. Daß es dabei nicht ganz ohne Talent abgeht, muß auch Herr Müller junior erfahren, immerhin weiß er durch Vettermichelei und aalglatte Gewandtheit es wenigstens zu einigem Ansehn als Rezitator zu bringen und, was wichtiger für ihn, will sagen: für seine Lebenseinstellung ist, zum Verkehr mit schönen und berühmten Schauspielerinnen. So öffnet sich bei seinem Ehrgeiz eine glatte Bahn, auf der es nun, zuerst langsam, dann schneller und schließlich mit Rodelgeschwindigkeit bergab geht. Er gerät in den Journalismus, in Parteiumtriebe, von da in Spekulantentum und Schieberschwindel. Er

glaubt zu schieben, doch er wird geschoben. Ein unlauteres Mittel vorwärts zu kommen hakt sich wie bei einer Kette in das andere, und diese Kette zieht ihn immer tiefer, so daß er am Schluß des Romans als internationaler Mädchenhändler im Dienst der Industrialisierung erotischer Triebe auf dem schwanken Boden eines Ozeandampfers unserem Auge entschwindet.

Künstlerisch am höchsten steht der erste Teil des Romans, namentlich das Treiben der Thespiskärrner, des leichten Künstlervölkchens ist mit eigenem und humorvollem Auge gesehen. Später wird der D-Zug-Leser vielleicht lebhaftere Freude an dem Roman haben, weil mehr Spannung, Aufregung und äußerliches Geschehen die Seiten füllt, aber schließlich wird es doch ein bißchen viel des Guten, oder vielmehr des Bösen, ganze Strecken unterscheiden sich von dem beliebten modernen Abenteurer-, um nicht zu sagen Kolportage-Roman nur durch die höhere Kultur des Verfassers, und wenn man die 570 Seiten gelesen hat (übrigens ohne zu ermüden) so gewinnt man den Eindruck: es könnte noch ein paar hundert Seiten so weitererzählt werden, es würde aber auch nicht schaden, wenn die letzten vierhundert um ein gutes Stück verkürzt wären.

Das wird der feinsinnige Dichter der „Angelika ten Swaarten“ wohl selber in einer stillen Stunde der Selbstkritik zugestehen, aber er sagt ja, daß er in diesem Leibhaftigen „alle Teufeleien der Zeit wie in einem Hohlspiegel sammeln“ wollte, und das ist ihm offenbar gut gelungen. Eine fast unübersehbare Menge von Gestalten, Szenen, Ereignissen zieht in klarer Wirklichkeitszeichnung vorüber, eine wahre Höllenprozession, nur daß die Teufel Menschen unserer Zeit sind. Aber es spricht für den Dichter, daß man am Schluß trotz des wenig Erfreulichen dieses (nicht für höhere Töchter geschriebenen) Buchs mit seinen in fieberndem Rhythmus dahinstürmenden Geschehnissen, die Hoffnung doch nicht sinken läßt auf eine Jugend, die wieder ihrer eigenen Kraft und einem reinen Willen vertraut, und damit auf einen „Silberstreifen am Horizont“.

Auch **Arthur Schnitzler** behandelt in seiner neuen Erzählung **Fräulein Else** die Fäulnis einer zersetzenden Zeit, aber ohne den Glauben: „er könnte was lehren, die Menschen zu bessern und zu bekehren“, vielmehr mit rein künstlerischen Absichten. Ja, das Artistische überwiegt diesmal so sehr, daß die Begebenheiten selbst beinahe in den Hintergrund treten vor dem mit Geist unternommenen Versuch, die erzählende Kunstform umzugestalten — ein Versuch, der, um es gleich vorweg zu sagen, mir mißlungen scheint, trotz der Reize dieser „Novelle“ (von 136 Seiten).

Eine Wiener junge Dame, Fräulein Else, ist von einer Verwandten in ein Weltbad mitgenommen worden, wohl um sie aus der augenblicklich etwas brenzlichen Luftschicht ihrer Familie zu entfernen. Ihr Vater, ein berühmter Rechtsanwalt und leidenschaftlicher Spieler, hat wieder einmal große Verluste gehabt, aber diesmal ist die Sache gefährlich, denn, um zunächst eine Deckung zu haben und wohl in der Hoffnung auf Wiedergewinn, hat er Mündelgelder unterschlagen. Nur wenige Tage noch, und seine Tat muß ans Licht kommen. In ihrer Angst schreibt und telegraphiert seine Frau an ihre Tochter Else. Sie allein kann Rettung bringen, wenn sie von einem Bekannten des Vaters, der ebenfalls in jenem Bade weilt, einem Herrn von Dorsday, die Summe erbitte. Nach qualvollen Kämpfen entschließt sie sich dazu. Aber der alte Zyniker stellt eine niederträchtige Bedingung: die hübsche Else soll sich nackt vor ihm zeigen. Natürlich verabscheut sie diese Zumutung. Aber ein dringendes Telegramm ihrer Mutter, die Gewißheit, daß ihr Vater in drei Tagen verhaftet sein wird, läßt sie einen Ausweg ersinnen. Ja, sie will seine erniedrigende Forderung erfüllen, aber — um jede Intimität mit dem „alten Roué“ auszuschließen: vor aller Welt. Sie erscheint abends wie Monna Vanna nur mit einem Mantel bekleidet im Musikzimmer und läßt die Hülle dann in conspectu omnium fallen. Allgemeiner Tumult, sie mimt eine Ohnmacht, läßt sich als schwerkrank zu Bett bringen und nimmt dort eine zureichende Dosis Veronal.

Das Eigentümliche dieser Novelle ist nun die bis zum Selbstgespräch erweiterte Ichform. Else erzählt nicht, sie denkt und fühlt, aber alle ihre inneren Regungen werden gleichsam automatisch, wie von einem verfeinerten Seismographen, aufgezeichnet. Aber die anderen Akteure? Ihre Rollen werden aufs äußerste verkürzt und dies Wenige wird durch das Schriftbild hervorgehoben. Als Beispiel sei die Begegnung mit Dorsday hierhergesetzt, wobei man sich die in Anführungsstriche gesetzten Worte in schräger Schrift vorstellen möge:

„Guten Abend, Fräulein Else.“ **Um Gotteswillen, er ist es. Ich sage nichts von Papa. Kein Wort. Erst nach dem Essen. Oder ich reise morgen nach Wien. Ich gehe persönlich zum Gläubiger. Warum ist mir das nicht gleich eingefallen? Ich wende mich um mit einem Gesicht, als wüßte ich nicht, wer hinter mir steht. A, Herr von Dorsday!** — „Sie wollen noch einen Spaziergang machen Fräulein Else?“ **usw.**

Es ist wahr, eine Weile hält diese Form den Leser fester als die sonst gebräuchliche. Aber dann ist es auch aus. Die ewigen kurzen Sätze, das Atemlose aller Geschehnisse wäre wohl auf der Bühne erträglich oder gar anziehend, im Buch macht es unruhig und „fällt auf die Nerven“. Die Konzentration auf ein einziges Ich, das Sich-Drehen des Kreisels auf immer der einen Spitze ermüdet und stumpft ab; die immerfort umherflatternden Einfälle und Gedanken des geängsteten Mädchens verwirren das Gefühl, man sehnt sich



Tanz in der Schwalm. Gemälde von Wolfgang Zeller

(Ausstellung ‚Die Welle‘, Prien a. Ch.)

nach dem ruhigen Tonfall des Erzählers, nach rhapsodischer Sicherheit.

Und schließlich führt diese Form in eine Sackgasse. Man höre den Schluß. Nachdem Else das Gift genommen, phantasiert sie -- dichterisch sehr schön und eigen — und gelangt schließlich zu dem Eindruck des Fliegens:

„Ich fliege ... fliege ... fliege ... schlafe und träume ... und fliege ... nicht wecken ... morgen früh ...

„El ...“

Ich fliege ... ich träume ... ich schlafe ... ich träu ... träu — ich flie ...

Ende.

Sehr wahrscheinlich, daß bei einem Tode durch schmerzloses Gift die letzten Gedanken und Empfindungen der Sterbenden dieser Art sind, aber wie kann der Sterbende das erzählen? Schnitzler wird diese Frage sich natürlich selbst gestellt haben und seine Antwort wird vermutlich etwa so lauten: ist nicht jede Form, die erzählende, wie die dramatische eine Täuschung? Wie kommt denn der Epiker dazu, alle Einzelheiten der Geschehnisse und der Umwelt, so zu erzählen, als ob er sie selber gesehen und erlebt hätte? Es ist doch eine Täuschung, — von der anderen, im Rampenlicht gar nicht zu reden! Was schadet es da, wenn die Täuschung am Schluß nicht mehr aufrecht erhalten wird?“ Es schadet viel. Der Reiz der Täuschung verfliegt, sobald der Dichter sie unbedenklich preisgibt, und wandelt sich in Mißbehagen. Es ist, wie wenn die Schauspieler in der letzten Szene, kurz bevor der Vorhang fällt, ihre Masken abreißen würden. — Immerhin ein geistvoller Versuch. Aber ich meine, wir bleiben lieber bei der alten Erzählungsform.

In dieser bewährten Form zu unterhalten, aber ohne die Unzuverlässigkeit der Erfindung und das Ausschweifende der Phantasie, — ist der Zweck einer Bücherserie, die Tim Klein herausgibt. Unter dem Titel Stern und Unstern vereinigt er eine Sammlung von Einzeldarstellungen merkwürdiger Schicksale und Abenteuer bedeutender oder auch nur seltsamer Menschen in guter Erzählungsform, aber ohne romanhafte Zutaten, nur nach den unverfälschten Quellen. Das Unternehmen ist durchaus vernünftig und gesund; wenn es mit Umsicht und Folgerichtigkeit durchgeführt wird, wofür der Name des Herausgebers bürgt, wird es ohne Frage eine anziehende Bereicherung unsres kulturgeschichtlichen Schrifttums bedeuten. Schon Schiller erkannte, daß gerade die wirklichen Ereignisse merkwürdiger Art die wertvollsten psychologischen Aufschlüsse geben, als er, nach dem Vorbilde des französischen Pitaval, eine Reihe Kriminalgeschichten bearbeitete und herausgab. Wilibald Alexis wandelte in den gleichen Spuren, als er mit Hitzig um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einen „Neuen Pitaval“ herausgab. Von der Sammlung Tim Kleins liegen bisher fünf Bände vor: Rasputin von Frhr. v. Taube, Struensee von Jos. M. Wehner, Andrea Doria von Frhr. v. Czibulka, Hans Waldmann von Jos. Bernhart und Karl Sand von K. A. v. Müller. Es ist nicht möglich, hier auf die einzelnen Erzählungen einzugehen, allgemein kann man sagen, daß sie ihren Zweck in jeder Hinsicht erfüllen, nach Form und Inhalt in Druck und Einband genügen sie nicht geringen Ansprüchen. Und sind obendrein preiswert.

★

Friedrich Castelle, bekannt als wissender und pietätvoller Literarhistoriker, ist in seinen Erzählungen kein abgefeimter Techniker, womit gegen die Technik nichts gesagt sein soll — er erzählt schlecht und recht, wie ihm ums Herz ist und läßt, da hier der Ton auf „ihm“ liegt, auch seine Menschen oft so sprechen, wie Schriftsteller schreiben, so etwa in seinem Roman Heilige Erde, S. 97 und 99, um nur das erste beste Beispiel herauszugreifen. Und doch wird einem beim Lesen dieses Romans wohlig und warm. Denn ein Aufrechter, der seine Heimat und seiner Heimat Menschen liebt, sich freudig zu dieser Liebe bekennt, führt hier das Wort und führt es mannhaft als ein inniges Bekenntnis zur Scholle. Probleme wie die Hermann Stehrs liegen ihm fern. Sein Chrißjan ist ein Bauernsohn von der roten Erde. Das Leben, seine Begabung, vor allem aber die Liebe zu einer Künstlerin, locken und reißen an ihm, sie drohen, ihn von mütterlichem Boden, von seiner Väter altem Besitz für immer zu trennen. In langem Kampf befreit er sich von allen unsichtbaren Stricken, die ihn an die Stadt und den Taumel eines bunten Daseins binden wollen, ist sich in seinem dunklen Drange des rechten Weges wohl bewußt, der zurückführt zu Elternhaus und Erbe, wo eine vertrauende Geliebte seiner harrt. Nicht nur die Eigenart der westfälischen Landschaft, auch die wurzelechte Knorrigkeit seiner Bewohner ist frisch und echt gezeichnet, man sieht sie greifbar vor sich, diese blinde und doch klarsehende Mutter, den halbgelähmten alten Schulte, die Mädchengestalten, den lustigen buckligen Ohm Lerchenbrinck und endlich Chrißjan selber, die Hauptgestalt, in ihrem stolzen, selbstsicheren und eigenwüchsigen Wesen. Wundervoll echt sind die einzelnen Ausschnitte aus dem Leben dieser abseitigen Menschen, so etwa der Feierabend am Kamin des alten Familiensaales, ergreifend die alte Mutter in ihrem entscheidenden Gespräch mit Wulfhild und in ihrer Todesstunde. Erd- und Heimatduft steigt aus den Blättern dieses Buches, als wären es die Furchen einer Scholle.

Illustrierte Rundschau

In der Berliner Staatsoper erschien das neueste Werk von Richard Strauß. Aus der dürren Wüste des Berliner Theaterwinters trat man in eine Oase.

In dreizehn knappen szenischen Bildern führt uns das „I n t e r m e z z o“ die bürgerliche Komödie des Hofkapellmeisters Storch und seiner sehr gestrengen, temperamentvollen, von allen Freunden des Hausherrn sehr gefürchteten Frau Christine vor. Offenes Geheimnis, daß der Dichter-Komponist ins eigene Eheleben gegriffen und sich selbst und seine Gattin, sowie ein dramatisch zugespitztes Erlebnis, das sich auf einer Namensverwechselung aufbaute, auf die Bühne gestellt hat. Das kleine Abenteuer soll schon vor zwanzig Jahren gespielt haben, besitzt schon Patina und kann drum kaum mehr als Indiskretion angekreidet werden. Eine ähnliche Selbstporträtierung hat auch Mozart schon einmal in einer komischen Oper angewandt, im „Schauspieldirektor“. Und wenn das Original der uns gezeigten Frau Christine wirklich tief innerlich ähnelt, so wird es die liebenswürdige Persiflage gewiß gern hinnehmen; denn diese Hofkapellmeistersfrau kann zwar in Hausordnungsdingen eine rechte kleine „Wurzen“ sein, kratzbürstig und zanksüchtig, aber sie hat bei all' ihrer entzückenden Unlogik und verblüffenden Zerfahrenheit doch unendlich viel Charme, sie hat ein warmes Herz und ist im Grunde ein guter Kerl. — Der Bühnenvorhang öffnet sich dreizehnmal, aber stets nur für kurze Zeit. Den größten Teil des Abends sitzen wir bei verdunkeltem Haus vor der geschlossenen Gardine und lauschen der sinfonischen Durcharbeitung der soeben beendigten Szene, oder der Vorbereitung auf das nächste Bild. Und daß es gleich gesagt sei: Diese Intermezzi sind das Allerköstlichste von Richard Straußens „Intermezzo“, sind kammermusikalisch aufs feinste geschliffen, ein blitzender Edelstein am andern.

Zu Beginn erleben wir die Abreise des Hofkapellmeisters zu einem Gastspiel. Frau Christine hetzt und äschert und sorgt und schilt bis zur letzten Sekunde. Endlich ist sie allein — und schon wird ihr's bange nach „ihm“. Aber im nächsten Bild sehn wir sie vergnügt auf der Rodelbahn, sie macht die Bekanntschaft eines jungen
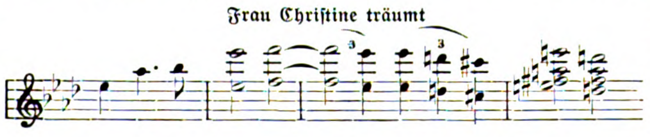
Der „berühmte Mann“



Theodor Scheidl als Hofkapellmeister Storch
Zeichnung von Professor E. Spiro

Maria Hussa als Frau Christine. Zeichnung von Professor E. Spiro

Barons, den sie in ihr Haus einführt. Ein späteres Bildchen zeigt uns das Paar dann auch im ländlichen Tanzsaal, wo flott geschuhplattelt wird. Der Baron geht seine eigenen Wege, hat sein G'spusi, aber die Gelegenheit, einen tüchtigen Pump anzulegen, möchte er sich nicht entgehen lassen — dafür nimmt er sogar die Langweile in Kauf, die ihm die ewige Begeisterung der Frau Christine für ihren „berühmten Mann“ verursacht. Da gerät ein anscheinend für ihren Gatten bestimmtes Liebesbriefchen eines Fräuleins MiezeMeyer in Frau Christinens Hände. Sie explodiert. Telegramm an den Gatten: „Du kennst Mieze Meyer; ich lasse mich scheiden!“ Und sie taucht da nächstens auch wirklich im Büro des Notars auf, um die Scheidungsklage einzuleiten. Darauf packt sie im höchsten Zorn ihre Siebensachen. Und ihrem ganzen Schmerz gibt sie sich am Bettchen ihres Jungen hin. Den Kleinen will sie natürlich mitnehmen — aber der wehrt sich ganz energisch, er hält tapfer und zäh zum Papa. Die zweite Bilderfolge beginnt mit der Skatpartie, in deren Verlauf dem Hofkapellmeister die Depesche seiner Frau überbracht wird. Entsetzen, Ver-



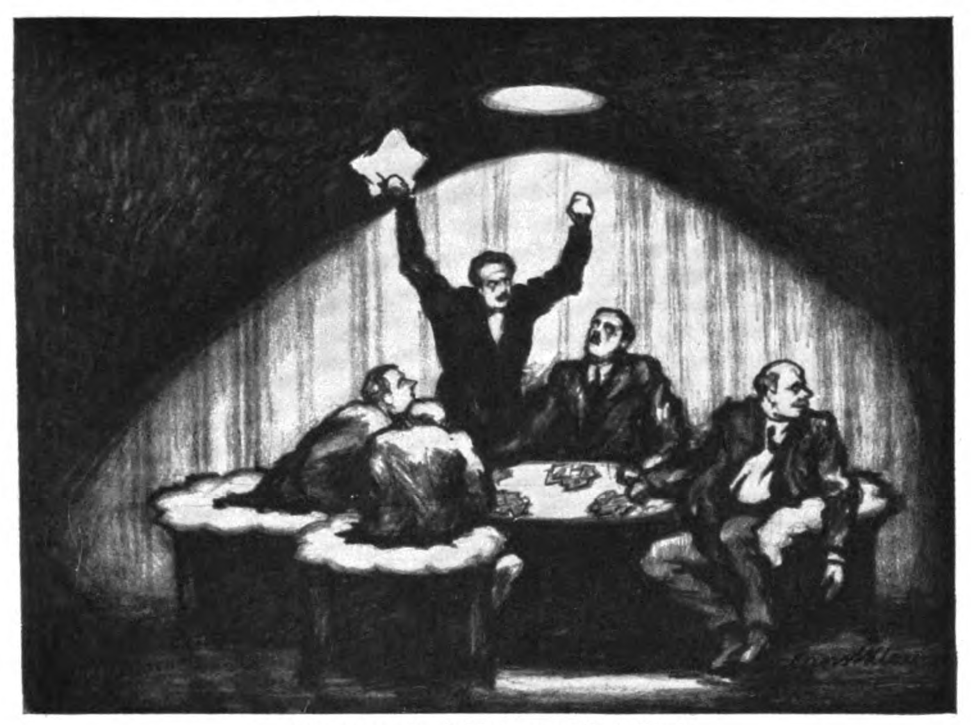
zweiflung des unschuldig Verdächtigten. Eine Szene im Wald, bei Unwetter, wo er sich zwecklos umhertreibt. Christine antwortet auf keinen Brief, kein Telegramm. Einer der Skatbrüder, der Kapellmeister Stroh, läuft ihm in den Wald nach und beichtet: an ihn war der bewußte Brief von Mieze Meyer gerichtet! Inzwischen hat Frau Christine den Bummelbaron für ihre Recherchen benutzen wollen; ohne Erfolg. Storch kehrt heim. Zum erstenmal in der Ehe kommt er seiner Frau, deren unbegründete Eifersucht ihn in solche Mißhelligkeiten gestoßen hat, sackfiedegrob. Und dieser „männliche“ Ton imponiert Frau Christine. Es folgt Versöhnung, Sonne, Liebesduett ...

Ein Nichts an Handlung. Aber darauf kommt's in diesem entzückenden Musiklustspiel gar nicht an. Das magere Handlungsgerippe trägt eine Partitur von so viel Samt und Seide und Kostbarkeiten aller Art, daß man sich nur immer und immer wieder über den Farbenreichtum und das Gefunkel freuen kann. Der Dialog? Nun, er ist platteste Alltagssprache. Teils wird er gesprochen, teils gesungen. Das Orchester untermalt, charakterisiert, deutet dies und das um, spielt witzig an, ironisiert, behauptet zuweilen auch das Gegenteil von dem, was auf der Szene gesagt wird. Nirgends ist dem Sänger Gelegenheit zu arioser Breite gegeben. In winzigen Punkten nur darf er seine charakteristischen Bemerkungen auf den Kanevas der bunten Partitur tupfen. Unerhört schwierige Anforderungen werden an die Ausführenden gestellt. Einsätze, Takt, Rhythmus, Pausen, Tempo bedingen schon in ihrem jähen Wechsel die angespannteste Aufmerksamkeit. Aber von Spannung darf der Zuhörer und Zuschauer nichts merken. Ganz leicht und lustspielmäßig, wie in zwangloser Konversation, soll sich Szene um Szene abrollen. Und dabei bleibt die kontrapunktische Arbeit des Instrumentalkörpers in ununterbrochenem Fluß, es handelt sich nicht wie beim alten Rezitativ um größere oder kleinere Einwürfe des Orchesters mit beliebigen Fermaten. Ein ganz neuer Gesangsstil ist da angewendet worden. Undankbar, sollte man meinen, für den Sänger, der fast nie in seinen schönen hohen Tönen schwelgen kann. Aber das Ergebnis beweist: Der Hörer hat am Schluß des Abends von Umfang, Timbre, Kraft, Atem, Vortragskunst, Aussprache jedes einzelnen Sängers eine viel umfassendere und klarere Vorstellung als nach einer Oper alten Schlags. Diese neue Straußsche Lustspielkonversation ist ein untrüglicher Prüfstein für technisches Können, musikalische Anlage und Bildung aller Mitwirkenden — natürlich auch des Dirigenten und seiner Kammermusiker.

Denn trotz reicher Besetzung des Orchesters, in dem auch das Klavier nicht fehlt, ist es doch der Geist der Kammermusik, den die schwierige, unsagbar komplizierte Partitur atmet. Es scheint hier keine Füllstimmen zu geben. Man hört eigentlich nur lauter Solostimmen. Das macht die bis zu allerhöchstem Raffinement gesteigerte Technik von Meister Richard Strauß, seine Motive methodisch durchzuarbeiten, sie je nach der Situation in der Umkehrung, in der Verengung, der Verbreiterung anzuwenden. Was bei Richard Wagner den höchsten Gipfel der Orchestersprache bedeutete — die Partitur der „Meistersinger“ — liegt weit



Genia Guszalewicz als Kammerzofe. Zeichnung von Professor E. Spiro



Skat-Quartett. Zeichnung von Ernst Klausz

zurück hinter dieser Filigranarbeit, in der es auch nicht einen Takt lang zu bequemen Gewohnheitsgriffen kommt: hier zieht jedes Pult seine silbernen oder seidenen oder goldenen Wirkfäden in das tausendfältige Muster, es ist von einem unabsehbaren Reichtum. Die Motive sind, wie immer bei Strauß, nicht allzu überraschend. Aber sie prägen sich ein. So das herzenswarme Thema, das sich einstellt, wenn Storch seinen kleinen Zankteufel, die Frau Christine, vor sich, vor andern und schließlich vor ihr selber verteidigt. Und viele andere, die man liebgewinnt. An Glanzpunkten ist das Spiel dann am reichsten, wenn der Vorhang geschlossen ist. Die Vorbereitung der Rodel- und Ski-Fahrt rauscht und klingelt durch das Orchester — von einem Walzer geht's in einen Ländler über, zum Schuhplattler, und da hört man, ein bißchen „dorfquintig", nur Blechbläser und Pauke — das Streichquartett charakterisiert die vier Skatspieler — und schließlich wird das Kammerorchester zum Seelendeuter, es entkleidet den lächerlichen kleinen Ehezwist aller Alltäglichkeit und legt die Gefühle dieser beiden endlich einmal tüchtig durchgerüttelten Menschen bloß, innerste Gefühle, die selbst auszusprechen sie sich scheuen.

Und das ist der Adel dieses Musiklustspiels: es steckt voll feinster Erotik und spielt doch nirgends mit Grobsinnlichem. Ein Publikum, das Wedekinds „Mysterium" stürmt, um nackte Weiber zu sehn, das sich Sternheims Afterkunst in „Oskar Wilde" gefallen läßt, das die Soubrettenbeine in den zwanzig Berliner Operettenhäusern wirbeln sehen will, — ja, ob solch ein Publikum im „Intermezzo" auf seine Kosten kommt, das ist wohl sehr fraglich. Aber eine musikempfängliche Gemeinde, die sich an der Hand eines großen Könners in goldklare Heiterkeit des Herzens geleiten lassen will, genießt in diesem Werk Festtagsstunden, wie sie das gesamte deutsche Theater im abgelaufenen Winter sonst nie und nirgends geboten hat.

Der Berliner Aufführung an der Staatsoper sind Darbietungen des Werks in Dresden und anderwärts vorangegangen. Lotte Lehmann holte sich an der Dresdener Staatsoper mit ihrer Verkörperung der Kapellmeistersfrau einen vielbesprochenen Erfolg. Richard Strauß muß auch an der genialen Leistung von Maria Hussa seine helle Freude gehabt haben. Da saß jeder Ton, jeder Stimmungswechsel kam zur Geltung. Virtuos hatte sich diese Sopranistin, ohne je ins Operettenhafte zu verfallen, in alle Keckheiten der Partitur und des szenischen Spiels eingelebt. Man lachte über sie, man lächelte über sie, man empfand Mitleid mit ihr, man ärgerte sich über sie, man hätte sie gern einmal am Schlafittchen genommen, und man



Das G'spusi des Barons. Zeichnung von Professor E. Spiro

der zahlreichen Verwandlungen klappte unter der Leitung Georg Linnebachs vorzüglich, die szenischen Bilder waren hübsch, die Schneelandschaft vielleicht etwas zu kümmerlich.

Unsinn, das „Intermezzo" mit dem „Rosenkavalier" oder der „Ariadne" vergleichen zu wollen. Es ist ein Ding ganz für sich. Vielleicht sogar eine neue Form musikdramatischer Kunst. Und sie erfüllt schon eine Kulturaufgabe, wenn sie dem Theaterbesucher beweist, wie trostlos dilettantisch doch der ganze Operettenkram ist, mit dem er sich jahraus jahrein füttern läßt, ohne Protest zu erheben.
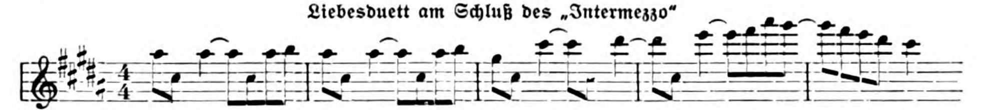
★

Neben den Schwankbühnen, deren Ehrgeiz befriedigt ist, wenn eine kesse Soubrette, ein frisch gestohlener Tanzschlager, ein nicht umzubringender Komiker oder ein paar Dutzend rosageschminkte Mädchenbeine ein geistig anspruchsloses, die halben Kassenpreise willig zahlendes Publikum ins Haus ziehen, gibt es tatsächlich auch Schauspielstätten in Berlin, an denen ernst gearbeitet wird. Zuweilen lohnt

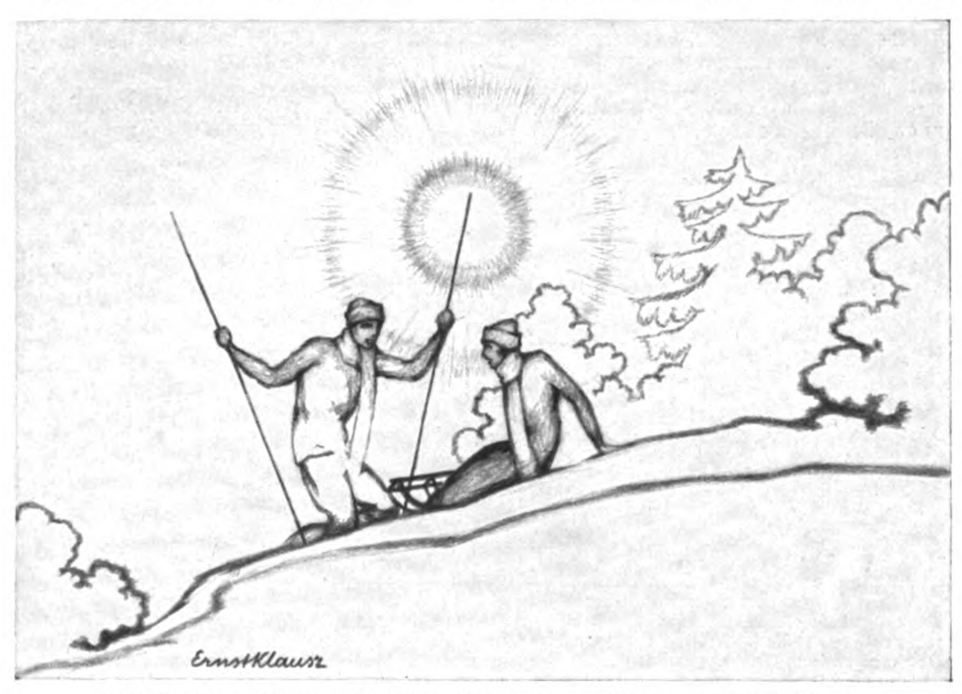
sprach das Schlußurteil im Sinne ihres Schöpfers: ein Prachtkerl! Welche Muster- und Meisterarbeit musikalischer Präzision, und welch' gesangliche Riesenarbeit, — denn die Frau Christine spielt ja in fast jeder Szene mit, und spielt da selbstverständlich die Hauptrolle, und während der Zwischenspiele hat sie sich auch noch sechs- bis siebenmal umzuziehn! Theodor Scheidl ist ein Heldenbariton von vornehmer musikalischer Kultur. Ein bißchen steif, ein bißchen gewichtig. Aber die geistige, musikalische, gesangliche, vor allem die sprachliche Leistung war bewundernswert. Von tausend Tönen und tausend Silben ging nicht ein einziger Bruchteil verloren. An der Konversationskultur dieses Opernsängers könnten sich die nuschelnden und näselnden Herrschaften der meisten Schauspielbühnen ein Muster nehmen. Vorzüglich in musikalischer und darstellerischer Hinsicht dann neben all den andern feinen, fleißigen Künstlern noch Genia Guszalewicz als Kammerjungfer, Leo Schützendorf als Kommerzienrat im Skatquartett. Ein großer Anteil an dem ungetrübten Genuß des Abends liegt in der Hand der Regie. Karl Holy hatte das Ineinanderspiel auf der Bühne ebenso präzise vorbereitet wie Georg Szell die unsagbar schwierige sinfonisch-dramatische Leistung des wundervoll folgenden Orchesters (Strauß gibt z. B. den Hörern kleine Teufeleien auf!) Der maschinelle Teil

es sich sogar finanziell. Hat es doch im Deutschen Theater Shaws geistreiche und schlagfertige „Heilige Johanna" mit der genialen Elisabeth Bergner zu einem Saisonerfolg allererster Ordnung gebracht. Bühnen, die sich gelegentlich nun gar auch noch an deutsche Autoren wagen, sind u. a. die Volksbühne am Bülowplatz, das Staatstheater, das Lessingtheater, das Theater in der Königgrätzer Straße. Sie haben mit ihrer literarischen Wahl in diesem Winter freilich wenig Glück gehabt. Bis dieses Heft herauskommt, sind die Spuren, die ihre Erstaufführungen hinterließen, längst verweht. Über die allerletzten Versuche vor dem Osterfest nur noch ein paar Worte. — Am Gendarmenmarkt gab man Ernst Barlach, dem jungen, schweren, grüblerischen — oder ekstatischen — Bildhauer, dessen Holzbildwerke von besonders starkem Eindruck sind, Gelegenheit, sich in einer losen Folge von (leider recht verschwommenen) Szenen mit dem Gottbegriff, wie er ihn besitzt, auseinanderzusetzen: „Die Sündflut". Ernst Barlach ist neben Käte Kollwitz eine der tiefsten und zugleich mächtigsten Künstlernaturen, die wir in deutschen Landen haben. Verschiedene dramatische Versuche zeigten ihn als ernststrebenden Mann auch auf der Szene. Aber grade das, was ihn uns als Bildner wert macht, seine Kraft und Geschlossenheit, sein Vorwärtsdrängen, seinen starken Rhythmus,

Liebesduett am Schluß des „Intermezzo“



sein abwägendes Maß vermissen wir in seiner „Sündflut“. Da wogt es wohl und brodelt es, steht aber sogleich wieder ab und wird zur lauen, zähflüssigen Suppe. Mit Liebe hatte sich das Schauspielhaus der verlorenen Aufgabe gewidmet, aus einer gedankenbeschwerten Predigt ein Drama zu schürzen. — Carl Sternheim, als Regisseur am Deutschen Theater zugelassen, erließ uns nicht sein Drama „Oskar Wilde“. Wer Wilde nicht kennt — es wird viele gebildete Deutsche geben, die kaum mehr von ihm gelesen haben als den Roman „Dorian Gray's Bildnis“, — der bekommt aus diesem Stück kaum eine rechte Vorstellung davon, daß dieser ekelhafte, dünkelhafte, verweichlichte, feige, geputzte, widernatürlichem Laster ergebene Bursche, den Sternheim da auf die Bühne stellt, wirklich eine geniale Persönlichkeit gewesen ist. Die Zitate, die er ihm in den Mund legt, verpuffen, weil sie aus dem Zusammenhang gerissen sind. Kein Unbefangener glaubt daran, daß solch eine kümmerliche Drohne, wie der Autor sie uns schildert, in der englischen Gesellschaft je eine Rolle gespielt haben könne. Deshalb lassen ihn die Auswirkungen des Prozesses auch ziemlich kalt. Ein durch geheime Laster anrüchiges Subjekt kommt ins Zuchthaus und endet hernach im Ausland unter trüben Begleiterscheinungen. „Nu, wenn schon!“ (Um in Carl Sternheims Sprache zu reden.) Denn ob es ein Mr. Miller war oder Herr Schulze, ist doch nicht weiter aufregend. Dem Verfasser ist es eben gar nicht gelungen, dem „Helden“ seines Dramas höhere und stärkere Eigenschaften zu geben als die, die ihn für die männlichen Kokotten der Großstadt, wo sie am düstersten ist, bemerkenswert machen. Die heiklen Aufgaben ohne Lächerlichkeit durchzuführen gelang Rudolf Forster als Oskar Wilde und H. M. Böhmer und Hermann Vallentin als seinen Freunden. Der Regie war es auch gelungen, ein armes, anscheinend zwischengeschlechtliches Menschenkind für die Rolle, die in diesem üblen Kreis nicht fehlen durfte, auf die Bretter zu stellen. „Wie interessant!“ Im medizinischen Kolleg aber unbedingt besser am Platz. — Und endlich ist Frank Wedekinds „Franziska“ wieder einmal losgelassen worden. Eine klägliche Parodie auf Goethes „Faust“. Der mehrfach in Geschlechtsdingen schon erfahrene Backfisch Franziska sehnt sich nach dem höchsten Lebensgenuß, der Teufel erscheint in der Gestalt eines Versicherungsagenten, ein Pakt wird geschlossen, Franziska gibt sich in Männertracht dem Genußleben in wüsten Bars



Erste Begegnung der Frau Christine mit dem Baron. Zeichnung von Ernst Klausz

hin, erlebt am Hof eines degenerierten Großherzogs Parallelen zu der Kaiserszene in Fausts Zweitem Teil, wird der Pseudogatte einer jungen Adligen, wird die Geliebte eines Zirkuskünstlers, wird Mutter, ohne den Vater bestimmen zu können, gibt dem genasführten Versicherungsagenten den Abschied und heiratet — ein faustdicker Hohn auf den „guten Ausgang" der Marlittiaden — zum Schluß einen wadenbestrumpften Maler von treuherzigerUnterförstergemütsart. Das Theater in der Königgrätzer Straße hat unter Karl Heinz Martins geradezu meisterlicher Regie, mit der vielgewandten Tilla Durieux in der Hauptrolle, einen sensationellen Erfolg zu verzeichnen. Wedekind ist überlebt, er schlägt mit seinen Anklagen überall in die Luft, er war einer von denen, die nur stark waren, wo es anzugreifen galt. Und die Angriffsflächen existieren ja jetzt nicht mehr. Nun sieht man überrascht: daß Frank Wedekind eigentlich ein furchtbar ehrpußlicher Moralpauker gewesen ist, der stets nur das Gute wollte. Diesmal hat ihm die Zensur nichts gestrichen, das Auto des Großherzogs kommt mit ‚Tati-tata', die wunderhübsche junge Darstellerin der himmlischen Liebe darf sich — beinahe — unbekleidet zeigen (ach, das Familienbad und die Revuen hat ja der arme Wedekind nicht mehr miterlebt, sonst wäre ihm das gar nicht so wichtig erschienen), und der höllische Cancan in der Bar übertrifft fraglos die Kraft der Bilder, die den Provinzialen in dem berüchtigtsten Lokalen von Paris gezeigt werden. Natürlich wird die Kasse gestürmt. „Wenn nur nicht immer die langen Gespräche dazwischen wären!" meinte mein Vordermann. Für ihn hatten nur die Klamaukszenen Existenzberechtigung.

P. O. H.

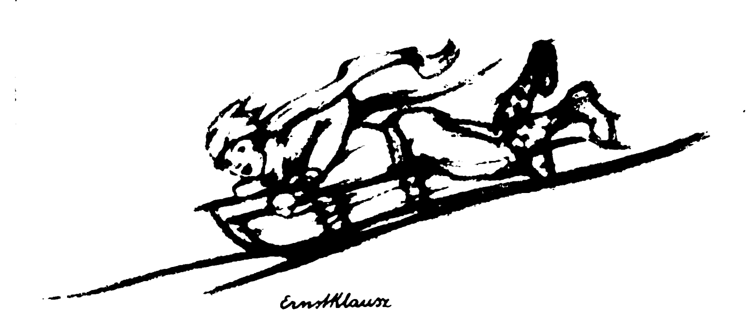


Die Köchin der Frau Hofkapellmeister
Zeichnung von E. Klausz

★

Für ein paar Hinweise auf die **Kunstbeilagen** und die **Novellen** hat mir P. O. H. gar keinen Platz mehr übriggelassen. Die Rundschau muß sich also aufs Allernotwendigste beschränken. Ein kurzer Nachtrag sei — galanter Weise — dem Bild der „Oppa" auf Seite 707 unseres Februarheftes gewidmet: die Besitzerin dieser englischen Vollblutstute ist die Schulreiterin „Doppelstern", Frau v. Scheibe, die die „Oppa" selbst in hoher Schule dressiert hat. — Und auf verschiedene Anfragen sei darauf hingewiesen, daß die Lebenserinnerungen von Anselma Heim, — zur Feier ihres 70. Geburtstags haben wir im April den Abschnitt „Miterlebte Literaturgeschichte" veröffentlicht — demnächst im Verlag Gebr. Paetel in Berlin erscheinen werden.

H. G.



Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in **Berlin**
Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50



Jugendbildnis der Herzogin Dorothea von Sagan



Schloß Sagan / Von Willy Norbert

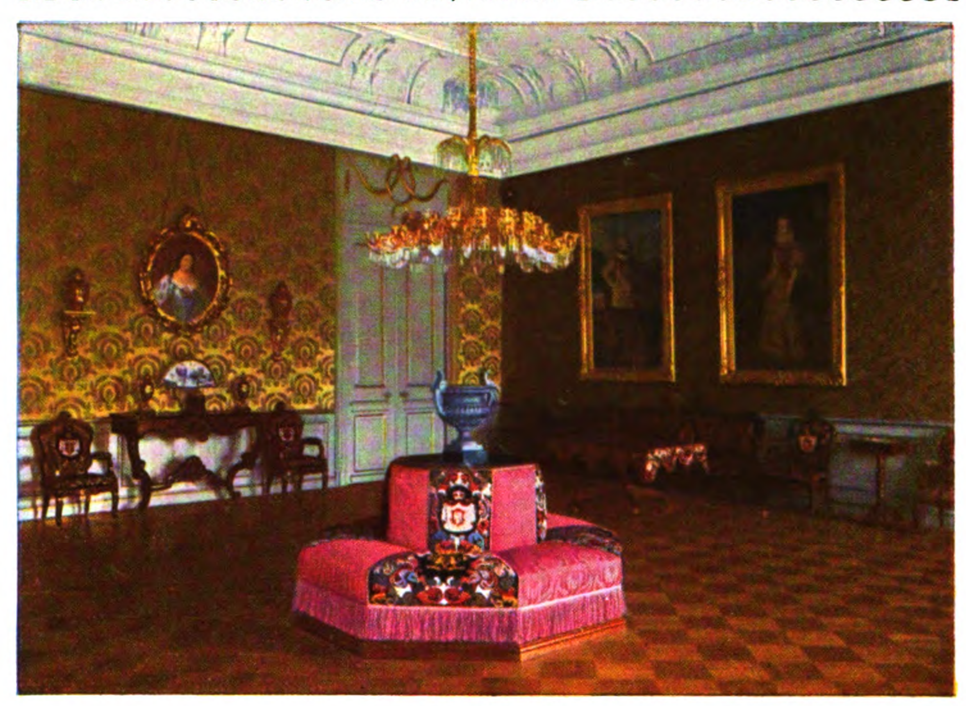
Ein kurzer Weg durch die alten winkligen Gassen von Sagan, über kleine Plätze mit großen Barockhäusern, und plötzlich liegt Schloß Sagan vor den erstaunten Blicken. Man bleibt unwillkürlich stehen, so unvermutet ist der Anblick. Man war durch die kleine Kreisstadt geschlendert, die sich eigentlich nicht erheblich von der großen Schar ihrer Schwestern in deutschen Landen unterscheidet, und hatte alte Gebäude entdeckt, neben deren provinziale Ehrwürdigkeit sich aufdringlich das armselige Protzentum der Neubauten unserer Zeit drückte, — das übliche Bild der deutschen Kleinstadt. Nun ist dieser Eindruck mit einem Schlage verweht. Man sieht nur noch das Schloß; alles ringsum schwindet, versinkt, so überzeugend und so eindringlich ist das Bild da vorn, das fast ist wie eine Erscheinung aus der Welt der Phantasie. Vor dem dunklen Hintergrunde eines weit in alle Fernen strebenden Parks erhebt sich in leuchtendem Goldocker ein langgestreckter Bau, dessen feste, geschlossene Umrißlinie von der Faust eines eigensinnigen und feudalen Schwärmers an den Horizont geschrieben zu sein scheint. Eine Mischung von Macht und Anmut, Trotz und Sehnsucht, Ernst und Spiel. Ein Schloß, dem man den tiefen Burggraben nicht glaubt, mit dem es seine Grazie zu schützen denkt; ein Lustschloß, in dem man Tragödien wittert — ein zweifelhafter Bau, der sich an das grüne Ufer des Bober gelagert hat wie eine Sphinx und nun mit Rätselaugen in die weite Landschaft starrt. Umspielt ein Lächeln die Lippen? Schimmern Tränen in den starren Augen? Man grübelt umsonst. Und tritt zögernd näher, Tragödien und Schicksale ahnend, die sich hinter der strahlenden Fassade dieses Hauses abgespielt haben mögen . . .

★

Eine weite Halle. Links eine kleine Tür: „Zur Kastellanin“. Ein Klingelknopf. Darunter ein Schlitz mit der Überschrift: „Boîte aux lettres“. Merkwürdig — ein französischer Briefkasten mitten im Herzen Preußens, dicht an der Grenze Brandenburgs? Der ahnungslose Besucher reibt sich die Augen.



Schloß Sagan



Gesandtensaal

Aber es stimmt. Es ist ein waschechter, französischer Briefkasten, eine Sehenswürdigkeit, denn seinesgleichen gibt's nicht wieder in deutschen Landen. Aber es sei gleich gesagt,



Schreibzimmer der Herzogin Dorothea



Bildnis der Herzogin Dorothea von Sagan

gleich beim Eintritt in dieses Schloß: der Schloßherr ist ein echter, rechter Landsmann der Herren Poincaré und Herriot. Es ist der fünfzehnjährige Howard de Talleyrand-Périgord, vierter „Duc de Sagan“, preußischer Standesherr, französischer Schulknabe, und deutsche „Durchlaucht“. Seine Vorfahren haben hier residiert, haben — als Franzosen — gewichtige Stimme gehabt in der schlesischen Landesvertretung, unbelästigt durch die Stürme der Zeit. Ob deutsch-französischer Krieg, ob Weltkrieg, ob Ruhr- und Rheinbesetzung, ob Vergewaltigung deutschen Besitzes, Mißhandlung deutscher Frauen, Männer und Kinder, — das Schloß, der Park, die Orangerie, der Marstall, das Prunkbett, die

Rechte des „Prince de Sagan" blieben erhalten, geschützt durch altpreußisches Recht — il-y-a des juges à Berlin!

Und so kommt es, daß noch heute die „Boîte aux lettres" friedlich ihr Dasein fristet, wie vor hundert Jahren. Alles blieb unberührt im Schlosse, seitdem der Vater des jungen Prinzen, Hély, dritter Herzog von Talleyrand, Sagan verlassen, um endgültig sein Domizil in der Avenue du Bois de Boulogne, Nr. 50, zu Paris aufzuschlagen. Von Zeit zu Zeit, auch noch nach dem Kriege, kam er wieder, schlief ein paar Nächte in dem Empire-Prunkbett seiner Urgroßmutter und kehrte aus der kleinen obskuren preußischen Provinzstadt in die große „Stadt des Lichts" zurück. Denn wenn auch der Besitz und die Rechte der deutschen Standesherrschaft erhalten blieben, mit dem „residieren" war es vorbei. Zwar hatte der gute Hély, von seinen Gläubigern chronisch bedrängt, zu Gunsten seines minderjährigen Sohnes auf das Fürstentum verzichten müssen, aber in Wirklichkeit blieb er in den Kulissen immer noch Herr zu Sagan. Dank dem Versailler Frieden und der ihm folgenden Zeit tiefster Bedrückung Deutschlands durch sein Vaterland waren aber schließlich die französischen Herzöge in Stadt und Kreis Sagan sehr unpopulär geworden. Und die Zukunft sieht nicht so aus, als ob jemals wieder in absehbarer Zeit die Volksmeinung sich in dieser Beziehung



Bildnis der Gräfin von Medem

ändern könnte. Die Tage scheinen endgültig vorüber, da der Vater Herzogs Hély, Boson de Talleyrand, von Groß und Klein freundlich gegrüßt, seine Pariser Eleganz durch die engen Gassen Sagans spazieren führen durfte. Kommt heute Besuch aus Paris, so hält er sich nur unter Wahrung strengsten Inkognitos in dem Schlosse auf, wagt kaum, durch den herrlichen Park zu schreiten, und begnügt sich meist mit dem prachtvollen Ausblick vom — Hinterfenster des Schlosses. Und so ist es denn auch zu verstehen, daß die Talleyrands heute den lebhaften Wunsch haben, dieses Herzogtum los zu werden, das ihnen nichts nützt, da sie ja doch nicht darin promenieren können. Allerdings wird von dem preußischen Verwalter, dem Vormund Howards, Major a. D. von Brünneck, ein so schwindelnd hoher Preis gefordert, daß sich schwerlich ein deutscher Käufer finden dürfte. Und ein ausländischer Liebhaber wird vom preußischen Staatsministerium abgelehnt, das gottlob in dieser Sache etwas zu sagen hat, gehört doch das Herzogtum zu den wenigen Thronlehen; und deren Aufsichtsrechte sind in der Republik auf das Staatsministerium übergegangen. So hat der deutsche Steuerzahler wenigstens die Genugtuung, daß die vielen Millionen Goldmark, die von den Talleyrands für das Schloß mit seinem an Kunstschätzen reichen Inhalt und die fast 100 000 Morgen große Herrschaft gefordert werden, vorläufig noch in Deutschland bleiben werden. Bewerber sind genug vorhanden, ist es doch keine alltägliche Sache, ein ganzes Fürstentum zu kaufen. Aber bisher scheiterten alle Verhandlungen an dem gewaltigen Preise. Zwar wurde schon von den erst geforderten 42 Millionen auf 35 heruntergegangen, allein auch dieser Preis scheint heute für Deutsche unerschwingbar. Der ernsteste Reflektant war bisher der junge Herzog Albrecht Eugen von Württemberg. Sein Name steht im Besuchsbuch des Schlosses auf der Seite, die seit altersher für die fürstlichen Besucher reserviert ist. Er war im vorigen Jahre in Sagan, um sich den Besitz anzusehen. Unter seinem Namen stehen auch die einiger unbekannten Franzosen, die ihre völlig bourgeoisen Namen auf die Fürstenseite setzten, während für die gewöhnlichen Sterblichen der andere Teil des dicken Buches vorgeschrieben war. So kommt es, daß unter Kaisern, Königen und Fürsten plötzlich Monsieur Soundso auftaucht — irgendein kleiner Beamter oder Advokat aus Frankreich, der als echter Sohn der Grande Nation und eingefleischter Republikaner den sonderbaren Ehrgeiz hatte, seinen Bürgernamen in so



Der Lautenspieler. Gemälde von Velasquez

„erlauchte“ Gesellschaft zu bringen; wahrscheinlich auch, um zu dokumentieren, wer heute Herr in deutschen Landen ist ...

Nun, solche Betrachtungen sind nicht erbaulich. Sie passen auch so wenig in die reine und helle Atmosphäre der Kunst und des Geistes, die durch die weiten Räume des Schlosses weht. Hier, neben Ewigkeitswerten des Menschengeistes, neben großen Traditionen unsterblicher Genien, verblassen sie rasch. Nicht der leiseste Nachgeschmack ihrer Kleinlichkeit verbleibt, scheinen sie doch wie Eintagsfliegen, deren rascher Abend schon am Horizont herandämmert. —

Man wandert von Raum zu Raum, geführt von der alten Kastellanin, die ihre Lebensaufgabe darin suchte, die Geschichte der Zimmer, Möbel, Bilder und Bibelots zu erlernen, als deren Hüterin sie bestellt war. Dies ist der kleinen, beweglichen alten Dame denn auch nicht mißlungen. Sie ist Elsässerin französischen Einschlags und erzählt mit Stolz in der Sprache Voltaires von dem schönen Paris, wo sie als Gast ihres Bruders, des Küchenchefs irgendeines französischen Duc oder Marquis, geweilt hat. Trotzdem ist sie nicht unempfänglich für alle Neuigkeiten aus Stadt und Kreis Sagan. Über allem steht ihr jedoch „ihr“ Schloß, daß sie trotz Alters und Korpulenz mit großer Behendigkeit nimmermüde durchschwebt, bemüht, dem Besucher möglichst viele und ausführliche Erklärungen zu geben. Aber wie das so bei solchen Führungen mit Erklärungen zu sein pflegt: die laute Sprache des Führers läßt die stumme Sprache nicht zu Worte kommen, die überall in solch einem alten Schlosse zu empfindsamen Besuchern redet. Es gehört ein besonderes, nur durch lange Praxis zu erwerbendes Geschick dazu, beide Sprachen zu vernehmen, und die eine durch die andere ergänzen zu lassen.

Nun wäre es grundfalsch, die wohltuende und gedämpfte Pracht in den Räumen des Schlosses den Talleyrands zuzuschreiben, wenn auch manches ein wenig à la Fontainebleau oder Klein-Trianon aufgemacht scheint. Denn mit der Einrichtung des Schlosses hat weder der selige Boson noch der übergangene Hély viel zu tun. Sie haben nur etwas „arrangiert“, was ihre schöne Vorfahrin, die Prinzeß Dorothee, eingerichtet. Und so sind wir denn gleich mit einem Schlage bei ihr, der reizenden kleinen Herzogin von Dino, der „schönen Dorothee“, die unwidersprochen der eigentliche Geist dieses Schlosses ist. Alles, was wir fortan hier sehen werden an hübschen und kostbaren Dingen, werden wir immer irgendwie in Zusammenhang mit ihr bringen müssen, deren anmutige Hand einst auf all diesen Dingen geruht, sie ausgesucht, gestellt, geliebkost hat. Prinzeß Dorothee, aus altem kurländisch-deutschem Geschlecht, hatte einst sehr gegen ihren Willen Alexandre-Edmond von Talleyrand geheiratet, durch welche Tat sie Französin wurde und den großen, vielgewandten Staatsmann Talleyrand zum Oheim gewann, dessen Einfluß ausschlaggebend auf ihr Dasein wurde. Das eheliche Zusammenleben dauerte nicht lange. Alexandre-Edmond wurde nämlich ein ebenso leidenschaftlicher Spieler, wie er vorher ein passionierter Soldat gewesen, der mit Mut und Auszeichnung auf Napoleons Schlachtfeldern gekämpft hatte. Den Herzogtitel von Dino schenkte ihm sein großer Onkel, der ihn selbst vom König von Sizilien für politische Dienste zum Geschenk erhalten. Dorothees Gemahl, der Herr Herzog, saß oft gefangen in Schuldhaft wegen seiner irrsinnigen Spielerei. Schließlich ließ die Frau Herzogin ihn ruhig sitzen und zog sich gänzlich von ihm zurück. Aber auch sie hatte eine Leidenschaft gepackt, die ihr der Onkel eingehaucht: Die Politik, für die allein sie fortan lebte, mit der sie schließlich die Leere eines Herzens füllte, dem man den Jugendgeliebten einst durch schnödes Intrigenspiel ferngehalten. Und so passioniert Herzog Edmond immer wieder von neuem Kopf und Kragen im Jeu riskierte, so eifrig schmückte Herzogin Dorothee ihre liebliche Schönheit, suchte die sprödesten Herzen zu erobern, um in ihrem Spiel Partie auf Partie zu gewinnen. An der Hand des Meisters im politischen Ränkespiel, des zärtlich lächelnden Onkels, reiste sie von Hof zu Hof, schritt sie von Salon zu Salon, flog sie von Arm zu Arm, um ihrerseits ihre Leidenschaft stillen zu können. Erfolg folgte auf Erfolg, — die natürlich offiziell stets auf das Konto Talleyrands gebucht wurden. Dorothee, die Weltdame, blieb der Welt gegenüber immer im Hintergrunde. So gingen auch prompt alle Historiker dieser Zeit an dieser Frau vorüber, nicht ahnend, daß sie das treibende Moment hinter manchen Taten des größten Staatsmanns jener Jahre gewesen.

Es ist gut, seiner zu gedenken, hier im sogenannten „Familienzimmer“. Man wird später sehen, warum. An den Wänden hängen die Talleyrand-Périgords. Sie sind ganz unter sich — ein stummer, und doch so beredter Familienrat! Hier der alte Boson mit dem schneeweißen Haar und dem schwarzumränderten Einglas, das so kokett kontrastiert. Der echte Boulevardier, der typische „vieux flaneur“ vom Boulevard des Italiens. In Sagan entsinnt man sich nicht ungern des alten Schwerenöters. Dort hängt Hély, der jetzt 65jährige, in Jugendfrische. Er muß, wenn das Pariser Porträt der undankbaren Kunstzeit seiner Jugend nicht trügt, ein schmucker Kürassier gewesen sein. Werfen wir nun noch einen Blick auf die netten Bildnisse der hübschen jungen Damen dort oben, der Schwestern unserer Prinzeß Dorothee: Wilhelmine, Pauline, Johanna. Alle drei sind verschieden und doch haben sie etwas gemeinsam, das mehr ist als Familienähnlichkeit. Etwas, das eher im Ausdruck der Züge und Augen zu suchen ist, als in diesen selbst. Ihnen allen scheint deutlich gemeinsam die Art, das Auge aufzuschlagen,



Familienſaal



Deutsche Bibliothek

den Kopf zu halten; jenes ganze undefinierbare Etwas, das — an sich nicht unangenehm — allen jenen Frauen zu eigen ist, die viel geliebt wurden, ohne selbst viel geliebt zu haben. Und so ist es in der Tat. Man lese über sie in alten Memoiren oder Briefen aus der Zeit des Wiener Kongresses. Dort wird man manch begeistertes Lob dieser drei Grazien finden, das mit einem schelmischen Augenzwinkern niedergeschrieben zu sein scheint, und teils dankbarem, teils neidischem Herzen entsprang.

So, — nun können wir uns den beiden Hauptakteuren dieses Familienkreises zuwenden, Talleyrand selbst und Prinzeß Dorothee. Dort blickt sein lebensgroßes Porträt von der Wand, gemalt von der unfehlbaren Hand Meister Gérards. Klug und hell schauen die Augen herab; ein feines, sehr selbstbewußtes und ein wenig süffisantes Lächeln verklärt die Härte seines dünnlippigen, breiten Mundes, den die ironischen Falten des massigen Kinns umrahmen. Dieses Kinn steht mit seiner brutalen Wucht in seltsamem Kontrast zu der fast frauenhaft sanften oberen Partie dieses denkwürdigen Gesichtes, das irgendwie an Voltaire erinnert. Wie verstand dieser Mann seine Zeit! Ob Revolution und Schreckensherrschaft unter Robespierre, ob Diktatur, Directoire oder Empire unter Bonaparte, ob Königreich unter dem dicken Bürgerkönig Ludwig — immer schwamm dieser politische Kork auf der Oberfläche, spielend gehoben und gesenkt von den stürmischen Wogen seiner Zeit, und immer ihr Meister. Sieghaft liegt seine schmale, nervöse Hand auf dem grünen Leder des Tisches aus Bois de Rhodes, auf dem er einst die Unterzeichnung des Wiener Kongresses erlistet, — mit Kulissenhilfe seiner schönen Nichte, der Schloßherrin von Sagan! Gerade unter dem großen Porträt steht das Original dieses in der Geschichte so berühmten Tisches. Herzogin Dorothee hat ihn dort plaziert. Mit schelmisch wissenden Augen blickt sie selbst von der Wand gegenüber, den lächelnden Blick gerichtet auf den Onkel und seinen Tisch. Und wer es bisher noch nicht gewußt, der mag, — hat er nur die geringste Witterung für Staatsintrigen und die gefährliche politische Macht schöner und kluger Frauen — ahnen, was d i e s e Nichte d i e s e m Onkel gewesen!

Ja, der alte Zauber dieser beiden Persönlichkeiten scheint auch heute noch ungebrochen, vertieft man sich in die beiden meisterlich gemalten Porträts. Nicht, daß Dorothee eine absolute Schönheit gewesen. Dazu entbehren ihre Züge zu sehr der Regelmäßigkeit. Aber gerade das Fehlen dieser klassischen Vorbedingung macht den Charme dieses zu schmalen Kinns, dieser ein wenig zu breit geratenen Backenknochen, zwischen die der mandelförmige Schnitt der dunklen Augen treffend paßt; er ist's auch, der die slawische Note in das Köpfchen bringt. Ach, könnten diese schmalen Lippen reden! . . . Aber schau, — die Grübchen der Mundwinkel ziehen sich schon ein wenig nach oben, zwischen dem



Bildnis von Adelheid von Savoyen

dunklen Rot der Lippen schimmert es weiß, die Augen erglänzen in feuchtem Schimmer, leise bebt das Perlmutter von Hals und Brust . . . Und Worte, geflüstert, gehaucht, entströmen den lieblichen Lippen, — die ganze Weisheit einer schönen, nicht nur auf dem Felde der Liebe erfolgreichen Frau in zwei Sätzen: „On n'attire que par la grâce — on n'attache que par le coeur!" („Nur durch die Anmut zieht man an, nur durch das Herz fesselt man!" — Der Herzogin eigene Worte.)

★

Und noch klingen diese Worte im Ohr bei der Wanderung von Saal zu Saal. Jeder Raum, jedes Möbel, jedes Buch, jedes Bibelot oder Andenken bekommt jetzt einen eigenen Wert. Dort, das kostbare Sèvres-Service, — Herzogin Dino reichte einst die zierlichen Teetassen lächelnd ihren Gästen. Humboldt hielt solch eine Schale, sein geliebter Preußenkönig, Metternich, Jean Paul und andere; das goldbronzene Mokkageschirr diente hier nach dem Diner. Ein historisches Geschirr: Sobieski erbeutete es einst im Zelt des Sultans. In den großen japanischen Truhen, deren bizarre Ornamentierung an die phantastische Fisch- und Vogelwelt der Ostasiaten erinnert, barg Dorothee ihre Pariser Wäsche. In der „kleinen kurländischen Galerie" hängt neben den pompösen Galakleidern Herzog Peters von Kurland, ihres Vaters, ein Abendmantel Dorothees, der von der zierlichen Schlankheit ihrer Figur erzählt. Im sogenannten „Kaiserzimmer" —

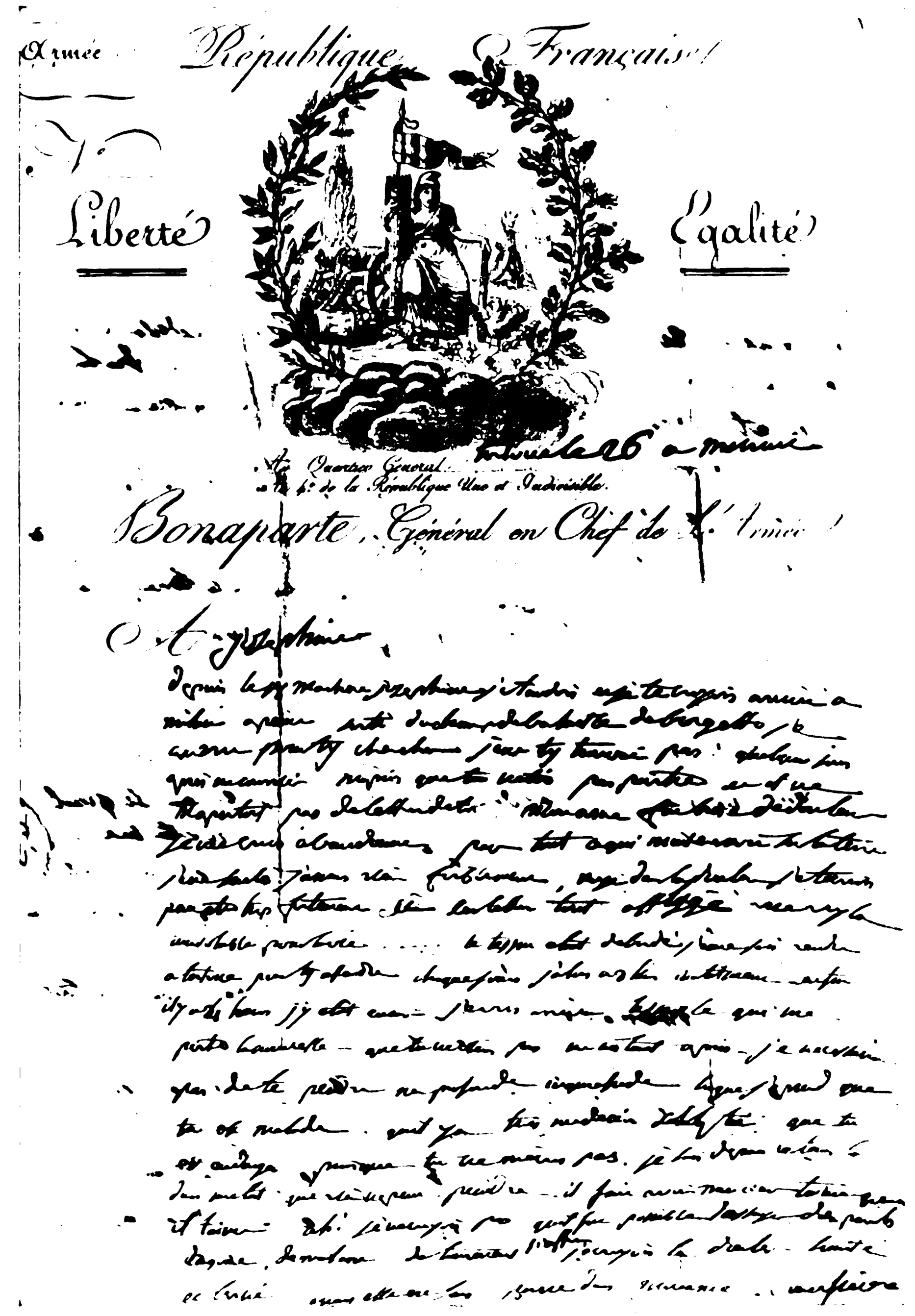
wie es später benannt wurde —, heute in ein pompöses Schlaf- und Toilettenzimmer für französische Gäste umgewandelt, hängt eine prachtvolle Zeichnung von Lenbach, dann ein Graffsches Bild Friedrichs des Großen, sind auch viele persönliche Gaben der Hohenzollern, und an der Hauptwand steht ein mächtiger und doch graziöser Schrank im Empirestil, von schönen weißen Porzellanfiguren gekrönt: eine Riesenspieluhr, deren Walzen ein Meter lang sind. Alte Offenbachsche Operettenweisen bergen diese Walzen, Opern, ein Liebeslied: „M'aimes — tu?" — heute verstaubt, zerbrochen, verklungen. Im „Gesandten-Saal" stehen die schönsten Gobelinmöbel, herrliche Cloissonnévasen; am Fenster Dorothees Schreibtisch mit dem pietätvoll bewahrten Kalender, der mit ihrem Todestage schließt. An den Wänden hängen Bilder der russischen Zaren, Gaben kaiserlicher Huld an Herzog Peter. Und überall in den vielen Sälen und Kabinetts trifft der Blick auf irgendein kleines Bibelot, ein Souvenir von einem der zahlreichen Freunde der Herzogin Dino. Unter ihnen fehlte kaum ein bedeutender oder bekannter Mann ihrer Epoche. Mit unvergleichlichem Geschick wußte sie gleichzeitig mehrere Verehrer und Bewunderer an sich zu fesseln, ohne daß diese sich untereinander verfeindeten. Friedrich Wilhelm IV. gehörte zu den treuesten Freunden der Herzogin. Zwischen Sanssouci und Schloß Sagan herrschte der regste Verkehr. War die Herzogin in Berlin, nahm sie sogar an den intimsten Abendgesellschaften des Königs teil. Humboldt, — selbst ein eifriger Verehrer der Prinzessin, meint mit leiser Anzüglichkeit, daß der König größere Schönheiten in Sagan fand als selbst in Windsor oder irgendeinem ähnlichen Ort in Österreich oder Rußland. Aber hier war es weder die Politik noch die Liebe, die König und Herzogin so lange Jahre miteinander verbunden. Es war eine rein geistige Freundschaft, jenes bei den Menschen so seltene und immer wieder verleumdete edle Band, das die beiden kunstbegeisterten Menschen umschlang. Die Herzogin folgte dem Kunstenthusiasten bei allen seinen Plänen, beriet ihn mit ihrem sicheren Geschmack, entflammte seine Ideale und half bei seinen zahlreichen Projekten. Sie war die Patin bei der Wiederherstellung der alten Burgen am Rhein, dem Weiterbau des Kölner Doms, zu dem sie selbst namhafte Summen gespendet und gesammelt. Beide fühlten sich innerlich verwandt. Einmal lieh der schwärmerische König diesem Gefühl Worte: „Sie leidend und liegend zu wissen, ist mir ein schmerzlicher Gedanke; und doch hat dieser Gedanke eine lichte Seite. Sie leiden, so glaube ich, an demselben Übel wie ich — an einem verwundeten Gemüt . . ."

Ja, König Friedrich Wilhelm hatte richtig erkannt: Dorothee litt in all ihrem Glanz und Glück, trotz aller Erfolge, aller Liebe, die sie entflammte, an einem tiefen Schmerz. In dem raschen Fluge der Ereignisse und Abenteuer ihres Lebens kam oftmals jene einsame Stunde, die nie wahrhaft tiefen Seelen erspart bleibt; jene Stunde, wo eine innere Stimme uns drängt, das Fazit unserer Taten zu ziehen, allein mit uns, allein mit einer höheren Macht, deren Größe uns ahnungsvoll aufdämmert. Solche Stunde der Einsamkeit in dem kleinen Boudoir zu Sagan wurde zur bitteren Qual. Vergebens richtete Dorothee ihre Augen nach oben — Gott wollte sich ihr nicht zeigen. Überall suchte sie ihn, bei Voltaire, bei Fénélon, in der Bibel, im Beichtstuhl des Peterdoms zu Rom, in den einfachen Worten des schlichten protestantischen Pfarrers der deutschen Kleinstadt. Nirgends ward ihr das Heil ihrer Seele. So schwankte sie, von einem reuvollen Gewissen gepeinigt, von einem Mittel zum anderen, doch keins brachte ihr die Ruhe des Herzens.

Nur in den Stunden, die allzu irdischer Liebe geweiht waren, fand sie reines Glück. Aber auch hier nie von Dauer. Beständigkeit war nicht ihre Sache. Rasch entflammt und schnell wieder enttäuscht, flog sie von Arm zu Arm. Ein wenig länger verweilte sie in dem des Fürsten Felix von Lichnowsky, dessen exzentrisch-bizarre Natur ihr manches Rätsel aufgab. Er war vielleicht der einzige in der bunten Kette der Begünstigten ihrer Huld, der sie den nie erreichten Jugendgeliebten vergessen ließ. Der Fürst starb in jugendlichem Alter als Opfer des Frankfurter Pöbels in der Revolution von 1848. Dorothee war als Erbin seines Vermögens eingesetzt. Sie eilte nach Frankfurt, um selbst dem Geliebten das letzte Lager zu bereiten. Sie wurde damals in der gehässigsten Weise durch die Presse gezogen. Ihr Geliebter figurierte dabei unter dem Titel, den Heine ihm in seinem Atta Troll gegeben hatte — Ritter Schnapphahnski. Es war die kritischste Zeit im Leben der Herzogin. Sie hielt aber den stärksten Angriffen stand und gewann rasch die verlorene Position in der Welt wieder. Bald füllte sich ihr Schloß zu Sagan mit den alten Freunden, zu denen neue kamen, unter denen auch hohe geistliche Würdenträger nicht fehlten. Beredt wissen von jener Zeit hunderte ergebener, zärtlicher, bewundernder Briefe zu erzählen, die noch heute in der kostbaren Autographensammlung im Schlosse Sagan ruhen.

Aber außer den Briefen eines Metternich, Jean Paul, Victor Hugo, Alexander von Humboldt, des Schriftstellers Prinz Georg von Preußen, der unter dem Pseudonym G. Conrad bekannt war, dem feinsinnigen Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz, dem geistvollen Grafen Anton zu Stolberg-Wernigerode und vielen anderen, finden sich, gesammelt und geordnet von Dorothees Hand, Briefe anderer Großen, zu denen sie nur in flüchtige Beziehungen getreten war, oder deren Handschriften sie ihrer fast beispiellos wertvollen Sammlung einverleibte. Darunter ein schelmischer Brief Goethes —

Französische Bibliothek


Armée

République Française

Liberté Egalité

Au Quartier Général
de la République Une et Indivisible

Bonaparte, Général en Chef de l'Armée

A Josephine

Brief Napoleons an Josephine

eine verblümte Liebeserklärung — ein schlichtes Schreiben Schillers und eine Sentenz, fünf verzweifelte Liebesbriefe Napoleons an Josephine, die wohl durch Talleyrands Indiskretion in den Besitz der Herzogin gelangt, — und schließlich ein uns Deutsche vielleicht am meisten ergreifendes Autogramm von Nicolaus Becker, und zwar das Original seines mannhaft glühenden Freiheitsliedes:

„Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein,

Milan 20. Prairial.

a Joséphine

Tu devais partir le 5. de Paris, tu devais partir le 11. tu n'étais pas partie le
12. . . . mon âme s'était ouverte à la joie, elle est remplie de douleur
tous les courriers arrivent sans me porter de tes lettres, quand tu m'écris
le peu de mots, ton style n'est jamais celui d'un sentiment profond. tu
m'as aimé par un léger caprice. tu sens déjà combien il serait ridicule qu'il arrêta
mon cœur. il me paraît que tu as fait ton choix, et que tu sais à qui t'a
dresser pour me remplacer. je te souhaite bonheur — si l'inconséquence peut en
obtenir, je ne dis pas la perfidie. tu n'as jamais aimé . . . j'avais précipité
mes opérations, je te calculais le 13. à Milan, et tu es encore à Paris. je
rentre dans mon âme, j'étouffe un sentiment indigne de moi, et si la
gloire ne suffit pas à mon bonheur, elle fournit l'élément de la mort
et de l'immortalité. quant à toi, que mon souvenir ne te soit pas
odieux — mon malheur est de t'avoir peu connue, le tien, de m'avoir
jugé comme les hommes qui t'environnent. mon cœur ne sentit jamais
rien de médiocre. il s'était défendu de l'amour. tu lui as inspiré
une passion sans bornes, une ivresse qui le dégrade. ta pensée était
dans mon âme avant celle de la nature entière. ton caprice
était pour moi une loi sacrée. pouvoir te voir était mon souverain
bonheur. tu es belle, gracieuse, ton âme douce et céleste se peint sur
ta physionomie. j'adorais tout en toi. plus naïve, plus jeune, je t'eusse
aimé moins. tout me plaisait jusqu'au souvenir de tes erreurs,
et de la scène affligeante qui précéda de 15. jours notre mariage.

Brief Napoleons an Josephine

Ob sie wie gier'ge Raben sich heiser danach schrein! . . ."

Ein Treppenwitz der Weltgeschichte, eine Ironie des Schicksals: das heilige Zornlied auf den alten Unterdrücker jenseits des Rheins in den Räumen dieses — französischen Schlosses! —

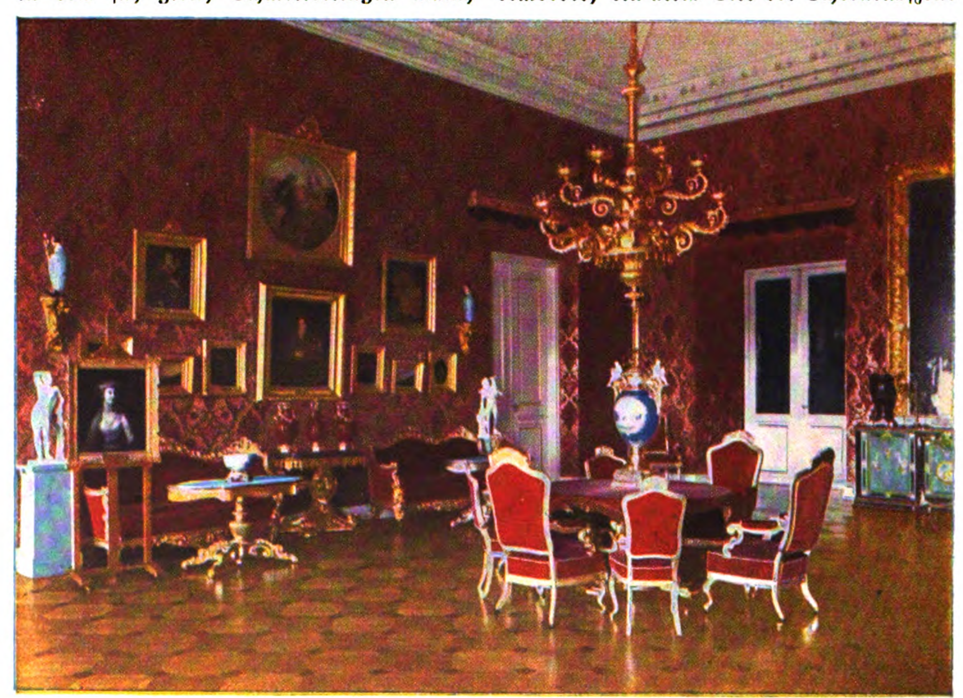
Die Liebesbriefe Napoleons stammen alle aus der Zeit seines italienischen Feldzuges, gerichtet an die „Citoyenne Beauharnais, Paris, Rue Chantereue". Die Handschrift ist schwer zu entziffern. Man sieht beides den Briefen an: die große seelische Erregung ihres Schreibers über das Thema, das die Zeilen behandeln, und die Unruhe des Kriegslagers, des Schlachtfeldes, wo sie bei flackerndem Wachtfeuer auf einem Sattel oder einer Trommel verfaßt zu sein scheinen. Erschütternd der Inhalt. Während der große Eroberer sein ganzes Sinnen, seine ganze titanische Geisteskraft auf die gewaltige Aufgabe gerichtet hält, schreit sein Herz stürmisch nach jener Frau, von deren Niedrigkeit und Untreue er sich überzeugt halten muß. „Was nützt mir aller Ruhm, alle Größe, wenn ich Dich nicht habe!" — so klagt es aus den Briefen ... Das alte Lied! Wie sagt Nietzsche? — „Würdig schien mir dieser Mann und reif für den Sinn der Erde. Aber als ich sein Weib sah, schien mir die Erde ein Haus für Unsinnige!" Leuchtend flammt dieser Satz auf beim Lesen der unglücklichen, zerrissenen, gequälten Worte auf dem großen Briefbogen der Republik, deren Kopf die stolzen Worte in feinstem Kupferstich trägt: „Bonaparte, Général en Chef de l'Armée."

„. . . nie hast Du mich geliebt! Ich habe

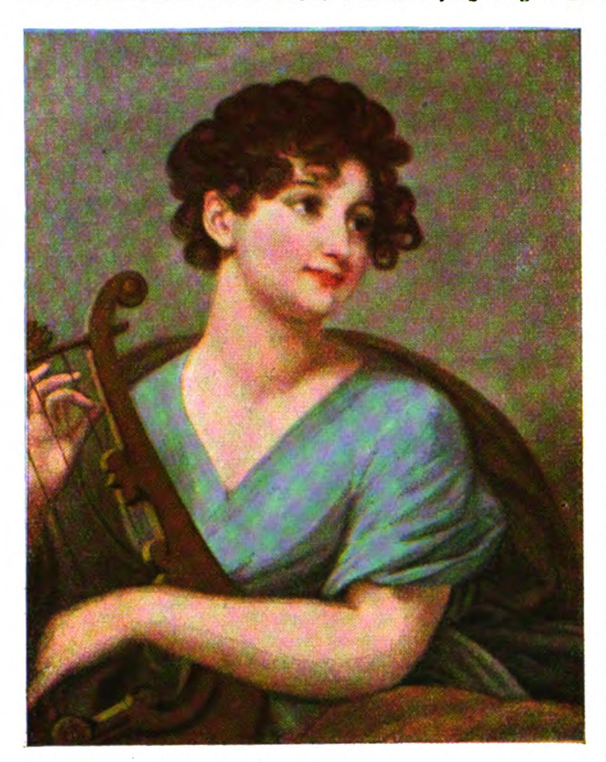
meine Operationen beschleunigt, denn ich glaubte Dich in Mailand, und noch bist Du in Paris! Ich verkrieche mich in meine Seele, ich ersticke dies meiner unwerte Gefühl ... Meinem Herzen hast Du eine Leidenschaft eingeflößt ohne Grenzen, eine Trunkenheit, die es entwürdigt. Der Gedanke an Dich herrscht in meiner Seele selbst vor dem der Allnatur. Selbst Deine Laune war mir heiliges Gesetz. Dich zu sehen, war mir höchstes Glück auf Erden ... Grausame, weshalb flößtest Du mir eine Passion ein, die Du nie, nie teilen wirst? ... Tausend Dolche durchbohren mein Herz ... Adieu, mein Glück, mein Leben, mein Alles auf der Erde!!!" ...

Die Briefe entsinken der Hand. Abenddämmerung leuchtet durch die hohen Fenster der Saganer Schloßbibliothek, wo all die tausend Bände stehen, in denen Dorothee den Sinn des Lebens gesucht. Von den dunklen Rücken glänzen goldene Buchstaben auf, Namen derer, die, wie der große Napoleon vergeblich gesucht, sich mit dem Rätsel dieser widerspruchsvollen Schöpfung, ihrer bittersüßen Grausamkeit auseinanderzusetzen. Wie er sind sie dahingegangen, müde, zerschlagen, mit wundem Herzen; eine Stunde reinen Glücks mit Jahren der Qual und der Sehnsucht bezahlend — Byron, Shakespeare, Voltaire, Fénélon. Und in den hundert Schubfächern ruhen noch lebendigere, noch intimere Zeugen des uralten Kampfes mit dem unfaßbaren, undurchdringlichen Dunkel, in dem sich gleich Schmetterlingen manch große Menschenseele zu Tode geflattert, glänzend in schillernden Farben vor den Augen der Welt, im Herzen aber tiefe Verzweiflung: Briefe von Chateaubriand, Victor Hugo, Béranger, Beethoven, Iffland, Bach, Thorwaldsen ...

Alle ihre vom Leid verklärten Züge ziehen schattengleich vorüber. Aber aus dem Halbdunkel der Kabinette tauchen noch ältere Kämpen der gequälten, sehnsüchtigen Menschheit. Mittelalterliche Geschichte wird lebendig. Jetzt ist ihre Stunde gekommen, denn sie braucht das mystische Halbdunkel mit den goldenen Lichtern, wie sie über Rembrandts Nachtwache huschen. Das Bild Wallensteins geistert herab von der Wand, des Erbauers dieses alten, schicksalsreichen Schlosses. Daneben blickt Gustav Adolf herab, Axel Oxenstjerna, der Pappenheimer, Piccolomini, Tilly, Tieffenbach, Terzky — all' jene gefürchteten und bekannten Namen aus der von Deutschland noch heute unvergessenen Zeit. „Schloß Friedland" hieß Schloß Sagan kurze Zeit; damals, als der große General mit dem Herzogtum Sagan von Kaiser Ferdinand II. belehnt und belohnt wurde. Albrecht von Waldstein ließ das alte, mit Brustwehren, Türmen und einem tiefen Graben bedachte Burgschloß für seine Zwecke umbauen. 1628 wurde damit begonnen. Keppler, der Leibastronom, wurde nach Sagan berufen, wo er in dem kleinen Turmgemach wohl oftmals dem Friedländer das Horoskop gestellt haben mag. 1634 wurde Wallenstein ermordet; ein altes Bild der Schreckensszene



Roter Saal



Bildnis einer Schwester der Herzogin Dorothea

zählen wollen. Sie war es, die mit sicherer Hand Bild an Bild fügte in der großen Bildergalerie des Schlosses. Graff, Angelica Kauffmann, Tischbein, Caracci, Teniers nennt der Katalog neben Rembrandt, Holbein, Van Dyk und Velasquez. Nähere Untersuchung ergibt, daß manche von diesen großen Namen wohl hier zu Unrecht genannt wurden, wie das so häufig in Schlössern zu finden ist. Auch bei der Skulpturensammlung müßte man erst die Spreu vom Weizen trennen. Es scheint aber auch, als ob manches Kunstwerk erst nach dem Tode der Herzogin, die als 85jährige 1872 starb, nach Sagan gekommen sei.

Einen reineren Genuß gewährt neben der unvergleichlichen Autographensammlung die mächtige deutsche und französische Bibliothek. Und da nichts so indiskret zu sein pflegt wie eine Bücherei, verlohnt es sich schon, den Spuren der schönen Herzogin hierher zu folgen. Ein flüchtiger Blick genügt, um das bestätigt zu finden, was man vorher schon ahnend empfunden: das Taumeln einer nach Klarheit und Wahrheit ringenden

hängt im gleichen Raum, wo sein Porträt ist, wo auch noch zwei schöne alte Lehnstühle aus seinem Besitz stehen.

Noch tiefer in die wechselvolle Geschichte des Schlosses führt der Anblick einer uralten Geschlechtstafel der Piasten-Herzöge. Bis ins Jahr 1140 zurück, wo Herzog Boleslaus zu Sagan residierte. Conrad, Balthasar, Ernestus, Albrecht, Heinricus heißen die Nachfolger — alles Schlesier, Sachsen oder Böhmen. Auf die kurze Regierungszeit des großen Friedland folgten die Lobkowitzer Fürsten, dann die Hohenlohe-Ingelfingen, von denen Schloß und Herzogtum durch Kauf an Peter Biron von Kurland kamen, den Vater der Prinzeß Dorothee.

Nur spärlich blühen die Erinnerungen an die lange Kette der Vorbesitzer von Sagan, während man immer wieder auf die Herzogin Dino stößt. So stark und so persönlich war diese Frau, daß heute selbst die Dinge aus der Hand der Vorfahren hier sich gewandelt haben und nur von ihr, und immer wieder von ihr er-



Bildnis einer Schwester der Herzogin Dorothea



Wallensteinzimmer

Seele, aber auch die Lust einer nach Genuß verlangenden abenteuerlich-oberflächlichen Natur an weltlich-banalen Dingen. So manch geheimer Gedanke, manch verborgene Sehnsucht der kleinen Prinzeß verrät sich hier allein durch die Titel dieser von ihr ausgesuchten Bücher. Ein wüstes Pêle-Mêle, anscheinend ohne jeden inneren Zusammenhang, und doch voller Bedeutsamkeit: neben „Stunden der Andacht“ steht „Tutti Frutti“, neben Jean Paul und Shakespeare Willibald Alexis; alte kindhafte Kriminalgeschichten neben „Biblischen Fragen“, Dingelstädt neben Byron, Voltaire neben Fénélon ...

Aber noch ist die Wanderung durch das alte Schloß nicht zu Ende. Neue Überraschungen folgen. Der blaue, riesige Konzertsaal bewahrt noch manch kostbares Kunstwerk, ebenso der rote Empfangssaal, der intim-behagliche Speisesaal, der rote Salon und schließlich Dorothees „Schreibzimmer“. Hier ist der Höhepunkt der Erinnerungen erreicht. Hier am lebendigsten die Person der Herzogin, am fühlbarsten der Geist dieser seltsamen Frau. Ergriffen stehen wir in diesem „letzten“ Gemach vor ihrem Schreibtisch, von dem sie sich erst gestern erhoben zu haben scheint; erfassen das Buch, das ihre letzte Lektüre gewesen: ein kleines, banales Buch der Andacht...

So endete dieser starke Geist! — Im Angesicht des Todes brach dieser hohe Mut, dieser stolze Wille, der sich einst die Welt erobert. Es ist bitter, was sich da dem grübelnden Geist aufdrängen will: diese Frau, die die Besten und Größten ihrer Zeit zu ihren Freunden gezählt, war letzten Endes nichts als — eine Frau. Eine leichtlebige, genußsüchtige, schwache Frau, die sich nur durch ihren adligen Geist und höheren Lebensstaft, durch bessere Kinderstube von ihren vielen Vorgängerinnen unterschied: von einer Hamilton, einer Dubarry, einer Pompadour, einer Graevenitz, einer Barberina. Sie alle aber hatten geendet wie sie: bigott; in den Händen solch ein kleines banales Andachtsbuch, wie es dort liegt. Und das große Herz voll kleiner bangender Reue ob des lustigen, süß-sündhaften Lebens. Sie sind fast alle uralt geworden. Und alle waren sie in der Jugend so reizend leichtlebig, auf des Daseins Höhe so gebieterisch und rücksichtslos genießend, während in ihren welken Greisenhänden das kleine banale Andachtsbuch zitterte, auf das die letzten Strahlen ihrer sinkenden Lebenssonne fielen ...

So auch ging die Schloßherrin von Sagan hinüber in die Ewigkeit. Die Spur ihres Erdenwallens wird nie verweht werden, so lange der golden leuchtende Leib ihres Schlosses durch die dunklen Wipfel und Stämme der Tannen und Buchen schimmert, in deren Schatten einst ihr goldenes Lachen ertönt, das so manches Männerherz berückt, und das ein williges und geübtes Ohr noch heute in den weiten Sälen und — besser noch — den seidigen kleinen Kabinetts des Schlosses zu Sagan hören kann.

Mitten durch den Vorhang

Novelle von Urban

Jäh sprang der Motor in den stillen Nachmittag. „Karl fährt an," sagte Elisabeths Mann und rüstete zum Aufbruch. Sie geleiteten ihn aus der Veranda und um das Haus: seine Frau und Richard Capmann, der Vetter mit dem Lungenschuß. Vor der Anfahrt zitterte der Schwarzlackierte auf den Achsen und neben dem geöffneten Schlag stand abwartend Seine Lordschaft, der braune Seatter. Sylvester stieg ein und zog vor Lords blinzelnden Augen den Schlag zu; er hob noch einmal die linke Hand an das Fenster und klopfte dann ungeduldig auf die Scheibe zum Führersitz. Karl verstand und löste die Bremsen. Als schmaler Längsstrich pfeilte der Schwarzlackierte zwischen den Senkrechten der Landstraßenbäume der grauverhangenen Stadt in ihre tausend Tore. Die Zurückgelassenen schritten in bedächtiger Prozession zu dem gedeckten Tisch zurück. Elisabeth wurde wortkarg. In des Vetters Sinn flatterte das unterbrochene Gespräch wie ein dünner Faden umher, der sich nicht greifen läßt. Während er umständlich ein hartes Keks in seinen Kaffee bröckelte, versuchte er die Wandlung seiner Base zu analysieren. Es gab Stimmungen in dieser fünfjährigen Ehe, so viel hatte ihm sein dreiwöchiges Gastsein eingetragen. Er warf einen Blick auf Elisabeth und wagte dann die Frage: „Wovon sprachen wir soeben?"

„Ich besinne mich vergebens, Richard. Seit wir wieder dasitzen, kann ich nicht mehr recht denken. Da steht Syls halbgeleerte Tasse, das Messer gebrauchsbereit, auf dem Teller ein Gebäckrest, der Stuhl in Eile verschoben. Drüben liegt Lord in einem Sonnenfleck und grübelt; er führe gern einmal mit zu den Werken heraus, aber Syl ist weder Papa noch Heino noch Alfons. Ich sah auf die Uhr, als er abfuhr: Vier. Wann er sich hier bei uns wieder sehen läßt, weißt du selber. Diese Nachmittage gähnen mich an. Auf die Improvisation folgt die Öde, es ist wie ein schlechtes Klima."

Der Vetter hielt sie bei Nahrung und erzählte: „Gestern abend kam ich gegen Zwölf heim; Fred Halferding las mich in flagranti auf und prunkte mir seine irdischen Schätze vor: Haus, Weib, Kinder, Wein. Nun mußt du seine Schwatzerei kennen. Da haben wir denn fleißig zugehört. Gegen Neun kam noch ein Schock Menschen. Von dir war übrigens auch die Rede. Man will dich nur noch von Bildern her kennen."

„Ich glaube dir's, Bester. Du sollst den Briefträgerposten übernehmen. Aber darum lasse ich mich doch nicht in ihren Mittwochzirkel locken." — „Haben sie den?" — „Ja, ein greuliches Ding," ereiferte sie sich.

„Und warum? Kratzt, beißt, nicht reizen oder was sonst?"

„Es ist ein Konglomerat aus Handelskammer, Börse, Privatkontor, Textiliazirkel und —" „Stopp, stopp! Ich verstehe," und er hob beschwörend die Hände.

„Na schön; du markierst also das schwarze Schaf, darum taugst du nichts."

Seine Offenheit bestärkte sie.

„Ich glaube von Tag zu Tag mehr, daß du recht hast, Richard. Wenn ich das alles in Zürich — ach immer lande ich bei Zürich. Es ist doch nicht mehr damals ... Du, Richard, welchen Eindruck hattest du überhaupt von Sylvester?"

Wie umständlich er die Zigarette drehte, den Tabak sorgfältig aus den Falten der Weste stäubte. „Na, schön; hör' mal zu, Lieselchen! Du fragst mich das nun schon zum zweitenmal; eigentlich sollten Frauen wie du, die erst knapp fünf Jahre in der Ehe —"

„Junge, steck' deine Theorie auf, sie erregt mich." — „Weiß ich, weiß ich. Aber ich hüte meine Worte eben darum: ich habe das Gefühl, ich lade mir sonst etwas auf. Wer so fragt, der wartet auf ein Evangelium: Richard dixit."

„Und so etwas bildest du dir ein?!" spottete sie.

„Auf Wunsch widerrufe ich also. Aber nun: hast du Grund zu fragen, Lieselchen? Ganz ohne Neugier meinerseits."

„Grund, Richard? Was heißt hier Grund? Daß er nicht stundein, stundaus hier im Hause sitzen kann, weiß ich. Sagtest du nicht kürzlich, er habe den Syndikatsfimmel? Ich habe seit langem eine Empfindung in mir wachsen fühlen, als bände er sich so stark an die Werke, daß er sich einmal an sie verlieren muß, und letztens ist es mir, als habe er mich in Zürich nur so geheiratet wie der Durchschnittsfabrikant zwischen zwei Projekten die Zeit zum Heiraten einkalkuliert."

„Hast du mit ihm schon einmal darüber gesprochen?" — „Nein, ich glaube, ich fürchte mich vor dem Ja. Habe ich wohl recht, Richard?"

„Ich habe eine Kusine und die heißt Lieselchen." — „Richard, machst du dich lustig?" fragte sie hart und traurig.

Er sprang auf und erfaßte ihren Arm. Sie schob den Vetter mit beiden Händen zurück und sah ihn ernst an. „Sage mir, um was ich fragte.“ Da schwieg er wieder und hatte Angst bei sich selbst um Elisabeth. Sie ließ mit kurzem Auflachen die Arme sinken. „Ach, vielleicht ist doch alles nur Grübelei.“

Richard Capmann kam endlich zu Wort.

„So oder so: ich sage dir's einfach. Weil du es willst. Ich finde Sylvester allerdings seit dem letzten Sommer verändert, oder besser gesagt, nicht verändert, wohl nur tiefer in seiner Arbeit drin, und du glaubst nun, du hast nun die Meinung —“

Elisabeth legte ihm die Hand auf die Schulter. „Laß' gut sein, Richard; mehr braucht es nicht.“

„Ja, aber warum fragtest du —“

„Ich hätte mir alles dies am Ende nur einbilden können, aber nun?“ — sie lachte hilflos — „ist es eben wahr.“

Der Vetter saß sinnend in seinem Korbsessel. Richard dixit. Ein guter Junge war er und mit seiner eingefallenen Brust, das nahm keinen frohen Ausgang.

Hinter dem Hause knirschte der Kies. Der Vetter horchte.

„Clär Capelle kommt,“ riet er dann.

Alsbald leuchtete Clärs roter Hut zwischen dem grünen Gerank auf.

Angebotenen Kaffee schlug sie aus, aber war für Gebäck zu haben. Das Gespräch war heiter, durchsichtig wie die Spätsommertage, an dem es geführt wurde. Richard kritisierte es bei sich selbst und gewann seinen würzigen Spott zurück, aber wenn er sich in das Gelände der Frauen begab, zitterte seine Stimme und er glaubte, Elisabeths Freundin müsse seine Gedanken lesen können.

Hol' der Teufel die Liebe, dachte er bei sich. Warum mußte mir diese Capelle über den Weg laufen, daß man nun halbe Nächte wach verbringt? Er begegnete Lords Blick und winkte den Gevatter heran. Mit ihm ergriff er die Flucht tief in den Park hinein, wo die Bäume schweigen.

„Gestern sprach ich Edith Günther bei Herzner. Im Oktober will sie zu ihrer Schwester nach Holstein. Schlecht sah sie aus. Das mit dem Billung hat ihr schwer zugesetzt. Ich bin mit ihm zu Ende. Aber das Schlimmste ist: sie liebt ihn noch ... trotzdem ... Du! Furchtbar.“

„Sonderbar, daß Edith Günther so erleben kann. Früher meinte sie einmal, wir könnten das nie und es seien Romankonstruktionen.“

„Vielleicht spürt sie nun ein Müssen,“ erwog Clär. — „Und wir wissen es nicht, ehe wir nicht selbst unter dieses Gesetz treten,“ folgerte Elisabeth.

„Wie fand der Föhn zu euch heraus?“ fragte die Freundin hierauf.

„Ja, wie war das doch gleich? Ach, weißt du, Sylvester war damals in dem Preisrichterkolleg der Handelskammer. Der Präsident und die übrigen Nur-Fabrikanten mochten sich nicht den vier Künstlern beigesellen, und da schoben sie ihn herein. Nun, der Stefan Föhn ist in Cut und Zylinder hier hereingeschneit, als er die Fresken übertragen erhalten hat. Ein andermal war er da und hatte mit Sylvester etwas über die Kostenfrage zu regeln, da blieb er zu Tisch. Und jetzt — jetzt kommt er eben.“

„Ich begegnete ihm vorhin in der Stadt. Er schlenderte. Stärken müsse er sich für sein letztes Bild, das will er bald beenden. Du, Elisabeth, wie kann das nur sein: ich kenne mich kaum wieder; als ich ihn sprach und er mir —“

„Hast du ihn sehr lieb?“ fragte Elisabeth da.

„Du! Du!“

„Und weiß er —“

„Nein, ich weiß es ja selbst erst seit — du, seit wann weiß ich es denn eigentlich? Ich habe kein Empfinden außer dem einen.“

Nach einer Weile fragte sie: „Wie beurteilt dein Mann ihn?“

„Ich weiß wenig darüber, Clär. Vielleicht beurteilt er ihn überhaupt nicht; oder nur so weit, wie Stefan Föhn seine Tagesarbeit tangiert. Clär, ich verstehe Sylvester manchmal nicht. Woran das liegt? Bin ich es? Sylvester? Wir beide? Du, war er als Junge auch schon so?“

Das fragte sie scheu, wie jemand, der seine bloße Schulter verbergen möchte.

Clär verzog kritisch die Lippen.

„Sylvester als Primaner? Ob er so war, wie du ihn siehst, weiß ich nicht mehr. Er hatte kaum Freunde. Ja, und die Frau? Derlei zu sagen, hatte er wohl niemanden. Ich sah ihn gelegentlich in Konzerten, im Theater. Dann war er fort. Auf Reisen, klatschten die Neider; Streit mit der Familie, lästerten die Bösen; auf der Akademie, spotteten die Kleinen. Ich verlor ihn aus den Augen. Der Krieg liegt dazwischen. Ihr zogt hierher; beste Elisabeth, ich glaube, du grübelst.“

„Vielleicht stellen sich die Worte dazu noch ein,“ sagte Elisabeth nur.

Nicht mehr, denn Bilder kamen, lösten Empfindungen aus, für die sie nach Worten suchte. Verstaubte Shedbaumauern, surrende Ventilatoren, metallenes Rascheln von Streckmaschinen, überdröhnt von tiefen Tönen aus dem Batteurraum. Ein dampfendes Leitungsrohr, Geruch von feuchtem Garn und Abendgestalten an der langen Mauer leh-

nend, flüsternd. Vor dem gähnenden Schwarzrachen des Fabrikhofes eine mit dem Abend und dem Nebel kämpfende Gaslaterne. Schmutzig rauchende Schlote, triefender Kühlturm; weißgrauer Baumwollnebel rund um den Staubturm, wenn der Wind in den romanischen Bögen quirlte. Ein Schwarm Jungmenschen in Arbeitspausen über Hof und Zaun lärmend.

„Was treibt der Capmann jetzt?" fragte Clär Capelle.

„Sankt Blasien," sagte seine Base. „Seit dem Schuß merkte man ihm so etwas an. Zu Sylvester steht er gut. Für Heino und Alfons traf das wohl weniger zu. Die beiden Schwäger sah ich nur zweimal. Auf unserer Hochzeit und im Herbst Siebzehn in Nürnberg. Und Papa —"

„Heimbach senior! Mit dem war die halbe Stadt verfilzt; die Wohlfahrtspflege, das Museum, die Handelskammer, der Magistrat, die Straßenbahn."—„Heino kam auf Papa."

„Ja, Alfons streifte den alten Herrn im Charakter; mehr kaum."

„Und nun? Fort ... alle Drei," grübelte Elisabeth.

Clär Capelle wartete Richard Capmanns Rückkehr nicht ab und ließ sich von der Freundin an das Tor geleiten.

Am andern Tag war Elisabeth in der Stadt. Was man allenfalls vom Himmel gewahrte, war ein schmaler, blauer Streifen, der ausgespannt über den Straßen hing. Man schämte sich fast, einmal den Kopf in den Nacken zu legen und heraufzulugen. Immerzu dies: Häuser, Häuser. Aus einem Kellerraum färbte gelbes Licht den Bürgersteig. In einem Portal hantierten Mechaniker in blauen Leinenanzügen. Farben, Öl, frische Tapeten, Hämmern, Sägen.

Stefan Föhn trat aus der Tür. Elisabeth ließ sich hereinführen. „Also hier trifft man —" Er unterbrach sie lebhaft. „Wo das Werk, da der Meister. Neubau der Handelskammer. Vestibül nach dem Entwurf von Professor Baal, Fresken von Stefan Föhn. Bitte, fünf Stufen."

Er gewann hinter ihr, halb ihr zur Seite den Aufgang und führte sie vor sein Gerüst. In Öl, Farben und frisches Holz wagte sich ein Hauch von Heliotrop. Elisabeths Kleid duftete, Papier knisterte und das Leder ihrer Handschuhe atmete aus.

„Sie haben ja alles verhängt."

„Ich enthülle auf Wunsch." Er kletterte hinauf und raffte oben die groben Schutztücher.

Elisabeth sah in eine enge, lichtarme Straße. Fabrikmädchen kamen in den Vordergrund und sahen mit gewendetem Kopf am Beschauer vorbei. Ihre Augen fürchteten sich heimlich vor den schwarzrachigen Fabrikhöfen des Hintergrundes.

„Wie nennen Sie das?" fragte Elisabeth.

„Die Fabrik."

Draußen lärmte die Straße. Wagen rollten entlang, Klingeln schrillten auf.

„Wie konnten Sie das nur dahinsetzen?" Elisabeth wandte noch einmal den Kopf zum Neubau zurück. — „Was soll das heißen? Sagen Sie Ja oder Nein zu diesem Rechten?"

„Ich möchte Nein und muß Ja sagen."

Bis zu den Scheiben Herzners, der Konditorei, blieb er wortkarg. Als er die schwarze Rückwand, das geraffte Lilaseidene hinter dem Ovalfenster und die Kontrollnummer des wartenden Wagens erkannte, wies er mit gespreizten Fingern auf Karl.

„Die Villa Heimbach wartet."

„Die Augen sind das Stärkste ihres vierten Rechtecks," erinnerte sich Elisabeth während des Einsteigens.

„Drei der Mädchen sind aus den Heimbachwerken," sagte Stefan Föhn und schloß den Schlag. — „Der Blick geht mir nach."

„Die Fabrik ..." und er machte mit den Händen eine umschließende Geste. Dann beugte er sich in das herabgelassene Fenster.

„Wen die packt, der ist ihr Opfer. Glauben Sie an die Gier der Maschine? Ich, ja! Ich suche Ihnen jedes dieser Opfer aus den Vorübergehenden heraus; sage nach zehn, fünfzehn Minuten Unterhaltung; du bist auch einer von jenen mit einer Kontrollmarke, unter den Arm gepreßtem Kleiderpäckchen, lärmabgestumpftem Ohr und Kaffeekännchen aus Emaille zwischen Werkgerät. Ich sage ihm: aus deinen Augen springt mich die Fabrik an, wie vordem dich aus deines Bruders Blick, und in deinen Tiefen schreit es nach dem Sonntag und dem Wochenende. Ich sage ihm noch mehr: du bist an diesen Alltag gebunden, verloren und hingegeben und weißt das am Ende nicht einmal. Das Einerlei frißt dir Stück um Stück deiner Seele ab, wie ein fremder Vogel, den du —"

„Lassen Sie, Stefan Föhn, ich muß fahren. Sie reden uns alle Vorübergehenden auf den Hals." Sie reichte ihm die Hand aus dem Schlag. Da trat er endlich zurück.

Wie eines Vogels ausgelegte Schwinge glitt des Malers breitrandiger Hut am rollenden Gefährt vorüber.

Als sie bei den Werken anfuhr, um ihren Mann abzuholen, sagte ihr der Portier, der Herr Direktor sei bereits vor einer Stunde fortgegangen; nach Hause. In Sylvesters Zimmer fand sie beide: ihn selbst und den Vetter. Er erzählte aus der Pension Berner. Geschichten, wie Sanatorien sie kennen, in

denen die Grenzgänger des Todes ihre spekulativen Zirkel auftun. Sylvester lachte zuweilen zu des Vetters versteckter Ironie und meinte in einer Pause, während der Elisabeth herausging: „Kinder, ihr spekuliert ja nur. In eurer Wahrheit, beileibe nicht in der einen einzigen. Das tut unser Föhn hier auch. Er baut wuchtige Schläge in das Dickicht und wenn das Licht von oben einfällt wie in einen Schacht, brüllt er: Perspektive. In diesen Tagen hat er mir Sonette gegen die Fabrik deklamiert. Wer sie urplötzlich hört, glaubt vielleicht daran. Tja: wir wären am Ende alle lieber Hauptgläubiger unserer Neigungen, aber der Hunger schlägt den Idealismus tot."

„Na schön; im Klub saßen wir auch gestern abend spärlich gesät. Ich habe einmal so rundum gespürt, alles was nur einigermaßen verheiratet ist, war nicht da. Direktor Heimbach übrigens auch nicht." — „Hm." — „Der arbeitete an seinem Syndikat westdeutscher —"

„Sehr geehrter Herr Capmann, ich möchte Ihnen —"

„Du, famos!"

„Also Ernst jetzt, Richard! Kehre den Nordpol zum Süden oder wickle den Äquator meinetwegen auf eine Spule, aber unterlasse diesen Ton."

„Na schön, übrigens keinerlei Absichten."

„Glaube ich dir, aber ich habe Gründe."

„Hm, begreife. Es gibt Stellen, da liegt der Nerv ein wenig tagnah — und —"

„Du, soll das nun auch wieder —"

„Nein, Syl! Diesmal nicht. Ihr degradiert mich wohl zu eurem Hofnarren, der euch mit Witz und Spott den Tag vertreibt."

Der Vetter richtete sich merklich im Sessel auf und straffte verstohlen die Falten der Weste. „Wollen wir nicht lieber zu einem anderen Thema übergehen?" fragte Sylvester.

„Na schön, wie du willst. Aber warum schleppst du —"

„Ich schleppe gar nichts. Man ist nur zu kompliziert und scheut die Mühe des Zusammensetzens, darum nimmt man sich erst gar nicht auseinander."

„Ich merke dir an, Syl, daß du für ein paar Monate aus dem Dreh Eurer Werke herausmußt." — „Um alle Götter du! Nein, nein, ganz außer Debatte."

Aber in der Ablehnung fühlte Sylvester seinen Mut wachsen. Er hatte nicht übel Lust, bei dem Gespräch zu bleiben. Es war eine Probe darauf, daß er mit den Dingen spielen konnte wie ein Tierbändiger.

Der Vetter redete wieder.

„Soviel mir bekannt, hast du dir seit Onkels Tod eine Entspannung überhaupt nicht mehr —"

Da sprang Sylvester mitten in den Käfig.

„Dann müßte ich sie mir wohl in diesem Jahr doppelt ansetzen?"

„Elisabeth sollte dich einfach aus dem Haus —"

„Du mußt es Ihr einmal sagen, vielleicht, daß sie es versucht."

„Also Syl, 'raus. Es lebe der Doktor Capmann! Dem Lieselchen werde ich das schon beibringen."

„Du bist wohl nicht ganz bei Trost!"

„Womit kann ich dienen?"

„Mensch, das war doch vorhin nur —"

„Ernst, ich verstehe: Ernst. Sagtest du ja wohl selbst. Der Meinung bin ich auch."

„Du, Richard, also Schluß! Und bringe Elisabeth nicht erst —"

„Na, schön, man kneift. Auch ein Standpunkt."

„Kerl, du mußt einsehen, daß, wenn ich 'rausgehen würde, ich vielleicht nicht wieder — ach, Unsinn. Also, du sagst Elisabeth nichts."

„Wenn du durchaus dagegen sprichst, gut denn: nein. Was meintest du übrigens mit der Möglichkeit, wenn du 'rausgehen würdest?"

„Mensch, du hast eine Art, einen anzupacken. Ja, ich bin ein ganz toller Seiltänzer; ich spaziere da auf einem Straffseil hin und her und muß immerfort auf den schmalen Strich achten. Ich darf nicht mich selbst berühren, sonst: pardauz, liege ich unten."

„Also, zurückübersetzt: ein zweitesmal würdest du dir die Werke nicht an den Hals hängen?"

Sylvester nickte endlich.

„Wie bist du denn damals so plötzlich —"

„Was weiß ich noch von diesen Tagen, Richard. Als wir damals an Papas letztem Tag auf die Werke kamen, weinte er. Plage dich einmal vierundvierzig Jahre ab und stelle einen Kasten in die Welt, wie er. Alsdann mußt du abrücken. Heino liegt bei der Hurtebuiseferme, Alfons hat der Knochenklapprige nach dem großen Halali geholt, ich war geblieben. Da habe ich Papa alles versprochen. Eigentlich ist es ja eine Farce. Was weiß er heute darum? Wenn er nicht so hoffnungslos geweint hätte. Du hättest auch deine Seligkeit um ihn verkauft. Und heute? Ich glaube, ich habe mich überschätzt. Begreifst du nun, daß ich nicht aus dem Dreh, wie du vorhin meintest, herausdarf? Ich wäre am Ende nicht mehr fähig zur Rückkehr."

„Und weiß Elisabeth von all dem?"

„Ich habe das bislang für eine rein persönliche —"

„Das war vielleicht ein Fehler."

„Warum?"

„Sie hat schließlich ein Recht darauf, zu wissen, was in dir vorgeht."

„Auch Elisabeth kann da nicht helfen. Du, ich habe es Papa damals in die Hand hinein versprochen, ich würde die Werke halten. Nun gut, — du sitzest mir ohnehin wie der Teufel im Genick — wenn ich mich wirklich daraus frei machen wollte, ob ich dann frei würde? Richard, zwischen Fünfunddreißig und Vierzig soll für uns eine pessimistische Zone liegen. Ich glaube, ich bin mitten darin. Womöglich hatte Papa einen klareren Blick, als ich ihm zuweilen zuerkenne. Er fragte mich so allerhand von jemals eine Zeichnung verkauft zu haben und so weiter. Schließlich ist man doch kleiner, als man glaubt. Sie lassen mich ja alle allein, auch Elisabeth."

Das Gong rief durch das Haus. Sylvester nahm den Vetter bei der Schulter.

„Komm, Elisabeth wartet ungern."

Bei Tisch sprachen alle Drei wenig. Richard Capmann fragte nach aufgehobener Tafel den Vetter, ob er mit zur Stadt komme, aber Sylvester schützte Arbeit vor. Als der Gast eine Weile fort war — er konnte aus dem Park kommend die Rallenfelder Landstraße gewonnen haben — trat Sylvester bei Elisabeth ein. Sie schlug überrascht die Ledermappe zu und schob sie in eines der Schreibtischfächer.

„Wolltest du nicht arbeiten?" fragte sie ihn.

„Wenn ich dich nicht störe?"

Sie wehrte ab. „Nein, durchaus nicht."

Er kam so unvermittelt herauf. Warum sagte er nichts? Lächelte in den Park hinab?

Sylvester war vom Fenster zurückgetreten, stand hinter ihr und sprach an ihrem Ohr vorbei. „Vielleicht ist es nicht gut, wenn man sich selbst vergißt. Du, heute nachmittag war ich seit langem noch einmal oben in meinem Knabenzimmer. Wie verblaßt die Tapete ist. Hohl klingt der Schritt im leeren Raum. Es roch dumpf und nach getrocknetem Lack. Vor den Scheiben summte eine gefangene Fliege. Papa kam mir in die Gedanken, wie er mir von dir erzählte, als du zum erstenmal unter seine Söhne tratest."

„Papa?" Sie bog verwundert den Kopf zurück. Ihr Mann nahm ihn unversehens in seine Hände, beugte sich tief über die Lehne.

„Du, Elisabeth, an seinem letzten Tag meinte Papa, wir würden wohl nicht lange allein in dem großen Hause sein, und nun sind es dennoch schon fünf Jahre. Eigentlich könnte er heute, drei, vier Jahre alt sein und mit Lord unter den Magnolien spielen."

Sie fühlte auf ihren geschlossenen Augen seinen Mund. Ihr eigener hatte sich herb verzogen. Sylvester stand am Tischrand. Das hatte sie noch gesehen, ehe sie in das Dunkel der eigenen, kalten Hände geflüchtet war. Stand er noch am Tisch? War er fortgegangen? Darum war er unversehens hereingetreten zu diesem In-die-Augen-sehen um des Letzten willen; ein Armheben, ein Handausstrecken und ein Sichhingeben. Am Ende war sie ein Ding, eine Sache ohne Seele.

Am Nachmittag des andern Tages kam Stefan Föhn so rechtzeitig, daß Elisabeth ihm noch eine Tasse Tee reichen konnte.

„Hat Sylvester Heimbach Ihnen von unserer Begegnung im Klub erzählt?" fragte er.

„Ja, er sagte, Sie seien ihm mit Sonetten gegen die Fabrik gekommen."

Er lachte und zog die Schultern hoch.

„Er hatte mich gereizt, gereizt, und das soll man nicht," schloß er betonter.

„Haben Sie ihm wehe getan?"

„Ob man das kann?"

„Ich weiß es nicht," sagte Elisabeth nachdenklich. Aus dem Eßzimmer meldete sich die hohe Standuhr. Im Park arbeitete der Rasenmäher. Der Maler, dem diese Geräusche sich als Wertbetonung der Villa Heimbach enthüllten, fragte unvermittelt: „Wie kamen Sie nur hierher?"

Elisabeth tat die gefalteten Hände auseinander und lächelte müde.

„Sie haben Angst um mich, ich weiß, Sie schrieben es." Er sah sie an. „Warum?" fragte sie dann. Und da er schwieg: „Ein Künstler hat Angst um eine Frau, die —"

Da unterbrach er sie jäh mit der gespreizten Hand. „Lassen Sie Ihre Definitionen, Elisabeth Heimbach. Warum sagen Sie mir nicht, wie Sie hierhergekommen sind? Ich sage es Ihnen nun, was ich lange schon bei mir trage: Sie haben sich hierher verloren."

Er sah, wie sie unter seiner Offenheit zusammenzuckte; aber er sprach, unbekümmert darum, weiter.

„Vielleicht ahnen Sie das und haben noch nicht den Mut, es sich selbst einzugestehen."

„Woher wissen Sie alles dies?"

„Also ist es wahr?" forschte er.

Jetzt Ja sagen können wie ein Bekenntnis, das sich herausringt und die Schwere ringsum mit sich nimmt. Lucienne Poggenthal kam einem in den Sinn, die einmal in Zürich, zu Hause, so namenlos traurig erzählt hatte: wir sind nun drei Jahre verheiratet und ich glaube, daß sich nichts mehr zwischen uns ändern wird; denkt einmal, es können so noch vierzig Jahre und mehr vergehen. Wieder zieht ein Herbst herauf. Ob man auch einmal plötzlich mit einem kleinen Koffer vor dem Haus in Zürich stehen würde wie damals Lucienne Poggenthal: ich weiß nicht

mehr ein und aus. Ob man dazu den Mut aufbringen würde? Es mangelte an allem; schon beim Selbstgestehen begann das Verzagen. Und Stefan Föhn glaubte an die Gier der Maschine. Eine Welt, die mich bedrückt, wie sollt' ich da …? Muß man nicht an die Gier der Maschine glauben, die Heino, Alfons, Papa angesprungen hatte und nun Sylvester?

Der Maler horchte in die Stille hinein, bis Elisabeths Stimme zaghaft und vom dräuenden Weinen heiser zu einer Antwort kam.

„Ja, ich habe mich verloren."

Sie ahnte ihn hinter dem Sessel stehen, wie er sich herabbeugte, ihre Hände von den Augen zu lösen.

„Nicht, nicht," wehrte sie und zog dennoch seine Finger an ihr heißes Gesicht.

Er fühlte, daß sie weinte, und brachte seinen Mund an ihr Ohr. „Elisabeth, du sollst nicht mehr weinen …"

Aber nun hatte er ihre Tränen gelöst, und sie gab sich ihm hin wie nach lang verhaltenem Schluchzen.

Er redete eifrig auf sie ein: „Elisabeth, Elisabeth! So höre doch! Du, wenn jetzt eines der Mädchen hereintritt oder — wo ist denn dein Vetter? Elisabeth, über uns geht jemand, so sei doch nur —"

Endlich, und wie nach Ewigkeiten stand sie auf und trat dicht vor den fließenden Tüll der Scheiben. Draußen ging Richard Capmann in den Park hinein.

Stefan Föhn lehnte am Tisch. Vom Fenster kam Elisabeths Aufschluchzen wie Horizontleuchten nach Toben und Sturm. Sie barg wieder ihr Gesicht in die Hände und kauerte sich in den Sessel.

„Ich schäme mich ja so …"

Er hatte Elisabeth gesagt. Wie durfte er das? Wie das geklungen! Aber soll darum die Welt stillstehen? Nein, sie wird nicht.

„Du sollst nicht mehr weinen, Elisabeth."

Er küßte sie wieder, wie vor diesen Worten. Sie wehrte sich nicht.

Da waren seine rechte Hand, seine linke Hand, seine Lippen.

Sie hörte eine Tür ins Schloß gehen, das Flattern der dunklen Schwinge seines Hutes fensterentlang sah sie nicht .

Sie ging durch die Tage und wartete auf seine Wiederkehr. Als sie, hinter dem Tennisplatz stehend, einmal späte Sensen dengeln hörte und eine Kette reisender Vögel gewahrte, befiel sie eine wilde Unrast.

Quer durch den Wald kam Richard Capmann heran. Als er auf die Lichtung trat, fragte ihn Elisabeth: „Warst du weit?" — „Am Tor bei dem Sielsheimer Weg; das müßte Syl einmal beizen lassen." — „Willst du ihn daran erinnern?" — Er nickte. „Na, schön. Ende der Woche breche ich auf von hier." — „Du? Warum?"

Er sah die Kusine mit fremden Augen an: „Weil ich muß, Lieselchen. Es ist hohe Zeit, der Luftdruck wird mir hier —"

Sie blickte ihn ängstlich an und auch über seine eingefallene Weste ging ihr Blick. Das mochte er bemerken, denn er lächelte dazu.

„Nein, nicht wörtlich, du. Ich meine einen anderen —"

„Ja, aber wieso denn?"

„Es ist ein schöner Zug, wenn man sich selbst kennt," dozierte er, „und da spüre ich denn, daß ich meine Koffer —"

„Und das muß noch in dieser Woche geschehen?"

„Es ist besser so. In Berlin hocke ich am Ende auch noch einige Wochen und sonst wird es zu weit in der Zeit, ehe ich in zwei, drei Etappen wieder in der Pension Berner lande."

„Aber du brauchst doch nicht so lange in Berlin —"

Er hob die Schulter: „Meinetwegen hab' recht, Lieselchen, aber hier kann ich auch nicht länger bleiben."

„Ein wunderlicher Einfall, nimm mir das nicht übel."

„Na, schön; ein Einfall immerhin, doch der stammt nicht von mir."

Als Elisabeth ihn fragend ansah, fuhr seine Hand mit wunderlicher Gebärde durch die Luft. „Wir haben uns recht gut verstanden, Lieselchen, wenigstens rede ich mir das ein. Na, schön; und warum ich dir das nun offen sage, du begreifst, wie? Sieh mal, irgendeinen habe ich sagen hören, zwischen Fünfunddreißig und Vierzig liege für uns eine pessimistische Zone; ich glaube sogar, das sagte dein Mann. Ich muß auch in dieser Zone stecken, bislang habe ich das nur nicht gewußt. Nun weiß ich es."

„Ich kann mir noch immer nicht —"

„Geduld! Nun weiß ich es. Und es ist um Clär Capelle."

„Um?"

„Ja, um sie, Lieselchen. Ihr hättet mich nicht einladen, ich hätte nicht kommen sollen — na, schön. Ich habe mir Wochen hindurch Dinge in den Kopf gesetzt — darum bin ich auch stillschweigend geblieben. Ich dachte daran, mein Alleinsein zu begraben. Sechsunddreißig, Lieselchen, das gibt zu denken. Aber es wird nun doch nichts daraus, ich habe eben keine —"

„Du sagst das so bestimmt, als ob du —"

Er machte wieder eine Handbewegung von vordem. „Sieht man hierin nicht am schärfsten?" — „Und?" — „Ich bin nicht Stefan Föhn. Das ist alles."

Am Wochenende ließ der Vetter sich von Karl den großen Mädler bereitstellen und begann zu hantieren. Elisabeth ging an seiner halbgeöffneten Tür vorüber und sah ihn den Aufbruch bereiten. Bleibe, wollte sie ihm sagen, nur diese eine Bitte. Ihre Stimmbänder widerstrebten der Schwingung; auch Stefan Föhn wusch seine Pinsel aus. Und sie setzte sich mit zuckenden Lippen an den Schreibtisch: „... komme eben aus der Stadt und habe dich nicht gesehen. Sylvester fährt nach der Einweihung für einige Tage nach Hamburg. Unser Vetter packt auch seine Koffer. Der Sommer ist um. Mich mutet es wie Zugvogelstimmung an. Es ist unruhig um einen her. Ich möchte etwas Jähes tun."

Am Tage nach der Einweihung kam Stefan Föhn in die Villa Heimbach heraus.

„Das war furchtbar gestern mittag. Wenn sie heute nicht in den Werken draußen ihren Vierteljahrspalaver hielten und man denken könnte, dich ungehindert zu sprechen —, nun ist alles überstanden. Vielleicht hat der Gedanke an diesen Aufzug mir in den Knochen gesteckt, die „Zukunft" ist danach geraten. Der Berichtler meint zwar, alle vier Fresken wiesen gleichermaßen das starke Können ihres Schöpfers auf. Also Schluß! Gewesen!

„Wie lange hast du an den Fresken gearbeitet?"

„Dreiviertel Jahr werde ich herausrechnen können."

„Als du zum erstenmal zu uns herauskamst, lagen wir noch im Schnee."

„Und du trugst das Braunrote mit der Silberstickerei."

Sie lächelte. „Das weißt du noch?"

„Farben!" und er machte eine erklärende Geste dazu.

„Am Nachmittag, nachdem du gegangen, zeigte mir Sylvester deine eingereichten Kartons."

„Und was hast du gedacht?"

„Daß du ein Eigener sein müßtest."

Er spreizte die Finger.

„Ein Eigener. Wir sind am Ende nur das, was wir immer gewesen sind; von Kind an irgendwie fertig. Und auf diese Zusammensetzung reagieren Menschen, Dinge, Umwelt bei jedem von uns verschieden. Formen, Farben, Eindrücke, Ausdrucksmöglichkeiten, das alles lagerte wohl in mir, wie Farben, Glanz und Schmelz des Schmetterlings schon in der Raupe beisammen sind."

Elisabeth hob den Kopf, denn sie gewahrte ein Fahrrad den Weg zum Haus hinaufkommen. Drüben in Sylvesters Arbeitszimmer läutete das Telephon.

Die dunklen Vorhänge zu ihres Mannes Zimmer nahmen sie auf. Eine Lehne knarrte. Papier wurde hin- und hergeschoben, ein Bund kleiner Schlüssel raspelte flüchtig.

„Nun?" fragte Stefan Föhn, als sie herauskam. Sie wies ihm einen Bund Schlüssel, trat zwischen Tüll und Scheiben und rief den Boten heran. Der Maler hörte sie sprechen. Dann schloß sie das Fenster.

„Sylvester war ohne seine Schlüssel, da rief er an und schickte den Boten. Es könnte spät werden, ließ er sagen."

„Es könnte spät werden," wiederholte Stefan Föhn langsam.

Sie fuhr mit der Hand über Schläfen und Augen und hielt verwundert einen weißen Spätsommerfaden quer über den Finger.

„Der große Aufbruch," meinte sie herb.

Sie wurde an Richards Worte erinnert: Ende dieser Woche breche ich auf von hier ...

Dann redete Stefan Föhn.

„Ich habe sie gestern noch einmal alle beobachten können, wie sie dastanden in ihren Gehröcken, den Zylinder in der Rechten. Ein Kasten voll Typen, nein ein Kasten voll des einen und des gleichen Typs. Die Fabrik hat sie alle auf dieselbe Schnur gereiht. Sie haben eine Grenze, bis zu der sie gehen, als Träger ihres Namens. Darüber hinaus wagen sie sich nicht, es ist unbekanntes Land für sie. Da begegnen sie am Ende dem Menschen. Kennst du einen aus ihnen, der „Du" sagen würde zu einem fahrenden Musikanten unterwegs, einen, der ein Stück Brot dem Philosophen in Lumpen beisteckte, der ihm über dem Weg käme? Sie denken nicht daran. Nicht, weil sie es ihm nicht gönnten, nein, davon rede ich nicht. Aber sie haben verlernt, Bruder zu sein, die Maschine hat ihr Menschentum verschlungen. Sie tun Wohl, indem sie von ihren Banknoten dahin und dorthin Überweisungen tätigen lassen, sie fangen die Menschen, die Dinge, die Natur in ihre verfluchten Termini technici ein, sie fordern mich zu Sonetten gegen die Fabrik heraus. Sie zwingen einem Bilder ab, wie das mit den sechs Mädchen, sie treiben einen in die Flucht, daß man mit seinem Schatten um die Wette rennt. Irgendwohin."

Elisabeth dachte an den Zug Vögel, der mit gespannten Flugflächen über das Haus südwärts versegelt war.

Stefan Föhn spielte mit den Händen.

„Ich habe einen neuen Auftrag, seit vorgestern. Die beiden Hauptflächen im neuen Dresdener Krematorium! ‚Tod' und ‚Leben'. Ich werde bald darangehen. Ich fühle mein Blut treiben. Gestern abend habe ich noch einmal deine Briefe gelesen. Du liegst nicht hinter mir wie nun die Stadt und die Fresken in der Handelskammer. Mir ist also ob — ich weiß nicht recht — du, willst du mitkommen?"

Sie fühlte ihr Herz bis zum Halse herauf klopfen. Das hatte man nicht geglaubt. Willst du mitkommen? Ich möchte etwas Jähes tun. In dieses Neuland schreiten, sich verlieren wie der Tropfen Tau an das Enzianblau und sich rufen lassen vom Meer, seiner Heimat. Am Scheideweg stehen und den Weiser mit schwellender Brust in die neue Richtung drehen. „Ich komme mit dir, Stefan!"

Er stand auf und nahm sie bei den Händen.

„Wann wirst du?" fragte sie zögernd.

„Man müßte — wann reist Sylvester nach Hamburg?" — „Donnerstag früh." — „Bis?" — „Sonnabend." — „Kannst du Freitag abend?" — „Freitag?"

Warum fragte man? Warum sagte man Freitag statt Ja? Fragte die Schwalbe, der Star, die Schneegans, der Kranich um Tag und Stunde? Sie sammelten sich, wenn sie den Herbst witterten und den Schnee. Wenn der große Aufbruch heran war, ließen sie Nest und Wiese und vertraute Landschaft.

„Sprich weiter, Stefan!"

„Ich würde mir Kurt Heimers Opel verschreiben. Wir haben Mond. Im Dämmern fahren wir, sind gegen Morgen in Hannover, da liefere ich den Renner wieder ein. Wir könnten dann mit dem Schnellzug weiter —"

„Wenn das möglich ist?"

Er nahm ihre Schultern zwischen seine Hände. „Ich werde um Neun, Freitag abend um Neun —"

„Wo?" fragte sie mit krauser Stirn.

„Ich komme mit dem Wagen die Straße nach Sielsheim herauf. Um Neun bin ich an eurem Park. Ich halte sechzig bis siebzig Meter oberhalb des kleinen Tors. Rechts an den Graben heran. Bis halb Zehn würde ich warten. Tiefe Hupe bin ich, man hört sie doch im Hause?"

Elisabeth nickte mehrmals.

„Tiefe Hupe bin ich. Wenn ich um halb Zehn den Motor anwerfe, gebe ich einmal den Vierklang. Also nochmals —"

Sie wehrte seine Worte ab. „Ich komme." sagte sie fest.

Am Morgen des letzten Tages hatten die Dinge plötzlich ein fremdes Gesicht, oder ein schmerzliches.

Elisabeth lächelte ihnen verstehend zu. Sie hatte seit früher Stunde vor dem Schreibtisch gesessen, das Disponieren machte so müde.

Tritte kamen herauf. Es klopfte.

„Richard, du?!"

„Guten Tag, Lieselchen!"

„Komm herein."

Drinnen schlug er den hellen Mantel zurück und legte die Reisemütze neben sich auf den Divan. „Es ist um Clär Capelle, du! Lache nicht, ich bin in Berlin wie ein heulender Junge durch meine menschenleeren Zimmer gelaufen. Ich bin auf dem Weg nach Sankt Blasien, da mußte ich noch einmal hier abzweigen."

Dazu strich er wieder die Falten in dem grauschwarzen Muster fort. „Lieselchen, sage niemanden darum, und laß mich hier noch ein paar Tage Atem holen, sonst —. Wo ist Syl? Draußen?"

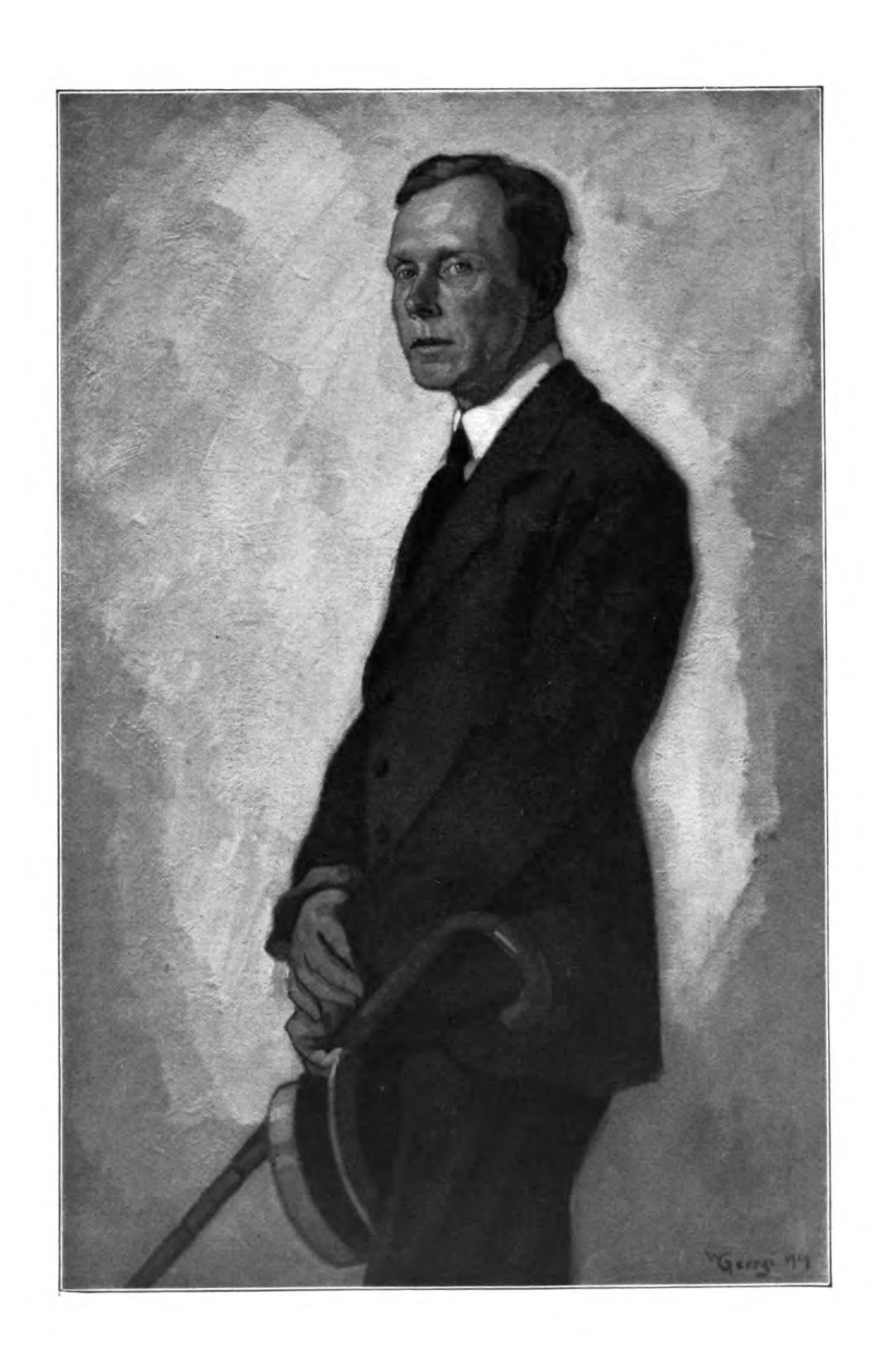
Er wandte ihr über die Schulter sein lachendes Jungengesicht zu.

Man brauchte der Kusine nichts über Sylvesters Brief zu sagen: daß es kritisch mit ihm stünde, daß er wie ein Verzweifelnder verzweifelnd mit sich selbst im Kampfe liege, daß sein zertretenes Selbst rebelliere, seit er Stefan Föhns Fresken bei der Einweihung gesehen. Der hatte da ein paar Bilder hingesetzt: „Zukunft", „Handel", „Gewerbe", „Fabrik". Diese spielenden Kinder, der Handwerksbursche und der Kaufherr möchten ihm gelungen sein, aber bei der Fabrik habe er sechs Spinnerinnen auf dem Nachhauseweg — das Bild sei ein Revolutionsedikt. All seine heimlichen Zeichnungen hätten den Vetter darob angefallen, und er habe doch ein Recht auf sich selbst. Das könne Papa doch nicht gewollt haben, sein langsames Absterben?! Er habe sich selbst verloren, er habe vielleicht schon Elisabeth verloren. Was er denn gelebt, geschaffen bis heute? Was denn noch kommen würde? Nichts, nichts! Ob das begreifbar sei? Neulich hätten die Portiersleute einen Jungen bekommen, der Mann sei zwei Tage wie aus dem Häuschen gewesen. Da wäre überhaupt so manches, was einmal beredet werden müßte, und er solle Berlin Berlin sein lassen. Er müsse sich einmal mit einem Mann, Blick in Blick, an den Tisch setzen. Nun war man hier, würde in die Stadt schlendern und nach einem Gesicht Ausschau halten, nur nach einem.

Der Nachmittag kroch träge dahin. Elisabeth hörte jeden Stundenschlag, den die Standuhr durch das Haus trieb. Nun füllte sich die neunte Stunde. Sie hatte das Braunseidene mit der Silberstickerei für die Fahrt gewählt. Ob er es erkennen würde? Während sie den Regenmantel darüberzog, kratzte Lord an der Tür.

„Lord?" Sie ließ ihn herein. „Was schaust du denn so, hm?"

Wie sonderbar sein Blick rundum geht. Wie er sich alsbald auf das Fell vor dem Divan legt. So hatte man oft den Kopf gestützt, den Oberarm im grünseidenen Kissengrund, daß man Lord sehen konnte, die Schreibtischplatte, die Bücher im Schrank, die Baumkronen im Glas der Bilder. Man spürte



Bildnis. Gemälde von Prof. Walther Georgi

Lords Atem auf der herabhängenden Hand, da man so im Vor-sich-hin-denken —

Zwischen Schranktürschließen und Schalverknüpfen horchte sie noch einmal in das Haus hinein. Es blieb still. Auf dem Schreibtisch lag die verschlossene Leinenkarte für Sylvester. Von irgendwoher würde man ihm ausführlich schreiben.

Lord blinzelte in das geschäftige Treiben um ihn her. „Komm, Lord, gib mir dein Halsband! Nur dies, und wie warm das ist von dir. Das nehme ich mit. Alfons Heimbach steht darauf. Überhaupt die Heimbachs, ich habe sie alle vier gekannt, wie du, Lord."

Seine Lordschaft, des Halsschmuckes bar, schüttelte Hals und Kopf. Elisabeth ließ ihn zurück. Die Große im Eßzimmer schlug Halb, als sie von Sylvesters Schreibtisch kam. Sie ging, ohne sich umzuwenden, an den Spalieren entlang, tiefer in den Park hinein. Der Dreiviertelmond zog herauf. Ob die Fahrt kühl würde? Sie schlug den Kragen hoch und rückte die Kappe tiefer in die Stirn. Das Leder war schon erwärmt wie Lords Halsband. Hatte man denn das? Sie blieb stehen und suchte erregt in allen Taschen. Man konnte doch nicht ohne Lords Halsband fahren. Aber das lag ja im Hause drinnen, oben auf dem Divan. Hatte man noch Zeit, es zu holen? Still! Fuhr da nicht —?

Als Elisabeth aus den Bäumen heraus auf den Platz vor das Haus kam, sah sie jemand auf den Hinterflügel zugehen. Das konnte Karl sein. Karl? Was wollte Karl jetzt in Mütze und Lederzeug?

Die Tür zur Diele war verschlossen. Neun Uhr und Hanna war pünktlich mit dem Schließen. Sie ging um das Haus herum. Sie sah im Herrenzimmer den Sechsarmigen aufleuchten und erlöschen. Die Tür zum Hinterflügel war nur angelehnt. Für Augenblicke stand sie an der Dielentür. Aus einem Hofzimmer stahl sich ein schmaler Lichtstreif in das Dunkel. Er lag wie eine goldene Wagerechte über dem Boden. Eine Tür knarrte. Elisabeth schreckte zusammen, huschte in die Nische zum Eßzimmer. Drinnen silberten alle Dinge im bläulichen Mond, er mußte über den Magnolien stehen. Im Herrenzimmer stieß ein Stuhl an eines der Tischbeine. Die Tür tat sich auf: Sylvester. Er blieb im Lichtkegel des Mondes stehen, wie Dinge, die ein Scheinwerfer hascht. Er sah Elisabeth nicht und trieb an ihr vorüber, bis die dunkle Flut des Vorhangs über ihm zusammenschlug.

Neun läuteten die Glocken der Uhr.

Elisabeth rettete sich in das Oberhaus. Da lag Seine Lordschaft verschlafen neben dem Divan und streckte seinen schmalen Leib, als das Licht aufflammte. Sie setzte sich neben das Halsband, das erkaltet war. Und machte sich daran, Sylvesters Blick zu ergründen. Ich glaube, ich darf ihn nicht allein lassen, sagte sie zu sich selbst, er ging so einsam in sein Zimmer hinüber. Ich muß bleiben, so wie Edith Günther dem Billung wieder hat schreiben müssen. Nach einem Gesetz.

Sie streifte das Braunseidene ab und lief, als sie es gegen das schlichte Dunkle eingetauscht hatte, bis dicht vor die kleine Pendule. Die zeigte das erste Viertel vor Zehn.

Tuut... tuut...

Da: wartete nicht Stefan Föhn oberhalb des kleinen Tores? Und hatte nicht Sylvester am Schreibtisch die weiße Briefhülle geöffnet, darin die Leinenkarte erzählte „... aus freiem Willen mit Stefan Föhn gegangen, um ein neues Leben..."

Tuut... tuut...

Sie schrak zusammen, sprang in den Mantel und steckte die Lederkappe ein.

Ja, ich komme. Ich muß ja kommen; ich habe es Sylvester selbst geschrieben. Stefan, du darfst nicht den Vierklang ansetzen: plötzlich, hell, schmetternd, schneidend. Du mußt warten, bis ich aus dem Tore trete.

Tuut... tuut...

Über die Diele kam sie nicht hinaus. Vor Sylvesters Tür war die Welt zu Ende.

Ich muß jetzt doch zu dir hereintreten, um mich dir bedingungslos auszuliefern, ohne Vorbehalt. — Im Eßzimmer hatte der blaue Strom sein Bett erbreitert, er warf sich der dunklen Flut des Vorhangs mit geschweiftem Delta entgegen. Elisabeth bog die Falten um ein Winziges auseinander, bis das gelbe Licht seiner Tischlampe auf sie traf. Er hatte eine Schublade vor sich ausgebreitet, hielt den Kopf in die Hand gestützt und wußte oder wußte nicht um die Leinenkarte.

Da trat Elisabeth mitten durch den Vorhang zu ihm herein.

Jäh hob er den Kopf. „Wo kommst du her?"

„Von oben. Und du?"

„Wir haben in Hamburg eine Angelegenheit vertagen müssen, da war es zwecklos, zu bleiben."

Tuut... tuut...

Wußte er um die Karte?

„Es wird vielleicht ohnedies in Kürze manche Änderung eintreten," sagte er dann fest und bestimmt.

Elisabeth stand mit herabhängenden Armen neben dem Schreibtisch.

„Ich habe schon länger mit mir selbst im Zwiespalt gelegen. Der Richard hat eigentlich die Schuld, daß — oder Schuld kann man das bei ihm nicht nennen — Anlaß ist besser. Ich habe ihm dann nach Berlin geschrieben. Er ist heute mittag hier —"

„Ist er schon da? Wo steckt er jetzt?"

„Noch in der Stadt. Er ging nach Sechs."

Am Ende hatte er sich Richard als Beobachter kommen lassen. Und nun war ihm durch die Leinenkarte alles bestätigt worden.

Sie mußte sich aufstützen, schob die Mappe und Papiere zurück, um das feste Holz zu gewinnen. Dabei stieß sie auf den verschlossenen Brief, der hart an die Kante gelangt war.

„Dieser Stefan Föhn ist doch ein Kerl," sagte Sylvester plötzlich. Seine Frau schreckte auf, sie war taub für den Wortsinn.

„Verzeih, Syl, ich habe eben nicht recht — was meintest du?"

„Dieser Stefan Föhn ist doch ein Kerl!"

Das war ein zweiter Schnitt in die gleiche Wunde. Er stand plötzlich auf.

Wie groß er war. Man mußte einen Schritt zurücktreten. Seine Augen flammten, wie er in den Blättern auf der Platte kramte. Papier raschelte, er griff etwas Schwarz-Weißes, hob den Arm.

„Kennst du das noch?"

Sie brachte Ordnung in die schwarzen Linien. „Luzifer!" Seine erste Züricher Zeichnung. Um deretwillen sie ihn in der Kantons-Ausstellung zum erstenmal angesprochen und seinen Weg gekreuzt hatte.

Sie mußte ihm in die großen, braunen Augen sehen, die eigenen in seinen Blick senken und bekennen, auch wenn er jene Stunde nun verspotten würde, da man ihn angesprochen, so wie man einen Begegnenden nach dem Weg fragt.

Er hatte sich gebückt, um ein herabgeglittenes Blatt vom Boden aufzulesen. Als seine Augen abermals auf den „Luzifer" trafen, schienen sie Elisabeth wieder zu wachsen.

„Und ich zeichne dennoch wieder!"

Ungläubig sah seine Frau ihn an.

„Ich stand bei der Einweihung just vor dem zweiten Rechteck und die Augen der Spinnmädchen haben mich angesehen, daß ich zu ersticken glaubte. Fünf Tage geht mir dieser Blick nach. Wenn ich mich draußen an den Schreibtisch setzte, stand der Blick neben der eingelaufenen Post. Wenn ich über den Fabrikhof ging, saßen die Augen vor der Werkskantine auf der Bank. Sie schauten rechts, sie schauten links, sie schauten zu beiden Seiten aus der Menge in die Schlagfenster herein, wenn ich aus dem Tor fuhr. Ich will diesen Blick nicht mehr sehen. Ich will keine Maschine mehr gehen, kein Rad mehr surren hören, keine Spindel sich mehr drehen sehen. Ich will aus diesen Fangarmen los. Ich will frei sein. Ich will zeichnen. Ich will dich. Wir wollen Zürich."

Elisabeth wußte nichts anders zu tun, als zwischen Schreibtisch und seine Knie in Falten, Dunkel und Heliotrop niederzufallen. Den Kopf an seine Brust zu bergen, fest, daß die dünne Silberkette sich mit vielen kleinen Malen in die Schläfe grub.

„Du, Syl, als du mir unlängst erzähltest, was Papa über mich gesagt hat ... du: hier bin ich."

Sylvester sah das windbewegte Laub im Mondlicht wie plätschernde Kaskaden tropfen und dunkelte die Tischlampe jenseits Elisabeths Kopf. Er hob sie zu sich hinauf, und sie sah sich mit ihm in Blau und Silber treiben. Ein fernes Licht stand in seinen Augen, wie ein helles Fenster irgendwo.

In die plätschernden Kaskaden sprang da ein jähes Surren.

Haliii ... Halooo ...

Erfüllung. Von Börries, Freih. v. Münchhausen

Mädchen geht ihr Mund in Erfüllung. Weibern
Geht der Schoß in Erfüllung, aber Männer
Sehnen verschmachtend — ach, in Irre schmachtend —
Herzens-Erfüllung.

Manchen trösten Räusche des bunten Lebens,
Manchem stirbt in der Brust verdorrt dies Heimweh,
Selten erfüllte — und nur Künstlern völlig —
Männern das Herz sich.

Ach, mir geht mein Herz in Erfüllung! Selig
Darf ich singen die Helden meiner Träume,
Darf ich umhalsen alle lieben Schwestern
Quellenden Lebens!

Das Krügertelegramm

Von Univ.-Prof. Dr. Paul Haake

Am Abend des 3. Januar 1896, eines Freitags, gab der Reichsanzeiger folgendes Telegramm bekannt, das Kaiser Wilhelm II. gegen 12 Uhr an den Präsidenten der Südafrikanischen Republik Paul Krüger gesandt hatte: „Ich spreche Ihnen Meinen aufrichtigen Glückwunsch aus, daß es Ihnen, ohne an die Hilfe befreundeter Mächte zu appellieren, mit Ihrem Volke gelungen ist, in eigener Tatkraft gegenüber den bewaffneten Scharen, welche als Friedensstörer in Ihr Land eingebrochen sind, den Frieden wiederherzustellen und die Unabhängigkeit des Landes gegen Angriffe von außen zu wahren.“ Ist auch die Entstehungsgeschichte dieses Telegramms, das unermeßlichen Jubel in deutschen Herzen, Zorn und Haß bei den Briten weckte, noch nicht restlos aufgeklärt, so hat sich doch das über ihm schwebende Dunkel so weit gelichtet, daß der Gang der Ereignisse, die sich darum gruppierten, in seiner kausalen Verkettung ziemlich vollständig rekonstruiert werden kann. Die Aktenpublikation des Auswärtigen Amtes, von Friedrich Thimme im Mai-Juniheft der Europäischen Gespräche, von Arnold Oskar Meyer im Juni-Juliheft des Archivs für Politik und Geschichte beigebrachte Zeugnisse der mithandelnden Personen, des Admirals von Hollmann und Fritz v. Holsteins Aussagen, Otto Hammanns, Freiherr v. Eckardsteins und des Kaisers Darstellungen widersprechen sich zwar vielfach, und nicht immer weiß ich, welcher ich den Vorzug geben soll, aber eine Tatsache von größter Bedeutung festzustellen ist mir gelungen: Der Kaiser hat schon am Silvester 1895 oder am Neujahrstage ein Telegramm an Krüger senden wollen, ehe er wußte, welchen Ausgang Jamesons Abenteuer nehmen werde. Wie ist er dazu gekommen? Das sich und anderen klar zu machen, ist jetzt Pflicht eines ernsten Forschers und aufrichtigen Patrioten.

Wie es das Ziel der deutschen Außenpolitik gewesen war, möglichst alle europäischen Großmächte zu einem den Hauptfriedensstörer, Frankreich, im Zaum haltenden Konzern zusammenzuschließen, so machte sich auch Hohenlohe, seit dem November 1894 Caprivis Nachfolger, zur vornehmsten Aufgabe, unsern revanchedurstigen Nachbar im Westen, so gut es ging, zu isolieren: er ließ sich eine Besserung der deutsch-russischen Beziehungen angelegen sein und wartete sehnsüchtig auf eine Gelegenheit, England wieder stärker an den Dreibund heranzuziehen, wie es dem ersten Kanzler 1887 gelungen war; eine Entente zwischen England, Frankreich und Rußland glaubte er vorerst nicht befürchten zu brauchen. Minder ruhig und besonnen war der Staatssekretär des Auswärtigen Amts Freiherr v. Marschall und sein Hauptberater Fritz v. Holstein. Das Abrücken des im August 1892 wieder ans Ruder gelangten liberalen Kabinetts Gladstone von Berlin, besonders bei dem Abschluß eines Vertrages mit dem Kongostaat, der wohlerworbene deutsche Rechte verletzte, hatte sie tief verstimmt und auf den Gedanken gebracht, die Kolonialpolitik von der allgemeinen Außenpolitik scharf zu trennen, bei dieser zwar auch fernerhin Englands Bindung an Italien und den Dreibund in ähnlicher Form, wie es Bismarck 1887 geglückt war, anzustreben, jene aber auf ein Zusammengehen Deutschlands mit Frankreich zu basieren, — als ob sich das praktisch ebenso leicht hätte durchführen lassen wie in der Theorie! Es schien Marschall, Holstein und dem Dirigenten der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts, Kayser, richtig, im Juni 1894 einen Protest gegen das Kongoabkommen vom 12. Mai, gegen die „Rechtsverletzung“ nach London zu senden, eine kühl, streng gehaltene Note, die Caprivi sich etwas höflicher wünschte, Wilhelm II. aber billigte: Lord Rosebery, Gladstones Nachfolger, bezeichnete sie dem österreichischen Botschafter gegenüber als einen unerhörten Angriff auf sein Kabinett; England sehe sich gleichsam gezwungen, eine Änderung der bisherigen Politik vorzunehmen. Gewiß befanden sich die Briten im Unrecht, als sie sich einen Gebietsstreifen im Kongo abtreten ließen, ohne sich vorher mit der deutschen Regierung darüber zu verständigen, und Rosebery gestand das unserem Botschafter in London, dem Grafen Hatzfeldt, auch zu, aber es war eine Unklugheit Marschalls, sich so schroff auf den formalen Standpunkt des Rechts zu stellen und den Vertreter Englands in Berlin, Sir Edward Malet, wenn auch in aller Freundschaft, wie dieser dem Kaiser erzählte, auszuzanken, es war eine noch größere Unklugheit Wilhelms II., Marschall zu übertrumpfen und zu Malet zu sagen, dieser Schritt in Afrika könne unberechenbare Komplikationen in Europa schaffen und ihn, den Monarchen, bestimmen, Englands Rechte in Ägypten anderen Staaten gegenüber nicht mehr so wohlwollend wie bisher zu unterstützen. Glaubte man in Berlin auch mit gutem Grund an eine feindselige Haltung Roseberys und seiner Kollegen. an ihren festen Willen, die Lebensbedingungen der deutschen Besitzungen in Afrika zu vernichten, so durfte man sich doch nicht offen zu dem Grundsatz bekennen, Böses mit Bösem vergelten zu wollen, solange man nicht über hinreichende Mittel verfügte, es zu tun. Einer Macht wie England gegenüber war Vorsicht geboten und Berufung auf das gute Recht allein nicht am Platze. Der Jurist Marschall, der darauf pochte, besaß noch nicht das feine Fingerspitzengefühl des echten Staatsmanns

und der Kaiser, der sich schon im Geiste einem neuen Berliner Kongreß präsidieren sah, noch weniger. Caprivi vermochte nicht, wie es sein mußte, zu bremsen. Sein Nachfolger Hohenlohe gab sich der Hoffnung hin, England werde einst wieder unter vernünftiger politischer Leitung die Übereinstimmung seiner Interessen mit denen des Dreibundes in gewichtiger Weise betätigen. Hat er die deutsche Politik in gleichem Sinne geleitet? Konnte er der Besonnenheit und Vernunft immer zum Siege verhelfen über aufbrausende Empfindlichkeit und konstruierende Phantasie?

Am 16. November 1894 charakterisierte Marschall die Haltung Roseberys uns gegenüber mit bitterem Sarkasmus also: „S. M. der deutsche Kaiser macht sich verbindlich, für Englands Interessen einzutreten. England als solches verpflichtet sich zu nichts, aber der gesunde Sinn des englischen Volkes wird den Augenblick richtig erkennen, welcher geeignet ist, um dem für Englands Interessen kämpfenden Deutschland beizuspringen. Solange Deutschland sich zu diesem pactum claudicans nicht entschließt, wird es in großen und kleinen Fragen schikaniert und schlecht behandelt, um ihm das Fehlerhafte seiner Politik zu Gemüte zu führen.“ Am 4. Februar 1895 warf er der englischen Politik vor, daß sie ein ausgesprochen antideutsches Gepräge trage und darauf hinausgehe, jeden deutschen Mitbewerb systematisch auszuschließen und die in deutschem Besitz befindlichen Gebiete lahmzulegen; das erzeuge in unserem Volke wachsende Mißstimmung; die deutsche Regierung könne sie nicht unberücksichtigt lassen. Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes hatte offenbar den Briten noch nichts vergeben und vergessen; als Süddeutscher demokratischen Gedanken nicht unzugänglich, war er zudem zu einer schärferen Einstellung der deutschen Politik gegen die Vettern jenseits des Kanals unverkennbar bereit; der von der Regierung eingeschlagene Kurs müsse mit den Wünschen der öffentlichen Meinung harmonieren. England hoffe — schrieb Marschall am 23. Dezember 1895 dem Grafen Philipp Eulenburg —, daß im Mittelmeer und auf der Balkanhalbinsel der Kampf ohne England losgehen und es sich den eigenen Aderlaß dann ganz ersparen könne; seinen Beitritt zum Dreibunde halte man in Berlin für keine praktisch durchführbare Idee — war das wirklich auch die Auffassung Hohenlohes? Ein am 1. Weihnachtsfeiertage abgeschickter Bericht des Grafen Münster aus Paris über eine Unterredung mit Felix Faure, dem Präsidenten der französischen Republik, brachte Marschall und Holstein dann auf den Gedanken einer Liga der kontinentalen Mächte Europas. In der am 28. Dezember 1895 aufgesetzten Antwort heißt es, eine gemeinsame Aktion Deutschlands und Frankreichs hinsichtlich mancher außereuropäischer Fragen sei denkbar und leicht erreichbar; wie sie beide hätten auch andere Staaten ein Interesse daran, eine Vergrößerung des englischen Imperiums ins Grenzenlose nicht zuzulassen. Ein gefährliches Experiment. Der britische Löwe sollte eingekreist werden von Jägern, die nicht alle Helden, zum Teil schlecht ausgerüstet und gewiß nicht die besten Freunde waren. Bekam der gallische Hahn wieder seinen Revanchekoller, dann erwarteten die Männer der Wilhelmstraße von den Engländern Beistand gegen die Franzosen. Dachte man da nicht zu optimistisch? Wurde Holstein nicht irre an seinem Plan einer Kontinentalliga?

Der Erlaß an Münster hatte in seiner ersten Fassung die Büros des Auswärtigen Amts bis zum Reichskanzler hin soeben passiert, als höchst beunruhigende Kunde aus Südafrika eintraf. Der Nachricht, daß in Johannisburg ein Aufstand befürchtet werde, folgte am Silvestertage um 1½ Uhr ein Telegramm aus Pretoria, eine 8—900 Mann starke bewaffnete Bande der Chartered Company sei unter der Führung Jamesons in das Transvaalgebiet eingebrochen; der deutsche Konsul daselbst, v. Herff, meldete, Präsident Krüger rechne auf Intervention Deutschlands und Frankreichs und bat um Ermächtigung, zum Schutz von Leben und Eigentum der Deutschen, die durch die Invasion ernsthaft gefährdet erschienen, das Landungskorps des sich in der Delagoabai befindenden Kreuzers „Seeadler“ zu requirieren. Marschall brauste auf. „Nun muß gehandelt werden,“ bemerkte er in seinem Tagebuch. Der Empfang von Neujahrsgratulanten im Auswärtigen Amt wurde sofort abbestellt, an S. M. telegraphiert, um 3 Uhr mit Kolonialdirektor Kayser die Fahrt nach Potsdam angetreten und dem Monarchen Vortrag erstattet. Von einer Besprechung mit dem Reichskanzler berichtet Marschalls Tagebuch merkwürdigerweise nichts.

Der Staatssekretär muß aufs höchste erregt gewesen sein. Hatte er doch dem neuen englischen Botschafter in Berlin Sir Frank Lascelles wie seinem Vorgänger offen erklärt, Deutschland halte an der Unabhängigkeit Transvaals nach Maßgabe des Vertrages von 1884 unbedingt fest und könne eine Änderung des Statusquo nicht akzeptieren! Dem Foreign Office das Schlimmste zutrauend, von Holstein und Kayser schwerlich beruhigt, entschloß er sich auf der Fahrt nach Potsdam, dem Kaiser vorzuschlagen, Graf Hatzfeld solle in London um seine Pässe bitten, falls er den Eindruck habe, daß die englische Regierung die Völkerrechtsverletzung in Transvaal billige, und Herff solle das Landungskorps des „Seeadler“ requirieren. Wilhelm II. genehmigte dies, — ob er es damit vorläufig hat genug sein lassen wollen, ist eine mangels ausreichenden Materials noch nicht zu beantwortende Frage. Um ¾6 Uhr fuhren Marschall und Kayser nach Berlin zurück. „Ein stürmischer Nachmittag“ notierte sich der Staatssekretär nach Erledigung der ihm gewordenen Aufträge, bevor er sein Lager aufsuchte.

Am Morgen des Neujahrstages eilte er um 9 Uhr zum Reichskanzler und unterrichtete ihn über die Sachlage. Um 10 Uhr begann der Gottesdienst in der Schloßkapelle. Um ¼12 Uhr empfing der Kaiser die Botschafter und sprach unter anderen auch mit Lascelles über Transvaal — nach Marschalls Eintragung: „aber maßvoll," — hatte er tags zuvor Maß vermissen lassen? Während S. M. dann um 12 Uhr den Kommandierenden Generälen seine Zufriedenheit ausdrückte über alles, was er im vergangenen Jahre von der Armee gesehen habe, empfing Marschall den englischen Botschafter, der ihm ein Telegramm Salisburys übergab, Chamberlain billige die Politik der Gewalt nicht. Der Staatssekretär erwiderte, diese Mitteilung scheine ihm durch die Ereignisse schon überholt zu sein; bedauerlicherweise drohe sogar die Times, daß England keine Intervention, von welcher Seite sie auch kommen möge, dulden werde; sollten denn die Großmächte, welche Rechte und Interessen in Transvaal haben, die völkerrechtswidrige Intervention des Cecil Rhodes schweigend hinnehmen, der in Transvaal gar nichts zu suchen habe? Hierbei dachte Marschall zweifellos an die von Holstein geplante antienglische Kontinentalliga; schon tags zuvor hatte er zu Lascelles geäußert: „der Antagonismus zwischen dem Dreibund einerseits und Rußland und Frankreich andererseits habe sich in den letzten Jahren wesentlich gemildert und auch die Spannung zwischen Deutschland und Frankreich sei nahezu geschwunden; dem Scharfblick Salisburys werde es nicht entgehen, daß der Gedanke, die zwischen jenen Staatengruppen noch ungelösten Fragen ohne Rücksichten auf englische Interessen zu regeln und dabei auch eventuell englische Interessen als Kompensationsobjekte zu benutzen, wenn er in konkreter Form zur Anregung gelangte, in weiten Kreisen einen fruchtbaren Boden finden werde." In der noch einmal revidierten Weisung für den Grafen Münster war inzwischen Folgendes hinzugesetzt worden: Die so plötzlich akut gewordene Transvaalfrage werde vermutlich Seiner Exzellenz einen unauffälligen Anlaß bieten, um wie von sich aus die schon zu Papier gebrachten Gedanken dem Präsidenten Faure gesprächsweise zugänglich zu machen, und der Herr Botschafter werde dabei diejenige akademische Form zu finden wissen, welche geeignet sei, dem Verdacht vorzubeugen, als wolle sich Deutschland für die jetzt eben schwebende Transvaalfrage die Unterstützung anderer Mächte verschaffen. Ein solcher Verdacht lag nur zu nahe und war auch durchaus berechtigt. Man hielt in der Wilhelmstraße jetzt erst recht Umschau nach Assistenz für den Fall eines wenn auch nur diplomatischen Konfliktes mit England. Auch Hohenlohe scheint um die Jahreswende ein Anklopfen in Paris für aussichtsreich gehalten zu haben. Er erklärte sich mit dem Zusatz gleichfalls einverstanden. Das von mir im Auswärtigen Amt eingesehene endgültige Konzept der Weisung für Graf Münster erhielt das Datum des 1. Januar 1896. Zwei Tage darauf ist sie an ihn abgegangen.

Am 1. Januar empfing Marschall nach Lascelles noch den französischen Botschafter Herbette. Er weihte ihn in seinen und Holsteins Gedankengang ein: England rechne auf den Antagonismus der Kontinentalmächte und glaube sich alles erlauben zu dürfen; könnten die großen kontinentalen Gruppen sich nicht für konkrete Zwecke verständigen unter Beiseitelassung aller der Fragen, die einen europäischen Krieg heraufzubeschwören imstande seien? Herbette zeigte nach Marschalls Aufzeichnungen Verständnis dafür, brachte aber das Gespräch sogleich auf Ägypten. Nach seinem eigenen am selben Tage nach Paris gesandten Bericht will Herbette geantwortet haben, er sehe nicht, welchen Nutzen bei einer Ausschließung der ägyptischen Frage von einer gemeinsamen Aktion gegen England Frankreich von letzterer haben könne. In Paris teilte man diese Auffassung. Graf Münster fand keine Gelegenheit, der ihm am 3. Januar zugegangenen Weisung zu entsprechen, oder er erhielt eine unbefriedigende Antwort von seiten der Franzosen. Zurückgekommen ist er auf den Wunsch des Auswärtigen Amtes, in Paris einen Fühler auszustrecken, nicht.

War es nun nicht tollkühn, vielleicht mehr als das, ohne eine der englischen auch nur annähernd ebenbürtige Flotte und ohne Sicherheit über die Haltung unsrer Nachbarn im Westen und im Osten, den Briten zu erklären, ein Verschlingen Transvaals durch Cecil Rhodes oder durch England könne von Deutschland unmöglich zugegeben werden? Marschall zeigte diesen Wagemut. Am 6. Januar äußerte er in einem Telegramm an Hatzfeldt, in Rechtsfragen sei der Deutsche sehr empfindlich. Diese übergroße Empfindlichkeit eignete auch ihm. Sie übermannte ihn, zu ehrlichem Zorn gesteigert, nur zu leicht. Der Jurist in ihm drohte den Staatsmann zu ersticken, zum mindesten zeitweise, so in den letzten Stunden von 1895 und in den ersten des folgenden Jahres. Über Hohenlohe sind wir noch etwas im unklaren. Seine Tagebücher könnten wohl Aufschluß geben. Einsichtnahme in sie wird aber der wissenschaftlichen Forschung zur Zeit noch verwehrt.

Am 1. Januar traf noch ein Telegramm von Herffs aus Pretoria ein: weitere 300 Mann hätten die Grenze überschritten, obwohl der Gouverneur der englischen Kapkolonie die Aktion der Chartered Company desavouiert und Jameson den Rückzug befohlen habe. Unverzüglich eilte Marschall damit ins Schloß und berichtete es dem Kaiser. Ruhig und gelassen? Gewiß nicht. Er wird frei von der Leber gesprochen und den Monarchen scharf gemacht haben gegen das den Dingen seinen Lauf lassende Foreign Office in London, wird dem vorletzten Satz des Herffschen Telegramms zugestimmt haben: „Die zweifellos mit Vorwissen und

Genehmigung der britischen Regierung unternommene Aktion der Chartered Company ist nichts anderes als ein ruchloser Länderraub." Durfte Deutschland ihn dulden? Marschall hatte diese Frage immer verneint. Er sprach auch jetzt sicherlich wieder in solchem Sinne.

Des Staatssekretärs Meldung goß Öl ins Feuer: des Kaisers Erregung steigerte sich nun zur Siedehitze. Der 31. Dezember war auch für ihn „ein stürmischer Nachmittag." Die Nachricht vom Einfall Jamesons brachte sein Blut in Wallung. „Transvaal den Engländern lassen? Niemals!" so blitzte es in ihm auf. Sein zweiter Gedanke war: „offen Partei ergreifen für die Buren!" Vielleicht setzte er schon an diesem Tage ein Telegramm an Präsident Krüger auf, um es zunächst dem Reichskanzler vorzulegen, vielleicht tat er es erst am 1. Januar, an dem er nachmittags auf seiner Gratulationsfahrt auch bei Hohenlohe mit vorsprach, jedenfalls nahm er dessen ablehnende Haltung nicht ohne weiteres hin, sondern fühlte am Abend des Neujahrstages das Bedürfnis, noch eines andern Rat einzuholen, des sich gerade in Berlin aufhaltenden deutschen Botschafters in Petersburg, des Fürsten Radolin. Um 6 Uhr fand Familiendiner im Königlichen Schlosse statt, um ½8 Uhr begann die Vorstellung von Webers Freischütz, zu der sich der Monarch ins Opernhaus begab; dorthin bestellte er Radolin, der am Potsdamer Platz in einem der vornehmsten Hotels sich einquartiert hatte. Radolin, der selbst ein Diner gab, leistete sofort Folge; erst gegen 11 Uhr zurückgekehrt, berichtete er über das Gespräch mit dem Kaiser den Seinen: S. Majestät habe ungefähr 2½ Stunden auf ihn eingeredet. „Der Kaiser kam vom Hundertsten ins Tausendste, mir wirbelt noch der Kopf." Der hohe Herr sei völlig in Flammen und in Kampfstimmung gegen England. Er habe ihm (Radolin) das Konzept einer Depesche an Präsident Krüger vorgelesen, und das Schlimmste sei, Hohenlohe habe seine Demission eingereicht, der wolle die Absendung der Depesche nicht auf sich nehmen. Was der Kaiser wolle, das möge ja alles ganz gut und schön sein, „und vielleicht bin ich ein zu dummer Kerl, um die Allerhöchsten Intentionen zu begreifen, — ich sitze ja auch als Beobachter in Petersburg Gott sei Dank weit ab vom Schuß!" Ohne Kenntnis der Akten könne er zwar nicht urteilen, aber die geplante Absendung dieser Depesche beunruhige ihn doch aufs schwerste. Der Kaiser kenne kein Maß und Ziel, er sei völlig impulsiv in seinen Ideen. „Eben haben wir uns bemüht, den Riß mit Rußland ein wenig zuzukleistern, nun fängt der Tanz mit England wieder an. Wenn bei einer solchen Politik etwas Gescheites herauskommen soll, so verstehe ich das nicht. Der Einzige, der noch zur Vernunft redet und der durch sein Alter und durch seine Verwandtschaft Einfluß auf den Kaiser üben kann, ist Onkel Chlodwig (Fürst Hohenlohe). Geht der — was dann? Ich sehe das Schlimmste kommen." Fürst Radolin wiederholte mehrmals, daß er von einem Rücktritt des Kanzlers das Schlimmste befürchte. Von Marschall hielt er nicht viel: zu sehr Outsider und süddeutscher Demokrat.

So hat uns Radolins Adjutant, der heute noch lebende Herr von Mesmer-Saldern auf Schierensee in Holstein, im Juni-Juliheft des Archivs für Politik und Geschichte S. 592/3 berichtet. Es liegt kein Anlaß vor, an den Aussagen dieses durchaus zuverlässigen Mannes zu zweifeln. Nur darin täuscht ihn sein Gedächtnis, daß Radolin am 2. Januar vom Kaiser ins Opernhaus befohlen worden sei; Wilhelm II. gab an diesem Abend — wir wissen es schon aus Waldersees Denkwürdigkeiten (II 363) und ersahen es aus dem Reichsanzeiger — um 7 Uhr im Neuen Palais zu Potsdam den Kommandierenden Generälen ein Diner und hörte nicht an ihm Wagners Lohengrin, sondern am 1. Januar Webers Freischütz. Das ist eine von mir aus bester Quelle geschöpfte Feststellung von größter Bedeutung.

Wilhelm II. hat ein Telegramm an Präsident Krüger geplant, ehe er ahnen konnte, welchen Ausgang Jamesons Flibustierzug nehmen werde.

Man stelle sich vor, daß er geglückt wäre, — welche Folgen hätte das für Deutschland gehabt? Den Text des geplanten kaiserlichen Telegramms kennen wir nicht; wir dürfen oder müssen annehmen, daß es den Buren Mut und Zuversicht einflößen sollte und die Souveränität Transvaals als ein Noli me tangere bezeichnete; wir dürfen oder müssen ferner annehmen, daß das offizielle England den von Jameson geraubten Apfel wohlgemut in die Tasche gesteckt und mit der Drohung der Times Ernst gemacht hätte, sich von niemand die Beute wieder entreißen zu lassen. Traten dann Rußland und Frankreich auf Deutschlands Seite? Wilhelm II. hoffte es und schrieb in solchem Sinne am 2. Januar an den Zaren: Dank dem Druck der Kontinentalmächte werde wohl alles wieder zurechtkommen. Aber war denn nach den Äußerungen Herbettes am Neujahrstage eine antienglische Aktion Frankreichs so gewiß, daß der Kaiser Nicky versichern durfte: „Komme was da will, ich werde den Engländern niemals erlauben, Transvaal zu unterdrücken?" Hohenlohe sagte mit Recht nein; Marschall wird ihm, als er von dem kaiserlichen Projekt hörte, zugestimmt haben, Holstein desgleichen, — vielleicht nahm in letzterem der Gedanke, der Kaiser müsse ausgeschaltet, unschädlich gemacht werden, wovon uns Hallers zweites Eulenburgbuch berichtet, jetzt festere Gestalt an! Die Absicht, sich in diesem kritischen Augenblick durch ein Telegramm an Krüger festzulegen, war zum mindesten ein sträflicher Leichtsinn. Siegten die Buren, so hatte der Kaiser zu einem Glückwunsch immer noch Zeit; triumphierten Jameson und England, dann stand ihm Deutschland wahrscheinlich isoliert feindlich gegenüber und konnte sich aus der verfahre-

nen Situation nur durch eine diplomatische Niederlage oder durch einen Krieg retten, und für letzteren waren seine Aussichten keine guten. Der Reichskanzler durfte ihn nicht riskieren; er tat das Richtige, als er am Silvester oder am Neujahrstage die Verantwortung für eine Depesche an Krüger ablehnte und sein Portefeuille zur Verfügung stellte. Am 2. Januar mittags 12 Uhr hatte Hohenlohe wiederum Vortrag beim Kaiser. Noch einmal wird er da Wilhelm II. gewarnt haben, wenn dieser auf seinem Vorhaben beharrte. Wir wissen darüber nichts. Hohenlohes Tagebücher liegen noch „hinter Schloß und Riegel."

„Die Situation ist doch recht unheimlich" — vermerkt Marschall zu diesem Tage (Europäische Gespräche Mai-Juniheft 1924, S. 211). „Besuch von Staatssekretär Leyds und H. v. Blokland (den Vertretern Transvaals in Berlin). Dann Lerchenfeld, Lascelles, der mir die Mitteilung Salisburys bestätigt," er und Chamberlain bezweifelten keinen Augenblick, daß die von London ergangenen Befehle zur sofortigen Umkehr Jamesons pünktlich ausgeführt werden würden. „Dann Chirol, der Times-Korrespondent, mit dem ich eine lange Unterredung habe". Nachmittags mit einiger Besorgnis auf Nachrichten von Lissabon und Pretoria gewartet. Endlich kommt ein Telegramm von Pretoria vom 1. Januarabend: der Zusammenstoß sei noch unentschieden, Präsident Krüger wolle, wenn er die Schlacht verliere, Konzessionen machen, aber nicht weiter, als daß die Buren das Heft in den Händen behalten. — Jetzt gilt es zu handeln. Telegramm an Hatzfeldt, er solle Note an Salisbury richten, daß wir gegen Einfall protestieren und Antastung der Unabhängigkeit Transvaals nicht annehmen können. Abends Telegramm Hatzfeldts, daß Jameson besiegt und sich ergeben hat. Blokland bestätigt die Nachricht. Gottlob! Ich telegraphiere Hatzfeldt, daß die Note nicht übergeben wird." Zum Glück kam dieser Befehl gerade noch zurecht. Hatzfeldt konnte die dem Foreign Office bereits übergebene Note uneröffnet wiederbekommen. Sie war doch ein unnötiger, übereilter Schritt, den Hohenlohe hätte verhindern müssen. Marschall, Holstein und Kayser werden sich in die Hauptschuld an ihm teilen. Einen Triumph wollte der den Engländern so bitter zürnende Staatssekretär auch jetzt noch und nun erst recht haben. Er beauftragte Hatzfeldt, Salisbury seine Freude auszudrücken, daß er durch den Gang der Ereignisse in Transvaal eines peniblen Auftrages überhoben worden sei: der Übermittlung einer amtlichen Note. War das nicht ein vielleicht recht teuer zu stehen kommender Triumph eines Toren? Der kluge Hatzfeldt erkannte es und hat wenigstens das Wort „penibel" nicht in den Mund genommen. Stimmung und Laune rissen ihn nicht hin.

Am Abend des 2. Januar saß Waldersee beim Diner zur Linken des Kaisers. Er hat sich darüber aufgezeichnet: „Während des Essens erhielt S. Majestät eine lange Depesche über Transvaal, die ihn etwas erregte; es sei konstatiert, so äußerte der Monarch, daß englische Offiziere in Uniform die Expedition des Herrn Jameson mitmachten." Für den nächsten Vormittag sagte sich Wilhelm II. bei Hohenlohe an: um 10 Uhr nahm die berühmte Konferenz im Reichskanzlerpalais ihren Anfang, deren eines Ergebnis das oben mitgeteilte Telegramm an Präsident Krüger war. Ihr Verlauf ist im einzelnen noch immer nicht vollständig geklärt. Zunächst muß der Kaiser das Wort ergriffen haben. „S. Majestät," — meldet Marschalls Tagebuch — „entwickelt etwas wunderbare Pläne. Protektorat über Transvaal, was ich ihm sofort ausrede." Doch ist gegen 1 Uhr Herff telegraphisch angewiesen worden, folgendes mit Krüger vertraulich zu besprechen: Der Vertrag mit England von 1884 beschränke in gewisser Richtung das Recht Transvaals zum Abschluß von Verträgen, schließe aber nicht aus, daß die Republik sich an die Mächte wende, um sie zu bitten, in einer Konferenz über die völkerrechtliche Stellung von Transvaal zu beraten und das Land vielleicht durch eine anzuerkennende Neutralität gegen auswärtige Intrigen und Friedensbruch zu sichern. Deutschland würde einen solchen Antrag Transvaals unterstützen. Die kaiserliche Regierung beabsichtige nicht die Iniative zu ergreifen, weil sie nicht in den Verdacht geraten wolle, selbstsüchtige Ziele zu verfolgen, — daß Wilhelm II. solche verfolgte, wird niemand bezweifeln.

Er beantragte darauf in der Konferenz die Mobilmachung der Marineinfanterie und Sendung von Truppen nach Transvaal. Als Hohenlohe einwandte: „Das wäre der Krieg mit England," sagte der Kaiser: „Ja, aber nur zu Lande." Es wurde dann beschlossen, den Oberst Freiherrn v. Schele, den früheren Gouverneur von Ostafrika, zur Rekognoszierung nach Transvaal zu schicken, — „auch ein unglücklicher Gedanke," bemerkte Marschall dazu. Endlich richtete der Kaiser auf Marschalls Vorschlag das bekannte Glückwunschtelegramm an Präsident Krüger. Den Text scheint der in einem Nebenzimmer mit Holstein wartende Kolonialdirektor Kayser aufgesetzt zu haben. Er war Seiner Majestät nicht scharf genug. Marschall änderte daher die mildere Fassung „das Ansehen Ihrer Regierung" um in den Passus: „Die Unabhängigkeit des Landes gegen Angriffe von außen zu wahren." Wilhelm II. setzte dann seinen Namen unter das Konzept, Marschall und Kayser ihre Paraphen, Hohenlohe dagegen nicht — kein Wunder, nach seinem Renkontre mit dem Monarchen zwei oder drei Tage vorher. Die Depesche war immer noch höchst bedenklich. Admiral v. Knorr, der nebst Hollmann und Senden-Bibran, Hohenlohe und Marschall der Beratung beigewohnt hatte, bat den Kaiser bei einem sich daran anschließenden speziellen Vortrag, von der Absendung lieber Abstand zu nehmen. Es gelang ihm auch, S. M. umzustimmen. Das Ver-

hängnis hatte aber schon seinen Lauf genommen. Das Krügertelegramm war bereits um 11,55 abgegangen.

Man soll seine Bedeutung nicht überschätzen. Es hat zwar einen Sturm der Entrüstung in England hervorgerufen, die Beziehungen zwischen dem Auswärtigen Amt und dem Foreign Office aber doch nicht dauernd getrübt. Der Draht zwischen Berlin und London riß 1896 noch weniger als 1890 der zwischen Berlin und Petersurg; die Engländer trugen uns vielmehr bald darauf ein Bündnis an. Ein Fehler ist die Depesche aber doch gewesen. Er hätte sie etwas anders gefaßt, sagte Bismarck am 10. Januar zum Freiherrn v. Senden-Bibran: der Passus wegen der befreundeten Nation hätte wegbleiben sollen. Die Andeutung, daß Deutschland bereit gewesen wäre, sich auf die Seite der Buren zu stellen, wenn sie seine Hilfe anriefen, und das uneingeschränkte Eintreten für die Unabhängigkeit der Transvaalrepublik, die von englischer Seite angezweifelt wurde, mußte die Briten verletzen. Vielleicht erkannte das Holstein, als er sich schleunigst entfernte, und Hohenlohe, der seine Paraphe nicht unter das Kaysersche Konzept setzte, — dem Monarchen stärkeren Widerstand zu leisten, wäre aber noch besser gewesen. Gewiß hatten Kanzler und Staatssekretär es nicht leicht, den alle Vorsicht außer acht lassenden hohen Herrn zu zügeln. Noch am 6. Januar erklärte Wilhelm II., nie dulden zu wollen, daß Lorenzo Marquez aus portugiesischen in englische Hände übergehe, und beim ersten Anzeichen einer dahinzielenden Absicht der Briten, es besetzen zu lassen, — Hohenlohe, der mit Rücksicht auf die Passivität der Franzosen unbedingt abzuwarten empfahl, verhinderte dies zum Glück ebenso wie die Rekognoszierungsreise Scheles und die Absendung einer kaiserlichen Depesche vor Jamesons Kapitulation. Aber am 3. Januar war wohl auch er noch etwas zu sehr Optimist in bezug auf die Franzosen; er hätte jedenfalls gegen den Text des Telegrammes Einspruch erheben müssen, insbesondere gegen seine die Engländer noch mehr provozierende Verschärfung.

Als Kaiser Wilhelm I. im Mai 1877 zu dem französischen Botschafter Vicomte de Gontaut Biron unvorsichtige Äußerungen über das Foreign Office getan hatte und sich von dem Staatssekretär des Auswärtigen Amts v. Bülow nicht überzeugen ließ, daß ein Tadel der englischen Haltung nicht berechtigt gewesen sei, bemerkte Bismarck dazu: „Und wenn er es wäre, sind wir berufen? Ist er für Deutschland förderlich?" Um die Wende der Jahre 1895—96 war er das für uns erst recht nicht. Wir mußten abwarten und schweigen, zum mindesten unsere Worte vorsichtiger wählen, als wir es in dem Krügertelegramm taten. Es ist nach einem anderen Ausspruch unseres größten politischen Genius im Jahre 1872 ein gewöhnlicher Fehler deutscher Politik, sich zu früh auf die Ereignisse in einer bestimmten Richtung vorzubereiten. In diesen Fehler verfielen Holstein und Marschall 1890 bei der Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland und ein halbes Jahrzehnt später beim Jamesonraid. Der sonst so besonnene Hohenlohe scheint hier auch etwas versagt zu haben. Daß das deutsche Volk sich um die Mitte der neunziger Jahre immer mehr in eine englandfeindliche Stimmung hineinredete, entlastet die verantwortlichen Männer jener Zeit nicht. Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen, politisches Verständnis erst recht. Den Kaiser entschuldigt, daß Marschall ihn schon geraume Zeit vorher gegen die Briten aufhetzte. Das Telegramm, das am 3. Januar 1896 wirklich abging, ist dann auch kein impulsiver Akt von ihm gewesen, sondern eine Amtshandlung der deutschen Regierung. Dazu gedrängt wurde sie freilich durch seine schon am Silvester oder am Neujahrstage geplante Depesche und durch die Pläne, die er am 3. Januar zu Beginn der Konferenz im Reichskanzlerpalais entwickelte.

Zigeuner sind gekommen. Von Karla Höcker

Zigeuner sind gekommen, braune Knaben,
Die Lust und Heimweh in den Augen haben.
Das rührt mich sehr. Wie schmal sind die Gestalten,
Die soviel bunte Welt umschlossen halten — —

Die kleinen Pferde stehen enggedrückt.
Ein grüner Abend dämmert in der Ferne.
Und leise weht ein Lied in blasse Sterne,
Wie Knaben lächeln: traurig und verzückt. —

Am Morgen ist der fremde Klang verflogen.
Zertret'ne Wiesen stehn, wie ohne Seelen —
Die braunen Knaben sind davongezogen;
Es ist mir so, als würde etwas fehlen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Trau' den Zigeunern nicht. Es heißt, sie stehlen!

Adolf Münzer

Von Dr. Georg Jacob Wolf

Das ist ein Klang wie aus alten, alten, längst versunkenen Tagen: „Die Scholle". Mit Heimatkunst hat das Wort und hat der Begriff nichts zu tun, sondern die ihn prägten oder vielmehr auf sich anwandten, dachten an einen Vers Michael Georg Conrads, des Frankendichters:

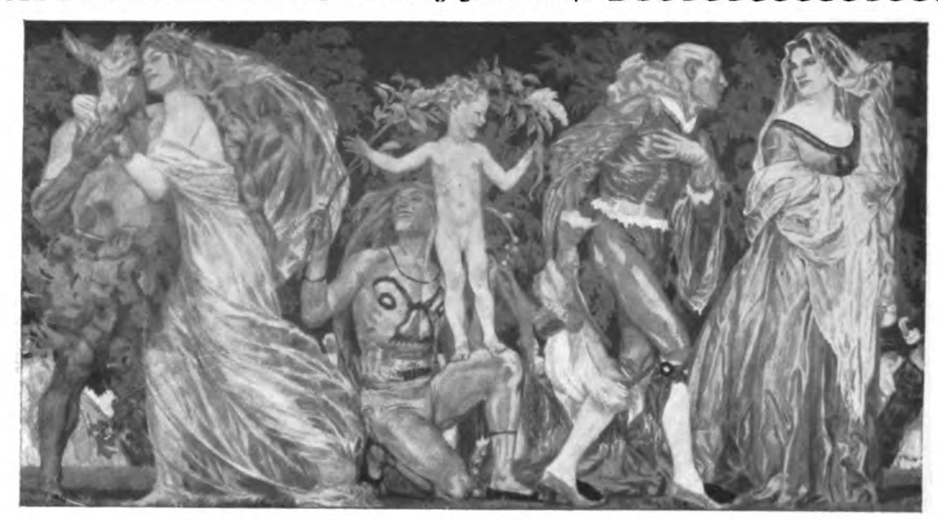
„Mußt deine eigene Scholle beackern,
Die siebengescheiten Nachbarn laß gackern!"

Wer in der Geschichte der neueren deutschen Malerei ein wenig Bescheid weiß, dem ist bekannt, daß „Die Scholle" der Name einer Münchner Künstlervereinigung war, die von 1899 bis etwa 1912 blühte und eine zeitlang sozusagen den Sauerteig der Münchner Malerei bildete. Es war nur ein kleines Fähnlein, und die Schar wußte gar wohl, daß ihr nicht ewige Dauer beschieden sein werde. Man ging deshalb auch gar nicht auf den Mitgliederfang und auf die Heranbildung eines „Nachwuchses" aus, sondern beharrte in der ursprünglichen Zusammensetzung des kleinen malerischen Ensembles, bis allgemach Entwicklung, Meinungsverschiedenheiten, äußere oder innere Schicksale die zwölf Künstler auseinanderführten und in alle Welt zerstreuten. Indessen genügt es, die Namen der Führer der Gruppe zu nennen, um sich der Bedeutsamkeit der einstigen „Scholle" bewußt zu werden. Feldbauer und Püttner, die heute in der vordersten Phalanx des malerischen Fortschrittes kämpfen, waren dabei, der monumentale Fritz Erler und sein idyllischerer Bruder Erich Erler, der poesiehafte R. M. Eichler, der verstorbene Georgi, der Mitteilsame und Romantische, und vor allem der Künstler, dessen Schaffen und künstlerischem Wesen diese Zeilen gelten: Adolf Münzer.

Im Rahmen der später so viel befehdeten, als „Illustratorenbund" verschrieenen und auch sonst in jeder Weise zu Unrecht verurteilten „Scholle" habe ich die Kunst und das Wirken Münzers kennengelernt und auch ihn



Stilleben. Gemälde. 1922



„Komödie". Wandbild im Foyer des „Kleinen Hauses" des Stuttgarter Landestheaters

selbst, den hochstirnigen, schwarzbärtigen Mann, der damals, in dem München von 1908, von Lebenslust und Optimismus überschäumte und tatenfroh einer Zukunft entgegenschritt, die ihm auch gehalten hat, was er sich von ihr erwartet hatte. Freilich ist sein Lebensweg gleich weit wie sein künstlerischer Entwicklungsgang von dem alten „Scholle"-Ideal und von der Leistung, die ihn als den bevorzugten Illustrator der „Jugend" kennzeichnete, hinweggeeilt, aber die bedeutsamen zwölf oder dreizehn Jahre „Scholle"- und „Jugend"-Arbeit sind trotzdem die entscheidende Spanne Zeit in seinem Schaffen wie in seinem Emporgang geblieben.

Als Münzer in München in den „Scholle"-Kreis eintrat, lag folgender Lebensweg hinter ihm. Am 5. Dezember 1870 war er in Pleß in Oberschlesien geboren. Er war Handwerker geworden, aber sein Handwerk hatte ihn mit der Kunst in Beziehung gesetzt, denn er laborierte mit Farben und schärfte seinen Blick und sein koloristisches Empfinden, um einmal als Dekorationsmaler (zu diesem Beruf war er nämlich von seinen Eltern bestimmt worden) etwas Tüchtiges zu leisten. Indessen verspürte er den bekannten „Drang nach etwas Höherem" in sich und setzte es dementsprechend durch, daß er die Breslauer Kunstgewerbeschule und im Anschluß hieran die Münchner Kunstakademie besuchen konnte. In München traf er in dem bedeutungsvollen Jahr ein, da eben die „Sezession" zum Sprung ansetzte: 1890. Münzer war wohl, wie alle rasch begeisterte Künstlerjugend, von den neuen Ideen und dem zukunftverheißenden Gewoge begeistert, trotzdem hielt er im Atelier eines Lehrers von konservativer Art, bei dem alten Karl



„Musik". Wandbild im Foyer des „Kleinen Hauses" des Stuttgarter Landestheaters



Schwäbin. Gemälde. 1908

Raupp, dem vielbekannten Chiemseemaler, längere Zeit aus, zog dann zu Otto Seitz und landete schließlich bei Paul Höcker, zu seiner Zeit einem der gefeiertsten Professoren der Münchner Akademie, in dessen Atelier sich alles drängte, was zur Fahne des Fortschritts schwor. Fast alle späteren „Scholle“-Leute waren hier versammelt und dazu manch anderer, der es später zu Ansehen und Geltung brachte. Es war dort ein echter „Geniekasten“. Man regte sich gegenseitig stark an, hielt auch ausgezeichnete Freundschaft und fühlte sich eins und stark in dem wieder erwachenden Münchner Kunstsommer. Damals geschah es, daß kurz nach der Gründung der fortschrittlichen Künstlergruppe „Sezession“ auch die beiden führenden künstlerisch gerichteten Münchner Wochenschriften „Simplizissimus“ und „Jugend“ ins Leben traten. Für Münzer bot sich auf ihren Seiten ein vollkommenes Arbeitsfeld. Seine zur Mitteilsamkeit geneigte und zu frohen Schildereien drängende Kunst fand hier den geeigneten Boden. Erst widmete er seine Dienste dem „Simplizissimus“, dann ging er zur „Jugend“ hinüber, wo man seine elegante Art und seinen noblen Strich wohl zu schätzen verstand. Georg Hirth ermöglichte es in der Folge, daß, gleich Weisgerber und einigen anderen künstlerischen Mitarbeitern seiner Wochenschrift, auch Adolf Münzer auf ein Jahr nach Paris gehen und sich dort weiter ausbilden konnte. Der Gewinn war beiderseits: Münzer kam, von dem farbigen,

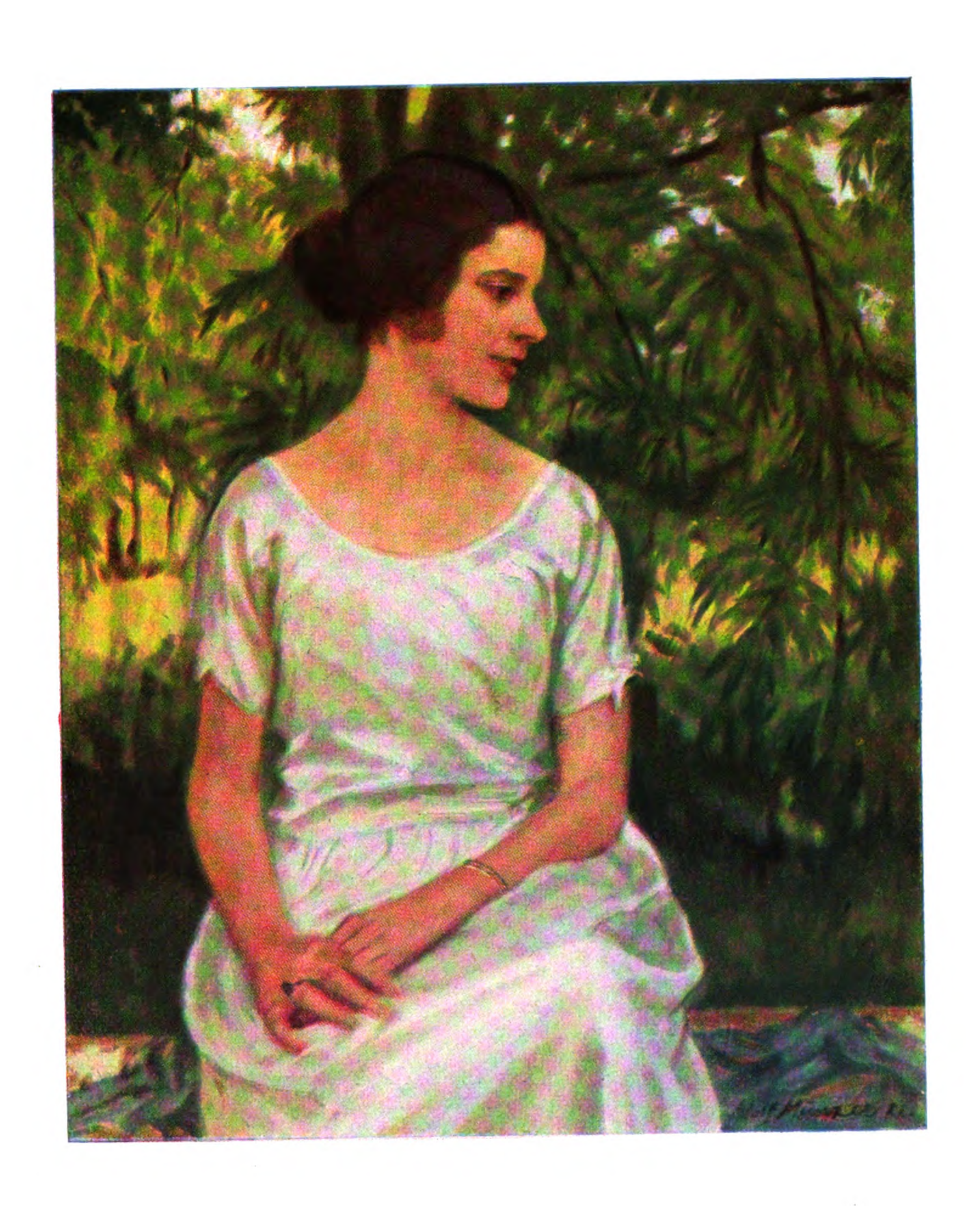


Spitzennetze. Vignette für die „Jugend". Nach dem Wandbild in der Ausstellung „München 1908"

eleganten, an fesselnden und aparten Eindrücken reichen Großstadtleben in Paris fast noch mehr erregt und in seiner Empfindung aufgelockert als von den Vorbildern der damals noch alleinherrschenden Meister des Impressionismus, in seinem künstlerischen Erleben und Fühlen, wie auch im Ausdruck, in der Gestaltung, in der Formgebung und im Kolorit seiner Bilder entscheidend vorwärts. Hirth dagegen gewann aus dem Pariser Studienaufenthalt Münzers eine stattliche Reihe rassiger, pikanter Illustrationen und Stimmungsbilder für seine „Jugend". Wenn einmal ein Spätergeborener eine Geschichte der Pariser Kulturzustände und des Pariser Straßenbildes und Gesellschaftslebens um das Jahr 1900 schriebe und dazu charakteristische, vorurteilslose, mitteilsame und alles andere als langweilige Illustrationen suchte, der müßte nach diesem Schatz von Zeichnungen Münzers greifen. Ganz und gar unparteiisch, unbeeinflußt von Partei und Politik, ging Münzer zu Werke. Wo etwa bei der Schilderung eines Pariser Vorgangs die Ironie verspürt wird, versteckt sich dahinter doch zugleich die Huldigung. Das ist nicht mißzuverstehen: es war 1900 und ganz die Stimmung, in der in dieser Zeit ein deutscher Künstler Paris gegenübertrat, Paris, in dem er die Hochburg fortschrittlicher, unendlich verfeinerter Malkultur verehrte. Münzer holte sich von den Boulevards, im Bois de Boulogne, von den Champs Elysées, aus den Bars, Kabaretts und Theatern, im Varieté und von den Rennplätzen seine Eindrücke und Modelle. Besonders war



„Tanz". Wandbild im Foyer des „Kleinen Hauses" des Stuttgarter Landestheaters



Bildnis

Gemälde. 1922


Supraporte. 1923

es die Pariserin, die ihn fesselte, begonnen von dem kleinen, ranken Mädchen bis zur ältlichen Marquise mit der Habichtsnase, bevorzugt aber war stets die vollerblühte femme de trente ans, in deren Seele der Künstler spähte und die er in ihrem reizvollen äußeren Drum und Dran, in rauschender Toilette und im tiefsten Decolleté, beim Blumenkorso auf reich geschmücktem Wagen die Zügel führend oder abends auf der Place de la Concorde flanierend, als kecke Kabarettistin oder mit ihrem Galan unter grünen Bäumen im Bois schmausend darstellte. Die buntbewegte Menge der Weltstadt, das Gekribbel einer von gleichmäßigen und gleichgerichteten Stimmungen beschwingten Menschenschar hat Münzer von jeher mindestens ebenso gereizt als die Schaubarmachung seelisch tiefer gesehener, nicht als Typen, sondern als Individualitäten aufgefaßter Persönlichkeiten. Dazu gab ihm das aufgeregte Treiben der Wetter und Wetterinnen auf dem Rennplatz von Auteuil, den er gern aufsuchte, gab ihm ein künstlerisches Montmartre-Fest oder ein Volksfest in St. Cloud, wo man nächtlicherweile unter Bäumen bei dem kupplerischen Licht sparsamer Lampions über den grünen Rasen walzte, willkommene Gelegenheit. Später hat er diese Kunst einer komprimierten Massendarstellung auch an nichtpariserische Motive gewandt, und da war es neben dem eleganten Badetreiben in Ostende, das er liebte, in erster Linie der Münchner Karneval, der ihm freudig aufgenommene Anregungen und Stoffe lieferte. Denn damals, als Münzer seinen freudestrahlenden, lustig die Wirklichkeit umzirkenden, lockeren Stift über das Papier tanzen ließ, stand der Münchner Karneval in seiner Sünden und Schönheiten Maienblüte. Es ist nicht gerecht, daß man im allgemeinen nur den Baron Ferdinand von Reznicek als den Meisterschilderer des Münchner Karnevals feiert, daß man die Ebenbürtigen neben ihm, voran unseren Adolf Münzer und Paul Rieth, zurücksetzt. Ferdinand von Reznicek war der König des Bal paré im Deutschen Theater, wo die Elegants und die „süßen Mädels" und



Wandbild. 1924



Germania, links und rechts Rhein und Mosel. Deckengemälde im Sitzungssaal der Düsseldorfer Regierung

die abenteuerlustigen, heimlich aus dem Haus geschlichenen Ehefrauen ihr ausgelassenes Wesen trieben. Münzer dagegen führte gern in eine andere Sphäre, nämlich in die des Künstlerfestes, auf dem man vermummt, in der Maske, erscheint, wo nicht Frack und Frou-frou regieren, sondern Laune, Witz und Geistigkeit. Köstliche Zustandsbilder von schäumendem Übermut entstanden da, und einmal ist Münzer sogar so etwas wie eine große Symbolisierung des Münchner Faschings überhaupt gelungen: dies freilich nicht im enger umschriebenen Rahmen einer Zeichnung oder Illustration, sondern auf einem Gemälde stattlichen Ausmaßes, das man vor vielen Jahren auf einer „Scholle“-Ausstellung im Münchner Glaspalast zu sehen bekam. Es stellt die Münchner Maximiliansstraße mit ihrem Vorkriegs-Maskentreiben im Spätnachmittagslicht eines Faschingsdienstags dar. In einem Fiaker steht eine schöne, wundervoll schlanke Frau in weißem Gewand und holt mit der Rechten zum Confetti-Wurf aus: er gilt dem zur Linken des Wagens heranreitenden grotesken Nigger-Clown, der auf einem Ochsen sitzt, ein lustiger Bursche, in dem die weiße Dame einen Partner der frohgemuten Feste erkennt, die in dieser letzten Karnevalsstunde nochmals an ihr vorbeiziehen. Um diese beiden, aus dem Gewimmel des Faschingsvolkes herausragenden Gestalten drängt sich die Maskenwelt in buntem Gemisch, den Hintergrund aber schließt mit klassischer Silhouette der Bau des Maximilianeums. Echt München ist auch Münzers Bild von dem „Verregneten Oktoberfestsonntag“, wo Kellnerinnen und Schankkellner anstatt der ausgebliebenen Gäste sich unter dem weiten Zeltdach der Bierbude ergötzen, und der verwandte „Tanz in Siebenhütten“, der in das Tegernseer Lustrevier der Münchner Sommerfrischler hinausführt.

Es ist fast selbstverständlich, daß ein stark malerisches Ingenium, wie es Münzer innewohnt, neben diesen mehr erzählenden, zuweilen ins Illustrative schweifenden Aufgaben, die oft genug von außen an den Künstler herantraten, nach rein malerischer, absolut koloristischer, vom Stofflichen unbeschwerter Tätigkeit verlangt. Als die „Jugend“ vom rein Graphischen, von der ad hoc zum Witze, zur Pointe, zum Wort und zur Novelle oder Humoreske geschaffenen Zeichnung immer mehr zur mehrfarbigen Wiedergabe von Gemälden überging, war diese neue Auswirkungsmöglichkeit für die Künstler der „Scholle“ sozusagen mit Naturnot-



„Die Poesie". Deckengemälde im Sitzungssaal der Düsseldorfer Regierung

wendigkeit gekommen und gegeben. Im Stimmungsmäßigen ist selbstverständlich zwischen den Zeichnungen und den Gemälden Münzers eine starke Verwandtschaft, fast eine Übereinstimmung festzustellen. Vor allem im Stofflichen, insofern sich auch hier Münzer mehr vom Leben und Treiben der Menschen als von dem stillen Weben der Natur anziehen läßt. Während die Landschaft in seinem Werke eine absolut untergeordnete Rolle spielt, gruppiert sich alles um die menschliche Gestalt, und hier tritt wiederum die Frau dem Mann gegenüber in den Vordergrund, und dies wohl, weil die Frau in ihrer Erscheinung dekorativer wirkt, dann aber auch, wie einmal von einem feinen Kenner des weiblichen Wesens richtig angemerkt wurde, weil die Frau die Trägerin moder-



„Der Rhein". Deckengemälde im Sitzungssaal der Düsseldorfer Regierung

nerer Stimmungen ist als der Mann, Münzer aber von modernen, mondänen Stimmungen stets besonders angezogen wurde. Münzer schweifte damals nicht, wie sein Freund, Landsmann und „Scholle"-Bruder Fritz Erler, in urweltliche Zeiten, sondern stand mit seiner Kunst aufrecht und fest auf dem Boden der Tatsachen und seiner Tage. Wenn er aber bei seinen Illustrationen einmal allegorisch kam oder so etwas wie den „Geist der Lola Montez" aufsteigen ließ, so war dies wirklich ein Ausnahmefall. Eines der schönsten gegenständlichen Frauenbilder dieser späteren Münchner Zeit Münzers besitzt die Neue Pinakothek in München: es nennt sich „Im Birkenwald" und bringt in anmutvoller Weise die graziöse Gestalt einer jungen Frau im gelben Kleid mit lila

Putz und schwarzer Hutgarnierung in Beziehung zu dem gefleckten Weiß-Tieflila der Birkenstämme in einem eben vom ersten Frühlingshauch überflackten lichten Wäldchen. Mancherlei an weiblichen Porträts entstand, zuweilen mehr nach der psychologischen oder stimmungsvollen Seite hingewandt wie das Bildnis „Mutter und Kind", zuweilen das Problem des Frauenbildnisses rein malerisch angehend, indessen auch dies nie etwa in Püttners oder Feldbauers Art, sondern immer mit einer geradezu an das Rokoko und an Boucher gemahnenden Kultur der Huldigung und Ritterlichkeit. Eines der berühmtesten Gemälde aus dieser auch durch einen farbenfrohen Strauß von Stilleben gekennzeichneten Spanne in dem Entwicklungsgang Münzers ist das Bild „Vor dem Spiegel". Man sieht einen Akt, eine leicht zur Fülle neigende moderne Venus, die sich im Rückenakt als Kallipygos präsentiert; neben ihr aber, durch einen leuchtendgelben Farbfleck, den Sessel, getrennt, in strengem Profil eine Dame in grünem Gewand, das im apartesten Kontrast zu dem blendenden, in Rubens' Farbenfrische erstrahlenden Inkarnat des Rückenaktes steht. Beider Frauen Gestalt gibt der Spiegel in pikanter Überschneidung wieder: es ist ein köstliches Spiel von Farben und Formen.



Othello. Gemälde. 1924

Am Ende von Adolf Münzers Münchner Aufenthalt standen dekorative Aufgaben, die er reizvoll löste. Daß er einst als angewandter Künstler praktisch dekorative Aufträge hatte ausführen helfen, kam ihm dabei zugute. Denn da er von der Dekorationsmalerei hergekommen war, brachte er für solche Aufgaben Kenntnisse mit, über die seine Kollegen, die sich erst mühsam und nicht immer von vollem Erfolg begleitet vom Tafelbild zur Wandmalerei vorfühlen mußten, durchaus nicht verfügten: auch dies wieder einmal ein Beweis dafür, wie sehr Leibl im Rechte war, als er vom Maler vor allem handwerkliches Können forderte und meinte, es könne einer gar nicht ein echter und rechter, froher Künstler sein, wenn er nicht zugleich ein echter und rechter, froher Handwerker sei. Eine der dekorativen Aufgaben Münzers betraf die Ausschmückung des vom Architekt Veil geschaffenen ovalen Ausstellungsraumes für die Damenmoden auf der Ausstellung „München 1908“. Sechs entzückende querovale Gemälde entstanden; jedesmal war eine schöne weibliche Halbfigur in den Mittelgrund gerückt, und unter den vielsagenden Titeln und Begriffen „Perlen“, „Faschingskleid“, „Blumen und Federn“, „Spitzennetze“, „Exoten“ und „Im Winterdreß“ war mit bekleideten und unbekleideten Gestalten von Liebreiz und Anmut das ganze weite Reich der Mode aufs fesselndste umschrieben.

Längst war unterdessen Münzers Ruf und Ruhm über München hinausgedrungen. Große Aufträge wurden ihm von außerdeutschen Städten zuteil — sie waren fast alle monumental-dekorativer Art. In Münzers Entwicklung trugen sie ein neues Moment herein. Es hieß für ihn, sich entscheiden. Die reizvollen graphischen Spiele mußten nun ganz zurücktreten; auch die Staffeleibilder konnten nicht mehr in dem Maß wie bisher gepflegt werden, denn mit ganzer Kraft und ganzer Seele hieß es, sich den hohen Aufgaben hingeben. Das Jahr 1909 brachte Münzer die Berufung als Professor an die Akademie in Düsseldorf. Der Entschluß, München zu verlassen, wäre Münzer sicherlich schwerer geworden, wenn ihm in Düsseldorf neben ersprießlicher Lehrtätigkeit nicht eine überaus lockende Aufgabe gewinkt hätte. Es war ihm nämlich ein Monumentalauftrag zuteil geworden, wie ihn in diesen, der öffentlichen künstlerischen Dekoration im Grunde abholden Zeiten nur ein ganz besonderer Glücksfall einem Künstler in den Schoß wirft: es hatte gegolten, den Riesenplafond im Sitzungssaal des Regierungsgebäudes in Düsseldorf mit einem Monumentalbild zu schmücken. Jahrelang war Münzer an diesem Werk von ungewöhnlichsten äußeren und inneren, formatlichen und geistigen Ausmaßen beschäftigt, trübe Tage zogen herauf, das Kriegsgewitter grollte heran, aber ein neuer Glücksfall fügte



Die Monate Oktober, November, Dezember. Deckengemälde im Sitzungssaal der Düsseldorfer Regierung



Wabernde Lohe. Gemälde. 1924

es, daß der letzte Pinselstrich an dem Gemälde geschah, ehe der Krieg losbrach, und daß es kein Torso blieb, sondern daß ihm in Harmonie und Muße, die allein die glückliche und gedeihliche Durchführung eines solchen Riesenwerkes sichern, die Vollendung beschieden war. Solchermaßen ist etwas zustandegekommen, das in der neueren deutschen Monumentalmalerei einzig dasteht, das das ganze frühere Schaffen Münzers, so notwendig es auch gewesen sein mag, um die Reife zu gewinnen und die Voraussetzung zum Gelingen eines Werkes dieser Art zu schaffen, weit überstrahlt. Hätte Münzer nur dieses eine Werk geschaffen, das allegorisch-symbolische Rheinlandsbild an der Decke des großen Sitzungssaales im Düsseldorfer Regierungsgebäude, so wäre die Bürgschaft dafür gegeben, daß kraft dieser einzigen Schöpfung sein Name die Zeiten überdauern wird. Von Münzer verlangte es in gewissem Sinne ein Opfer seiner besonderen Neigung: seine Schwärmerei für zeitgenössische Stoffe, seine Freude, Wirklichkeit und Tatsächlichkeit des Lebens dieser Zeit ins Bild zu setzen, mußte er darangeben. Denn wer die Gestalten und Gesichte des Rhein in einem allegorischen Bilde zu schildern unternimmt, wer Nixen und Wassermänner, Götter und Göttinnen, die Personifikationen der Flüsse und Ströme, der Zeiten und Völker zu malen hat, der muß notwendigerweise die Plattform der Gegenwart verlassen und ins Zeitlose hinaufschreiten. Münzer tat es, ohne ins Altertümelnde zu verfallen. Die lebensvolle Wärme seiner zeitgenössischen Bilder und Zeichnungen blieb auch der beste Teil dieser Monumentalmalerei. „Der keck hingesetzte Farbfleck spielt hier eine Rolle wie auf seinen Tafelgemälden", hat ein Beurteiler des Bildes geäußert und dieses damit in den logisch und ohne Sprunghaftigkeit emporgebauten künstlerischen Evolutionsprozeß Münzers sinnvoll einbezogen ...

Die Decke teilte Münzer in drei große Felder. Die Mitte behauptet ein Kreisausschnitt mit dem milden Sonnengesicht als Zentrum, das seine Strahlen golden aussendet, bis sie an einem mächtigen Blumen- und Früchte-, Blätter- und Zweigekranz ihr Ziel finden; dieses Kranzes innerer Rand aber bildet den Weg, auf dem die Verkörperungen der zwölf Monate, Jünglings- und Männergestalten mit den Attributen ihrer Regentschaft, ihren unvermeidlichen Kreislauf um die Sonne ziehen. Stark silhouettiert,

so daß die Gestalten flächig erscheinen, dunkel und schemenhaft, schreiten sie vor dem Goldglanz dahin; Verweilen ist ihres Wesens nicht.

In die gegen die beiden Schmalwände des Saales gerichteten Felder stellte Münzer Kompositionen, die dem Rhein gelten. Zur Linken erblickt man in inniger Verbindung, von Putten und Flügelbuben umflattert, den Vater Rhein und die Gestalt der Phantasie, ein hellfleischiges, vollschlankes Weib, dessen lichte Erscheinung sich blond und schimmernd von dem dunklen, warmbraunen männlichen Inkarnat des Vaters Rhein absetzt. Alle Gestalten sind goldwarm, die weiblichen heller, mehr nach Weiß und Gelb hingehend, die männlichen brünetter, zuweilen auch mit grünlichen Reflexen. Der Rhein und die Phantasie stehen gleichsam auf einer Wassergarbe, an deren Ursprung lachende Rheintöchter sich zu Knäueln ballen, während zur Linken der Gruppe die Verkörperung der Poesie, eine Frauengestalt mit der Harfe, zur Rechten die Kunst als Pallas mit Helm, Speer und Nike die Gruppe flankieren. Dagegen steht im Mittelpunkt des anderen Hauptfeldes die stolze Germania, eine ganz und gar unkonventionelle Germania, der Rhein und Mosel, umringt von seligen kleinen und großen Weingottheiten, huldigen. Alles in allem ist das Gemälde ein an Einzelheiten, die ein enormes Aktstudium und die eingehendsten Detailskizzen voraussetzten, überreiches Werk, das aber trotz dieser Fülle nirgends an Gesamteindruck verliert. Denn die vorsichtige, aber keineswegs ängstliche Ökonomie, die Verteilung der farbigen Flächen und Flecken und der einheitliche Rhythmus, der durch das Monumentalgemälde geht, schließen es aus, daß Einzelheiten für sich sprechen und das Ganze in Teile auseinanderfällt und zerflattert. Vielmehr schwingt über allem die vollste Harmonie, die den Beschauer bezwingt und ihn mit einem starken Eindruck entläßt — mit dem Eindruck: dies ist das Rheinbild aller Rheinbilder, es ist das Symbol des deutschen, ewig deutschbleibenden und als nationales Vorstellungsbild zutiefst in der deutschen Geisteswelt und im deutschen Volksbewußtsein ruhenden Rheinstromes.

Als der Krieg kam, war das Werk getan. Jahrelang hat Münzer dann als Kriegsmaler draußen die Schrecknisse miterlebt und aufgezeichnet. Als er aber wieder heimkehrte und seine Professur neuerdings übernahm, galt es langsam aufzubauen, vorwärtszudringen, neue Bezirke auszuschreiten. Ist Münzer sich auch treu geblieben und im Grunde nur sinngemäß seinen Entwicklungsgang weitergeschritten, so ist der Geist der Zeit, die andersgerichtete Kunstströmung dieser letzten Jahre, die, auf eine kurze Frist freilich nur, die Ausdrucksform emporhoben, für die man das Wort Expressionismus prägte, an Münzer nicht spurlos vorüber-

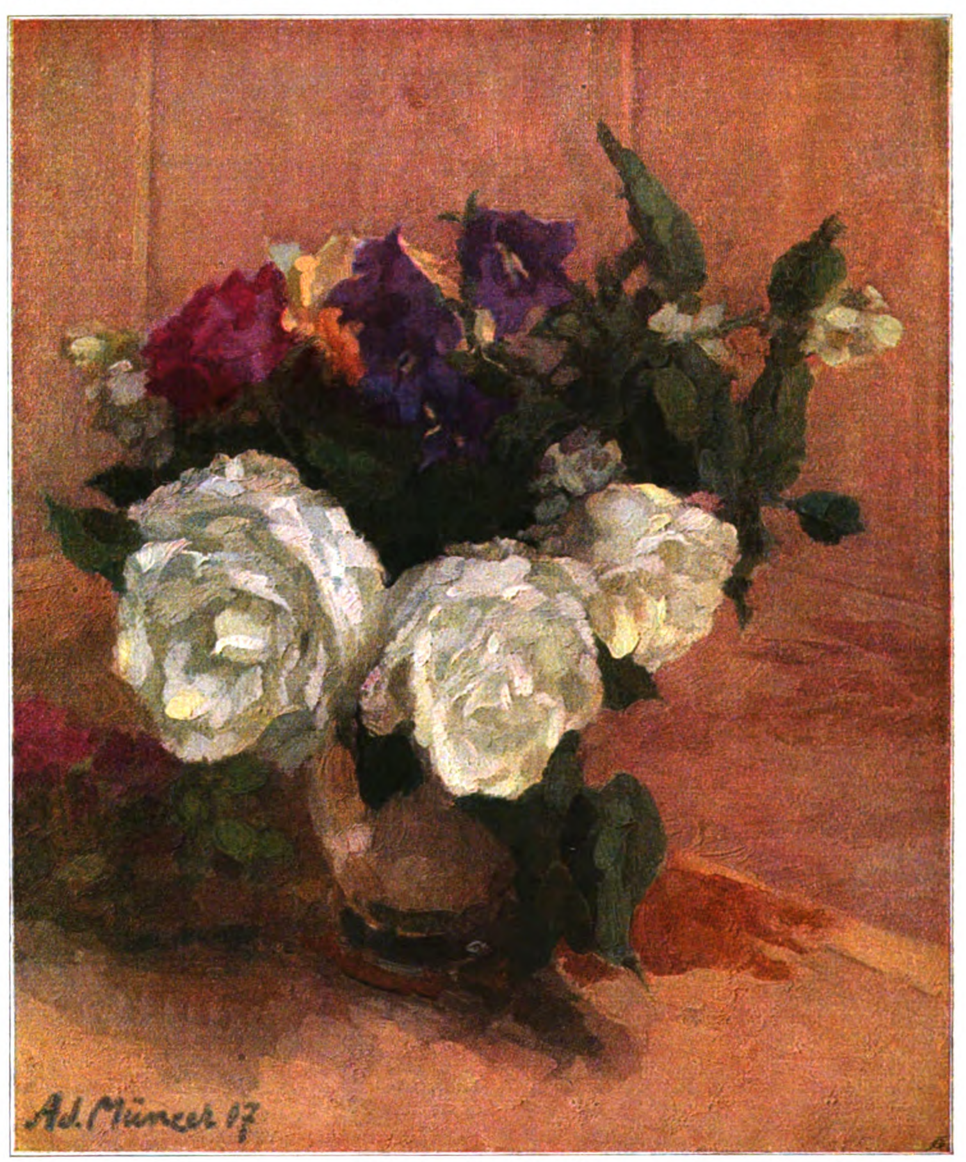


Die Monate Juli, August, September. Deckengemälde im Sitzungssaal der Düsseldorfer Regierung



Venetianische Nacht

Gemälde. 1922



Stilleben. Gemälde. 1907

gegangen. Bilder wie die „Venetianische Nacht", die „Wabernde Lohe", der „Othello" wären von dem Münzer der Münchner Zeit, von dem Schwärmer für die Eindrücke der großen Lutetia, nicht zu erwarten gewesen. Besonders ersichtlich wird dies, wenn man etwa die Puttensupraporte, Sonnenblumengewinde von 1923, eine mehr dekorative Arbeit inmitten der seit 1918 wieder vorherrschenden Staffeleibilder, vergleicht mit den Münchner dekorativen Malereien von 1908. Die veränderte Sachlage, das Fehlen dekorativer Monumentalaufgaben, also Wirkungen von außen her, scheinen heute nicht ohne Einfluß auf Münzers weitere Entwicklung. Wo führt sie hin? Weiß er es selbst? Dunkel sind die Wege der Kunst, doch ist dies sicher: abgeschlossen ist Münzers Entwicklung zu dieser Stunde noch nicht, und es ist gut so. Vor dem fünfundfünfzigjährigen Künstler liegen noch alle Möglichkeiten. Welche er auch wählen, welcher er folgen wird: sein Werk und seine künstlerische Vergangenheit zeugen und bürgen dafür, daß er dem höchsten künstlerischen Ideal, das er sich bildet, nachstreben und daß die Harmonie, die bisher durch sein Werk ging, dessen bestes, unverlierbares Teil bleiben wird.

Die Heimat

Erzählung von Jakob Schaffner

(Fortsetzung und Schluß)

Am Morgen seines dritten Tages in der alten Stadt erschien bei Börmann im Hotel der Maler, der ihn auf Elisens Talent aufmerksam gemacht hatte. ‚Nun, in Gottes Namen, er hat einen Pump im Sinn,' dachte Hans und ergab sich darein. Er sah verkatert aus, und seine allgemeine Heruntergekommenheit fiel bei Tage noch stärker in die Augen als nachts. Zunächst schien es ihm aber wirklich nur auf die Wiederbelebung der alten Freundschaft und die Auffrischung gemeinsamer Erlebnisse anzukommen. Den Kaffee trank er mit Börmann mit, obwohl er versicherte, schon einmal gefrühstückt zu haben. Wenn es sich so verhielt, so mußte es schon sehr lange her sein; dabei sah er nach allem möglichen aus, nur nicht nach einem Frühaufsteher. Er verschlang vier große Brötchen, einige Scheiben Käse, ein gekochtes Ei, Schinken und Wurst und trank dazu zwei Kännchen Schokolade aus. Als er so weit gesättigt war und mit der Hotelzigarre im Mund sich in die Sofaecke gedrückt hatte, fragte er Hans, was er für heute im Sinn habe. Börmann hörte, daß er ihm seine Gesellschaft im ausgedehntesten Maß zugedacht hatte, aber zu zartfühlend — sowohl mit einem armen Teufel als auch mit einem Stück Vergangenheit seiner selbst —, um ihn einfach mit dem Vorschützen von Geschäften abzuschieben, stellte er rasch sein Programm um. „Du kannst mich, wenn du willst, ins Historische Museum begleiten, wo ich mich umsehen will. Wahrscheinlich kennst du alles schon von Grund auf und kannst mich führen. Mir ist heute so ein wenig, um mich führen zu lassen." Das war nun gerade sein Geschmack im allgemeinen nicht, aber er glaubte nie, daß viel verloren sei, wenn er einmal von seinen Grundsätzen abginge. Der Maler, Kolbenhauer, zeigte sich einverstanden. Hans ließ ihn mit seiner Havanna warten, während er sich droben fertig machte. Dann verließen sie miteinander das Hotel.

Das Historische Museum befand sich in einer großen, alten Franziskanerkirche, der größten der ganzen Schweiz, die bei dem Kirchenreichtum der Stadt und besonders jener Gegend leicht abkömmlich gewesen und in der Folge zu einem sehr eigenartigen und gediegenen Museum verwandelt worden war. Den Platz, den sie beherrschte, säumten auf zwei andern Seiten alte Bürgerhäuser und auf der vierten im rechten Winkel zur Kirche die Gebäude des städtischen Kasinos und der Musikgesellschaft. Von oben, gegenüber dem Museum, blickten die grauen Mauern der Leonhardskirche und eines ehemaligen Klosters herab, weiterhin links über einer hohen, aufgemauerten Treppe die neueren Gebäude der höhern Töchterschule. Still bewegt faßte Hans die letztere in den Blick, bevor er sich der sogenannten Barfüßerkirche zuwandte. Wie oft waren die flinken Füße Elisens, zuerst im kurzen Kleid mit langen Zöpfen und dann im langen mit aufgebundenem Haar, diese vielen Stufen hinauf geeilt! Kolbenhauer schwatzte und schwatzte; Hans hörte kaum hin. Schon war diese Vision vorbei, und eine andere setzte sich an deren Stelle. Plötzlich sah er diesen Platz mit der alten Kirche und den Häusern darum her in einer flackernden, vielfach zuckenden Beleuchtung, wie von einem großen, unruhigen Feuer, das hundertfach durcheinander lärmte von Drehorgelklängen, Glockengetön, Trompetenstößen, den Schreien von Dampfsirenen und von wilden Tieren, und darüber wallte der weiße, glühende Rauch der Kuchenbäckereien, der würzige Dampf von Backpfannen, das offene Feuer von Pechfackeln. Große, neue Karussells von betörender Geschwindigkeit drehten sich mit dem Lärm ganzer Eisenbahnzüge um ihre Achsen. Lampen tanzten. Messingstangen blitzten vorüber. In den Schießbuden knackten die Flinten und zersplitterten die getroffenen Glaskugeln: „Immer heran, meine Herren. In der Schweiz brauchen wir viel Glaskugeln und Tonpfeifen und kommen kaum auf unsre Rechnung. Aber wir tun es für die Ehre!" Vor einem Schießstand sah er sich selber stehen, eine Flinte an der Backe, und Elise neugierig und leise lachend halb hinter ihm. Er holte mit zehn Schüssen der Reihe nach zehn Pfeifen herunter, keine anders getroffen als am dünnen Stiel.

„Was für ein Schütze du bist!" lachte sie froh an seinem Arm.

„Ja," gab er zurück, „bloß nicht früh im Morgenstrahl. Aber jetzt wollen wir uns ins Gebirg und Tal des Karussells begeben. Sitzt du lieber auf einem Pferd oder auf einem vornehmen, roten Sammetsofa?"

„Du, aber da sehen uns doch so viele Leute —!"

„Laß sie sehen. Sie können gar nicht genug Hübsches vor Augen kriegen. Hohes Roß oder Fürstensofa?"

„Ach, es ist ja auch ganz gleich. In achtundvierzig Stunden bist du fort, und dann mögen sie reden, was sie wollen. Hohes Roß natürlich, Hans."

„Du, unterschätze die rote Pracht nicht. Auf einem solchen Sofa kannst du dir vorstellen, eine deutsche Bürgerdame aus den Siebziger Jahren zu sein, die den Krieg mit hat gewinnen helfen. Tournure und kleines Hütchen. Mitte Rauschebausch, oben und unten ganz spitz."

„Ich brauche mir nichts vorzustellen, Schatz. Und wenn ich's tue, dann keine Bürgermadame, sondern etwas ganz anderes. — Ach, komm, ich will wenigstens hier aufs hohe Pferd, wenn ich's auch vielleicht sonst nicht so weit bringe. Wir wollen Karussell fahren, bis mir Hören und Sehen vergeht; das ist gerade das Rechte."

Wie reizend und glaubhaft saß sie auf dem Pferd! Er konnte die Augen gar nicht von ihr wenden. Es war eines der neumodischen Berg- und Talkarusselle, mit Dampf betrieben, an denen die Pferde auch noch Eigenbewegungen ausführten, so daß jeden Moment eine Reiterin aus dem Sattel flog, andere schreiend ihren Mähren an den Hälsen hingen, während welche, die kalte Geistesgegenwart zeigen wollten, sich kurzentschlossen mit Armen und Beinen auf ihren Zeltern verkrampften, ohne sich weiter um die Gesetze der Schönheit zu kümmern. Der Fortschritt der Technik wurde nachmals verboten. Elise flog weder aus dem Sattel, noch verkrampfte sie sich. Sie saß kühn und spöttisch lächelnd mit roten Wangen vor Spannung auf ihrem ungebärdigen Hengst, den sie stolz beherrschte, und die Leute machten einander auf das junge, hübsche Fräulein aufmerksam. Sie fuhren zweimal miteinander Parterre; dann stiegen sie nach dem ersten Stock hinauf und besetzten eine vornehme Loge. Die Orgel spielte damals ebenfalls neue Melodien aus Verdi, und Elise, die nie ins Theater kam, war ganz Ohr.

„Was ist das, Hans?" fragte sie. Sie hatte heute solch ein trauerndes und zürnendes Lachen an sich, das sie geradezu unwiderstehlich machte, so daß er fortwährenden Herzanfechtungen ausgesetzt war.

„Troubadour, Elise. Eine Liebesoper." Und er sang die Melodie mit. „Wir sind erst in der Ouvertüre, Liebling. Wir haben alles noch vor uns."

„Wer weiß, ob wir nicht schon im letzten Akt sind. — So was merkst du immer erst nachher, Schatz."

„Oho! Woher diese Altersweisheit? Gesteh einmal!"

„Das ist Jugendweisheit," sagte sie kopfschüttelnd. „Meinst du denn auch, daß die Alten alles allein wissen? Ich nicht. Ich weiß genau soviel, wie ich zu wissen brauche. Und wenn ich nachts allein im Bett liege und denke an dich in Paris, dann weiß ich sogar viel zu viel."

„Du kannst das durch einen frischen Entschluß ändern, Elise. Morgen nachmittag sechs Uhr zwölf fährt mein Zug. Sei sechs Uhr zehn dort. Du brauchst nichts. So, wie du aus dem Geschäft kommst. Für alles andere sorge ich. Im Gepäcknetz liegt schon dein Koffer. Am Haken hängt dein Mantel. Die Lokomotive pfeift, und eine Minute später hast du alles hinter dir."

„Ja, Leichen habe ich hinter mir. — Nein, Hans, mache mich nur jetzt und hier nicht heulen. — Ich will dir etwas sagen. Gestern sah er meine Mutter mit solchen Augen an, als sie es doch einmal wagte, von meiner Zukunft zu sprechen, daß sie ganz still wurde und noch lange nicht recht wußte, was sie tat. Zum Überfluß, um es nur ja an Deutlichkeit nicht fehlen zu lassen, packte er die Katze, als sie ihm auf den Schoß sprang, und schmiß sie gegen die Kommode, daß sie schrie und sich in die Sofafedern verkroch. Begreife nur: ein Mensch, der sonst nichts tut als faulenzen. Meine Mutter wurde bleich wie die Wand. Sie hätte gern geweint, aber sie wagte auch das nicht. Den weitern angenehmen Verlauf des Abends kannst du dir denken. — Meine Mutter bittet mich jetzt himmelhoch, sie nicht allein zu lassen."

„Ich habe dir schon gesagt, Herz: dann nehmen wir sie gleich mit. Du brauchst ihr nur zu sagen, daß sie ebenfalls ganz en passant an den Sechsuhrzug kommt. Und ganz ohne Gepäck, hörst du. Das ist wichtig. Der Spediteur kriegt Auftrag, eure Wohnung auszuräumen. Und der Kerl mag sehen, wo er bleibt."

„Was für ein unschuldiges Kind du manchmal doch auch wieder bist, Hans. — Ach, ich kann dir ja nicht alles sagen, was ich weiß, und was ich denke —!"

„Also so steht es. Also doch! — Ja, sieh, Elise, mein Liebling, ich war ja schon lange nicht mehr so unschuldig in dieser Hinsicht, wie du da aussprichst, und stellte mir schon eine ganze Menge vor. — Was soll man sagen? Die arme Frau! — Und da sitzen wir jetzt hübsch geborgen in der Loge und gucken auf die andern herunter. Zusehen ist doch immer das Schönste. Bloß, daß man die aus dem Hexenkessel herausziehen will, die einem lieb sind, und die gar zu nahe am Feuer sitzen. — Ja, dann also alle drei ab nach Paris! Es bleibt dabei: ich nehme euch eine kleine, hübsche Wohnung. Ich verkehre

bei euch als euer gern gesehener Gast, sitze abends auf dem Ehrenplatz, um den ich mich jedesmal mit deiner Mutter streite, weil sie ihn einnehmen soll und absolut nicht will, bringe Tomaten und kalten Braten mit, oder römischen Salat und feine Sardinen und eine Flasche Beaujaulais, und nachher mache ich ein wenig Musik. Oder ich hole dich in die Große Oper ab —"

„Und wenn du jetzt noch ‚Rumpelmeyer' sagst, so springe ich da über die Brüstung aufs Pflaster hinunter." Sie war ganz blaß und zitterte am ganzen Leib, so daß er erschreckt verstummte. Langsam schüttelte sie dann den hübschen Kopf, während sie mit sehnsüchtigen Augen wie eine Gefangene nach der lodernden Wand der alten Kirche hinüber sah und nach den leise flammenden Bäumen dahinter, an denen man gerade vorbeifuhr. „Nein, Hans, so darfst du jetzt nicht mehr zu mir sprechen, wenn du mir nicht sofort das Herz brechen willst. Was anderseits vielleicht das Beste und Humanste wäre. — Und wenn er sich nicht hinter uns her aufhängt und uns auch nicht nachkäme, was er bestimmt tun wird, denn er ist auch für Paris und glaubt, dort werden ihn sofort alle anerkennen —: aber wenn selbst das nicht geschähe, so würde er hier herumgehen und lästern, und wenn er meiner Mutter den Ruf verdürbe, das wäre ihr noch schrecklicher, als wenn er sie direkt erdrosselte. Das würde sie nicht überleben. Und sie würde es sofort erfahren."

„Aber sie verkehrt doch fast mit niemandem, Elise!"

„Tut nichts. Man lebt doch in der Phantasie mit den anderen. Und die so leben, die sind leichter verletzlich als die, die sich immer mit allen herumschlagen und alles kennen. Die kann man durch eine einzige üble Nachrede vergiften. Und wenn sie auch kaum jemand kennt, so wird sich gerade deshalb jemand finden, der es ihr schreibt, um sich dafür zu rächen, daß sie nicht mit ihr verkehrt hat. So ist sie nun, Hans. Da sitzt sie mit ihren großen, glänzenden Augen, die viel zu groß für sie sind, ganz klein und verängstigt unter seinem Blick wie unter einem Bann, und wenn er sie *nicht* ansieht, und das kann tagelang geschehen, dann ist es noch schlimmer. Und wie er die Katze an die Kommode warf, das war, als hätte er sie selber im Griff gehabt. Gestern hat sie den ganzen Tag im Bett zugebracht vor Angst und Schwäche. — Und vor Paris hat sie ein Grauen. Denke nicht, daß ich ihr das nicht schon selber vorgeschlagen habe. Sie tut es nicht. Sie wird sich nicht aus ihrer Wohnung rühren, und wenn zehn Mörder kommen, und wenn er sie langsam und gradweise zu foltern beginnt. Da hat sie ihre ersten glücklichen Jahre mit dem Vater verlebt. Da ist sie Witwe geworden und hat mich aufwachsen sehen. Da ist diese Geschichte mit dem Menschen gekommen, der ihr Leben zerstört hat, und auch das ist ihr in anderer Weise wichtig und heilig. Sie hat's zum andern gelegt, was sie auch verehrt und als von Gott geschickt betrachtet. Und da will sie auch sterben; zum Kirchhof haben wir's ja ohnehin nicht weit. Nur die Straße vor und ein bißchen rechts herum, und gleich links steht immer das Tor offen. Aus ihrem Fenster sieht sie über einen Magazinplatz hinweg die Zypressen und Edeltannen, und der Anblick ist jetzt ihre stärkste Freude und ihr Trost. Den Platz dort in der Nähe der Zypressen kann ihr jedenfalls keiner nehmen, wenn sie sich ihn nicht selber nehmen läßt. Und, Hans, irgend etwas behalten sich auch solche Menschen vor, wenn sie alles verloren haben und alles ihnen verdorben worden ist. Und das verteidigen sie mit Angst und Zorn und mit wahrer Leidenschaft. — Dann schauen da auch die Berge herüber, der Blauen und der Gempenstollen, die sie jetzt durch mehr als zwanzig Jahre jeden Tag und oft auch nachts bei Mondschein gesehen hat. Dafür soll sie Paris eintauschen? Ganz ausgeschlossen. Dann schon lieber gleich ins Grab, so sehr sie sich anderseits davor fürchtet. Denn sie möchte gern noch lange leben und Enkel aufpäppeln. Ja, das möchte sie. Darauf lauert sie. Und, Hans, das unter uns: ob dann schließlich ein Fritz Heier oder der ewige Konservatorist, wie du sagst, der Vater davon ist, das kommt ihr, nach allem, was *sie* erlebt hat, nicht so wichtig vor. Die Hauptsache sind die Enkel. Und daß sie auf anständige Weise erlöst wird — das heißt: durch Kirche und Standesamt. Denn daß das die Erlösung wäre, daran glaubt sie steif und fest, das hat sie sich so zurechtgelegt, darauf lauert sie im Grunde Tag und Nacht."

‚Arme Frau!' sagte Hans wieder, während die Orgel „Carmen" intonierte: ‚Auf in den Kampf, Torero.'

„Sag' auch ‚Arme Tochter!' Hans!"

„Auch das. Aber du bist jung und hast Hilfskräfte. Und auf deiner Seite steht das Recht des Lebens und der innern Berufung!"

„Ja, das sagt auch der kleine Kolbenhauer. Aber mit dem Recht des Lebens meint er seine Wünsche an mich. Der gute Mann intrigiert ein wenig gegen dich — und nicht bloß bei mir. Ja, das hat auch noch gefehlt. Er will mir das alles verschaffen, was du mir versprochen hast, aber hier am Platz, ohne daß *sie* auch nur einen Schritt von der Stelle zu tun braucht. Und *ihn* macht er glauben, daß noch ganz andere Damen für ihn frei seien

als nur so eine kleine Elise Hermann. Reiche, schöne, musikalische Damen, die schon lange ein Auge auf ihn geworfen hätten. Aber er beehre ja niemand mit seiner Beachtung. Er gehe immer so stolz und versunken wie Beethoven vorbei an ihnen, die ordentlich Spalier ständen nach den Stunden. Ich weiß nun schon nicht mehr, welcher von beiden gefährlicher ist. Ich glaube beinahe: der kleine Kolbenhauer. In der allerletzten Zeit fängt die Mutter nämlich an, auch ihn als etwaigen Vater ihrer Enkel zu betrachten."

Hans wurde es jetzt allmählich doch eng unter der geblümten Weste, und ihm war, all die Gespenster und Lemuren, die Elisens Leben umstellten, griffen auch nach ihm. Jedenfalls griffen sie nach seinem Glück und nach Dingen, die ihm noch viel höher standen, als seine eigene werte Persönlichkeit, nach dem Reich der Schönheit und der Harmonie, in dem er seine besten Stunden lebte, und worin er später immer mehr ständiger Bürger zu werden hoffte.

„Elise, von solchen Albtraumverhältnissen ist man doch bloß in der Heimat umgeben!" sagte er nach einigem Schweigen tief erschüttert. „Sieh mal, Liebste, dahinter komme ich nämlich in letzter Zeit immer mehr: nicht bloß Amsterdam ist auf einen Sumpf gegründet, nein, jede Heimat, jede Vaterstadt, weil in jeder die Tradition, das heißt Stagnierendes und Verwesendes den Ton macht, weil überall Hunderttausende und Millionen von Toten in der Erde liegen, und nicht nur Menschenleichen, nein, auch Vergangenes und Gestorbenes jeder Art. Sie begraben und begraben von Epoche zu Epoche. Sie sitzen zwischen Toten, atmen Verwesung, leben mit Halbleichen und Gespenstern und mit Halbgespenstern, und schließlich kennen sie sich selber nicht mehr aus, und um nur zu leben, sprechen sie alles heilig, und unter vier Augen helfen sie sich mit übler Nachrede, mit Medisance und gegenseitiger Einschüchterung. Auch dieser Konservatorist ist eine Halbleiche. Und das Kolbenhauerchen ist ein Halbgespenst. Nimm ihnen beiden die Tradition, in der sie spuken, das Fiktionäre und Pseudovisionäre, Kunst, höhere Berufung und so: was bleibt dann von ihnen? Und das sind die Kleinen. Gott, nur hinaus, Liebste, ganz gleich schließlich, wie! — Hat sich denn das Geschmuse des kleinen Malers im roten Kopf eures Hausparasiten schon zu irgendeiner Idee verdichtet?"

„Da er uns in allerletzter Zeit schlechter behandelt, so nehme ich es an. Er läuft jetzt mit aufgerissenen Augen durch die Straßen, die Knie vorgestoßen, mit geballten Fäusten, die Innenseiten nach vorn, den Adamsapfel herausgedrückt. Was ihm von eleganterer Weiblichkeit in den Weg kommt, das wird angegludert und angeglotzt. Vollends im Konservatorium schlägt er beinahe hintenüber. Gestern ist er die Treppe heruntergepoltert, weil er nach einer verheirateten Dame stierte, statt auf die Stufen aufzupassen. Auf dem Klavier rast er herum wie ein Verrückter. Er soll schon Saiten zerschlagen haben."

„Das schwindelst du jetzt, Elise!"

„Nein, nein, man hat es mir versichert. Und mit dem Professor bekam er Krach, weil er sagte, daß er eine Stelle falsch auffasse. Bei Niemann stehe das so und so. Der Professor sagte, Niemann könne ihm gestohlen werden; hier im Konservatorium werde es so aufgefaßt. — Bei uns fängt er an, über das Essen zu mäkeln. Heute mittag schmiß er mit dem Ellbogen eine Sauciere vom Tisch herab — ich weiß noch nicht, ob absichtlich oder aus Breitspurigkeit. — Er spricht jetzt auch auf einmal verächtlich von kleiner Leute- und Armemannsatmosphäre. Heute mittag hielt er mir einen Vortrag über den Übermenschen und die blonde Bestie. Dabei denkt er natürlich an sich, obwohl er eigentlich eine rote Bestie ist. Er zitierte auch den Spruch vom Weib und der Peitsche; du weißt schon. Dabei rollte er die grünen Augen, die immer aussehen, als hätten sie im Wasser gelegen, und zeigte die Zähne. Ich hab' mich auch richtig gegraust."

„Gott sei Dank, Elischen, jetzt hast du deinen schnippischen Schnabel wieder. Und hat er eine neue fixe Idee im Kopf? Natürlich tust du auch das Deine dazu."

„Ich werde mich hüten. Sobald er das merkte, wäre alles verloren. Er belauert uns jetzt überhaupt, daß ich kaum mehr atmen kann. Ich habe ohnehin schon gesagt, wenn ihm das Essen nicht mehr schmecke, so möge er sich einen andern Tisch suchen. Ich dachte, er wird mich an die Gabel spießen. Seinen Tisch suche er sich selber aus. Und über moralische Verpflichtungen werde man nicht so leichthin weghüpfen. Nein, nein, das ist ein ganz gerissener und gewiefter Kunde."

„Immerhin gefällt mir der Witz von dem Kolbenhauerchen nicht schlecht. Es ist doch eine neue Aussicht."

„Ja. Ja. Aber welche, Hans? Wer wird auf ihn hereinfallen? Sie lachen ja alle über ihn. Eines Tages erlebt er seine Maulschelle, und wohin fällt er zurück? Auf uns. ‚Auf Fritz fällt der Ofen,' sagt meine Mutter immer. Aber wir können ja hoffen. Hoffen ist so schön. Nicht, Hans? Und vielleicht, wer weiß, fällt doch eine auf ihn herein, oder er auf eine. Die Geschmäcker sind so verschieden. Als die Neger im Zoologischen waren, soll

es ja auch merkwürdige Sachen gegeben haben unter den Basler Damen. Und er ist nicht einmal so schlimm wie ein Neger."

Sie lachte, und er nahm sie bei der Hand, um sie die mit goldbrokatnen Bordüren dekorierte Prachttreppe hinabzuführen. Sie ging zuerst ganz unsicher, und er lachte sie ein wenig aus.

„Ja, das ist so, wenn man aus dem Himmel kommt," erwiderte sie mit einem muntern Aufblick zu ihm. „Es geht mir manchmal auch so, wenn ich von dir komme. Aber noch öfter ist es mir, als hingen sich plötzlich Gewichte an mich. Wenn ich dann so weiß, daß du noch draußen stehst und wartest, bis bei mir droben das Licht angeht, um zu sehen, ob ich wirklich gut angekommen bin, und dann die finstere Treppe hinauf, wo ich doch nie sicher bin, was in den Winkeln lauert und im nächsten Moment auf mich los kommt, und nachher in diese Wohnung, wo ich ihn manchmal schon schnarchen höre wie ein Krokodil — das ist doch ein wenig heftig und beschwerlich. — Lassen wir's, Schatz. Führst du mich jetzt ins Verwunschene Schloß?"

„Lieber ins gewunschene, Herz. Hast du nicht schon gerade genug Verwunschenes um dich? Das sind doch Greuel."

„Eben. Andere Greuel machen einem immer mehr Spaß als die eigenen. Man kann darüber lachen. Und vielleicht sitzt dort auch irgendwo solch ein roter Ölgötze oder liegt auf einem Diwan und bildet sich, und ich kann ihm einen Schnipper an die Nase geben. Komm, komm!"

Aber sie genoß das Verwunschene Schloß doch nicht so rein. Ihre Nerven waren in Aufruhr. Hinter sich den „Ölgötzen", vor sich den Abschied, und sie mitten in einer krampfhaften, wetterleuchtenden Heiterkeit. Als sie in dem finstern Gang plötzlich auf etwas Weiches wie auf einen menschlichen Körper trat, schrie sie auf: „Ein Toter!" und warf sich Hans an die Brust. Aus einem Winkel starrten sie plötzlich grüne Augen an, und sie hielt sich mit bangem Lachen die Hand vors Gesicht. „Jetzt konnte ich ihm doch keinen Schnipper geben!" sagte sie nachher bedauernd, während sie ein wenig zusammenschauderte, denn gerade wurde es peinlich kalt. Ein wilder Sturm brach mit Wintertemperatur aus der Wand hervor und blies ihr in den offenen Mund, daß sie fast den Atem verlor. Sie fühlte selber, wie ihr eine Gänsehaut über den ganzen Körper lief, und sagte es ihm auch unter gezwungenem Lachen. Nachher begann der Boden unter ihr zu wanken und zu rütteln wie eine Worfelmaschine. Dann mußte sie zwischen Schwertspitzen hindurch. Das Schlimmste war ihr beinahe noch der niedere, enge Gang, durch den man sich ganz gebückt winden mußte, und der immer noch niedriger wurde, so daß sie wirklich zu klagen und zu wimmern anfing. Aber plötzlich umgab sie frische Luft. Ganz unerwartet stand sie hochaufatmend unter den Sternen. Der Lärm der Messe umbrauste sie wieder. Die Häuser flackerten und tanzten. Neben ihr plätscherte tröstend der alte Brunnen.

„Du hattest recht, Hans. Es ist ein Greuel, und ich will auch nie wieder hinein."

„Aber in m e i n Schloß kommst du zu mir?"

„Wenn's Gott gibt, Hans!" Und sie küßten sich schnell, ohne daß es jemand sah. —

⋆

Hans wurde den Maler nicht so leicht los, wie er gedacht hatte. Als das Museum gesehen war und er ihn draußen verabschieden wollte, sagte er beiläufig im Ton, als wollte er ihn über diese Unannehmlichkeit beruhigen: „Ich begleite dich noch." Nachher sagte er: „Ich warte natürlich auf dich." Hans wandte ein, daß es aber ziemlich lange dauern könne. „Das macht gar nichts. Laß dich bloß nicht durch mich treiben. Ich habe nichts zu versäumen." Richtig patrouillierte er nach einer halben Stunde im leichten Regen ohne Mantel und Schirm vor dem Haus auf und ab, den Kragen hochgeschlagen, die Hände in den Hosentaschen, und kam sofort gelaufen, sobald er Börmann wieder entdeckte. Gleich begann er weiter zu sprechen. Er redete von alten Zeiten, immer von alten Zeiten, was Hans wußte und was er nicht wußte. Ihm wurde der Anhang allmählich unheimlich. Um ihn zu verstimmen, sagte er plötzlich: „Ja, aber du sollst damals doch ganz eifrig gegen mich bei Elise Hermann intrigiert haben. Was für eine Freundschaft ist das dann, sage einmal."

„Intrigiert?" wunderte sich der Maler. „Das ist doch wohl nicht ganz das rechte Wort. Ich suchte die Sache wieder in ein natürliches Geleis zu bringen. Du hattest ja deinen idealen Standpunkt; das bestreitet dir keiner. Aber sonst dachte man doch sehr anders, als du zu denken schienst — Elise eingeschlossen, Börmann —, und da wollte ich nach Möglichkeit Schlimmes verhüten. Was sollte denn aus der Geschichte werden, sage mal selber. Und wohin sollte sie am Ende führen?"

Hans fühlte sich geschlagen. Ja, wohin hatte sie geführt? Und: „Elise eingeschlossen, Börmann." Welche Antwort gab es darauf? Keine, die ihn nicht sofort wieder zu verwickeln und um die innere Freiheit zu bringen drohte. Davor hatte er jetzt am meisten Angst.

„Ja, ja," sagte er nach einer kleinen Weile

leise, „in der Heimat liegen überall die moralischen Verantwortungen wie die Fußeisen. Und da gibt es nur zwei Möglichkeiten: sich wie der Fuchs unter Hinterlassung eines Fußes als Invalide retten, oder zeitlebens die schwere Eisenkugel mit sich schleppen. Manche haben ja nun schon eine große Geschicklichkeit darin erworben, die Kugel zu verbergen und als freie Leute auszusehen. Gott mit allen."

„Ja, Gott mit allen," wiederholte der Maler vorsichtig und froh, daß ihn Börmann nicht schärfer anfaßte, denn er war aufrichtig anlehnungsbedürftig. „Und die sich nicht fangen ließen wie ich, die bleiben draußen und sind arme Teufel ihrer Lebtage. Denn für das Sichfangenlassen gibt es immerhin klingenden Lohn. Ja, ja, die Heimat. Da hast du ganz recht."

Der Maler wartete auch ein zweites Mal. Dann war es aber Zeit zum Mittagessen. Er wurde, wie er es erhofft hatte, dazu eingeladen. Hans schob ihm die Karte zu, und er bestellte, wonach ihm das Herz stand, denn nur zu sagen: „Der Gaumen," hieße ihm Unrecht tun. Er lechzte wirklich nach ein bißchen Wohlleben und großer Welt, und dieser m o r a l i s c h e Hunger war es, der ihn so früh schon zu Hans getrieben hatte und ihn soviel Demütigungen geduldig hinnehmen ließ. Er aß ein Rumpsteak à la Tartare, eine Portion Poularde, dazwischen Forellen blau, ein Omelette soufflée, Käse mit Brot und Butter, nachher eine Schüssel voll Mirabellen, und zum Kaffee bat er ganz offen noch um ein Stück von einer Nußcrèmetorte, die er eben entdeckt hatte. Dazu trank er auf sein Teil fast eine ganze Flasche Rüdesheimer — er wollte einmal „wirklich internationale" Weine trinken, „die ja hier doch nie an einen kommen", dann Liebfrauenmilch und schließlich Asti spumante, zum Nachtisch verschiedene elegante Liköre unter Ablehnung des heimischen Kirsch, und dann bat er um die allerbeste Zigarre, die hier zu haben war; man saß im Kasino, das er sich auch ausgebeten hatte. Am Ende langte er auch da an, wohin sein Herz, bewußt oder unbewußt, vom Anfang gesteuert hatte: nach dem letzten Curaçao traten ihm die Tränen in die Augen. Und als er noch eine Weile halb verschämt, halb genußvoll mit sich gekämpft hatte, ließ er alles laufen, was kommen wollte.

„Ich habe sie doch auch so schrecklich geliebt, Hans," schluchzte er still erschüttert. „Natürlich habe ich gegen dich intrigiert; was sollte ich denn sonst tun? ‚Soll dieser reiche Bürger auch alles haben, was er sich wünscht?' dachte ich immer. Ja, und wenn ich nicht so friedfertig gewesen wäre, so hätte ich mich an dich selber gemacht. Du kannst auch sagen: ‚So feige!' was ja dasselbe ist. Herrgott, glaubte sie denn an dich? Na, ja, du gingst da herum wie ein Gottbefreier, weil du das Geld dazu hattest. Aber denkst du, das kluge und feinfühlige Kind hat die Unterschiede einen Moment aus dem Blick gelassen? Mit mir wäre sie gegangen, und wir hätten uns fröhlich miteinander durchgehungert, zumal wenn mich ein Hans Börmann ein wenig unterstützt hätte. Aber das ging nun nicht mehr; du hattest ja selber da hinein gegriffen. Kennst du das Gleichnis vom Schaf des armen Mannes, das ihm der reiche wegnahm? Ach, sie hatte Geschmack und Feinsinn, mehr als deine ganze Patriziergesellschaft zusammen. Und einen reichen Herrensohn zu laufen, war sie nicht die Seele, und um sich deinem Ausflug in die Welt als Tender anzuhängen, dachte sie einfach zu gut von sich. Glaub' mir nur, die sah in die Zukunft wie eine Prophetin. — Ich war ja wie gerädert, als dann alles vorbei war, und ging monatelang herum wie mein eigenes Gespenst. Das sollst du nur wissen. Du mußt nicht denken, daß du allein weißt, was Liebe ist. — Ja, und seither bin ich ein gebrochener Mann, Hans."

Hans hielt still, obwohl er deutlich das Gefühl bekam: Jetzt beginnt der Boden unter dir nachzugeben, und du sinkst ein. Und bist du erst bis über die Knie drin, so zieht dich keine Gewalt mehr heraus, denn dieser Boden hat unterirdische Kräfte, und du bist verloren. Etwas böse dachte er: ‚Immerhin ist es eine Kunst, sich ein Jahrzehnt lang als gebrochenen Mann zu genießen und darauf ‚zu gehen', wie andere auf ‚bedeutender Kopf' oder ‚würdiger Greis' gehen.' Aber er hütete seine Zunge. „Auch mit der Zunge kannst du dich verstricken, Hans!" Allmählich wurde der Maler still, und plötzlich merkte Hans, daß er friedlich eingeschlafen war. Er bezahlte und brach auf, um sich nach seinem Hotel zu begeben. „Lassen Sie ihn ruhig sitzen," sagte er zum Kellner. „Er ist ungefährlich." Er steckte ihm noch ein Zwanzigfrankenstück in die Westentasche und zog sich mit einem letzten aufgebrachten und besorgten Blick auf das „Halbgespenst" zurück.

*

Diesen Nachmittag hatte er einen Besuch in Arlesheim zu machen, wo ein tüchtiger Bildhauer, den er auch von früher her kannte, ihn erwartete. Es ist dies die wunderbare Landschaft im Talkessel der Birs zu Füßen der äußersten Juravorsprünge. Burgruinen umstehen sie. Felswände und Steinbrüche lodern allabendlich vor der sinkenden Sonne auf. Schweigend steigt der Mond über

schweigende, feierliche Hochwälder herauf. Nach Norden fällt der Blick in die bedeutsame Weite der burgundischen Pforte hinaus, wo Heerschar nach Heerschar sich um den Besitz der flankierenden Höhen und der Flußtäler schlug, wo Geschichte war, seitdem es Völker gibt, und wo das Schicksal schreiten wird, solange Europa bewohnt und der Stern noch nicht erkaltet ist. Er fuhr mit der Bahn hinaus, um dann mit der elektrischen Straßenbahn zurückzukehren. Draußen hatte er ein gutes und einsichtiges Gespräch über den einheimischen Kunstgeist und die Revolution; das ihn in seiner alten Auffassung bestärkte, daß dies Volk in allen seinen Tälern nur Bedeutung haben kann aus dem Geist seiner Geschichte und der Heimat heraus oder gar nicht.

„Freiheitlich entwickelte Bodenständigkeit — oder Affen der andern!" formulierte der Mann vielleicht ein bißchen barock. „Ich kann auch sagen: ‚Bodenständig entwickelte Freiheit!' Jedenfalls muß das immer beisammen bleiben. Aber noch jede extreme und radikale Revolution hat uns zu Hanswursten gemacht. Dazu haben wir weder Geist noch Schmiß."

Hans stimmte ihm zu. „Ja, deshalb geht einem auch immer das Herz auf, wenn man draußen im imperialistischen Wahnsinn der Völker solch einer festen, klaren, geruhigen Seele begegnet, die noch die Bergwelt der Heimat in sich trägt. Die Bursche riechen ein wenig nach Kuhstall trotz aller Stürme, in denen sie seither gewesen sind. Was tut's. Es ist besser, als nach Bordellen zu riechen. Aber wenn sie dann den Mund auftun und auszukramen beginnen aus ihrem tausendjährigen Schatz von Erfahrungen und Einsichten; ja, das tönt dann aber so international und allmenschlich, wie es bei keinem kunstproduzierten deutschen Kosmopoliten oder französischen Pazifisten tönt. So was muß gewachsen sein. Das ist eine Blume, die nun einmal auf dem miasmenreichen Kompost der Heimat gedeiht, die blaue Wunderblume der Romantiker, die Blume Poesie. Alles, was ist, ist zuerst als Poesie im Kopf eines Heimatkerls aufgegangen, ob er nun Homer oder Benjamin Franklin oder Goethe oder Lionardo hieß. Aus Heimaten setzt sich die wahre Welt zusammen. Was sich heute breit macht, ist Papierblumenwirtschaft, Ersatz, Pose statt Poesie, im besten Fall pathologischer Wahnzustand, meistens aber ganz echte moderne Gehirnstrolcherei."

Dies selbstgeprägte Wort schätzte er besonders und wandte es bei jeder Gelegenheit an. Der Bildhauer wurde ganz aufgeregt und begeisterte sich. Er brachte Wein her, und die angegrauten Knaben trieben eine Stunde lang schweizerischen Patriotismus miteinander, der Künstler ungefüge und immer leidenschaftlicher, Hans unter Anwendung von allerlei Vorsicht und Subtilität. Auf dem Weg zur Haltestelle drückte er lächelnd seine Hand wieder in Fasson, die ihm der Mann von Meißel und Kolben beinahe zerquetscht hatte. Aber sobald der Wagen fuhr, richtete er seine Gedanken auf andere Dinge. Schön stand diese Berglehne da. Wie vor alten Zeiten schlängelte sich der Fluß durch das Tal. Reich tragende Obstbäume, Weinberge, Wiesen, Felder, Dörfer, Fabriken wechselten miteinander ab. Und immer droben eine neue waldige Kuppel, die langsam herauswuchs, vorbeischwebte und zurücktrat. Darüber dies volle, feurige Tageslicht. Und das Tal herunter glühte in gesundem Wachstumsfieber eine Hitzewelle nach der andern. ‚Das ist nun die Physiologie der Heimat,' sagte Hans zu sich. ‚Gestaltete Seele. Sichtbarer Geist. Diese Berge und Täler, Fluß und Wald: lebendige Schicksalsrunen, wer sie zu lesen weiß. Die Schönheit der Landschaft ist auch die Schönheit ihrer Menschen, ihre Weite oder Begrenzung teilt sie den lebendigen Wesen mit, und ihr Maß, Gewicht und Rhythmus wird zum Charakter des Volkes, das darin haust. Alles andere: Abwandlung des einen Großen. Über allem: Gott, die Allnatur, der Weltgeist. Und jede Landschaft hat ihre Kirchhöfe, die die einen das große Fragezeichen nennen, und die andern die Tore zur Ewigkeit. Ich werde mich weder zu diesen noch zu jenen setzen.'

Jetzt trat der Bergzug näher heran. Die klaren Formen verwirrten sich. Die Gegend bekam Vorstadtcharakter. Und endlich — sein Herz zog sich langsam zusammen, und sein Atem wurde gepreßt und bang — tauchten die Zypressen auf, von denen Elise damals gesprochen hatte. Gleich hielt der Wagen, und Börmann stieg als einziger Fahrgast aus. Ohne Hast legte er den kurzen Weg bis zum Portal zurück. Auf dem halbrunden Empfangsplatz wandte er sich nach links, die lange Allee hinunter. Beim fünften Querweg ging er rechts. Dort sah er schon von weitem den einfachen, weißen Marmor, den er suchte. Eine sogenannte Trauerweide überschattete ihn, und eine hochstämmige Rose blühte davor, Marschall Niel, die er selber gepflanzt hatte. Sie war groß und stark geworden und trug überreich. Das Grab umfaßten engstehende Begonien. Der Stein trug in einfachen Lettern den Namen: „Elise Hermann", dazu das Geburts- und Todesdatum.

Lange stand der stille Mann da und rührte

sich nicht, während in seiner wackern Brust der erste aufgeweckte Schmerz wieder vertobte und die Stiche von vielen alten Wunden verzuckten. Erst, als das Schlimmste überstanden war, wagte er sich ein wenig zu bewegen. Mit einem heimlichen, tiefen Atemzug, der mehr als ein Seufzer und doch auch weniger als ein Stöhnen war, kam sein Herz von neuem in Gang, und auch die Lungen arbeiteten etwas freier und ruhiger. Im übrigen lag ihm die immer wiederkehrende Not des Begreifens ob. Jedesmal wollte ihm seine Seele einreden, daß er hier nur einen historischen Gedenkstein besuche, während das Leben, von dem dieser berichtete, die Persönlichkeit ganz woanders zu finden sei. Aber das war ein frommer Betrug, und wenn das Flimmern vor dem Blick und das Zerren aller Nerven und Lebensfäden sich zur Ruhe gab, so stand er jedesmal wieder vor einem Grab. Mit tiefem Schreck und mit wahrer Lebensnot hatte er seine ersten Gänge hierher gemacht. Auch jetzt kam er keineswegs ruhig und noch kaum gefaßt, aber er war doch ohne Grauen und ohne Auflehnung gegen das Schicksal. Eine immer ernstere und besser begründete Ehrfurcht erfüllte ihn, und etwas wie eine höhere Einsicht schwebte über diesen Gängen, eine Einsicht, die ihm zwar noch nicht selber erreichbar war, die er aber doch als vorhanden ahnte und als in Beziehung mit seinem ganzen Denken und Wollen fühlte.

Jetzt war er auch wieder so weit, um sich zu blicken. Da reihte sich eine Schlafstelle der Vergänglichkeit an die andere. Schön geordnet lagen diese Betten des Gewesenen da. In jedem schlief ein zur Ruhe gebrachtes großes Kind. Die allerletzte Eitelkeit des Daseins, der schöne Sarg, war inzwischen auch eingebrochen, und nun Wange an Wange mit der guten, kühlen Erde ruhten die gut und gründlich verseufzten ehemaligen Jemande, und betrieben, von keinem Wahn und keiner Furcht mehr gestört, ihre Verwandlung. Darüber standen und wuchsen lebendig lichtwärts die Zypressen und Edeltannen, Hängeweiden und Blutbuchen, wucherte der Efeu und blühten die Geranien und Rhododendren. Die Vögel hüpften in dem schönen Totenreich herum, und Tagpfauenaugen und Zitronenfalter schleuderten sich trunken durch die duftgeladenen Zwischenräume. Und jetzt sollte einer kommen und hier Bücher des Gerichts aufschlagen! Hans schüttelte still den Kopf.

„Nein, nein, das Geschehene ist geschehen, und *weil* es geschah, *mußte* es geschehen. Geschah es aber zwangsläufig, so heißt das: es wickelte sich ab nach ewigen, unabänderlichen Gesetzen, die keins von diesen so wenig haltbaren Wesen selber gemacht hat. Nicht einmal die ganze Menschheit seit ihren ersten Anfängen, geschweige jenes dämonistische Faultier oder der kleine philisterhafte Richter Kolbenhauer. Sieh mal an! Wollte sie sich wirklich nicht ‚als Tender bei mir hinten anhängen'? Hätte sie sich mit Kolbenhauer durchgehungert? Und soll sie tatsächlich mit ihm darüber gesprochen haben? Nun, ich will es nicht wissen. Vor allem deshalb nicht, weil auch dies Wissen nichts einbrächte als neue Unruhe. Was helfen mir die Aspekte anderer Menschen? Hier hat sie keine Künstlerhungerjahre zu bestehen gehabt, und doch dies Ende! Lieber sage ich noch: ‚Sie fühlte, ohne es zu wissen, bereits die ersten Keime der Krankheit in sich, und traute sich nicht die Kraft zu.' Ich halte es mit dem König David: ‚Mir ist sehr angst, aber ich will in die Hand des Herrn fallen und nicht in Menschenhände!' Gott behüte mich vor den kleinen Richtern. Sela! Nichts wünsche ich heute anders, als wie es geschehen ist, auch meinen Schmerz und meine Verzweiflung nicht. Glaubt denn der kleine pinselnde Affe, daß ich so leichten Kaufs über den Schlag weggekommen bin? Was ahnt ein solches Tierchen von den Martern der Selbstbehauptung und von der glühenden Not des Geistes im Kampf um die höhere Gerechtigkeit? Nun, er wollte dir nachträglich noch etwas Gift ins Ohr träufeln, und es ist ihm gelungen. ‚Sie hat nicht an dich geglaubt!' sollte es heißen. *Das* jedenfalls hat sie ihm nicht gesagt. Da müßte man uns schon alle miteinander konfrontieren. — Und der alte Jammer stände wieder da. — Friede mit dir, Elise. Und Friede mit uns!"

Erzürnt kehrten seine dunklen Augen zum Grab zurück. Es war eine Doppelstelle. Frau Hermann hatte ihn unter strömenden Tränen gebeten, ihr ihre letzte Stätte neben seiner Elise zu gönnen. Auch der Konservatorist hatte einen diesbezüglichen Antrag für sich gestellt, doch ohne daß Hans zu hören schien. Aber Frau Hermann hatte für Lebenszeit ihre Bank bei ihrer Tochter, und für nachher eine sichere Zuflucht vor ihm. Auf der Bank, die auf einem reinlichen Kiesplatz stand, nahm Börmann nun Platz.

Ja, wie war dieser jähe Umschwung vom blühenden Leben zum kalten Tod eigentlich zustande gekommen? Ach, es hatte sich alles still und stetig entwickelt, und das war ebenso das Unheimliche wie das Große daran gewesen. Hans hatte sich fürs erste in Paris eingerichtet und fragte nun in jedem Briefe, wie es mit dem Herkommen sei, oder wann er sie holen könne? Sie schrieb lebendig, frisch, oft humoristisch, fügte Zeichnungen bei,



Ziehende Kafferbüffel. Gemälde von Prof. Wilhelm Kuhnert
(München, Kunstausstellung im Glaspalast)

schickte Blätter ein, die inzwischen von ihrer Hand entstanden waren, und auf denen sie seine Ratschläge befolgt und seine Kritik beachtet hatte, und von ihren Hoffnungen und Wünschen wochenlang kein Wort. Sie blieb lieb und zärtlich, bemühte sich, keine Trauer merken zu lassen und ihn nicht durch ihre ungestillte Sehnsucht unruhig zu machen, aber in keinem Brief stand auch nur eine Andeutung von einer nahen oder wenigstens absehbaren Glückserfüllung. Ihre Bilder gewannen in einem geradezu rapiden Tempo Gesicht und Kraft. Es war, als seien unter- und oberirdische Kräfte urplötzlich frei geworden und hätten sich mit ihren irdischen vereinigt, um ein ganz neues Wesen zu schaffen, eine unerwartete geistige Blüte hervorzutreiben, wo vorher noch kaum jemand eine Knospe erkannte. Über eine Ausstellung machte sie neben einigen nicht getroffenen eine Anzahl so richtiger und scharfsinniger Bemerkungen, die sie unbedingt erlebt haben mußte, und die manchem bewährten Kämpen gut angestanden hätten. Dasselbe geschah Büchern und Dichtern gegenüber, auf die er sie hingewiesen hatte, ja, gerade hier zeigte sie ein so unverbildetes, gesundes Urteil, wie es nur aus ganz geraden, tiefen, keuschen Seelen kommen kann, die noch von keinem Zeitlaster angekränkelt sind, und denen noch ihre ganze angeborene Naturgenialität eignet. Mit jedem Brief gratulierte er sich mehr zu seiner Entdeckung, und mit jedem wurde er ungeduldiger, diese endlich zu verwirklichen, und das eigentliche Leben mit dem jungen Talent anzutreten, mochte im übrigen dabei für ihn abfallen, was wollte. Er hatte nicht bloß das Zeug zu einem Menschenbildner, zu einem Anreger und Führer, sondern seine Leidenschaft auf Förderung von Künstlern und Kunst machte einen wichtigen Teil seines Wesens aus; das hatte er in Basel schon bewiesen. Er war das Gegenbeispiel zu jener Art von misanthropischen Kritikern, die zur lebenden Kunst die Haßstellung einnehmen, weil es ihnen an Begabung fehlt. Gerade, w e i l sie ihm fehlte, empfand er das Bedürfnis, das, was er fühlte aber nicht gestalten konnte, andere gestalten zu sehen, und ihnen wenn irgend möglich dazu zu verhelfen. Er hatte schon ein Atelier für Elise in Aussicht, sondierte um den besten Lehrer, beobachtete die Künstlerkolonie auf ihren künftigen Verkehr hin, und was er von moderner Kunst sah, das betrachtete er unwillkürlich mit jungen Augen, aber mit seiner bereits gereiften Urteilskraft. Sie konnte jetzt kommen; er war bereit.

Eines Tages bekam er einen Brief von ihr, der folgendermaßen lautete:

„Liebster Mann und Schatz! Ich habe nun auch die Kellernovellen wieder gelesen, wie Du mir geraten hast, und ich danke Dir. Ich habe diesmal mit ganz anderen Augen gesehen, und alles verdanke ich Dir, weil Du sie mir geöffnet hast. Ich weiß jetzt auch, warum Du ihn so hoch stellst. Ich tat es ja auch, aber das war mehr nachgeschwatzt, weil man das in der Schule schon eingebläut bekommt, und weil hier alle so reden. Einen eigentlichen Grund dafür wußte ich nicht, und in manchen Sachen habe ich eigentlich geheuchelt, wo mir etwas widerstand, während ich nicht den Mut hatte, es auszusprechen, was aber manchmal auch wirklich schwer ist, besonders für ein junges Ding, das noch nichts kennt, und das noch die Eierschalen mit sich herumschleppt. Da sagt jeder: ‚Na, lerne einmal selber etwas, du Grünschnabel, und sieh dann, was du zuwege bringst.' Du aber bist großartiger und lieber. Du sagst: ‚Gerade an den Großen muß man Urteil und Maß lernen. Und vor ihnen muß man sich auch am meisten in acht nehmen. Vor ihnen und vor sich selber, und bei diesen beiden ist auch die schärfste Kritik nötig.' Ja, so sprichst Du, und das ist so anders, als unsre Schulmeister sprechen. Und warum Keller ein so großer Meister ist, weiß ich jetzt auch. Weil alles bei ihm so neu und frisch ist. Weil es so federt und blitzt wie bei keinem sonst. Und wegen der Goldklarheit seines Ausdrucks und der Goldgreifbarkeit — darf man so sagen? — seiner Figuren. Auch wegen der Goldreinheit seiner Gesinnung. Jetzt komme ich aus dem Gold nicht mehr heraus, aber da herum liegt das, was ich eigentlich sagen möchte.

Nur, liebster Schatz, warum ist er manchmal plötzlich so roh und grausam? Weshalb muß der arme Kammacher sich erhängen? Warum kommt das furchtbare Spiel mit dem Baron? Weshalb macht er sich über den alten Amrein lustig, ohne seine Tragik zu sehen? Und warum rächt er sich im ‚Pankraz' so unnobel an einer fehlgeschlagenen Liebe? Das tut doch weh. Und es geht auch jedesmal ein schöner Wurf wenn nicht ganz so doch fast in Stücke. Da siehst Du, was gleich dabei herauskommt, wenn man das Küken kritisieren läßt, und vollends über den alten, schönen, ruhmreichen Hahn, auf dessen Krähen ganz Deutschland gehorcht hat. Aber ich bin bezaubert von ihm. Ich zanke mich auch mit ihm wegen seines Atheismus. Ist das denn gut, Hans? Und muß man es tolerieren? Du bist ja immer dafür, aber muß man nicht vielleicht doch schärfere Grundsätze haben? Er war ja doch nicht sehr glücklich damit. Und dann sein Trinken: er macht mir doch auch

wieder Angst. Nicht, weil ich zum Orden gehöre. (Und Du bist nun doch nie eingetreten. Aber ich habe Dich ja freigegeben, obwohl Du gleich von Anfang an darauf rechnetest, Du Schlauberger. Und so hat der Fuchs eine Ente gefangen.) Aber was Keller angeht, so sind wir heute doch vielleicht etwas andere Menschen. Meinst Du nicht auch? Ach, wie lange ist es her, daß wir miteinander gesprochen haben. Und was für ein lausiger Ersatz ist die Briefschreiberei dafür, lieber Engel. Wenigstens die meine. Deine Briefe sind ja wie Evangelien und Gedichte und dazu wie geschriebene Küsse, wenn man Küsse schreiben kann. Ich bin immer tagelang glücklich damit und stolz. Und dann kommt schon ein neuer. Und alles das muß nun wohl ein Ende haben.

Ja, so wird es kommen. Was geschehen ist? Kolbenhauer rennt herum wie ein Rasender, flucht und schüttelt die Fäuste. Und der ‚Konservatorist' liegt wieder auf dem Diwan und bildet sich. Nebenher hat er unsere Bewachung und Bedrohung wieder aufgenommen. Die Ohrfeige ist wirklich gekommen, und sie soll sogar ziemlich saftig ausgefallen sein, was ich ihm natürlich gönne. Aber wir sind die Mitbetroffenen. Ach, Liebster, daß ich soviel über Gottfried Keller schwatzte, war nur aus Angst, das schreiben zu müssen, was jetzt doch kommen muß. Es ist aus. Kolbenhauer hat sein Spiel verloren. Ich habe es verloren. Du hast es verloren. Meine arme Mutter hat es verloren. Kunze hat wieder heimgefunden, und seine Augen gehen in der Wohnung herum wie Revolverläufe. Meine Mutter ist noch kleiner und schmaler geworden; sie möchte sich am liebsten in die Erde verkriechen — in ein Grab auf dem nahen Friedhof, aber davor werde ich sein. Und ich — reden wir nicht davon. Er liegt den ganzen Tag und schweigt. Bloß zum Essen steht er auf. Auch das besorgt er wortlos. Es ist jetzt eine Erlösung, daß er nachts zu schnarchen geruht. Ach, mein schöner Engel, wenn Du mir trotz allem noch schreiben willst, so tu es. Lange werd' ich's nicht mehr aushalten. Dann werd' ich Dir schreiben: ‚Jetzt Schluß, Liebster!' und Du mußt auch sofort gehorchen. Versprich mir das. Nur augenblicklich kann ich noch nicht. Das Herz würde mir brechen. Habe noch ein Weilchen Geduld mit mir und sei gut zu mir — auch ohne Hoffnung. Ich halte Dich nicht mehr lange auf. Und Du siehst nun auch, wie recht ich hatte, Dich fort zu treiben, als Du noch länger auf mich warten wolltest, obwohl Dir schon der Boden unter den Füßen brannte. So will es das Schicksal: Du mußt dort sein, und ich muß hier sein; Du mußt hoch fliegen, mein Adler, und die Hühner gehören in den Hof, auch wenn es Perlhühner sind. Du siehst, ich denke nicht einmal sehr gering von mir, aber ich verstecke mich hinter das Schicksal, wo ich in guter Gesellschaft bin. Das will ich Dir aber bekennen: ich schäme mich, daß es mich fast tötet, wenn ich an Dich denke. Trotzdem sehe ich keinen Ausweg. Soll ich über die Leiche meiner Mutter? Schon die Vorstellung von dem rothaarigen Toten, den er abgeben würde, treibt mich in Entsetzen. Aber erst ihre Einsamkeit und Sterbensangst! Nein, es geht nicht. — Eins ist mir noch unklar: ob ich nun hier so weiter klecksen und schmieren werde, um einmal nach Jahren mit einem Bildchen zu Gnaden in der Ausstellung anzukommen, oder ob ich eines Tages alles verbrenne, um wieder nur die Sekretärin Elise Hermann zu sein? Ich glaube beinahe das letztere, weil mir dann keiner, aber auch keiner etwas ins Leben reden kann. Denn in jedem Fall will ich mir nichts gefallen lassen. Unglücklich sein heißt noch lange nicht lumpig und bettelhaft sein. — Der Bogen ist wieder voll. Ich könnte noch schreiben bis morgen früh, aber ich würde vorher erschöpft vom Stuhl fallen. Ich bin so müde und so enttäuscht, Hans. Kannst Du's denken? Nimm mir nichts übel. Sei nicht böse. Ach Liebster! Gott behüte Dich, Engel! Deine Elise."

Ihn traf dieser Brief so ungeheuerlich, daß er nicht erst Bemühungen machte, ihn zu begreifen. Seine Antwort war auch rasch entschlossen und kurz.

„Mein lieber armer Schatz, ich komme. Hör' zu, was ich denke. Nächste Woche ist ja Basler Fastnacht. Gut. Ich komme von Paris um sieben Uhr und drei Minuten. Du bist am Bahnhof und holst mich ab, nachdem Du uns zwei Karten für den Kasinoball genommen hast. Alles andere bringe ich mit; Du hast nur Deine süße Person zu stellen. Und uns soviel Spielraum zu schaffen, als wir für zwei Nächte brauchen. Denn auch den Mittwochball, der noch schöner und toller ist, will ich mit Dir durchmachen. Mach' Dich auf etwas gefaßt. Und dann wollen wir nebenher sehen, was wir können, und was wir nicht können. Ja, mein Herz, es wird nun Ernst. Wenn es aber mit einer Liebe Ernst werden will, dann will es schön und stark werden. Auf Wiedersehen, mein junger Falke. Unveränderlich Dein Hans."

Er benutzte die noch bleibenden Tage dazu, seinen gemütskranken Schatz, denn dafür hielt er sie jetzt, mit allem zu versehen, was sie für die Tage und Nächte brauchte. Mit Liebe und hellem Blick musterte er die berühmten Lager von Paris durch und stellte

eine ganze Ausstattung für ihren schlanken jungen Leib zusammen. „So, wer das trägt und sich im Spiegel sieht, fühlt sich als junge Dame und ist es auch," murmelte er befriedigt über sein Werk, als er alles zusammen einer letzten Prüfung unterzog. Er packte die Herrlichkeit in den dazu gekauften Koffer, ließ diesen und seinen dazu ins wartende Auto tragen, bestieg es selber und fuhr zum Bahnhof. „Ja, jetzt wird es Ernst. Die Krise ist da. Wenn's nicht im Rausch gelingt, so gelingt es nie mehr. Aber sie ist zwanzig Jahre. Es wird gelingen." Er wußte nicht genau, warum er diesen Glauben hatte, der im Grund nur ein sehr starker Wunsch war, wie der größte Teil von allem, was die Menschen als Glauben betrachten. Er dachte auch nicht weiter nach; das genaue Denken war seine Stärke ohnehin nicht. Er verließ sich auf die beiden Großmächte der Jugend und der Liebe und ging als vollsaftiger Mann mit der Natur der Dinge. Und übrigens führte er sein schwerstes Geschütz mit, worunter auch ein formeller Eheantrag sich befand, obwohl er über Formen gering dachte, aber in diesem Fall konnte eine Form als Schlüssel zum Tor der Freiheit dienen.

Sie war am Bahnhof und erwartete ihn in hoher Erregung. Ihre Wangen waren blasser und schmaler geworden und wurden auch jetzt nicht rot, aber ihr Mund blühte wie eine Rose, und ihre Augen, die ihm noch größer schienen, hatten einen Glanz, der ihm stark zu Herzen ging. In ihrem Lachen lag mehr Holdseligkeit, Übermut und Bangigkeit als je, aber sie ließ sich lachend ins geschlossene Auto packen, und dort zog sie mit hohem Genuß den schönen, weiten, wunderbar gefütterten Pariser Sammetmantel an. Sie setzte auch schnell den Hut auf, den er für sie ausgepackt hatte, und dazu nahm sie einen dichten Reiseschleier vor.

„Und jetzt bin ich eine Dame!" sagte sie selber mit ängstlichem Humor von sich. „Ein Geschöpf des Louvre. Oder ist es der Printemps?"

Er nahm still ihre Hand. „Nein, ein Geschöpf Gottes, und vielleicht noch ein klein bißchen und nur ganz äußerlich des Hans Börmann. — War schon viel los heute in den Straßen?"

Sie begann sofort zu berichten, was sie gesehen hatte. Es waren danach sehr schöne Lampions und ausgezeichnete Züge vorhanden. Und einige Schnitzelbänke hatte sie ihm gleich mitgebracht. „Du liest sie dann im Hotel. — Ach, im Hotel! Du! Was wirst du noch alles mit mir anstellen?"

Er lachte einfach und sehr herzlich. „Nichts, was du nicht zugeben willst."

Sie war einen Moment still. „Ich glaube, ich werde sehr viel zugeben!" sagte sie in ihrer eigentümlichen Art, die manchmal wie aus der Pistole geschossen kam. Er hörte, daß sie die ganze Tragweite dieser Worte nicht absah, und blieb still dazu. Auch hielt nun das Auto vor dem Hotel.

„Ach, du — Drei Könige!" flüsterte sie ihm erschreckt zu. Aber das war das letzte Erstaunen, das sie zeigte. Im nächsten Moment nahm sie sich zusammen und spielte fortan mit schönem Gelingen die junge Dame, die nichts überrascht, und die sich noch manches besser und eleganter denken könnte. Er atmete zum erstenmal auf: „Es wird gelingen!" Aber als sie merkte, daß er für sie beide bloß ein Zimmer genommen hatte, machte sie noch einmal große Augen. „Das geht doch aber nicht, Hans!" sagte sie wie damals, als er das Kußspiel vorgeschlagen hatte, während sie ihn ein bißchen verzagt ansah. Und als er nur wieder herzlich und liebevoll lachte und sie in die Arme nahm, setzte sie halb mitlachend hinzu: „Wenigstens mußt du hinausgehen, während ich mich umziehe."

„Auch das, mein Schatz. Alles, was du willst. Ich bin für dich nichts als eine schöne Möglichkeit. — Aber ich glaube, es liegt in deinem eigenen Interesse, sie nach Kräften zu benutzen."

„Ja, ja. Du weißt und kennst ja alles auch viel besser. Und du kannst auch gar nicht hinausgehen, weil du mir beim Anziehen helfen mußt. Wahrscheinlich ist das Kostüm eine Kolombine, und die gehen ja hinten zu und sind so eng."

„Da höre doch einer. Woher weißt du denn, daß es eine Kolombine ist?"

„Nun, du kommst doch aus Paris, und du wirst einen Pierrot mit haben. Dort sind sie alle Pierrot und Kolombine. Ich finde auch, daß das die schicksten und geschmackvollsten Kostüme sind. Du wirst reizend aussehen."

„Und du erst! Komm, wir wollen gleich auspacken."

„Daß sich die Sachen vielleicht noch ein wenig verhängen können, wenn sie zerknittert sind."

Sie zog schnell den Mantel aus, um ihm zu helfen. Scherzend und viel Zeit mit Küssen und mit Liebesvorspielen verlierend legten sie die verschiedene Pracht heraus. Es war alles gut angekommen, und sie lobte ihn für sein gutes Packen.

„Aber nun denke ich, daß wir zuerst noch in aller Ruhe und Gemütlichkeit soupieren. Der Zauber kommt vor zehn Uhr doch nicht in Schwung. Wir ziehen dir jetzt dies rei-

zende Abendkleidchen an mit den grauen Seidenstrümpfen und den Wildlederschuhen. Deine Frisur ist mustergültig. Dein Gesicht ohnehin, und deine Haltung paßt in jedes Prinzessinnen-Boudoir."

„Als Kammerzofe."

„Als Prinzessin. Das sind nämlich auch sterbliche Weibchen, und an ihnen ist mehr Manufaktur, als du denkst, äußerlich und innerlich. Die meisten wären froh, wenn sie soviel Frische und wahren Reiz an sich bringen könnten, wie du hast. Komm, Prinzessin Elise von Gundeldingen, fünf Minuten Angst und dann eine Stunde Vergnügen. Du wirst schon merken, wie gut es sich hier ißt und trinkt."

„Wer ist das ‚Es', das sich hier essen und trinken soll?" fragte sie schalkhaft, während er sich mit ihren Häftchen und Druckknöpfen zu schaffen machte.

„Das ist richtig. ‚Es' wird sich nicht essen und trinken, aber ‚Es' wird noch im Lauf dieser Nacht mit Haut und Haaren aufgefressen werden."

„Meinst du vielleicht ‚das' Elise von Gundeldingen?"

„Ja, das haben wir vor der ganzen Welt voraus: ‚Das Emma. Das Monika.' Aber nimm deine Händchen da weg; du hinderst mich."

„Eben. Das mache ich nämlich lieber selber. Dreh dich jetzt um. Sieh einmal aus dem Fenster; die schöne Aussicht. Vielleicht kommt noch ein Zug über die Brücke."

„Was weißt du von der Aussicht? Du bist ja noch gar nicht am Fenster gewesen."

„Stimmt. Aber ich kann es mir denken. Hörst du, da trommelt es auch gerade. Es sind vielleicht die Totentänzer."

„Die Totentänzer. Was ist das?"

„Geh nur sehen."

Er trat ans Fenster, während sie rasch ihr Kleidchen vollends aufhakte, abstreifte und in das bereitliegende dunkelseidene schlüpfte, an dem sie schnell die kritischsten Häkchen selber zumachte. Inzwischen zog drunten wirklich hinter einer gewaltigen erleuchteten Laterne, die mit zwei phantastisch aufgeputzten Pferden bespannt war, unter Trommel- und Pfeifenklang eine seltsame Rotte von Gespenstern über die alte Holzbrücke, von qualmenden Fackeln begleitet, und auf jeder Ecke des Riesentransparents rauchte und loderte eine Pechpfanne, während höhnisch die Trommelwirbel von zwölf gewaltigen Kesseln und die Pfiffe der Pikkoloflöten über die Rheinbreite klangen. Viel Volks zog zu beiden Seiten mit, maskiert und unmaskiert; die Brücke wimmelte von Menschen wie ein Bienenstock.

„Was ist das?" fragte Hans noch einmal, ohne sich umzudrehen.

„Die Hamburger Cholera," sagte Elise. „Schneidig, nicht? Und du sollst es erst von nahem sehen. Es heißt auch allgemein, daß sie den ersten Preis bekommen werden."

„Gut baslerisch," stimmte Hans zu. „Das ganze Jahr sind sie genaue Puritaner, mehr Calvinisten als Zwinglianer, und die Kirchen sind immer voll. Aber in der Fastnacht lassen sie alles los, was vom Teufel und auch von seiner Großmutter, die nach Grabbe ja eine verflucht schöne junge Satanella sein soll, in ihnen steckt. Und daß die Alten in der Reformation ihren Karneval um acht Tage in die Fasten der Katholiken hinein verschoben und mit immer weiter dauerndem Genuß bis auf diesen Tag da belassen haben, das läßt auch tief blicken. Wir sind schon eine medisante und tückevolle Gesellschaft."

„Ja, du mußt es ja wissen. Übrigens kannst du mich jetzt zumachen."

„Ach, hast du dich schon hineingefunden?" Er drehte sich um. „Genau, wie ich mir's gedacht hatte. Nur das eigentliche Leben kann man sich nie denken; da wird man immer noch übertroffen. — Also wieder eine Pariserin mehr."

Der Feuerschein von den Fackeln und Pechpfannen draußen überlief hurtig ihre grazile Figur in dem Seidenkleidchen, und er machte sie ganz still und mit so leichten Händen wie eine Kammerfrau fertig. Dann zog sie noch die Schuhchen an — die Strümpfe hatte sie schon an den schlanken Beinen —, nahm den schönen Mantel um und setzte vor dem Spiegel den Hut auf.

„Ach ja," sagte sie lachend, „jetzt kann man erst sehen, wer man eigentlich ist." Und übermütig setzte sie hinzu: „Ich möchte dir beinahe recht geben, Hans. Bloß daß ich wirklich nicht wüßte, wie ich mich unter einer Krone benehmen sollte."

„Außer unter der Brautkrone."

„Als Frau Konservatoristin oder Klavierlehrerin."

„Nein, als die junge, sehr talentvolle und sehr reizende Malerin Elise Hermann."

„Ach, du, das ist ja gar kein Malername."

„Ist Keller vielleicht ein Dichtername?"

„Ja, man muß nur ‚Estrich' denken, so sieht man's. Der Name ist wirklich gleichgültig, um berühmt zu werden."

„Oder glücklich. Ruhm und Glück adelt alles."

Aber als das Gespräch soweit war, traten sie schon in den schönen Speisesaal ein. Börmann geleitete seine Dame an einen Tisch, der besser zum Beobachten als zum Gesehenwerden lag, und gab Elise die Karte. Sie

wählte als erstes Rheinlachs. Er bestellte eine Flasche Fondant. Sie war ein wenig schüchtern, aber als das Essen kam, entwickelte sie wieder soviel natürliche Anmut, und je besser es ihr schmeckte, desto mehr lebte sie sich in die ungewohnte Umgebung ein, daß er ganz voll Bewunderung wurde und fast etwas wie Ehrfurcht empfand. Sie fühlte und erhöhte unbewußt noch ihren Reiz. Der Wein rötete ihr die Wangen, die immer noch ein wenig blaß geblieben waren. Sie begann wieder zu plaudern, und zum Ende kehrte ihr sogar der Übermut zurück.

„Du, warum sehen die Kellner eigentlich immer aus wie Barone und geben sich wie Grafen, obwohl sie doch eigentlich auch nichts anderes tun als unsre Saaltöchter und noch weniger als eine Hausfrau, die das Essen, das sie aufträgt, wenigstens selber gekocht hat."

„Das kann ich dir sagen. Wie Barone sehen sie aus, weil sie Fräcke tragen."

„Ja, das ist wahr. Ich sah einmal eine Schusterinnung in Fräcken. Wie eine Adelsversammlung. Und das andere?"

„Und wie Grafen geben sie sich, weil sie Mannsbilder sind, denen das Wichtigtun um so mehr im Blut steckt, je weniger hinter ihnen ist."

„Du tust dich nie wichtig. Da muß gefährlich viel hinter dir sein. Eigentlich sollte man es gar nicht denken."

„Paß mal auf, du Hexe. Das wagst du auch bloß auf neutralem Boden."

„Ja, in Nummer 37 bin ich noch nicht recht eingelebt."

Eine Stunde später tauchten ein gutgewachsener, kräftiger Pierrot und eine äußerst graziöse Kolombine im Kasinoball auf, beide maskiert und beide in der besten Stimmung. Die Kolombine hing liebevoll am Arm des Pierrot. Manchmal, besonders von Anfang, war es, als suchte sie ein wenig Schutz bei ihm. Später wurde sie selbständiger und nahm sogar in sehr feinem Übermut Stellung gegen ihn. Der Pierrot schien sich hier gut auszukennen. Manchen von den unmaskierten Anwesenden sagte er auf französisch nette kleine Niederträchtigkeiten, die sich auf ihre Lebensführung und ihre Verhältnisse bezogen. Zuerst wollte ihn die Kolombine immer gleich weiter ziehen, weil sie sich noch ein wenig fürchtete. Aber bald gewöhnte sie sich, denn es ging auch hier menschlich zu. Später hielt sie auch Stand, wenn er von Masken und Zivilisten seinerseits gestellt wurde, die gern herausbringen wollten, wer sich hinter dieser Rolle verstecke. Aber er ließ sich nicht fangen, sprach ein so geläufiges Pariser Französisch und machte seinen Gegnern gleich wieder so zu schaffen, daß sie mehr mit sich zu tun hatten, als daß sie ihm auf den Zahn fühlen konnten. Ein paarmal zogen sie die Kolombine ins Gefecht, weil sie hofften, dort seine schwache Stelle zu finden, aber jetzt war sie auch nicht mehr neu und hatte sich gut eingehört, so daß sie ihnen hinreichend dienen konnte. Dazu hatten sie einen netten Tisch auf dem Balkon, wo sie in den Pausen gemächlich Champagner tranken und Süßigkeiten knabberten, auch hielt er sie ständig mit einem guten Vorrat von Serpentinen und Konfetti versorgt, mit denen sie bombardierte, was ihr gefiel und erreichbar war. Gelegentlich fiel aber auch ein fremdes Gestöber in ihre Gläser, und sie besonders glänzte und glitzerte schließlich wie eine wirkliche Prinzessin. Die Demaskierung machten sie nicht mit, dafür fühlte sie auf einmal einen Ring am Finger, den sie hochbetroffen vor die Augenausschnitte ihrer Seidenmaske nahm.

„Ich bin dir ja noch den Eintritt in den Orden schuldig," sagte er. „Ich gelobe mich hiermit der Loge ‚Elise' — Man soll eigentlich nicht so ernste Worte auf einem Maskenball sprechen, und ich habe auch nicht viel zu sagen. Aber soviel höre, Schatz. Verlobt trägt man ihn an der linken Hand, nicht. Und verheiratet an der rechten. Jetzt steckt er links. Denke nicht, daß das eine Laune ist. Es ist Ernst! Sieh mal, du bist jetzt so was wie David in der Löwengrube, und ich bin dein Engel. Der Ring ist sozusagen eine Leiter, die ich dir in die Grube stelle. Heraufklettern mußt du selber. Je eher du das tust, um so besser. Und droben brauchst du nur den Ring an die rechte Hand zu schieben und mich anzusehen, so weiß ich Bescheid, und wir gehen aufs Standesamt. Alles nur genau so weit verbindlich, wie du wünschest. Ein leiser Pfiff, ein Wink, und ich verschwinde. Ich will nichts, als daß Vernunft und Natur zum Siege kommen. Fällt dabei für mich etwas ab: um so besser. Bedingung ist es nicht. Und damit Schluß. Nichts mehr davon. — Sieh einmal den dummen Teufel dort im Fuhrmannskittel, der die Leute anpöbelt. Der kommt sich schon lange geistreich und wichtig vor. Komm, ich weiß, wer es ist. Wir wollen ihm einen Denkzettel geben. Ohnehin schleicht er immer um uns herum."

Elise sah hin und schrak leicht zusammen. Aber sie nahm seinen Arm und folgte ihm. Es war ein breiter, starker Mensch in einer blauen Fuhrmannsbluse und einer groben, häßlichen Papierlarve, in deren Mundöffnung eine qualmende Pfeife steckte. In der Hand trug er eine Peitsche, mit der er von Zeit zu Zeit gellend durch den Raum knallte.

Eigentlich war er lästig, aber es wollte niemand mit ihm anbinden, weil er anmaßend und grob auftrat. Sobald er aber das nahende Paar bemerkte, machte er eine Schwenkung und verzog sich. Der Pierrot folgte ihm und stieß im Saal wieder auf ihn. Wie vorhin verschwand er. Das Spiel wiederholte sich drei- oder viermal, bis dem Burschen offenbar der Boden zu heiß wurde. Später sah ihn niemand mehr.

„Meinst du noch, daß du ihn kennst?“ fragte die Kolombine ihren Begleiter.

„Ich weiß nicht. Aber es hört sich fast an, als ob du einen Bekannten hinter ihm vermutetest.“

„Ich weiß auch nicht.“

„Hol' ihn der Teufel. — Aha, die Polonäse. Paß auf, die ist hier immer besonders hübsch. Das verstehen sie. Und es ist gerade noch der rechte Augenblick. Eine halbe Stunde später, und die Damen fangen an, sich Champagner in den Busen zu schütten.“

Es schien, daß das Paar diesen Augenblick nicht mehr abwarten wollte. Es machte noch die Polonäse mit, tanzte den darauf folgenden Walzer, und bei der Mazurka war es verschwunden. An einem Nebentisch war beiläufig beobachtet worden, daß die schlanke Kolombine ihren Verlobungsring von der linken Hand nahm und auf den Ringfinger der rechten streifte, wobei sie den Pierrot, ohne etwas zu sagen, aus den Augenlöchern der schwarzen Seidenmaske ansah. Ihr tiefes Erröten deckte zum größten Teil die Maske, aber die kleinen Ohren und der weiße Hals spielten die Verräter. Der Pierrot zauderte einen Moment, nickte dann langsam und erhob sich, während er seiner Kameradin die Hand reichte. Sie ergriff sie etwas hastig und nahm auch den Arm, und so verließ das Paar unerkannt den Saal und das Gebäude. Draußen bestieg es ein Auto, nachdem der Pierrot dem Fahrer halblaut das Ziel genannt hatte: „Hotel Drei Könige.“ Still und dunkel lagen die gegenüberstehenden Gebäude der Kunsthalle und des Theaters. Aber hinter den hohen Fenstern des Kasinos brandete dumpf der Lärm des Maskenfestes weiter.

★

„Ja, so ist es gewesen, Elise!“ nickte der Mann am Grab. „Und am andern Tag saß das Fräulein Hermann wieder im Büro wie immer. Das war schon schwer auszudenken. Herrgott, nach dieser Nacht. ‚Ich kann aber unmöglich einfach wegbleiben, Hans. Der Chef ist in Paris. Herr Marinetti hat Influenza. Jemand muß da sein. Ich habe doch eine Vertrauensstellung. Was würdest du von mir sagen, wenn ich dich einfach so im Stich ließe?' Nun, du warst schon im besten Tun, und wußtest es nicht. ‚Laß die Toten ihre Toten begraben, Kind. Das ist ein großes Wort. Jetzt gibt es keine Korrespondentin Elise Hermann mehr! — Sollen wir gleich nach Paris durchbrennen? In anderthalb Stunden fährt ein Zug. Wir können aber auch einen Umweg über Wien und Stockholm nehmen.' Du spürst meine Unruhe und meinen Zorn, und nimmst meine Hand. ‚Sei gut, Engel. Ich hab' doch auch eine Mutter. Und dann möchte ich noch den Fastnachtmittwoch mitmachen. Nachher — die Sündflut —!' Die Sündflut! Nicht etwa der Himmel! Und mit diesem seltsamen Lächeln und dem scheuen, fluchtbereiten Blick! Nicht zu reden von dem Ring an der rechten Hand. — Ja, sieh, da bekam ich den ersten Zweifel. Mit stillem Schreck bringe ich dich zum Bahnhof, wo wir deinen Koffer und den Mantel zur Aufbewahrung abgeben. Das hast du dir alles so ausgedacht, und ich lass' dich gewähren. Und dann geht das Fräulein Hermann zur Arbeit. Dem Personal habe ich zu sagen, daß meine Frau Besuch in Zürich macht. ‚Auf Wiedersehen morgen, du mein Alles!' Immerhin: ‚Du mein Alles!' Ich zweifle auch nicht daran. Was ich diese Nacht mit dir erlebt habe, ist Beweis über Beweis. Trotzdem! Irgendwie, wie ich dir so nachsehe, habe ich das Gefühl, als gingst du zu deiner Hinrichtung. Den Tag und den nächsten Vormittag verbringe ich in Angst und Sorge im Hotel. Am Mittag warte ich ganz ohne Glauben im Auto beim Bahnhof. Aber du kommst! Du kommst wirklich! Bist wieder da! Alles kann noch gut werden! Nicht ohne Rückwirkung wirst du diese dreißig Stunden fern von mir verlebt haben! Da mußt du mich doch erst recht gefühlt haben! Jetzt muß dir ganz klar sein, was Liebe und Glück ist, und was Freiheit ist!“

„Und wie hast du dich heute herausgeschwindelt, kleine Schwindelmeierin?“ fragte er nach dem Wiedersehen, das stürmisch und unaussprechlich innig war, während er ihr wieder in den schönen Pariser Mantel half.

„Ach, ich sagte, daß ich durcharbeite bis drei Uhr und dann zu einer Freundin gehen werde. — Aber wie kommt das, mein Herr, daß Sie mich zum Schwindeln nötigen, und mich dann daraufhin ansprechen?“

„Ich dich nötigen? Wärst du mit mir losgefahren, so hättest du niemand Rede stehen müssen. Du stecktest jetzt bereits einige hundert Kilometer tiefer im Leben drin, wo alles Wahrheit und Selbstverständlichkeit ist. — Aber das kann noch kommen, wenn du erst ganz begriffen hast, was das heißt, eines Mannes Weib zu sein.“

„Ich habe schon viel begriffen, Hans," sagte sie halb scheu und halb übermütig. „Aber kanzle mich nur weiter ab; es tut so wohl. Ach, ich spüre schon, wie ich wieder ein Mensch werde. Wenn du so sprichst, das ist, als ob ich Wein durch die Ohren tränke. Wer mich nicht ausschimpft, der hat mich auch nicht lieb, denn ich brauche es. Und noch keiner hat mich so viel gescholten wie du, Süßer!"

„Der Konservatorist schilt wohl nicht?"

„Nein, der schweigt weiter. Kannst du dir das denken: ein grölendes Schweigen? Das verbreitet er um sich. Und ständig heißt es: ‚Ich will etwas von dir!' Du willst nichts von einem, und gleich gibt man dir alles."

„Ja? Habe ich alles?

„O du! Bin ich nicht wieder da?"

„Wenn du ganz da bist! Hast du Abschied genommen?"

„Mutter sitzt in ihrem Lehnstuhl und kann sich schwer rühren."

„Ach! Was ist mit ihr?"

„Sie hat ein dick geschwollenes Knie. Gicht. — Es war schon einigemale da, ist aber immer wieder vergangen. Jetzt dauert es schon vierzehn Tage und wird beinahe eher noch schlimmer. Sie sagt, das linke tut ihr auch schon weh."

Er war einen Moment still.

„Fast möchte ich sagen: das trifft sich gut, Herz. Hast du das auch schon gedacht?" Sie sah ihn fragend an. „Nun, ja, deine Mutter gehört doch ins Bad. Jetzt wird sich alles ganz einfach abwickeln. Wir bringen sie miteinander nach Pfäfers. Das heißt, ich agiere mehr im Hintergrund, bis ihr erst dort seid, damit uns der Konservatorist nicht quer kommt. Hast du ihn übrigens über die Fastnacht gesprochen?"

„Nein, aber als ich nach Hause kam, hing draußen am Kleiderrechen seine blaue Bluse und die Larve, und in der Ecke stand die Peitsche. Die Sachen sind auch jetzt noch da, damit ich sicher Bescheid weiß."

„Aha. Er ist für Deutlichkeit. Schön. Aber lassen wir ihn jetzt. In Pfäfers wird sich alles andere von selber finden. Ohne daß es deine Mutter merkt, entwöhnt sie sich von ihrem lieben Kirchhof und auch ein wenig von der Wohnung, und gewöhnt sich wieder an Welt und Leben. Und ist sie erst gesund, dann ab mit ihr nach Paris."

„Ja, ja!" sagte sie mit roten Wangen. „Das ist ja auch wahr. Daß ich daran nicht gedacht habe! So kann es gehen! — Was für ein kluger und lieber Mann du bist! Warum hast du eigentlich noch keine noble, schöne Frau? Das begreife ich gar nicht."

Sie waren wieder beim Hotel angekommen. Er half ihr aus dem Wagen und brachte sie wie im Triumph die Treppe hinauf nach ihrem Hochzeitszimmer, wo das himmlische Licht, das breit durch die großen Fenster einfiel, noch einmal zwei Glückliche sah, ohne sich groß darüber zu wundern. Unter den Fenstern rauschte breit und tief der Rhein vorbei. Eine köstliche Naturstille und Frische herrschte durch den ganzen blauen Vorfrühlingstag. Um drei fingen die Trommeln zu rasseln an und die Musiken zu lärmen, und das Paar begann sich langsam auf sich selbst zu besinnen. Zuerst nahm es noch den Kaffee ein, den Blick nach der alten Brücke, die schon wieder von Gestalten und Wagen wimmelte. Dann machten sich die Liebesleute ebenfalls fertig. „Vor allem kommt es darauf an, warm angezogen zu sein unter dem Kostüm!" mahnte Hans. „Mehr als einer hat sich bei unserm Karneval schon den Tod geholt." Er überwachte und besprach sie, bis sie sich widersetzte. „Da ist man schlank und jung," lachte sie, „und soll auch das noch verbergen, obwohl man sonst gar nichts hat! Nein, ich will nicht mehr. Ich bin auch ganz warm genug; du wirst sehen." Da ließ er sie gewähren. Aber für alle Fälle nahm er ihren Mantel mit.

Vor dem Hotel stand bereits ihre Droschke, beinahe eine Equipage, offen, mit zwei guten Pferden, schwarz-weiß mit den Basler Farben dekoriert, und schwer gerüstet zum bevorstehenden Kampf. Da stand ein Sack mit Konfetti und einer mit Spreu, auf dem Rücksitz eine Kiste mit Serpentinen und eine mit Orangen, und der Kutscher schien bei sich noch Nachschub stehen zu haben. „Also los!" Unter dem Nachsehen des halben Personals fuhr das hübsche Fahrzeug davon. Die abfallende Gasse war schon voll von feierndem und flanierendem Volk. Die Fahrt ging nur langsam im Schritt. Das elegante Paar wurde sofort viel bemerkt. Masken kamen, machten scherzhafte Verbeugungen und brachten Huldigungen dar. „Das gilt dir, Kolombine!" sagte Hans. Elise antwortete noch schüchtern mit der ersten Handvoll Konfetti. Bei der alten Brücke mußten sie warten, weil gerade wieder der Cholerazug vorbeimarschierte. Hans konnte jetzt alles genau sehen. Die Masken trugen schwarzseidene Dominos mit weißen Handschuhen und lackledernen Halbschuhen. Aus den vorgezogenen Kapuzen blickten Totenköpfe, einer wie der andere. Fast unheimlich löste sich einer aus dem Zug und kam auf die Equipage des Paares zu, um ihm eine Schnitzelbank zu überreichen, einen langen bedruckten Zettel, auf dem in Strophenform die satirische Beleuchtung derselben Erscheinung stand, mit der sich auch die Malereien der

riesenhaften Laterne befaßten. Das Tambourenkorps war heute auf sechzehn Mann verstärkt. Auch die Tambouren waren kostümiert, ebenso die Fuhrleute, die die Pferde führten, und die Reiter, von denen vier in hohen Lackstiefeln und in enganliegenden schwarzen Röcken mit weißen Husarenschnüren den Zug eröffneten und vier ihn schlossen, ebenfalls mit Totenkopflarven. Das Malerische an dem Zug war ungleich stärker als das Literarische; die Strophen fielen sogar ziemlich stark ab.

Als diese Gruppe vorbei war, bog das Paar in den großen Strom ein. Die Sonne lag mit erster geheimer Kraft über der Rheinbreite. Fastnacht war dies Jahr besonders spät gefallen, und der Basler Karneval lag ja noch acht Tage später. Aber sie wandten sich nicht der Brücke zu, sondern strebten in die Stadt hinein. Schon kamen die Serpentinen geflogen. Links und rechts zischten die farbigen Schlangen über das Fuhrwerk des eleganten Paares her. Ganze Wolken von Konfetti ergossen sich über sie. Veilchensträuße schwebten im Bogen durch die Luft. Alle Fenster standen offen, und in den Fenstern sah man viel hübsche Frauen. Wo Börmanns Augen etwas besonders Artiges entdeckten, huldigte er mit einer Orange. Elise hatte die gleiche Freiheit gegenüber der Herrenwelt; sie gebrauchte sie sparsam. Dagegen war sie mit Spreu ein bißchen freigebiger. Das ist die erlaubte Unartigkeit des Karnevals. In angenehme Gesichter flimmert eine Handvoll Konfetti, in unwillkommene oder zudringliche prasselt ein Spreuhagel. Die Straße war voll von Weiblichkeit und Männlichkeit, die ihr Glück zu machen hofften. Auf manche regnete es nur Konfetti, auf andere prasselte nur Spreu. Damit fanden sie ungefähr die gleichen Verhältnisse vor wie in ihrem sonstigen Leben, und sie hätten dieserhalb zu Hause bleiben können. Aber der Mensch versucht es immer wieder und denkt es irgendwoanders besser zu finden. Hans bemerkte aber, daß Elise sich für ihre Spreugaben weniger die unansehnlichen oder eigentlich häßlichen Gesichter aussuchte als die eingebildeten und siegesgewissen. Von diesen überging sie kaum eines, während sie manchem armen Mädchen eine Orange reichte. „Paß auf, Hans, da steht mein Herr Antoin," sagte sie plötzlich. „Der glaubt nämlich auch, er braucht bloß zu kommen, so fällt ihm alles zu Füßen, weil er aus Paris ist." Heuchlerisch winkte sie ihm mit einer Orange, die sie in der behandschuhten linken Hand hielt. Als er, der ein saftiges und wohlgeputztes Mannsbild war, mit geschmeicheltem Lächeln näher trat, um sie in Empfang zu nehmen, sauste ihm unter dem Gelächter der Umstehenden eine Handvoll Spreu ins Gesicht. Sie winkte ihm dazu mit der schmalen Hand spöttisch zu, und Hans schloß sich an.

Unter manchen Fenstern wurde das Paar in eine umständliche Schlacht verwickelt, während das Fuhrwerk zum Stehen kam und minutenlang das Bombardement mit Serpentinen und Orangen hin und her ging. Dazu rasselten die Trommler straßenauf und straßenab, dröhnten die Musiken, rumpelten die schweren dicht mit Masken besetzten Karnevalswagen über das Steinpflaster, und stiegen die Lustschreie in die Luft. Es war das Jahr, in welchem der schon bemerkte Maler seinen Lokalkrieg gegen jenen Kritiker eröffnete, wozu dessen Ernennung zum Professor und eine Bilderbesprechung den Anlaß gegeben hatte, die zwischen Tizian und dem bisherigen Freund immerhin einen gewissen Unterschied machte. Das hätte er nicht tun sollen. Jetzt prangte er zur Strafe auf einer großen Papierlaterne, die Zuchtrute über arme aber offensichtlich sehr talentierte Künstler schwingend, und da er Traxel hieß, so war das Reimpaar: „Traxel — Profaxel" nicht gut zu umgehen gewesen. „Da siehst du's," bemerkte Hans zu Elise. „Wenn du hier bleibst, mußt du dich entscheiden zwischen Traxel und Maurer." Sie griff tief in den Sack rechts. „Oder das Malen lassen. — Juchhu!" rief sie und schleuderte eine Handvoll Konfetti hinüber. Überall bildeten sich kleine Gruppen um Zuschauer, die „intrigiert" wurden, das heißt, eine Maske hatte sie entdeckt und war auf sie zugekommen, um ihnen mit verstellter Stimme ein paar Anzüglichkeiten zu sagen oder nicht immer ganz schmeichelhafte Einzelheiten aus ihrem Leben zu erzählen. Dazu geht man ebenfalls aus, und insofern unterscheidet sich in der guten Stadt die Fastnacht vom Alltag, daß man sich auf Wahrheiten erpicht zeigt und dazu freundlich lächelt, während man im Alltag mit einer Beleidigungsklage antwortet oder noch lieber die Gefahr vermeidet. Wo sich zwei Laternenzüge begegneten, entwickelte sich in den engen Straßen ein betäubender Lärm, aber meist stellten zur Erleichterung des öffentlichen Zustandes die Träger vor einem Wirtshaus ab und traten ein, während sich die Schaulustigen um ihre Laterne drängten, um ihre Inschriften zu entziffern. Den Trägern nach schwenkten die Tambouren immer weiter rasselnd ebenfalls ab, und der Zug der Repräsentationsmasken drängte nach. Drinnen saß dann noch mehr unmaskierte Menschheit, um ihr Schicksal mit der Wahrheit zu erleben, das ihnen die überall



Ballschlägerin. Bildwerk von Prof. Emil Cauer

(Große Berliner Kunstausstellung)

herumspähenden Masken drohten. Die Masken, da sie heute doch aufs Stechen und Zwicken eingestellt waren, tränkten sich, wenn sie heiser gekreischt waren, stilrecht durch lange dünne Saugrüssel aus Strohhalmen, um sich nicht demaskieren zu müssen.

Mit Sonnenuntergang illuminierte sich der ganze Hexensabbat. Die Laternen wurden von innen erleuchtet. In den offenen Fenstern brannten die Gaskronen. Die Bogenlampen in den Straßen flammten auf. Vor der Abendessenszeit nahm das Gedräng in den Straßen noch lebensgefährlich zu. Aber Elise war ins Feuer gekommen und hatte während der letzten halben Stunde mit den Vorräten so toll gewirtschaftet, daß der Kutscher die Reserve herüberreichen mußte. Sie wollte nichts von Pausieren und Teetrinken hören. „Jetzt amüsier' ich mich. Laß mich! Dem alten hübschen Herrn dort droben eine Orange. Und diesem frechen Kerl eine Handvoll Spreu. Da hast du. Schmeckt's? — Kannst du eine Serpentine über die Bogenlampe werfen? Ich kann. Paß auf! Getroffen. — Der Wagen fährt schon ganz weich. Merkst du's? So viel Konfetti liegt auf der Straße. Ach, ist das schön. Alle Tage müßte Fastnacht sein! Ich habe nicht gewußt, daß Fastnacht so hübsch sein kann. — Sieh, da ist die hübsche Gruppe wieder mit den schneidigen Metallmasken. Die sehe ich am liebsten. Ich glaube auch, daß sie echt baslerisch sind, süffisant und boshaft und dabei geschmackvoll. — Und da steht der alte Mond über der Straße. Hier rechts, siehst du? Wie der sich wundert. Wie schade, daß man ihm keine Serpentine über den kahlen Kopf werfen kann. Aber er ist eine Respektsperson. Und weh dem, der nicht gut mit ihm steht. Ich kann davon reden. Aber heut lacht er. Wollen wir nicht etwas singen, Schatz?"

Sie einigten sich auf ein französisches Chanson, das sie beide konnten. Aber dann sangen sie auf ihre Bitte das wehmütig innige Volkslied: „Im Aargau sind zwei Liebi, es Meitschi und es Büebi. Die hei enander so gern." Einander ruhevoll umschlungen haltend und nur noch selten werfend fuhren sie singend langsam zum Hotel zurück, während es von Konfetti und Serpentinen über ihnen regnete, und ein großer Volkstrupp ihren Wagen begleitete.

Drei Stunden später war Elise verschwunden. Man war noch zum zweiten Maskenball ins Kasino gefahren. Dort hatte man getanzt und gelacht wie vorgestern, ja, sie schien noch übermütiger und ausgelassener zu sein, und wieder bildete das Paar den Mittelpunkt einer mitfeiernden Menschenansammlung. Schließlich stürzte sie noch ein Glas Champagner hinunter, bat um fünf Minuten Urlaub, verschwand und kam nicht wieder.

Als er lange genug gewartet und dann umsonst gesucht hatte, fuhr er ahnungsvoll nach dem Hotel. Da lag ihr Kostümchen über dem Bett. Am Ständer hing ihr Sammetmantel, im Schrank das Abendkleidchen. Sie war in ihrem eigenen Kleid nach Hause gegangen. Auf dem Tisch lag ein Zettel.

„Mein Engel, hab' Dank, Dank, Dank für alles. Es war himmlisch schön. Ich werde davon zehren, solang ich lebe. Aber jetzt kann ich nicht weiter, wenn mir nicht das Herz brechen soll. Laß mich jetzt. Schreib mir auch nicht mehr. Der erste Schritt treibt mich in den Tod. Ich bin kein Schmetterling, ich bin nur eine Motte mit dickem Bauch, ein Wurm mit kleinen traurigen Flügelchen. Sei mir nicht böse. Denke nicht schlecht von mir. Gott schütze und behüte Dich, mein Held, mein Mann, mein Liebster. Amen. Deine Elise."

*

Seinen letzten Basler Abend verbrachte Hans in einer Weinstube, wohin er sich einige Freunde geladen hatte. Man befand sich hier sozusagen im Herzen der Stadt. Junggesellig sich gehabende Männer, Herren und Herrenmänner lediger und verheirateter Observanz saßen an den Tischen und taten sich ein Gütchen. Man erholte sich hier an denselben Gottesgaben von den Anstrengungen der Ehe wie von den Mühen des Zölibats, und glaubte zu diesem Zweck der Frauen streng entbehren zu sollen, denn zu den Mitteln der Wiedererbauung gehörten neben Beinwürsten und Veltliner Wein mäßig gewürzte Anekdoten, die an Saftigkeit den Würsten und an Würzigkeit dem Wein standhielten, und die nachher den Frauen, wo welche vorhanden waren, einzeln versetzt wurden. Der Rest war Politik und mit Vorliebe lokale, da, wo sie schillernd und kurzweilig mit dem allgemein Menschlichen zusammenläuft und etwas bildet, was im Reich der Frau Klatsch heißt und beim Mann im glücklichen Ansehen der Welt- und Menschenkenntnis steht.

Die Freunde, die Hans gebeten hatte, kamen nun weder für den Wein noch für die damit zusammenhängenden Bräuche sehr in Betracht. Wein trank nur er selber, dann eine hohe und breite politische Persönlichkeit und ein Universitätsprofessor, die alle aus dem ehemaligen jugendlich idealistischen Abstinentenkreis hervorgegangen waren, und zwar weniger gegenüber den Schweizer Weinen aber um so mehr dem Leben Stich gehalten hatten. Dazu kam der Doktor, der damals die Rede im Gemeindehaus gehalten

hatte, der andere Doktor der Medizin, der kleine Logenbruder Edmund, und ein großer blasser, sehr ernst blickender Mensch, der damals ebenfalls bei keiner Expedition ins immer blühende Reich des Alkohols gefehlt hatte. Der erste der Doktoren war ein wichtiger Eckstein der Kantonsbehörde geworden und betrieb im neuen sozialistischen Geist alte Basler Kultur, der Mediziner stand als Chefarzt dem Frauenspital vor, Numero drei und vier waren Seele und Geist einer großen Zeitung. Zwischen der hohen Persönlichkeit, die am weitesten vom ursprünglichen Geist abgetrieben worden war, und den andern herrschte zuerst eine gewisse Befangenheit, die zum Teil auf Vorurteil zurückging und sich rasch verflüchtigte, so daß man nach der ersten halben Stunde nur noch froh war, wieder einmal beisammen zu sein, und zu sehen, daß dem Vaterland immer die nötigen Figuren zuwachsen, wenn sie auch nicht alles Edelstauden waren, aber sie befleißigten sich des Anstandes und wußten, was sie dem Ganzen schuldig waren. Die Sterne aber verteilt Gott durch die Zeiten und Regionen nach seinem Gefallen.

Mit dem Chefarzt verband Hans noch eine besondere Beziehung. Er hatte die letzten Wochen und Tage seiner Elise gesehen, damals noch Assistent und ein schöner junger Mann mit gepflegter rötlicher Bartzierde. Überhaupt sieht nicht schnell ein sterbendes junges Wesen so viele ideale Jünglinge um sich, wie es bei ihr der Fall gewesen war. Sie gingen durch die Tür ihres Zimmers ein und aus wie die Engel, brachten Blumen und Konfekt, erzählten ihr, lasen ihr vor, machten auch ein wenig Musik auf ihren Mandolinen und Gitarren, und für jeden hatte sie ein Lächeln und ein gutes Wort, ja, ihre Munterkeit ließ eigentlich kaum nach bis in ihre letzten Tage. Die Blumen stellte sie immer sorgfältig in Wasser, später bat sie die Jünglinge darum, die nachgerade die ganze Haushaltung kannten. Das Konfekt fraß nachher der Konservatorist, der während der Besuche stumm und höhnisch den Diwan behauptete und eine Macht für sich war, und wenn er etwas sagte, so war es etwas Erhabenes und Abfertigendes, worin seine Größe und die Unbedeutendheit der andern enthalten war. Die Mutter saß mit ihren dicken Knien am Fenster und sah nach dem Friedhof hinüber, aber manchmal hatte sie auch einen munteren Tag und erzählte mit glänzenden Augen und mit manchem ängstlichen Seitenblick nach ihrem Hauskobold Geschichten aus ihrer Jugend, die sogar nicht ohne Salz waren. Es kam auch vor, daß sich die Jünglinge verabredeten, in der Hermannschen Wohnung ein kleines Gelage abzuhalten. Dann brachte jeder etwas mit, der eine Sardinen, der andere seinen Käse, der dritte alkoholfreien Wein, und es wurde bis in die Nacht hinein gesungen und geschwatzt. Der rote Zimmerherr ging dann schweigend und verachtungsvoll zu Bett. Und einmal, als es mit ihrer armen Lunge schon sehr schlecht stand, hielten sie sogar eine Logensitzung bei ihr ab. Das war der Glanzpunkt ihrer Krankengeschichte. Kurz darauf ging es mit ihr rapid bergab, und vier Wochen später glitt ihr Sarg in das neueste Grab hinein. Alle Logen waren mit ihren Fahnen und ihrer Musik da. Die Kinderloge ging mit Palmenwedeln voran, denn man sagte, daß hier eigentlich mehr ein liebes großes Kind als ein verderbter Erwachsener gestorben sei. Auch hatte sie sich bald nach dem Ausklang ihrer Geschichte mit Hans Börmann der Jugendarbeit zugewandt und war eine beliebte „Vorsteherin“ der jungen Wesen geworden, die auch alle Bruder und Schwester hießen. Sogar der Professor war seinen Tabellen und Retorten untreu geworden und mit zum Grab gekommen. Auf dem Weg dahin ließ er sich von dem jungen Doktor der Medizin eingehend Bericht erstatten. „Es ist schade,“ sagte er sachlich würdigend. „Mädchen ihres Schlages sind selten. Entweder sind sie — zumal bei uns — zart und still und dann sentimental, oder sie sind humorvoll und munter und haben einen Stich ins Gewöhnliche. Sie hatte eine sehr glückliche Mischung und wäre bestimmt gewesen, eine reizvolle Varietät fortzupflanzen. — Was war es eigentlich mit ihrem Verhältnis zu Hans Börmann?“ Man unterrichtete ihn, soweit man selber Kunde hatte. „Ja, das ist die Sucht, die Menschen gleich aus ihren angeborenen Verhältnissen herauszureißen, wenn sie ein kleines Talent zum Malen oder Dichten haben,“ tadelte er. „Als ob einer der Menschheit nicht mehr dient, wenn er einen naturgemäßen Schuh macht oder eine Häuslichkeit kultiviert, als wenn er mittelmäßige Gedichte schreibt oder Durchschnittsbilder pinselt. Es ist ein Unfug.“ — Es hatte eben noch in das jüngste Grab hineingeregnet, als ob der Himmel selber es einweihen wollte, aber jetzt schien die Sonne wieder, und vor dem Grenzacher Horn stand ein besonders breiter und glänzender Regenbogen, als ob dort das Tor zur seligen Ewigkeit gewesen wäre. Aber es war nur der erste Vorsprung des Deutschen Reiches, und jeder läuft als sein eigenes Tor zur Ewigkeit herum. Einige junge Brüder hatten die alte Frau zwischen sich, die bleich und tränenlos in die Grube starrte, als begriffe sie plötzlich nichts mehr. Zu Häupten

des Grabes stand der Konservatorist mit einem hohen Zylinder und einer breiten Trauerschärpe um den Arm, zu Füßen stumm und verfallen Hans Börmann, an der Seite elegant blühend Herr Antoin. Mit einem Logenlied nahm man Abschied von der lieben Schwester. —

Hans, verstört, entsetzt und um die süßeste Illusion seines Lebens verarmt, hatte damals nach dem überraschenden Abschied seiner kaum gewonnenen und schon wieder verlorenen Liebsten sich erkundigen lassen, ob Elise überhaupt noch am Leben war. Als das feststand, hatte er ihr trotz ihrer Bitte noch ein paar letzte Zeilen geschrieben.

„Mein liebes, armes, einziges Kind! Fürchte nichts. Ich bin ein Mann, der Menschliches versteht, und wenn er's nicht versteht, so weiß er's zu achten und zu tolerieren, mag es ihn nebenbei auch das halbe Leben kosten. So hast Du's getan, und so muß es recht sein. Ich küsse noch einmal Deine Hände und Füße. Nur noch eines muß ich Dir sagen. Du hast meinen Ring und hast mein Wort, und was mehr ist, Du hast mein Herz und den ganzen Mann. Ich sagte Dir, daß ich mich als Deine Möglichkeit betrachte. Betrachte auch Du mich so, auch wenn Du endgültig keinen Gebrauch davon machen wirst. Aber der Mensch lebt doch besser, wenn er offene Türen hinter sich weiß. Einsamkeit kann wunderbar süß und hold sein, wenn sie nicht einem unwiderruflichen Verbannungsedikt entspringt. Mein Liebling, ich beschwöre Dich: wenn Du das Leben auch nicht leben willst, so halte es Dir doch frei. Und daß ich jeden Moment für Dich wieder da sein werde, das betrachte als einen lieben und heiligen Anhalt für lichte und dunkle Stunden. Immer Dein Hans."

Er verlebte einstweilen nur dunkle. Sehr vereinsamt und sehr still kehrte er nach Paris zurück. Wie eine Maschine funktionierte er durch die nächsten Wochen, er, der phantasievolle und warmblütige Hans Börmann, aß, trank, ging zu Bett, stand auf, irrte durch die Straßen, saß in den Cafés, las, sah Bilder, hörte Musik, ließ sich auf Gespräche und Diskussionen ein, machte Bekanntschaften und wunderte sich nur immer, wenn er bemerkte, daß er oder ein Jemand in ihm auf all das nach wie vor einen gewissen Wert legte. Er vermochte diesen Wert weder zu entdecken, noch dem ganzen Treiben einen Geschmack abzugewinnen. Er magerte ab, sah schlecht aus und begann, Anstrengungen oder besondern Beanspruchungen aus dem Weg zu gehen. Schließlich wurde er krank, ohne daß etwas Bestimmtes nachzuweisen war. Er kränkelte so hin wie eine Blume ohne Wasser oder Luft und pendelte wochenlang nur zwischen seiner Wohnung und einem einzigen Café hin und her, wo die Künstler und Literaten aus der ganzen Gegend zusammenkamen. Hier war noch am ehesten Vergessen, Betäubung für gequälte Tage, Stimulanz für müde, Ablenkung, ein Schein von Interesse, ein roter Faden Wirklichkeit und Lebenswert, und hier knüpfte er, ohne es zu merken, neue Beziehungen zum menschlichen Dasein an. Er begann damit ganz frisch. Unbewußt gingen ihm die großen westeuropäischen Aspekte auf und damit die internationalen Überblicke. Alle jetzt führenden Maler, Literaten, Politiker und Gelehrten der Republik hatte er damals als noch unbekannte junge Männer kennengelernt, „Geister voll Esprit und Naturen von wundervollem Elan", um sich in seinen Worten auszudrücken. Er gesundete nicht plötzlich. Noch nach einem Jahr trug er die Spuren der Katastrophe in seinem schmaler gewordenen Gesicht und in den ernster blickenden Augen. Er hatte aber jetzt einen großen Kreis und war wieder in die Gesellschaft der bewußt lebenden Menschen zurückgekehrt.

Es war daher eine andere Art von Schmerz, als er von Elisens ernster Erkrankung zum erstenmal erfuhr. Ihm war beinahe, als wüßte er eine Verklärte in jener Welt von neuem an der Qual der Unvollkommenheit erkrankt, und er schrak für Tage und Nächte leidvoll auf, jeden Moment darauf gefaßt, selber wieder in das zehrende Fieber zu verfallen. Aber es ging vorbei. Sein Blut war endlich frei geworden von Malariakeimen, und als er das einsah, bestellte er bei Potin eine Kiste mit Krankenwein, Früchten und Delikatessen und ließ sie an Elise adressieren. ‚Das meiste davon wird zwar der Konservatorist fressen,' sagte er sich. ‚Aber mag er. Im Grund handelt es sich auch nicht um Viktualien sondern um — geistigeres.' Er schrieb ihr ein paar herzliche Worte. „Liebste Elise, ich höre, daß Du krank bist. Erlaube mir, mir selbst nicht das einzige schuldig zu bleiben, was ich dabei tun kann: Dir mein Mitgefühl auszudrücken und etwas zur Krankensuppe beizutragen. Nimm es gut auf. Ich werde jetzt jeden Tag an Dich denken und mich bei unsern gemeinsamen Freunden auf dem laufenden erhalten. Mit herzlichen Wünschen und Grüßen Dein alter Hans." Sie dankte mit ein paar wunderbar leichten Zeilen, aus denen er ihre hohe Freude herausfühlte. Dann schrieb er ihr ein wenig ausführlicher, doch so, als läge nicht irgend etwas wie ein tragisches Schicksal zwischen ihnen. Sie antwortete liebevoll und herzlich und zeigte unbefangen die große

Erleichterung, die er ihr brachte. Vom Tod schrieb sie aber nicht; sie hoffte wieder gesund zu werden, um ihr Jugendwerk im Orden fortzuführen und ihrem Posten im Geschäft weiter vorzustehen, den man ihr offen hielt.

Einige Wochen später wagte er es und besuchte sie an ihrem Krankenbett. Es war ein großer weihevoller Tag, für sie ein unendliches Glück, weil sie seine ganze Verzeihung darin sah, für ihn ein scharfes Weh, denn er erlebte seine strengste Enttäuschung ganz abgesehen von ihrem hoffnungslosen Zustand. Erst jetzt sah er ganz ein — ihre Blicke und Zukunftsgespräche sagten es ihm—, daß er endgültig verzichten mußte; nicht einmal die Illusion einer Illusion blieb ihm mehr. Dabei hatte sie immer noch fleißig weiter gemalt und eine Reihe so reizvoller eigenartiger Sachen gemacht, daß ihm das Herz heftig schlug, als er sie sah. Selig errötend hörte sie sein Lob an. Er merkte, daß sie ihm gern das eine oder andere Blatt geschenkt hätte, aber sie wagte es nicht wegen des nun vollends aufgeschwollenen Hauskobolds, der dabei saß, und ihm widerstrebte es, darum zu bitten. Mit großen, überirdisch glänzenden Augen sah sie ihm nach, und als er sich an der Tür noch einmal umdrehte, winkte sie ihm mit ihrer durchsichtigen, schmalen Hand vom Bett aus eifrig zu.

Dann sah er sie noch einmal kurz vor ihrem Ende. Nun fühlte sie allerdings ihren Tod voraus. Sie sprach wenig, hing aber mit großen suchenden Augen an seinem Mund und schien an Reue zu leiden. „Jetzt lasse ich dich bald frei!" sagte sie einmal ganz aus dem Zusammenhang so leise, daß der stumpf dabei sitzende Musiker es nicht hören konnte. „Auch den Ring lasse ich dir da. — So lange brauchte ich ihn noch —!" Er sah sie aufgeschreckt und fragend an, aber sie deutete ihm mit den Augen nach dem Menschen, und er machte schnell irgendeine nebensächliche Bemerkung. Tief erschüttert ging er nach Hause.

Ein Geheimnis für wenige: Einige besondere Überraschungen des Schicksals für seine Lieblinge liegen auf dem Boden des Topfes, den jeder an seiner Wiege mitbekommt, aber die allerwenigsten dringen so weit vor. Dazu gehört das doppelsinnige Erlebnis, verzichtet zu haben und dann noch nachträglich Hoffnung in ihren letzten Zügen zu entdecken —

*

„Ja, was macht eigentlich der rote Ehrenmann draußen, der Musiker?" fragte nun Hans seine Freunde. „Weiß einer Näheres von ihm? Wovon lebt er überhaupt?"

„Da hat sich nichts geändert," versetzte Edmund. „Das Karnickel zehrt die Rente der alten Frau auf und wird immer breiter, während sie immer schmäler wird. Nebenher gibt er einige Klavierstunden, die er seiner Faulheit und Arroganz abgewinnt."

„Er soll nicht einmal so untalentiert sein," ergänzte der Chefarzt. „Wir haben ja noch mehr solche Fälle von moralischer Minderwertigkeit im Verein mit gewisser Begabung. Übrigens hat er sich bei den Anthroposophen draußen angesetzt. Mit der Witwe wird es wohl nicht mehr lange dauern, und der Parasit sieht sich beizeiten nach einem andern Wirt um."

„Richtig," stimmte der Regierungsrat ein, „er soll sich ja dort zu einer Art von Faktotum hinaufschweigen, Kantor oder Tempelhüter oder sonst zu einem feierlichen Faulpelz, wie man sie in Tempeln nun einmal braucht. Sie sollen nicht sehr von ihm entzückt sein."

„Müssen aber doch an ihn glauben," sagte der ernste Blasse lächelnd. „Was er will, das geschieht. Ihr werdet es sehen. — Ja, das sind solche Geheimnisse. Mir schrieb einmal ein Dichter ins Stammbuch: ‚Wem Gott wohl will, dem gibt er einen Mittelpunkt.' Wenigstens hat er sein Schwergewicht, und das ist für seinen Hausgebrauch hinreichend, wenn auch nicht dasselbe. — Waren Sie draußen, Herr Börmann? Wie fanden Sie's?"

„Die arme Frau besteht nur noch aus Knoten und Kurven und ist eigentlich nichts als ein gichtisches Präparat. — Der ewige Konservatorist saß am Tische und fraß. Kaum, daß er mir die Hand gab. Ans Aufstehen dachte er nicht. Vielleicht dachte er auch daran, aber dann vermied er es charaktervoll. Als die alte Frau hörte, daß ich hier Bilder und Musik suche, sagte sie stolz: ‚Heinz ist jetzt auch „Kumpenist" geworden. Vielleicht hat er etwas für Sie und kann Ihnen helfen.' Ein Fall, auf den ich allerdings nicht vorbereitet gewesen war."

Man lachte ein wenig.

„Ja, ja, solche Sachen erlebt man in der Heimat," sagte Edmund lächelnd. „Das sind die bittersüßen Dummheiten, die auf altem Boden wachsen."

„Mit der Heimat ist es wie mit dem Herzen oder dem Magen," philosophierte der Chefarzt. „Wer gute Organe hat, denkt nie an sie, weil er sie nicht merkt. Wem sie bewußt werden, der steht kritisch mit ihnen. Und wer weiß, was Heimat ist, der weiß auch, was es heißt, daran leiden, sonst wäre er nie dazu gekommen, darüber nachzudenken." Eine Auffassung, welcher Hans Börmann nur zustimmen konnte.

„Und du, Carolus," wandte er sich an den Regierungsrat, „du bist ja inzwischen zu den Vätern dieser Heimat aufgestiegen. Was

sagst du? Betrachtest du noch den Sozialismus als die Medizin für alle Krankheiten?"

„Für viele noch," versetzte der Gefragte lächelnd. „Im übrigen geht mir allerdings immer mehr der Wert dessen auf, was wir so im großen Menschlichkeit nennen, und was man schon seit Jahrtausenden so nennt. Und eigentlich haben wir etwas anderes auch nicht gemeint, als wir alle noch jung waren. — Womit ich unserm verehrten Freund von der höchsten Behörde nicht vorgreifen will," schloß er artig gegen den anwesenden eidgenössischen Würdenträger.

Dieser, der sich ein wenig als Riese unter den Pygmäen fühlte und den Unterschied durch Leutseligkeit auszugleichen suchte, grinste verbindlich und erhob sein Glas, worin sein Lieblingswein, Neuenburger, perlte.

„Immerhin auf die Heimat!" sagte er mit einem nachsichtigen und gutlaunigen Seufzer, während er lächelnd aus seinen schlaublinzelnden blauen Äuglein die Jugendfreunde der Reihe nach ansah. „Ihr könnt spötteln, wie ihr wollt, und es fehlt nicht an Stoff dazu, aber am Ende sind es doch diese nahen und engen Grenzen, die euch zusammenhalten. Das haben unsre Alten gut gemacht, und dabei soll es bleiben trotz Hans Börmann." — „Es soll gelten!" riefen alle lachend. Abstinenten wie Alkoholiker stießen als wohlwissende Männer auf die Heimat an. Aber Hans hatte einen persönlichen Anruf gehört, und als männiglich sein Glas niedergesetzt und nachgefüllt hatte, begann er ausnahmsweise einmal eine Festrede nach dem Gläserklingen. Seine Augen hatten einen tiefen, besinnlichen Glanz, wie er sich bei guten Menschen von lebendiger Empfindung nach einem frischen Schmerz findet. Jetzt richtete er sie auf den bundesrätlichen Repräsentanten, der ihm zufrieden grinsend mit zwei listigen Funken in den blauen Äuglein entgegensah: so oder so hatte er einen anerkannt guten Gelegenheitssprecher in Bewegung gebracht.

„Lieber Freund Emanuel," sagte Hans, „Politiker und Militär, du weißt, daß auf Angriffe Gegenangriffe zu gewärtigen sind, von Hans Börmann nun gar. ‚Trotz Hans Börmann!' sagst du. Wir wollen dieses Wörtchen ‚trotz' einmal genauer ansehen. Es ist wahr, ich bin nicht immer entzückt von dem, was ihr da in unsrer hehren Hauptstadt zusammenbraut. Allen Respekt, es wird überall mit Wasser gekocht, wenn es nur nicht von dem jodarmen Kalkwasser ist, das uns hierzulande die dicken Hälse schafft." Er machte eine kleine Pause, um den Lachern Zeit zu geben. „Indessen, du sagst: ‚Trotz!' Auch das soll gelten. Gelernt hast du übrigens von mir, denn ich sage es schon lange in bezug auf dich und euch dort oben. Aber wenn wir alle einmal gebraucht werden, um zusammenzustehen gegen eine Gefahr, die wir wahrscheinlich wieder selber gemacht haben, ja, da wird wohl kaum einer von uns fehlen wollen; wenn ich uns richtig einschätze. Denn nicht auf das ‚trotz' kommt es an, das man auf alles mögliche ausdehnen kann, sondern auf das große eindrucksvolle Wunder, das wir unter dem Wort ‚Heimat' begreifen. — Du, Mann der Medizin, vergleichst die Heimat mit dem Herzen, und das ist ein schönes Wort. Und da gibt es Männer mit Fettherzen und mit Bierherzen, mit Raucherherzen und schlappen, blutarmen Herzen. Es gibt aber auch Männer mit heißen, empfindlichen Heimatherzen, die die Pulse klopfen und die Hirne prophetisch fiebern machen. Gebe Gott, daß immer welche von ihnen bei euch droben sitzen, Emanuel, dann ist's schon gut, dann könnt ihr ‚trotz' sagen, soviel ihr wollt.

Ihr Freunde, was ist Heimat? Heimat, das sind wir selber. Das ist die Summe unsrer Erdbeziehungen, das spezifische Gewicht unsres Blutes, der Goldniederschlag unsrer Kindheitsträume und der nachgelassene Sternenhimmel unsrer ersten wahren reinen Liebe. Unsre Eltern, unsre frühen Begegungen mit dem Weltgeist, die stumme, ergreifende Poesie unsrer Toten in ihren Gräbern, die immerwährende Sehnsucht derer in der Welt draußen — und am Ende noch das Heimweh derer zu Hause. Laßt gut sein, ich kenne uns in der Fremde, und ich kenne euch in den alten Gassen. — Schließlich setzt sich die ganze große ruhmreiche Welt aus Heimaten zusammen, und die internationale Menschengesellschaft aus Heimatmännern und -Frauen. Keiner spricht das Wort ‚Menschheit' in vollem Gefühl aus, der nicht die Heimat ganz begriffen hat. Und keiner sagt so vollverstehend: ‚Heimat!', der nicht mit einem teuren Toten im heimatlichen Boden verankert ist. Die Herzbewußten, in deren Brust die Heimat manchmal mahnend und leise schmerzend aufklopft, das sind die Lebenden. Die andern aber sind — die Glücklichen. Vergessen wir schließlich nicht, daß zur Heimat auch die Heinz Kunze und die Maler Kolbenhauer und so arme hinfällige Figuren wie eine Frau Hermann mit ihren Gichtknoten gehören, und daß wir alle Gerechtigkeit verlangen, und dagegen etwas Menschlichkeit geben müssen. Womit wir beim Äußersten und Feinsten angelangt sind, was eine Heimat sein kann. Dies Äußerste ist, genau genommen, ein Unaussprechliches, und darauf wollen wir jetzt ganz still ein Glas trinken, ohne Anstoßen, ohne Übermut, und jeder soll sich das Seine dazu denken."

Als Photograph in Kairo

Erinnerungen von H. E. Linde-Walther

Das war ein Wechsel in meinem Leben! Fast direkt von der Schule, in der ich mich erfolglos mit Cicero und Cäsar, den Verben auf μι, Arithmetik und Geometrie herumgeschlagen hatte, nach einem Jahr auf der Hochschule für Photographie und Reproduktionsverfahren in Wien, als Maler und Retoucheur nach Kairo engagiert, in der Firma Strohmeyer und Heymann, photographe de la cour, mit einem Gehalt von monatlich 250 Frank und freier Wohnung. — Ja, das war ein Wechsel! — Ich hätte auch ein Engagement nach Teheran oder Barcelona bekommen können, ich hatte aber Kairo vorgezogen. — Und jetzt war ich plötzlich ein großer Herr, hatte einen Diener Ali, und einen Esel, den ich monatlich mietete, und mit dem ich meine Ritte in die Umgebung der Stadt und in die Wüste nach Geschäftsschluß machte. — Zwar wollte ich ja eigentlich Maler werden, aber morgens, mittags und abends, und vor allem Sonntags hatte ich Zeit für mich, zu zeichnen und zu malen; und die Hauptsache: Ich konnte mir in ein paar Jahren das nötige Geld zum Studieren zusammensparen.

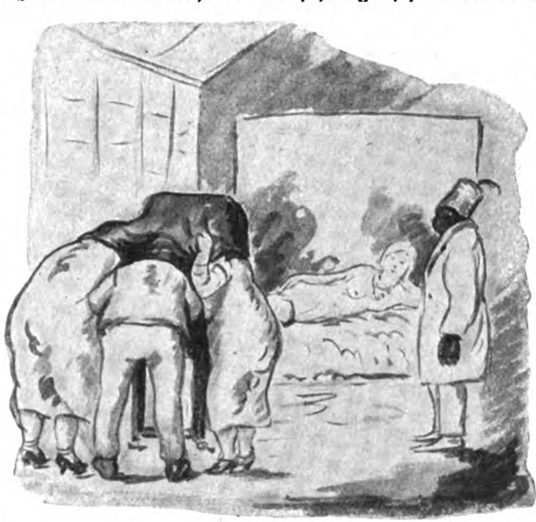
Die Sprache machte mir keine große Schwierigkeit. Ein paar Brocken Arabisch, vor allem Schimpfworte, lernte ich bald, und im übrigen half ich mir mit dem bißchen Englisch und Französisch, das ich als einziges Gut von der Schule mitgebracht hatte.

Im Winter war das Hauptgeschäft: die vielen Reisenden, hauptsächlich Engländer und Amerikaner, aufzunehmen. Da retouchierte ich ihnen vergnügte Nasenlöcher und malte einen Wolkenhintergrund hinter die Köpfe. Aber im Frühling und Sommer kamen Araber. Da brauchte das Bild nicht gerade ähnlich oder vorteilhaft zu sein, aber auf eins legten sie großen Wert: Sie mußten weiß aussehen und womöglich rote Lippen und Backen auf die Bilder gemalt kriegen. Das wurde gern gemacht; kostete aber mindestens 20 Frank extra. — Eine Araberin war allerdings auch da noch nicht mit dem Bild ihres Sohnes zufrieden. Sie kam vorwurfsvoll zu mir: Ihr Sohn hätte keine kranken Augen, ich hätte ihm kranke Augen gemacht, und zeigte dabei auf die Lichter in den Augen. — Den Schmerz konnte ich ihr nehmen; allerdings sah dann der Sohn blind aus, aber die Lichter waren weg und die Araberin zufrieden.

Im Geschäft wurde hauptsächlich mit der Plattengröße 13 mal 18, also Kabinettgröße, gearbeitet. Kam mal einer und wollte ein Bild in Visitkartengröße haben, wurde es ihm möglichst ausgeredet, weil da nicht genug daran zu verdienen war. Aber Kabinettgröße! Daraus ließ sich was machen. — Mal wurde die Platte auf ein ganz langes Papier kopiert, dann hieß es: Promenadeformat; mal quadratisch, dann hieß es: Boudoirformat. Beide kosteten verschieden. Am teuersten war Promenade, und es mußte versucht werden, den Besteller auf dieses Format zu bringen.

Einst kam ein feiner Araber. Nach langem Hin und Her hatte ich ihn endlich beim Promenadenformat. Aber wie er den Preis hörte: „Ein Dutzend Bilder 180 Frank," fing er an zu handeln und bot erst mal 100. Nach dortiger Sitte mußte ich ihm entgegenkommen und erniedrigte auf 170. Er steigerte auf 110. Ich ging wieder runter auf 160. Aber weiter konnten wir uns nicht einigen, und, um mich zu zwingen, ging er scheinbar weg. — Ich kannte aber schon die arabische Sitte, zu handeln, ließ ihn ungefähr 100 Meter die Straße hinuntergehen und schickte ihm dann Ali, den treuen Diener, nach, der ihm die Summe 150 nannte und ihn dadurch zurückholte. Also wurde nun 150 Frank abgemacht und wir tranken erst mal Kaffee, wie es sich nach einem abgeschlossenen Geschäft dort gehört. — Nun sollte es ans Photographieren gehen. Es war alles bereit. Der Araber aber war noch im Ankleideraum, wo er sich seinen neuen, mit goldgestickten Palmen verzierten Rock, dem Zeichen seiner neuen Würde als Bei, denn ein solcher war er kürzlich geworden, anzog. Da kam der Chef. Nachdem er sich bei mir erkundigt hatte, was vorlag, ging er zu dem neugebackenen Bei in den Ankleideraum, und ich hörte folgendes Gespräch: „Also du willst dich photographieren lassen?" — „Ja, o Herr." — „Hast du denn, wie du den Preis abmachtest, gesagt, daß du in dem goldbesetzten Rock photographiert werden wolltest?" — „Nein." — „Ja, denkst du denn, daß ich für die geringe Summe von 150 Frank all das Gold auf den Rock bringen kann? Da müßte ich ja zusetzen. Zieh den Rock nur wieder aus und geh nach Hause, das kann ich für den Preis nicht machen!" Da war der gute Bei gerne bereit, 180 Frank zu bezahlen, wenn nur das Gold alles recht schön mit aufs Bild käme.

Ein anderes Mal war eine Aufnahme angesagt. „Sie werden die schönste Frau Kairos sehen," hatte uns der stolze Vater angekündigt. Es sollte seine zehnjährige Tochter, die heiratsfähig wurde, photographiert werden, bevor sie den Schleier tragen mußte. Ich war sehr gespannt. Am nächsten Tage kam auch eine Droschke vorgefahren und mit Mühe wurde von einem Eunuchen unter Hilfe von Ali ein wappeliges Etwas herausgehoben und die Treppe hinaufgetragen. Es war die Schönheit. So was Dickes habe ich noch nicht gesehen. Das Mädchen war so dick, daß es sich kaum bewegen konnte. Mit Stolz fragte mich der Vater ein über das



andere Mal: „Ist sie nicht sehr schön?“ Ich dachte an Goethe: Recht quammig, quabbig, das bezahlen mit hohem Preis Orientalen.

Aber einmal sollte ein ganzer Harem kommen. Wenn ein Harem photographiert wurde, mußte es immer die Frau des Chefs vornehmen; ich hatte alles soweit vorzubereiten, daß sie nur den Deckel vom Objektiv abzunehmen und aufzusetzen brauchte. Während ich nun im Atelier hin- und herlief, bemerkte ich, daß der Vorhang zum Ankleidezimmer immer in Bewegung war und die Haremsweiber mich beobachteten. Als aber nun die Frau erschien, um die Aufnahme vorzunehmen, protestierten sämtliche Haremsdamen: „Nein, nicht Sie! Der schöne blonde junge Mann soll die Aufnahme machen!“ Das war ich! Nie habe ich wieder so geschwitzt! Wenn ich den Kopf unter das schwere, schwarze Tuch des Apparates steckte, um die Schärfe des Bildes einzustellen, waren neben mir unter dem Tuch zugleich mindestens zwei der Köpfe der Haremsdamen, die mir zärtlich ihre dicken, alten Gesichter an meins legten; und dabei waren 35 Grad Reaumur im Schatten. Das jüngste und schönste Haremsmitglied, das photographiert werden sollte, wäre mir lieber gewesen. Aber die wurde von zwei Eunuchen bewacht und ich durfte sie nicht einmal anrühren, um ihr die Hände beispielsweise anders zu legen.

Ein entzückender Kerl war mein Diener Ali, der zugleich auch Wächter des Grundstückes war. Eine grundehrliche Haut. Man konnte ihm getrost ungezähltes Geld anvertrauen und bekam alles auf Heller und Pfennig wieder. Er hatte Frau und Kinder im Sudan, die, wie er sagte, von den Erträgnissen dreier Dattelpalmen lebten; außerdem schickte er ihnen die Hälfte von seinem monatlichen Gehalt, und das war wenig genug. Alle fünf Jahre besuchte er sie und freute sich wie ein Kind darauf; er wollte absolut, daß ich ihn das nächste Mal begleiten sollte. Er war mächtig stolz auf mich und ich überraschte ihn einmal, wie er anderen Arabern mein Skizzenbuch zeigte und sagte: „Und denkt mal an, alles hat er mit der Hand gemacht.“

Ali schlief unter der Treppe des hochparterre gelegenen Ateliers. Von Zeit zu Zeit im Sommer, wenn er es vor Wanzen nicht mehr aushalten konnte, schleppte er sein Bett, das ein Bambusgestell mit Gurten war, in die Sonne und klopfte mit einem Knüppel tüchtig drauf. Dann fielen die Wanzen haufenweise in den Sand, der so heiß war, daß sie sich nur ein paar Mal herumdrehten und tot waren.

Er hatte sich mit drei Freunden aus dem Sudan zusammengetan und sie wirtschafteten gemeinschaftlich, indem sie ihr Geld zusammenlegten. Sie kauften zusammen einen Sack Korn, mahlten es auf einer Mühle, die aus zwei übereinandergelegten runden



Steinen bestand — noch genau so, wie die alten Ägypter — und aßen gemeinschaftlich ihr Abendbrot. Oft habe ich ihnen bei der Bereitung des letzteren zugesehen. Es wurde ein flacher Stein erhitzt und, wenn er heiß genug war, ein Teig aus Mehl, Wasser und Milch daraufgetan. Natürlich mit der Hand, Löffel gab es nicht. Das daraus entstehende eierkuchenartige Gebäck wurde zerkleinert in einen Topf mit Milch und Öl getan und mit den Fingern herausgefischt und gegessen. Wenn ich dabei war, mußte ich unweigerlich miteessen. Ali ließ nicht locker. Übrigens schmeckte es ganz gut.

Ich war sehr zufrieden mit Ali. Er aber nicht mit mir. Eines Tages kam mein Chef zu mir und sagte: Ali hätte sich über mich beklagt. Ich wäre kein richtiger Herr. Drei Monate wäre er nun schon bei mir und hätte noch keine Prügel bekommen! — Die sollte er bald genug haben. Das kam so: Ich hatte Ali weggeschickt, mir Briefpapier zu holen. Wie er fort war, fing es an zu regnen, aber ein richtiger Kairener Regen, bei dem es wie mit Mulden gießt und die Straßen in einer Stunde überschwemmt sind. Nach einiger Zeit kam Ali zurück. Auf dem Kopf hatte er einen großen Korb, den er vorsichtig festhielt, damit sein Turban nicht naß werden sollte, und in der Hand trug er mein Briefpapier, das natürlich vollkommen naß war, und übergab es mir, als ob alles in Ordnung wäre. Da packte mich die Wut! und schwapp! hatte Ali eine gewaltige Maulschelle! — Das war aber wieder nicht richtig! — Ganz beleidigt sah Ali mich an, zeigte in die Luft und sagte: „Allah läßt regnen und ich kriege dafür eine Maulschelle?!“

Außer Ali waren noch zwei Araber da: Salama, der Gärtner, und Selim, der Kopist. Selim konnte etwas Französisch und konnte rechnen, wie kein zweiter. Bei den komplizierten ägyptischen Geldverhältnissen hat er mir oft helfen müssen, denn bei mir war Rechnen die schwache Seite. Er hatte sich seine eigene Bezeichnung für die photographischen Instrumente zurechtgemacht, z. B. nannte er das Objektiv den „Vater der Brille“. Selim war Scheich. Er war mit seiner zweiten oder dritten Frau, die schon todkrank war, nach Mekka gepilgert. Die Frau war unterwegs gestorben, und er war Scheich geworden. Nun hatte er wieder geheiratet, und zwar ein Mädchen von elf Jahren, wie er mit Stolz erzählte. Er selbst war über fünfzig. Die ersten Tage seiner Ehe hatte er, wenn er aus dem Geschäft nach Hause kam, seine Frau mit anderen Kindern auf der Straße spielend angetroffen und hatte sie jedesmal tüchtig durchgebleut, damit sie wüßte, wie eine verheiratete Frau sich zu benehmen hätte.

Eines Tages machte sich Selim in einem im Garten stehenden Schuppen, in dem allerhand Gerümpel aufbewahrt wurde, zu schaffen. Mit dem Ruf: „Eine Schlange! Eine Schlange!“ kam er plötzlich angestürzt. Richtig, in einer dunklen Ecke, wo alte Negative aufbewahrt wurden, bewegte sich etwas. — Da müßte der Schlangenbeschwörer heran, erklärte Selim. — Wer das wäre? — Das wäre ein arabischer Zigeuner, der von Zeit zu Zeit durch die Stadt zöge und Schlangen finge. — Ob er ihn bestellen sollte? — Natürlich sollte er. — Nun wurde scharf Umschau nach ihm gehalten, und richtig hatte Selim ihn eines Tages erwischt und ihn auf nachmittags drei Uhr bestellt, denn ich wollte eine Reihe von Freunden, die so etwas noch nicht gesehen hatten, dazu bitten. Punkt drei Uhr erschien er. Er hatte über der Schulter einen ledernen Sack hängen, der schon halb voll Schlangen war, darunter eine sehr giftige, sandfarbene Viper, die sich durch drehende Bewegung in den Sand vergräbt und den barfüßigen Araber, wenn er drauf tritt, in die Ferse beißt. Er machte das vor. Also der Schlangenbeschwörer ging nun durch den Garten und ließ einen eigentümlichen Pfiff ertönen, dann horchte er hin und sagte je nachdem: „In dieser Ecke sind zwei Schlangen; — in jenem Strauch ist eine; — in dem Schlinggewächs am Haus sind drei.“ Zuerst verlangte er nun von sämtlichen Anwesenden einen großen Backschisch, dann zog er sich seinen Burnus aus, so daß er halbnackt war, nahm einen Stock in die Hand, und dann fing er die Beschwörung in einem für die anderen Araber unverständlichen Zigeunerarabisch zu sprechen an; nach einigen Minuten erklärte er: „Jetzt kommt sie.“ Dann langte er mit der Spitze seines Stockes in ein Gebüsch und holte damit richtig eine ziemlich große Schlange hervor. So fing er vier bis fünf Stück. Wieviel Schwindel dabei war, habe ich nie herausgekriegt. Die Araber aber glaubten fest an seine Kunst. Zum Schluß zeigte er noch ein Kunststück: Er packte eine Schlange hinter den Kopf und blies ihr ins Gesicht. Sofort wurde sie ganz steif wie ein Stock. Der reinste Moses. Als er fortging, fragte ich ihn, was er mit den Schlangen anfinge. „Die esse ich,“ grinste er mich an. — Proste Mahlzeit!

Einen guten Freund hatte ich. Das war Tayfour Samy, Lieblingseunuch der Königin von Ägypten. Ein guter Kerl, wohl zwanzig Jahre alt und — vorläufig wenigstens noch — schlank wie eine Tanne. Er sprach fließend Deutsch, das er von der Wiener Erzieherin der prinzlichen Kinder, in die er platonisch verliebt war, gelernt hatte. Oft sang er mir in seiner hohen Fistelstimme sein Lieblingslied: „Du, du liegst mir im Herzen“ mit viel Gefühl und Schmelz vor.

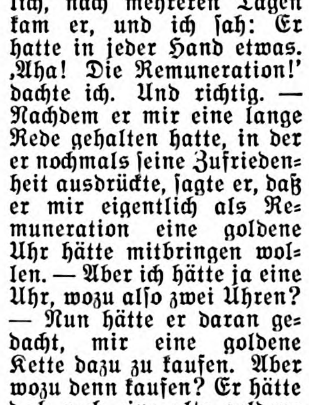
Ein sehr interessantes Erlebnis hatte ich durch die Einladung eines Beis, dem ich das Photographieren beigebracht hatte, zu seiner Hochzeit. Ein ganz orientalisches Fest, bei dem der ganze Garten in ein einziges großes Zelt verwandelt war, das sogar über die Palmen gespannt war und aus dessen Decke Hunderte von Kronleuchtern und bunten Glaskugeln blitzten. Männer und Frauen



Frau in Landschaft. Gemälde von Werner Heuser

feierten die Hochzeit getrennt mit ihren Freunden oder Freundinnen. Die Männer im großen Zelt, die Frauen im Hause hinter verschlossenen Haremsgittern. Nur ab und an wurde mal ein Gitter zur Seite geschoben, und eine Haremsschöne ließ durch den Spalt einen eigentümlichen trillernden Laut, der das Zeichen höchsten Vergnügens bei der Araberin ist, ertönen. Natürlich war ich neugierig genug, in das Haus einzudringen. Ich kam aber nicht weit. Am Fuß der Treppe wurde ich von zwei Eunuchen gepackt und wieder hinausexpediert. — Aber dann kam das Essen. Es wurde an ungefähr dreißig bis vierzig niedrigen Tischen (zu zehn Personen), an die man sich mit untergeschlagenen Beinen setzte, mit den Fingern eingenommen, nachdem diese von einigen Dienern vorher gewaschen waren. Es begann mit einer Suppe, die natürlich mit dem Löffel aus einer in die Mitte des Tisches gestellten Schüssel gegessen wurde, aber alles andere mußte mit den Fingern bewältigt werden. Bei Fisch und Erbsen war das gar nicht so leicht. — Aber mächtig imponierte mir, als auf jeden Tisch ein ganzer gebratener Hammel gestellt wurde. — Dreißig Hammel! — Da das Fleisch erst gekocht und dann gebraten war, ließ es sich leicht in Fasern herausreißen. Ich war aber kaum in die Technik des Essens eingedrungen, die darin bestand, daß man nie die Finger mit in den Mund stecken darf, und auch nichts anderes berührt, als was man selbst essen will, so daß es ganz sauber hergeht, bis auf das Tischtuch, das mit der Zeit über und über bekleckert war, — als sämtliche Hammel auf einen Wink des Beis verschwanden. Wie ich hörte, wurden in einer nahen Moschee die Speisen unter die Armen verteilt. — Nach dem Obst wurde die Tafel aufgehoben, und nun sang Abdu, Kairos berühmtester Sänger, seine Lieder, die nach den begeisterten beifälligen „Allah-“ und „Allahu-akbar“-Rufen sehr schön sein mußten. Mir aber war das schauerliche arabische Gekrächz entsetzlich anzuhören und ich verduftete, um mich erst mal in einem europäischen Restaurant gründlich satt zu essen, ohne den Aufbruch des Beis abzuwarten, der um 12 Uhr mit seiner neuen Frau in der Moschee getraut werden sollte.





Als der erste Winter vergangen war, erklärte mir eines Tages mein Chef, er hielte es im Sommer in der afrikanischen Hitze nicht aus, er wollte nach Europa und ich sollte das Geschäft in dieser Zeit leiten. — Dazu war ich ja aber nicht engagiert! — Das wäre richtig, aber ich bekäme nach seiner Rückkehr auch eine Remuneration. — Remuneration? — Remuneration? — Ich erkundigte mich bei meinen Freunden, was man darunter verstände und erfuhr: das wären gewöhnlich 500 Frank extra. — Na also! — Nun war ich vollständig Herr. Ich schloß das Geschäft während der großen Hitze in der Mittagszeit und benutzte diese Zeit, um mir Modelle zu stellen. Die Araber schleppten mir auch allerhand Getier heran, das ich malen sollte, Schakale, Hyänen, ja einmal sogar einen mächtigen Strauß, den vier Männer kaum halten konnten. — Die Hitze machte mir wenig. Ich malte oft mittags in der Sonne Aquarell, wobei mir allerdings die Fliegen sofort alles, was ich gemalt hatte, auffraßen. — So verging der Sommer.

Im Herbst war eines Tages mein Chef zurück. Er war sehr zufrieden. Aber von Remuneration war nicht die Rede. — Endlich, nach mehreren Tagen kam er, und ich sah: Er hatte in jeder Hand etwas. ‚Aha! Die Remuneration!‘ dachte ich. Und richtig. — Nachdem er mir eine lange Rede gehalten hatte, in der er nochmals seine Zufriedenheit ausdrückte, sagte er, daß er mir eigentlich als Remuneration eine goldene Uhr hätte mitbringen wollen. — Aber ich hätte ja eine Uhr, wozu also zwei Uhren? — Nun hätte er daran gedacht, mir eine goldene Kette dazu zu kaufen. Aber wozu denn kaufen? Er hätte doch noch eine alte goldene Kette, die er nicht trüge, und Gold wäre Gold! Er machte nun die eine Hand auf und zeigte mir die Kette und den Goldstempel. Ich mußte sie in die Hand nehmen und ihr Gewicht fühlen.

Aber, fuhr er weiter fort, indem er die Kette wieder an sich nahm, er hätte auch noch zwei wunderschöne Manschettenknöpfe, die er auch nicht trüge, mit in Gold gefaßten echten, alten, silbernen, griechischen Münzen, und: „Nun,“ sagte er, indem er mir auch diese zeigte: „Wählen Sie! Wollen Sie die Kette oder wollen Sie die Manschettenknöpfe!“ All mein Weigern, nichts annehmen zu wollen, nützte nichts. Er ließ nicht locker. Ich sollte mich entscheiden, und nach wiederholter Aufforderung dachte ich bei mir: ‚Ich nehme die Kette, wer weiß, ob die Münzen echt sind. Also sagte ich: „Dann geben Sie mir die Kette!“ — „Das habe ich mir doch gleich gedacht,“ sagte da mein Chef, — und gab mir die Manschettenknöpfe.

Als nun im Krieg alles Gold abgeliefert wurde, erinnerte ich mich an meine Manschettenknöpfe. Ich brachte sie dem Juwelier, um das Gold von den Münzen abzulösen. Der Juwelier war ungeschickt, zerbrach mir eine der Münzen, und es stellte sich heraus: sie waren unecht.

★

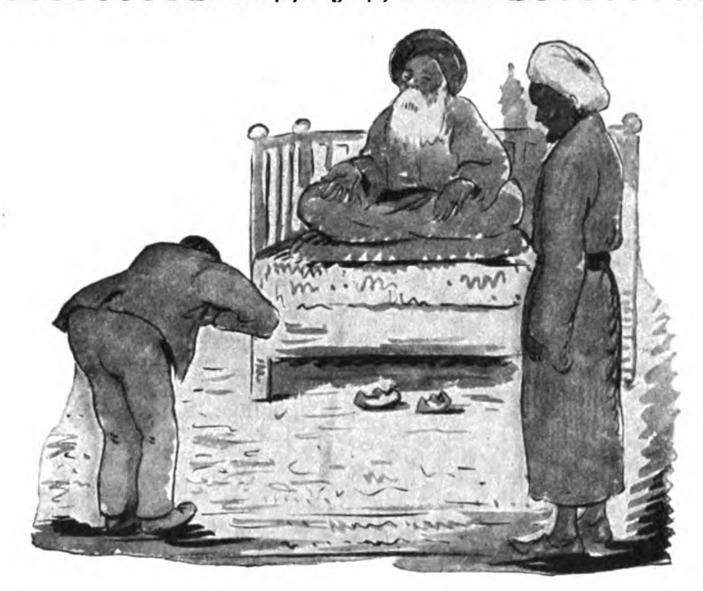


Den ganzen heißen Sommer hatte ich in Kairo ausgehalten. Aber nun war mein Chef aus Europa, wohin er sich vor der afrikanischen Hitze geflüchtet hatte, zurückgekehrt und ich sollte Urlaub haben. Mein Bruder, der Maler, der in Sizilien war und der diesen Winter auf meinen Rat in Kairo malen wollte, war auch schon angekommen, und es konnte losgehn. — Wohin? — Nach der Oase Fayoum. Eine Oase wollte ich mal gesehen haben, wo ich so lange in Ägypten war: also, auf nach Fayoum! Ein deutsch sprechender Araber als Diener war bald gefunden, dazu ein Zelt gemietet und ein paar Flinten von Bekannten gepumpt, uralte Dinger, die eine war noch ein Vorderlader von Anno dazumal, die zweite war ein Hinterlader. Für beide wurde Munition besorgt, das Notwendigste in einen Koffer gepackt, Kochtopf, Bratpfanne und eine große Stall-Laterne angeschafft, und eines schönen Tages ging es vom Bahnhof Bulak-Dakrur mit der Bahn nach der Stadt Fayoum. Dort wollten wir Kamel und Esel mieten und in die Oase hineinziehen. Alles ging auch glatt. Durch eine Empfehlung von einem arabischen Kaufmann aus Kairo erhielt ich weitere an den Mudir — Statthalter — und an den berühmten Scheich Sadauni, einen alten Beduinenscheich, der vor Jahren mit seinen Raubbeduinen auf eigene Faust mit dem ägyptischen König Krieg geführt haben sollte — das war was für uns!

Nachdem wir vor der Stadt unser Zelt aufgeschlagen hatten und Kamel und zwei Esel gemietet waren, erbat ich beim Mudir eine Audienz, um meine Empfehlung zu übergeben. Ein alter würdiger weißbärtiger Mann, der mit untergeschlagenen Beinen auf einem erhöhten Polster saß, empfing mich, und nach vielen Salams und Verbeugungen meinerseits erhielt ich schließlich ein Dokument, an sämtliche Dorfälteste gerichtet, in dem geschrieben stand, daß wir unter seinem besonderen Schutze reisten. Leider habe ich das Schriftstück nicht mehr. Der letzte Dorfälteste hat es behalten. Es sah wie eine mittelalterliche Pergamentsurkunde aus und hatte große Siegel daran hängen.

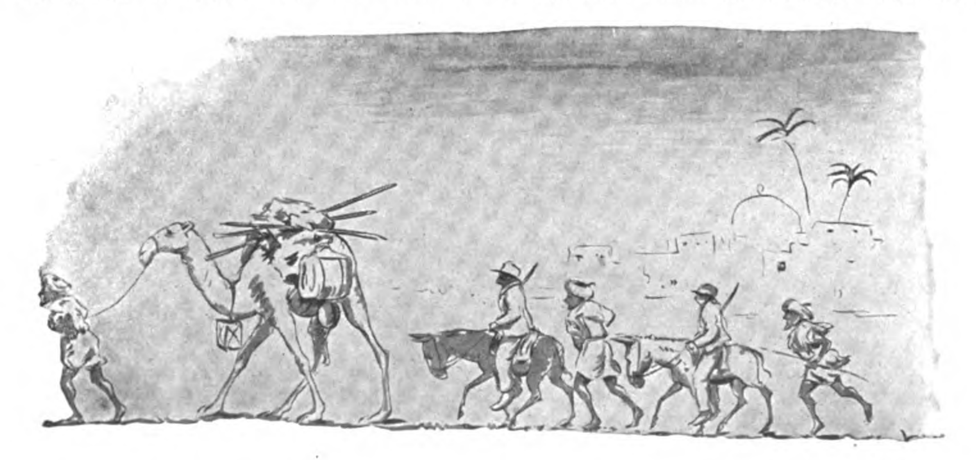
Früh am nächsten Tag ging unser Marsch nun los. Unser beladenes Kamel erregte im Ort größtes Aufsehen. Auf dem Rücken hatte es unser zusammengelegtes Zelt. Rechts und links hingen unsere Handkoffer und darunter baumelten an beiden Seiten unser Kochtopf und unsere Bratpfanne, und um den Hals hatten wir ihm unsere Stall-Laterne gehängt. Jeder von uns saß, wie ein Rinaldo Rinaldini, bis an die Zähne bewaffnet, auf einem Esel.

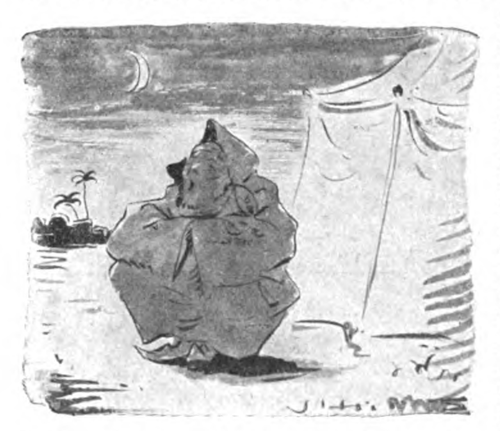
Gegen Mittag des nächsten Tages kamen wir in die Nähe des Möris-Sees, wo der Scheich Sadauni wohnen sollte. Wir waren noch gut zwei Stunden entfernt, da sahen wir eine eigene Kavalkade auf uns losreiten. Viel war in der Staubwolke nicht zu erkennen, sicher aber war, daß es Beduinen waren, man sah deutlich die langen Flinten und wehenden Tücher. Aber es waren keine Räuber, wie wir uns gleich in unserer Phantasie ausgemalt hatten, sondern, wie sie nahe herangekommen waren, sprangen sie von den Pferden und näherten sich uns mit vielen Verbeugungen: Der Scheich hätte gehört, daß wir ihn besuchen wollten, und schickte jedem von uns ein Pferd und einen Diener. Und was für ein Pferd! Prachtvollster Araber! und arabisch aufgezäumt! Das hatte ich mir schon immer gewünscht. Wundervoll saß man im Sattel; wie in einem Lehnstuhl, und die breiten Steigbügel fand ich herrlich! So ging es nun im Galopp weiter, und wenn uns auch dabei die Hosen bis an die Knie hinaufrutschten und wir gewiß keinen vornehmen Eindruck machten, so zogen wir doch mächtig stolz bis vor das Schloß des Scheichs. Schloß? Ach nein! Es war, von außen wenigstens, eine ziemlich traurige Hütte aus Nilschlamm, mit Palmenwedeln gedeckt, und sah mehr nach einem Erdhaufen als nach einem Schloß aus. Vor der Tür aber empfing uns ein prachtvoll aussehender Beduine mit schwarzem Untergewand und weißem Burnus und stellte sich als der Sohn des Scheichs vor. Nach der Begrüßung führte er uns in das Haus. Da war in einem Gang rechts und links ein Zimmer. Geradeaus ein Hof mit Brunnen, um den Hof die vergitterten Haremsfenster. Das Zimmer rechts vom Gang wurde uns mit Stolz als Wohnung angewiesen. Es war aber auch überraschend, und der Stolz des Beduinen erklärlich: Es lag nämlich, das ganze Zimmer einnehmend,



ein ganz moderner Wiener Teppich drin und rings an den Wänden entlang laufend ein breiter Diwan, mit modernstem Wiener gedruckten Kattun überzogen.

Am nächsten Morgen kam unser Diener und erzählte: Uns zu Ehren sei ein Hammel geschlachtet, und der alte Scheich gäbe sich die Ehre, uns zum Mittagessen einzuladen. Er wolle uns aber à la franca — d. h. nicht mit den Fingern — bewirten und bäte uns, ihm zu diesem Zweck unser Besteck zu leihen. Schade! Ich hätte zu gern richtig arabisch mit den Fingern gegessen! Sogar einen Tisch hatte der alte Scheich herstellen lassen aus einer Platte über zwei Böcken, und über drei Stühle verfügte er sogar. — Der Alte präsidierte beim Essen, der Sohn war nicht dabei. Wir mußten rechts und links an seiner Seite sitzen, und sogar drei Teller standen auf dem Tisch. Das war allerdings auch alles, was an Geschirr da war. Und nun gab es Hammel, Hammel, Hammel. Hammel gekocht, Hammel gebraten, Hammelnieren und Hammelleber. Nichts wie Hammel, ich glaube neun Gänge Hammel! Und gegen den Durst gab es Wasser, d. h. kein schönes klares Wasser, sondern es wurde draußen aus dem Graben die Tonflasche mit Wasser vollgefüllt. Das sah aus wie Milchkaffee. Wenn sich der gröbste Dreck zu Boden gesetzt hatte, wurde es getrunken. Ich habe bei der Hitze und dem Durst mindestens drei solcher Flaschen ausgetrunken. Von Rechts wegen hätte ich den fürchterlichsten Typhus danach kriegen müssen. Es bekam mir aber ausgezeichnet. Da wir nur drei Teller hatten, mußten wir diese immer wieder benutzen, und wir mußten uns zusammennehmen, um nicht zu lachen, wenn der bedienende Araber, mit der ernstesten Miene, nach jedem Gang mit seiner schwarzen Hand auf die Teller langte und Knochen und Überreste nahm und





in die Ecke des Zimmers warf, wo eine Menge wilder Hunde, die sich hineingeschlichen hatten, unter Gebell darüber herfielen. Dann wischte er mit seinem Übergewand den Teller rein und stellte ihn wieder hin. Der alte Scheich saß dabei wie ein Fürst und verzog keine Miene.

Am nächsten Tage wurde ein Ausflug an den Salzsee vom Scheich angesetzt. Mein Bruder wollte gern einen roten Reiher schießen. Wir bekamen aber keinen zu Gesicht. Aber gebadet haben wir im See, zum größten Erstaunen der Araber.

So blieben wir ungefähr acht Tage; malten und schossen in der wundervollen Landschaft allerhand Getier und verabschiedeten uns dann, nachdem wir aus Dankbarkeit den alten Scheich und seinen Sohn porträtiert hatten. Ein Zeichen der hohen Bildungsstufe des Scheichs, denn nach dem Koran darf sich kein Muselmann abkonterfeien lassen.

Mit unserem Kamel, Eseln usw. zogen wir nun weiter, denn wir wollten noch mehr von der Oase sehen. Andern Tages machten wir in der Nähe eines Dorfes halt. Ich machte meinen Besuch beim Dorfältesten mit meinem Empfehlungsschreiben, und es wurde uns ein schöner Platz angewiesen, um unser Zelt aufzuschlagen. Unser Abendessen bestand in Tauben, die wir den Fellachen wegschossen und die sich als schrecklich zäh erwiesen, so daß wir lieber zu unseren mitgebrachten Maccaroni unsere Zuflucht nahmen. Gegen Abend erschien ein alter weißbärtiger Araber mit einer kolossalen vorsintflutlichen Pistole, die wie ein Trichter aussah, im Gürtel, stellte sich als Nachtwächter vor und renommierte, daß er mit seiner Pistole uns jeden Dieb vom Halse halten würde. Wir legten uns also beruhigt auf unser feuchtes Zuckerrohr, das uns der Dorfscheich anstatt Stroh hatte schicken lassen, schlafen, d. h. an Schlaf war nicht viel zu denken. Der Nachtwächter sang die ganze Nacht mit seinem scheußlichen arabischen Gekrächz seine Lieder, wahrscheinlich um seine Angst zu verscheuchen, so daß wir kein Auge zumachen konnten. Gegen Morgengrauen aber wurde es uns zu viel. Wir gingen hinaus, bedankten uns für die gute Wache, und bedeuteten ihm, daß es nun hell würde und wir seiner nicht länger bedürften. Zugleich drückten wir ihm fünf Piaster in die Hand. Die aber nahm er nicht. Er zog seine Pistole heraus und sagte: „Sieh her, o Herr! Diese Pistole habe ich schon fünf Jahre und habe noch nie damit geschossen, weil ich kein Pulver habe. Gib mir kein Geld, gib mir lieber Pulver!“ — Und damit wollte er uns die Diebe vom Leibe halten.

Vierzehn Tage waren wir unterwegs. Aber dann war mein Urlaub zu Ende und heim ging's nach Kairo.

Der Winter verging. Mit den sogenannten Chamsim-Winden kam im Frühjahr die unerträglichste Hitze. Mein Bruder wollte wieder nach Italien. Ich mußte bleiben.

Wenige Tage vor seiner Abreise nach





Alexandrien zog ich eines Abends mit Selim, dem Araber, in die Wohnung meines Bruders, um verschiedene mir gehörige Gegenstände, auch solche, die ich für ihn bis zum nächsten Winter aufheben sollte, abzuholen. Ich hatte eine große Kiste mitgebracht, in die nun alles hineingepackt wurde, was dableiben sollte: Bücher, Töpfe, Tassen, Spirituskocher usw. usw., unter anderem auch das noch von unserem Ausflug übergebliebene Pulver, gut 10 Pfund, und Patronen usw.

Als die Kiste fast voll war, glaubte mein Bruder, versehentlich einige seiner zurückbleibenden Sachen mit eingepackt zu haben, und leuchtete mit seinem Leuchter, bei dem er die üble Angewohnheit hatte, immer ein neues Licht auf den abgebrannten Lichtstummel zu kleben, in die Kiste hinein. Natürlich fiel das brennende Licht in die Kiste, und wie er es wieder herausholen wollte, ging es auf einmal: Puff! Die ganze Pastete flog mit einer kolossalen Rauchwolke in die Luft. Töpfe, Tassen, Bücher, Bratpfannen, alles flog in die Höhe.

Und mein Bruder?

Der lag, kohlschwarz im Gesicht: „Wie Berthold Schwarz vor zwei Sekunden, des Pulvers große Kraft erfunden," auf der Erde daneben. Schnell erstickte ich zuerst das Bett, das zu brennen angefangen hatte, dann riß ich das Fenster auf und schleifte meinen Bruder aus dem Zimmer. Da brach er in die klassischen Worte aus: „Das habe ich mir doch gleich gedacht!"

Jetzt aber schnell einen Arzt. Den mußte Selim holen. Aber wo war der geblieben? Im Zimmer war er nicht mehr, auf der Treppe auch nicht. Ich stieg die einzelnen Stockwerke hinunter: Selim war nicht da. Auf der Straße war er auch nicht. Aber ganz hinten, um die Straßenecke guckte ein braunes Gesicht mit einem Turban. Aber keine Macht der Erde brachte ihn wieder in das Haus. So zog ich denn, meinen Bruder untergefaßt, allein los, um einen Arzt zu suchen. Aber keiner war zu Hause. Es war griechische Ostern und großer Feiertag. Nur eine Apotheke fand ich, die nicht geschlossen war. Der Inhaber war ein Franzose. Er wußte gleich Bescheid. Zuerst rieb er ihn mit einer Flüssigkeit ein und dann bestrich er ihn mit einer Salbe, legte ihm dann einen Verband an und setzte ihm eine schwarze Brille auf die Nase, so daß er der damals eben ausgegrabenen Mumie von Ramses dem Großen verdammt ähnlich sah, dann überreichte er uns eine große Flasche mit mindestens einem Liter der Flüssigkeit und eine kolossale Portion der Salbe, die allein ausgereicht hätte, ein Regiment Soldaten einzufetten, trotz unseres Protestes, daß wir so viel nicht nötig hätten.

Die Rechnung dafür riß denn auch ein großes Loch in den schon so mageren Geldbeutel.

Als wir aber nun fort wollten, rief er uns zurück und sagte: „Pardon, mein Herr, Sie haben den Apotheker bezahlt, jetzt kriege ich für meine ärztliche Tätigkeit nochmals zwanzig Frank." In der geschickten Ausnutzung kritischer Situationen sind eben die Franzosen Meister!

Als aber drei Tage später mein Bruder in Alexandrien auf das italienische Schiff ging, den Kopf weiß eingewickelt, mit der schwarzen Brille, seinem Affen Fips, den er sich in Kairo gekauft hatte, auf der Schulter, kriegten die italienischen Matrosen es mit der Angst. Mit dem Ruf: „Il diavolo, il diavolo," verschwanden sie in sämtlichen Ecken und Winkeln des Schiffes.

Meinem Bruder hat der Unfall aber nichts geschadet, und blind ist er auch nicht geworden, wie er anfangs fürchtete. Er kam gut nach Sizilien, und von Zeit zu Zeit bekam ich Briefe, die mir sein Affe schrieb. Mein Bruder aber hatte ihm die Hand dabei geführt.

Der Fahrende

Novelle von Wilhelm von Scholz

Um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts hielt das folgende Begebnis die Stadt Augsburg eine Zeitlang in Aufregung.

Ein Fahrender, ein großer schwarzer Gesell, der eines Tages, auf der Straße von Ulm herkommend, zugewandert war, hatte erst bei einer reichen Hochzeit in der Jakobervorstadt und dann bei einem sonntäglichen Tanz im Freien für einen am Fieber niederliegenden Fiedler einspringen dürfen und dabei trotz seines wilden Aussehens so lieblich, mit so schmelzend süßer, südlicher Weise seine Fiedel gestrichen, daß ihn die Hochzeitsgäste mehrmals allein zu hören verlangt, daß die Tänzer — in dieser tanzlustigen Stadt Augsburg! — mehrmals still stehen geblieben und andächtig den Tönen seiner Fiedel gelauscht und, gleichwohl es immerfort weiter wie ein Zucken und Wippen, Neigen und Treten und Händeschwenken durch ihre Glieder ging, nicht eher in den Reihen zurückgekehrt, als bis die andern groben Pfeifer und Gesellen und ihre Dudelsäcke wieder mit eingefallen; worauf sich denn alles nun in einem noch viel tolleren Wirbel gedreht.

Dieser Mann, der sich Thurner nannte, hatte noch nicht lange Gunst der Hochzeitsgäste und der Tanzenden, als ihm auch schon Neid der anderen Spieler sicher war, und hatte nicht lange Gunst und Neid, als ihm auch schon die Frauen nachstellten, die Mädchen zufielen, die Männer gram wurden und die Obrigkeit fragte, woher des Weges und wer er sei. Und weil er, als ein grauer, wenngleich jähzorniger Ratsherr, Aufmuth geheißen, dies wichtige Examen mit ihm anstellte, gerade vom Ausspielen kam, recht erhoben, stolz und frohen Sinnes war, vielleicht auch die Unbedenklichkeit von ein paar Kannen roten Weines noch dazu in sich hatte, gab er allerhand nicht ganz botmäßige Antwort, nannte auf das „Woher?“ keinen Ort, kein Land oder Königreich, sondern beschrieb immer weiter rückwärts einen staubigen oder kotigen Weg durch Feld und Wald, Städte und Dörfer, mit nächtlichen Schenken daran und Kammerfenstern und Mädeln im Heu, mit geprellten, hinterherschimpfenden Bauern und an der Nase geführter, immer nach der falschen Seite fahndender Obrigkeit — daß dem Aufmuth schon die Zornesader schwoll, ehe sie beim „Wer?“ waren. Und als er da anfangen wollte, sich einen unehelichen Sproß der allerchristlichsten Majestät zu nennen, da übermannte der Jähzorn den Ratsherrn, und er trat dem Burschen mit Wucht in den Leib, daß der aufschrie und umfiel.

Es dauerte den Aufmuth erst, daß es so ausgelaufen; als aber dann seine Kollegen ihn bestärkt: daß das die einzige Art sei, solchen frechen Übermut nicht nur gegen seine Person, sondern gegen die gute Stadt auch, im Zaume zu halten, und der Fiedler anscheinend ohne Schaden, wenngleich erst nach zwei Monden, aufkam, da bereute der Ratsherr seinen Tritt nicht mehr, fand ihn nun gerecht, fast noch milde.

Zu aller Staunen erhob der Fiedler Klage gegen den Ratsherrn. Viele, auch die, die besonders, die ihm wohlwollten, rieten ihm ab: selbst, wenn er bei jener Vernehmung nichts Freches vorgebracht, sei es gleichwohl aussichtslos, da die Patrizier fest zusammenhingen und der Richter und der Aufmuth gar Vettern sein möchten. Und wenn auch Rechtsprechen stets genau so gut sei wie Würfelspielen, so hieße es doch hier für ihn, gleich mit verhexten Würfeln spielen, die beim Wurf des andern nur Sechsen, bei seinem nur Nullen zeigen würden.

Der Thurner ließ sich nicht abbringen. Mit dem bittern Zug um den Mund, den er seit dem Fußtritt hatte, lächelte er und bestand darauf, zu klagen, klagte und mußte gehört werden, ward gehört und ward dem Aufmuth gegenübergestellt, dem seine Tat nun gar so recht und schön erschien, daß er den Fahrenden noch höhnte. Und nicht nur ihn, auch seinen Stand, sein heimatloses unstetes Dasein; und nicht nur das, auch die Musik, die hinzufiedeln keines ehrlichen Mannes Sache sei, außer zu Gottes Dienst in der Kirche. Der Aufmuth steckte mit seinem Spotte

den Richter an, der fröhlich ward und — als er auch noch einmal vergeblich den Fiedler ermahnt, gegen ein kleines Schmerzgeld abzustehen — ein altes Hohngesetz hervorsuchte, worinnen stand, daß, wenn ein Unehrlicher von einem Ehrlichen an seinem Leib sei gekränkt worden, er dem Schatten des Täters ebenso solle tun dürfen.

Da hatten die Zuhörer laut gelacht und geredet, daß kaum wieder Ruhe unter ihnen ward, und zeigten in ihrem Lachen und Reden immer wieder auf den schönen großen Schattenratsherrn, den die durch das geöffnete Fenster flutende Sonne zwischen die Gerichtsschranken auf den Holzboden warf. Keiner dachte, daß eine solche Komödie Ernst werden könnte, daß einer einem Schatten werde einen Tritt versetzen als Genugtuung, sondern lieber beschämt fortgehen; sie hielten das Wort des Richters nur für eine artige Abweisung der aussichtslosen Klage und des törichten Klägers. Der aber dankte dem Richter: diese Sühne solle ihm genügen, ging dann, offenbar vor Erregung, doch unverständlich, für sich hinmurmelnd, auf den wohlbeleibten Ratsherrnschatten zu, sah ihn lange an und schien an ihm zu suchen. —

Die Zuschauer, die erst gelacht und geredet, waren nun ganz still geworden. Der Schritt des Fiedlers sah böse aus, er schien wie das greifende Schreiten eines langbeinigen Tieres, dessen überholender Schrittlänge niemand entlaufen kann. Der Aufmuth, der ein verlegen lächelndes, ein wenig beschämtes Gesicht gemacht, daß nun sein Schatten zum Spott dienen solle, dann aber gelacht, weil er sich ja sagte, der Spott träfe doch nur den anderen, war bleich geworden, zitterte unter seinem spöttischen Lächeln; auf seiner Stirne stand Schweiß. Er starrte wie gebannt auf den jetzt reglosen sprungbereiten Fiedler, der immer noch zauderte —

Da mahnte der Richter, den unziemlichen Scherz nicht noch mehr in die Länge zu ziehen, sondern lieber gegen ein Schmerzgeld —

Schon sprang der Thurner mit einem Satz in den Schatten, so plötzlich und wild, daß die Zuschauer leis aufschrien, stampfte den Boden in dem breiten Unterleib des Schattenratsherrn, hielt inne, sah sich mit bösem Triumph im Kreise um, lächelte gleich aus dem in seinem Antlitz vergehenden oder sich verbergenden Triumph geschmeidig, höflich und verneigte sich gegen den Richter. Die Zuschauer lachten jetzt befreit wie nach einem gelungenen Narrenspaß, der sie doch in Atem gehalten hatte; es klang fast wie Beifall, so daß sich der Thurner auch gegen die Bänke der Gaffer dankend verneigte, ehe er aus dem Saale schritt, in dem nun die Stimmen durcheinanderschwirrten und die lustige Gerichtsverhandlung beschwatzten.

Einer lachte nicht, sondern stand in Gedanken, starrte auf seinen schönen breiten Schatten hin, der eben getreten worden war, wie er das in seinem Handel auf die halb aufgerollten Ballen der Gewebe tat, wenn sie aus der Wirkerei gebracht wurden, um in die Läger getragen zu werden. Sein Freund, der Richter, kam mit dem Wort: „War ein Spaß ..." auf ihn zu und ging dabei über den getretenen Schatten. Da zuckte der Aufmuth jäh und mit schmerzverzogenem Gesicht zusammen, sagte nur: „Laßt, laßt!" und ging rasch heim.

Nicht lange darauf ward er krank, schlimmer krank, starb unter quälenden Schmerzen im Leib.

Und der Chirurgus, der im Bauche des Toten der Ursache seiner Krankheit nachforschte, fand, so erzählt man, in Größe und Form eines menschlichen Fußes den Darm des Aufmuth in Eiter und Geschwür zergangen.

Das Gerücht davon lief schnell um durch die Stadt.

Hatte es den Thurner auch rechtzeitig gefunden? Jedenfalls jetzt, wo er als Hexenmeister erkannt war, der im Bunde mit dem Teufel stehen mußte, war er verschwunden.

Es war schon lange, daß er nicht mehr aufgespielt. Niemand wußte, wann und wo man ihn zuletzt gesehen. Aber bei des Aufmuth Leichenfeier sei er dann wieder gewesen: seltsamerweise war es dem alten Weiblein, das ihn gesehen haben wollte, erst nach dem Opfer zu Bewußtsein gekommen, daß er es gewesen, der hinter einer Säule ihr gegenübergestanden. Da war es, zumal ihn sonst niemand erkannt hatte, zu spät, ihn noch zu finden.

Der Rat erließ eine Verordnung, daß dies Gesetz nie mehr angewendet werden dürfe.

Die alte Uhr im Dom zu Münster

Von Peter Werland

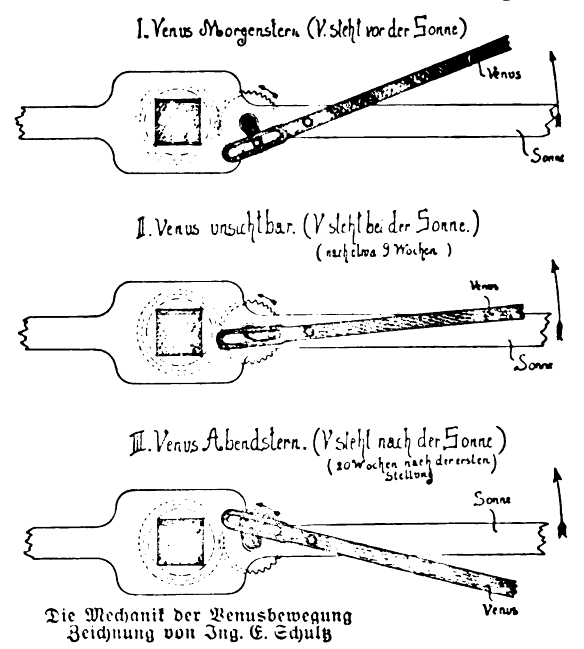
Westfalens schöne Hauptstadt birgt eine so überreiche Fülle alter Kunstschätze in ihren Mauern, daß keine Stadt auf der Roten Erde ihr darin auch nur annähernd gleichkommt. Namentlich der altehrwürdige Dom, ihr großartiger Gottestempel, diese auch in den räumlichen Ausmaßen bedeutendste Andachtsstätte der ganzen Provinz, zeigt in der bunten Mannigfaltigkeit der sich dort in reicher Fülle malerisch mischenden Kunstwerke, wie jede Generation viele fromme Jahrhunderte hindurch sich an die Hauptkirche des ganzen Bistums in Liebe zu verschwenden suchte. Mögen nun auch manche dieser Denkmale vergangener Kunstrichtungen dem abstrakten Kunstkenner und Kunstästheten wertvoller erscheinen — keins von ihnen ist so bekannt, keins im wahrsten Sinne so volkstümlich, keins aber trotzdem in seinen Einzelheiten so wenig verstanden und so tief vom Schleier des Geheimnisvollen verdeckt, wie die alte astronomische Uhr im Dom zu Münster.

Zu jeder Zeit des Tages stehen Menschen jedes Alters und Standes vor ihrem geheimnisvollen Bau und warten, ob sich dort nicht etwas Besonderes ereigne. Aber Stunde um Stunde verrinnt, die automatischen Schlagwerkfiguren oben an der fast acht Meter hohen Eichenholztafel versehen nach jahrhundertealter Weisung ihren Dienst, und dann pocht nur noch das schwere Pendel dumpf den lebenspendenden Pulsschlag der Uhr, aber so düster und geheimnisvoll aus ahnungsferner Tiefe heraufdröhnend, daß man glaubt, darin das ächzende Stöhnen der Verdammten in der Hölle zu hören, die in ihrem mit stereotyper Beständigkeit hervorgestoßenen Verzweiflungsruf „Immer-Nimmer!“ den Lebenden unaufhörlich mahnende Warner sein wollen.

Das ist aber auch das einzige, was uns verrät, daß noch einiges Leben ist in dieser Ruine eines Kunstwerks, dessen Feinheit und vielfältige Tätigkeit der Beschauer von heute nur noch zu ahnen vermag.

Früher war das anders. Da bewegten sich ganz oben an der Uhrtafel drei Gruppen automatischer Figuren, im Mittelteile zeigte die zwei Meter große Tierkreisscheibe den Lauf der Gestirne, die beiden schmalen Tafeln beiderseits daneben kündeten die astrologische Bedeutung der Himmelskörper unseres Planetensystems, und das Kalendarium darunter in Augenhöhe hinter dem feinmaschigen schmiedeeisernen Gitter machte seit 1540 für die folgenden 532 Jahre alle früher unentbehrlichen kalendarischen Angaben.

Seit der Angliederung des Viertelstundenschlages im Jahre 1696 vollzog sich der Schlag der Mittagsstunde in folgender Weise: Der Tod — gleich allen übrigen Plastiken der Domuhr aus Holz geschnitten — tat mit dem Hammer in seiner Rechten vier Schläge gegen die vor ihm hängende Glocke. Von links her reichte ihm Chronos als langbärtiger Mann eilenden Schrittes mit der Linken die Sense und drehte (nach jedem Viertelschlage) die mit der Rechten gehaltene Sanduhr um. Dann trat das Spielwerk zur Linken der Tafel in Tätigkeit. Der Wächter wandte sich nach links zu der neben ihm stehenden Frauenfigur und blies in sein langes Horn, und jeden Hornstoß bekräftigte die Frau mit einem Schlage gegen ihre Glocke. Mit dem Mittagsschlage aber vollzog sich das Hauptereignis des Tages: Aus dem Türchen rechts über dem in der Mitte vorgekragten siebeneckigen Umlaufboden, über dem die Gottesmutter mit dem Jesuskinde auf dem Schoße thront, erschienen, dem voraufschwebenden Sterne folgend, die hl. drei Könige mit einem Diener vor und einem hinter sich und zogen langsam im Halbkreise vorüber. Dabei behielten die als Ganzplastiken geschnittenen Diener unentwegt ihre Richtung bei. Von den Königen aber



Die Mechanik der Venusbewegung
Zeichnung von Ing. E. Schultz

wandte sich der Reihe nach jeder zur Gottesmutter und dem Christkinde, legte die Rechte, militärisch grüßend, an die niedrige Zackenkrone und reichte unter einer schnellen Verneigung mit der Linken seine Gabe hin, worauf er wieder in die ursprüngliche Stellung zurückkehrte. Langsam verschwand der Umzug der Fünf in der Tür zur Linken, die sich hinter ihnen schloß. Diesen Opfergang verfolgte das Jesuskindchen mit einem langsamen Drehen des Köpfchens von der linken zur rechten Schulter. Während des Umzuges spielte ein Glockenspiel von sieben oder acht Glocken, das hinter der mittleren giebelartigen Erhöhung der großen Tafel angebracht war, eine fromme Weise.

Der zum Zwecke der Zeitbestimmung groß und beherrschend auf dem Mittelteile der Uhr angebrachte Apparat ist mit einer Sorgfalt und einer Reichhaltigkeit der Gedanken gearbeitet, daß wir heute mit staunender Bewunderung sehen, welche Mühe man sich damals gegeben hat, die Angaben für Zeit und Astronomie darzustellen.



Der Viertelschlag

Innerhalb eines Kreises von zweimal zwölf Stunden, der — eine besondere Eigentümlichkeit — dem gewöhnlichen Laufe unserer Uhr entgegengesetzt angeordnet ist, liegt ein fein geteilter Kranz von 24 mal 60 gleich 1440 kleinen Teilstrichen, die durch die Beischrift „Horarum minutae" erklärt sind. Ein noch mehr nach innen gelegter Doppelkreis zeigt in zweifacher Einteilung die 360 Meridiane für die den inneren Teil der Kreisfläche füllende alte Erdkarte, die Reproduktion einer stereographischen Polarprojektion der nördlichen Halbkugel bis zum Wendekreise des Steinbocks nach einer modernisierten ptolemäischen Weltkarte spanisch-niederländischen Ursprungs. Über ihr drehte sich eine in der Fläche stark ausgesparte Holzscheibe — das Rete — um die durch den Nordpol gehende Hauptachse des Werkes. Dem Rete sind die wichtigsten Sterne des Fixsternhimmels aufgeheftet. Sein Hauptzweck aber ist der, den in ihm sitzenden, exzentrisch zur Achse gestellten Tierkreis zu bewegen, um die Stellung des Tierkreises über der Erde anzuzeigen.

Dicht um den Rand des Tierkreises verläuft eine vertieft eingelassene eiserne Schiene. In ihr sitzt der Sonnenzeiger, der wie ein Durchmesser das ganze Rete überschneidet, mit zwei Zapfen fest, einer davon unter der auf ihm angebrachten vergoldeten Sonnenscheibe.



Der Stundenschlag

Der Mond bewegt sich als halb schwarze, halb silberne Kugel in einem schwarzen Halbmantel und zeigt beim Vortreiben der Zeigerstange die jeweiligen Phasen und die ihnen entsprechende Stellung zur Sonne an.

Von den sieben Planeten unseres Sonnensystems sind nur fünf hier vertreten, weil bekanntlich Uranus



Das Astrolabium planesphaerium

*

Unten rechts: Die Kalenderscheibe. Innerhalb der Daten die zwölf feinen Monatsplaketten



und Neptun bei Schaffung der Uhr um 1540 noch nicht entdeckt waren. Jupiter und Saturn hat man Doppelzeiger gegeben, von denen der eine die mittlere Bewegung, der andere den wirklichen Stand zur Sonne zeigte. Der merkwürdigste dieser Planetenzeiger ist der der Venus. Um hier darstellen zu können, daß die Venus bald als Morgenstern der Sonne voraufgeht, bald als Abendstern ihr folgt, bald auf diesem scheinbaren Wege hin und her mehr oder weniger auf der Sonne steht oder an den Endpunkten dieser Bahn eine kurze Zeit still zu stehen scheint, hat man den Venuszeiger in seinem unteren Teile durch eine kleine Achse auf den Sonnenzeiger befestigt und das letzte Stückchen dieses Zeigers schlaufenartig geformt. In diese Schlaufe greift die Kurbel eines kleinen Zahnrades, das wieder mit einem um die Hauptachse sitzenden größeren Zahnrade in Verbindung steht. Wird nun beim Vorwärtsbewegen des Sonnenzeigers auch der Venuszeiger vorgetrieben, so entsteht



Gesamtansicht der Domuhr zu Münster i. W.
(Alle Bilder wurden nach Aufnahmen des Verfassers hergestellt)

jene scheinbar pendelnde Bewegung, die der Venusplanet für uns am Himmel ausführt.

Das ganze Astrolabium planesphaerium drehte sich früher mit seinen sämtlichen Zeigern innerhalb 24 Stunden einmal um die Achse, und zwar in uns verkehrt scheinender Richtung. Bemerkenswerterweise sind auch Süden und Norden auf der Uhr vertauscht. Die Erklärung dafür ist wohl vor allem in dem natürlicheren Empfinden der damaligen Zeit zu suchen. Mit Septentrio (gleich Norden gleich Mitternacht) verbindet sich das Gefühl des Dunklen, das wir sinnfällig tief, unten suchen. Daher steht hier diese Bezeichnung am unteren Rande der mittleren Uhrtafel, Meridies (gleich Süden gleich Mittag) dementsprechend dort, wo die Sonne im Zenit des Tages thront. Durch diese Anordnung von Norden und Süden wurde erreicht, daß die Sonne von unten her aus dem Dunkel der Mitternacht aufstieg und von der strahlenden Höhe des Mittags wieder in die Mitternacht sank.

Der gleiche Orientierungsgedanke beherrscht den astrologischen Apparat, der rechts und links vom Astrolabium in der Form je einer durch die Malerei als Tafel zusammengefaßten Reihe von zwölf wagerechten Einschnitten angebracht ist. Bei jedem Einschnitte steht vermerkt: „Regit in 1ma hora," „Regit in 2da hora" usw. Mit der zwölften Stunde endete in der Höhe des Meridies die Tafel rechts, und die dreizehnte Stunde begann in der gleichen Höhe auf der linken Tafel. Die erste und 24. Stunde bezeichnen die Endpunkte der Tafel in der dem Septentrio entsprechenden Tiefstellung. Jedesmal um Mitternacht stellten sich die Sterne automatisch ein, die in den 24 Stunden des kommenden Tages ihren astrologischen Einfluß ausübten. Da es sich dabei um Sonne, Mond und die fünf Planeten handelte, regierte in jeder Stunde der siebentägigen Woche stets der gleiche Stern. Die technische Einrichtung dieses Apparates ist sehr einfach: Hinter den zwölf wagerechten Einschnitten jeder Tafel steht ein kräftiger vierseitiger Stab, auf dem je zwölf siebeneckige Brettchen sitzen, deren eine Schmalseite stets in den Einschnitt gedrückt wird und so nach außen hin den in Frage kommenden astrologischen Regenten zeigt. Schlag Mitternacht wurden beide Stäbe durch je eine von der Mittelachse ausgehende Eisenstange mit Gabelende um eine Siebenteldrehung vorbewegt, wodurch der Astrologie für den kommenden Tag genug getan war.



Der Opfergang der heiligen drei Könige

Der im unteren



Maria mit dem Kinde

Kalenderringe. Gerade als Glanzstück der westfälischen Tafelmalerei muß der münsterischen Domuhr eine Sonderstellung unter den Großuhren in deutschen Landen eingeräumt werden, die sie weit über die anderen erhebt. Mag auch beispielsweise die Uhr des Mathias van Oß in der Marienkirche zu Lübeck (1561—1564) wertvolle Holzschnitzereien zeigen, mag auch die jetzt in St. Jean zu Lyon stehende Baseler Uhr des Nikolaus Lipp (1578) die Lübecker noch zu übertreffen suchen, mag auch das Werk des Josias Habrecht am Ulmer Rathause (1580) gerade durch seine Malerei Eindruck machen, an Münsters Prachtwerk der Frührenaissance kommt keine heran, ganz gewiß nicht die allbekannte Straßburger Münsteruhr, die in ihrem zerrissenen Aufbau höchstens den als Uhr allerdings nicht hoch genug zu bewertenden Ruhm für sich in Anspruch nehmen darf, ein uhrtechnisches und mechanisches Meisterwerk allerersten Ranges zu sein.

Drei verschiedene Gruppen von Malerei haben wir an der münsterischen Domuhr zu unterscheiden: Die Malerei des oberen Teiles ist dem Gedanken des Umzuges der drei Könige untergeordnet. An einen zweistöckigen Teile des Uhrgebäudes angeordnete Kalender ist eine kreisrunde Scheibe, die nach dem Rande hin zwei breite Ringe umgeben. Von ihnen enthält der äußere die kalendarischen Angaben für die Jahre von 1540 bis 2071, der innere das Kalendarium des Jahres. Diese Scheibe drehte sich mittels Kammgetriebes alljährlich einmal um ihre Achse, die nach außen hin durch die Figur des hl. Paulus, des Patrons des Domes, abgeschlossen wird, der wahrscheinlich mit dem Schwerte auf den betreffenden Monat hinwies. Hinter seinem Rücken ist ein Zeiger befestigt, der mit der Hand auf das laufende Jahr eingestellt wurde, und links unten steht in der tiefen, kreisrunden Nische ein Männchen, unter dessen Stab sich beim Drehen der Scheibe der Tag zeigte.

Die münsterische Domuhr ist zwar heute nur noch als Ruine anzusprechen. Aber in ihrem uhrtechnischen Apparat liegt nicht so sehr ihr Wert — zahlreiche große und kleine Kunstuhren sind unter Benutzung bald dieses, bald jenes Grundgedankens ähnlich gebaut — als vielmehr in der herrlichen Malerei auf der Uhrtafel und in der Feinheit der zwölf Monatsplaketten innerhalb der beiden



Melchior

gen, von phantastischem Giebel überhöhten Hallenbau, vor dem die Gottesmutter mit dem Kinde sitzt, schließen sich rechts und links durch Pilaster und Säulchen mit eingeordneten Bögen nach außen abgeschlossene einstöckige Hallen bis zum beiderseitigen Rande der Uhrtafel an, eine lasurdünn auf die ungegrundete Eichenholztafel aufgetragene Malerei der Frührenaissance, die in der Feinheit des ornamentalen Schmuckes und der Ausführung des Malerischen, der Kühnheit der perspektivischen Anlage, der ungemein sorgfältigen Behandlung der dargestellten Figuren und der reizvollen Zusammenstellung der Farben vom Beschauer nur gewürdigt werden könnte, wenn er die Möglichkeit hätte, sie aus nächster Nähe zu genießen. Und in diesen Hallen drängen sich zu beiden Seiten Männer jedes Alters und erwarten mit sichtlicher Spannung den Opfergang der hl. drei Könige. Und der Maler? Oberhalb des Hauptes der Madonna fand ich in einer Gebälksverkröpfung das Monogramm des münsterischen Malers Ludger tom Rink d. Ä. (1497—1547) und in dem Abschlußgesimse darüber die Inschrift:

„LUDGERI RINGII MOISENSIS OPUS".

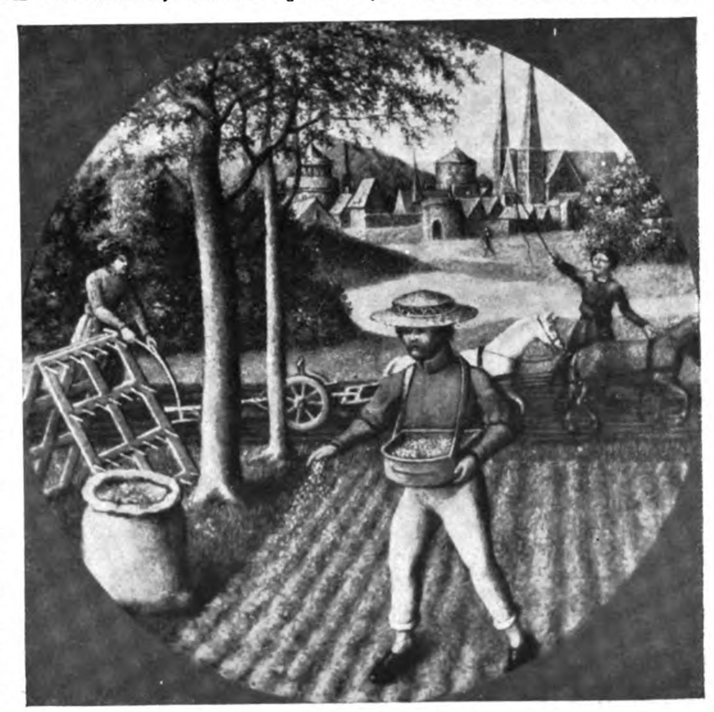
Von ihm wird auch die Malerei des mittleren Teiles stammen, bei der von kräftig rotem Grunde sich in den Zwickeln des Astrolabiums die vier Evangelistenzeichen abheben, in Raumfüllung und Ausführung ihrer Stellung im Mittelfelde entsprechend behandelt. Doch ist anzunehmen, daß auch



Backen der ‚Eiserkuchen' im Familienkreise

Mai: Junge Liebe

der älteste Sohn Ludgers, Hermann (1521 bis 1596), sehr wesentlich an der Malerei des oberen Teiles mitgearbeitet, wenn nicht gar ihn ganz ausgeführt hat. Denn die Tätigkeit der münsterischen Malerfamilie tom Rink — ein jüngerer Bruder Hermanns, Ludger d. J. (1522—1584) ging in den sechziger Jahren des 16. Jahrhunderts als Porträtmaler nach Braunschweig — harrt bis heute noch der gründlichen kunstwissenschaftlichen Erforschung.



September: Die neue Aussaat

Von ganz besonderer Sorgfalt sind aber auch die zwölf auf Kupfer gemalten Monatsbildchen der Kalenderscheibe, namentlich die Behandlung des Landschaftlichen und der Umwelt der handelnden Menschen sind von so ungeahnter Feinheit und teilweise auch so köstlichem Reiz der Darstellung von Tätigkeitsszenen aus den einzelnen Monaten, daß diese 14,8 cm im Durchmesser fassenden Malereien den besten Miniaturen der damaligen Zeit beigezählt werden müssen. In ihren Darstellungen lehnen sie sich zwar an die durch die holländischen Kalender zu uns gekommenen Darstellungen an. Wer sie aber geschaffen, hat noch nicht festgestellt werden können, wenn auch ihr Meister dem sogenannten Braunschweiger Monogrammisten nahe verwandt ist. Ihre Entstehungszeit dürfte die Mitte des 16. Jahrhunderts sein. Sollte Ludger d. J. nicht für sie in Frage kommen können, da doch auch er als Miniaturmaler bekannt ist?



November: Schweineschlachten auf offener Straße

Die münsterische Domuhr ist die zweite an dieser Stelle. Die

erste wurde wahrscheinlich 1512 von dem münsterischen Schmiede Jakob Lange angefertigt, am 24. Februar 1534 von den bilderstürmenden Wiedertäufern gleich so vielen anderen Kunstwerken des Domes mit Äxten und Beilen vollständig zerschlagen. In den Jahren 1540 bis 1543 entstand die neue Uhr nach den Berechnungen des Franziskanermönches und Dompredigers Johannes Aquensis und des Buchdruckers Theodorich Tzwyvel. Die Metallarbeiten führte der Schmied Nikolaus Windemaker, die Skulpturen Johann Brabender-Beldensnyder aus. 1696 wurde durch den Uhrmacher Heinrich Münch der Viertelstundenschlag eingebaut. Aber das ganze Uhrwerk ist wohl stets nur für kurze Zeit richtig und zuverlässig gegangen, weil das ganze schmiedeeiserne Werk, dem Staube, den Einflüssen der Witterung usw. ausgesetzt, offen in der Uhrkammer steht. Trotzdem galt die Domuhr als Normalzeitmesser für die ganze Stadt. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts steht das wertvolle Werk ganz still. Nur die Triebwerke des Viertel- und Vollschlages gehen noch.

Der Volksmund, stets rege, das Geheimnisvolle sich auf seine Weise zu erklären, erzählt sich von der münsterischen Domuhr die Sage, der Magistrat der Stadt habe dem Schöpfer der Uhr nach der Vollendung des Werkes die Augen ausstechen lassen, damit er nicht auch anderswo ein ähnliches Kunstwerk schaffe. Daraufhin habe der Meister durch einen einzigen Griff sein Werk so gründlich verdorben, daß es nicht wieder instand gesetzt werden könne. Aber diese Sage ist ja weder auf Münster, noch auf Großuhren überhaupt beschränkt. Denn man erzählt sie sich nicht nur von den Schöpfern der Großuhren zu Straßburg, Danzig, Prag, Olmütz und Lyon, auch mit dem Jan-Wellem-Denkmal in Düsseldorf und dem Glockenspiele der St. Annakirche zu Düren ist sie verknüpft, und in Holland kennt man sie von Dirk Crabeth, dem Hauptschöpfer der zwölf großen Glasgemälde in der St. Jans-Kerk zu Gouda, und ebenso von dem Erbauer der berühmten großen Orgel in der St. Jans-Kerk zu 's Hertogenbosch.

Die viel verbreitete Ansicht, die münsterische Domuhr könne nicht wieder in Gang gebracht werden, ist ebenfalls ins Reich der Fabel zu verweisen, das Urteil von berufenen Fachleuten ist ganz gegenteiliger Meinung. Und das gibt mir zu der Zuversicht Anlaß, daß es dank der Einsicht der maßgebenden Kreise gelingen wird, das herrliche alte Werk in seiner ganzen Schönheit bald wieder erstehen zu lassen — zur Freude all der vielen Tausenden, die jahraus, jahrein zu ihr pilgern als der Offenbarerin alter Geheimnisse.

Oberteil mit der Malerei links



Prozession. Gemälde von Willy Reetz-Düsseldorf



Der Kürassier von Gutenzell

Novelle von Franz Adam Beyerlein

„Die Tat ist alles, nichts der Ruhm."

Jetzt," sagte Jakob Hückenseß, und seine Stimme geriet dabei ein wenig ins Zittern, „jetzt kann er jeden Tag kommen."

„Wer?" fragte die alte schwerhörige Margaret, die immer fror und deshalb in der Küche ihren Platz am Ofenloch hatte, um stets ein Scheit aufzulegen, wenn die Glut einschlief.

„Der Landreiter von Ulm," versetzte Jakob und prüfte die Schnalle, an der er herumputzte, gegen das Licht. „Dann heißt es einrücken, Abschied nehmen. Wer weiß, für alle Zeit."

Er brachte die Schnalle an dem Küraß an, der wie ein Götzenbild auf dem Hackklotz thronte, und hielt zwiespältigen Herzens die blanke Wehr vor sich hin. Auf der einen Seite kitzelte es ihn, in ihr zu prahlen, anderseits aber stiegen ihm beinahe die Tränen in die Augen vor Erbarmen über sich selbst.

Denn es war kein Zweifel mehr. Nachdem das Heilige Römische Reich deutscher Nation zum schlimmen Beginn des Jahres 1757 Friedrich dem Zweiten, König von Preußen, Fehde angesagt hatte, setzte sich die Reichsarmee langsam zwar, aber im übrigen mit allem Ernst und Eifer auf Kriegsfuß, und auch der Kürassier, den das adelige Damenstift Gutenzell samt dem zugehörigen Streitroß pflichtgemäß für das Schwäbische Kreiskürassierregiment zu stellen hatte, wurde von der Mobilmachung betroffen. Dieser Harnischträger aber war Jakob Hückenseß. Er hatte den Posten im Erbgang von seinem Vater überkommen und war mit seinem Erbe bislang in jeglichem Betracht zufrieden gewesen. An Stelle des Soldes, der nebst den Rationen für den beurlaubten Mann und Gaul vom Rittmeister in Ulm eingespart wurde, gewährten ihm die Damen des Stifts Kost und Behausung, und er hinwiederum leistete ihnen an Stelle strammer soldatischer Exerzitien gewisse bescheidene wirtschaftliche Dienste. Er sägte und spaltete das Brennholz, schleppte das Wasser vom Brunnen herzu, fegte Samstags den Hof und den Kreuzgang und half wohl auch beim Obstpflücken, in der Weinernte und beim Schlachten. In einer schmalen Klause neben der Küche hatte er sich behaglich eingerichtet, indem er sein Bett an der warmen Herdwand aufschlug, und hielt den Raum für eine Mannsperson ungewöhnlich sauber. Sogar Blumen hegte er vor dem Fenster, wenn es auch nur ein paar Scherben mit Fetthenne waren, die er aus Absenkern zog. Sein Magen vertrug nämlich aus irgendeinem Grunde durchaus keinen Tabak; deshalb dörrte er sich die Blätter der Fetthenne und kaute sie dann.

Jetzt aber wurde es Ernst. Die Schwadronen in Augsburg sammelten sich bereits, und die Ulmer, zu denen er gehörte, mußten in Bälde folgen. Deshalb hatte ihn auch jetzt die Frau Äbtissin, die Domina oder die ‚Alte', wie sie von den Stiftsdamen geheißen wurde, vor sich rufen lassen, um sich selbst davon zu überzeugen, daß der Kürassier von Gutenzell in allen Dingen marschbereit war. Von der Gicht gepeinigt, saß sie in ihrem Lehnstuhl, als er eintrat, und betrachtete schweigend seinen kriegerischen Pomp. „Du hast dein Zeug gut geputzt," sagte sie dann, „aber es muß einer darin stecken. Dein Großvater hat bei Wien seinen christlichen Glauben gegen den Großtürken mit dem Tod besiegelt, dein Vater selig war ein guter Jäger, aus solchem Holz bist du nicht geschnitzt. Mach' uns wenigstens keine Schande!" Damit war er entlassen.

Er trollte in den Stall und brachte dem Schecken ein paar zarte Herzblätter von Kohlrabi, die dem Tier, wie er wußte, über das beste Waldwiesenheu gingen. „Gell?" tätschelte er es, „bist auch nicht jünger geworden, Scheck, und sollst noch hinaus in die wilde Schlacht! O jeh, wir beiden!" Und er schlich wieder in die Küche zurück, wo es so herrlich warm war, während der Märzwind im Schornstein stöhnte und draußen Schneeflocken und Sonnenstrahlen miteinander stritten. Die Köchin Emmerenz schob ihm verstohlen einen großen Teller voll Rindsbrühe zu, mit Schwarzwurzel und einem goldgelben Eierstich drinnen. Sie war eine Witfrau, nicht ganz jung mehr, aber von äußerster Sauberkeit und von angenehm rundlichen Formen. Er hatte ihr oft verliebte Augen gemacht und sie neckend — oh, er wußte warum — seinen herzallerliebsten Schatz genannt. Und die Vicedomina aus dem Stift, die Schwester Juliana, die auch lieber auf der Herdbank ein Schwätzchen hielt als in der kalten Kirche Hymnen sang, brachte ihm ein Fläschchen Kirschschnaps. Es schmeckte ihm herrlich, und mit einem dankbaren Sättigungsseufzer schickte er ein inbrünstiges Stoßgebet gen

Himmel, daß ein Wunder geschehen möge, welches diesen glückseligen Zustand unveränderlich festsetze für alle Zeiten.

★

Während also unten im Tal von Gutenzell einer durchaus keine Lust verspürte, in die Ferne zu ziehen, strebte oben auf der Höhe im Berghof ein anderer mit aller Macht und Glut ins Weite. Er schlug wie ein junger Falke mit den Fittichen, willens aufzufliegen. Daß er aber bereits mit einem ganz feinen Faden gebunden war, wußte er nicht. Ihn dünkte vielmehr, er müsse und müsse fort, sollte es ihn nicht ersticken. Hans Berghofer war einem halben Dutzend Geschwister als ein rechter Spätling gefolgt. Die anderen waren längst flügge und auf und davon, nur er hockte noch mit achtzehn Jahren im Nest. Mochte es nun sein, daß er von Natur aufsässiger war als Brüder und Schwestern oder daß er als Benjamin ein paar erzieherische Hiebe zu wenig erhalten hatte, der Vater sah kein Auskommen mehr mit ihm. Kein Tag blieb ohne Streit. Es ging um kleine und große Dinge, um einen Spatenstich im Weinberg und eine Wolke am Himmel. „Er ist brav und fleißig," sagte der Vater, „und ich träte dem Buben zu nahe, wollt' ich ihn hinter die Ohren schlagen. So soll er sich in Gottes Namen die Hörner draußen abstoßen!" Die Mutter hätte ihren letzten ungern gemißt, aber sie mußte dem Gatten rechtgeben. Dann war noch das Bärbele da, eine Fünfzehnjährige, das Soundsovielte einer weitschichtigen, mit Kindern im Überfluß gesegneten Base, das der Berghoferin in Haus und Garten zur Hand ging. Die bekam immer die helle Angst in die Augen, wenn Hans vom Fortlaufen anfing. Trotzdem vertrug gerade sie sich am allerwenigsten mit ihm.

„Was willst du eigentlich draußen?" fragte der Berghofer eines Mittags, nachdem der große Breihafen ausgelöffelt war. „Du bist nichts und kannst nichts. Glaubst du, daß sie auf so einen warten?"

Der Sohn brütete finster vor sich hin. Auf seiner Stirn gewitterte es. Aber er bezwang sich. Nur als das Bärbele besänftigend die Hand auf seinen Arm legte, fauchte er es an: „Nimm die Tatze da fort, du!"

Der Vater indessen fuhr eigensinnig fort: „Willst wohl gar zu den Soldaten, he?" Es lag viel Verachtung in der Frage, denn Taugenichts und Tunichtgut fanden sich in den Söldnertruppen zusammen. Der Berghofer aber war ein freier Bauer.

Hans hob den Kopf. Auch er verabscheute den Korporalstock. Aber letzthin und z. B. jetzt wieder dünkte ihn die häusliche Tyrannei ärger als aller denkbare soldatische Drill, und so erwiderte er: „Warum auch nicht, Vater?"

Da kam es denn zum bitterbösen Bruch, und wie die Jugend nun einmal ungestüm und hurtig ist, hastete der Nestflüchtling sogleich und im Augenblick fort. Er stopfte ein wenig Wäsche in ein Bündel und schnürte die besseren Schuhe darauf. Die Mutter half ihm dabei, obwohl er es ihr wehren wollte. Sie schwieg immerzu, aber um ihre Lippen zitterte es und bisweilen lief eine Träne die Wange hinunter. Dann sah der Sohn beiseite. Heimlich steckte sie ihm ein paar Pfennige zwischen die Hemden. Als er ihr zum Abschied die Rechte hinreichte, hielt sie sie mit allen beiden Händen lange fest und schaute ihn noch einmal gründlich an. Dann ging sie ins Haus zurück. Das Bärbele zeigte sich nirgends.

Der Jüngling stieg den Bergpfad hinan, der zwischen den Rebzeilen zur Grenzmauer auf dem Hügel hinaufführte, in der sich ein Pförtchen zu der großen Landstraße nach Ulm öffnete. Dort oben setzte er sich auf eine bequeme Steinplatte und hielt noch einmal Rast und Rückblick. Die Märzsonne bestrahlte etwas verschleiert die zarte Schönheit der Heimat. „Warum läufst du doch fort?" überfiel es plötzlich den Wanderer. „Die Reben brauchen dich, der Acker verlangt dich!"

Mit einemmal fiel ein Schatten auf die Erde vor seinen Füßen, und das Bärbele stand da. Barfuß war es auf seinen leichten Sohlen den Steig heraufgeflogen.

„Was willst du?" fuhr er es unwirsch an.

Das Mädchen atmete schnell vom steilen Lauf; es sah jämmerlich verweint aus und suchte fahrig nach dem besten Wort. „Es ist unrecht," brachte es endlich hervor.

„Was?" fragte Hans.

„Daß du gehst. Unrecht und schlecht. Jawohl, schlecht! Und — dumm!" Dumm — das war der richtige Ausdruck. Und es wiederholte: „Dumm! Oh, so dumm!!"

Er drohte: „Halt' dein unkluges Maul, du!"

Aber das Kind erwiderte: „Ich bin nicht dumm. Nein, ich nicht. Aber du! Du! Du!"

Da packte er es bei den Armen, die noch schmächtig waren und dennoch schon voller Kraft, und schüttelte es heftig. Blitzschnell biß es ihn in die Hand. Aber er hielt fest und lachte hell, fast glücklich. Da, mit einem Male — ihre Gesichter waren im Eifer des Kampfes einander ganz nahe geraten — lösten sich der harte Griff und der nicht minder heftige Widerpart, und sie küßten einander, gar nicht mehr hart und wild, wie sie zuvor miteinander gerungen hatten, sondern

sehr zart und weich, und ein wenig zu flüchtig, wie beide hinterdrein schmerzlich empfanden. Danach wichen sie wie erschrocken in einem gleichzeitigen Antrieb voneinander und standen sich unsicher und verlegen gegenüber. Schließlich warf Hans das Bündel über die Schulter und sagte finster: „Gib acht auf die Reben und den Acker! Und versorg' das Vieh! Und sei gut zur Mutter!" Damit ging er.

*

Der junge Wanderer erfuhr alsbald, welch unholder Wind in der Fremde wehte. Er war anfangs gen Mittag gepilgert, auf den Bodensee zu, aber wo er auch seine Dienste anbot, überall war man wohlversehen mit Gesinde. Ein einziges Mal, in Meckenbeuren am Schussen, streckte er seine schon etwas wegmüden Beine längere Zeit unter denselben Tisch, aber als ihm die Bäuerin, eine rüstige Witwe von einigen dreißig Jahren, unverblümt zu verstehen gab, er könne einheiraten in das blanke Anwesen, wenn er nur wolle, setzte er wiederum seinen Stab weiter. Dann richtete er in Buchau am Federsee einem Schuster den Krautacker her. Das war bald genug getan, und draußen gab es dann nichts mehr zu schaffen. Der Süden hatte ihn betrogen, so wanderte er, einen großen Bogen um die Heimat schlagend, wieder nordwärts.

Es war ihm längst leid geworden, auf den Höfen einzufragen, ob man nicht einen geschickten Knecht nötig habe; er wußte die Antwort im voraus. Aber lieber wäre er hinter dem nächsten Zaun verhungert, als daß er nach vier Wochen schon kapituliert hätte. Stumpf und verdrossen zog er seines Weges, und je weniger die Mutterpfennige im Bündel wurden, desto tiefer ließ er den Kopf hängen. Warum, lockte ihn dann der Versucher, sollte man es nicht einmal mit dem Soldatenleben probieren? Es war ein mannesmäßiges Dasein, und wer sich tapfer hielt, gelangte zu Ruhm und Ehre. Warum also nicht? In Ulm, hieß es längs den Straßen, trieben die Werber scharenweise ihr Wesen, französische und kaiserliche, bayrische und hessische. Dahin strebte er, nachdem er sich einmal überwunden hatte, mit verbissener Eile. Aber als er auf der Erbacher Fähre die Donau kreuzte, wallten schon die Dämmerungsnebel über dem Wasser, und es waren noch immer zwei Meilen bis Ulm.

Am nördlichen Ufer begleitete ein Stück Auenwald mit jungbelaubten Erlen den Fluß. Hans hatte die letzte Nacht in einem dumpfen Stalle geschwitzt; hitzig entschied er sich nun, die wenigen Stunden, mit denen er vor dem bittern Muß des Soldatenlebens noch nach Gutdünken schalten konnte, recht trotzig unter freiem Himmel zu verbringen.

Blindlings sprang er die Böschung hinunter in den Schatten der Bäume hinein. Manchmal meinte er den Geruch eines Holzfeuers zu spüren und einmal drang auch das Wiehern eines Pferdes an sein Ohr. Er witterte ein Abenteuer und pirschte sich um so vorsichtiger weiter. Schließlich erspähte er zwischen den Stämmen hindurch auf einer kleinen Blöße eine Rindenhütte. Fischer mochten sie sich erbaut haben. Ein munteres Feuer loderte davor und über der Flamme hing unter einem kunstvollen Astgerüst ein Kessel; eine Mannsperson rührte, den Rücken gegen Hans gekehrt, mit einem Löffel darin herum. Seitab war ein Pferd an einen Baumstumpf angebunden.

Die Blesse auf der Stirn des Gaules mutete Hans seltsam heimatlich an. Wenn in Gutenzell die Stiftsdamen große Wäsche hatten, pflegte ein Scheck mit genau solchem Kopf ernsthaft nickend die Regentonnen von den Traufen des Kirchdachs weg zur Waschküche zu schleifen, und nebenher knallte Jakob Hückenseß mit der Peitsche. Und siehe da: als das Feuer über einem Zweig voll dürrer Blätter heller aufflackerte, war es der Scheck von daheim leibhaftig, und der Mann mit dem Kochlöffel, der vor der Flamme zurückwich, war kein anderer als Jakob. Er erschrak nicht wenig, als aus dem dämmernden Walde heraus ein Fremder sich plötzlich zu seiner Mahlzeit einlud; indessen als er innegeworden war, wen er vor sich hatte, zerstreuten sich Schreck und Befremden, und er schien sogar gewissermaßen erfreut über den unerwarteten Gast. Jedenfalls forderte er ihn nachdrücklich auf mitzulöffeln.

Hans, hungrig vom langen Marsch, ließ sich nicht zweimal bitten. Jakob aber, gemeinhin ein Mann von gutem Appetite, hielt nur zu Beginn, als die Brühe noch gepustet werden mußte und Raum gab für Frage und Antwort, mit seinem Kostgänger Schritt. Nachdem er jedoch Schicksale und Absichten aus ihm herausgeforscht hatte, ließ er den Löffel sinken und sann heftig nach. Hans für sein Teil hatte sich nur ganz obenhin erkundigt, wieso der Landsmann mit seinem Gaul in dieses Donaubuschwerk geraten sei. Da kam es nun ans Licht, daß der Harnischreiter seit drei Tagen in der Rindenhütte hauste, von den Vorräten zehrend, mit denen er vom Stift ausgestattet worden, und nachdem er Küraß, Waffen und Sattel sorgfältig in der Hütte vor Nässe geborgen hatte. Und es kam ans Licht, daß er sozusagen die drei Tage hindurch auf einen Engel geharrt hatte, der ihn vor dem Einrücken und damit vor dem gewissen Tode bewahrte. Denn von diesem Friederich und König von Preußen, den zu

bekriegen die Reichsarmee und mit ihr das Schwäbische Kreiskürassierregiment aufgeboten wurden, gingen die grausamsten Gerüchte. Daß er keinen Pardon gab, sondern alle Gefangenen, wie auch Weiber und Kinder, wenn es sich traf, kurzerhand massakrieren ließ, war noch das Geringste und wurde von den Kroaten und Panduren auch berichtet. Aber was hatte es für einen Sinn, gegen einen Mann zu Felde zu ziehen, der mit dem Leibhaftigen einen Pakt geschlossen hatte, der, kaum daß ihm ein Heer vernichtet worden war, ein neues — Gott wußte wie! — auf die Beine stellte und erwiesenermaßen an mehreren Orten zu gleicher Zeit gegenwärtig zu sein vermochte?

Zu diesem Bericht machte Hans große Augen und versank nun seinerseits in tiefes Nachdenken. Jakob aber nützte die Gelegenheit und sicherte sich nachträglich seinen Teil vom Mahle, indem er den Kessel an die Lippen setzte und die nunmehr nur noch laue Suppe flugs hinuntergoß. Dann stand er auf und fütterte den Schecken, indem er zuweilen schräge Blicke nach dem Gast warf. Als das Tier versorgt war, hockte er sich wieder nieder zum Feuer und begann leise auf Hans einzureden. Er fand nicht sogleich Gegenliebe und hatte manchen Einwand zu bekämpfen, zuguterletzt aber tranken sie aus einer Flasche, in welcher der Kirschschnaps der Schwester Juliana lieblich duftete, reichten sich gegenseitig die Hände wie zu einer Bekräftigung und legten sich danach lang aufs welke Laub. Hans breitete die Satteldecke des Schecken, Jakob aber seinen stolzen Reitermantel über sich.

*

In der Frühe des Sankt Florianstages pilgerte Jakob Hückenseß, der Kürassier von Gutenzell, auf die Erbacher Fähre zu. Das schlicht-bäuerliche Wams saß ihm etwas zu eng um den Gürtel. Aber das focht ihn nicht an. Er erzählte dem Fergen ein Langes und Breites von dem grausamen König von Preußen und wie es gelte, ihn in einem großen Kriege zu besiegen, und schritt am jenseitigen Ufer gen Süden rüstig davon. Die Witwe von Meckenbeuren am Schussen, in deren Anwesen man so mühelos einheiraten konnte, lag ihm im Sinn, und für den Notfall war auch der Name des Schusters von Buchau am Federsee in sein Gedächtnis eingeschrieben. Ihm war zumute, als sei er soeben noch unter dem Galgen begnadigt worden; am liebsten hätte er auf der Landstraße ein Tänzchen gewagt. Eines nur tat ihm leid: er hatte dem jungen Berghofer, der sich seines Vorteils durchaus bewußt gewesen war, unter tausend Schmerzen den besten Teil seiner Vorräte überlassen müssen. Aber den Beutel voll getrockneter Fetthenneblätter hatte er dennoch gerettet. Davon kaute er eines und schwenkte im Wandern seinen Stecken.

Hans Berghofer dagegen ritt die Landstraße entlang auf Ulm zu. Die Gestellung in seiner Tasche lautete auf den Kürassier Jakob Hückenseß von Gutenzell. Er schlotterte etwas zu schmächtig in Rock, Hosen und Stiefeln, und vor allem im Küraß, indessen machten sein frisches Antlitz und sein heller, klarer Blick den geringen Mangel vollauf wett. Nach vielem Umherstehen und Warten wurde er der Schwadron des Freiherrn von Erolzheim zugeteilt. Der Rittmeister war ein kurzbeiniger, beleibter Mann mit einem runden, roten Gesicht und einer noch röteren, übergroßen Nase; der Mode zuwider trug er einen Schnauzbart, dessen Borsten sich, wenn der Inhaber zornig war, dergestalt sträubten, daß die grimmig funkelnden Äuglein davon beschattet wurden. Diesen Augen aber sah man es an, daß der kleine Baron den Teufel nicht fürchtete. Ihm ähnlich an Gestalt, Antlitz und Schnauzbart war der Wachtmeister der Schwadron, Johann Ampfinger von der Benediktinerabtei Weingarten. Innerlich aber war er, wennschon er höchst unchristlich poltern und fluchen konnte, eher versöhnlichen und friedlichen Geistes. Die beiden Leutnants schließlich waren alt und vom Zipperlein geplagt; sie wollten sich erst im Wildbad feldtüchtig kurieren.

Als der Rittmeister und hinter ihm der Wachtmeister die Reihe der eingerückten Kürassiere abmusterten, schüttelten sie, erst der eine und dann der andere, regelmäßig den Kopf zu Mann und Pferd. Merkwürdigerweise schienen ihnen die also Bedachten durchaus beizustimmen; so bekniffen und hängeköpfig standen sie im Glied. Vor Hans aber hielt Erolzheim inne. „Woher?" fragte er kurzab. Hans antwortete: „Vom adeligen Damenstift Gutenzell." „Hm," machte der kleine Baron, „von Frauenzimmern kommt nie etwas Gutes und Euer Wein ist mäßig. Trotzdem sollst du den Ungar reiten, den mir der Abt von Gengenbach geschickt hat, weil er nichts mit dem edlen Tier anzustellen wußte und sein Kürassier noch weniger." Und der Wachtmeister nickte: „Den Ungar! Brich aber nicht den Hals dabei, Büble!"

Hans gab dem Schecken zum Abschied einen freundschaftlichen Patsch auf die dicke Kruppe und lernte sich alsbald, ohne gerade den Hals zu brechen, aber doch unter starken Knochenschmerzen und nach anfänglichen Meinungsverschiedenheiten mit dem Ungar vertragen. Er wurde sogar, wie es der Freiherr ausdrückte, der einzige Reiter unter anderthalb-

hundert Eseltreibern und der einzige „Kerl" unter ebensovielen alten Weibern. Als sich auch im Lager von Bamberg der trostlose Zustand der Schwadron nicht besserte, gab der Rittmeister schließlich die vergebliche Mühe auf. Schaute er sich im Regiment und in der gesamten Reiterei der Reichsarmee um, so kam er sich immer noch wie der Einäugige unter Blinden vor.

Im Frühsommer wurde der Thüringer Wald überschritten und bei Gotha ein neues Lager bezogen. Das Unterkommen verengte und verschlechterte sich merklich, als die Franzosen aus dem Halberstädtischen heranrückten, und der Krieg trat damit, nach der Ansicht des Wachtmeisters Ampfinger, in sein ernsthaftestes Stadium. Gottlob erging es unterdessen dem Gegner erfreulich schlecht. Friedrich, in Böhmen, im Hannöverschen und in Ostpreußen besiegt, pfiff dem Vernehmen nach auf dem letzten Loche. Trotzdem mied man eine Begegnung mit dem immer noch gefährlichen Löwen und manövrierte ihn besser zu Tode. Das kostete nur Schweiß und kein Blut und war im Grunde die einzige und echte Feldherrenkunst. Als aber die Tage immer kürzer und die Nächte immer rauher wurden und alles schon insgeheim nach einem warmen Winterquartier auslugte, bot sich der Reichsarmee zum guten Ende noch die herrliche Gelegenheit, der Kaiserin in Wien eine rechte Freude zu bereiten und ihr den Preußenkönig samt seinem Heere als Gefangene einzuliefern. Der große General Friedrich hatte sich bei Roßbach in eine richtige Falle locken lassen. Gänzlich ahnungslos ruhte er noch mittags in seinem Lager, da brachen die Reichsarmee und die Franzosen klug und vorsichtig zu seiner Umzingelung auf. Das Schwäbische Kreiskürassierregiment marschierte an der Spitze. Alles war wohlgemut. Denn diesmal brauchte man nur die Hand zuzuklappen, so war der Spatz gefangen. Mit einemmal aber eröffnete unsern von einem Hügel eine Batterie das Feuer und die ersten Schüsse streckten sogleich ein Dutzend Reiter und Pferde nieder. Es gab einen grauenhaften blutigen Knäuel. Das ganze Regiment prallte auseinander, und hier war es, wo der Wachtmeister Johann Ampfinger von Weingarten, über solche preußische Hinterhaltigkeit schrecklich erbost, sich vernehmen ließ: „Potzdunnerle, was sind denn das für Unmensche, die da schieße? Sehe die denn nit, daß hier Christenleut' stehe?" Gleich darauf brausten die preußischen Dragoner und Husaren heran und ihre blanken Säbel blitzten in der Sonne. Da erschraken die schwäbischen Kürassiere vor dem wahren Antlitz des Krieges und rissen die Gäule in wilder Hast herum. Einzig der Rittmeister von Erolzheim und auf seinen Spuren Hans Berghofer zwangen ihre Pferde aus der allgemeinen Flucht heraus und wandten sich gegen die Verfolger. Der kleine Baron kreuzte mit einem preußischen Dragoner die Klinge, aber ein zweiter warf ihn mit einem Stich unterm Arm weg in die Lunge aus dem Sattel. Hans wollte seinem Rittmeister zu Hilfe, aber plötzlich war er mitten unter den Feinden. Ein Hieb schwippte ihm den Dreispitz vom Kopfe und ein zweiter dröhnte ihm über den blanken Schädel. Der Pallasch entfiel ihm und das Blut strömte ihm übers Gesicht. Er wollte es mit der Hand abwischen, aber der Arm gehorchte ihm nicht mehr. Danach wurde es ihm schwarz vor den Augen.

*

Um die Osterzeit des folgenden Jahres brachte ein Augsburger Knopfkrämer die Botschaft von Ulm nach dem Stift, der Kürassier von Gutenzell sei in einer großen Schlacht, nachdem er wie ein Berserker gefochten und die Preußen schockweise niedergemetzelt habe, ruhmreich gefallen. Die Äbtissin lag wieder einmal an Gliederreißen hart darnieder. Als ihr die Kunde ans Bett getragen wurde, versetzte sie kühl: „So? Wer weiß, ob's wahr ist. Es sähe ihm nicht gleich, dem Jakob." Die Vicedomina aber schenkte dem Krämer in der Küche einen Kirsch ein und ließ sich ausführlichen Bericht erstatten. Dem Manne schmeckte der Branntwein, und in der Erwartung eines weiteren Gläschens ergänzte er seine Erzählung noch ein wenig: einer, der bei Roßbach gefangen, nachher aber ausgetauscht worden sei, habe gemeldet, daß Jakob einen hochberühmten Husarenführer der Preußen auf den Tod verwundet hätte, und dieser selbe sei auch dabei gewesen, wie der General dann mit drei Salven über die Grube bestattet worden sei. Da hob die Köchin Emmerenz ein großes Jammern über ihren toten Schatz an; sie nähte sich ein schwarzes Band an ihre Haube und schwur, nie einem andern Manne zu gehören. Und die Bauernschaft erinnerte sich, wie der Gefallene schon immer bei der Fronleichnamsprozession mit Küraß und Pallasch recht wie ein Erzengel mit seinem Schwert einhergegangen war, und wenn er sich ehedem den Raufhändeln im Wirtshaus auch lieber ferngehalten hatte, so ging doch jetzt die Meinung dahin, oft habe einer den Mut und die Wut mehr innerlich, von wo sie dann gelegentlich sich um so gewaltsamer und gewaltiger Luft machten.

Die Nachrichten über Jakob Hückenseß häuften sich im Verlaufe des Sommers und sein Ruhm nahm zu wie der Mond im ersten Viertel. Einmal kehrte sogar ein Bänkel-

sängerpaar beim obern Wirt ein und trug zur Harfe eine Ballade über seinen grausamen Tod vor. Die Köchin Emmerenz kaufte sich die gedruckten Verse und ließ sie sich von der Schwester Juliana vorlesen. „Schön! Ach, wie schön!“ schluchzte sie. „Aber was hat er nun davon?“

Auf dem Berghof forschten sie ängstlich, ob in dem Schwall von vielen tausend Worten, auf dem Jakobs Ruhm einhersegelte, nicht doch einmal ein einziges verloren sei, das von Hans berichtete. Aber keine arme Silbe drang von ihm aus der Welt herüber. Schweigend verging Jahr um Jahr. Der Rücken des Vaters krümmte sich allmählich und seine Schläfen waren wie von Mehl bestaubt, aber er schaffte stumm und straff sein Tagewerk. Die Mutter pflegte ihn mit aller Liebe und Sorgfalt, aber sie grollte ihm dennoch, daß er den Sohn hatte ziehen lassen, der nun nicht wiederkehrte. Das Bärbele endlich ging allen beiden zur Hand und nahm ihnen leise ab, was ihnen zu schwer wurde. Das Kind war zu einer schönen Jungfrau herangewachsen. Wenn es in der Sommersonne oben im Rebgarten bei der Mauer hackte und grub, wo außen die große Straße entlangführte, blieben oft die Wanderer stehen. Dann schaute es sie in plötzlicher Erwartung einer Botschaft so hell und froh an, daß die jungen Burschen noch bei der abendlichen Rast den ersten Schluck über den Becher hinweg ihr zutranken; denn sie wähnten, ihnen habe es gegolten, daß sie nachher im Weiterwandern den blondumflimmerten Kopf traurig sich senken sahen. Und wenn wieder ein Herbst verblüht war und die Flur wieder morgens unter winterlichem Reif erwachte, stand sie am Herd bei der dampfenden Morgensuppe und dem brodelnden Kessel voll Viehfutter und weinte, Zeit und Raum vergessend, still in sich hinein. Im Nebel schienen die Hähne aus weiter Ferne zu krähen. Dann nickte die Mutter: „Er kommt nie wieder.“ Schweigend starrten sie ins Feuer, bis schließlich das Bärbele auffuhr: „Die Suppe!“

*

Der Krieg währte, wechselnd in seinen Nachrichten von Sieg und Niederlage, noch fünf lange Sommer, zuletzt aber, mitten im Winter, hielt der Friede seinen Einzug. Es war wie nach dem großen dreißigjährigen Streite: die Menschen wollten gar nicht glauben, daß der kommende Frühling nicht wieder Feldzüge und Schlachten bringen sollte, und erst langsam, mit den milderen Tagen, wurden sie sich der heilsamen Veränderung bewußt. Da hoben sie die gebeugten Schultern und warfen die Köpfe in den Nacken zurück, die Stirnen entfurchten sich und die Augen blickten wieder voll Hoffnung. Es dünkte sie, als fügten sich ihnen Gerät und Handwerkszeug wieder ganz anders und noch einmal so geschickt in die Hände, und sie begannen ihre Verrichtungen mit einem besonderen, tiefinnigen Gefühl, das wie ein Gebet war.

In dieser doppelt tätigen Zeit verließ ein Schustergesell zu Buchau am Federsee mit einem Male seine Arbeit. Er war vor etwa vier Jahren vom Bodensee her zugewandert und liebte es jedermann zu erzählen, daß er in jener Gegend eine große Enttäuschung erlebt habe. Eine verwitwete Bäuerin hatte dort ihn und einen Mitknecht, einen Sachsen, durch die Aussicht, daß der fleißigste von ihnen in das stattliche Anwesen einheiraten solle, zu unerhörten Arbeitsleistungen angespornt, nach zwei Jahren des mühevollsten Schweißes aber keinen von beiden, sondern einen dritten, einen grasgrünen Guckindiewelt, geehelicht. Er, der Gesell, war nicht einmal zur Hochzeit eingeladen worden und darauf in hohem Unfrieden von der listigen Frau geschieden. Als langgedienter Soldat, der er war, hatte er wieder Kriegsdienste nehmen wollen, aber schließlich war er in der Gutmütigkeit seines Herzens doch in Buchau hängen geblieben und hatte noch auf seine alten Tage notdürftig die Schusterei erlernt. Er hatte es ja auch wirklich nicht ganz übel getroffen. Die Meisterin hielt etwas auf ihn, weil er, obzwar ein verwegener Reitersmann, ihr das Haus nicht mit Tobak einräucherte, sondern lieber gedörrte Fetthennenblätter kaute, welche Gewohnheit er bei den Türken angenommen haben wollte, der Meister aber hatte es fürs Leben gern und konnte nie genug bekommen, wenn ihm sein Lehrling und späterer Gesell von Kriegsfahrten und Abenteuern berichtete. Mit Jakob Hückenseß, dem Kürassier von Gutenzell, z. B. hatte er Bügel an Bügel geritten und konnte die Ballade von ihm auswendig. Er pflegte aber am Schluß hinzuzusetzen, so einer wie der Jakob lasse und lasse sich nicht unterkriegen, von allen Preußen der Welt nicht, und es solle ihn nicht wundern, wenn der Kürassier etwa nur gefangen gehalten worden sei wegen seiner großen Tapferkeit und eines Tages als ein Phönix wieder auftauche.

Herrschte also insoweit zwischen Meister und Gesell gegenseitiges Wohlgefallen, so liefen die Meinungen über die seitens des einen zu gewährende Kost und über die seitens des anderen zu leistende Arbeit von je weit auseinander. Als sich nun mit dem Frieden die Bestellungen häuften und der Meister gar nach vielem Hin und Her kund-

gab, zu Kraut und Mus erhalte künftig Schinken nur der, welcher wirklich soundsoviele Paare besohlter oder geflickter Stiefel aufzuzeigen vermöge, wartete der Gesell nur die erste fleischlose Mahlzeit ab. Dann sagte er den Dienst auf, schnürte sein Bündel und ging.

Vom Tor aus schaute er noch einmal wehmütig zurück. Denn trotz des letzten Zwistes hatte es gute Bissen und gute Stunden in Buchau gegeben. Dann schlug er den Weg nach Norden ein, zur Donau und auf Ulm zu. Vom Erbacher Fergen erfuhr er, daß das Schwäbische Kreiskürassierregiment schon um Fastnacht aus dem Felde heimgekehrt sei und sich bereits auf Friedensfuß setze. Er nickte dazu und schritt am jenseitigen Ufer um so flinker davon. Mit einem ängstlichen Seitenblick streifte er das Gehölz, das sich zur Rechten längs der Donau hinzog; aber die Niederung mit ihren Erlen war von gelbem Hochwasser überschwemmt.

In Ulm herrschten eitel Freude und Wonne. Die Mühsal hatte ein Ende. Man war zwar geschlagen worden, sogar letzthin noch recht empfindlich bei Freiberg im Sächsischen, aber mit gänzlich leeren Händen wollte man vor der Heimat doch nicht dastehen, und es erwies sich, daß auch auf dem Boden des Mißgeschicks ein bescheidener Lorbeer wuchs. Da sich niemand sonst fand, wurde er schließlich den beiden mannhaften Streitern von Roßbach als den Würdigsten um die Stirn gewunden, dem Rittmeister von Erolzheim und dem Kürassier Jakob Hückenseß von Gutenzell. Der kleine Baron war verbürgtermaßen am Tage nach der Schlacht an seiner Wunde verschieden und sogleich auf dem Friedhof von Burgwerben bestattet worden, das Schicksal des Kürassiers Hückenseß aber hatte sich nicht feststellen lassen. Er war wohl gleichfalls einen ehrlichen Soldatentod gestorben und auf dem Schlachtfeld mit manchem anderen eingescharrt worden. Halb vergessen in der jüngsten Zeit lebte nun ihr gemeinsamer Ruhm noch einmal kräftig auf, und vor allen anderen brüstete sich die ehemals Erolzheimische Schwadron mit ihm.

Im Blauviertel, wo sie einquartiert war, hatte auch der Schustergesell von Buchau in der Gerberherberge eingesprochen, obwohl der Verkehr der Schuster eigentlich in der Gelben Gans beim Münster war. Zwar litt er in diesen Tagen an einem bösartigen Zahnweh und trug beständig ein dickes Tuch um Kinn und Wange, sodaß nur die Nasenspitze bleich hervorschaute, aber er hielt sich, so oft es sich tun ließ, in der sporenklirrenden Gesellschaft der Kürassiere und lauschte mit offenem Munde und lebendig wandernden Augen ihren breitspurigen Reden. Nebenher war er den rauhen Kriegern gern zu kleinen Diensten erbötig. Er flickte ihnen Riester auf die Stiefel und machte trotz einem Sattler dem Wachtmeister Johann Ampfinger von Weingarten das Säbelkoppel um drei Zoll weiter. Geschickt gegängelt geriet der dicke Mann alsbald auf die Schlacht von Roßbach und beschloß seine Erzählung: „Ja, Schuster, der Jakob Hückenseß! Das war einer! Ich — ich wollt' ihn noch heraushauen, da mit einmal reißt ihn eine Vollkugel in tausend Stücke!" — „Herr Wachtmeister! Wahr und wahrhaftig?" — „Lüg' ich etwa, Kerl?!!" Der Schuster aber nickte: „Ja, ja. Solche mörderischen Kugeln!"

Wenige Tage später wollte ein Korporal von dem Gast mit dem Tuch um den Kopf eine Strippe an die Stulpen genäht haben. „Weitergewandert," berichtete der Wirt. Inzwischen hatte sich aber auch das Hochwasser der Donau wieder verlaufen, und Jakob Hückenseß richtete sich in der altvertrauten Rindenhütte aufs neue ein. Ehe er an andere Pläne sich wagte, mußte er sein blasses, bartloses, mickeriges Stubenhockergesicht einer Luft- und Sonnenkur unterziehen. Das Wetter meinte es gut mit ihm: trotz Pankratius und Servatius brannte die Sonne wie in den Hundstagen vom Himmel herab, und er hatte nur nötig, sein Antlitz ihren Strahlen auszusetzen. Bisweilen zog er sogar Wams und Hosen aus und patschte, nur mit dem Hemd bekleidet, aber nicht zu tief, in den toten Armen des Flusses herum. Dazu ließ er sich Haar und Bart wachsen. Aber während bald ein dichtes Strohdach seinen Schädel überwucherte, wollte der ungarische Husarenschnauzbart, den er sich wünschte, nicht gedeihen. Er blieb dünn und hing trotz allen Zwirbelns stets betrübt über den Mund herunter. Auch seiner Stimme suchte er einen tiefen, martialischen Ton beizumischen. Er machte sich eine Schilderung der Schlacht bei Roßbach nach seinen erlauschten Erfahrungen zurecht, und abends, wenn in den Tümpeln des Stauwassers die zahllosen Frösche quakten und die Unken läuteten, trug er sie ihnen vor und focht mit den Armen seine Hiebe in die mückenschwirrende Luft. Bei diesen Übungen verlor er allgemach alle Blödigkeit, und schließlich konnte er sich für fertig halten, in der Welt aufzutreten.

Es gab in Ulm einen Gewürzkrämer namens Neunzerling, der in einem kleinen Laden beim Metzgerturm den Kirschschnaps der Schwester Juliana als wundertätiges Magenelixier feilhielt. Bei diesem tauchte eines Tages, braun wie ein Zigeuner, staubbedeckt und mit verwildertem Bartwuchs, ein

Fremder auf, schlug dröhnend auf den Tisch, als Neunzerling ihn nicht sogleich erkennen wollte, und schwur mit einem schrecklichen Fluch, daß er allerdings auch selber kaum gehofft habe, Ulm, den schiefen Metzgerturm und Neunzerling je wiederzusehen. Darauf umarmte er den Krämer, nannte ihn Bruderherz und offenbarte sich ihm als Kürassier Jakob Hückenseß. „Aber Jakob!" entsetzte sich Neunzerling. „Dann bist du ja tot!" Der Heimkehrer lachte hellauf: „Was tot! So will ich mich gleich wieder lebendig machen!" Und er griff sich ein Fläschchen Gutenzeller Kirsch und trank es ohne abzusetzen aus, indem er rief: „Vom Kirsch der Schwester Juliana stehen alle Toten auf!" Der Krämer fiel ihm geschwind in den Arm, ehe er ein zweites packen konnte, und war nun von der Leibhaftigkeit des Gutenzellers überzeugt. Er geleitete ihn, um auch etwas von dem Ruhm des Ankömmlings zu erwischen, selbst zur Kanzlei des Regiments und diente ihm dort als Zeuge. Jakob, angeregt durch den heimischen Kirsch, erstattete eine treuherzig stotternde, aber gerade dadurch eindrucksame Meldung. Nach seinem Aufenthalt in der langen Zwischenzeit befragt, sagte er aus, daß ihn die Preußen in einer Festung an der Ostsee in harter Gefangenschaft gehalten hätten, zuletzt, da er immer wieder zu entfliehen versucht habe, in einer stichdunklen Kasematte mit Fußschellen an den Knöcheln. „Ja, ja," nickte der Obristwachtmeister, „das sind die Preußen!" Er drückte ihm herzhaft die Hand und schenkte ihm einen Taler zum Willkomm. Damit war Jakob in aller Form anerkannt. Er erhielt fortan noch oft Gelegenheit, seine Erzählung von Roßbach aufzusagen, und wurde sogar vom Bürgermeister von Ulm im Ratskeller bewirtet, aber alle, die mit ihm zu tun hatten, lobten seine Bescheidenheit und Schüchternheit. Er wollte auch nicht Korporal werden, sondern bat sich als einzige Gunst aus, in sein altes Verhältnis als beurlaubter Kürassier nach Gutenzell zurückkehren zu dürfen. Da man sich bereits darauf eingerichtet hatte, ihm für Rechnung des schwäbischen Kreises einen Ehrensold auszuwerfen, und diese Wendung die Kasse vorteilhaft entlastete, gewährte man ihm seinen Wunsch in Gnaden. Ein letztesmal betrank er sich auf Regimentsunkosten. Gegen das Ende der Veranstaltung betastete ihm der Wachtmeister Johann Ampfinger immer wieder den Kopf und suchte nach einer Narbe. Denn „das Blut hab' ich rinnen sehen über dein Gesicht," schwur er, „so wahr ein Glas Seewein besser ist als ein Preußensäbel im Bauch. Wo ist nun deine Wunde gewesen?" Hückenseß erwehrte sich lächelnd des trunkenen Mannes. Tags darauf schritt er leichten Herzens und ein dürres Fetthenneblatt kauend südwärts. Tabak konnte er noch immer nicht vertragen.

★

„Erzähl' uns das nochmal, Jakob," sagte die Schwester Juliana. Sie war wie vor Jahren in der Dämmerstunde in der Küche eingekehrt und hockte auf dem Stuhl mit der Lehne, den Emmerenz zuvor mit der Schürze abgewischt hatte. Es war auch sonst alles wie einstmals; nur war die Köchin noch mehr ins Breite zerflossen.

Jakob Hückenseß aber berichtete, indem er das Brennholz in der Ecke schichtete, ja, also es bestehe bei den Moskowitern die Sitte, daß die Witwen, die wieder heiraten wollten, auf den Höfen ihre Freier als Knechte arbeiten ließen, um so den fleißigsten herauszufinden. Einmal aber habe eine moskowitische Witwe zwei Bewerber fünf Jahre lang Tag und Nacht schaffen lassen, bis ihr Gut in so schönem Stande gewesen sei, daß jedermann sich verwundert hätte, dann aber habe sie keinen von beiden, sondern einen glatten jungen Milchbart genommen. Er ließ zu seiner Erzählung die Ohren dermaßen hängen, daß man glauben konnte, er habe selber die böse Erfahrung gemacht. Die Vicedomina indessen lachte glucksend in sich hinein; die Moskowiterin war eine Frau nach ihrem Herzen. Jakob aber erzählte weiter vom Lande der Russen oder Reußen, in dem Winters der Schnee klaftertief fiel. Aber am gefährlichsten wurde es im Frühjahr zur Schneeschmelze; alsdann lief das baltische Meer über und alles ersoff elendiglich, sofern es sich nicht auf Kähne und Flöße rettete. Er, Jakob, hatte einmal von Fastnacht bis Ostern auf einem Nachen nur von Fischen gelebt und nur mit Fröschen und Unken sich unterhalten.

Er war zufrieden. Es fehlte ihm nichts zu seinem Glück. Was ihm in Ulm infolge allzugroßer Bescheidenheit mißraten war, nämlich einen kleinen Ehrensold herauszuschlagen, das hatte ihm die sonst so knauserige Äbtissin, die immer noch das Szepter in ihren gichtischen Händen hielt, nach kurzem Zaudern gewährt. „Ich hätt' es dir nie zugetraut," hatte sie ihn bei der Audienz angesprochen, „und du mußt arg betrunken gewesen sein, aber da du dich einmal brav geschlagen hast, soll es mir auf einen halben Gulden im Monat nicht ankommen." Dieser halbe Gulden aber reichte hin, beim oberen Wirt an jedem Samstag und Sonntag einen Schoppen zu trinken. Dort waren Roßbach und die Kasematten von Kolberg Trumpf, in der Küche aber die moskowitische Witwe und der polnische Schuster, bei dem er auf der



Regenwolken (Nordsee). Gemälde von Alfred Bachmann

(München, Kunstausstellung im Glaspalast)

Flucht von den Russen flüchtig das Handwerk gelernt hatte, und die polnische Wirtschaft dort, wo die feinsten Damen große Löcher in den Hemden hatten und umschichtig bei ihrem König eine Art von Kammerfrauendienst versahen. Fürsorglich ernährt und nur leicht beschäftigt begann Jakob deutlich Speck anzusetzen, und die Fetthenne vor seinem Fenster gedieh.

Da wollte es das Unheil, daß unser Jakob in Liebesnöte verstrickt wurde. An einem Sonntag nämlich war nach der Messe das Bärbele vom Berghof auf ihn zugetreten, hatte ihn mit seinen blauen Augen ganz besonders angeschaut und stockend und stückweis gefragt, ob er, ein weit herumgekommener Kriegsmann, nicht irgendwo oder -wann vom Berghofer Hans etwas vernommen habe. Jakob war im ersten Augenblick schreckhaft zusammengefahren, aber nach kurzem Besinnen hatte er geantwortet, ja denn, allerdings habe er von Hans gehört, aber da es nur Gerede und Gerücht gewesen sei, habe er sich gescheut, den Eltern damit einen Kummer anzutun; dem Bärbele aber wolle er es vertrauen. Also, ein Mitgefangener in Kolberg, ein kaiserlicher Dragonerwachtmeister, habe ihm gesprächsweise berichtet, daß er in seiner Schwadron just einen Gutenzeller Landsmann gehabt habe, einen jungen Menschen namens Berghofer. „Ja, wirklich?“ flüsterte ganz atemlos das Bärbele. „Und? Und?!“ Ach, dachte Jakob, sie müssen es doch einmal erfahren, und fuhr fort, nach Aussage des Wachtmeisters sei der Arme in Schlesien von einer Stückkugel vom Pferde gerissen worden und möge wohl schon längst tot und begraben sein. Das Bärbele war darauf leichenblaß geworden und hatte wankend mit den Händen um sich gegriffen. Er aber hatte es bei den Schultern gehalten, bis es sich erholt hatte; nach einem leisen Dank war es wie ein Reh davongelaufen.

Von Stund' an saß ihm die Liebe zum Bärbele im Geblüt. Er entdeckte, daß er, ein Mann von noch nicht vierzig Jahren, für die Köchin Emmerenz im Grunde viel zu gut sei. Ihre behäbige Rundlichkeit beleidigte plötzlich seinen Geschmack, und es gab sogar Stunden, in denen er an ihrer Kochkunst mäkelte. Die Entthronte aber ließ die Hoffnung nicht sogleich sinken und wußte die Flamme von Jakobs Leidenschaft mit leckeren Brühen und kleinen Sondergerichten, die sie für den Freund bereitete, stets noch zu dämpfen. Ins Gefährliche wandte sich der Zwiespalt erst, als sich die Vicedomina den Sachverhalt aus gelegentlichen Seufzern der Köchin zusammenstahl. Sogleich galt es ihr als ausgemacht, daß der tapfere Schlag des Kürassiers von Gutenzell allerdings nicht aussterben dürfe. Im übrigen war es ihr eine ebenso angenehme Beschäftigung, jemandem ein Spiel zu verderben, wie einem anderen die Karten zu einem neuen zu mischen. Das Unglück der Emmerenz also mißachtend beschloß sie, sich die Sache Jakobs und des Bärbele mit allem Ernst angelegen sein zu lassen und ihm den Weg zu dem steifnackigen Berghofbauern ein wenig zu ebnen.

★

Seit das Bärbele mit der schlimmen Neuigkeit des Jaköble heimgekehrt war, mußten die drei Menschen auf dem Berghofe für gewiß halten, was sie längst schon geahnt hatten, aber niemals hatten glauben wollen. Wer sieben Jahre lang geschwiegen hatte, wer keinen Gruß, kein Sterbenswörtchen heimgesandt hatte, — der war tot. Sie schlossen sich in ihrer Trauer nach dem schmerzhaften Ruck nur noch enger zusammen, aber es ging immer stummer her zwischen ihnen. Der Vater verrichtete sein Tagewerk immer noch, aber mit immer schwereren tauben Griffen; sein Rücken war ganz krumm geworden und sein Haar weiß wie Schnee. Die Mutter, die vom bangen und doch frohen Hoffen bisher noch glatt und rosig gehalten worden war, trocknete nun ein wie eine Hutzelbirne und war nur noch Sorge um den Mann. Das Bärbele aber lebte wie in einem Traum. Nicht das mindeste änderte sich an der Art, wie es die Zeit zwischen Morgen und Abend mit der Arbeit in Haus und Stall, im Garten, auf dem Acker und im Weinberg hinzubringen gewohnt war, es kraute sogar die Bleß beim Füttern zwischen den Hörnern und streichelte den Hund, wenn es ihm den Trog füllte, wie sonst, aber alles geschah mit leeren, fremden Gedanken. Nur der Tiras an seiner Kette hörte bisweilen mit dem wilden Schweifwedeln plötzlich auf. Denn er spürte, daß er gewissermaßen ohne Herz geliebkost wurde.

In diese Trübsal hinein trug die Vicedomina ihren Plan, daß Jakob Hückenseß und das Bärbele ein Paar werden sollten. Bei den alten Leuten hatte sie ein unvermutet leichtes Spiel. Es schien dem Berghofer und seinem Weib bei näherem Hinsehen unnatürlich, daß das junge Blut bei ihnen allgemach versauern sollte, und über Jakob, dem sie im Grunde abgeneigt waren, hatten sie neuerdings soviel Rühmens gehört, daß sich ein Versuch mit ihm auf dem Hof am Ende lohnen mochte. Das Bärbele dagegen schüttelte das Vorhaben finster von sich ab. Als jedoch der Vater und auch die Mutter ihm vorredeten, daß es nicht ewig allein auf dem Hof bleiben könne und daß sie, die Eltern, gegen das Jaköble nichts einzuwenden hätten, schwieg

es und senkte nur den Kopf. Das dünkte die Schwester Juliana fürs erste ausreichend; und so galten die beiden infolge des unablässigen Geschwätzes der Vicedomina als Brautleute. Jakob hatte nichts dawider einzuwenden, und selbst das Bärbele geriet allmählich unter den Bann der allgemeinen Vorstellung. Um so scheuer und ratloser floh es in die Einsamkeit des Berghofes zurück.

„Hast den Jakob gesehen in seinem Harnisch, du?" fragte der Vater an diesem Ostersonntag während der Mittagsmahlzeit. Das Mädchen nickte stumm. Da zuckte der Bauer die Achseln. Sogar ihm hatte der kriegerische Prunk die Augen geblendet. Er verstand das Kind nicht. Als dann abgegessen war, rückten die beiden Alten zu einem Schläfchen auf die Ofenbank. Das Bärbele aber wusch Töpfe und Teller und schuf Ordnung in der Küche. Dann horchte es noch einmal in den Stall hinein und trat durch die rückwärtige Tür in den Weinberg hinaus. Langsam stieg es den Pfad zwischen den Rebzeilen hügelan nach der Mauer, an der draußen die Straße entlangführte. Die Sonne schien warm für Ostern, aber sie hatte noch einen letzten winterlich-silberigen Schimmer, noch nicht den vollen Glanz des Frühlings. Ein ganz feiner Duft schwebte über dem Lande. Die Luft war unbewegt. Es war dieselbe Jahreszeit und dieselbe Sonne wie einstmals vor Jahren.

Das Mädchen setzte sich auf eine niedere Steinstufe und strich gedankenlos die Schürze auf dem Schoße glatt. Die Wärme tat ihm wohl. Juchzer und eine Fiedel klangen herüber. Richtig, überlegte es, es war Ostern und sie tanzten beim oberen Wirt. Es schaute gerade vor sich hin auf den Weinberg. Dehnten und reckten sich nicht die Reben in der lauen Luft? War es nicht, als atme die Erde tief und regelmäßig unter den gütigen Strahlen der Sonne? Das Bärbele verlor sich in sich selbst und nickte: noch schlummerten die Keime, aber bald erwachten sie zu neuem Leben. Wie es war im Anfang und sein würde in alle Ewigkeit.

Mit einem Male hob sie den Blick blinzelnd in die Helligkeit empor. Die Straße herauf, bei dem Christusbild vorüber, schritt ein Wanderer. Das Antlitz war ihr fremd, eine Narbe zog sich rot und breit über Stirn und Wange, bärtig war der Mann und auch größer und breiter, aber — „Hans!" schrie sie auf und stürzte auf den Fremden zu. Mittwegs jedoch stand sie still und streckte die Hände aus, ergreifend und zugleich abwehrend, die Augen weit offen. Jener aber rief hell und klingend: „Bärbele!" sprang behend über die niedrige Mauer und hielt das Mädchen im Arm, ehe es fallen konnte. „Ja, ja, Bärbele," sagte er, „ich bin nun wieder da." Aber das Bärbele riß sich los von ihm, stemmte die Arme steil wider seine Brust und schaute ihn nur immer an. Es mußte ihn erst wieder sehen lernen. Als es aber begriffen hatte, glitt es zu Boden, wühlte das Antlitz in das winterdürre Gras, in dem es trotzdem bereits jung und grün keimte, schlug die Hände in die Erde und weinte und lachte dazu auf eine seltsame lautlose Weise. Wenn es aber hell schreien und jubeln wollte, stopfte es sich die Schürze in den Mund. Der Mann hob es sanft auf und stellte es sorgsam aufrecht hin. Tränen tropften ihm über die Wangen. Mit einemmal aber begann er zu lachen. „Wie siehst du aus, Bärbele?" rief er fröhlich. Und das Mädchen fragte: „Ja, wie denn, Hans?" Da führte er sie den Fußsteig abwärts zu dem Trog, in den aus einer hölzernen Röhre der Bergquell gluckerte, und wies ihr im Wasserspiegel ihr Gesicht, auf dem die ungestümen Tränen mit Erde sich gemischt hatten. Er tauchte selbst den Schürzenzipfel ein und wusch ihr umständlich und gründlich Augen, Wangen und Mund. Und dann küßte er sie auf Augen, Wangen und Mund.

Das Bärbele blickte sich groß um. Hatte Hans ihr erst den Schlaf aus den Lidern gerieben? Eben war noch ein winterlich-blasser Schleier über die Welt ausgebreitet gewesen, jetzt aber leuchtete der Himmel tiefdunkelblau und die Sonne strahlte klar und golden. Eine Lerche zwitscherte irgendwo in der Höhe. Das Glück wollte ihr die Brust sprengen; es war zu groß für einen sterblichen Menschen. Da sprang sie mit einem Male auf: „Der Vater! Die Mutter!" und lief ins Haus.

Der milde Schein draußen vor dem Fenster hatte die beiden Alten von der Ofenbank gelockt. Aber sie trödelten noch ein wenig in der Stube herum, ehe sie sich ins Freie wagten. Da stand plötzlich das Bärbele auf der Schwelle: „Der Hans! Der Hans!!" Den Bauer riß es vorwärts, aber er hielt sich gewaltsam zurück und tat nur ein paar Schritte, die Mutter tastete sich hilflos am Tische hoch. In der Tür begegneten sich Vater und Sohn, aufrecht beide, der Alte mühsam emporgereckt, der Junge leicht und selbstverständlich, und blickten sich fest in die Augen. „Grüß Gott, Vater," sagte Hans, „da bin ich, und wenn es Euch recht ist, bleib' ich nun." Der Bauer maß ihn prüfend. Dann nickte er: „Mir soll es recht sein," und seine Stimme zitterte nur ganz wenig dabei. Darüber war die Mutter herzugetappt und betrachtete und befühlte ihr Kind, als sei es ihr eben neu geboren worden. Und der Sohn sah ihren Scheitel, der grau geworden war, und ihr

gutes Gesicht, das klein und huzelig geworden war, und fragte: „Ist es so lange her, daß ich fort bin von daheim?“

★

Klarheit mußte sein zwischen Hausgenossen. Deshalb fragte der Vater, nachdem sie alle am Tische saßen — der Heimgekehrte neben der Mutter, die seine Hand festhielt und streichelte — kurzab, wie und wo sich der Sohn umgetan habe in der langen Zeit seiner Abwesenheit; er, der Vater, wolle nicht Rechenschaft haben über jeden Kleinkram, aber er müsse wissen wie und wo. Darauf sann Hans eine Weile schweigend vor sich hin. Der Vater habe recht, fing er an und erzählte dann, Soldat sei er gewesen, erst gegen die Preußen und ihren König Friedrich und dann mit Friedrich gegen die Feinde Preußens ringsum. Es sei ihm gut und schlecht gegangen, und er habe es schließlich auch zum Wachtmeister in einem Dragonerregiment gebracht, aber als nach dem Frieden die Bestände ohnehin vermindert worden seien, habe ihm das Soldatenleben nicht mehr geschmeckt und er habe seinen Abschied gefordert und in Ehren erhalten. „Für was ich eigentlich die vielen Jahre hindurch meine Haut zu Markte getragen habe, weiß ich nicht recht,“ schloß er, „aber es war soviel Sinn und Ordnung bei den Preußen und unter unserm Vater Fritz, — so nannten wir den König — daß es wohl für keine ganz schlechte Sache gewesen sein kann. Zuletzt aber dacht' ich an den Hof und den Acker und den Weinberg und an alles daheim. Und da bin ich her.“

Noch einmal ließ der Berghofer seine Augen auf dem Sohne ruhen, dann stand er stumm auf, und als ihn die Frau fragte, wohin er denn begehre, antwortete er, nur ein wenig Wein wolle er aus dem Keller holen. Er zapfte aber vom besten Faß, das in der hintersten Ecke lagerte. Inzwischen war oben herausgekommen, daß Hans, bevor er sein Elternhaus betreten hatte, erst beim oberen Wirt eingekehrt war. Er sei doch nun einmal vorbeigekommen, verteidigte er sich gegen die Frauen und fuhr immer besser gelaunt fort, der erste, der ihn dort erkannt habe, sei sein Kamerad gewesen oder vielmehr, da er sich selber zu den Preußen rechnen müsse, ein Feind, der Jakob Hückenseß, der just seine Heldentaten in der Schlacht bei Roßbach haarklein aufgetischt habe. Daß er aber nach dem lauten Hin und Her des Erkennens mit dem zur Salzsäule erstarrten Jaköble eine lange heimliche Unterredung im Baumgarten des Wirtes gehabt hatte, verschwieg er. Über das ganze Gesicht lachend und dem Bärbele über das Glas zublinzelnd setzte er dagegen hinzu, er habe vernommen, daß der tapfere Kürassier sogar auf Freiers Füßen gehe. Das Mädchen verschluckte sich, so hastig wollte es erwidern, Hans aber klopfte es beruhigend auf den Rücken. Da strebte es unwirsch auf der Bank von ihm weg, machte böse Augen und zischte: „Lass' das, du!“ Er aber rief vergnügt: „Es müßte doch nicht mein altes Bärbele sein, wenn es nicht auch einmal bisse und kratzte!“

Am Abend dann sagte er ernst: „Das mit dem Jaköble ist aus, du.“

Schüchtern entgegnete das Bärbele: „Aber die Frau Vicedomina!“

Er zuckte geringschätzig die Achseln. „Ich hab' es dem Jakob gesagt. Er will dich nicht mehr.“

Das Mädchen aber lachte: „Nun schön, es mag sein, daß du über den Jakob Macht hast. Aber weißt du denn, ob ich dich will?“ Da flüsterte er ihr ins Ohr: „Ja!“ und küßte sie. Erst wand und wehrte sie sich in seinen Armen. Dann aber hielt sie ganz still.

Von diesen Ostern an hatte der Berghof ein von Grund aus verändertes Gesicht. Er lachte mit der Sonne um die Wette, und wenn es regnete, schien er vom Keller bis zum First zu versichern, daß dies zwar auch ein nützliches und notwendiges Wetter, eigentlich aber vorübergehend und gar nicht so ernst gemeint sei. Die Jungen schafften fröhlich und die Alten begannen sich fröhlich auszuruhen. Der Vater zumal gönnte seinen armen krummen Gliedern gern die verdiente Rast und legte sich dafür auf die Freude der Grauköpfigen, auf das Basteln. Ein sauber geschnitzter Axtstiel galt seinen Augen bald ebensoviel wie ein gut gepflügter und sorgfältig besäter Acker. Hans und das Bärbele aber gruben und hackten um die Wette. Das Bärbele wollte zeigen, wie stark es sei, und manchmal ließ sich Hans auch von ihm besiegen. Wenn sie dann sich einmal von der Arbeit emporreckten, schauten sie sich glückselig an und waren ebenso froh, wie wenn sie sich umarmt und geküßt hätten. Das geschah jedoch nebenher auch zuweilen.

Sie zögerten das Glück der Vereinigung nicht lange hinaus und standen noch vor den heiligen Pfingsten zur Trauung vor dem Altar der Stiftskirche. Wie jedes junge Paar aus Gutenzeller Gebiet ließ sie die Äbtissin vor sich an ihr Krankenbett rufen. Sie musterte die beiden mit ihren alten, scharfen Augen und lobte: „Ihr zwei paßt einmal zueinander.“

„Ja,“ fuhr sie zu Hans fort, „so wie dich stell' ich mir meinen Kürassier von Roßbach vor.“ Dann wandte sie sich an Bärbele: „Hättest du den andern wirklich genommen, Kind?“ „Eher in den Teich!“ empörte sich die junge Frau. „Nun, nun!“ begütigte die Domina.

„Es ist ja gut gegangen. Und ich will dir auch was schenken. Was nur gleich?" Sie kramte in ihrem großen Schlüsselkorb herum und brachte eine silberne Kinderklapper zum Vorschein. „Hier," sagte sie, „damit hab' ich selber gespielt. Gib sie deinem Erstgeborenen. Wenn ich's erlebe, heb' ich ihn über die Taufe."

*

Gutenzell beherbergte nun zwei Kriegshelden. Aber leider wurde immer deutlicher, daß es mit dem einen davon nicht viel auf sich hatte. Von Jakob Hückenseß wußte man, wann und wo er eingerückt war, in welcher Schlacht er gefochten, was für einen Gaul er dabei geritten, ja, was für Hiebe er ausgeteilt hatte. Auch das bittere Schicksal des Kriegsgefangenen und seine späteren außerordentlichen Irrfahrten kannte man aus seinem eigenen Munde. Hans Berghofer dagegen schwieg sich über all dies gründlich aus. Es lief ihm zwar unleugbar eine gewaltige Narbe über Stirn und Wange, aber wenn er ausgeforscht wurde, wann und wo sie ihm ins Gesicht geschrieben worden sei, versetzte er lachend, der Barbier habe ihn ein wenig geschnitten, als er sich den ersten Bart habe scheren lassen. Das war natürlich Scherz. Aber he? Warum verhehlte er die Wahrheit? Hatte es einen Haken damit, he? Sieben Jahre und länger hatte er sich draußen umgetan und sollte nichts anderes erfahren haben, wie daß es anderwärts auch nicht uneben hergehe, am schönsten aber doch in der Heimat sei? War das zu glauben?

Es fanden sich schelmische Leute, welche die beiden Altsoldaten etwa beim oberen Wirt ein wenig gegeneinander aufzuhetzen sich bemühten. Aber absonderlicherweise war dann Hückenseß wie ausgetauscht und saß jedesmal wie aufs Maul geschlagen da. Es schien fast, als spähe er beflissen nach jedem Augenzwinken des jungen Berghofers, und erst wenn der ihm auf die Schulter schlug und fragte: „Nun, Jaköble, wie war das in der Schlacht bei Roßbach?" fand er sein Mundwerk wieder. Aber er erzählte auch dann weniger schön und bunt als sonst, und die Rede floß ihm stockerig und mühselig. Hans saß dabei und schmauchte behaglich seine Pfeife; manchmal patschte er sich auch, plötzlich hellauf lachend, das Knie. Erst wenn er aufbrach oder auch sich nebenan an einen Tisch setzte, geriet Jakob wieder ins rechte Fahrwasser. Es fielen ihm sogar immer neue und erstaunliche Einzelheiten ein. Dabei aber wären um ein Haar die beiden Krieger doch einmal aneinandergeraten. Die Gutenzeller glaubten nämlich dem Jaköble keineswegs alles sozusagen auf Anhieb, sondern es mußte ihnen erst mehrere Male berichtet sein, dann hielten sie es am Ende schon für möglich. So wollten sie auch nicht anbeißen, als Hückenseß damit herausrückte, er habe es bisher nicht verraten wollen, aber es sei doch so: bei Roßbach habe er mit dem König von Preußen selber gefochten und ihn in die Flucht geschlagen; und einen Schimmel habe der König geritten. Dazu schüttelten sie denn doch die Köpfe, und einer trat auf Hans zu, der beim Wirt am runden Tisch saß: „Du, Hans, jetzt sag' du einmal! Kann es wahr sein, was der Jaköble erzählt, daß er bei Roßbach mit dem König von Preußen selber gefochten und ihn besiegt habe im Gefecht?"

Da lief der Berghofer dunkelrot an im Gesicht, stampfte das Glas auf den Tisch, daß der Wein hochaufspritzte, und rief: „Lügenmaul! Hundsföttisches!" Dann, während alles in der Stube den Atem anhielt und einen wackeren Zweikampf erwartete, schritt er an den Tisch des Jaköble hinüber und packte es derb beim Arm. „Du!" herrschte er es an. „Du hast mit dem König von Preußen bei Roßbach gefochten und hast ihn besiegt, sagst du?" Das Männlein selber schlotterte leichenblaß unter seinem Griff und vermochte keine Silbe hervorzubringen, aber die Nachbarn antworteten an seiner Statt: „Er hat's gesagt. Und einen Schimmel hätte der König geritten." Hans aber besah sich das welke Gemüs unter seiner Faust, und mit einem Male war aller Zorn aus seinem Antlitz ausgetilgt. „Jaköble," sprach er gutmütig, „du hast dich geirrt. Sieh, hier hab' ich den König Friedrich auf meinem Pfeifenkopf abgemalt. So sah er aus. Hast du mit dem gefochten? Hast du den besiegt?" „Nein," versetzte leise Hückenseß, „es ist wohl ein andrer gewesen." „Sag's den Leuten allen, wie ich dir vorspreche: ich, Jakob Hückenseß von Gutenzell, habe den König Friedrich von Preußen niemals und nirgends besiegt. Sonst glauben sie's am Ende doch." Und gehorsam wiederholte Jakob: „Ich, Jakob Hückenseß von Gutenzell, habe den König Friedrich von Preußen niemals und nirgends besiegt."

Das roch ganz seltsam. Im ganzen Dorf raunte es: „Beinah', als hätte der Hans das Jaköble behext! Oder woher sonst hat er die große Macht über ihn?" Auch dem Bärbele drang das Gemurmel zu Ohren. Die junge Frau hatte sich schon längst verwundert, wie schnell ehedem Jakob seine Ansprüche an sie aufgegeben hatte, damals gleichermaßen auf einen kurzen Befehl des Hans hin, und nahm sich nun sofort vor, den Gatten zu befragen. Sie hatte ihm in der frischen Ehe bereits das Tyrannenregiment ein wenig abgewöhnt und getraute sich wohl, das Geheimnis aus ihm herauszulocken. Indessen es erwies sich,

daß der Mann ihr nur dann gefügig war, wenn er nachgeben wollte. Als sie ihre Frage an ihn richtete, faßte er sie bei den Schultern und hielt sie mit gestreckten Armen von sich ab. Seine Augen weideten sich an ihrer blühenden Schönheit und strahlten vor großem Glück und allerrosigster Laune. Aber er antwortete ihr: „Manche Sachen darf man keiner Frau vertrauen, auch der besten und schönsten nicht. Kennst du das Lied vom Hürnen Seyfried, Bärbele? Wie er zu Tode gekommen ist, weil er seiner Frau Königin sagte, was keiner wissen durfte außer ihm?" Die junge Frau nickte. „Also!" versetzte Hans und schaute sie noch einmal lustig an. Da beschied sie sich, nicht sogleich und nicht gern, aber zuletzt doch ehrlich. Er mußte wissen, was recht war.

Das Jaköble aber dachte: ‚Schlecht Wetter will Weile han,' und zog sich auf eine kurze Frist in die Küche des Stifts zurück. Er beabsichtigte ohnedies, sein Leben in Ordnung zu bringen. Da ihm das schlanke Bärbele weggekapert worden war, richtete er seine Wünsche wieder auf die rundliche Emmerenz. Wenn er sie freite, so würde sich — rechnete er — abgesehen allenfalls von einem Umzug in die geräumigere Stube der Köchin, sein jetziger erfreulicher Zustand nicht im geringsten ändern. Weit eher wurden seine Geborgenheit und Behaglichkeit durch diese Ehe nur noch befestigt. Und heimlich und letztlich — falls es wieder einmal unvorhergesehenerweise zu einem Kriege kam, wer schickte einen verheirateten Kürassier ins Feld?

Nach altem Brauch stellte sich das Paar der Äbtissin vor. „Willst du es wirklich mit dem Jakob versuchen, Emmerenz?" fragte die gichtbrüchige Greisin. „Wenn nun der heldische Raptus über ihn kommt, was dann? Denn einmal hat er doch dreingehauen, dort oben bei Roßbach." Die Köchin wiegte das Haupt. „Er räuchert mir nicht mit Tobak die Vorhänge ein," erwiderte sie, „das ist die Hauptsache. Im übrigen darf er mir einmal im Monat zum oberen Wirt, weil er doch unser Kürassier ist und bei Roßbach dabeigewesen, und zur Kirchweih und den großen Festen außerdem, da mag er sich austoben!" Die Äbtissin nickte: „Da hast du's nun wohl eilig, Emmerenz?" — „Oh, was das betrifft! Ich hatte mir gedacht, das Obst sollte erst eingekocht sein und das Kraut geschnitten, so Herbstanfang etwa." — „Dann erleb' ich's nicht, Emmerenz!" — Die Köchin hob die Hand. „Die Frau Domina überlebt uns alle," sagte sie und meinte es ehrlich.

Das Jaköble stand dabei und tat keinen Mucks; vor der ‚Alten' redete es ungern.

★

Und wirklich, die Äbtissin hörte nicht nur die Glocken läuten zur Hochzeit der Köchin und ihres Kürassiers, sondern sie hielt auch, wennschon mühsam, den ersten Enkel des Berghofers über das Taufbecken. Ein Mädchen war es, das nach der Patin Kordula genannt wurde. Aber gegen das Ende des neuen Sommers, als die Kastanien die ersten matten Blätter erdwärts dröseln ließen, legte sie doch das Szepter nieder. Sie hatte sich aufrecht in ihren Stuhl setzen lassen und starb bei vollem Bewußtsein.

Bei ihrem Leichenbegängnis gab es ein großes Gepränge. Die Gutenzeller brauchten nicht dazu aufgeboten zu werden, sie kamen alle freiwillig. Aber auch der Bischof von Augsburg schritt inmitten des Zuges, er war dazu mit drei Domherren zehn Meilen über Land gereist, von den vielen anderen Prälaten und Herren ganz zu schweigen. Und dennoch war die glänzendste Figur in dem stattlichen Geleite ein anderer, ein Mann mit einem Dreispitz auf dem Kopfe und an dem Dreispitz noch einen weißen Federbusch vorn, bewehrt mit einem blinkenden Harnisch und gegürtet mit einem mächten Pallasch — Jakob Hückenseß. Emmerenz, sein Weib, hatte ihm den Küraß mit Silberputz poliert. Es war kein Wunder, daß der Bischof auf den Glanz aufmerksam wurde. Wie aber der hochwürdige Herr erst erfuhr, daß Jakob bei Roßbach gegen den Preußenkönig gestritten habe, rief er den tapferen Kürassier heran und lobte und segnete ihn vor allem Volk. Emmerenz hatte inzwischen in der Stiftsküche alle Hände voll zu tun. Als sie von der Ehre hörte, die ihrem Gatten widerfahren war, weinte sie bittere Zähren, daß sie dem feierlichen Augenblick nicht hatte beiwohnen dürfen. Am Nachmittag aber teilte sie ihm ein doppeltes Zehrgeld zu und lockerte ihm auch vorsorglich die Schnallen des Kürasses; denn er wuchs mit seinem Bauch allmählich daraus heraus. Prächtig thronte das Jaköble beim oberen Wirt. Die Menschen waren von weither zu der Leichenfeier gekommen, und so scharten sich immer mehr Andächtige um seinen Tisch. Er hatte einen strahlend großen Tag und war auch just gut im Zuge. Er schilderte alles haarklein und so lebendig, daß man die Pferde schnauben, die Degen klirren und sogar das Blut plätschern zu hören glaubte. Eines nur tat ihm bitterlich leid, — daß er nicht erzählen konnte, wie er selber, von einer Stückkugel in tausend Stücke zerrissen, vom Gaul gesunken und hernach mit ähnlichem Pomp bestattet worden war wie heute die Äbtissin. Zuletzt hoben ihn die Burschen in heller Begeisterung auf die Schultern und trugen ihn huldigend im Garten herum.

Am Abend landete er mit einem gelinden Rausch im Stift. Emmerenz lächelte nachsichtig zu seiner geröteten Nase und seiner schweren Zunge. Sie fütterte ihn mit den vielen guten Dingen, die von der Begräbnistafel übriggeblieben waren, wieder nüchtern, und als die Vicedomina ihre Gäste entlassen hatte und nach ihrer Gewohnheit noch einmal in der Küche vorsprach, vermochte er sein regelmäßiges Sprüchlein bereits wieder aufzusagen. Die Schwester Juliana hatte bei Tisch auch ein Gläschen zuviel genommen; sie war sehr abenteuerlüstern aufgelegt und konnte von der kriegerischen Kost gar nicht genug bekommen. „Noch eines! Noch eines!" bat sie immerzu.

Da flüsterte der Kürassier geheimnisvoll: „Ja, und also, dort bei Roßbach, ich hab' mir gerade eine Gasse gehauen durch die Husaren, immer links und rechts einen herunter vom Gaul, da mit einmal — wen seh' ich vor mir? Vor meinem Säbel?"

Die Vicedomina starrte ihn mit flackernden Augen an. „Wen, Jaköble? Wen?!" fragte sie.

Das Jaköble aber sah sich plötzlich scheu um und schnurrte zusammen wie ein Blasbalg, dem die Luft ausgeht. „Nein," versetzte es dumpf, „das sag' ich nicht, niemals und niemandem. Es könnte mich Kopf und Kragen kosten."

★

Die Leute vom Berghof hatten gemeinsam der Äbtissin die letzte Ehre gegeben. Beim Heimweg aber nahmen sich die Alten Zeit und hießen die Jungen den Hang hinan vorausgehen. „Hast du das Jaköble gesehen heut?" fragte das Bärbele obenhin im Steigen. Hans antwortete lachend: „Er stach einem auch gehörig in die Augen." „Und der Bischof hat ihn gesegnet!" Da schritt der Mann mit zwei Sprüngen neben der Frau und forschte in ihren Blicken: „Wurmt es dich?" Aber sie hob fröhlich das Antlitz zu ihm auf und entgegnete ein wenig verhalten: „Nein, nicht mehr." Mit einem Male horchte sie in die Ferne, rief: „Sie schreit, die Kleine! Da muß ich mich eilen!" und huschte hurtig voraus. Hans folgte gemächlich.

Oben saß sie bereits an der Wiege und hielt dem Kind eine Tasse voll Milch an den winzigen Mund. „Was ist das?" fragte er. „Du nährst sie nicht mehr?" „Das siehst du erst jetzt?" versetzte die Frau leis errötend. „Seit ehegestern schon kriegt sie die Tasse. Sie geht in den achten Monat, und wer mit einer Klapper spielen kann, braucht die Mutterbrust nicht mehr." Gleichsam bestätigend schluckte die Kleine voller Eifer. Wenn sie aber einmal innehalten mußte, seufzte sie wollüstig und schwang in der zierlichen Rechten munter die Klapper der Äbtissin.

Am Abend, als das Tagewerk getan war, setzte sich Hans auf die Bank vor der Tür. Obwohl der September sich zum Ende neigte, war die Luft noch sommerlich lau. Die Eltern waren schon in die Federn gekrochen; das lange Stehen auf dem Friedhof hatte sie müder als sonst gemacht. Das Bärbele aber ging noch im Haus hin und wieder. Es war eine Zeit zwischen Ernte und neuer Saat. Nach Mariä Geburt hatte er den Acker neben dem Weinberge gesät und die Frucht war nach einem milden Regen schon herrlich aufgegangen, an den Reben aber hingen noch die Trauben und reiften zur höchsten Süße. Der Geruch der Erde und der jungen Saat vermischte sich mit dem Duft der weißen und blauen Beeren, der schon an die Kelter gemahnte. Der Bauer stand auf und schritt langsam die Rebzeilen entlang, hier und da ein Blatt abknickend, das der Sonne den Weg zur Traube versperrte. Schließlich legte ihm die einfallende Dämmerung das späte Handwerk. Der volle Mond schob sich zwar zur Ablösung am Himmel herauf, aber er warf zu scharfe Schatten. In mancherlei Gedanken kehrte er zu seinem Sitz an der Hauswand zurück.

Das Bärbele trat in die Tür. „Fertig!" sagte es, trocknete sich noch die Hände in die Schürze und setzte sich dann neben den Mann auf die Bank. Er legte sanft den Arm um sie und zog sie nahe an sich heran. Eine Weile saßen sie schweigend und horchten in die Nacht hinaus. Es war sehr still, gar kein Wind. Nur ein paar Grillen zirpten, und irgendwo im Weinberg scharwerkte und knurrte auf der Mäusejagd ein Igel.

Mit einem Mal lachte die Frau ein wenig und sprach halblaut vor sich hin: „Wenn ich dich jetzt fragen wollte, Hans, woher deine Macht über das Jaköble kommt, so weiß ich: du würdest mir antworten, wie der Hürnen Seyfried seiner Königin auch geantwortet hat."

Er nahm sie fest in den Arm und kehrte sie zu sich um. „Ist das so gewiß, du?" versetzte er.

„Ja," flüsterte sie und strich ihm zärtlich das Haar von der Narbe. „Aber ich will dich gar nicht fragen danach. Denn ich weiß es ohnehin."

„So. Weißt du es?"

Sie nickte.

Der Mond spiegelte sich in ihren klaren Augen und, weil sie lachte, in ihren kräftigen weißen Zähnen. Da küßte er sie auf den weichen Mund und raunte ihr ins Ohr: „Ja, das Bärbele ist klug. Klug — und schön."

Der Tillenschütz und Rudolf Stauffacher, * der Gründer der Eidgenossenschaft *

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Nachdem schon in Himinbjörg, bei Heimdall dem Wächter der Asengötter, man die Herkunft des Tall oder Tell hat suchen wollen, wurden nun irdische Höhen, die des badischen Schwarzwaldes, kaum mehr bezweifelbar erkannt als die Namenswiege für den Urner Schützen. Untersuchungen eines jüngeren Zürcher Geschichtsprofessors geben dem Rütlibund und dem Schützen, die seit neunzig Jahren zu Sage gestempelt worden, nun wieder die geschichtlichen Ehren zurück. Zwar nicht allem. Namen, die Schall und Rauch waren, wie Hermann Geßler, Verwechslungen, wie „Werner" Stauffacher, bleiben nicht nur erledigt, es wird auch die völlige Berichtigung gegeben. Das gleiche geschieht mit dem Zeitpunkt, an welchen Tschudi und Johannes Müller geglaubt hatten und wodurch auch das Schillersche Drama seine Umrahmung, als Regierungszeit des Habsburgers König Albrecht I., bekommen hat. An der vorsätzlichen Rechtfertigung der Sage als historisch würde kein kluger Schweizer sich noch versucht haben; auch der Professor Karl Meyer in Zürich gelangte zu seinen Ergebnissen nicht, indem er sie vermutete. Nur indem er den so vielmals behandelten Stoff noch wieder schärfer in breitester Fläche von außen und innen durchwalkte, entdeckte er die Widerstandsfähigkeit der Überlieferung und bekam die Lösung von allem in die Hand. Dieses Ei des Kolumbus ist: die Erzählungen haben sich verschoben in die Zeit um 1307, kurz vor König Albrechts I. Tod, die richtige Zeit ist aber 1289—1291, kurz vor König Rudolfs I. Tod. Damit verwandeln sich die wirklichen Tatsachen aus Widerlegung nun in Bestätigung, Ergänzung und einzelne Berichtigung. Jede erzählende Überlieferung, bis zur simplen Anekdote, modelt an Namen und Zeitpunkten, so wie sie subjektiv es für plausibler und interessanter halten muß. Davon nachher im einzelnen. Ein Unding ist aber, daß eine sich bildende Gründungssage, wo doch die Eidgenossenschaft seit dem 1. August 1291 öffentlich gegründet war und politisch vorzugehn begann, dies ignoriert und die Verhältnisse einer schon eidgenössischen Zeit (1307) mit gewaltsamen Verkehrungen ausgeschmückt haben sollte; die Zeit ist verfälscht, nicht der Inhalt.

Die Wiederherstellung der alten Überlieferung fällt erfreuend zusammen mit dem merklichen Wiederanfrischen der volklichen Tell-Spiele in der Schweiz. Woher dieses rührt, das läßt sich wohl so leicht nicht sagen. Die Weisheit der hohen Politik, die noch höhere Bildung und Industrie sind jedenfalls nicht Schuld daran. Stiller denn je webt im Kämmerlein die innere Geschichte. Was ließ auch diese jüngste schweizer Jugend in das Empfinden und Drängen von Selbermündigkeit geraten? Eine erstarkende Bewegung, der der ewige Sport nur immer nicht genug tut, die etwas allgemeiner Ernstliches, Neufreiheitliches, Neusoziales in sich pulsen fühlt, die die Sonnenwendfeuer und Wandervögelbünde auch zu sich herübernahm, aber durchaus nicht etwa sonst nach Deutschland ausblickt. In verhäufigter Folge bald da und bald da studieren die Bürger und Dörfler den Tell ein, die Reihe der Aufführungen erschöpft das Zuströmen der weithin Umwohnenden nicht. In Zürich selbst, wo der unerreicht versorgte Bildungsmensch ruhelos wie das Weltmeer die westöstlichsten Geistesgenüsse heranfluten und verebben sieht, spielten die Mitglieder des „Dramatischen Vereins" den Tell im Stadttheater. Am bedeutsamsten rüstet sich Altorf für diese Sommermonate, um an den Sonntagen und voraussichtlich auch Samstagen im neuerbauten massiven Tellspielhause das Schillersche Drama zur großen, von langher wohlvorbereiteten Volksaufführung an seiner geschichtlichen Stätte zu bringen.

Für uns Deutsche springt bei den Meyerschen Ergebnissen noch die Belichtung der Umstände heraus, wodurch die vor dem deutschen König wehende Sturmfahne des heiligen römischen Reiches das schweizer Wappen geworden ist, das weiße Kreuz in Rot. Dies Nachdauern in der Schweiz hat ein zweites denkwürdiges Gegenstück darin, daß auch die nachlebende Sichtbarkeit des staufischen alten Reichsadlers den Weg über die Gebiete an der Limmat, Reuß, Aare, Rhone genommen hat. Die herzogliche Linie des uralten schwäbischen Hauses der Zähringer hatte bis zu ihrem Aussterben 1218 die wichtige, bis nach Uri erstreckte Reichsvogtei in Zürich inne, desgleichen die Reichsstatthalterschaft im Reichsteil Burgund, wo sie auch überall großes Eigengut, Allod, besaß. Jener Ämter wegen führten die Zähringer im Siegel und Wappenschild den Reichsadler (nie einen „Zähringer Löwen"). Bei ihrem Aussterben mit Herzog Bertold V., dem Gründer Berns, wurden durch zähringische Frauen die Grafenhäuser Kyburg und Urach groß. Die Kyburger erbten das Eigengut in der heutigen Schweiz, und durch ihr Aussterben auch schon 1264 kam dieser vereinigte zähringisch-kyburgische Besitz an das Haus Habsburg, dessen heiratende Erbtüchtigkeit schon längst, bevor sie sprichwörtlich und europäisch wurde, hervorragend war. Habsburg hatte auch die große Grafschaft der Lenzburger geerbt, womit es in Schwyz Fuß faßte, und sein Vogt auf der Kyburg hat Schwyzer und Urner am wirk-

samsten geeinigt. Das rechtsrheinische Gut der Zähringer erbten die Uracher; von ihnen nahmen sie nun auch das neue Wappen an, den roten einköpfigen Adler, und legten ihr älteres urachisches Kürsch oder blauweißes Veh als heraldischen Schildrand darum. Auf diese Weise führen also noch die urachischen Fürsten von Fürstenberg den mittelalterlichen Reichsadler.

Fürstenbergischem Gebiet nächstnachbarlich entstammte der Name, wovon „Tell" übrig geblieben ist. Auf den weiten Höhen zwischen Schluchsee und Wutach liegt die Ortschaft Dillendorf. Der Name kennzeichnet sie als Gründung oder Dorf eines Tillo, was die beliebte „Koseform" — so nennen diese Kürzung die Gelehrten — ist für Thiederich, Thiuderich. Seit 797 erwähnen schriftliche Quellen den Ort, in den phonetischen Formen Tillindorf, Tilndorf, Tilindorf, Tillendorf. Noch finden sich auf dem Burgrain mit dem Schloßbuck, wie jetzt die Dorfbewohner sagen, die spärlichen Trümmer der mittelalterlichen Wehrburg. Zerstört worden ist sie im großen Bauernkrieg. Von dem Rittergeschlecht, welches im 13. Jahrhundert hier gesessen, finde ich eine ältere badische kurze Notiz, die meint, es sei 1289 ausgestorben. In der da fehlenden, nicht gewußten Spanne von ein bis zwei Jahren liegt Konrad von Tillendorfs höchster Anstieg, Machtgefühl, Reichtum, junge Heirat des Bejahrten, und der Armbrustpfeil des „Tillenschützen". In dem lebt des Vogtes Name fort, dessen Rest die Vergessenheit und Umbenennung geworden sind. Solange man den Namen noch kannte, wird auch er in allen möglichen Formen des Gehörs geschrieben. In eigner Urkunde steht Chunrat von Tilndorf, und so mag die Orthographie seines Schreibkaplans hier auch beibehalten werden. Das Zutrauen Rudolfs von Habsburg hat diesen Dienstritter hochgebracht, der sein verhängnisvollster Mißgriff doch wurde. Tilndorf hat ihn im Hofamt auf den Umfahrten durch das Reich wiederholt begleitet, und als der König 1288 seinem jüngsten Sohn Rudolf die Stellvertretung im habsburger Gebiet der jetzigen Schweiz übertrug, ward Tilndorf dem Siebzehnjährigen beigegeben, war nun außer Hofmeister der Pfalz des Königs auch Hofmeister des Herzogs Rudolf, Obervogt, und bezog den Wohnsitz auf dem Grafenschloß der Kyburg. Bei seiner Heirat im Frühjahr 1289 bekam er in der Form einer Aussteuer der jungen Frau Katharina die erheblichen Gefälle des Zürcher Kornhauses, die Habsburg durch eine Pfandschaft innehatte.

Die Kyburg mit ihren Vorburgen, die seither eine kleine Ortschaft wurden, liegt ganz nördlich in der Schweiz, bei Winterthur. Durch das Königtum der Habsburger kamen die vielgewanderten Reichskleinodien in diese Schloßkapelle. Hier herum lag habsburgischer Besitz, während es diesen in den Waldstätten noch auszubauen und zu runden galt. Eben dies, was auch seine Wichtigkeit wegen des zunehmenden Gotthardverkehrs nach Oberitalien hatte, sollte jetzt schärfer betrieben werden. Deshalb hatte der König die bewährten Verwalter beiseite geschoben mittels der Einsetzung seines Sohnes und Beigabe Tilndorfs. Daß dieser den herzoglichen Jüngling als Puppe betrachtete, verrät sein urkundender Stil. Schon hochtrabend in der Aufzählung sämtlicher Titel, rückt er unbefangen auch die eigene Person voran: daß der Schirmherr des Klosters Steinen im Schwyzergebiete er ist, an des Herzogen Statt, oder „daß ich nicht will," „das wär mir und meinem Herrn getan und wollten es rächen". Die Tonart paßt zu dem Geßler der Überlieferung vollkommen. Der Vogt, der in Uri für Habsburg nichts zu befehlen hatte, begann dort im Reußtal den Bau des breiten Wachtturms, dessen viereckigen Rumpf man hart an der Gotthardbahn erblickt, im Aufwärtsfahren rechts, nächst vor Amsteg auf einem freistehenden Felsklotz. Als Zwing-Uri verstanden die Talleute den Bau. Ist die Erzählung von „Twing Uren" auch spät erst aufgezeichnet, so spiegelt das gleiche Verständnis doch schon eine beurkundete Rechtshandlung aus der Vogtzeit Tilndorfs. Am 6. Februar 1290 hatte sich der urnische Landammann im Reußtal, der Ritter Arnold von Silenen, nach Zürich begeben und verkaufte dem großen Fraumünsterstift dort seine Liegenschaft, die er nächst unter jenem Felsbuck bei Amsteg hatte. Silenen, wo der Bergfrit von Arnolds Burg noch steht, und Amsteg liegen so nah, daß sie dieselbe Bahnstation haben. Die Abstoßung eines ihm so bequem gelegenen Grundstücks, der Verkauf in die sichere geistliche Hand, während sonst die Urner wie die Schwyzer das Anwachsen der Klostergüter tunlichst behinderten, läßt schließen, daß der einheimische Ritter, zumal in seiner Eigenschaft als Vorsteher der Talleute, sich und das Grundstück aus den vorauszusehenden Wünschen des anmaßlichen Vogts herausbringen wollte. Am auffälligsten aber sind die zu diesem Verkauf mitgereisten Begleiter, ein angesehener Schwyzer aus Steinen, just dem Ort, wo Stauffacher wohnte, und der Sohn des zu Bürglen wohnenden Alt-Ammanns Schüpfer. Bürglen, über Altorf gelegen, am Eingang des hohen Schächentals und des Klausenpasses, ist auch der Ort, von wo der Tell stammen soll und wo man ein altes starkes Holzhaus auf ihn bezieht. Dieser Verkauf in Zürich war kein blosses willenloses Ausweichen, er war ein gut angelegtes Vorbeugen, wobei es durchdämmert, daß damit schon die Rütli-Vereinigung, die „Stoupachersgesellschaft," wie sie bei Chronisten heißt, zu tun hatte. Das Siegel der Talgemeinde mit dem Urner Stier, sonst vom Ammann verwahrt, wurde auf die festeste Burg der Einheimischen, die des Freiherrn von Attinghausen unweit Altorf, gebracht.

Die Fürsicht und Bedachtsamkeit, die hier in den Maßnahmen sich zeigt, kennzeichnet



Verfolgung. Gemälde von Albert Lamm
(Sezessionsausstellung München)

den gesamten Hergang vor und bei der Begründung der Eidgenossenschaft. Von Aufbrausen, Unklugheit, Übereilung ist da nichts zu finden. Kein germanischer Stamm erreicht die Empfindlichkeit, den eigentlichen Trutz des alamannischen. Aber diese sensible Selbstachtung hat ihm auch ungewöhnlich seit Frühzeit das Bezähmte und Schickliche aufgezwungen, das Ansichhaltenkönnen und Stilldenken, hat dem einfachsten Verkehr weit mehr das Diplomatische als Humor gegeben und gemacht, daß das Munddreiste nicht wohltut und man es auch, wo man gleicher Meinung ist, nicht gerne hört. Daß freibürtige Leute von dienstadligen Unfreien gerichtet werden sollten, ist ein Hauptpunkt der Beschwerden gewesen (zusammen damit, daß Habsburg die Steuerverwaltung auch gegen Amtskauf an die Vögte, als fiskalische Unternehmer, austat). Nichtsdestoweniger hat die Überlieferung, wenn sie aus Uri und Schwyz von „dem Vogt" erzählte, ihn noch lange auch „den Herrn" betitelt. Als man das schließlich doch als subaltern empfand, auch die Familiennamen überhaupt gebrauchter wurden, da war der des Tilndorf verdunkelt, nur vom Personennamen „Konrad" noch Kunde übrig, und weil auf der Burg bei Küßnacht ein früheres Rittergeschlecht der Geßler gewohnt, hat es am meisten eingeleuchtet, als ein Pfiffikus auf dieses riet.

Um die drei Gemeinden zur aktiven Erhebung reif zu machen, muß es ihnen in der Tat schon so übel gemacht worden sein, wie es nacherzählt wurde, mit den scheußlichen Leibesstrafen neuerer Herrengewalt, den Frauengelüsten verdorbener Ritterminne. Durch die berichtigte Datierung vor 1291, statt um 1307, erhalten die Erzählungen ihre zuverlässigste Bekräftigung in der Bundesurkunde vom 1. August, indem sie anhebt: „In einer gefährlichen und üblen Zeit, wo die Sicherheit vor Unrecht und Beleidigungen, vor Gewalttat und Angriff verloren ist, wollen wir uns und das Unsrige schützen." Umgekehrt erhält die Anklage den bisher nicht aufgefundenen Inhalt.

Den eigentlichen Zusammenhalt der Bewohner gab in den drei Waldstätten je für sich die alte germanische Markgenossenschaft, die die Nutzung von Wald, Weide und sonstiger Allmende regelte. Auf die natürlichste Weise wurden so aber auch anderweitige Angelegenheiten durchgesprochen und darüber Beschlüsse gefaßt, so daß das Märkerthing auf dem Weg zur Landsgemeinde war, was durch die Anschläge Habsburgs nur beschleunigt wurde. Im Rechtsverhältnis standen die drei Talgemeinden verschieden. Uri war 853, zur Zeit, als die Äbtissinnen des Fraumünsterstifts in Zürich karolingische Königstöchter waren, mit dessen Reichsunmittelbarkeit verbunden worden, und 1231 glückte es ihm, durch königliche Entscheidung erneut und unveräußerlich ans Reich gezogen und von der schon eingedrungenen habsburgischen Verwaltung gelöst zu werden. Die Reichsregierung verkehrte in Amtssachen mit den einheimischen Landammännern. Das Verhältnis, wie Uri hatte, ersehnten nicht minder die Schwyzer, wo Habsburg die von Lenzburg ererbte Landgrafschaft ausübte. In diesem Bestreben der Schwyzer verdiente sich 1240 ihr militärisch geleisteter „außergewöhnlicher Eifer" den Dank des in Italien kriegführenden Friedrich II., und zu Faenza verbriefte auch ihnen der Kaiser, sie unmittelbar am Reiche halten zu wollen. Daran hat sich König Rudolf nicht gebunden. Was er in gönnerhaften Worten zusicherte, hielt mit der Zuständigkeit des Königs die — seiner Söhne aufrecht. Was drittens Unterwalden anlangt, so hatte hier Habsburg die Landgrafschaft und mannigfachen Besitz, den es unter Rudolf eifrig noch durch großen Zukauf von Klostergut mehrte. Dadurch, daß der unermüdliche Mehrer seiner Hausmacht 1273 die Wahl zum deutschen König erreicht hatte, kamen die Hoheiten des Königs und die von Habsburg zueinander, was ein Vogt der Art Tilndorfs auch durcheinander bringen konnte. Der junge Herzog Rudolf starb schon 1290. An seine Stelle trat nun als Vertreter des Hauses der älteste Sohn des Königs, Herzog Albrecht, der aber fern in Österreich blieb, so daß die Herrlichkeit des Vogts auch so nicht beengter wurde. Unter Albrechts formeller herzoglicher Regierung haben sich die Ereignisse von 1290 und 1291 abgespielt, die Szenen von Altorf und bei Küßnacht, die Zusammenkünfte auf dem Rütli.

Der Name Albrechts hat vermittelt, daß man später bei jenen Ereignissen an seine Regierungszeit als König dachte. Hinzu kam noch eines. Albrecht hat es nicht viel gekümmert, wie er beurteilt werden mochte. Schwerlich haben die französischen Nachrichten völlig unrecht, daß dieser deutsche König bereit gewesen wäre, die gesamte Reichshoheit links vom Rhein dem groß ausspähenden Kapetingen Philipp dem Schönen preiszugeben, für wirksame Mithilfe zu dynastischen Zielen des Habsburgers. Seinen Neffen Johann betrog Albrecht mit hartnäckigem Hinhalten um dessen Erbgut, wofür ihn der, unter Mitwissen weniger Freunde, 1308 bei Brugg ermordete. Und zu dem finsteren Andenken, das Albrecht ohnedies hinterlassen hat, kam nun die barbarische Art, wie der Mord von der Familie Albrechts an zahllosen Unschuldigen heimgesucht wurde, die in der heutigen Schweiz gelegenen Besitzungen der Mittäter verwüstet und niedergebrannt und, wo die Besatzungen die Burgen übergaben, sie nachher Mann für Mann hingerichtet wurden. Ganz anders das Andenken, welches Rudolf I. hinterlassen hat, noch heute der Liebling von Töchterschullehrerinnen, dieser Gerissenste und Kälteste, der je in Deutschland gekrönt worden. Der Großmeister der würdelosen Weisheit, daß Worte gehört und geglaubt werden, Handlungen sich den wenigsten entkleiden; der Künstler der Biederkeit, Einfachheit, Volkstümlichkeit und

ihr Clown mit seinem sauren Gesicht, wenn er Metzgersfrauen sagt, mit solchem schönen Haus und ihrem Mann möchte er wohl tauschen, oder wenn er die Urner in einem kindischen Amtslatein „Eia ihr unübertrefflichen Getreuen!“ anredet. Man würde es nicht für möglich halten, aber selbst die Schwyzer haben bis 1289 gebraucht, daß sie dann aber endgültig auch von ihm genug hatten. Und nach und nach ist in der vergrößerten, über die Waldstätte hinausgewachsenen Eidgenossenschaft doch wieder die allgemeinere Vorstellung durchgedrungen von dem guten König Rudolf und dem harten und bösen König Albrecht. Die zeitliche Verlegung der Landvogtserzählungen von Rudolfs Regierung auf Albrechts war schon eingetreten, als im 16. Jahrhundert Gilg Tschudi, der Glarner Staatsmann und Gelehrte, vom Tell und vom Rütlibund mit der Genauigkeit und Anschaulichkeit erzählte, die auch die Schillersche gestimmt hat. Tschudi hat zu seiner Verfügung noch zahlreiche Urkunden und Materialien gehabt, die seither verkommen und nicht mehr vorhanden sind. Mit der Sorgfalt der ihm erreichbaren Kenntnis und Nachsuche hat er den Stoff als selbständiger Historiker bearbeitet. Für das, was er präzisierte und was er berichtigte, hatte er die Gründe des scharfsinnigen Gelehrten; er sah nur das nicht, daß er diese ganze Methodik auf eine verfehlte Voraussetzung, die Zeit Albrechts, stellte. Zu Teilen liegen uns Tschudi's Gründe offen; so muß es ihm von den Stauffachern nicht Rudolf, sondern Werner sein, weil dieser um 1310 politisch hervortritt. In anderen Fällen vermag man ihm nicht mehr nachzuspüren, auch nicht, wie er zu dem 7. November 1307 für die Vereidung auf dem Rütli gekommen ist. Für „Geßler“ war noch der Name Konrad gekannt, Tschudi nach anfänglicher Unschlüssigkeit hat sich für Hermann entschieden. Seine Darstellung, die 1734 — erst! — zu Basel gedruckt wurde, hat ein Jahrhundert lang die Bilder der Befreiungsgeschichte der Schweizer durch die Welt verbreitet. Dann kam ihr 1835 die Vernichtung. Unschwer konnte der Luzerner Josef Eutychius Kopp beweisen, daß unter König Albrecht in den Waldstätten keine Gewaltzeit und kein Aufruhr war. Dadurch war der nächstliegende Schluß gegeben, die Erzählungen müßten als Sage entstanden sein, Phantasie eines Volkes, — dem sie doch nach der ganzen Art seiner realistischen Vorzüge nicht gut zuzutrauen war, das solche Scheu hat vor dem Sichherauswagen, das sich so auf das Anfechtbare gegenseitig kontrolliert. Vom August 1291 an sind die öffentlichen Bündnisse sich gefolgt, das vom 16. Oktober 1291 von Uri, Schwyz und Zürich enthielt die verschärfte Wendung gegen Habsburg; 1294, unter Rudolf Stauffacher als Landammann, ward die Schwyzer Landsgemeinde zum vollen Ausdruck der souveränen Staats- und Rechtspersönlichkeit des Landes, — wer in aller Welt hätte Interesse dafür gefunden, Verschwörung und Heimlichkeit in eine dann erst folgende Zeit hineinzudichten?

Die Hohle Gasse verliert nun jeden Schein erfundener Romantik durch Tilndorf, da er von Uri nach der Kyburg heimzufahren hatte. Hier zeigt sich handgreiflich, daß dies der alte Bestandteil getreuer Überlieferung ist; sie hielt ihn fest trotz der Schwierigkeit, die mit der Einsetzung „Geßler“ entstand. Der bei Küßnacht wohnende Geßler, um durch die Hohle Gasse zu kommen, hätte schon von Brunnen durch Schwyzer Gebiet über Arth und unter der Rigi hin reiten müssen, wo schlechthin kein Reiter durchkommen konnte. Nach Uri konnte er sowieso nur zu Schiff, und dafür hatte Geßler direkt von Küßnacht ohne Umsteigen die wohleingerichtete Reiseroute, welche der ganze Verkehr benutzte. Wer von Zürich, also auch von der Kyburg kam, fuhr über den Zürichsee bis Horgen, fand dort Mietpferde und Saumtiere für die Überlandstrecke an den Zuger See, über den man zu Schiff bis Immensee fuhr; dort war wieder die Station für die kürzere Überlandstrecke. Gleich zu Anfang dieser kam man in die noch heute von Bäumen überdunkelte Hohle Gasse, die um eine Mannshöhe tiefer als jetzt lag, da sie 1820, wenn ich nicht irre, oder ungefähr so, aufgehöht worden ist. Und weiter war man bald in Küßnacht, von wo man in den großen Nauen, den geräumigen starkgebauten Kähnen, über den ganzen verzackten Vierwaldstätter See fuhr. Weder „Geßler“ noch Tilndorf konnten es anders machen, aber durch die Hohle Gasse kam nur Tilndorf.

Die Aufrichtung des Hutes zu Altorf hat nichts Legendarisches oder Weithergeholtes, da der Hut das bekannte Sinnbild von Herrentum und Amtshoheit war und dies die natürlichste Maßnahme, um das Rückgrat der Urner am einzelnen Manne zu probieren. Die Deutungsseuche aus dem Mythologischen hat in dem Hut die hangende Wolke erkennen wollen, die von Heimdall zerstreut wird durch den Strahlenschuß der Sonne. Heimdall ist nur leider überhaupt kein volksgekannter Gott gewesen, gehört in die Reihe der skaldischen Konstruktionen, und noch so haben einzig die Spätnorweger und die Isländer von ihm erfahren. Zur Zeit der Heidengötter waren übrigens die Urner noch Räter, und anthropologisch verspürt sich dies bis heute. So hat auch der Basler Maler Ernst Stückelberg für die Ausmalung der erneuerten Tellskapelle am See, die er bis 1887 vollendete, seine prächtigen Studienköpfe aus dem Reußtal und Schächental gesammelt, die oft mehr an die rätischen Bündner, als an den alamannischen Typus erinnern. Im volklichen Wesen und Denken ist aber Uri durchaus alamannisiert worden, und zu der rätischen Ortsnamenschicht sind die ganz deutschen der neuen Siedler hinzugetreten, zu Silenen, Gurtnellen, Göschenen: Spiringen, Sisikon, Bürglen, Altorf, Attinghausen, am Steg, an der Matt. So germanisch, wie möglich, waren die öffentlichen und recht-

lichen Begriffe, die gegen Habsburg verfochten wurden und seit 1291 die werdende Staatsgemeinde formten.

Schon im 18. Jahrhundert hat man darauf aufmerksam gemacht, daß der Apfelschuß ähnlich in dänischen, nordischen, persischen Märchen vorkommt. Mag sein, daß hier ein arisch verbreitetes Motiv steckt. So gut aber, wie ein Sagen aushеckender Eidgenosse, konnte der höfische und vielgereiste Ritter es dann auch kennen und seine herzlose Zumutung dem entnehmen.

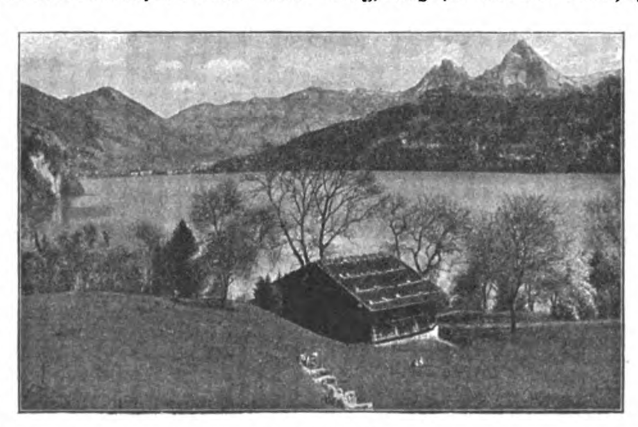
In der Reisenaue nach Küßnacht nahm der heimkehrende Vogt den unbotmäßigen Urner mit. Wie der eingezwängte Föhn auf dem Urner See selbst den Dampfer schaukelt, hat wohl auch ein Leser schon erlebt. Vor Sisikon entsprang der Gefangene auf die bekannte Weise, „und lüf dür (lief durch) die Berg us, so er vastest (mit aller Anstrengung) mocht, und lüft dür Switz hinn schattenhalb dür die Berg us (am Fuß der dunkelnden steilen Rigi hin), untz gan Küsnacht (bis gegen Küßnacht) in die Hohlengaß. Da was er vor dem Herren (die einzige Stelle, wo er ihn noch wieder fassen konnte und nicht vorher sichtbar dabei wurde), und wartet da, und als sie kamen riten, duo stund er hinder einer Studen (Staude mundartlich für Strauch) und spien sin Armbrest und schoß ein Pfyl in den Herren. Und lüff wider hinder sich inhinn gan Ure, durch die Berg inn; da fand er sin Gesellen und seit (sagte) inen, wie es ergangen war."

W i e er, zu Fuß, da überall durchgekommen ist, dafür fehlt mir die Kenntnis älterer Wegbehelfe für die Uferleute, die seit dem Bau der Axenstraße überflüssig geworden und verschollen sind. Auf eine unmögliche Schilderung hätten sich aber das soeben zitierte Weiße Buch aus Unterwalden und andere ältere Erzähler doch nicht eingelassen. Der Pfeilschuß war tödlich. Das Verzeichnis, welches Tilndorf über seine Einkünfte führte, bricht in 1290 ab und endet schlußlos auf leerem Pergament. Seine junge Frau wird im Oktober 1292 erwähnt als die nunmehrige Gattin eines thurgauer Ritters von Schwandegg, und sie hatte noch die Gefälle des Zürcher Kornhauses. Am 19. Februar 1291 gab König Rudolf die schriftliche Zusicherung, daß künftig kein Unfreier auf irgendeine Weise solle über die Freien in Schwyz Gericht halten dürfen. Auch das scheint eine vorläufige Vakanz zu besagen; doch könnte das „künftig" auch heißen, sie sollten Geduld haben.

Rudolf gab gute Worte. Die Gärung in Schwyz war im Gange; in Uri auch, wenn es heißt: „da fand er sin Gesellen," für die der Schütze sein Handeln mitgültig fühlte. In dies Licht rückt es, wenn er nicht sofort zu Altorf in der Aufwallung des gepeinigten Vaters auf den Vogt zielte und weiteres Blutvergießen herbeiführte, daß er aber, als er aus der Naue unverhofft entkam, nun auch wußte, was er zu tun hatte. Der Äußerung Bismarcks, er fände rühmlicher, wenn der Tell den Vogt im überlegungslosen Zorn erschossen hätte, läßt sich zu gewissem Grade zurückgeben, daß der mit Politik befaßte Bismarck gelassen hingenommene Napoleonische Zumutungen wegen Belgiens oder der Pfalz im tiefsten Köcher barg für den tödlichen Augenblick, sogar vor seinem König. Das eigene Leben setzte doch der Schütz aufs Spiel, wenn er an noch so günstigem Ort den Vogt aus dem Gefolge schoß.

Das Hochmittelalter ist die Zeit der aus persönlichen Anlässen genommenen Zunamen, wie Ludwig der Springer oder Otto mit dem Pfeil; in den einfachen Schichten haben sie auch vielfach zur Bildung der Familiennamen mitgewirkt. Ein solcher, zwar nicht weiter vererbter, ist „der Tillenschütz". Das ständige Abkürzen, die „Koseform" Till oder Tilln, ist hier schon darin, und weiter ist der Tillenschütz gekürzt worden, so wie auch später die Tellenplatte am See und die Küßnachter Tellenkapelle hinten weggeschrumpft sind und die Anwohner für sie die „Tällä" sagen. Das i ist in die mundartliche Verdunkelung geraten, bis zum Beiklang von a in dem e. Was aber aus dem ursprünglichen Zunamen noch immer übriggeblieben, sind die Deklination und der Artikel, des Tellen, den Tellen, „der Tell".

Nun noch der R ü t l i b u n d. Uris Nachbaren, die Schwyzer, kamen darüber nicht weg, daß sie um die Reichsfreiheit wieder betrogen waren. Drum versuchten sie auf dieselbe Weise, wie i. J. 1240 von Friedrich II., sich sie nochmals zu verdienen und, was der König ihnen mit Rechtsdeduktionen vorenthielt, seinem Anstand abzuzwingen. 1289 bekriegte der Habsburger den bur-



Die Rütliwiese

gundischen Pfalzgrafen Otto und rückte vom Oberelsaß aus auf Besançon. Da zogen ihm mit 1500 Mann die Schwyzer zu, mitten im Sommer, so daß daheim für alle Wirtschaft nur Frauen und Kinder blieben, und ganz auf eigene Faust, indem sie nächtlich die Hänge des Mont Brégille überstiegen, entschieden sie durch diesen Handstreich den Feldzug für den König. Dafür hat ihnen Rudolf, der so gut wie die Nachbaren daheim wußte, auf was sie zielten, „an ir roten Paner (Banner) das heilig Rich" verliehen, das weiße Kreuz aus der Sturmfahne. Die Eidgenossenschaft, die Gründung der Schwyzer, hat dies Kreuz in Rot auch übernommen, so wie auch der Name Schwyz im Volksgebrauch mit der Eidgenossenschaft und ihren Ausbreitungen verwachsen ist.

Aber aus ihrem freiwilligen Feldzug, der den letzten Mann auf die Beine gestellt hatte, kamen so die Schwyzer nur mit der verschönerten Fahne heim und, was noch viel mehr brannte, wie belachte Schildbürger. Dieses war der letzte Streich, daß man von dem König Rudolf was erwartet hatte. Seit 1289 hatte Rudolf Stauffacher unschwierigen Erfolg, den Zielgedanken umzusetzen in die Selbsthilfe, wofür er, bei Sammlung der in Schwyz Entschiedneren, auch mit den Ammännerfamilien im Urner Schächental (Fürst), in Bürglen (Schüpfer) und den Gleichdenkenden in Unterwalden anknüpfte. Mit aller Bedachtheit und Diplomatie ist in jedem Punkt vorgegangen worden. Schon die Stätte für die Zusammenkünfte zeigt sich so gewählt, daß kein Teil den Vorzug eines anderen Teils herausklügeln konnte, die zu Uri gehörende Rütlilichtung am Ufer gegenüber. Hier haben die drei Abordnungen den Wortlaut verabredet und schriftlich aufgesetzt, der danach am 1. August 1291 in die Bündnisurkunde eingefügt wurde. Er ist mit derartiger Geschicklichkeit abgefaßt, daß deutsche gewiegteste neuere Diplomatiker, die sich aber in diesem Zurückhalten nicht auskennen, ihn nur als „harmlose Landfriedenseinung" haben gelten lassen wollen. Und doch ist das ganze Ziel darin. Alles, was im Rütlibund wegen der heimischen Obrigkeit und Gerichte, des Zusammenstehns zum Gehorsam und zur sittlichen Ordnung gesagt wird, geht gegen die fremde Gewalt, als ungesagtes Programm der Selbstbestimmung der drei Gemeinden. In der persönlichen Verständigung und Vereidung war man gerüstet und verstand es, nun zu warten. Der geeignete Augenblick kam bald: gegen Ende Juli 1291 ging sichere Kunde, daß am 15. zu Speyer König Rudolf gestorben sei. Habsburgs Verfügung über die Reichsgewalt bestand nicht mehr, und sehr zweifelhaft war, daß die neue Königswahl sie wiederbringe. Ohne Verzug schlossen nunmehr die Gemeinden *als solche*, Uri, Schwyz und Nidwalden — Obwalden war vorerst noch zu sehr in Habsburger Gewalt — am 1. August das öffentliche Bündnis mit den Gemeindesiegeln, das mit Recht als die formelle Grundlegung zur künftigen Schweiz gefeiert wird. Doch ist von dem „oberen Pundt" in Alamannien die Bezeichnung Eidgenossenschaft in dauernden Ehren gehalten worden, denn das August-Bündnis übernahm die private Formulierung, in ausdrücklicher Bezugnahme auf den vorhergegangenen Eidbund (confederationis forma juramento vallata). Den zu Recht bestehenden Verpflichtungen, Abgaben und Abhängigkeiten sollte sich keiner entziehen wollen, und die Reichsgewalt eines redlichen Königs mußte als günstigster Beistand und Schutz angesprochen werden. Die Mäßigung eines erziehungsvollen Volkes übten beschämend die Eidgenossen, als sie die Habsburger Türme und Burgsitze jetzt einnahmen; sie haben die Besatzungen ungekränkt abziehen lassen und selbst Beamten, die den Haß um freche Schuld verdienten, die Freiheit bald wiedergegeben. Am Weihnachtstag 1291 ward Sarnen eingenommen und nun konnte auch Obwalden beitreten.

Die Ablösung der Schweiz vom Reich ist erst seit 1499 eingetreten, unter der verderblichen Reichsregierung des schönrednerischen Maximilian. Doch das Jahr 1291 ist Anfangspunkt der fast noch bedeutsameren volksgeschichtlichen Scheidung. Von der werdenden Bürokratie befreiten sich die Waldstätte, während durch ihre Weiterentwicklung unsere deutsche Geschichte bezeichnet wird. Zeichen der schweizerischen ward die nicht gesuchte, aber aus Verhältnissen und Herkommen sich ergebende Wiederbefestigung und Erneuerung alt-echter germanischer öffentlicher Formen.

Auf der Gemeinschaft beruht die menschliche Geschichte, zu allen Zeiten aber, wo mit ihr Tüchtiges ausgerichtet wird, steht ein Einzelner mit überlegenem geschicktem Verstand und hochsinniger Tatkraft dahinter. Hier ist es Rudolf Stauffacher gewesen. Er ist der Begründer der Eidgenossenschaft, und ihm gebührt ebenso der Ruhm, daß die Ostschweiz nicht Vorarlberg geworden ist, wie der Cherusker Arminius „zweifellos" als persönlicher Befreier Germaniens, nach Tacitus' Worten, die gutgehende Verrömerung unterbrochen und abgewendet hat. „Zuerst also weihte er wenige, bald mehrere als Genossen in seine Gedanken ein," berichtet Vellejus von Arminius, seinem Offizierskameraden einst auf Feldzügen des Tiberius; das gleiche war das Vorgehen Stauffachers, und sein Denkwürdiges hat es so, wie auch die heimliche Vergildung mit Vertrauensmännern der weiter zu verbündenden Völkerschaften und der Schwurgott germanischer Bündnisse annähernd bei den Ereignissen von 1289 bis 1291 sich wiederholten.

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Albert Daudistel: Die lahmen Götter (Berlin 1925) — Friedrich von Gagern: Wundmale. 2. Bd. (Leipzig 1924) — Otto Gysae: Abrechnung (Berlin 1924) — Alice Berend: Betrachtungen eines Spießbürgers (München 1924) — Wilhelm von Scholz: Gesammelte Werke (Stuttgart 1924)

Wieder einmal wird uns eine neue Kunst geweissagt, diesmal eine neue Erzählungskunst, auf die man um so mehr gespannt sein darf, als sie ein wirklicher Dichter befür- und bevorwortet, nämlich Rudolf Leonhard. Den beiden Erzählungen, die Albert Daudistel unter dem Namen Die lahmen Götter herausgibt, schickt Leonhard — den wir als Lyriker hier wiederholt nach Verdienst gewürdigt haben — folgenden Drommetenstoß voraus: „Hier ist nicht nur ein neuer Mann und ein neues Werk, nicht nur die Stimme einer Schicht, die sich Gehör erzwingt, die tausendmal ausgelaugt und ihrer schaffenskräftigen Individuen enteignet, dennoch nicht nur das Produktionsreservoir der ganzen Gesellschaft, sondern jetzt auch zur eignen Produktion fähig und entschlossen ist — hier ist, ganz absichtslos, die Ahnung der Kunst, die bald kommen wird — und sei es über unsere Leichen — hier ist ein Anfang des einzigen gültigen Weges, des Weges nach vorn."

Das läßt sich hören. Und bei so überzeugtem Ton überwindet man mancherlei Bedenken, die einem beim Lesen des übrigen, mehr als drei Seiten langen Vorworts beschleichen. Es zeigt nämlich deutlich, daß man ein begabter Lyriker und dabei doch ein unzulänglicher Kunsttheoretiker sein kann. Oder was will Leonhard damit sagen, wenn er gleich zu Anfang behauptet, daß der Expressionismus „gar nicht gestorben ist," „sondern, wie vor ihm der Naturalismus ... seine Mission erfüllt hat und ... sich außer Diskussion gesetzt hat." Ja, um Himmels willen, was heißt denn das bei einer Kunstrichtung anders, als daß sie eben selig entschlafen ist? Von ähnlicher Logik zeugt es, wenn Leonhard dies Buch für eine Probe „proletarischer Kunst" ausgibt und im selben Atem erzählt, daß der Verfasser „Schlachtermeistersohn, Agent, Matrose" gewesen sei. Nun, Schlachtermeistersöhne werden sich selber wohl eher zu den „Bourgeois" als zu den proletarischen „Enterbten" (für die auch mir das soziale Gefühl keineswegs fehlt) zählen, jedenfalls kann man just die Schlachtermeister schwerlich, wie Leonhard es tut, als die „tausendmal ausgelaugte" Schicht bezeichnen. Auch ein Agent ist als solcher nicht — wie das Beispiel Dehmels zeigt — ein Vertreter proletarischer Kunst. Wohl aber könnte man als Erzähler zum Exempel „Den armen Mann von Tockenburg" dazu rechnen, der freilich schon seit hundert Jahren tot ist ...

Gleichwohl verdient Leonhard unsern Dank, wenn er auf Daudistel hinweist, denn ohne Frage haben wir hier ein neues, sehr frisches Talent, dem man die Vorzüge „feste Kontur, Gedrungenheit, psychologische und soziologische Bestimmtheit," die sein Bevorworter von ihm rühmt, ohne weiteres zugestehen wird. Daudistel, der als sozialer Revolutionär fünf Jahre Festungshaft verbüßt, hat seine Erlebnisse in nuce sehr lebendig und, was ebenfalls erfreulich wirkt, ohne Betonung der politischen Tendenz erzählt. Ja, er macht sich in der ersten der beiden Erzählungen sogar ein wenig lustig über die Parteifanatiker, die selbst auf der Festung ihre hitzige Propaganda fortsetzen, das Gefängnis zu einer Pflanzschule und Erziehungsstätte radikaler Agitation machen und von nichts anderem als von Politik schwätzen. Er stellt diesen Unentwegten in seiner Hauptgestalt, dem Matrosen Muck, einen lustigen Allerweltskerl gegenüber, der schon auf der Fahrt zum Festungsgefängnis alle Mitreisenden auf den Kopf stellt und sogar die Wärter vergnügt macht. Und als auf der Festung, wo die Gefangenen ja nicht an ihre Zellen gebunden sind, die Revolutionäre sich zu politischen Versammlungen und gemeinsamer Arbeit zusammenschließen, beantragt Muck die Gründung einer Vergnügungskommission und veranlaßt allerhand lustige Streiche. Am schönsten gelingt dieses fröhliche Liebeswerk, als sein altes Mütterchen ihn tiefbekümmert und in der Sorge, man werde ihn noch erschießen, auf der Festung besucht. Da veranlaßt er einen Kameraden, sich seine alte Offiziersuniform anzuziehen und als jovialer Festungskommandant die Alte zu begrüßen ... ihr alle Befürchtungen zu nehmen. Er täuscht ihr allerhand Bequemlichkeiten, Bedienung und gute Verpflegung vor, bis das Mütterchen endlich erleichtert und froh die Festung verläßt, nicht ohne eine große Kiepe mit Wurst und Schinken vorher entleert zu haben. Diese Episode ist das Schönste der ersten Erzählung, die leider ein Bruchstück bleibt, da sie mit der Versetzung Mucks auf eine andere Festung abschließt.

Novellistisch geschlossener ist die zweite Geschichte, deren Hauptperson — wieder ein Matrose — nach Auflösung der Marine sein

Mädel heiratet und mit ihr eine leere Dachstube in einem rheinischen Industriestädtchen bezieht. Mit Mühe und Not verschaffen sie sich die notwendigste Einrichtung und Arbeit. Peter, der eine richtige Wasserratte geworden ist und schon fürchtet, als Grubenarbeiter sein Brot verdienen zu müssen, findet eine Stelle als Schauermann im Hafen und ist sehr vergnügt darüber. Aber er verunglückt schwer, wird arbeitslos und erhängt sich, was seine Frau, die zuletzt auf die Straße gegangen ist, um für ihren Mann und sich Lebensunterhalt zu schaffen, ihm nachmacht. Wie man sieht: eine schaurige, traurige Geschichte, deren Eindruck nur durch eine Unwahrscheinlichkeit gemildert wird, denn daß für einen bei der Arbeit ohne eigne Schuld verunglückten Schauermann weder vom Arbeitgeber noch vom Staat gesorgt wird, ist heutzutage wohl nur im Erzählungsplan eines Fabulierers möglich. Gleichviel: eine ergreifende Geschichte, deren Tragik sich wirkungsvoll-düster von der gesunden und frischen Lebensanschauung des Verfassers und seiner Lieblingsgestalten, die ihm wohl stark ähneln, abhebt.

Aber daß mit dieser Art der Erzählung nun eine neue Kunst angebahnt sei, „ein Anfang des Weges nach vorn," ist ein Irrtum. Wir hatten schon in den achtziger und neunziger Jahren eine viel ausgeprägtere proletarische Kunst, als diese 1½ Erzählungen des Schlachtermeistersohnes. Damals lebte Leonhard freilich noch nicht, oder konnte doch noch nicht lesen. Aber Dinge, die man nicht kennt, darf man deshalb noch nicht verneinen. Damals zeigte es sich auch, daß die „proletarische Erzählungskunst", so erfreulich die Erweiterung unseres Schrifttums durch sie war und ist, doch nur auf einen verhältnismäßig engen Bezirk beschränkt bleibt, bleiben muß, schon ihres Stoffes wegen. Daß aber auch für den Erzähler selber ein Fehlbetrag an Bildung, an Kultur noch nicht ohne weiteres einen Vorzug, einen „neuen Weg" bedeutet.

Gewiß: ich stelle es nicht als unerläßliche Bedingung hin, daß ein guter Romanschriftsteller oder Novellist zugleich ein feiner, im besten Sinne gebildeter Kulturmensch sein muß, aber ich halte es im allgemeinen doch für sehr wünschenswert, sofern es sich nicht um eine Begabung handelt, die dem Genie sehr nahekommt. Übrigens wird gerade eine solche Begabung nicht darauf verzichten ... Der facettierte Stein hat vor dem ungeschliffenen freilich nur den größeren und vielseitigeren Glanz voraus, aber am farbigen Abglanz haben wir nun einmal das Leben, man unterhält sich länger bei ihm, vorausgesetzt natürlich, daß der Stein echt ist. Das ist mir so recht deutlich geworden, als ich den Roman *Die Wundmale* von *Friedrich von Gagern* las. Er umfaßt zwei Bände von zusammen 854 Seiten und behandelt zum großen Teil katholische Angelegenheiten, dazu schlichte Alltagsmenschen, die an sich keine sonderliche Anziehungskraft haben. Auch ist der Roman fast gänzlich frei von aufregenden Begebenheiten, von jener Spannung, die gewiegte Erzähler wie Kohlensäure hineinzupumpen wissen in ihr Zapffaß. Trotzdem wird man beim Lesen dieses Romans nur selten ein wenig müde, nämlich dann, wenn der Verfasser sich gar zu eingehend mit dogmatischen Angelegenheiten beschäftigt; dafür verweilt man gern bei Betrachtungen, Gesprächen und Geschehnissen, die langweilen würden, wenn sie ein Dichter von geringerem Wissen und Geschmack erzählte. Aber Gagern bleibt niemals an der Oberfläche haften, zu allem nimmt er persönliche Stellung, und niemals bleiben seine Horizontlinien eng. Sein nicht geringster Vorzug ist, daß er schließlich die große Liebe hat, ohne die auch die blendendste Erzählergabe ein tönend Erz und eine klingende Schelle bleibt.

Die Geschichte selbst ähnelt von ferne der des Scheffelschen Ekkehard. Ein junger Geistlicher, Benedikt Siebenschein, der bei dem Fürstbischof in gutem Ansehen steht, hat nach glänzend bestandenem Priesterexamen auf eigenen Wunsch eine Landpfarre bezogen, nicht gerade freundlich empfangen von dem dortigen alten Pfarrherrn. Auch die betagte Haushälterin betrachtet den „studierten" jungen Kaplan mißtrauisch, nur die lebensdurstige Mali, die Verwalterin von Küche und Keller, sorgt dafür, daß er ein wenig Behagen findet, schließlich sogar in ihren Armen. Aber noch eine andere Verführung harrt des empfänglichen jungen Mannes hier. Im Sommer kommt eine große Sängerin ins Dorf, und infolge der leidenschaftlichen Liebe zur Musik, die Benedikt erfüllt und ihm schon von seinen Vorgesetzten und Amtsbrüdern verdacht wird, treffen beide bald bei dem Lehrer, dem einzigen musikalischen Insassen des Dorfs zusammen. Als Benedikt sie auf dem Klavier begleitet und — etwa in der „Salome" — sich eine für den in klösterlicher Einsamkeit Aufgewachsenen ganz neue Welt auftut, wird er von dieser Welt des Sinnenrausches so ergriffen und betäubt, daß — die Mali ein leichtes Spiel mit ihm hat ...

Und noch andere Anfechtungen muß der junge Kaplan hier auf dem Lande erdulden. Da ist der Dorfarzt, ein prachtvoller, wenn auch etwas knorriger Edelmensch, der aber als Ketzer gilt und von der Geistlichkeit in Acht und Bann getan wird. Es gehört zu den besten Schilderungen des Romans: wie dieser Aufrechte und Klarblickende zu kämpfen hat gegen Bosheit, Dummheit und hierarchische Unerbittlichkeit. Sobald er gar ein „Wunder" entlarvt, nämlich die „Wundmale" einer jungen „Heiligen" als die Folgen heimlicher Mißhandlungen durch ihre Mutter, einer Gesundbeterin, feststellt, hat er ganz bei der Geistlichkeit ausgespielt, und Benedikt wird es zum schweren Vorwurf gemacht, daß er mit dem Verfemten verkehrt. Es ist unmöglich, die lange Kette von Mißhelligkeiten, die sich dem jungen Kaplan (und dem alten Doktor) entgegenstellen, hier ab-

zuwickeln. Benedikt benimmt sich tapfer genug, muß sich aber von dem Herrn Protonotarius sagen lassen, daß Disziplin für einen katholischen Geistlichen das erste Gebot sei: „Gehorsam der Kirche! Biegen oder Brechen." Schwer sei der Dornenweg eines Priesters und am meisten dann, wenn er mit dem Herzen, statt mit dem Verstande dabei sei, wenn er eigene Wege zu gehen sich einfallen lasse, statt sich der Politik der Kirche ganz zu unterwerfen. Je ehrlicher und idealer es jemand mit seinem Amt nehme, um so härter sei sein Weg.

So ist — um die Summe zu ziehen — dem Benedikt Siebenschein viel von seinen Idealen genommen, als er abgelöst wird und von seiner Pfarre scheiden muß. Nun will er nach Rom und dort seine große Arbeit vollenden. Mit einer schwärmerischen Verherrlichung der „ewigen Stadt" schließt der Roman. Herz und Verstand waren in guter Gemeinschaft am Werk, zu schaffen, Menschen und Zustände sind ohne jeden Ismus naturwahr und lebendig dargestellt, auf jeder Seite spürt man den klugen und warmherzigen, oft humorvollen Beobachter, der das Echte und Vernünftige von dem Andersgearteten reinlich scheidet. Ich kenne keinen Roman, in dem katholische Angelegenheiten unbefangener und einsichtiger ohne engherzige Parteinahme behandelt wären, und der mehr hierüber zum Nachdenken anregte. Ein besonderer Genuß sind, wie immer bei Gagern, die Naturschilderungen, mögen sie noch so knapp gehalten sein. An diesen Bildern allein erkennt man diesmal das liebevolle Auge des leidenschaftlichen Jagdfreundes Friedrich von Gagern.

Wie ein Kunstschütze zu einem solchen Weidmann verhält sich — ihre Eigenschaften hier auf die Art zu schauen und zu gestalten angewendet — Otto Gysae zu Gagern. Also ist er eigentlich noch „kultivierter?" Wie man will. Jedenfalls bietet er in seiner Abrechnung die Form eines psychologischen Romans mit allen Raffinement neuer Erzählungskunst ausgestattet, es ist erstaunlich, wie hier ein Quentchen äußere Handlung zu einem Filigran von Romanweite ausgesponnen wird.

Die Personen dieser epischen Tragödie bestehen aus drei Männern und drei Frauen. Im Vordergrund bleiben davon nur zwei Frauen und ein Mann. Auch von diesen beiden Frauen verschwindet die eine nach kurzem Verweilen und es bleiben die zwei: Jakob und Fanny, sie im Vordergrund, er im Mittelpunkt. Beide haben vor acht Jahren einen kurzen Rausch des Glücks miteinander durchlebt. Jakob, ein junger bedeutender Arzt, ist aus der Provinzstadt, in der sie beide wohnten, plötzlich mit Fanny, einer schönen stolzen Patrizierin abgereist. „Direkt ins Glück" hatte Fanny, die bisher Unnahbare, keck auf die Frage „Wohin?" geantwortet. Aber das Glück konnte nicht von langer Dauer gewesen sein, denn nach zwei Monaten schon kehrte Fanny allein zurück und lebte wie früher, als ob nichts geschehen wäre, in ihrem einsamen großen Hause. Da kehrt — und hier setzt das erste Kapitel ein — nach acht Jahren Jakob Morin, der hochmütige vornehme Mann, ein anscheinend gefühlloser und kaltblütiger Denker, unerwartet zurück. Kein Wunder, daß es nun etwas zu klatschen gibt in der Provinzstadt.

Auf die Frage eines Bekannten, warum er zurückgekommen sei, erwidert Jakob, „um dem Leben noch eine Gelegenheit zu geben." Er meint eine Gelegenheit, die Sinnlosigkeit des Daseins gegenüber dem Aufwand von Kraft und Qual, deren es benötige, zu rechtfertigen.

Natürlich fühlen sich die beiden bald wieder zueinander hingezogen. Da scheint ein drittes Menschenwesen, ein kränkliches Weibchen von unendlicher Güte und Zartheit, die Fäden, welche sich nun zwischen ihnen spinnen, zu verwirren. Sie wird von der Liebe zu jenem Mann wie von einer Flamme ergriffen, die sich indessen selber bald verzehrt. Jene beiden aber fühlen, daß sie über die Grenze ihrer Liebe hinaus sind, daß ihnen das Leben schal sein muß, weil es nicht will, daß ein Glück zweimal blühe, weil es Maß in allen Dingen fordert, weil es das Gefühl nicht vom Verstande kontrollieren läßt und den Weg zur Unendlichkeit, nach dem Jakob sehnlich sucht, mit ewigen Wänden versperrt. So gehen die beiden stolzen und eigensüchtigen Menschen in gemeinsamem Freitode, der ihnen den letzten Augenblick noch verschönt, aus dem Leben. So rechnen sie mit dem Leben ab, nicht das Leben mit ihnen. „Es war Gnade" ist das letzte Wort eines Freundes.

Manches ist in dem Roman ungesagt geblieben, mit Absicht. Wie man denn die Absicht, mit anderen Worten die artistische Berechnung, die erklügelte Technik auf jeder Seite greifbar spürt. Verstandesarbeit überwiegt. Fast jeder Moment, jede Frage, jede Episode wird in langen Zwiegesprächen zergliedert, und schließlich steht die Analyse siegreich über der Synthese. Das soll kein Vorwurf sein, nur eine Artbestimmung. Das Leben selbst läßt ja die Synthese zugunsten der Analyse reichlich zu kurz kommen ...

In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen, und wer möchte Gysae als einen der geschicktesten Vertreter des modernen Kunstromans missen, wenn auch manche Kunstgriffe bedenklich das Gebiet des Hokuspokus streifen, so das geheimnisvolle Wispern von „jenen Ereignissen", „dieser ganzen Angelegenheit", von „alten Geschichten", das Heranziehen von Gerüchten sich widersprechender Art, um die Gestalten mit einem gedämpften Zauberlicht zu umgeben, das stete Spielen mit etwas gefahrvoll Kommendem, wie mit eingewickelten Handgranaten, die andeutende Zeichnung in wenigen Umrißlinien, die Isolierung der einzelnen Menschen, die

stete psychologische Bemühung auch bei nebensächlichen Dingen, — ein äußeres Merkmal ist die wohl ein dutzendmal wiederkehrende Wendung, daß diese Seelenregung nur bei einer Frau, oder nur bei Frauen unter sich, jene nur bei einem Mann möglich sei — kurzum ein verschwenderischer Aufwand von halb wissenschaftlicher, halb literarisch-kunstgewerblicher Mühe. Viel Geschick, viel Reife, viel Feinheit — in seiner Art bewundernswert. Aber, wie gesagt: ein Kunstschütze, dessen Fertigkeit man bestaunt, kein naturliebender Weidmann, mit dem man durch Feld und Flur streift und seine Freude am Wachsen und Blühen, an lebendiger Gestalt hat, nicht so sehr Erlebtes als Erdachtes, richtiger gesagt Ergrübeltes. Der denkbar schärfste Gegensatz zu jener Kunst, die uns bei Daudistel als die neue, als „der Weg nach vorn" gepriesen wurde.

Begeben wir uns auf neutraleres Gebiet. Alice Berend gehört zu den sehr seltenen Schriftstellerinnen, die über wirklichen Humor verfügen; trotzdem habe ich ein paar ihrer letzten Bücher überschlagen (was übrigens schon durch die kaninchenartige Fruchtbarkeit ihrer Muse gerechtfertigt ist), weil es mir unmöglich war, die Fülle von Gemeinplätzen, mit denen sie immer die ersten Zeilen selbst ihrer gelungensten und lustigsten Kapitel verunstaltet, auf die Dauer zu ertragen. So nahm ich denn auch ihr neuestes Buch Betrachtungen eines Spießbürgers mit einigem Zagen zur Hand und besah mir zunächst einige Kapitelanfänge. Richtig! da beginnt das eine wieder mit: „Gerechtigkeit muß sein", ein anderes mit: „Irgendwann muß jeder einmal etwas erleben". Schon hatte ich das Büchlein wie ein Wurfgeschoß gefaßt, um es in die Ecke zu spedieren, wo andere Geschmacklosigkeiten eine Art Kehrichthaufen bilden, da besann ich mich auf die List, die ersten Zeilen der Kapitel einfach zu überschlagen, ein Verfahren, das ich allen Lesern dieser fruchtbaren Schriftstellerin, die sich gegen Stumpfsinn schützen wollen, nur dringend empfehlen kann. Es lohnt sich wirklich, denn es ist beinahe der einzige Fehler, den Alice Berend in ihren Büchern nicht vermeidet ...

Im übrigen wird man es auch diesmal nicht bereuen, sie gelesen zu haben. In diesen Tagebuchblättern eines Großpapas, des Kaufmanns a. D. Theodor Pfeiffer, ist Alice Berend sogar von besonderer Schalkheit. Die Kinder und Enkel halten ihn für einen Spießer, Philister und Trottel mit gänzlich veralteten Anschauungen, während er in Wirklichkeit nicht nur ein geriebener Schlauberger, sondern obendrein ein humorvoller Mensch mit feinem Empfinden und gütigem Verstehen ist. Und aus den scheinbar lose und absichtslos hingeworfenen Tagebuchnotizen schält sich nach und nach die unabweisbare Tatsache heraus, daß nicht der Alte der eigentliche Spießbürger ist, sondern diese junge und sehr laute Gesellschaft mit ihrer Affektiertheit und ihrer „zeitgemäßen" Betulichkeit.

Wenn diese vordringliche Sippe alles besser weiß und keinen Widerspruch verträgt, so hat der Alte eine gute Waffe dagegen: er stellt sich plötzlich eingenickt und gibt einen sanften Schnarchton von sich. Das Dümmste ist, meint er, auf alle Fälle klug scheinen zu wollen. „Laßt euch ruhig für einen Trottel halten. Es kommt nur auf eins an. Daß man es nicht ist." Und das bestätigt er auf jeder Seite seines Tagebuchs. Es steckt viel feine Weltklugheit, gute Beobachtung und treffende Gesellschaftskritik in diesen Betrachtungen, eine Kritik, die doch niemals verletzt, weil ein versöhnender, liebenswürdiger Humor die Nasenstüber und Rippenpüffe mildert, welche an die wirklichen Spießbürger ausgeteilt werden.

★

Als im vorigen Jahre Wilhelm v. Scholz 50 Jahre alt wurde, und sich die Feuilletonfedern dutzendweise in Bewegung setzten, diesen Tag, nach altem deutschen Brauch, mit einer Betrachtung seines Werkes feierlich zu begehen, da kam es plötzlich wie eine Offenbarung in die Öffentlichkeit: Mein Gott, wir haben ja einen Dichter, einen richtigen, wirklichen, wesentlichen, geistig wie seelisch von erheblicher Potenz, der obendrein alle Gebiete der Dichtkunst beherrscht. Wußtet ihr das schon? Nein, sie wußten es nicht, die lieben Deutschen. Sie müssen erst am fünfzigsten, bei manchen erst am sechzigsten Geburtstag, bei nicht wenigen erst nach dem Tode mit der Nase auf die Feuilletons gestoßen werden, die den Dichter ernennen. Immerhin — freuen wir uns, daß so wenigstens die Stunde für Scholz geschlagen hat, und wünschen wir ihm nachträglich zu seiner endlichen Entdeckung Glück! Wer es noch nicht weiß, daß wir in Scholz einen Dichter von Rasse, von sicherem Können und hohem Sinn haben, der kann es aus seinen Gesammelten Werken erfahren, einer Jubiläumsausgabe in fünf Bänden. Auch der Literaturbeflissene erstaunt da über die Vielseitigkeit und Fülle der Schöpfungen. Er ist gleich hervorragend als Dramatiker, Erzähler, Lyriker, Kunstschriftsteller und rhapsodierender Wanderer. Als Erzähler — dies Fach kommt ja für uns hier besonders in Betracht — ist er verhältnismäßig spät hervorgetreten, aber es gibt kaum einen unter den heutigen Schriftstellern, der ihn in dieser Kunst überträfe. Er hat, sichtlich an Kleist geschult, ohne dessen Nachahmer zu sein, die hohe Fähigkeit, eine starke (an E. T. A. Hoffmann erinnernde) Phantasie, die auch in das Übersinnliche hinüberspielt, ohne die Logik der Natur zu verwirren, mit plastischer Anschaulichkeit, mit leise klingender Stimmung und einer sorgfältig gepflegten Sprache zu vereinen. Das heißt wohl so ziemlich die Anforderungen erfüllen, die man an einen Erzähler hohen Ranges stellen darf ...



Start zum Jagdrennen. Gemälde von Rudolf Otto

(Kunstausstellung Dresden)

Illustrierte Rundschau

Auch die Staatliche Porzellan-Manufaktur in Berlin hat die akademischen Pfade verlassen. Häufiger als früher erteilt sie dem künstlerischen Nachwuchs Aufträge. Es läßt sich nicht leugnen, daß das Ringen und Streben dieses Instituts, auf das wir alle stolz sind, seitdem sichtbarer geworden ist. Auch der Laie verfolgt die Berliner Neuausgaben jetzt mit wachsender Aufmerksamkeit. „Phantasie“ nennt Gerhard Schliepstein seine Gruppe der zartgliedrigen Jungfrau auf dem sprungbereiten, steigenden, jeder Zügelführung ledigen Pferd. Anatomen werden die überschlanken Glieder der jungen Dame nicht nachmessen dürfen, auch jedem geübten Reiter muß das Herz stillestehen, wenn er sich sachlich den nächstfolgenden Augenblick vorstellt, in dem die jetzt so unbekümmerte Eva unbarmherzig zwei Meter weit von der Kruppe des aufgeregten Zelters in den Sand fliegen wird. Aber hier ist ja alles Phantasie, und vielleicht soll gerade der Reiz in der Darstellung einer Situation liegen, die der nüchterne Alltagsmensch nicht begreift. Wer sich von solchen Bedenken loslösen kann, empfindet ganz gewiß die Harmonie der Linien dieser Gruppe in allen Überschneidungen. Und muß seine Freude haben an der technisch vollendeten Ausführung des schwierigen Stückes durch unsere Berliner Porzellan-Manufaktur.

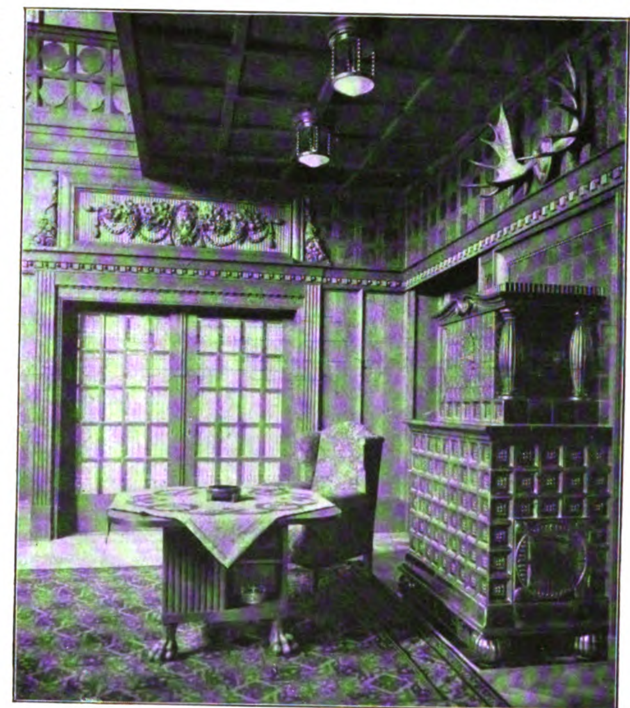
Das nächste Bild unserer Rundschau gibt einen Blick in die Diele einer Dresdner Villa. Es ist ein Werk des unsern Lesern längst bekannten Berliner Architekten Georg Honold, der, aus der Praxis stammend, durch Begabung, Fleiß und künstlerische Ehrlichkeit sich emporarbeitend, soeben sein 25jähriges Jubiläum feiern konnte. Der Raum, dessen Teilansicht wir vor uns haben, ist ganz in Eichenholz gehalten. Zwischen dem Holzpaneel und der Holzdecke ist als Verbindung ringsherum ein in Felder geteilter Lederfries angebracht; über den Türen befinden sich recht gut durchgearbeitete Schnitzereien. Honolds Lieblingstönung, die ruhig-vornehme Wärme, die alle schreienden Farben ausscheidet, erfüllt auch diesen behaglich-stimmungsvollen Raum. Der Kaminofen, ein Meißner Fabrikat nach Honolds Entwurf, hat sattgrüne Kacheln; Wände, Decken und Möbel sind in schönen grau-



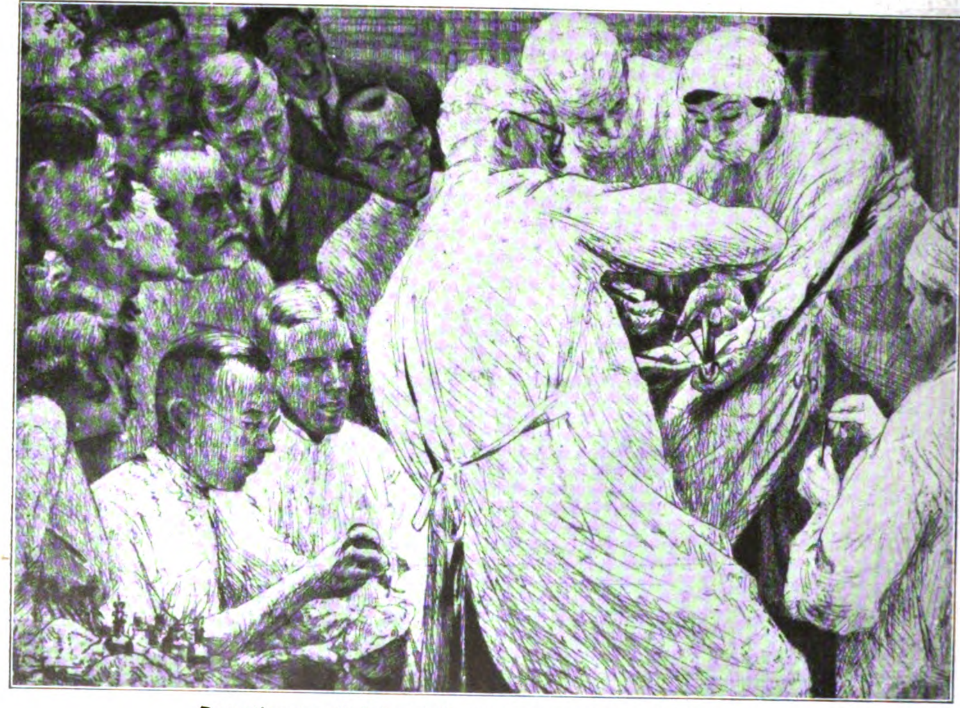
Phantasie. Porzellangruppe von Gerhard Schliepstein für die Staatliche Porzellan-Manufaktur, Berlin

braunen Tönen ausgeführt. Durch die Glastüren öffnet sich der Durchblick zu der großen, breiten Treppe, die mit einem schwarzgelben Teppich belegt ist. Im Obergeschoß sind auf der Galerie die wuchtigen Schränke aufgestellt, die dem ganzen Treppenhaus etwas Patriziermäßiges geben. Die Ruhe und Behaglichkeit aller Räume zeigt wieder den künstlerischen Stil Georg Honolds: er baut nicht für Neureiche, sondern für Menschen von alter Kultur.

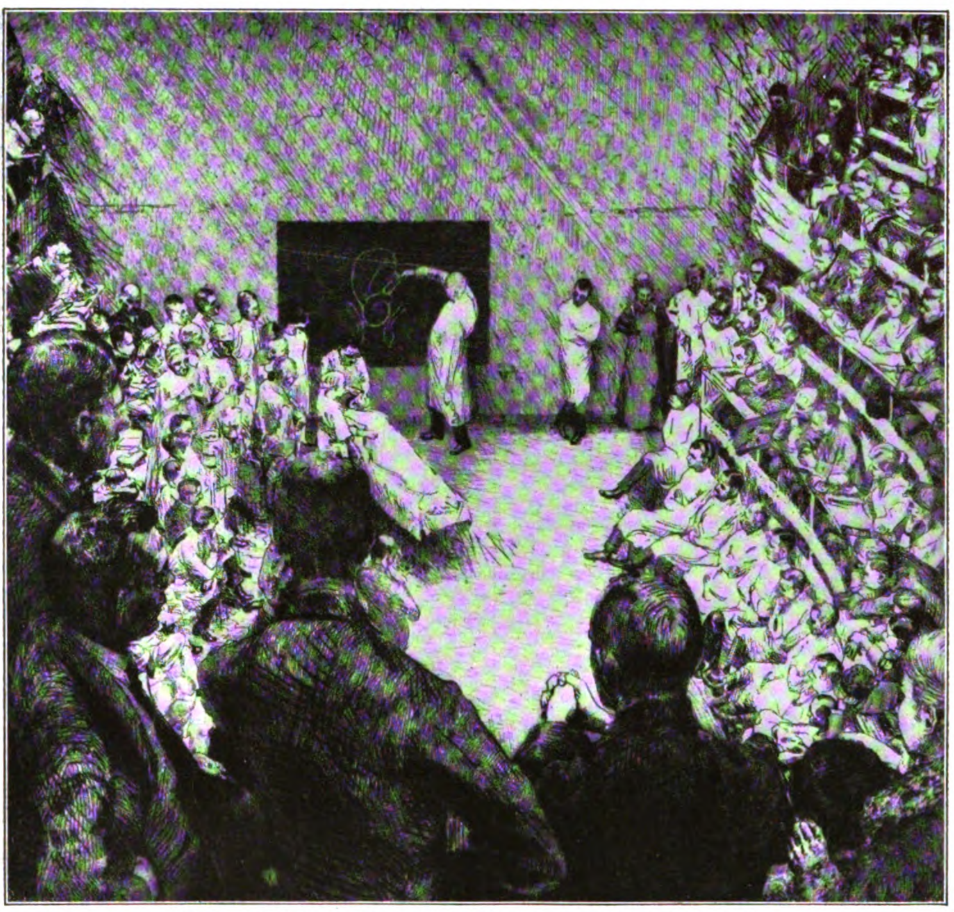
Zwei Radierungen, die sich an Heikelstes und künstlerisch Schwerstes wagen — weil sich dem Betrachter sofort zwangsläufig der Vergleich mit Rembrandts berühmter Anatomie aufdrängt — setzen unsere Rundschau fort, Arbeiten von Anni Müllensiefen: „Operation von Geheimrat Bumm in der Berliner Frauenklinik" und „Kolleg bei



Diele in einem Dresdener Privathause
Von Architekt Georg Honold, Berlin-Schöneberg



Operation von Geheimrat Bumm in der Berliner Frauenklinik
Radierung von Anni Müllensiefen



Kolleg bei Geheimrat Bumm. Radierung von Anni Müllensiefen

Geheimrat Bumm". Die Radierungen erwecken schon sachlich-inhaltlich starkes Interesse, und auch denen, die der heiteren Kunst geneigter sind als solch spannungsvoll erregender, gibt die künstlerische Gruppierung, die Verteilung von Hell und Dunkel, die geschickte Fesselung des Blicks auf einen Mittelpunkt, einen Begriff von dem starken Können dieser Künstlerin. Allen Hörern und Schülern des allzufrüh dahingegangenen großen Arztes und Lehrers aber bieten die beiden Blätter eine bleibende Erinnerung.

Doch unsere Rundschau gleitet rasch von Frauenschmerz zu Sommertand und zeigt, zur Erholung strapazierter Nerven, ein paar recht flotte Nadelwunder aus Poirets Werkstatt. Da bekommen Damen, die zufällig „rein nichts anzuziehen haben", ein paar hübsche Anregungen in den beiden Stilkleidern „Praline" (rosa Taffet mit blauer Borde und Silberstickerei), „Raf-taf-taf" (schwedischer Taffet mit moosgrünem Grund, an den Hüften plissiert) und dem Abendkleid „Banco" (schwarzer Crepe de Chine mit Band und Volant von Goldlamé). Die dreiteilige Aufnahme der Banco-Trägerin ist raffiniert gemacht. Und wir haben natürlich die Beruhigung: die junge Mannequin weiß durchaus nicht, wie hübsch sie wirkt.

Vom Ballkleid ein Sprung in die Badesaison, an die See. Das nächste Rundschaubildchen führt uns nach Ostpreußen. Im Verlag von Oskar Schlicht in Dresden hat Fritz Ludwig ein artiges Heft herausgebracht: Das Lied der Kurischen Nehrung. Paul Gräner hat es vertont, Eduard Bischoff hat Zeichnungen beigesteuert. Das Ganze hat Stimmung. Seltsam, daß unsere Landsleute, wenn sie Erholung an der See suchen, sich lieber zu vielen Tausenden in „mondänen" Bädern an überfülltem Strand zusammendrängen, in Hotelkasernen mit Tauentzienallüren, statt daß sie die herrlichen Badegelegenheiten von Ostpreußen aufsuchen, wo sie in idyllischen Einsamkeiten Wald und Wasser und einen prächtigen Menschenschlag finden ... So ein paar echte Typen im Südwester hat Bischof in der hier wiedergegebenen Zeichnung vor uns hingestellt. Man

atmet Seeluft, hört Möwen kreischen, es riecht ein bißchen nach Tran, aber es ist da gesundes Leben, weit, weit weg vom Strandtingeltangel. (Freilich, abends wird man gern einen Grog zu sich nehmen, den ostpreußischen Maitrank.)

Ein paar schöne kunstgewerbliche Gegenstände, die in Frankfurt a. M. auf der Ausstellung im Kunstgewerbe-Museum Beachtung gefunden haben, zeigt unsere Rundschau auf Seite 598. Es sind Arbeiten des



Stilkleid. Aufnahme Lipnitzki



Stilkleid. Aufnahme Lipnitzki

Frankfurter Goldschmieds Karl Berthold. Neben Letvé, Berlin, und Schmidt-Ringel, Nürnberg, gehört Berthold, entwerfender und ausführender Künstler zugleich, zu den bedeutendsten lebenden Meistern handwerklicher neuer Goldschmiedekunst. Man beachte in dem „Döschen", dessen Deckel ein großer Topas ist, die Gestalt des schreitenden „Gras-Männchens". Die Arbeit ist im Besitz des Dresdener Kunstgewerbemuseums.

Den Schluß der Rundschau bilden zwei

Aufnahmen der indischen Tänzerin Vanah Yamy. Die Tempeltänze hat die amerikanische Berufstänzerin Ruth St.-Denis vor zwei Jahrzehnten durch alle Erdteile getragen. Hunderte von Nachahmerinnen haben sie dann immer mehr dem Tanzkatechismus des alten Balletts angeähnelt. Kommen Eingeborene aus dem fernen Osten und zeigen uns ihre seltsam scharfprofilierten Tänze mit dem fremdartigen Rhythmus, der dem Geklapper des Jazzband-Niggertums so himmelweit entfernt ist, dann lauscht und staunt man doch immer wieder über die feierliche Note, die sich dem erotischen Grundakkord so selbstverständlich einordnet, — und lächelt über die unbeholfene Varietéschule der Kopistinnen. Tänzerinnen, die noch vor ein paar Jahren ein Abendprogramm aufstellen durften, worin sie sich in den verschiedensten Nationaltrachten zeigten und uns bald spanisch, bald ägyptisch oder ungarisch kamen, sind heute einfach unmöglich geworden. Der Tanz ist nicht mehr eine Fertigkeit der Muskeln und Gelenke, sondern er ist eine Ausdruckskunst, die sich noch immer weiter und höher entwickelt. Sogar der Musik kann er entbehren, er bedarf nur leichter rhythmischer Stützen. Man tanzt auch nicht mehr Chopin und Strauß. (Eher schon Goethe.) In keiner andern Kunst hat sich eine so durchgreifende Revolution und Reformation vollzogen — und in so kurzer Zeit!

Unsere Kunstbeilagen, deren große Reihe das aus dem Schlosse Sagan stammende Bildnis der Herzogin Dorothea eröffnet, zeigen Werke von Künstlern verschiedenster Richtung. Walter Georgi, der allzufrüh verstorbene feinsinnige Künstler, ist als Landschafter kurz vor seinem Tode mit einer Sammelausstellung im Münchner Kunsthaus Brakl hervorgetreten. Seine Motive stammten aus dem bayrischen Oberland und aus der Bretagne. Meistens enthalten sie auch Figürliches, schlicht und natürlich in die Landschaft hineingesetzt. Besonders seine Fischertypen aus der Bretagne haben Erd- und Wassergeruch. Das weist auf die doppelte Begabung des Künstlers hin. In seinem Herrenbildnis, das wir in diesem Heft wiedergeben, beweist Walter Georgi seine beseelende, den ganzen Menschen unbarmherzig und doch



Abendkleid. Aufnahme Lipnitzki



Heimkehrende Fischer. Zeichnung von Eduard Bischoff zum „Lied der Kurischen Nehrung"

liebevoll zergliedernde Porträtierungskunst. Wilhelm Kuhnert, Emil Cauer, Werner Heuser, Willy Reetz, Alfred Bachmann, Albert Lamm sind — zum Teil durch selb-



Getriebener Deckel und Fuß eines Pokals



Muschelschale

Goldschmiedearbeiten von Karl Berthold, Frankfurt a. M.

ständige Künstleraufsätze unserer Hefte — unsern Freunden längst keine Fremden mehr.

Im 24. Jahrgang, also vor jetzt anderthalb Jahrzehnten, haben wir Albert Lamm als den Maler des Franken-Jura gezeigt. Ältere Leser werden sich der Veröffentlichung, die eine größere Reihe von Gemälden Albert Lamms wiedergab, auch des anschaulichen Textes halber entsinnen. Der Künstler selbst hatte ihn verfaßt und in spannender Weise von seinen Höhlenwanderungen erzählt, die er von Muggendorf aus zu unternehmen pflegte. Die ganze Gegend um Muggendorf herum lebte damals für weite Kreise auf, die bis dahin vom Franken-Jura überhaupt nur eine recht blasse Vorstellung hatten: die Ruine Neideck, das Wiesental, Tuchersfeld, Doos, Burg Rabenstein, die Einöde Baumfurth u. a.

Der Münchner Kunstmaler Alfred Bachmann, dessen stimmungsvolle Nordsee- und Wattenbilder rasch sehr bekannt geworden sind, überließ uns im Jahre 1923 (Augustheft) die höchst interessante Schilderung der deutschen Expedition nach Südwestpatagonien, an der er teilgenommen hatte. Die aus seiner Hand stammenden farbigen Skizzen gaben eine gute Vorstellung von dem seltsam düsteren Lande mit seiner abergläubisch verängstigten Bevölkerung, seinem Sturmheulen, seinen tropischen Regengüssen und der weltabgeschiedenen Einsamkeit.

Die indische Tänzerin Vanch Yamy. Photographie Lipnitzki

Rudolf Otto, der Dresdener, 1887 zu Groß-Schönau geboren, ein Schüler vom Meister Karl Bantzer, hat im Kunstsalon Richter in Dresden kürzlich eine Sammelausstellung veranstaltet, die ein gutes Gesamtbild seines starken Könnens zeigte. Leibl, Schuch, Trübner sind die Ausgangspunkte seines Schaffens. Sein „Start zum Jagdrennen“ beweist, daß er die große Form der Alten beherrscht und eigne Wege zu gehen gewillt ist, ohne doch das gute Handwerkskönnen zu verachten. Gesunder Fortschritt ist's, dem auch die sonst leicht etwas argwöhnische, das Neue ablehnende ältere Generation freundwillig folgen wird.

Die *Novellen* dieses Heftes bieten grundverschiedene Stoffe und grundverschie-



Vanah Yamy. Photographie Lipnitzki

dene Darstellungskunst. Wilhelm von Scholz, der verträumte, gedankentiefe Dichter vom Bodensee, ist nur mit einer kleinen Gabe vertreten; aber wundervoll weiß dieser Meister auch in der engsten Form weite Aussichten freizugeben. Der seinerzeit vielumstrittene Schöpfer von „Jena oder Sedan“ und dem Drama „Zapfenstreich“, Franz Adam Beyerlein, gibt in seinem „Küraissier von Gutenzell“ ein liebevoll gesehenes Bild aus der friderizianischen Zeit, leise verwandt dem in den Kriegsjahren öfters aufgetauchten Enoch-Arden-Motive, hier aber von einem behaglichen Humor gewürzt. Der Verfasser der Gesellschaftsnovelle „Mitten durch den Vorhang“ ist vor Jahren in unserem Almanach zum erstenmal hervorgetreten. Er weiß die äußerlich pikante Fabel der Eheirrung durch psychologische Kunst zu vertiefen, er weiß, in Frauenherzen zu sehen, und er weiß, mit mondäner Geste über Abgründe hinwegzugleiten. Jedenfalls liegt eine atemlose Spannung in dem Tempo seiner Darstellung.

Das letzte Heft dieses Jahrgangs, das Augustheft, bringt zwei größere, in sich abgeschlossene Erzählungen: „Die Fürstin reitet“, von Ina Seidel und „Das Feuerhorn“ des Hamburgers Blunk, ferner eine Novelle von Ottomar Enking: „Die große Stunde“. H. G.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker in Berlin**
Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — **Nachdruck des Inhalts verboten.** Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Die Barke. Gemälde von Herbert Lehmann



Die Fürstin reitet

Erzählung von Ina Seidel

Die achtzehnjährige Fürstin Daschkoff befand sich zu Anfang des Jahres 1760 im Hause ihrer Schwiegermutter zu Moskau, in Erwartung ihrer zweiten Niederkunft und beträchtlich gelangweilt durch die Einschränkung der Bewegungsfreiheit, die ihr Zustand ihr auferlegte. Diese Schonungsbedürftigkeit, weniger von ihr selbst empfunden als von ihrer Umgebung, besonders von der alten Fürstin, vorausgesetzt, betont und berücksichtigt, hatte sich ihr besonders peinlich bemerkbar gemacht, als sich Fürst Daschkoff im Spätherbst, einem der launischen und unvorhergesehenen Befehle des Großfürsten Peter folgend, noch vor Ablauf seines Urlaubs nach St. Petersburg zu seinem Regiment hatte zurückbegeben müssen, und sie ihn nicht hatte begleiten dürfen. Schon eine Woche nach seiner Abreise hatte sie das ganze Glück ihrer beiden ersten Ehejahre fraglich werden zu sehen gemeint. Der Abschiedsschmerz, ausgelebt bis in die Raserei körperlicher Krisen hinein, über Weinkrämpfe und Fieberanfälle hinweg zu der wundervollen Steigerung der Gewißheit seelischer Unzertrennlichkeit dringend, — zu jenem Rausch übersinnlichen Verbundenheitsgefühls, der auch unglücklich Liebende beflügeln und beseligen kann, — dieser Abschiedsschmerz war Wonne, war Entzückung gewesen angesichts der öden Wochen und Monate, die gefolgt waren. Freilich, — wieder war man die kleine brütende Amsel im Nest, wieder ward man verwöhnt, betreut und gehätschelt, mit Leckerbissen gefüttert, in Seide und Daunen gebettet wie vor Jahresfrist, vor der Geburt der kleinen Natascha. Wieder hieß es: Vögelchen, Töchterchen, Mütterchen, nur nicht dieses, nicht jenes! Keine kalten Füßchen riskiert, keinen Schnupfen, keine Kolik, — beileibe keine Schlittenfahrt, keinen Schritt auf die eisigen Fliesen der Kirchen und keine Kohlsuppe ohne ein Kümmelschnäpschen darauf! Aber dieser ganze Kult ihrer werdenden Mutterschaft, vor einem Jahr lieblich, erwärmend, erheiternd, — langweilig war er jetzt, aufreizend, erbosend, da Michael ihn nicht leitete, da er nicht da war, sie in seine mächtigen Arme zu nehmen, nächtlich mit ihr von dem kommenden Kindchen zu flüstern und die gute, warme Hand auf ihren Leib zu legen, um das pochende, stoßende Leben zu fühlen. All diese Rührseligkeit der alten Leute um sie her machte sie ungeduldig und verzweifelt: die trüben Augen, die ihre Schritte bewachten, die welken Hände, die sie tätschelten, wo sie ging und stand, die unaufhörlichen Rhapsodien von den Gütern, den Verdiensten, von der großen Vergangenheit der Daschkoffs und der prächtig gesicherten Zukunft des Erben, den im Schoß zu tragen sie gewürdigt war. Da wußte die Tante Vera Alexandrowna diesen Zug aus dem Leben von Michaels Urgroßvater und der Onkel Sascha Petrowitsch jenen Heldenstreich von jemand, der gegen die Türken zu Felde gezogen war. Die ältliche Base Lisaweta Iwanowna erzählte unermüdlich aus Michaels Kindheit und nun gar die Mamuschka! Sie wünschte in dem Enkel Michaels Vater auferstehen zu sehen, und der früh Verblichene schritt durch alle Gespräche, ein Urbild edlen Bojarentums, das selbst Michael, der geliebte, ja, der angebetete Sohn, — nein, das Michael nie erreichen würde, denn der Zar, dem er dienen würde, dieser holsteinische Her-

zogssohn, Peter, aus dem Hause Gottorp, er war kein Russe! Aus diesen Erinnerungen, Erwartungen und Hoffnungen seufzte Enttäuschung, flüsterte Melancholie, und nicht die Enttäuschung und Schwermut allein der greisenhaften Familie, des aussterbenden Geschlechts. Katharina Romanowna, die junge Fürstin Daschkoff, fühlte zuweilen sehr wohl, was für Wünsche es waren, die ihren schwangeren Schoß umkreisten, — mächtigere Wünsche als die eines gealterten Stammesgeistes, der mit tyrannischer Zärtlichkeit über der Möglichkeit wachte, sich noch einmal verkörpern zu dürfen, — Wünsche eines ganzen, ungeheuren, dumpfen, träumenden Volkes, das im Schlaf vom Helden lallte, der es erlösen, von der Mutter, die ihn gebären sollte. Nicht umsonst hatte sie sich mit dem Augenblick ihrer Hingabe an Michael Daschkoff auch der alten, heiligen Heimaterde hingegeben, war aus dem europaisierenden St. Petersburg mit ihm ins alte heilige Moskau gezogen und fühlte sich nun mit der mystischen Vermischung von ihrer beider Blut in ihrem Schoß dieser Erde vollends heimgegeben und verfallen. Nicht umsonst hatte sie die französische Sprache, in der sie von früh auf hatte denken und sprechen müssen, die westlichen Gewohnheiten, in denen sie erzogen worden war, endlich gegen die Muttersprache vertauscht, hatte russisch sich kleiden, russisch essen gelernt, — war zwanzig Monate lang in dem patriarchalischen Verwandtenkreise des Gatten aufgegangen wie die Ähre im Weizenfeld. Oh, Katharina Romanowna fühlte sehr wohl. Aber sie deutete ihr Gefühl nicht. Oder aber, die dunkle gewaltige Spannung, die sich auf sie richtete, ward von ihr nicht weiter geleitet auf die zuckende Frucht ihres Schoßes. Sich selbst fühlte sie im Mittelpunkt der drängenden Ströme, sich selbst überließ sie ihnen, jung und voll unerlöster Lebenswut, wie sie war. Und manchmal entnervt, und manchmal rätselhaft erregt und immer unzufrieden mit dem grimmigen Winter, mit dem satten behaglichen Moskau, mit den ewig kartenspielenden Verwandten, mit der demütigen Dienerschaft, mit der weinenden kleinen Nataſcha, — mit der Einsamkeit, ach, dieser Einsamkeit! — und mit sich selbst brachte sie diese Monate hin. Nichts hatte die Trennung von St. Petersburg bedeutet, solange Michael sie mit ihr geteilt hatte, solange sie mit ihm von den gemeinsamen Freunden, vom Hof, von der Politik der Kaiserin und von Gott weiß welchen großen und kleinen Intrigen hatte plaudern können, — solange die Gewißheit der gemeinsamen Rückkehr das Ziel aller Pläne und Unternehmungen gewesen war. Michael aber dort zu wissen, allein, ohne sie, — St. Petersburg sich vorzustellen und Michael mitten drin, wie er Bälle und Zirkel besuchte, tagtäglich mit den amüsantesten Leuten aus aller Herren Ländern plauderte, wie er tanzte, an den Spieltisch der Kaiserin befohlen ward oder zugezogen zu den kleinen intimen Soupers beim Großfürsten, — wie er Musik hören konnte (woraus er sich freilich nichts machte!) und die geliebten französischen Schriftsteller und Philosophen, deren Werke in St. Petersburg hatten zurückbleiben müssen, jeden Abend vor dem Einschlafen lesen konnte (was er natürlich nicht tat!) — oh, diese Vorstellungen schufen die Residenz vollends zum verschlossenen Paradiese um. Michaels Briefe voll offener und geheimnisvoller Andeutungen über die Vorgänge am Hofe machten nichts besser. Sie waren kurz, diese Briefe, aber gerade deshalb boten sie der eigenen Phantasie unendlichen Stoff zu Grübeleien, zu Vermutungen. Die Kaiserin kränkelte, — nun ja, das war bekannt. Erwartete man etwa eine plötzliche Wendung zum Schlimmeren? Rechnete man bereits mit ihrem Abscheiden? Wozu die häufigen Erwähnungen ihres Befindens? „Gott erhalte unser Mütterchen, mögen die Jungfrau und alle Heiligen über sie wachen und über unser armes Rußland!" seufzte die alte Fürstin und bekreuzigte sich. Denn der zukünftige Zar hatte keine Sympathien. Mißtrauisch, mißvergnügt betrachtete man die beiden deutschen Fürstenkinder, die die alternde Zarin ins Land geholt und denen sie den Thron zugedacht hatte. Diese Stimmung herrschte wenigstens, soweit es sich um den Großfürsten handelte. Was Katharina, die Großfürstin, betraf, so war eine andere Strömung fühlbar. Man bedauerte sie. Ach, gezwungen, diesen Blödian zu heiraten, mit ihm zu leben, dessen beste Unterhaltung in der Dressur von Hunden und im Drill von Soldaten nach preußischem Vorbild bestand, der seine holsteinischen Korporale zu Generälen avancierte und mit ihnen Tabak rauchte und Bier trank! Sie sollte eine schöne junge Frau geworden sein, Geschmack und Geist haben, töchterlich an der Zarin hängen und wahre Liebe für ihr neues Vaterland an den Tag legen. Nun, wußte Katharina Romanowna etwa von ihr zu erzählen? Hatte sie sie gesehen? Sie einmal gesprochen?

Dies war die Frage, die Katharina Romanowna gesprächig machte. Dies war das Thema, über das sie zu schwatzen begann, selig, mit einem Aufleuchten der gelangweilten Augen und einem Erglühen der Wangen, wie es sonst nur Michael hervorrief. Sie

war der Großfürstin begegnet, — einmal, im Hause ihres Oheims, des Großkanzlers. Sie war der geistigen und weltlichen Vollendung in Person begegnet, hatte Gnade gefunden, war durch eine längere Unterhaltung ausgezeichnet worden, sie, ein unscheinbares kleines Mädchen, sechzehnjährig damals, kurz vor ihrer Verheiratung. War der Großfürst ein Bauer, und weniger als ein Bauer, sie, die Großfürstin, war für den Thron geboren wie nie ein Weib zuvor. „Und ..." irgendein Strahl von Sehertum zuckte sekundenlang auf — „sollte Rußland schon reif sein, der Mutter ganz zu entbehren? Oh, Katharina wird uns wohl aus den Windeln heben und uns gehen lehren ..."

Die Bemerkung fiel unter den Tisch. Der Onkel Sascha mischte die Karten, die Damen griffen nach den Süßigkeiten und dem Tee. Die alte Fürstin aber schüttelte den Kopf und sagte: „Leg' dich nieder, Täubchen, zieh dich zurück! Sieh, wie du glühst, du fieberst mir wieder. Was würde Michael sagen?" —

★

Der feinfühlige Genius der Verbundenheit dieser beiden Gatten bewirkte es, daß Michael Daschkoff stürmisch und unaufhaltsam von St. Petersburg nach Moskau aufbrach, als der Körper Katharina Romanownas von den ersten, noch unbewußten und traumhaften Wehen befallen ward. Durch blauweiße Ebenen, reifstarrende Wälder, durch atemraubende Flockenwirbel, durch krachenden Frost rief das Geläut seines Dreigespanns unaufhörlich den Namen der Geliebten und die Botschaft seines Kommens. Sein Blut siedete, er fand keine Ruhe in den elenden Schenken an der Straße, trieb noch vor Morgengrauen zum Aufbruch und saß mit geladenen Pistolen bereit, den hungrigen grauen Schatten zu wehren, die lungernd seiner Fährte folgten. Das Sieden des Blutes hatte seinen Grund nicht in ungeduldiger Sehnsucht allein. In Moskau ließ er sich vor das Haus von Verwandten fahren, taumelte halb besinnungslos vor Fieber aus dem Schlitten, von einem schmerzhaften Halsübel befallen und kaum noch fähig, seine Mutter von seiner Ankunft zu benachrichtigen. Es war der Abend, an dem Katharina die ersten deutlichen Anzeichen der nahe bevorstehenden Entbindung gespürt hatte. Sie hatte sich schon zurückgezogen und war im Begriff, sich niederzulegen, als sie aus der Geheimtuerei ihrer alten Wärterin ein besonderes Ereignis argwöhnen mußte und nicht ruhte, bis ihre Fragen die Wahrheit aufdeckten. Ah, mon Dieu, und sie hatten ihr den Geliebten vorenthalten wollen, bis das Kind da wäre! Lächerlich! Fühlte sie nicht, wie Michaels Sehnsucht, sie zu sehen, das Haus in Brand setzte! Welche Mühe kostete es, die alte Fürstin zu bewegen, zur Ruhe zu gehen, sie zu überzeugen, die Wehen hätten wieder ausgesetzt, das Kind hätte durchaus nicht vor, in dieser Nacht zu erscheinen, — aber es dächte nicht daran! Daß Katharina Romanowna es dann fertig brachte, sich mit Hilfe der Hebamme und der alten Wärterin unter fortwährenden Schmerzen durch die eisige Nacht zu dem Hause zu schleppen, wo Michael war, — daß sie nicht stöhnte, sondern nun unaufhörlich ihre ob dieses sündlichen Leichtsinns lamentierenden, alten Krücken antrieb, ausschalt und so unter Fluchen, Lachen und Weinen ans Ziel gelangte, — das war vielleicht das erste Zeugnis, das Leidenschaft von ihr forderte und erhielt. Freilich brach sie am Bett des Gatten ohnmächtig-selig zusammen und fand sich erst zu Hause auf dem Schmerzenslager wieder. Übrigens kam der Knabe schnell und gesund zur Welt, seine Mutter schrie und lachte dabei und hatte kaum den ersten stärkenden Schlaf hinter sich, als sie wieder nach dem Vater fragte, — nach dem Vater und dann erst nach dem Sohn. Nun gab es gemeinsames Kranksein, gemeinsames Wochenbett, gemeinsame Genesung, — gab ein heiliges und nahrhaftes Tauffest mit einem feierlichen Te deum und der großartigen Beschenkung aller Leibeigenen, — endlich, endlich aber gab es Sichwiederhaben, Aufatmen nach Trennung und Fährlichkeit, Stille, Verwunderung und Seligkeit des Sichwiederfindens.

Michael hatte eine ganze Wolke Petersburger Luft mitgebracht, und es war seltsam, wie sie beide auf einmal mit vertauschten Reizen aufeinander wirkten: von ihm ging jetzt der Zauber jener Welt der Ambitionen und Intrigen aus, der Welt der Masken, der amoureusen Verwicklungen, der diplomatischen Komödien, — jener Welt, wo es unter der Oberfläche des Spiels und der graziösen Tändelei um große Dinge ging, um Macht, und wieder um Macht. Sie aber, die kleine brütende Amsel im federgepolsterten Winternest hinter dem riesigen Kachelofen, aus dem die Birkenholzblöcke helle, sausende Wärme strahlten, — sie, das Mütterchen mit dem Kind an der eigenen zarten Brust, sie blühte da mitten im alten Schnee der Heimat für ihn als die einzige lebendige Frau auf der Welt nach all den Puppen in St. Petersburg. Ihre Ehe hatte nie etwas mit Vernunft und Übereinkunft zu tun gehabt. Sie war von Anfang an eine ganz und gar menschliche Angelegenheit gegenseitiger seelischer und körperlicher Bedürftigkeit gewesen, ein wundervoller Fall von Aufein-

anderangewiesensein, — eine Sache, so rar, wie zwei Mandeln in einer Schale. Aber jetzt erst schien sie entfaltet, im vollen Besitz ihrer Leuchtkraft, ihres Duftes, ihres Überschwangs. Das zeigte sich in der Stille der Nacht, im trautesten Beieinander, wenn die ganze Korona wohlwollender greiser Gesichter, die den Tag über um sie herum gewesen war und entzückt Notiz von jedem zärtlichen Blick, jedem Handkuß, jeder kleinen sehnsüchtigen, körperlichen Verständigung genommen hatte, — wenn dieser ganze, so herzlich an ihnen beteiligte Zuschauerkreis ins Wesenlose gesunken war. Wenn man wußte, sie waren nun in Gottes Schutz und unter Gebeten eingeschlafen, die Mamuschka und der Onkel Sascha Petrowitsch, die Tante Olga Fedorowna und Vera Alexandrowna nebst Lisaweta Iwanowna, den Basen! Untergebracht waren sie, lagen in den Federbetten vergraben bis zu den Ohren, wisperten nicht mehr, lächelten, nickten, tätschelten nicht mehr, waren mäuschenstill, atmeten bloß, schnauften, schnarchten gelinde. Still waren auch die großen Öfen, die nun stundenlang nichts zu fressen bekamen. Die Luft seufzte manchmal in ihnen und im Dunkeln bewegten sich heimlich die glühenden Lämpchen vor den Heiligenbildern. Dann erst war man allein, in warmer Geborgenheit, auf einer Insel des Sommers mitten im starrenden Winter. Dann erst wuchsen aus gestillter Sehnsucht die langen, köstlichen Stunden des Plauderns und der Vertraulichkeit. Katharina fragte nach den Menschen, die ihre Kindheit und ihre frühe Jugend umgeben hatten, es waren so viele, daß Michael manchmal versagte, diesen mit jenem verwechselte, sich an den Kopf griff und sagte: „Verzeihe mir, Vögelchen, aber den mußt du geträumt haben, oder er ist gestorben, ich kenne nicht einmal seinen Namen!“ Wurde sie aber ungeduldig, oder ward ihm des Fragens zu viel, so begann er vom Hof zu erzählen. Und bald waren sie beide heiß und eifrig wie zwei Kinder, die bereden, was sie unternehmen wollen, wenn sie erst groß sein werden.

Was ging hier vor?

Wie ein starrender Leichnam lag das alte Rußland unter den klingenden Wintergestirnen. Aber es war nicht tot. Hier, mitten im heiligen Moskau, in dem alten hölzernen Palast glühte und zuckte sein unsterbliches Herz.

Michael Daschkoff sprach von der alternden Kaiserin, von ihrer körperlichen Hinfälligkeit, von der allgemeinen Erwartung ihres Todes. Er sprach vom Großfürsten. Und wenn er genug vom Treiben dieses traurigen Schwachkopfs erzählt hatte, von seiner geistlosen Nachbeterei des preußischen Königs, seiner Hunde- und Menschendressur, seinem Soldatenspiel, seinen unappetitlichen Gewohnheiten und seiner geschmacklosen Günstlingswirtschaft, — so schwiegen sie beide eine Weile. Dann aber sprachen sie von — ihr.

Sie aber war Katharina, die Großfürstin.

Daß sie geistvoll sei, mutig; daß sie von Monat zu Monat schöner werde, prangender, strahlender, gütiger. Daß sie gelehrte Bücher lese und Tragödien schreibe und mit den feinsten Geistern Europas in Korrespondenz stehe; daß sie aber auch reite wie der Teufel, was die alte Kaiserin nicht haben wolle. Sie tue es aber doch. Daß sie die bezaubernste Frau am Hofe sei, die jedermann anbete, von den Kammerherren und den Offizieren der Garden an bis zum letzten Ofenheizer ...

Katharina, die kleine Fürstin, mit beiden Armen auf die mächtige Brust ihres jungen Gatten gelagert und ihm im Schein der leise wehenden Kerzen in das rötliche Antlitz blickend, über dem das von Puder entstaubte Haar aschblond und lockig wirbelte, — Katharina flüsterte atemlos: „Auch du, Mischa, mein Birkbaum, auch du?“

Und wenn er nun beide Arme reckte, sie zu umfassen und ans Herz zu pressen, wenn er stammelte: „Auch ich, Katja, mein Amselseelchen, auch ich! Wir alle sind ihre Sklaven!“ so flüsterte sie an seinem Munde und halb erstickt von seinen Lippen nur dies: „Und auch ich. Auch ich ...“

Indessen war der Winter noch lang und die Tränen und Beschwörungen der Mamuschka ließen ernsthafte Heimkehrpläne in das gelobte Land der Kultur und in den Bannkreis der Zauberin gar nicht aufkommen. Die Langweile, die auch über Michael kam, und die alle Freude, alle Zärtlichkeit, alles Glück aneinander mit ihrer Erstarrung bedrohte, zeitigte sonderbare Früchte der Phantasie. Nachdem Katharina jene Scheu überwunden hatte, die die Mutterschaft von neuem über sie gelegt wie einen reizenden Schleier gravitätischer Würde, — nachdem sie den Kleinen völlig der Amme überlassen hatte und ihr Körper begann, seine ursprünglichen Formen zurückzugewinnen, deren einstige Herbigkeit jetzt freilich reizvoll gesänftigt war, so bat sie in einer Nacht Michael, ihr einen Knabenanzug machen zu lassen. Es war in einer sonderbaren Mitternachtsstunde; auf dem Bettrand sitzend war Michael aus dem unmutigen Politisieren über den preußischen König und die Kaiserin von Österreich ins Schwärmen geraten und der

alte Russentraum von der Sprengung der Pforte und der Eroberung des Goldenen Horns hatte seine Rede befeuert.

„Einen Knabenanzug — Kind, wozu?"

Ihre schmalen Hände umklammerten heiß seinen Arm.

„Mit dir in den Krieg reiten — du!" Und die vorzeitig unterdrückte Flamme ihres ungestümen, knabenhaften Geistes, — die in allzu früher Mutterschaft verlorene Lust nach Abenteuern und Heldentum hatte plötzlich Luft bekommen und brannte steil auf. Als dann der Anzug fertig war, — eines Edelknaben Anzug aus dunkelblauem Taft, — Michael hatte ihn in schnell entfachtem Entzücken gleich bei dem leibeigenen Hausschneider bestellt, — und als Katharina ihn zum erstenmal anhatte, da kam in der Stille der Nacht ein solcher Taumel der Entrückung über sie beide, daß sie meinten, zum ersten Male vereinigt zu sein. Eine bezaubernde Fremdheit war plötzlich zwischen ihren einander so vertrauten Körpern eingebrochen; Spiel und Wirklichkeit verschmolzen miteinander und ergaben eine Steigerung gegenseitiger Anziehung, wie noch nie.

Das Spiel einer solchen Nacht begann etwa so:

Katharina Romanowna erschien als blauer Knabe unter der Tür, die Hand am Dolch. Sie fragte in bescheidener und doch kecker Haltung, ob Hoheit für die Nacht noch Wünsche hätten. Und siehe, der Fürst hatte den Wunsch, unterhalten zu werden. Er war bereits im Schlafanzug, dem grünseidenen Kaftan, und hatte die hohen weichen Saffianstiefel an den Füßen; er lagerte auf dem Ruhebett wie ein gefällter Riese und auf dem Taburett neben ihm standen Liköre und Süßigkeiten, lag die kurzhalsige bauchige Balalaika, das einzige Instrument, dessen er fähig war. Er reckte dem Knaben die Hand entgegen, er hieß ihn, am Fuß des Lagers Platz nehmen. Der Knabe, bemüht, seinem Herrn angenehm zu sein, begann, von der schönsten Frau Rußlands, der Kaiserin aller Frauen Europas und Asiens, zu reden; er heftete seine Augen mit dunklem Glanz auf den Fürsten und sprach voll verhaltener Ekstase. Der Fürst, über ihn hinwegsehend, lächelte und tat zuweilen einen unbestimmten Griff in die Saiten. Summte er dann vielleicht eine Strophe eines traurigen Heldenliedes, so verstummte der Knabe und starrte grübelnd vor sich hin. Auf einmal umfaßte er die Knie seines Herrn, über ihn sich werfend, leidenschaftlich flüsternd: „Und warum ist sie nicht die Zarin vor aller Welt, da sie es in tausend russischen Herzen doch ist? —"

Dieser Ausbruch der wahren Meinung war wie das Aufschlagen des Feuers aus der Glut.

Jetzt steigerten Rede und Gegenrede sich zum Wechselhymnus.

Jetzt flüsterten Wünsche Tod und Untergang herbei und bauten das junge Reich.

Jetzt warf sich der Knabe völlig über den mächtigen Körper seines Gebieters, wühlte die zarten Hände in dessen strudelndes Haar und raunte leidenschaftlich: „O Mischa, Mischa! Wir bringen sie auf den Thron!"

Aufrecht dann saß der Fürst, niedergebeugt auf das Haupt des Knaben, der zwischen seinen Knien kauerte. Gerötet sein Gesicht, blauglühend die schmalgeschnittenen Augen darin. Schwere Handbewegungen: ha, die Garden bedurften nur des Rufs, um sich für die Großfürstin ins Feuer zu stürzen. Wie Spreu im Winde würden die holsteinischen Truppen Peters vor dem heißen Atem der Vaterlandsliebe verwehen! Und die Bojaren würden ihre mit Blut getaufte Zarin mit blankem Schwert gegen ganz Europa verteidigen ...

Wie er nun wieder in die Balalaika griff, wie er mit gedämpfter Stimme diesen klagenden Gesang von neuem begann, der sich immer wieder zu dem klagenden Schrei nach Rache, Raserei und grenzenlosen Ritten steigerte, da stimmte der Knabe nicht ein. Er stand in der Mitte des Raumes. Er begann, sich inbrünstig rhythmisch zu wiegen, die Hände auf die Hüften gestemmt und die schweren Takte des Liedes mit Bewegungen begleitend, wie der einsame Baum in der Steppe sich dem von Osten ansausenden Winde hingibt. Und es schlugen Gesang und Tanz zusammen in die eine schwertrecht aufsteigende Flamme der Leidenschaft. —

*

Niemand möge indessen die phantastischen Spiele zweier großer Kinder für eine ernstliche Verschwörung ansehen! Niemand möge in der Dritten, die zur Steigerung der Ekstase beschworen wurde, das Ziel dieser Ekstase suchen. Einstweilen! Denn einstweilen war die gegenseitige Entflammung letztes und höchstes Ziel gewesen und der jäh hereinbrechende späte Frühling hatte da noch größere Wunder getan, als jene sonderbare deutsche Herzogstochter am Petersburger Hof, — jene Frau, deren Gewalt noch gebunden war und nur in dem unerklärlichen Magnetismus auszustrahlen begann, den sie auf ihre Umgebung ausübte. Als die Daschkoffs im Juli nach St. Petersburg zurückgekehrt waren, und der Fürst, wie mehrere seiner Kameraden von den Preobraschenskischen Garden, den Befehl erhielt, sich mit seiner Gemahlin nach Oranienbaum zu

begeben, wo das großfürstliche Paar seine Sommerresidenz hatte, da waren die Mysterien der Winternächte scheinbar so weit vergessen, daß es bei der Aussicht auf ein so enges Attachement an den keineswegs vergnüglichen Hof Peters allerlei Seufzer und sogar ein paar Tränen seitens Katharina Romanownas gab. War man etwa dazu heimgekehrt? Nein, wahrhaftig nicht, um sich im Stil des preußischen Tabakskollegiums langweilen zu lassen und etwa die kleine Natascha mit der Amme allein in St. Petersburg installieren zu müssen, da man sich schon schweren Herzens von dem Söhnchen getrennt hatte, das bei der Großmutter auf dem Lande geblieben war! Sollte man den alten Vater, den geliebten Onkel, die ganze eigene, langentbehrte Familie und den Kreis der Freunde gleich wieder verlassen? Gar nicht erst wieder heimisch werden in der Stadt der Kindheit und Jugend, inmitten der vertrauten alten Möbel, der Atmosphäre der Bücher, der Noten, des endlich wieder erlangten Klaviers? Gründe genug für ein nachhaltiges, unzufriedenes Raisonnement, dem Michael teilnahmsvoll lauschte, indem er die feinen Lippen mit schwerem Kopfnicken vorschob, was Katharina nun wieder veranlaßte, sich aus allem Gemurr heraus sehr unvermittelt in die nächste Nähe dieser Lippen zu begeben, denn sie war verliebt in diese Art von Gesichtsmimik.

Da es denn auch völlig aussichtslos war, zu protestieren, — in aller Heiligen Namen, so fügte man sich eben! Katharina traf ihre Vorbereitungen zur Übersiedelung und behielt es sich nur vor, jedem Besucher, jedem Bekannten gegenüber freimütig ihre Meinung zu äußern und weidlich über den unerhörten Zwang, der da ausgeübt wurde und alle eigenen Pläne vernichtete, zu schimpfen.

Was übrigens hatte sie für eigene Pläne? dachte sie dann manchmal verwirrt nach einem solchen Gespräch, wenn sie sich halb beseligt, halb erschreckt wieder der wundervollen Unruhe bewußt ward, die in ihrem Herzen trieb wie eine unterirdische Quelle, die einen Ausweg sucht. In der Tat — was für Pläne? Eigene? Gar keine! Keinerlei Pläne, keinerlei Absichten, — nur das deutliche, das hellsichtige Wissen, daß jetzt, — jetzt, mit diesem Befehl, der der Laune eines Schwachsinnigen entsprungen war, — das Schicksal, das so lange sanft gelockt, mit leiser Hand Türen geöffnet, Wege geebnet hatte, daß dies Schicksal endlich den herrischen Ruf ausgestoßen hatte: Ich bin bereit und du hast auch bereit zu sein!

Torflügel sprangen dröhnend auf. Eine Gasse erbarmungsloser Priester führte geradeswegs in die Opferhalle auf das furchtbare und lockende Geheimnis des Altars zu.

Dieser Weg war es, den die Seele Katharina Daschkoffs vor sich sah, um den sie wußte, den sie in wachen Nächten mit offener Brust und in verzückter Bereitschaft schon betreten hatte. Dieser Weg war es, dem das letzte schwache, nur scheinbare Widerstreben galt, diese Komödie vor sich selber. Aber wen ging das etwas an? Es ging selbst die Gattin Michael Daschkoffs nichts an, die unter der Devise, man müsse die kurzen Tage der Freiheit noch ausnutzen, das Haus zu einem Taubenschlag machte, und das elegante Petersburg durch hinreißende Liebenswürdigkeit bezauberte: Ah, was hatte die Ehe aus diesem immer zwar graziösen und geistreichen, aber doch ein wenig blassen und kränkelnden Kinde gemacht!

⋆

Es waren hauptsächlich Michael Daschkoffs Kameraden von den Preobraschenskischen und Ismailoffschen Regimentern, die hingerissen von der jungen Fürstin waren. Denn hier war alles vereint: Anmut, Geist, knabenhaftes Draufgängertum und unbedingtes Mittun bei Tanz und allerart von Ausgelassenheit; aber auch schwesterliches Verstehen aller Nöte, seien's Spielschulden oder Liebesschmerzen, und ein Ausstrahlen jener fraulichen Wärme, ganz unbetont, ganz selbstverständlich, daß die Atmosphäre um sie her immer den richtigen Grad für die Erschließung der Herzen hatte. Als die Daschkoffs eine Woche nach ihrer Rückkehr nach Oranienbaum aufbrachen, — Graf Woronzoff, der Vater der Fürstin, hatte ihnen ein Haus auf dem Wege zwischen der Hauptstadt und der Sommerresidenz anweisen lassen, — besaß Katharina Romanowna eine ganze Reihe bedingungslos ergebener Freunde unter den jungen Offizieren, von denen aber der Hauptmann Passik vielleicht der einzige war, der mehr als Freundschaft, — wenn schon feurige, begeisterte Freundschaft! — für sie empfand. Dieser gute Schelm pflegte zu beteuern, er wisse zwar ebensogut wie jeder andere, daß man sich lächerlich mache, wenn man eine Frau liebe, die nur Augen für ihren Gatten habe, und um so mehr, wenn dieser Gatte Michael Daschkoff heiße, — indessen, er habe nur ein Herz und ein Leben und über diese möge Katharina Romanowna verfügen, — was sie versprach, mit vollem Vertrauen zu tun, sobald der Augenblick dafür ihr gekommen schiene. Sie selbst hatte sich ein wenig an ihren Vetter, den kleinen Grafen Stroganoff, attachiert, einen behenden Burschen und tollkühnen Reiter, der, mager und häßlich wie ein Affe, von schnel-

lem Witz und dreister Mundfertigkeit, auch der besondere Liebling, wenn auch keineswegs ein Günstling der Großfürstin war. Er selbst litt an einer wahnsinnigen Leidenschaft für die Gemahlin Peters, die kein Mensch hinter dem schlagfertigen Hanswurst vermutete und die dieser wiederum noch niemand anvertraut hatte, ehe die seltsame Art Katharina Romanownas, ohne Worte zu fragen, ihm eines Abends die Zunge löste. Es mag sein, daß er ihr nun verfiel, als der Mitwisserin seines Geheimnisses. Es mag sein, daß es der Inhalt seiner Beichte war, der ihn ihr lieb machte.

Um die Tageshitze zu vermeiden, befahl der Fürst den Wagen zur Übersiedelung erst spät am Abend: es waren die Monate, in denen für diese Breiten die Sonne nur vorübergehend hinter dem Horizont verschwindet, nicht aber aufhört, von unter her die Kuppel des Himmels mit weißem Licht zu bestrahlen. Michael Daschkoff ruhte, die schweren Glieder gelöst, in seiner Wagenecke; auf dem Polster gegenüber schlief die kleine Nataschа im Schoße der gleichfalls halb schlummernden Amme. Katharina Romanowna war sehr wach. Sie blickte mit Aufmerksamkeit in die Landschaft, die selbst in dieser Jahreszeit ernst blieb, als hüte sie ein trauriges Geheimnis; der Duft der Akazien und Linden in der tauigen Kühle der Nacht erregte sie sanft und weitete ihr die Brust. Sie war in diesen Stunden sehr allein und nicht nur, weil sie unter Schlummernden wachte. Der Wissende, der Wollende ist allein, wo und mit wem er sich immer befinde. Und w u ß t e sie noch nicht klar das Ziel, w o l l t e sie es noch nicht, wie der bogenspannende Schütze: auch Ahnung kommenden Schicksals, auch Bereitschaft dienen der Vereinsamung der Seele, — jener Vereinsamung, die der Berufene als Stigma auf der Stirne trägt. Die unendliche Mütterlichkeit der reifenden Nacht bedrängte Katharina und machte sie seufzen. Sie blickte auf die träumende kleine Tochter, sie dachte an den fernen Knaben, und fühlte, es müsse gut sein, mit beiden Kindern in einer der strohgedeckten Hütten am Straßenrand zu verschwinden, namenlos unterzugehen und ein Leben lang nichts zu sein, als eine Mutter, hütend, wärmend, gebend und darin vergehend.

Dies währte ein paar empfindsame Minuten, kurz ehe sie das Hufgeklopf, das den Wagen von Anfang an von ferne begleitet hatte, — sie wußte, es war Passik, sie hatte mit Michael darüber gelächelt und sie waren übereingekommen, es nicht zu bemerken, — kurz ehe sie diese Hufe näher galopieren hörte, den Reiter grüßend an ihrer Seite auftauchen sah und seinen Ruf vernahm: „Achtung! die Großfürstin!" Und gleich darauf das hastige Ausweichen des Kutschers, dunkles Räderrollen, ihnen entgegenkommend und, — Vision im unwirklichen bläulichen Licht der Nacht: schimmelbespannte Equipage, in deren Fond hochaufgerichtet Katharina saß, und vorüber war, ehe noch die ganze Huld ihrer grüßend erhobenen Hand ganz begriffen werden konnte. Der blaue Funke aber, der von Wagen zu Wagen übersprang, er hatte getroffen, hatte gezündet.

*

Der erste Besuch, den Katharina Romanowna am nächsten Tage empfing, war der ihrer Schwester, der Gräfin Elisabeth Romanowna Woronzoff, die seit einigen Jahren als Hofdame am großfürstlichen Hof lebte und mit der Zeit zur erklärten Geliebten Peters avanciert war. Katharina erwartete diesen Besuch, war vorbereitet und empfing die Schwester mit vollkommener Beherrschung aller eigentlichen Gefühle, von denen das stärkste vielleicht die Empörung war, daß man der Großfürstin eine so plattnasige und einfältige Person wie diese Gräfin Woronzoff vorziehen könne, — ein kindlich rabiates Gefühl, das bald der lächelnden Überlegung wich, daß Peter gar keinen schlagenderen Beweis seiner allgemeinen Unwürdigkeit liefern könne, als es durch diese Geschmacksrichtung geschehen war. In der Tat war nun die Gräfin von großer Schlichtheit des Geistes und von einer gewissen derben Körperbeschaffenheit, doch Katharina hatte in ihrer gegenwärtigen hochgespannten und anspruchsvollen Verfassung durchaus nichts für solche vor Sanftmut wehrlose Weiblichkeit übrig. Zudem wirkte aus Kindertagen eine alte Rivalität nach: Katharina, die nach dem frühen Tode der Mutter ganz im Hause des Onkels, des Großkanzlers, aufgewachsen war, hatte von jeher eine leise Eifersucht auf die im Vaterhause verbliebene Schwester empfunden. Dies alles hinderte nicht eine Begrüßung in den Formen herzlicher Wiedersehensfreude. Die kleine Nataschа wurde hereingebracht, betrachtet, belobt und beschenkt, das ferne Söhnlein beredet und geschildert. Michael erschien und Katharina faltete sich im Glanz ihres Familienglücks auseinander, wie ein schönes kleines Pfauenauge im Sonnenschein, worauf die Gräfin Elisabeth alsbald auch von Rührung überkommen, seufzte und fragte, ob Katharina auch wisse, wie gut sie es habe? In der Fürstin prickelte und zuckte es von Vergeltungswünschen, für sich, für eine

andere, — sie wußte es selbst nicht. Sie beugte sich vor und über das kleine weißblonde Haupt Nataschas hinweg sagte sie sanftmütig, sie fühle, daß sie es so gut habe, wie jede Frau in Rußland und überall auf Erden es haben könnte, die von Moral und Sitte nicht abweiche. Und warum Lisaweta nicht heirate? Die Großfürstin würde doch alles, gewiß alles tun, um ihr günstige Chancen zu verschaffen!?

Die Gräfin, errötend, daß es unter dem Puder sichtbar ward, hatte zunächst ratlos in das bräunliche Gamingesicht der Schwester geblickt. Dann wurde sie interessiert, — oh, hatte man gehört, daß die Großfürstin etwas für sie übrig habe? Vraiment, — sprach man in der Gesellschaft davon? Sie legte die Hand auf Katharinas Arm, — nein, was doch alles möglich war und wie man sich täuschen konnte! Sie selbst hätte eher das Gegenteil angenommen. Nun ja, — jetzt kam sichtlich eine große Befriedigung über sie, — es war auch wirklich das einzige, was der Großfürstin übrig blieb, wenn sie Anspruch auf den Ruf einer geistreichen Frau machen wollte, den Peters Feinde ihr anhingen, um ihn zu verkleinern! In nun unaufhaltsamem Redefluß versicherte sie, daß es damit in Wahrheit nicht viel auf sich habe. Wer sollte das besser beurteilen können, als der Großfürst, der jahrelang vergeblich versucht hätte, mit dieser Frau zu leben? „Der Großfürst, meine Liebe,“ beteuerte sie, „bedarf einer Frau, die seine männlichen Qualitäten würdigt, und von einem Soldaten nicht verlangt, daß er Geschmack an französischen Tragödien findet. Einer Freundin, die seine männlichen Schwächen lächelnd übersieht und nicht Anstoß an jedem rauhen Wort, an jeder kriegerischen Gewohnheit nimmt. Die Großfürstin tut wohl daran, diese Freundin anzuerkennen ...“

Katharina Romanowna, ein wenig gelähmt von so viel wohlwollender Verkennung ihrer Bosheit, biß sich auf die Lippen. Michael war ans Fenster getreten, ein Gefährt war auf der Chaussee zu hören, die ein umzäunter Rasenplatz vom Hause trennte. Jäh wandte er sich ins Zimmer zurück: „Hoher Besuch!“ rief er aufstrahlend. Ein Läufer hatte das Tor zur Einfahrt aufgerissen. Schon knirschten Räder über den Gartenkies.

Die Großfürstin stand unter der Türe, nachdem der Diener sie kaum gemeldet hatte. Ihre blauen Augen umfaßten die Anwesenden mit einem Blick. „Gräfin,“ sagte sie kalt, — „ich sah Ihren Wagen vor der Tür. Ich glaube, Sie dürfen die Pferde nicht länger warten lassen ...“

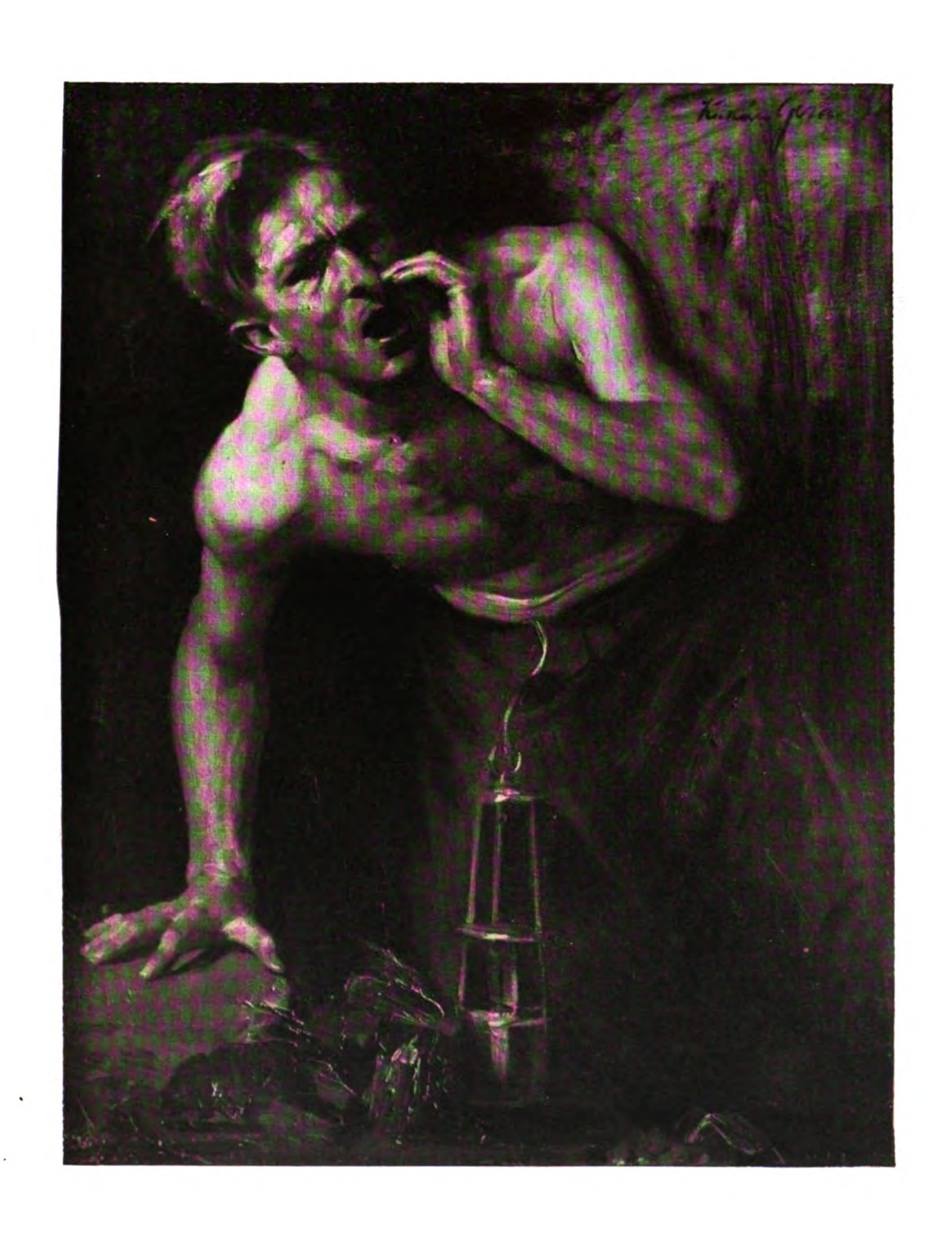
Erstarrung. Der kleine Solotanz des französischen Hofknickses seitens der Gräfin. Die tiefe russische Verbeugung, die Bewegung bedingungsloser Ergebenheit seitens Katharina Romanownas und des Fürsten. Pompöses Rauschen starrender Kleider. Der Fürst geleitete seine Schwägerin hinaus.

Die Großfürstin tat ein paar Schritte der Mitte des Raumes zu, sie hielt Katharina Romanowna die Hand zum Kuß entgegen. Dabei sagte sie, während sie mit gespannten Brauen und erhobenem Kinn über den gebeugten Nacken der Fürstin hinweg ins Leere lächelte: „Verzeihen Sie, Liebe, den Eingriff in Ihr Familienleben! Ich vergaß in der Tat einen Augenblick, daß es sich bei dieser Dame um Ihre Schwester handelt!“

Sie sprach französisch. Aber gleich darauf in Russisch verfallend und sich an Frau von Tschoglokoff, ihre Begleiterin, wendend, rief sie lebhaft: „Welche Verschiedenheit zwischen diesen Schwestern, meine Teure, — haben Sie es beachtet?“

Und auf dem kleinen Sofa des lichten und ländlichen Salons Platz nehmend: „Wir hatten das Jahr zuvor die Gesandtschaft eines Mongolenhäuptlings hier, — ah, irgend so eines Baschkiren- oder Kirgisenkönigs über hunderttausend Pferde und Kamele, — er hatte seinen Sohn als Vertreter geschickt, einen Knaben von vierzehn, fünfzehn Jahren. Fürstin, als ich diesen kleinen Steppenprinzen sah, habe ich an Sie denken müssen, wollen Sie es mir glauben? Wahrhaftig, Fürst, Sie mögen über mich lachen oder nicht, aber ich wette, daß Ihre Frau sich zu Pferde besser ausnimmt, als auf einem Taburett, — mais que dis-je, ma très chère, — damit soll nicht gesagt sein, daß Sie sich nicht auch auf einem Taburettchen allerliebst ausnähmen, wie eben jetzt! Aber wo fühlen Sie sich wohler, Fürstin? Das ist die Frage, die entscheidend ist! Zu Pferde! Ah, très bien! Ganz mein Fall.“

Katharina Romanowna hatte stammeln wollen: ‚Dort, wo ich Ihrer Hoheit am besten zu dienen vermag ...‘, indessen erwartete die Großfürstin keine Antwort, oder sie las ihr die noch unausgesprochene von den Augen ab. „Fürst,“ redete sie kaum merklich lächelnd weiter, redete in der geläufigen, übermäßig geläufigen Art der Audienz Erteilenden, „Sie werden erstaunt sein, Fürst, sich schon heute von mir überfallen zu sehen. Jedoch Sie ahnen nicht, welchen Zuwachs von Heiterkeit und Geist wir uns von Ihrer Ankunft versprechen, — nun, ist's nicht so, liebe Tschoglokoff? Es fehlt uns freilich nicht an Menschen, an Namen, — jedoch, unser Kreis — er ist zuweilen ein wenig — unfruchtbar ...“



In Gefahr. Gemälde von Geza Kukan

Abbrechend und die Oberhofmeisterin mit einem vaguen, unruhigen Blick streifend, als fürchte sie, zuviel gesagt zu haben, wandte sie sich wieder voll Katharina Romanowna zu und sprach schnell ein paar unverständliche Worte. Die Fürstin beugte sich vor: „Hoheit?"

Die Großfürstin lachte kurz auf und schüttelte heftig den Kopf, sie bewegte abwehrend die Hände: „Passons, passons! Lassen wir das! Ich fragte, ob Sie Deutsch verstünden. Ja, hören Sie, Fürstin, ist es nicht traurig, daß ich meine Muttersprache verlernen muß, weil ich zu niemand in ihr reden kann? Aber ich weiß sehr wohl, — oh, sehr wohl, —" und sie erhob sich und stand sehr groß, sehr majestätisch vor den Anwesenden, — „daß Russisch für Deutsch eintauschen nichts anderes heißt, wie als Strom in den Ozean münden. Und was mich betrifft, so hat der Ozean Reize für mich!"

Ein Blick voll übermütigen Triumphes und von stahlblauer Festigkeit in Michael Daschkoffs, in Katharina Romanownas Augen. Derselbe Blick, abgeschwächt durch ein halb verächtliches Nachprüfen der Wirkung der letzten Worte auf die Tschoglokoff, die undurchdringlich aussah. „Gut, Tschoglokoff, wir brechen auf. Und ich rechne auf Ihre rege Beteiligung an unserem Kreise, Fürst. Ich erwarte Sie morgen nach Ihrer Audienz beim Großfürsten und wünsche Ihr häufiges Erscheinen bei meinen kleinen Soupers. Madame, wir werden zusammen reiten, aber auch Voltaire lesen. Oh, ich weiß wohl, daß Sie nicht nur ein wilder kleiner Steppenprinz, sondern auch ein Schöngeist sind, — ich habe etwas übrig für die Mischung!" —

*

Nach diesem merkwürdigen und gänzlich unzeremoniellen Besuch sagte Michael Daschkoff bekümmert: „Du siehst es, Ljuba, du siehst es. Sie bricht aus. Sie ist wie ein Tier im Käfig, wie eine gefangene Löwin. Sie war erregt, hast du es bemerkt?"

Katharina Romanowna, nicht fähig zu sprechen, nickte stumm. Der Fürst fuhr in seinen Betrachtungen fort, wiegte das schwere Haupt, dessen wildes Blondhaar mühsam in die vorschriftsmäßige Frisur gezwängt war, und schob die feinen Lippen hin und her.

„Dieser Besuch war außerhalb aller Etikette. Erfährt die Kaiserin davon, so wird sie abgekanzelt wie ein Schulkind. Und sie wird es erfahren, zweifellos. Das weiß sie auch. Sie läßt es darauf ankommen. Oh, sie ist aber doch unsicher, wagt nicht zu sprechen, ohne die Tschoglokoff mit Blicken zu befragen. Hast du bemerkt?"

„Ich habe bemerkt," sagte Katharina Romanowna stürmisch, „daß sie im kleinen unvorsichtig ist, um dafür im großen um so weniger bewacht zu werden. Ich habe bemerkt, daß die Tschoglokoff ein Subjekt ist, dem man nicht trauen kann. Ich habe bemerkt, daß Katharina uns braucht, — uns, uns, uns!"

Sie warf sich in Michaels Arme und schluchzte leidenschaftlich auf. Aber schnell gefaßt, raffte sie sich zusammen, stand vor ihm, die Hände auf seinen Schultern. „Michael, — wen hat sie außer uns?"

Der Fürst, ein wenig übernommen von ihrer Raschheit, kniff die schmalen Augen zusammen. „Geduld, Katja, Ljuba, — laß sehen. Nun, hat sie nicht alle, — alle, außer solchen, denen Peters Dukaten lieber sind als Rußlands Wohlfahrt? Katja, — was fragst du? Du weißt doch!"

Mächtig stand er auf, über sie weg sah er in die Ferne. „Laß uns nicht reden. Die Stunde wird kommen und die Herzen offenbaren. Viele, die jetzt noch schwanken, werden ihr zufallen, wie reife Äpfel, wenn der Wind durch den Baum fährt."

Er tat ein paar Schritte, stand grübelnd wieder still. „Nein," murmelte er und machte eine auslöschende Handbewegung, als wischte er einen Schlachtplan auf einer Tafel aus, — „nein, — die Situation ist noch nicht klar genug. Warten wir ab, Ljuba."

„Ja, warten wir ab! Warten wir ab! Ihr würdet das Kind im Schoß ersticken, die Mutter verderben lassen und keinen Geburtshelfer holen! Aber ich bin da. Ich bin da!"

„Katja! Katja! Du bist böse, aber du bist süß. Nun wohl ... Nur, — sei wachsam ..."

Katharina Romanowna stand nahe vor ihrem Gatten, ihre Körper berührten sich; er fühlte den Griff ihrer Hände fast schmerzhaft durch das Tuch der Uniform an seinen Armen.

„Vertraust du mir, Mischa, — vertraust du?"

Und niedergebeugt auf ihr heißes Gesicht, mit Betroffenheit, Ratlosigkeit, Frage in das wilde, entschlossene Licht ihrer Augen blickend, murmelte er beruhigend: „Aber Katja, — vertrauen, — dir vertrauen! Wem denn sonst?" — — —

*

Die Audienz beim Großfürsten am nächsten Tage verlief insofern ein wenig anders, denn Katharina Romanowna erwartet hatte, als sie beim Verlassen des Schlößchens fast

mit Enttäuschung feststellte, daß durchaus keine Steigerung, — ja, eher eine Dämpfung, eine Mäßigung ihrer Abneigung gegen den Großfürsten durch diese erste persönliche Begegnung mit ihm eingetreten war. Mit leichtem Ärger bekannte sie sich selbst, es sei unmöglich, diesen gutmütigen Narren zu hassen. Sie war darauf gefaßt gewesen, einen brutalen Dummkopf anzutreffen, und ein schlaffer, junger Herr, dem selbst die preußische Uniformierung keine straffe Haltung zu geben vermochte, war ihr entgegengetreten und hatte mit leerem Lächeln einige Redensarten gemacht, deren Inhalt nur als gegenstandslose Albernheit in ihrer Erinnerung stand. Zwar hatte er seine Enttäuschung geäußert, daß die Daschkoffs nicht im Schloß selbst wohnten. Zwar hatte er hingeworfen, er hoffe, man würde mehr Zeit in seinem Zirkel zubringen, als in dem der Großfürstin. Allein solche Sätze, mit einem törichten Lachen und ohne Nachdruck, ohne Hintersinn vorgebracht, verfehlten es, eindrucksvoll zu wirken. Dieser Mann, der gleich darauf die Gräfin Woronzoff am Ohrgehänge zupfte und schäkernd sagte: „Ei, ei, Lisaweta, Sie haben eine recht hübsche Schwester, — aber sie ist magerer als Sie!", der sich zwischendurch in fahriger Weise mit den Hunden abgab, die überall herumliefen und jedermann die Füße beschnüffelten, der war verächtlich, langweilig, — aber kein Gegner, der die Phantasie beschäftigen konnte. Übrigens war die Großfürstin zugegen gewesen, und obgleich sie keine zehn Worte mit Katharina Romanowna gewechselt hatte, fühlte diese erneut die wundervolle Beunruhigung, den Stachel zum Handeln, den Ruf, — ja, den Ruf, der von dieser Frau an sie erging, — sei es aus einem Blick, einem Lächeln, einer Wendung ihres Kopfes mitten aus dem Gespräch mit andern heraus, — oder nur aus einem Aufblitzen der Steine an ihrer Hand, jenes azurnen Saphirs, der die unglaubliche Strahlkraft ihrer Augen eingefangen zu haben schien.

Michael sagte zärtlich: „Ist Katharina eine Löwin, so bist du eine Pantherin, Katja, wilde. Ah, ich liebe, euch zu sehen!" Indessen war mit dieser Aufnahme am großfürstlichen Hof ein Stadium scheinbarer Ruhe, scheinbaren Gleichmuts erreicht. Es lag kein Grund vor, sich sprungbereit zu halten. Michael hatte recht: die Situation war durchaus nicht klar. Und es gab Augenblicke, in denen man sich fragte, warum in aller Welt man sich eigentlich erhitzt und beunruhigt habe? Die Kaiserin, — nun ja, sie kränkelte, das hieß, sie laborierte dauernd an verdorbenem Magen, was bei ihrer Lebensweise, ihrem unbändigen Appetit und ihrer Strategie, fette Pasteten mit starken Likören in Schach zu halten, durchaus nicht wunderbar war. Warum aber sollte sie nicht noch zehn, noch zwanzig Jahre leben wie andere alte Leute auch, die ihre Apoplexie bereits ein Vierteljahrhundert wie ein Schoßhündchen pflegten und ihre kleinen Anfälle gemütlich hinnahmen wie schlecht Wetter, das vorübergeht. Wozu also sich unnötig echauffieren. Der Sommer war entzückend, und diese ganze burleske Komödie von Peters Hofhaltung mitzumachen, war ein sonderbarer Taumel, wie das Erlebnis eines sinnlosen drastischen Traumes, bei dem man doch irgendwie schwindelnd ahnt, daß jede Handlung, jeder Schritt, jede Geste zweierlei Bedeutung hat, — neben der augenscheinlichen eine höhere, schwebende, künftige. Der Pfeil in der Luft meint den Pfeil, — aber auch das Ziel. Die Brücke meint die Brücke; aber jenseitig ist ihr Sinn. Nun, diese öden Gesellschaften im tannengeschmückten Saal, bei denen der Großfürst an der langen Tafel präsidierte und alle fünf Minuten eine Gesundheit ausbrachte, am häufigsten aber befahl, auf das Wohl „seines Herrn, des Königs von Preußen" zu trinken, — diese derben, reizlosen Mahlzeiten, bei denen die holsteinischen Generale unbeeinträchtigt in den Ton ihrer Vergangenheit zurückfielen und die mit Biergelagen und im Qualm holländischer Tonpfeifen ihren Abschluß fanden, sie hatten ihren seltsamen Reiz durch die Mischung der Gesellschaft mit Katharinas Getreuen, die, unter die Versammlung verteilt, doch die elektrische Kette, die sie verband, jeden Augenblick fühlten. Peter bevorzugte Katharina Romanowna eine Weile als Tischdame. Sie saß zu seiner Linken, gegenüber ihrer Schwester, hatte Grund, sich in der Beherrschung ihres Mienenspiels zu üben, und mimte nicht ohne Erfolg eine etwas einfältige kleine Person, die sich der Ehre, die ihr widerfährt, kaum würdig weiß. Es gelang ihr auch in der Tat, das Zutrauen ihres Gönners zu gewinnen, allerdings nur für die Zeit, in der Elisabeth Romanowna noch keinen Argwohn geschöpft hatte und die eigene Sphäre nicht angetastet sah. Die Krönung solcher Abende bildete eine vollkommene Verblödung der Gesellschaft bei der Vertiefung in ein kindisch anspruchsloses Spiel, das „Campis" hieß und währenddessen Peter sich so völlig in seinem Element fühlte, daß er alle Hemmungen verlor. „Kind," sagte er bei dieser Gelegenheit einmal zwischendurch zu Katharina Romanowna, „ich möchte Sie gern vor Enttäuschung bewahren. Hören Sie auf mich:

hüten Sie sich vor den großen Geistern, die den Saft aus der Orange pressen und die Schale fortwerfen! Ah, haben Sie mich verstanden?"

In der sehr schnellen Antwort versagte zwar diesmal die Klugheit Katharina Romanownas völlig, aber ein Lächeln der Großfürstin, ehe diese sich zurückzog, ein Lächeln, das ihr sagte, ihre Antwort habe die Runde um die Tafel gemacht und ihr eigentliches Ziel erreicht, dieses Lächeln genügte, um sie völlig mit dem mürrischen Mißtrauen auszusöhnen, das Peter ihr gegenüber fortan zur Schau trug. Es war ein bezauberndes Lächeln gewesen, ein Lächeln, das dankte, lockte und Besitz ergriff zugleich.

Ihre Antwort aber hatte gelautet: „Kaiserliche Hoheit, die Orange will tausendmal lieber von heißen Lippen schnell ausgetrunken werden als am Ast verfaulen!" —

*

Jene Bemerkung des Großfürsten hatte ihren Grund in dem häufigen Zusammensein der Großfürstin mit den Daschkoffs oder auch allein mit Katharina Romanowna gehabt. Es war bald kein Geheimnis mehr, daß das Ehepaar sich für den engeren Kreis Katharinas beschlagnahmen ließ und fast nie bei den kleinen intimen Soupers der Großfürstin fehlte, deren Runde stets aus zwölf Teilnehmern bestand. Diese kleinen Soupers waren für gewisse Personen immer wieder ein willkommener Anlaß, Katharinas Umgang bei Peter zu verdächtigen, obgleich erwiesenermaßen die Verdachtsmomente auf die Tatsachen zurückgeführt werden konnten, daß die Unterhaltung in französischer Sprache geführt wurde, daß man am Schluß nicht Tee, sondern Kaffee zu sich nahm und daß eine durchaus nicht geräuschvolle, aber sehr gleichmäßige, sehr angeregte Heiterkeit die Grundstimmung dieses Kreises bildete. Jedoch eben, — sie waren verdächtigt, diese Heiterkeit, diese Leichtigkeit des Tones, diese Wärme und Intensität der Konversation zwischen der Großfürstin und ihren Gästen! Es herrschte da eine unbegreifliche geistige Vertraulichkeit des Verkehrs wie zwischen Verschworenen, und war auch fast ausschließlich von Fragen der Philosophie, der Mode, der schönen Literatur und etwa der Reitkunst die Rede, und von Politik nur insoweit, als es um allgemeine Neuigkeiten von den europäischen Händeln ging, so konnte doch niemand wissen, ob nicht etwa eine Chiffresprache geredet wurde und ob die Namen Diderot und d'Alembert, Bayle und Voltaire, ebenso wie Rustan und Florian nicht etwas ganz anderes als Philosophen und Pferde bezeichneten, und ob unter Enzyklopädie, Aufklärung, Rückkehr zur Natur und in den Ausdrücken der hohen Schule nicht etwa über Thronfolge, Cäsarensturz und vielleicht gar über den Gefangenen in der Schlüsselburg verhandelt wurde. Es muß gesagt sein, daß die Albernheit der freiwilligen Spione Peters an der noch größeren Albernheit des zukünftigen Zaren scheiterte. Denn dieser Mensch war wohl imstande, sich etwa durch Katharinas Bevorzugung anderer Männer mit verbissenem Ärger in seiner Ehre gekränkt zu fühlen. Er empfand auch persönliche Eifersucht, aber nicht auf diese Günstlinge, sondern auf seine Gemahlin selbst, weil die Verehrung der besten Leute am Hof immer zu ihr ging. — Jedoch überschaute er in keiner Weise, was die Anhängerschaft dieser begabtesten und glänzendsten jungen Leute für die Zukunft bedeuten konnte. Er pflegte auf einen derartigen Vortrag seiner Zwischenträger bedenklich wichtig mit irgendeinem Naturlaut zu antworten, etwa mit „Ratatata!" und sodann Order zu geben, der gesamte Kreis Katharinas sei zu seinem nächsten Fest zu befehlen. Er würde dann selbst sehen. Indessen sah er niemals selbst, — auch dann nicht, wenn in seiner nächsten Nähe eine Leuchtrakete aufstieg, deren Licht genügt hätte, Blinde sehend zu machen.

Der Fähnrich des Ismailoffschen Regiments, Herr von Tschelitschkoff, war für eine Nichte der Kaiserin, die Gräfin Hendrikoff, entflammt und machte ihr eine Weile in ebenso feuriger wie unvorsichtiger Weise den Hof, bis er plötzlich abgekühlt schien und bei allen öffentlichen Gelegenheiten seiner Dame gegenüber so sehr die äußere Form wahrte, daß Fama wahrhaftig Gründe gehabt hätte, sich dieses Falles zu begeben. Indessen tat sie das keineswegs, und hatte sie bisher diese Sache mehr oder weniger scherzhaft behandelt, so tat sie's jetzt bösartig und deutete die auffallende Beruhigung des Liebhabers, sein nunmehr korrektes Benehmen, aber nicht minder seine nicht zu übersehende Zufriedenheit dahin, daß er's nicht mehr nötig habe, sich bei den gesellschaftlich gebotenen Anlässen anzustrengen, da sich denn Seitenwege und Hinterpförtchen zur Erreichung des Zieles aufgetan hätten. Wie dem auch sei, es war dies nur eine der unzähligen Geschichten, mit denen eine geile und müßige Hofgesellschaft sich wach hielt; doch war es eben diese Geschichte, die eines Tages an Peters Tafel zur Sprache kam. Der Großfürst, gelegentlich durch solche Histörchen billig zu erheitern, war in einer autokratischen Laune und außerdem nicht mehr nüchtern. Es beliebte ihm, die Sache vom Ehrenstandpunkt der

kaiserlichen Familie aus zu betrachten: willkommener Anlaß, mit der Faust auf den Tisch zu schlagen und den ihm zunächst sitzenden holsteinischen General über den Tisch hinüber zu fragen, welche Strafe wohl ein Offizier verdiene, der es wage, die Augen zu einer Angehörigen seines Herrscherhauses zu erheben?! Spießruten oder Hängen, he? Und glücklich angeregt durch das beifällige Gemurr und pagodenhafte Kopfnicken seiner Geschöpfe, steigerte Peter sich dahin, den Kopf dieses Hanswursten aufgespießt zur Warnung für alle anderen Offiziere sehen zu wollen. In der peinlichen Stille, die eintrat und in der niemand es wagte, den Blick auf den Grafen Grigori Orloff zu richten, der neben der Großfürstin saß, da es diesmal in der Tat zweifelhaft schien, ob der Großfürst wieder einmal aufs Geratewohl und ohne bestimmte Absicht drauflos bramarbasierte, oder ob er wirklich einmal zu einem Schuß ins Schwarze angelegt hätte, vernahm man plötzlich die Fürstin Daschkoff. Sie saß, durch einige Personen vom Großfürsten getrennt, zwischen Herrn von Tschoglokoff und dem Grafen Stroganoff. Ein wenig blaß über ihrer erdbeerfarbenen Robe beugte sie sich vor.

„Sire," sagte sie mit ihrer kindlichen, eben leicht schwankenden Stimme, „Sire, das klingt tyrannisch! Bedenken Sie, es handelt sich um ein unbewiesenes Verbrechen!"

„Gleichviel!" erwiderte Peter, nun durch rollende Augen und vorgeschobene Unterlippe finster kokettierend. „Mit der Todesstrafe sparen, heißt Malefikanten züchten. Sie sind ein Kind, Fürstin, — dies ist Männersache!"

„Ich bin aber überzeugt," rief Katharina Romanowna nun mit einem lebhaften Rundblick über die Anwesenden, „daß viele gleich mir erschreckt durch die blutdürstigen Worte Eurer Kaiserlichen Hoheit sind. Bedenken Sie, Sire, — wir sind Russen, — wir haben alle nur unter einer Regierung gelebt, unter der solche Strafen unerhört waren ..."

„Nochmals, — Sie sind ein Kind. Woher denn der jetzige Mangel an Subordination, he? Es gibt kein Mittel, ihm zu begegnen, als durch Disziplin, durch Strenge, äußerste, blutige Strenge!"

Katharina Romanowna hatte sich aufgerichtet und ihre Stimme klang jetzt sicher und ruhig: „Es mag sein, Sire, daß ich von Ihren Ansichten nichts verstehe. Was ich aber sehr wohl verstehe und weiß, ist, daß Ihre erhabene Tante noch lebt und den Thron noch einnimmt!" —

Das allgemeine Gespräch, das nach diesem vorzeitigen Kampfruf sofort ringsum aufbrauste, als wollte man durch seine Wogen den streitbaren kleinen Herold decken und schützen, umnebelte auch des Großfürsten ohnehin schon beeinträchtigte Wahrnehmungskraft. Er griff nach dem Glase, — vorher aber zeigte er Katharina Romanowna die Zunge. Dies hieß, aus seiner primitiven Mimik übertragen, daß er auf eine Fortsetzung des Gesprächs keinen Wert legte, und versicherte gleichzeitig einige aufmerksame und ängstliche Beobachter des Vorgangs, daß der Großfürst auch diesmal nichts begriffen habe, — aber durchaus nichts.

★

Katharina Romanowna fragte: „Warum lieben wir sie, Iwan Alexandrowitsch?" Und Graf Stroganoff lachte kurz auf. Sie waren zu Pferde, die Fürstin im Herrensitz reitend, im blauen englischen Frack und Stulpstiefeln, den Dreispitz auf dem Kopf. In kurzem Trabe ging es heimwärts, den Strand entlang, am Rande einer schwermütigen, kaum bewegten dunstigen See. Der Graf zwang seinen Fuchs so nahe an ihren Falben heran, daß sein Schenkel den ihren streifte. „Fürstin, ich fürchte, darüber würden wir uns nicht einigen können. Denn ich — ich liebe sie als Mann ..."

Katharina Romanowna machte eine unwillige Bewegung und fuhr mit der Reitgerte durch die Luft, daß der Falbe aufbegehrte. „Wie ich das hasse! Und wo ist der Unterschied, — sagen Sie mir: wo?"

„Oh, Katharina Romanowna! Sie sind eine kluge Frau! Sie sind eine geistvolle Frau! Aber in einem Punkt, — verzeihen Sie! — ist Ihnen der dümmste Mann in Rußland überlegen."

„Oh, meinen Sie einen bestimmten?" schrie Katharina Romanowna zornig und trieb ihr Pferd an, indem sie über die linke Schulter böse nach dem Grafen zurückblickte. Der sagte sanft: „Ich meine den, der Ihnen neulich über Tisch zu verstehen gab, daß Sie ein Kind seien. In diesem einen Punkt, Katharina Romanowna, in diesem einzigen, — da hat er doch recht."

Der letzte Satz war durchaus monologisch. Katharina Romanowna hatte dem Falben die Sporen gegeben und war ihrem Begleiter fünf Längen voran, noch ehe er ausgeredet hatte. Mit einem melancholischen Feixen seines lederbraunen Gesichts blickte er ihr nach, beschleunigte den Schritt seines Tieres nicht und winkte dem Reitknecht, zurückzubleiben.

Katharina, dahinfliegend, schrie in den Wind. Das war gut: das brachte Erleichterung: das löste Seligkeit aus der elenden Spannung! Wo war der Unterschied, wo? Oh, diese Männer, sie waren nicht besser als

Hengste und Stiere, wenn sie liebten; mochten sie eine Katharina meinen oder eine Bauerndirne im Heu. In einem Punkt, räsonierte dieser rasende Mädchenknabe zu Pferde zornig vor sich hin, — in einem Punkt, Monsieur, ist euch jede Frau überlegen, die eine Frau liebt. Ach, und welcher Punkt war das? Katharina Romanowna wußte es nicht, daß sie in französischer Sprache dachte. Ja, als verlangte ihr Gefühl den Ausdruck gepflegten, straffen, adeligen Heldentums, verlangte eine Präzision seiner Kundgebung, die im Russischen nicht zu erreichen war, — eine Zärtlichkeit, die ritterlich blieb, Distanz hielt, Überschwang bändigte und in Form zwang, — als könnte sie eigener Unbändigkeit so Herr werden, deklamierte sie vor sich hin: „Monsieur! Ich begehre sie nicht! Ich bewundere sie! Ich will keine Nebenbuhler erschlagen und habe nicht Mordgelüste, wenn ich Grigori Orloff neben ihr sehe! — Nein, — nein!" schrie Katharina Daschkoff dem Meere zu und drohte einer gigantischen Spiegelung ihrer selbst, die sie an der glühend versinkenden Sonne vorbeirasen sehen mochte, mit der Faust. „Nein! Nein! Ich liebe sie anders als ihr! Hundesöhne! Ah! Ihr! Ihr wollt ein Weib auf den Thron, um Rußland selbst zu beherrschen!" Diese letzten Sätze auf Russisch. Dann wieder: „Mais moi — je suis la Russie moi-même! Ich habe sie erkannt zu meinem Heil, sie ist stark, sie ist klar, sie hat den schauenden Geist, die herrschende Hand. Und so sie nicht weiß und nicht will, — ich selbst, ich selbst will ihren Fuß auf meinen Nacken setzen ..."

Katharina Romanowna zügelte ihr Pferd, sie hielt mit dem Rücken zum Lande, hinausgewandt auf die träge wallende baltische See. Kronstadt schwamm drüben im Dunst wie der vergehende Traum eines andern Zeitalters. Schlüsselburg fiel ihr ein und der zweite Prätendent auf dem Zarenthron, der zwischen Mauern am grauen Tuch seiner trostlosen Tage webte.

Die Fürstin preßte die Hände gegen die Brust. „A bas!" flüsterte sie, „à bas! Zugrunde mit den Idioten und Säufern! Jawohl, — ich hasse alle Nebenbuhler deiner Größe. Dies, dies ist meine Eifersucht. Was geht mich deine weiße Haut an, dein strahlendes Auge, — deine zauberische, zauberische Hand ..."

Plötzlich von der Vorstellung der körperlichen Nähe Katharinas überkommen, lächelte sie verklärt, senkte den Kopf und taumelte ein wenig im Sattel.

Straganoff war ihr zur Seite. „Mütterchen," murmelte er verdrießlich, „Ihr seid des Teufels!"

„Ja, — aber glücklich, — glücklich, Iwan Alexandrowitsch. Allons!" sie straffte sich und entzog sich seinem stützenden Arm. „Eilen wir uns! Wir haben heute noch viel vor." —

Die Großfürstin hatte sich für den späten Abend zu einem Abschiedsbesuch angesagt. Es war Anfang September und sie war im Begriff, zur Kaiserin nach Peterhof überzusiedeln und die letzten warmen Tage in der Nähe ihres Sohnes zuzubringen, den die alternde Elisabeth nicht aus ihrem Bannkreis entließ. War es, daß sie dies Kind vor dem Schicksal schützen wollte, das sie selbst einst dem unmündigen Neffen zugefügt hatte? Quälte sie eine abergläubische Angst um den Knaben, für dessen zukünftigen Glanz der Gefangene in der Schlüsselburg dahindämmerte, ein am Geiste Verschnittener?

Gleichviel, — die Großfürstin hatte ihr Kind den Sommer über nur einmal die Woche bei ihren Besuchen in Peterhof sehen dürfen. Jetzt brach sie auf, nahm ihre Muttergefühle zum Vorwand, ganz hinüberzuziehen, und erstickte durch diese natürliche Geste im Keim alles Gerede, das aus ihrer Übersiedelung eine Flucht aus Oranienbaum machen wollte. Katharina Romanowna wußte sehr wohl, daß die Unruhe, von der sie umhergetrieben ward, ihren Grund in der Furcht vor dem Abschied des Sommers hatte: und es war Herbst, sobald die Großfürstin fort war. Zu Ende die Teegesellschaften zwischen den beschorenen Hecken im Park von Oranienbaum. Schluß mit dem Theaterspielen und Scharadenaufführen an Regennachmittagen im Gartensaal, mit den heiteren Tafelrunden der Zwölfe. Schluß aber am schmerzlichsten mit den langen, gemeinsamen Ritten am Strand entlang und durch melancholisches Kieferngehölz, — mit den Plauderstunden im Kabinett der Großfürstin und dem atemlosen Genießen gestohlener Minuten des Gespräches inmitten der Bierseligkeit von Peters Gastmählern. Schluß der unwiederbringlichen Tage des Taumels und der Erwartung, und die Gewißheit, daß ein Winter bevorstand, der Entscheidungen fordern würde, so oder so. — — —

Die Großfürstin kam an diesem Abend früher, als sie erwartet wurde. Katharina Romanowna, in ihrer Rastlosigkeit zu der kleinen Natascha geflüchtet, hatte im Spiel mit dem Kind das Rollen des Wagens überhört. So ward sie von Katharina überrascht, die unangemeldet, plötzlich schnell und lautlos eintrat, — am Boden kniend, die Arme für Natascha geöffnet, die, durch die hohe Erscheinung erschreckt, hineinstürzte und die kleine Mutter ins Schwanken brachte.

„Ah quel charmant tableau! Um Gottes willen, bleiben Sie, Fürstin, bleiben Sie, wo Sie sind, und lassen Sie mich hier einen Augenblick ruhen!“

Katharina sank in einen Sessel; Katharina Romanowna winkte der Amme, sich zu entfernen. Sie selbst blieb kniend, das blonde schimmernde Kindchen im Arm. Sie lächelte. Katharina beugte sich vor.

„Es ist Michaels Tochter,“ sagte sie langsam, ließ aber den Blick nicht von Katharina Romanownas bräunlichem Gesicht. „Blond wie ukrainischer Weizen und mit Augen, wie persische Türkise. Sie wird schön werden, die kleine Nataſcha Michailowna. Aber sie gleicht nicht Ihnen ...“

„Ich weiß, — ich bin nicht schön,“ sagte Katharina Romanowna demütig-schelmisch.

„Böse! Wer sollte das sagen? Aber Ihre Schönheit ist keine Frauenschönheit, chérie! Warum ist Ihr Knabe nicht hier? Ihn möchte ich sehen, — er soll einmal mit mir reiten, Katharina Romanowna, was meint Ihr dazu?“

„Daß ich dann eine alte Frau bin,“ lachte die Fürstin.

„Vous êtes un enfant terrible! Katharina Romanowna, ich habe Sie bis jetzt nur für den Steppenprinzen gehalten und für die russische Madame de Rambouillet, — oh, böses Kind, was für ein Gesicht! Aber nun sehe ich, daß Sie auch eine Mutter sind. Hören Sie, Fürstin, wissen Sie, daß ich Sie beneiden könnte?“ Katharina stützte den Kopf in die Hand. Hoch saß sie da, majestätisch und doch gebeugt, den Blick voll dieser kühlen westlichen Klarheit, doch auch voll skeptischer Schwermut auf das heiße Antlitz, den vollen, bebenden Mund, die feuchten, leuchtenden, dunklen Augen der Knienden gerichtet.

„Steppe und Acker und Geist und Blut, — Katharina Romanowna, was sind Sie noch?“

Die Fürstin Daschkoff warf den Oberkörper zurück, ihr Gesicht richtete sich mit einem Ausdruck blinder Opferbereitschaft nach oben, sie hob das Kind empor und hielt es der Großfürstin hin: „Ich bin Rußland. Und meine Kinder sind d e i n !“

★

Frühzeitig und gnadenlos brach der Winter herein. Und diesmal schien es, als kröche er keuchend als ein eisiger, schauriger Heerwurm aus dem Palast an der Moika hervor und legte sich lähmend über St. Petersburg. Hier, wo er sonst verleugnet ward, wo man seiner spottete, wo Abend für Abend glänzende Feste, Musik, Duft, Wärme, Kerzenhelle in die starrenden, stöhnenden Nächte hinausgestrahlt hatten, hier hatte er jetzt seine Höhle, sein Hauptquartier. Wenige Kerzen nur brannten in der Flucht der Gemächer, aber sie brannten bis tief in den Morgen hinein. Die nähere Umgebung der Zarin wachte, saß an Kartentischen, plauderte gelangweilt, gähnte. In dieser und jener Ecke lehnte auch wohl jemand und hielt einen kurzen Schlaf, um aufzufahren, wenn jene schleifenden Schritte sich wieder näherten und eine schwere, alte Frau, die Arme um die Schultern zweier junger Hofdamen gelegt, vorüberschwankte. Dies war Elisabeth, die Zarin. Indem sie die Arme so ausgebreitet auf den Nacken der beiden Kinder wuchten ließ, hing ihr das massige Haupt vornüber, doch senkte sie es nicht. Sie blickte aus den vorquellenden Augen mit einem Ausdruck von Angst geradeaus und bewegte die zitternden Lippen zwischen den großen hängenden Backen, als zählte sie die eigenen Schritte, — Schritte, bei denen sie die Füße gewaltsam vorwärtsstieß, ohne die Knie zu heben. Der Leib war aufgetrieben und stand unförmig vor, was selbst der Reifrock nicht verdecken konnte. Kam sie näher, so nahm man die furchterregende Beschaffenheit ihrer aufgedunsenen Gesichtshaut wahr: sie war bläulich von blutigroten Adern durchzogen. Zwischen stoßenden Atemzügen flüsterte die Zarin unaufhörlich Gebetszeilen, während Speichel ihr übers Kinn tropfte, den ihre Damen immer wieder mit einem Tuch entfernten. Obgleich alles sich erhoben hatte und ihr die schuldigen Reverenzen erwies, blickte sie niemand an und schien kaum etwas von ihren lebenden Krücken zu wissen. Im letzten der Säle machte sie kurz vor der Wand kehrt und stampfte zurück, gefolgt von der pathetischen Feldherrngebärde eines Reiterbildes ihres großen Vaters, das dort hing. Sie begab sich in ihr Schlafgemach, um dort, auf die Lehnen zweier hoher Sessel gestützt, stehend zu verharren, nach Atem ringend, murmelnd und kopfnickend, bis sie mit einem dumpfen Laut von neuem nach einer Promenade verlangte, oder endlich gegen Morgen zu einem kurzen, durchröchelten Schlummer in einen der Lehnstühle sank. Der Leibarzt Boerhove und der Beichtvater der Zarin waren unaufhörlich im Vorzimmer anwesend und vertrieben sich jeder in seiner Art die Zeit mit Rosenkranz und Patiencekarten. Jedoch waren weder der Großfürst noch seine Gemahlin innerhalb des Rayons der kaiserlichen Gemächer zu sehen, und es hieß, daß Seine Kaiserliche Hoheit es vorzöge, in seinen eigenen Räumen und in Gesellschaft zu wachen. Über den Gesundheitszustand der

Großfürstin, die auch am Tage kaum je gesehen wurde, gingen widersprechende Gerüchte. Es geschah, daß Katharina Romanowna eines Tages von einer Schlittenfahrt heimkehrend zu ihrem Gatten hereinstürzte, den Lesenden, der mit seinem schönen Lächeln aufgesehen hatte, am Arm ergriff und ihn schüttelte, während sie ihn atemlos mit flammenden, empörten Augen ansah.

„Katja, Ljuba, wart, wart! Ei, sind die Pferde dir durchgegangen?"

„Der Hund! der Schurke! der Mörder! Er hält sie gefangen. Ich habe es gehört. Es ist sicher. Michael! Michael! Es wird Zeit!"

Michael Daschkoff bewegte die breiten Schultern und schob die Lippen hin und her. Er hatte die dichten blonden Brauen gefaltet.

„Ej! Ej! Was hast du gehört? Werde ruhig! Wo ist Sonja? Sie soll dir den Mantel ... Oder warte!" Er erhob sich, nahm ihr den Pelz ab, führte sie zu einem Taburett und zwang sie sich zu setzen. Dann kniete er nieder, blickte in ihr Gesicht, lächelte dann, bückte sich und begann ihr die schweren Überschuhe von den Füßen zu ziehen. „Ich bin dein Sklave, Fürstin, du siehst es!"

Eine ungeduldige kleine Faust hämmerte auf seinem Kopf: „Oh, Michael, — deine Ruhe — deine Ruhe! Höre!"

Wilder, sich überstürzender Bericht. Jawohl, die Großfürstin werde in ihrem Trakt des Palastes gefangengehalten, wie vor zwei Jahren. Niemand habe Zutritt zu ihr, ihr Hofstaat sei teilweise abgelöst und mit unbekanntem Reiseziel fortgeschickt. Dies sei die Wahrheit, endlich! Der Grund ...

„Wofür der Grund?"

„... dafür ..." Zögern. Erröten. Michael lächelte.

„Also?" fragte er sanft.

„Daß sie mich seit einer Woche nicht zu sich befohlen hat!" stieß Katharina Romanowna zornig schluchzend hervor. „Mich nicht, — und auch keinen andern, — weder Stroganoff, noch Panin, — selbst Narischkin nicht. Diese haben es versucht, sie zu sehen, und sind abgewiesen worden. Ich habe es nicht versucht, — weil ich nicht abgewiesen werden will."

„Ej!" Michael wiegte den Kopf. „Mütterchen, so versuche es doch!"

„Michael!"

„Nun, ich meine, vielleicht bedarf sie der Freundin jetzt mehr als der Freunde ..."

„Wie das? Michael, er hat sie nach Kiew ins Kloster gebracht, der Hundegeneral!"

„Mütterchen, errege dich nicht. Nun wohl, warum sollst du es nicht wissen? Katharina ist schwanger."

„Nein! Nein!"

„Wozu sich exaltieren? Ich erfuhr es heute von ihrer Kammerfrau, von Anna Iwanowna. Ich traf sie im Vorzimmer Ihrer Majestät. Ich war du jour, — du weißt."

„Nun — und ...?"

„Sie machte Andeutungen, die nicht mißzuverstehen waren. Die Großfürstin liegt, — schont sich einige Tage auf Boerhaves Rat."

„Das war alles?"

„Ej, — nicht genug? Hättest du ihr Gesicht dazu gesehen ..."

„Ihr Männer hört aus allem immer nur das eine heraus! Wie sollte es! Poniatowski ist seit dem Frühjahr in Paris."

„Nun, nun, was ficht dich an? Warst du blind, Mütterchen? Ist Grigori Orloff aus Schnee?"

„Wie ich euch hasse! Nicht dich, Mischa, nicht dich! Aber euer Prahlen und euern billigen Triumph. Du nicht, Mischa, du bist anders als alle. Poniatowski ist ihr einziger Freund, ihr Gatte, der, den sie als ebenbürtig fühlt nach Geist und Blut! Beleidige sie nicht! Orloff, — bah, — er ist nicht wert, ihr als Fußkissen zu dienen. Sie hat Freude an schönen Hunden und Pferden, — weißt du das nicht?" — — —

Michael griff nach seinem Buch, er blätterte zerstreut und pfiff leise vor sich hin. Katharina Romanowna verließ das Zimmer und schloß heftig die Tür. Beim Souper erfuhr der Fürst, Ihre Hoheit fühle sich unwohl und bäte, zu entschuldigen. Er speiste allein, tief in sich gekehrt und nachdenklich. Die Stimmungen seiner Frau und selbst ihr körperliches Befinden vermochten ihn in diesen Tagen nicht zu beunruhigen, so stark beschäftigten ihn gewisse andere Dinge. Er hatte Abend für Abend Besprechungen mit den Kameraden, die bis tief in die Nächte hinein währten. —

Katharina Romanowna lag zwei Tage in einer seltsamen Apathie, aus der sie zuweilen erwachte, um krampfhaft zu weinen. Sie erklärte sich für krank und war in der Tat in einem fieberhaften Zustand. Es war am 20. Dezember spät abends, daß ihre Zofe ihr meldete, ein Monsieur Odart wünsche sie zu sprechen, und den Befehl erhielt, den unzeitigen Besucher unverzüglich vorzulassen. Die Fürstin setzte sich erregt im Bette auf und ließ sich einen Pudermantel umwerfen.

Monsieur Odart, ein Mann italienischer Herkunft und unbestimmten Berufes, der der Großfürstin gelegentlich als Sekretär und Vorleser gedient hatte, betrat das Zimmer unter endlosen Bücklingen und Devotionsversicherungen.

„Reden Sie!" fuhr die Fürstin ihn heftig an.

Odart wand sich. Sein glattes piemontesisches Gesicht, seine beweglichen Schultern, seine Arme, seine Hände drückten Tragik aus.

„Die Majestät wird den Morgen nicht mehr erleben. Ich sprach den Doktor Boerhave selbst."

Katharina Romanowna faßte ihn scharf ins Auge. Sie wußte, daß man ihm nur die Hälfte von allen seinen Berichten glauben durfte, und es war unwahrscheinlich, daß Boerhave gerade ihn mit Vertrauen beehrt habe.

„Ist die Großfürstin in Gefahr?" fragte sie kurz und kalt. Odart zuckte die Achseln. Er zog den weiten schwarzen Mantel eng um sich zusammen.

„Wir alle stehen in Gottes Hand!" sagte er feierlich. Er verneigte sich tief und ging. —

Katharina Romanowna rief nach der Zofe. Sie beherrschte ihre wahnsinnige Erregung, befahl mit ruhiger Stimme den Schlitten und verließ bald darauf in Pelze gehüllt das Haus. —

*

Katharina Romanowna wußte, daß es unmöglich war, unbemerkt durch die Wachen hindurchzudringen, die das Hauptportal des Palastes, den Zugang zur Kaiserin, zu der Wohnung des großfürstlichen Paars, besetzten. Sie ließ den Schlitten unfern der Moika halten und zu Fuß suchte und fand sie den Weg zu einer Hintertür im Flügel der großfürstlichen Herrschaften. Glück war mit ihr: die Tür war unverschlossen, und ehe sie sich im Labyrinth der matt erleuchteten Korridore verirren konnte, traf sie auf ein Mädchen aus der Bedienung der Großfürstin, das sie stellte und dem sie befahl, sie zu Ihrer Kaiserlichen Hoheit zu führen. Das Mädchen zauderte. Katharina Romanowna, kaum noch wissend was sie tat, riß sich die goldene Kette vom Halse. „Nimm und beeile dich! Tochter einer Kuh! Es geht um Leben und Tod!"

Das Mädchen flog. Die Fürstin folgte ihr, von Fieberschauern geschüttelt. Im letzten Augenblick fragte sie sich, was ihr eigentlich das Recht gab, auf Schleichwegen in das Sanktuarium des Zarenpalastes einzudringen, und wie sie sich rechtfertigen wollte, wenn sie kalt und staunend empfangen würde? Alle Gunstbeweise, Briefe, Einladungen und Vertraulichkeiten heiteren Beisammenseins, was galten sie in dieser nächtlichen Schicksalsstunde? Noch nie war ein ernsthaftes, nie ein offenes Wort über die Zukunft des Thrones zwischen Katharina und ihr gewechselt worden. Und alle Andeutungen und Rätselreden, mit denen man sich gelegentlich über Hoffnungen und Wünsche verständigte, — ja, war es denn gewiß, daß man sich auch verständigt hatte? Und daß Katharina wußte, daß sie kein Herz besaß, auf das sie fester bauen konnte, als auf dieses, — auf Katharina Romanownas heißes, anbetendes, tapferes Herz? Diese Erinnerung an das eigene Herz gab auf einmal Sicherheit, Trotz, ja, Kälte, selbst der Möglichkeit gegenüber, mit Kreaturen des Großfürsten zusammenzutreffen. Indessen war das Vorzimmer der Großfürstin, das sich ihr nach kurzem Warten auftat, leer, bis auf zwei oder drei kartenspielende Hofdamen, die, gut gezogen, den verhüllten Gast nicht zu bemerken schienen. In der Tür zu den nächsten Räumen stand die erste Kammerfrau, grüßte mit gemessener Höflichkeit und schritt voran, endlich unter einer letzten Türe stehend bleibend: „Kaiserliche Hoheit, die Fürstin Daschkoff!" sagte sie kalt, ließ Katharina Romanowna an sich vorüber und zog sich zurück. —

Die Fürstin, halb blind und schwankend vor Erregung, tat ein paar Schritte vorwärts und fiel neben Katharinas Bett auf ihre Knie. Es dauerte einige Sekunden, ehe sie wieder ganz zu sich kam und Katharinas Hand auf ihrem Haupte fühlte.

„Kind, Kind!" murmelte die Großfürstin, „Sie bringen sibirische Kälte mit und sind selbst halb erfroren. Was führt Sie zu mir?" Und da Katharina Romanowna schwieg und nicht aufhörte, ihre Hand leidenschaftlich zu küssen, fragte sie leise: „Kommst du als Mütterchen, — kommst du als Steppenprinz? Höre, Freundin, — bringst du mir Botschaft?"

Katharina Romanowna hob das Haupt, von dem der Baschlik zurücksank. Ihre Augen glänzten vor Tränen. Sie breitete die Arme aus.

„Zarin, Zarin! Ich komme zu dir. Denn die Stunde ist da." —

Zeitlosigkeit. Von stummbewegten Kerzenflammen schwankend erhelltes Gemach. Schatten glitten über teppichbehangene Wände. Zwei Frauen, die eine auf dem breiten, niedrigen Lager, halb aufgerichtet über das Haupt der anderen hinweglauschend, einen übermäßigen und doch ungläubigen Triumph in den Zügen, und gleich darauf die Augen ruhig, klar-prüfend, skeptisch ins Gesicht der anderen senkend. Aber dieses Gesicht, — ach, dieses Antlitz aus Steppe, Strom und Ebene, von ewigen Windgöttern geformt, Spiegel von Wolkenflucht, Grases- und Waldeswogen seit Jahr-



Letzter Sonnenstrahl (Stall der Mutterstuten in Kladrub.) Gemälde von Victor Eckhardt von Eckhardsburg

tausenden, — ach, dieses Antlitz, trunken von Wildheit und Sehnsucht nach Unterwerfung zugleich, — Rußlands unerlöste Augen, Rußlands stammelnder, durstiger Mund ... Katharina blickte hinein: ruhig, klarprüfend, skeptisch. So prüfte westliches Auge von je Blachland, östlich, — unausmeßbar, — horizontweit. Lohnte es sich? — — —

Katharina sagte: „Kind, — Sie sind eisig. Sie zittern. Und — sagte man mir nicht, Sie seien krank? Wie springen Sie mit dem Kleinod um, das Michael Daschkoff und — mir so teuer ist? Kommen Sie! Die Pelze herunter! Kommen Sie — hierher zu mir! Erwärmen Sie sich erst und sprechen Sie dann!"

Katharina Romanowna sprach hastig. Sie sprach russisch, auf die zeremoniellen Formen europäischen Hoftons verzichtend: „Großfürstin, — die Zarin stirbt, du weißt es. Sie erlebt vielleicht den Morgen nicht mehr. Was ist zu deiner Sicherheit geschehen? Wo ist dein Sohn? Gib mir Befehle! Schicke mich in die Kaserne! Laß mich die Garden rufen, — ihre Führer sind dir und mir ergeben. Für dich gehen sie durchs Feuer. Verfüge über Michael Daschkoff und mich!"

Sie schluchzte. Katharina streichelte sie, als besänftigte sie ein Kind. Die Fürstin beruhigte sich. Sie lehnte den Kopf an Katharinas Schulter, ihre Tränen versiegten, sie schloß die Augen, seufzte tief auf und ein Lächeln süßester Zufriedenheit breitete sich auf ihren Zügen aus.

„Höre jetzt," begann die Großfürstin in eindringlichem Flüsterton, — „du wirst nichts für mich unternehmen, denn die Zeit ist noch nicht reif. Auch wenn die Zarin — aufhören sollte zu regieren, ist die Zeit noch nicht da. Alles — muß sich entwickeln. Fürchte nichts für mich, — er — scheut es, zu handeln. Er wirft mit Drohungen um sich, wie ein Pudel sich schüttelt. Aber — w e n n die Zeit da ist, — höre, Katharina Romanowna, — dann wird niemand sein, dem ich mehr vertraue, als dir! Und heute sage ich dir: ich vertraue dir auch, daß du errätst, — wann die Zeit reif ist! — Assez!" Sie fuhr laut und in französischer Sprache fort, die Augen unruhig auf einen großen Wandschirm richtend, der einen Teil des Raumes verdeckte: „Nein, Fürstin, bei Gott, ich habe keine Pläne für mich. Ich danke Ihnen für Ihre Sorge um mein Leben. Aber ich stehe in des Allmächtigen Hand, — ich und meine Kinder."

Und auf ein Zucken, einen Blick der Fürstin hin, die wie erwachend sich aus der Nähe ihres Körpers löste, sagte Katharina leichthin: „Ja, — K i n d e r. Denn ich bin schwanger, Fürstin. Sie wußten es nicht?"

Da nur ein Schweigen ihr antwortete, schrie sie unterdrückt und zornig auf. Katharina Romanowna fühlte sich bei den Schultern ergriffen und geschüttelt: „Richtet ihr, — ihr Glücklichen! Wißt ihr, was Einsamkeit heißt?!"

Katharina Romanowna warf sich herum und küßte ihr die Füße, den Rocksaum: „Ich Elende! Schlage mich, Mütterchen, schlage mich! Gesegnet dein Schoß! Ich bin deine und deiner Kinder Sklavin."

Katharina drängte sie sanft von dem Lager hinunter. Die Fürstin faßte sich, sie warf den Baschlik über, den Pelz.

„Es ist nichts weiter zu sagen," hauchte sie, sich über Katharinas Hände beugend, — „Sie wissen nun, — Sie wissen ..."

Katharina lächelte. Sie lächelte dies bezaubernde Lächeln, das entläßt und doch unauflöslich fesselt.

„Fürstin! Ich bin Ihnen unendlich verbunden ..."

Die Tür hatte sich kaum hinter Katharina Romanowna geschlossen, als Grigori Orloff hinter dem Wandschirm hervortrat.

„Welche Kindereien!" bemerkte er finster.

Die Großfürstin sah auf ihre Hände und beschäftigte sich mit ihren Ringen.

„Nun wohl, — ein Kind. Aber ein kostbares Kind. Verlasse auch du mich, Grigori! Ich bin müde." —

*

Nicht etwa, daß die Gemütlichkeit des Bierkrugs, der Tonpfeife und des Campisspiels unterbrochen gewesen wäre, dadurch, daß nun im kaiserlichen Flügel die Tote aufgebahrt lag. Der neue Kaiser erschien zwar, wie das Zeremoniell es forderte, täglich zu bestimmten Stunden am Paradebette, warf einen mißliebigen Blick auf das graue verfallende Antlitz auf dem brokatenen Kissen, einen zweiten auf die in Trauergewändern reglos kniende Gestalt seiner Gemahlin, und senkte die Augen für eine Minute unter leerem Gesichterschneiden auf seine über dem Degengriff gefalteten Hände. Doch wie er alsbald begann, von einem Fuß auf den andern zu treten und unter gesenkter Stirn auf die Stiefel und Gamaschen der wachehabenden Grenadiere zu schielen, — wie er nach kurzem den Kopf hob und der nächsten diensttuenden Hofdame eine schnöde Bemerkung über die Priester zuraunte, die die Totengebete lasen, — wie er am Ende hüstelnd oder verhalten kichernd den Raum verließ, um schon im Vorzimmer mit schnodbriger Schneidigkeit einen Offizier wegen irgendeines Fehlers in der Montierung der Leute anzulassen, — so gab er sich innerhalb seines eigenen Traktes erst recht keiner

Stimmung hin, die etwa einer, wenn schon nur offiziellen, Trauer angemessen gewesen wäre. Übrigens fiel es auch niemand ein, ihm eine andere Haltung nahe zu legen. Seine eigenen Subjekte fanden sie selbstverständlich und der übrige Hof war duldsam, war unterwürfig. Ahnte Peter, daß Gefahr unter dieser Langmut schlummerte? Ahnte er es dumpf wie ein Tier im umstellten Revier, daß seine Selbstherrlichkeit trügerisch war? Er warb um Freunde, — tat es plump, tat es läppisch, — aber er warb.

„Fürstin," sagte er zu Katharina Daschkoff, die er zwei Tage nach dem Tode der Zarin zum Souper befohlen hatte, die aber unter vielen triftigen Ausflüchten nicht eher als am Silvesterabend in seinem Kreise erschienen war, — „Fürstin, der Augenblick ist gekommen, in dem Ihre Schwester Ihrer besonderen Freundschaft bedarf. Verstehen Sie mich?"

„Nein, wie sollte ich, Majestät! Es scheint mir im Gegenteil so, als täte jetzt jeder gut, sich der Freundschaft meiner Schwester zu versichern ..." Sie saß in einem Fauteuil, zurückgelehnt und sah ihn sehr wachsam, sehr aufmerksam an. Peter dachte nach, vornübergeneigt, die langen Arme zwischen den Schenkeln herabhängend, und die Hände unaufhörlich reibend. Er sagte langsam: „Hm. Ich sehe, Sie haben mich doch verstanden. Sehr gut. Ich wollte Sie prüfen. Sie sind ein Kind, aber gar nicht dumm."

„Ich habe in diesen Monaten — gelernt, Majestät!"

Peter starrte hinüber zum Spieltisch, wo Elisabeth Woronzoff mit Leo Narischkin gegen die Gräfin Bruce und Nikita Narischkin hielt. Letzterer warf soeben seine Karte mit einer Gebärde komischer Verzweiflung aus der Hand. „Majestät, Lisaweta Romanowna beutelt mich aus!" rief er; „geht das mit rechten Dingen zu?"

„Die Romanowna hat die Trümpfe jetzt in der Hand," bemerkte Peter mit einem bedeutsamen Blick seiner vorquellenden Augen zur Fürstin, „wer mit ihr spielt, hat Glück, sehen Sie wohl. Es gibt jetzt vielleicht keine andere Art und Weise sein Glück zu machen, als dadurch, daß man auf ihre — und ihres Partners Karten setzt ..."

„Ihres Partners?" fragte Katharina Romanowna unschuldig, „also Leo Narischkins?"

Leo Narischkin war als unbedingter Anhänger der Großfürstin bekannt. Peter zischte ärgerlich.

„Tsch! Sie sind und bleiben ein kleiner Narr. Nein, Sie sind nicht gefährlich. Aber sagen Sie Ihrem Gatten, daß er — seiner Schwägerin mehr Aufmerksamkeit erweisen möge!"

Er nannte Katharina Romanowna fortan seinen Hofnarren, und sie machte Gebrauch von der Freiheit, die dieser Titel verlieh. Sie unterbrach für ihre Person die langweiligen Tafelrunden beim Thronfolger so häufig wie möglich, indem sie sich erhob, die Gesellschaft umkreiste, diesem und jenem anmutige Sottisen sagte und in die Gespräche hineinlauschte. Es entging ihr nicht, daß Peter den preußischen Gesandten mit „Brüderchen" anredete und ihm immer von neuem zutrank; daß er dagegen dem Österreicher gegenüber renommierte, die von Elisabeths Kabinett ausgearbeiteten Kriegsordern gleichzeitig in Abschrift nach Berlin gesandt zu haben. Sie sah das verzerrte Lächeln dieses Herrn und sie stand hinter dem Stuhl der Gräfin Stroganoff, während über diese Dame hinweg Graf Schuwalow mit dem englischen Ambassadeur, Mr. Keith, darüber skandalisierte, daß hier Gelage gefeiert würden, während drüben die Leiche der Kaiserin immer noch über der Erde stand. Von Peter herangewinkt und um neue Narrenweisheit befragt, gab sie ihm listig flüsternd den Gedanken ein, ihren Onkel, den alten Nikita Panin, den Erzieher des Großfürsten, einen gepflegten Höfling ältester französischer Schule, zur Belohnung für seine Verdienste um den jetzigen Großfürsten zum General der Infanterie zu erheben, — einen Rat, den Peter sich im Kopf herumgehen ließ, um ihn dann in den nächsten Tagen, nach einer Prüfung des Prinzen in seiner Gegenwart, prompt auszuführen, und der in der komischen Empörung Panins über diese seinen Fähigkeiten so wenig angepaßte Ehrung ganz den Erfolg erzielte, den der irrlichternde Kobold beabsichtigt hatte. Sie verharrte bei ihren Vettern, dem Fürsten Repnin, dem Grafen Stroganoff, und unter dem Anschein harmloser Plauderei tauschten sie Nachrichten und Botschaften von Katharina aus. Sie sagte Alexis Orloff Schmeicheleien über sein neues Schlittengespann, drei tadellose Litauer Rappen, um Grigoris herausfordernden Blick mit kalter Verachtung abzuweisen. Und sie stand lange, lange hinter Michael Daschkoff, der schweigsam und mit melancholischer Freundlichkeit hinter seinem Glase saß und sich nun zurücklehnte, damit sie die Wange an seiner reiben, den Kopf an sein mächtiges Haupt lehnen konnte. So geborgen spähte sie noch einmal zu dem ältesten Orloff hinüber, diesem weißblonden Burschen, der sein Haar kaum zu pudern brauchte, und dessen Wangen und Lippen wie

geschminkt wirkten. Sie sah ihn scharf an, begegnete finster seinem überheblichen Blick.

„Frierst du, — Katja, Ljuba?“ fragte Michael. —

Im Januar, noch vor der Beisetzung der Kaiserin, geschah es, daß während einer Parade der Garden, bei denen neuerdings ungeheuerliche und bisher unerhörte Anforderungen an Offiziere und Mannschaften gestellt wurden, der Kaiser auf den Fürsten zuritt und ihm angesichts der Truppen einen scharfen Verweis erteilte, da seiner Ansicht nach die Kompagnie des Fürsten nicht exakt genug geschwenkt hatte. Michael Daschkoff, wie alle seine Kameraden weder an preußischen Drill und Gamaschendienst gewöhnt, noch auch daran, vor seinen Leuten im Unteroffizierston angefahren zu werden, blickte seinen Souverän zunächst nur verblüfft an, und eine Sekunde schien es, als wollte er lächeln. Dann aber stieg ihm jäh das Blut zu Kopf und er gab hörbar eine rasche Antwort, die ebenso russisch war, wie der Anschnauzer Seiner Majestät preußisch. Der Kaiser prallte ein wenig zurück, rang kurz nach einer endgültigen Erwiderung, biß sich jedoch auf die Lippen, wendete und zog sich zurück. —

Dieser Vorfall eines bläulichen, froststarrenden Wintertages blieb nicht unbemerkt, — er blieb auch nicht ohne Folgen. Die Freunde des Fürsten beeilten sich, ihm nahezulegen, sich dem Hofe für eine Weile fernzuhalten, — am besten, Petersburg zu verlassen, — am allerbesten: eine Zeitlang ins Ausland gehen. Er war dem neuen Kaiser auf militärischem Gebiet zu nahe getreten, — dem einzigen, auf dem dieser Mensch Zuständigkeit und etwas wie Ehrgeiz empfand. Er hatte gegen das Gebot der Subordination gefehlt, seinem obersten Kriegsherrn vor der Truppe eine Antwort ins Gesicht geschleudert, die allen Forderungen der Disziplin Hohn sprach: und war die Strafe nicht sofort und auf dem üblichen Wege erfolgt, — um so schlimmer! Es galt, diese Sturmpause auszunutzen, in der Peter seine Rache ausbrütete. Katharina Romanowna, durch die Unglücksprophezeiungen der Freunde maßlos erschreckt, tat in bebender Erregung Gang über Gang zu ihrem Vater, zu Panin, zum Großkanzler, und erreichte es, daß der Fürst mit der Mission, die Thronbesteigung des neuen Kaisers anzusagen, zum Großtürken nach Konstantinopel gesandt wurde, ohne daß der Kaiser selbst die Person des Gesandten erfuhr. Einer seiner Begleiter deckte ihn mit seinem Namen.

Michael verließ Petersburg sofort, um zunächst nach Moskau zu seiner Mutter zu gehen. Der Abschied war schmerzlich-heiß. Dennoch überkam ein Gefühl der Erleichterung Katharina Romanowna, als sie, am Fenster stehend, das Geläut des Reiseschlittens im Schneegestöber verhallen hörte. Sie, die ihre Handlungen wenig überlegte, sondern aus heißen Impulsen schnell und unmittelbar tat, was ihr Herz für gut hielt, umdachte mit Verantwortlichkeit das Leben ihrer Nächsten so sehr, daß sie eben diese Verantwortlichkeit oft fast drückend und hemmend empfand. Mochte jetzt kommen, was wollte: Michael war in Sicherheit. Trotzdem überkamen sie gleich darauf wieder Sehnsucht und Verlassenheitsgefühle, und als am Abend der alte Mr. Keith vorsprach, um nach „seinem Töchterchen“ zu sehen, wie er sie zu nennen liebte, fand er sie blaß und verweint, die kleine Natascha auf dem Schoß und mit einer Neigung, von nichts anderm zu reden, als von dem großen Michael, der in die eisige Nacht hineinfuhr, und von dem kleinen Michael, der nun in Moskau auf seinen Vater wartete, und den sie selbst so lange, — ach, schrecklich lange! — nicht gesehen hatte. — — —

*

Indessen war die seltsame Erleichterung über die Abreise des Fürsten am nächsten Morgen wieder da und zum Erstaunen Katharina Romanownas erwies sie sich auch in der Folge stärker als alle Anwandlungen von Sehnsucht und Einsamkeitsgefühl. Zuweilen fragte sie sich selbst verwirrt, ob diese Entfernung des Gatten eine geheimnisvolle Erfüllung ihrer eigenen verborgenen Wünsche gewesen wäre, — jedoch vermied sie es, sich tiefer in solche Selbstprüfungen zu versenken. Macht uns doch auch ohne unser Wünschen unser Dämon immer zur rechten Zeit für die Aufgaben frei, die das Schicksal uns zugedacht hat. Wir fühlen, daß Hemmungen aus dem Wege geräumt, Lasten von uns genommen, scheinbar unüberwindliche Hindernisse in Nichts aufgelöst werden und daß unser Wille darauf geringen oder gar keinen Einfluß hat. Vielmehr agiert eine unsichtbare Hand mit uns wie mit Puppen an Drähten oder mit Figuren auf dem Schachbrett, und die einzige Freiheit, die uns bleibt, ist die bewußte, unbedingte Hingabe an diese Hand, — der Wille, Werkzeug, und wenn es sein soll, auch Spielzeug zu sein. —

Schon in den ersten Tagen nach Michaels Abreise begann Katharina Romanowna mit größerer Freizügigkeit zu handeln als bisher. Eine erstaunliche Sicherheit in der Auswahl der Menschen, denen sie Vertrauen schenkte, beherrschte sie. Sie vermied die nächsten Freunde der Kaiserin, die Brüder Orloff und

die Narischkins, gegen die sie zwar von bezaubernder Höflichkeit, aber ganz ohne jegliche Intimität blieb, bevorzugte dagegen den ihr selber blind ergebenen Passik und den Grafen Stroganoff, der, als Kammerherr in der nächsten Umgebung der Kaiserin tätig, von dieser zwar geachtet, doch als Mann übersehen wurde, um dafür mit um so blinderer, verbissenerer Leidenschaft an ihr zu hängen. Sie hatte an diesen beiden zuverlässige Kundschafter über die Stimmung unter den Offizieren und in der Gesellschaft. Durch die geistlichen Verwandten Stroganoffs bauten sich Brücken bis zur höchsten kirchlichen Instanz, dem Erzbischof von Nowgorod, dessen Veto auch die erfolgreichsten Anstrengungen hätte vernichten können. Zu erfahren, daß die Stimmung des Synods für Katharina und gegen Peter sei, war wie die letzte notwendige Bestätigung auf dem Wege zur Tat. Wann aber, und vor allem wie diese Tat zu vollziehen sei, das war der Fürstin noch ebenso unklar, wie dem Kreis ihrer Mitverschworenen. Es mag sein, daß in diesen Monaten jeder einzelne der Anhänger der Kaiserin sich ebenso im Mittelpunkt des Netzes fühlte wie die Katharina Romanowna, und mit Recht. Jeder der Offiziere wußte, daß von seiner Geistesgegenwart die Entscheidung abhängen konnte, und daß, nachdem sich die Gewißheit durchgesetzt hatte, auch die Führer der Regimenter und Inhaber der höchsten militärischen Ehrenstellen seien stillschweigend im Einverständnis, der jüngste Leutnant mit einem Schlage sich zum Mann des Tages, zum Retter des Vaterlandes machen konnte. Katharina Romanowna übersah die einzelnen Motive ihrer Gesinnungsgenossen, sie glaubte nicht an Ehrgeiz, Eitelkeit, Berechnung, da sie selbst frei davon war. Sie setzte bei jedem die eigene schrankenlose Liebe zum Vaterlande voraus, diese Leidenschaft, die bei ihr täglich mehr mit der Bewunderung für die Kaiserin verschmolz, als seien die beiden schon eins. Sie beging tollkühne Dinge, indem sie zum Beispiel Mr. Keith und Nikita Panin zum Tee einlud und den beiden alten Diplomaten ihre Karten mit einer Rückhaltlosigkeit aufdeckte, für die sie viel Kopfschütteln, aber zunächst wenig Beifall erntete. Mr. Keith nannte sie eine „gefährliche kleine Person“, hüstelte, suchte Blicke mit Panin zu wechseln und tätschelte ihr voll Rührung die Wangen wie einem feurigen Pferdchen. Der Erzieher des Großfürsten dagegen schnupfte unbehaglich und fragte verdrießlich, wie sie dazu komme, ihm von derartigen Wühlereien zu sprechen, und ob man in ihren Kreisen etwa annähme, er könnte das gutheißen? Ob etwa die Ansicht bestehe, ihn hinein zu verwickeln, oder ob sein Name gar schon unter ihnen genannt worden sei. Was er sich gründlichst verbeten haben wolle! Er würde nötigenfalls zur Kaiserin selbst gehen und ihr seinen verfassungstreuen Standpunkt klarlegen und die Nichte möge dankbar sein, wenn er es dabei bewenden ließe.

Nachdem er vor dem Vertreter Großbritanniens derart die Würde der bestehenden Regierung gewahrt und seine eigene Person gedeckt hatte, und nachdem nun Katharina Romanowna ihm auch mit einer glücklichen Umstellung ihres Tons ins Kindlich-Gläubige versichert hatte, es handele sich bei allen diesen Plänen doch nur um die Phantasien einiger schwärmerischer junger Leute, beruhigte er sich, und begann nun seinerseits den gedachten Fall anscheinend zum erstenmal und völlig objektiv ins Auge zu fassen. Er dozierte eine halbe Stunde lang Thronfolger-Politik, drehte ohne besondere Anwendung alle Möglichkeiten einer Übergehung des rechtmäßigen Erben hin und her, zog auch die augenblicklichen Zustände der schwedischen Monarchie in Betracht und schloß diese ganz beiläufigen Erörterungen mit der Bemerkung, daß für ein Land freilich ein Herrscher im Kindesalter mit einer geeigneten Regentschaft neben sich vorteilhafter wäre, als ein unfähiger, unbeliebter Fürst. Womit er zu seiner Teetasse und einer amüsanten Darstellung der neuen Hofsitten überging. Mon Dieu, man sah die ältsten und fettsten Leute auf einmal in preußische Galauniformen eingezwängt, von früh bis spät gestiefelt und gespornt dem neuen Regime huldigen, und welches Schauspiel war es, die beleibten Säulen des ehemaligen kaiserlichen Hofstaates das französische Kompliment, das Peter an Stelle der einfachen tiefen russischen Verbeugung eingeführt wünschte, üben zu sehen! Die alte Gräfin Buturlin war neulich darüber beinah zu Fall gekommen und hatte sich drehen müssen wie ein Kreisel, um es zu verhindern.

Jedoch trotz dieser gleichgültigen Haltung, die der alte Schlaukopf zur Schau getragen, hatte Katharina Romanowna keinen Grund, mit der Wirkung ihrer Enthüllungen unzufrieden zu sein. Schon am nächsten Tage sah sie sich mit einem Billettchen im dringendsten Tone zu ihm eingeladen, traf ihn allein an und wurde nach einer zweiten ernstlichen Strafrede einem plaudernden Kreuzverhör unterzogen, das sie mit Würde bestand. Es ward ihr durchaus nicht klar, daß dieser väterliche Freund sich spielend in den Besitz von Kenntnissen setzte, mit denen ausgerüstet er in seiner Stellung sowohl der

jungen Kaiserin als ihren Anhängern einen furchtbaren Schlag zu versetzen imstande war. Sie redete zu ihm, wie sie zu allen andern geredet hatte, mit Grazie, Feuer und hingerissen von Begeisterung für — das Vaterland. Sie glühte, ihre feste kleine Faust packte Panins braune welke Altmännerhand am Gelenk und sie flammte mit sprühenden Augen ihn an. In Sibirien sterben? Nun wohl, warum nicht? Besser, jedenfalls, tausendmal besser, als mit dem Bewußtsein weiter zu leben, den Augenblick, sich für Rußland opfern zu können, versäumt zu haben! Panin betrachtete sie aufmerksam. „Ich freue mich," sagte er langsam, „noch zu erleben, was ich für unmöglich hielt: ich sehe eine Frau vor mir, und diese Frau begeistert sich für eine Sache, — eine Idee. Das ist selten, — sehr selten ..."

Katharina Romanowna, jäh errötend in sein skeptisches altes Gesicht blickend, verwirrte sich. Sie rief: „Eine Idee? Ist nicht Rußland unser aller Mutter und ist nicht die Zarin ihr Herz, ihre Seele, ihre Hand? Rußland und die Zarin!"

„Rußland und die Zarin! Welche Parole, welches Feldgeschrei! Nun — brav, brav! Aber prenez-y garde, ma petite: vergiß nicht, daß Rußland heut einen Zaren, einen V a t e r hat, — der freilich nicht recht weiß, wie er zu seinem Kinde gekommen ist!"

Panin meckerte mit boshaftem Vergnügen in Erinnerung an den scheelen Ausdruck, mit dem Peter den Thronfolger gelegentlich musterte. Er klopfte Katharina Romanowna auf die Wange.

„Nun wohl, Nichte! Rußland und die Zarin! Betrachte mich als deinen Bundesgenossen, aber geh in Zukunft behutsamer mit deinem Geheimnis um. Zieh vor allem nicht Leute des alten Regimes ins Vertrauen, ohne deinen Onkel zuvor um Rat zu befragen ..."

Die Fürstin fand in den nächsten Monaten einen immer geduldigen Zuhörer, einen zurückhaltenden Mentor an ihm. Er lauschte aufmerksam, er lächelte, er ironisierte sanft und nie griff er merklich in ihre Absichten ein. Zuweilen meinte sie, aus seinen wie zögernd erteilten Ratschlägen eine seltsame Übereinstimmung mit den von der Kaiserin zu ihr geäußerten Betrachtungen der Lage herauszuhören. Zuweilen kam ihr gleichsam traumhaft die Erkenntnis, daß seit ihrem Einverständnis mit Panin eine merkwürdige Planmäßigkeit, eine fremde Zielsicherheit ihr bis dahin nachtwandlerisches Handeln überformte, — daß die Fäden sich entwirrten und der eine rote, dem zu folgen war, in ihre Hand glitt, wie hineingespielt. Zuweilen fühlte sie deutlich, schmerzhaft wie ein Joch, einen Willen über ihrem, der ihre Schritte bestimmte, widerstrebte dumpf und gehorchte dennoch mit der blinden Seligkeit derer, über denen der Gott ist. — — —

*

Blut vergießen? Oh nein, wozu? War es nötig, einen Toten zu erschlagen? War Peter mehr als ein Toter, ein hampelnder, leerer, lächelnder Leichnam? Wie lächerlich würde man sich vor einem europäischen Parterre machen, wollte man hier ein Trauerspiel inszenieren. Einen Narren sperrte man ein und überließ es ihm, seine Hanswurstiade zwischen vier sicheren Wänden für sich selbst zu Ende zu spielen!

Stroganoff erwiderte den empörten, verächtlichen Blick der Fürstin mit seinem gewohnten Lächeln voll melancholischer Ironie. Die übrigen Mitglieder des Kreises, — Hauptmann Bredichin, die Brüder Rasloffleff, Leutnant Lassunski, Fürst Repnin und einige andere, neue Erscheinungen, der Fürstin selbst noch unbekannt, — verhielten sich ebenfalls schweigend und drückten achselzuckend, kopfschüttelnd Mißfallen, Abneigung aus. Der brave Passik blickte verlegen auf seine Stiefelspitzen. Nun gut, er hatte es nicht so gemeint. Nur gedacht, es sei vielleicht der kürzeste Weg ... Ob er seinen Degen dazu hergeben wolle, fragte Lassunski kurz und scharf. Passik weinte bereits. Da sei Gott vor und die heilige Jungfrau möchte ihn bewahren. Sein Blut, sein eigenes! gern wollte er es hergeben, um den Kameraden den Rücken zu decken, um das Mütterchen zu befreien. Er hätte nicht an Mord gedacht, nicht er. Es sei dieser Italiener, dieser Odart, der ihn bewogen habe ...

Katharina Romanowna erhob sich. Sie bäte Herrn Passik und jeden der Anwesenden noch einmal dringend, mit keinem, aber auch keinem Außenstehenden über die Dinge zu reden, die ihnen allen am Herzen lägen! Jedem Fremden gegenüber seien die Wünsche, die Hoffnungen, — was sei es mehr? — die man in bezug auf die Zarin hegte, abzuleugnen, — besonders diesem piemontesischen Schwätzer gegenüber, der sich an Wankelmütige heranmache, um Einblick zu gewinnen! Ob er ihm etwa auch Geld geboten hätte, he?

Passik schluchzte laut.

Ob er nicht wisse, wie er die Zarin durch seine Schwatzhaftigkeit gefährde? Wenn sie noch atme, — sein, Passiks, Verdienst sei es nicht! — Die Fürstin genoß einen Augenblick zornig atmend die Wirkung ihrer Worte. Dann sank sie in ihren Sessel zurück.

„Genug! Gehen wir auseinander!"

Sie winkte Stroganoff mit den Augen, zu bleiben. Die Herren traten einzeln vor sie hin, verneigten sich tief und verließen den Raum. Zuletzt kam Passik, noch immer von Schluchzen geschüttelt. Er beugte das Knie und küßte ihr den Rocksaum. „Geh!“ sagte sie kalt, „bessere dich! Nimm dich zusammen! Sei kein Weib!“ Ihre Augen suchten den Grafen im Dämmer des großen, von wenigen Kerzen beleuchteten Raumes. Er trat aus dem Schatten hervor. Sie waren allein.

„Diese Knaben langweilen mich, — einer wie der andere!“ stieß Katharina Romanowna hervor. Sie hob ihr Antlitz zu Stroganoff empor, der über den Rücken eines Stuhles gelehnt auf sie niederblickte. Es war kindlich vor Hilflosigkeit. Stroganoff murmelte: „Wir brauchen sie, — wir brauchen die Truppen ...“ Die Fürstin seufzte. Dann raffte sie sich zusammen. „Wie ist die Stimmung bei den Soldaten?“ fragte sie sachlich.

Der Graf berichtete. Es sei kaum nötig, die Leute zu beeinflussen. Sie vergötterten Katharina, so wie sie Peter haßten. Sie haßten ihn für die Einführung der preußischen Montur. Sie murrten gegen das neue eiserne Reglement. Der Feldzugsplan gegen Dänemark war durchgesickert und die Kasernen brausten von Widersetzlichkeit, wie Bienenstöcke vor dem Schwärmen. Stroganoff war überzeugt, daß nicht ein Mann sich einschiffen lassen würde, um Peter die paar Fuß Holstein zurückerobern zu helfen, auf die er versessen war, wie ein eigensinniger Knabe auf ein entwendetes Spielzeug. Stroganoff beugte sich tiefer herab und flüsterte erregt: „Ja, Peter in diesem Plan bestärken und seine Ausführung beschleunigen, — das wäre vielleicht die beste Politik! Es wäre um ihn geschehen, ohne daß wir einen Finger zu rühren brauchten. Die Soldaten würden alles besorgen ...“

Sie blickten sich fest in die Augen. Katharina Romanowna sagte langsam: „Wir müssen ihnen zuvorkommen ...“ Und während Stroganoff sie unverwandt brennend ansah, schwer nickte und die Lippen öffnete, daß sein häßliches Gesicht die Schönheit der Leidenschaft atmete, setzte sie hinzu: „Uns sollen sie es danken, — u n s ...“

★

Dies war an einem Abend gegen Ende März. Am nächsten Tage fand ein Festmahl zur Feier des Friedens mit Preußen bei dem — noch immer nicht gekrönten — Zaren statt. Eine seltsame Stimmung verächtlicher und frivoler Lustigkeit beherrschte die Gesellschaft. Der Kaiser schien seinen Lebensgeistern schon vor Anbruch der Tafel durch Burgunder aufgeholfen zu haben, sein Gesicht war gerötet, seine Bewegungen unsicher und plump. Dabei schien ein Druck auf ihm zu lasten, dem er vergeblich suchte, sich durch den Ton der eigenen renommierenden Stimme zu entziehen. Katharina Romanowna, nicht allzufern von ihm sitzend, sah ihn zuweilen in sich selbst zusammensinken, den Kopf mit stumpfem Ausdruck vorgeneigt und die langen Finger in ruheloser, müßiger Spielerei mit einem Stück Brot, mit dem Fuß eines Glases beschäftigt. Dann schreckte er auf, sah mit blöder Scheu um sich. Ein Grauen überkam Katharina Romanowna. Sie bemerkte, daß nicht sie allein es war, die den Zaren beobachtete. Von allenthalben her lagen Blicke auf ihn gerichtet gleich den ihren: scharf, kalt, klar, wie ebensoviele Büchsen auf ein Ziel. Sie wandten sich ab gleich den ihren, wenn des Zaren Auge ihnen begegnete, dieses mühselige Auge, blutunterlaufen, glotzend und stumpf, aber eines Menschen Auge doch, eines Bruders Auge, das blickte wie das eines umstellten Tiers.

Die Zarin präsidierte am andern Ende der Tafel. Stroganoff stand als Kammerherr vom Tage hinter ihrem Stuhl. Sie war strahlend schön. Ein fremder Zug von Zurückhaltung, ja, von Demut lag auf ihrem Gesicht, etwas Schutzheischendes in ihrer Haltung. Sie befahl die älteren Hofleute abwechselnd an ihre Seite und unterhielt sich gedämpft mit ihnen, bezaubernde Anmut in jeder Geste. Schuwaloff saß neben ihr, als Peters schneidende Stimme den Lärm der allgemeinen Unterhaltung jäh lähmte. Er forderte die Anwesenden auf, unter dem Donner der Kanonen von der Festung her, drei Gesundheiten mit ihm zu trinken. Nämlich zum Ersten: „Auf das Wohl des Königs von Preußen!“

Zum Zweiten: „Auf die Dauer des glücklich geschlossenen Friedens!“ Aber zum Dritten: „Auf das Wohl der kaiserlichen Familie!“

Und während das Dröhnen der Geschütze verzitterte, unter dem Lärm des Stühlerückens und Gläserklingens nach dem letzten Trinkspruch, sah man, daß die Zarin sich niedergelassen hatte und die Huldigungen der Gesellschaft sitzend entgegennahm. Gleichzeitig eilte Peters Adjutant Gudowitsch um die Tafel herum zu ihr, von seinem Herrn mit einem bösartigen Blick verfolgt, und die der Zarin Zunächstsitzenden hörten, wie Gudowitsch sich seines Auftrages entledigte, der in der Frage bestand, warum Ihre Majestät sich zu diesem Toast nicht erhoben hätte. Katharina, erstaunt, sah von dem Boten hinüber zu ihrem Gemahl und ohne sich des Zwischenträgers zu bedienen, gab ihre klare

vernehmliche Stimme die Antwort über die Tafel hinweg. Das Lächeln, mit dem sie sprach, forderte zum Mitlächeln auf, und in der Tat, ein Lächeln lief über die Gesellschaft, eine Woge von Sympathie schwoll ihr zu. Die kaiserliche Familie, rief sie, bestünde doch nur aus ihrem Gemahl, ihrem Sohn und ihr selbst! Ob es da denn schicklich für sie gewesen sei, stehen zu bleiben.

Was folgte, war überaus peinlich für alle Zeugen. Peter beachtete die direkte Antwort seiner Gemahlin nicht; stehend, das Weinglas noch in der Hand, starrte er dem zurückeilenden Adjutanten finster entgegen. Die Romanowna an seiner Seite, die einzige Dame, die sich sofort niedergelassen hatte, nachdem sie die Antwort der Zarin begriffen, bewegte angstvoll und skandallüstern zugleich die Zunge zwischen den Lippen und blinzelte zu ihrer Schwester hinüber. Der Zar vernahm Gudowitschs Bericht, er setzte sich nieder und stellte das Glas hart hin.

„Zur kaiserlichen Familie gehören auch meine erlauchten Oheime, die hier anwesenden Herzöge von Holstein!“ schnarrte er über die Schulter zurück. „Sagen Sie der Zarin, sie sei eine Närrin!“

Die letzten Worte waren hörbar genug. Geflüster wiederholte sie weiter. Blicke wie Klingen wurden gegen Peter gezückt, Zähne gefletscht. Der alte Großkanzler gab das Zeichen, sich wieder niederzulassen. In der allgemeinen Bewegung wandten sich Augen scheu, schadenfroh oder teilnehmend zur Zarin, vor der Gudowitsch stand wie ein verprügelter Hund. Peter starrte hämisch hinüber. Katharina erbleichte, ihr Gesicht zuckte und während sie, nach Fassung ringend, dem Grafen Stroganoff einige Worte sagte, sprangen ein paar Tränen über ihre Wangen. Gleich darauf lächelte sie, der Graf beugte sich plaudernd zu ihr nieder und hörte nicht auf zu sprechen, bis die Zarin in Rede und Antwort ihre Fassung wiedergefunden hatte.

Auf rätselhafte Weise war dieser Vorfall schon in der Mittagsstunde des nächsten Tages in ganz Petersburg verbreitet. Das Volk erzählte ihn sich auf dem Markte, die Kasernen waren voll davon. Die Ausfahrt der Kaiserin gestaltete sich an diesem Tage zu einem Triumphzug, während Peter sich bei der Parade von einem Schweigen empfangen fühlte, noch eisiger, noch drohender als sonst, wenn das möglich war. — — —

Der Graf Stroganoff erhielt am Abend Befehl, sich auf seine Güter zu begeben und Petersburg bis auf weiteres nicht zu betreten.

*

Kurz nach diesem Ereignis empfing die Fürstin einen Brief von Katharina, eins jener kleinen Billetts, unregelmäßig gefaltet, flüchtig gesiegelt, deren Anblick jedesmal ihren Herzschlag einen Augenblick aussetzen ließ. Plötzlich lagen sie immer in ihren Händen, hervorsteigend aus den Ärmelaufschlägen, den Corsagen, den Stiefelstulpen der ungewöhnlichsten Boten, — irgendwelcher Besucher, irgendeines Grenadiers, eines Ofenheizers oder einer Kammerfrau, zu denen die Zarin den Mut des Vertrauens gefaßt hatte.

Diesmal war Panin der Überbringer. Katharina Romanowna bemerkte mit Zorn, daß das Siegel erbrochen war, unterdrückte aber jedes Wort darüber. Sie trat zum Fenster und las. Der Onkel ging hinter ihr auf und nieder, seine Absätze klappten ungeduldig über das Parkett. Aber Katharina Romanowna blieb abgewandt stehen, nachdem sie die wenigen Zeilen gelesen hatte. Ihr Herz bebte wie von einem Schlag. Die Zarin schrieb kurz und kühl. Sie forderte Katharina Romanowna auf, St. Petersburg freiwillig zu verlassen, ehe es ihr erginge wie — anderen Leuten. Sie möge sich auf ihr kleines Landgut bei Krasnoi Kabak begeben und versuchen, ein wenig in Vergessenheit zu geraten. Das war alles. Es war nicht unterzeichnet. Plötzlich trat Panin zu ihr, und ehe sie es hindern konnte, hatte er ihr das Papier aus den Händen genommen und zerriß es in Fetzen.

„Es ist ihr Wunsch so,“ sagte er. „Habe Einsicht! Gehorche! Deine jungen Leute kompromittieren sie mit ihrem Degengeklirr und ihren bedrohlichen Blicken, wenn Peter sich zeigt. Eure Zusammenkünfte werden beobachtet, — weißt du es nicht?“

„Wer hat sie gewarnt? Vor mir — gewarnt?“

Panin war mürrisch.

„Was weiß ich? Mag sein — ihre eigene Vernunft. Mag sein — Orloff ...“

„Ah! Gut! Gut! Ich gehe. Ja, ich gehe. Aber glaubt nicht, daß ich austrete aus dem Spiel!“ Unvermittelt ergriff sie den Onkel beim Arm. „Und was läßt sie mir sagen, — mündlich sagen? Höre! Was unterschlägst du mir?“

Panin machte sich ärgerlich frei und nahm eine Prise.

„Eh, Nichte, — was für Manieren! Ist die Fürstin Daschkoff ein Grenadier? Sie läßt dir nichts sagen. Sie will niemand in Gefahr bringen, — nun ja. Und Ende Juni ginge der Hof nach Peterhof hinaus, — bis dahin verlangte sie, daß ihre Freunde sich still verhielten.“

Er glättete seinen Ärmel, zupfte an der Brüsseler Manschette.

„Ich hörte sie das sagen. Beziehst du es auf dich?"

Katharina Romanowna sah ihn verächtlich an und schwieg. Triumph war in ihrem Innern. Der wundervolle und jähe Aufstieg aus der Tiefe der Verstoßung und Verzweiflung zu der taumelnden Selbsttäuschung, sich immer auch unter Demütigungen und Mißhandlungen, immer, immer durch die federnde Kraft des eigenen Gefühls im Einverständnis mit dem Gegenstand seiner Anbetung zu finden, — diese heroische Entschließung, ja zu sagen, zu allem, was die Liebe verhängt, und sei es Tod, weiterzulieben, und gerade im Leiden die höchste Verzückung zu erreichen, — sie hatte sich innerhalb weniger Herzschläge vollzogen. Krasnoi Kabak und dieses öde, birkenbestandene Stück Sand und Sumpf zwischen St. Petersburg und der See, — oh, es war gerade der rechte Ort, eine treffliche Eremitage, sich der einsamen Passion zu ergeben, Kräfte zu sammeln für die letzte höchste Anstrengung. Wer wußte in der Gesellschaft von Krasnoi Kabak? Der eigene Vater der Fürstin, Graf Woronzoff, nahm mit allen andern an, Katharina Romanowna sei nach Moskau abgereist, um dort die Rückkehr des Fürsten zu erwarten. Indessen verlebte sie den herben, einsamen Frühling dort draußen in dem hölzernen Hause, das die Stürme mitzunehmen drohten. Mit dem alten Verwalter saß sie über den Plänen zur Verbesserung des Bodens und zitterte innerlich, ob draußen nicht ein Hufschlag ertönen, ein Besuch aus der Stadt hörbar werden möchte. Sie spielte mit Natascha, sie lehrte sie die Namen des Vaters, des kleinen Bruders, aber Ruhe kam nicht in ihr Herz. Dann ritt sie über die Ebene, den Stallknecht hinter sich. Dann ließ sie sich Wind gegen Brust und Stirne prallen, zerteilte ihn galoppierend und schrie ihm entgegen. Der Atem des Tieres wölkte ihr ums Gesicht, die Mähne flatterte, sie griff hinein, — oh, das Leben so zu zwingen wie diesen Gaul, daß es sie trug, wohin sie wollte! Und Katharina Romanowna hob ihre Arme und sang in den Abendhimmel hinein, nicht Worte, nicht Melodie, — ein schwermütig-rhythmisches Geschrei, den Aufbruch ihrer wilden Seele ins All, ins Gewander der Wolken, ins letzte mystische Leuchten des Tages, dort, fern am Rande der Welt. —

Stroganoff kam von seinem nahegelegenen Gute herüber, sie zu sehen, so oft er konnte. Die Kameraden in der Stadt wechselten sich mit Botenritten ab: sie brachten nicht viel Neues. Immer dieselben Geschichten von den Entgleisungen des Zaren, die allmählich langweilten. Denn die Akten hierüber waren geschlossen. Es bedurfte keiner Beweise mehr. Der Stab schwebte über seinem Haupte, um gebrochen zu werden. Dies war ihnen allen klar, und dennoch gab es kaum ein anderes Gesprächsthema als seine Albernheiten, zum Exempel diese Ehrenrettung seines Leibnegers Narzissus, über dem nach einer öffentlichen Prügelszene bei der Parade die Regimentsfahnen hatten gesenkt werden müssen. Und ganz abgesehen von solchen Geschmacklosigkeiten, er begann Dinge zu begehen, die von einem völligen Mangel auch des geringsten Sinns für Würde zeugten. Er hatte einige Herren aufgefordert, gewisse Gelder, mit denen sie von einem Hochstapler namens Horwarth bestochen worden waren, damit sie große Unterschlagungen staatlichen Eigentums, die dieser begangen hatte, verschleiern möchten, mit ihm, dem Zaren, zu teilen, um samt ihrem freigebigen Schützling straffrei auszugehen. Dergleichen Geschichten in ihrer ganzen Ausführlichkeit und mit allen Einzelheiten anzuhören vermochte weder Katharina Romanowna noch irgendein Angehöriger ihres Kreises. Sie waren alle bitter gelangweilt, bis zum Ekel übersättigt von den Charakterzügen Peters III. Ja, diese Geschichten waren Propagandamaterial und nur in diesem Sinne lohnte es sich, sich mit ihnen zu beschäftigen, sie in möglichst wirksamer Form unter die Leute zu bringen, was übrigens kaum noch nötig war, denn der Appetit nach derlei Anekdoten war im Volke so gewachsen, daß es sich selbst in ihren Besitz zu setzen wußte, wo immer nur eine neue gekeimt war. Das, was den Kreis der jungen Verschwörer unruhig machte, was Katharina Romanowna selbst maßlos erregte, war die Unsicherheit, die über das Befinden, ja über den Aufenthalt der Zarin herrschte! Was man wußte, war, daß sie einer Tochter das Leben gegeben hatte. Dies war um Mitte April veröffentlicht, das Kind war in der Isaakskathedrale zur Taufe getragen worden. Die Zarin aber hatte sich noch nicht wieder gezeigt, nicht in der Gesellschaft und noch viel weniger öffentlich. Es gingen Gerüchte, sie sei am Kindbettfieber erkrankt, sie sei gestorben, ja, sie sei heimlich im Newskikloster beigesetzt worden und ihr Ableben sollte erst nach der Krönung Peters bekannt gegeben werden. Dann wieder hieß es, sie lebe und sei bei guter Gesundheit, nur mache sie nach dem Vorbild ihrer Vorgängerin die Nacht zum Tage und man wollte sie bei mitternächtlichen Promenaden im Sommergarten beobachtet haben. Unter den Soldaten



Gewitter im Anzug. Gemälde von Erich Fraaß

hieß es immer wieder, Peter habe sie vergiften lassen, und mehr als einmal hatten Offiziere die Mannschaften zurückhalten müssen, vor den Sommerpalast zu ziehen und ihren Anblick zu fordern. Gegen Ende Mai, endlich, gab es Beruhigung. Der erste Pfingsttag hatte wie stets Gesellschaft und Volk im Sommergarten zusammengeführt. Nach alter Sitte hatte der Zar öffentlich unter einem Baldachin gespeist und bei dieser Gelegenheit war auch Katharina erschienen, von einem Jubel begrüßt, der dem Zaren offensichtlich mißtönig ins Ohr geklungen hatte.

Katharina Romanowna, seelisch krank von wochenlanger Sorge und außerdem an den Folgen eines tollen Rittes mit Stroganoff leidend, der mit einem Einsinken ihres Pferdes und ihrer selbst im Sumpf geendet hatte, fühlte in der endlich eingetretenen Entspannung ihre letzten Nervenkräfte nachlassen. Ein heftiges Fieber befiel sie, wie oft in den Krisen ihres Lebens, und als an diesem Zeitpunkt zum erstenmal nach so langen Wochen der Entbehrung ein Gruß der Zarin sie wieder erreichte, ein kleiner Brief, ruhig, gelassen und ohne jede politische Anspielung, da war es mit ihrer Beherrschung zu Ende. Ihr Antwortschreiben war ein Hymnus, eine Huldigung, eine jauchzende Bereitschaftserklärung. Und als wiederum hierauf Katharina mit lächelndem Erstaunen über Ton ihrer Zeilen erwiderte, als sie fragte, ob der Geist von Krasnoi Kabak ein Pfingstgeist der Weissagung sei, und als sie mit der beiläufigen Mitteilung schloß, sie sei im Begriff, mit dem Zaren nach Peterhof überzusiedeln, — da meinte Katharina Romanowna den Ruf zu hören. Noch am selben Abend brach sie nach St. Petersburg auf.

*

St. Petersburg, die bunte junge Stadt mit den blanken Bändern der Newa um Brust und Gürtel, hingelagert in die zärtliche Wasserlandschaft zwischen Seen und Meer, dehnte sich im Arme des frühen Sommers und lachte in den blauen Himmel empor. Birken standen pfingstlich hell. Faulbaum blühte. Als Katharina Romanowna in die geliebten Straßen einfuhr, fühlte sie den Atem drängenden Lebens so stark, daß Tränen in ihre Augen schossen. Das vergnügte Volk, das nach dem langen Winter der Sonne so froh war und seinen Geschäften auf Markt, Straßen und Kais lärmend und fröhlich nachging, wie Kinder ihren Spielen, die Schiffe mit den rufenden, singenden Matrosen auf dem glänzenden Strom und über allem die strahlenden Kuppeln der Kirchen, — das war bereit zur Sonnenwende, zum Fest, zum Sprung durch die Flamme. Die unzähligen Freunde, die ihr Haus füllten, kaum daß ihre Rückkehr bekannt geworden war, hoben das Gefühl der Vereinsamung, das sie dort draußen in der Kiefernheide von Krasnoi Kabak getragen, so jäh von ihrem Herzen, daß sie an diesem ersten Abend Panin umarmte und rief: „Ich verstehe nicht, daß man in St. Petersburg altern kann, mon oncle! Dort draußen bin ich in drei Monaten hundert Jahre alt geworden. Aber drei Stunden in dieser Stadt haben mir meine Jugend wiedergegeben."

Panin bemerkte: „Sehr schade! Denn man hoffte, du würdest Vernunft mitbringen von draußen, Nichte!"

„Wer ist ‚man'? Aber sei ruhig, mein ehrwürdiger Freund. Ich werde niemand enttäuschen."

Panin betrachtete sie mißtrauisch. Sie nahm es mit heimlichem Triumph wahr. Eine ganz unbegründete Gewißheit war über sie gekommen, der Rausch einer medialen Einsicht, die ihr eine unerhörte Sicherheit gab: sie empfand zwischen der Zarin und sich einen Kontakt wie noch nie. Sie hatte sie weder gesprochen noch gesehen. Der Hof war einen Tag vor ihrer Rückkehr nach Peterhof übergesiedelt. Sie hatte keine greifbare Botschaft von ihr empfangen. Dennoch war ihr nichts weniger zweifelhaft, als dies, daß die Wand, die ungefähr seit dem Zeitpunkt von Michaels Abreise zwischen Katharina und ihr trennend aufgerichtet gewesen, gesprengt war, und die plötzliche Erkenntnis, daß Panin etwas mit dieser Wand zu tun gehabt habe und daß er jetzt ausgeschaltet sei, gab ihr ihm gegenüber ein Machtgefühl, stark genug, um Mitleid einzuschließen. Ja, dieses rätselhafte Bewußtsein einer geheimen Sendung war so mächtig, daß auch das völlig unerwartete Auftauchen Grigori Orloffs in dem Kreise, der sich abendlich bei ihr versammelte, nicht imstande war, sie aus der Fassung zu bringen. Da war er, der sich ihrer Gesellschaft bisher mit mürrischem Hochmut entzogen hatte. Kameraden führten ihn ein, in seiner blonden Mächtigkeit stand er abseits, nachdem er den notwendigsten Höflichkeiten genügt hatte, verharrte in verdrießlichem Schweigen, und alles an ihm drückte aus, daß er nicht freiwillig gekommen war. Wessen Wille aber hatte ihn hergezwungen? Oh, Katharina Romanowna hing keinen Grübeleien nach. Es genügte ihr vollkommen, zu erkennen, daß die Kaiserin sich isoliert hatte. Panin, es war klar, wußte nichts mehr von ihren eigentlichen Gedanken, so geschickt er auch den Eingeweihten zu spielen suchte. Und daß sie Orloff fortschickte,

war es nicht eine Bestätigung dafür, daß sie sich in die Wüste begeben hatte, einsam der Berufung entgegenharrend?

Nein, Katharina Romanowna grübelte nicht. Sie fühlte gegen den alten Schranzen, der neuerdings den Schwarzseher spielte und viel von Peters holsteinischen Truppen fabelte, die man nicht herausfordern dürfe, ebenso wie dieser unruhigen Gesellschaft ungeduldiger junger Männer gegenüber jene nachtwandlerische Überlegenheit, die sich kraft des in ihr waltenden Dämons gelassen dem aussetzen darf, das die andern sich scheuen zu befragen: der Entscheidung des eigenen dunklen Herzens, dem Zug der mächtigsten Sternenstunde. — — —

Übrigens, — wann wäre Zeit zum Grübeln gewesen? Zwei Tage nach ihrer Ankunft kamen spät abends Passik und Hauptmann Bredichin zu ihr. Sie behaupteten, daß die Preobraschenskischen Grenadiere drauf und dran wären, ohne Führer nach Peterhof zu marschieren, um die Kaiserin zu beschützen. Sie verlangten, die Kaiserin zu sehen, um zu glauben, sie sei noch am Leben; vor allem aber schienen sie darauf versessen, den verdammten Holsteinern eine Schlacht zu liefern und Peter zu zwingen, die preußische Uniform wieder abzuschaffen. Die beiden Herren waren düster und tief erregt. Passik sah Katharina Romanowna mit den Augen eines gutgezogenen Jagdhundes an: er würde nicht vorgehen ohne Befehl, aber jetzt war Befehl Pflicht, denn das Wild war gestellt. Die Fürstin, vor ihnen stehend, schloß einen Atemzug lang die Augen und preßte die Hände gegen die Brust. Michael und die Kinder erschienen für einen Augenblick vor ihrer Seele; dessen erinnerte sie sich später mit Erstaunen. Ja, sie glaubte die Gestalt ihres kleinen Knaben zu erblicken, wie er mit ausgestreckten Ärmchen vor ihr stand und geisterhaft wieder verschwand. „Es ist — zu früh ...“ hauchte sie und war sich gleich darauf bewußt, daß ihre Lippen fast ohne Absicht Worte formten, die auch innerster Überlegung entsprochen hätten. Sie raffte sich zusammen und wiederholte bestimmter: „Es ist zu früh! Die Kaiserin ist nicht vorbereitet. Geht! Beruhigt die Leute! Sagt ihnen, ich hätte täglich Nachricht von Ihrer Majestät. Sie sei bei bestem Wohlsein.“ Und als die Herren zauderten, fügte sie ärgerlich hinzu: worauf sie noch warteten? Wolle man ihr nicht glauben, daß sie im Sinne der Kaiserin handele, so möge man auf ihre Mitarbeit verzichten und die Folgen übereilter Handlungen selbst übernehmen. Kaum war sie allein, als sie sich mit der Frau des der Kaiserin treu ergebenen Kammerdieners Schkurin in Verbindung setzte und diese bat, — für alle Fälle — einen Wagen mit vier Postpferden nach Peterhof gehen zu lassen und ihn dort in Bereitschaft zu halten, ohne daß die Umgebung der Kaiserin etwas davon erführe. Als dies geschehen war, atmete sie auf, ohne sich erklären zu können, welche Wichtigkeit ihre Maßnahmen eigentlich haben könnten. In einem Zustand von rastloser Lethargie verbrachte sie die Nacht und den folgenden Vormittag.

Es war der 27. Juni. Panin speiste mit ihr, er war schlechter Laune und weit entfernt davon, zu bemerken, daß seine Nörgeleien unerträglich waren. Als gegen sechs Uhr der Graf Orloff gemeldet wurde, erhob er sich unwirsch, um zu gehen, aber Katharina Romanowna hielt ihn fest. Eine Ahnung sagte ihr, daß dieser Besuch des Grafen zu einer ihm ganz ungewöhnlichen Stunde etwas zu bedeuten habe. Orloff trat ein, er war bleich und seine Kleider mit Staub bedeckt. Ob die Fürstin wisse, daß Hauptmann Passik Gefangener sei? Nun, dies zu melden, sei er gekommen. Niemand unter den Offizieren wisse, ob die Fürstin davon benachrichtigt sei. Es herrsche unübersehbare Verwirrung. Ja, — gestern abend, bei den Versuchen einiger Herren, die Mannschaften in den Kasernen zu beruhigen, sei es Passik in seiner Ungeschicklichkeit begegnet, daß er von Uneingeweihten belauscht worden wäre. Gut also, Passik sitze fest. Aber ob als militärischer oder als Staatsverbrecher, das wisse kein Mensch.

Der Graf war in einem Zustand hemmungsloser Erregung. Er hatte sich in einen Sessel fallen lassen, als versagten seine Füße den Dienst, die schwere Gestalt zu tragen. Da in seinem erblaßten Gesicht das kindliche Wangenrot nicht vergangen war, wirkte es seltsam wie bei einer geschminkten Leiche; die blauen Augen sahen porzellanen grell und ratlos zwischen der Fürstin und Panin hin und her.

Katharina Romanowna betrachtete ihn neugierig. Er fürchtete sich, kein Zweifel. Panin, unbehaglich die Hände reibend, sagte: „Da habt ihr es, nun, da habt ihr es! Erst kann man nicht genug tun, das Feuer zu schüren, und wer holt nun die Kastanien heraus — wer? Etwa der alte Panin? Eh, da habt ihr euch verrechnet, da seid ihr auf dem Holzweg, liebe Freunde.“

Katharina Romanowna, ohne ihn zu beachten, rückte mehr an den Grafen heran, sie legte die Hand auf seinen Arm. „Graf Orloff, Sie wissen, um was es jetzt geht?“ Der große Mensch blickte ihr in die ruhig strahlenden Augen; er nahm Haltung an, sein hilf-

loser Mund schloß sich. „Jawohl, Fürstin," sagte er dankbar. „Ich weiß. Was ist zu tun?"

„Ich muß wissen, ob Passik als Staatsgefangener behandelt wird, ich muß es in dieser Stunde noch wissen! Alles hängt davon ab. Ist er Staatsgefangener, so sind wir verraten und müssen handeln. Fliegen Sie und senden Sie mir Botschaft!"

Hinter dem enteilenden Grafen her meckerte Panin ein gereiztes; „Ach, Kindereien über Kindereien! Macht nur aus allen Mücken Elefanten!"

*

Es war nicht leicht, Panin zu überzeugen, daß er nun gehen müsse, er schien es für notwendig zu halten, dazubleiben und die Rückkehr Orloffs abzuwarten. Schließlich wich er der Einsicht, daß es jetzt, eben jetzt, vermieden werden müsse, durch Zusammenkünfte Verdacht zu erregen. Kaum war er gegangen, als Katharina Romanowna ihre Uniform anlegte, die Uniform eines Leutnants vom Preobraschenskischen Regiment, nach dem Muster von Michaels riesigem Waffenrock angefertigt und seit drei Monaten ein ängstlich gehüteter Schatz.

„Was hast du vor, Mütterchen? Welche Streiche! Du siehst aus wie ein Knabe! Was würde Michael Michaelowitsch sagen! Welche Schande! Du willst so auf die Straße?" jammerte die alte Sonja, die ihr beim Ankleiden und Fristeren helfen mußte. Die Fürstin blickte starr in den Spiegel. Sich langsam in den verwandelnd, der ihr dort entgegenblickte, fühlte sie ein fremdes Selbst sich überkommen, das Selbst jenes Knaben dort in der knapp sitzenden grünen Montur. Es war ein heißes, ungestümes Selbst, ein Selbst, das alles vergessen hatte, was bis zu diesem Augenblick hinter ihm lag. Dieser Körper, von der geschmeidigen Härte einer Klinge, — war er je Geliebte gewesen, — Mutter geworden? Diese festen, gebräunten Hände, die jetzt die silbernen Sporen über den straffen schwarzen Gamaschen um die schmalen Fesseln schnallten, — hatten sie je etwas anderes verrichtet, als ein Pferd gebändigt, einen Degen geführt? Waren sie je von heißen Lippen geküßt worden, — kannten sie Liebkosungen? Da, dieser junge Mensch, der sich den niederen Federhut tief in die Stirn drückte und einen weiten Radmantel um sich schlug, er hatte ein unschuldig-verwegenes Lächeln in den heißen Augen, um den weichen, kindlichen Mund. Was hatte er vor? Ein erstes Abenteuer im Dienste einer Frau?

Katharina Romanowna klopfte der Alten, die sie unter Beschwörungen, Scheltworten und hündischen Küssen am Zipfel des Mantels festhielt, ungeduldig auf den Kopf und entzog sich ihr. Sie eilte die Treppe hinunter, die Sporen gaben eine entzückende Musik. Ihr war vogelhaft frei zumute. Es war ihr halb und halb klar, daß sie in die Kaserne wollte, um sich selbst von Passiks Schicksal und von dem Stand der Dinge zu überzeugen, da sie Orloff nicht traute, doch handelte sie seltsam sicher, leicht und unbeschwert von Überlegung. Die Straße, die sie betrat, war leer. Sie eilte. Ein Reiter kam ihr entgegen, sie stutzte, — das war nicht Grigori Orloff, sondern Alexis, der mit verhängtem Zügel an ihr vorüberwollte, als sie die Hand hob, um ihn anzuhalten. Er zügelte das Pferd, starrte sie an: „Fürstin?" stammelte er zweifelnd.

„Sie wollten zu mir?"

„Ich komme von meinem Bruder ..."

„Nachricht über Passik?"

Der Atemlose nickte.

„Mein Bruder läßt Ihnen sagen: Alles verraten! Passik ist Staatsgefangener. Weitere Verhaftungen stehen bevor. Wir sind ratlos. Wir wissen nicht ..."

Katharina Romanowna hob die Hand beschwörend zu ihm auf.

„Alexis Orloff! Sie reiten ohne Verzug nach Peterhof! Ohne Verzug, sag' ich, — es darf Ihnen niemand zuvorkommen. Sie lassen sich vor Ihre Majestät führen, brauchen Sie welchen Vorwand Sie wollen."

Sie stampfte auf: „Sagen Sie meinetwegen, Sie brächten Botschaft von Grigori, — das mag ein Passepartout sein. Aber wenn Sie vor ihr stehen, Graf Orloff, — wenn Sie vor ihr stehen, sagen Sie: Botschaft von der Fürstin Daschkoff, Majestät! Die Stunde ist da! — Weiter nichts. — Und dann, Graf Orloff, soll die Kaiserin den Wagen besteigen, der bereit steht. Schkurin weiß Bescheid. Sie begleiten sie zum Stadtviertel der Ismailoffschen Garden, die sie erwarten werden, denn ich — ich eile jetzt in die Kasernen und bereite alles vor. — Was ist? Worauf warten Sie? Einen Brief soll ich schreiben? Der Kaiserin die Lage erklären? Ah, bah, ihr seid einer wie der andere, — Helden! — träg, langsam und kalt! Soll ich mehr sagen? Hast du Angst, du Riese? He, reitest du nun oder soll ich selbst? Willst du reiten auf Leben und Tod?!"

Von dem tänzelnden Rappen herab sah der Graf ratlos auf diesen zornigen Knaben, dem der weite Mantel von den Schultern fiel, wie er nun beide Fäuste schüttelte und schrie. Er stammelte: „Fürstin, — nicht Angst ... Aber lassen Sie mich erst in die Kaserne zurück, mit den andern sprechen ..."

Katharina Romanowna biß mit einem

wilden Laut die Zähne zusammen und bewegte wütend den Kopf. Plötzlich kam eine eisige Ruhe über sie. Sie sah zu Orloff auf und sagte kameradschaftlich: „Gut, gut, du sollst in die Kaserne zurück. Aber steig ab, Freund. Ich brauche dein Pferd. Du leihst es mir. Nun, — steig ab! Sieh, du wirst nicht so unhöflich sein, eine Dame zu Fuß gehen zu lassen. So. Schnall' mir die Bügel ein wenig kürzer. Nun — deine Hand!"

Sie saß im Sattel und klopfte das Pferd auf den Hals. „Alexis Orloff, so, du hast deinen Willen. Geh in die Kaserne zurück. Suche die Freunde auf: Rasloffleff, Lassunski, Tschertschkoff, Bredichin und die andern. Sage ihnen, sie sollten unverzüglich zu ihren Truppenteilen eilen, unverrückt auf ihren Posten bleiben und die Kaiserin am Weichbild der Stadt empfangen. Alexis Orloff, sage ihnen: Rußland und die Zarin! Sage ihnen: „Die Fürstin reitet!" —

Wildes, lachendes Antlitz. Grußhand, rückwärts gestoßen, — Schrei, wie Möwenschrei über brandendem Meer. Spritzender Sand, — wirbelnder Staub. Fort. Wind im Rücken, Wind vom Osten, mächtiger Wind. Steppenatem, Völkeratem, Geschrei nach Westen. Und hier, fliegend, zu Pferd, geduckt vor dem Winde, kleiner grüner Reiter am Meer: das war der Schrei, — das war der Ruf, das war das Wort, das Rußland in den Abend schrie, wie ein Riesenkind von barbarischen Wandergöttern gezeugt, geboren und in Wildnis verlassen. In den weinklaren Himmel des Westens hinein, den die Sonne eben verlassen hatte, ritt der Bote von Osten. Schiffe, Inseln, Drachen, Dämonen, — Pinguine und Walrosse schwammen dort oben veilchenfarben bestrahlt, schmolzen, vergingen und wandelten sich. Reiterschwärme bedrohten sich, Dromedare wankten, Zelte quollen aus Nichts. Fischer schleppten Netze, — Barken zogen, — Städte bauten sich, Städte, überkuppelt von Kirchen des Lichts. Es stieg, es stieg der Thron, der Wolkenthron des neuen Reiches und darüber, hoch im Zenit, stand die scharfe Sichel des wachsenden Mondes, — Symbol der mütterlichen Majestät. Katharina Romanowna saß jetzt aufrecht, die Hände mit dem Zügel auf dem Sattelknopf, zieltrunken und eins mit dem rasenden Rhythmus des Rittes. In ihr war alles gelöst und gelöscht und sie war Kiew, und sie war Kasan und sie war Nowgorod und Moskau und Wolgaflut und Edelsteinfeuer, strahlend aus dem starren Ural. Sie fühlte nicht sich selbst, — dies Selbst, das der grüne Reiterknabe aus dem Spiegel vor einer Stunde herrisch an sich gerissen und sich dienstbar gemacht hatte. Zuweilen, taumelnd von einer Empfindung, getroffen von dem warmen, süßen Hauch des Kiefernharzes, den die Wälder am Wege strömten, dachte etwas außer ihr, über ihr: Nicht ich, — nicht ich ... Mein Knabe, mein Sohn ... Und außer ihr, über ihr wiegte eine Mutter den Sohn, fühlte den Sohn, gab sich dem Sohn: Fleisch, Seele, Blut und Schoß und Hirn. Und ihr Knabe schrie aus ihr. Sie, der Reiter, der er werden sollte, der Held ...

Des Rittes Ende. Die Gärten von Peterhof, dunkel, schwarzsamten vor den erblaßten Himmel gestellt. Der Reiter ließ sein Pferd an der Straße, der Bote kam wie ein Schatten zu Fuß, behutsam, auf Seitenwegen, zum Schloß. Unbewachte Nebeneingänge, vom vorigen Jahr her wohlbekannt. Festlicher Lärm aus dem beleuchteten Gartensaal: der Zar war dabei, sich für die Nacht zu betrinken, — um so besser. Die Hinterpforte zu den Gemächern der Zarin. Eine Gestalt, — ein Posten? Es war Schkurin, der Getreue, hier stand er, der Entscheidung gewärtig. Lautlos öffnete er. „Heilige Jungfrau, — Hoheit, — Sie selbst ..."

„Den Wagen! Den Wagen! Auf die Chaussee mit ihm! Zu der großen Pappel! Und ein Pferd für mich, ein frisches Pferd! — Führe mich zur Zarin!"

Zwei Kerzen brannten auf dem Schreibtisch, an dem Katharina saß. Der kleine grüne Leutnant kam herein, mit straffem Schritt durchmaß er die Länge des Gemachs, die Augen schicksalsstarr auf die Kaiserin gerichtet wie ein Nachtwandler auf sein Gestirn. Jetzt stand er still vor ihr, die sich erhoben hatte, — groß und bleich und ernst, — grüßte, Linke am Degen, Federhut in seitlich mit steif gerecktem Arm erhobener Rechten. „Zarin! Rußland ruft dich! Bist du bereit?"

*

Dieser Knabe in der Uniform des Preobraschenskischen Regiments, der im perlgrauen Licht jener denkwürdigen Sommernacht neben der kaiserlichen Equipage in St. Petersburg eingeritten war, blieb in den folgenden Tagen an der Seite der Zarin, wo immer Ihre Majestät sich aufhielt. Unter dem hallenden Geläut sämtlicher Kirchen, im Gedränge und unter dem ohrenbetäubenden Jubel der Soldaten und des Volkes, schwankte er im Sattel. Offiziere salutierten vor ihm, jauchzten, winkten ihm zu. Vor der Kathedrale sah er sich vom Pferde gehoben und im Triumph über die Köpfe der Menge hinweg in die Kirche getragen, wo Katharina den Treueid der Truppen empfing. Er lachte wie ein Kind, seine Schritte tanzten treppauf, treppab durch den Winterpalast.

Er war es, der dem alten Panin das blaue Band des Andreaskreuzes entführte, um es der Kaiserin über der Brust zu befestigen. Ha, war Ihre Majestät jetzt nicht Großmeister dieses höchsten Ordens im Staat, der eigentlich keiner Frau verliehen werden konnte! Irgendein anderes Ordensband, das die Kaiserin diesem zuliebe hatte abnehmen müssen und das sie ihm in die Hand gab, — mit einer besonderen bedeutsamen Bewegung, einem Lächeln in die Hand gab, — schob er gleichgültig leichtsinnig in die Tasche. Ja, in der geschlossenen feierlichen Senatssitzung, der ersten, die die Kaiserin abhielt, tauchte er auf, unbehindert die Wachen passierend. Sein Gesicht war heiß und gerötet, seine übermachten Augen glänzten fieberhaft. Er eilte auf die Kaiserin zu, er salutierte, — er beugte sich zu ihr nieder, er flüsterte ihr ins Ohr. Ihre Majestät lauschte angelegentlich, hob ihren Blick und lächelte ihn an. Sie wandte sich den Senatoren zu, sie sagte, man möge nicht erstaunen über diese Unterbrechung: die Fürstin Daschkoff, die sie die Ehre habe, ihnen vorzustellen, und der sie für große Dienste immer zu Dank verpflichtet sei, habe sie soeben an eine notwendige Vorsichtsmaßregel zur Sicherheit des Vaterlandes erinnert. Der Knabe erlebte es, daß die ehrwürdigen Senatoren sich zu seiner Begrüßung erhoben. Er errötete noch tiefer, dankte aber sehr anmutig. Es war ihm nämlich eingefallen, Peter möchte mit seinen Holsteinern einen Ausfall gegen Kronstadt unternehmen und sich in den Besitz der Flotte setzen, während man hier fröhlich proklamierte und manifestierte, und er hatte es für geboten gehalten, der Zarin seine Befürchtungen mitzuteilen. Es ergab sich später, daß Katharina längst Vorkehrungen getroffen hatte, solche Befürchtungen unnötig zu machen. Indessen, sie hatte dem Knaben gedankt; sie hatte ihm zugelächelt. Sie hielt seine Hand fest, als er nun bescheiden verschwinden wollte, und hieß ihn, hinter ihrem Stuhl stehend der Sitzung beizuwohnen. Er war auch an ihrer Seite, als sie, ebenfalls in der Uniform der Garden, am Nachmittag an der Spitze der Truppen nach Peterhof aufbrach, um den Zaren zu stellen, der mit seinen Holsteinern ruhe- und ratlos an der Küste umhermanövrierte. Es gab des Abends ein wundervolles Biwak nahe bei Krasnoi Kabak. Die warme, helle Nacht war süß vom Atem der Erde. Die lagernden Soldaten sangen. Die Zarin hatte Unterkunft in einer Bauernhütte gefunden, sie verschmähte das elende Bett nicht, über das ein Mantel gebreitet ward. Der Knabe lief hin und her, schaffte Erfrischungen herbei, stellte Schildwachen ums Haus, — die Leute jubelten ihm zu, wo er sich zeigte. Als er taumelnd vor Müdigkeit eintrat, winkte ihm Katharina, sich zu ihr auf den Bettrand zu setzen: sie hatte neue Manifestationen entworfen, sie las sie ihm vor. Er hörte die Stimme, ohne die Worte zu verstehen, und schließlich hörte er auch die Stimme nicht mehr. Als er zu sich kam, schien der Tag in die Kammer; sein Haupt ruhte an der Schulter der Zarin, die mit stillem Antlitz dalag. Nur die Augen lebten darin, fast blauschwarz strahlend von der Arbeit der Gedanken hinter der königlichen weißen Stirn. Jetzt wandte sie den Kopf ein wenig, lächelte und sagte sanft: „Wieviele Nächte hatten Sie für mich gewacht, Fürstin?" —

Der Knabe erlebte in Peterhof die Abdankung Peters in der unmittelbaren Nähe Katharinas. Er durfte die elenden Briefchen lesen, in denen dieser Mann ohne Pathos auf die Rechte des Thrones verzichtete und sich nur eine ihm entsprechende Gesellschaft und außerdem seinen Leibneger Narzissus, seinen Hund Monsieur, seine Violine und genügende Vorräte an Tabak und Burgunder für seine Verbannung ausbedang. Hinter einer Gardine verborgen sah er den Ausbruch nach Schloß Ropscha mit an: er zog in ungebrochener Einfalt ab. Vier Offiziere begleiteten ihn, sie standen der Zarin für sein Leben gut. Passik war darunter und Alexis Orloff, der ungeschlachte Zauderer jenes großen Abends. Der Knabe sah auf ihn, der neben dem Wagen ritt und bemüht schien, den Gefangenen in einer seinem Geschmack entsprechenden Weise zu erheitern. Er lachte laut und roh auf, sein Blick streifte dabei die Fensterreihe des Schlosses. Der Knabe ballte die Faust.

★

Es hieß, daß auch Grigori Orloff angelangt sei, Katharina Romanowna wußte es, doch hielt ein seltsames Gefühl sie davon ab, sich von der Anwesenheit des Grafen zu überzeugen. Sie empfand dies Gefühl, das einer angstvollen Traurigkeit zum Verwechseln glich, als unwürdig, aber sie konnte es nicht hindern, daß es Besitz von ihr ergriff, ihr ganzes Wesen durchdrang und die herrliche Spannkraft der letzten Tage lähmte. Sie beschäftigte sich in einem abgelegenen Teil des Schlosses, bereit, Unaufschiebbares vorzuschützen, falls die Zarin sie rufen ließe. Aber die Zarin ließ sie nicht rufen. Sie hatte an all diesen Tagen allein mit der Zarin gespeist; zur Stunde des Soupers begab sie sich zögernd hinüber. Das Schloß und sein Garten glichen einem Heerlager, überall schliefen, tranken oder spielten die Offiziere,

draußen hatten die Mannschaften ihr Wesen: in der Nacht sollte nach St. Petersburg zurückgekehrt werden. Von allen Seiten begrüßt und angerufen, stürmte die Fürstin lachend und winkend an den verschiedenen Gruppen vorüber; mit einem übermütigen Ruck riß sie die Tür zum Zimmer der Kaiserin auf. Sie hatte im Innersten nicht mehr gezweifelt, Orloff hier vorzufinden. Dennoch fühlte sie ihre Lippen erkalten, als sie ihn vor sich sah. Er lag in seiner ganzen Massigkeit ausgestreckt auf dem Sofa, ein gedeckter Tisch mit drei Couverts war zu ihm herangerückt, und zum Teil mit Papieren bedeckt, die das Staatssiegel trugen. „Fürstin,“ sagte der Graf phlegmatisch, „verzeihen Sie, wenn ich mich nicht vor der Retterin des Vaterlandes erhebe. Die Verletzung meines Fußes, die mich, wie Sie wissen, in den letzten Tagen abhielt, an der Seite der Zarin zu weilen ...“

„Ich weiß, Graf. Sie wurden nicht vermißt, soviel ich bemerken konnte.“

Orloff musterte sie ironisch. „Eine allerliebste Verkleidung, Katharina Romanowna. Michael Michaelowitsch wird entzückt sein. Wird man ihm auch sagen, er wurde nicht vermißt, soweit man bemerken konnte ...?“

„Mein Gatte, Graf Orloff, wird es mir zu danken wissen, wie ich ihn und sein Haus im Dienste des Vaterlandes vertreten habe. Wäre er hier gewesen, die Zarin hätte sich nicht in der entscheidenden Stunde auf eine Frau verlassen müssen. Was tun Sie da?“

Orloff hatte mit gelangweiltem Gesicht eines der Papiere entfaltet, um es zu lesen. Er zog die hellen Brauen hoch und sah sie kalt und erstaunt an.

„Ich prüfe diese Angelegenheit auf den Wunsch Ihrer Majestät.“

„Ihre Majestät kann nicht wünschen ...“

Die Zarin war eingetreten. „Ihre Majestät wünscht vor allem, daß ihre treuesten Diener in Frieden miteinander leben. Was geht hier vor? Lassen wir doch die Politik einmal ruhen! Katharina Romanowna, — was fehlt Ihnen, Seelchen? Grigori Grigorjewitsch, sie hat für uns alle gewacht ...“

Sie legte den Arm um die Schulter der Fürstin und führte sie zu ihrem Stuhl. Sie lachte und plauderte während der Mahlzeit, sie war weich und gelöst, die strenge Größe der letzten Tage war von ihr geschmolzen, als ertrüge ihr Herz sie nicht mehr. Orloff hatte gebeten, seiner Dienste als Kammerherr enthoben zu werden. Es mochte eine diskrete Art sein, der Kaiserin nahe zu legen, ihm ein anderes Amt anzuvertrauen, aber Katharina stellte sich harthörig. „Wie, Katharina Romanowna?“ wandte sie sich heiter an die Fürstin, „wäre es nicht undankbar, den Grafen jetzt zu entlassen, gerade jetzt?“

Katharina Romanowna blickte sie starr an. „Warum seinen Wünschen Gewalt antun?“ fragte sie kalt, — „die Kaiserin von Rußland verfügt über mehr als ein Mittel, um zu belohnen!“

Katharina zuckte ein wenig zusammen. Sie tauschte einen Blick mit Orloff, einen Blick, der den seinen, in dem Hohn und Ungeduld lagen, mit lächelnder Nachsicht beschwor. Die Fürstin bemerkte es und die entsetzliche kalte Klarheit der Erkenntnis breitete sich aus und ergriff auch ihr Herz. —

Wie im Traum erlebte sie den zweiten Einzug in der Residenz, der mehr noch als der erste von ungeheuren, maßlosen Kundgebungen der Volksfreude begleitet ward. Sie eilte nach Hause, ihr Kind zu sehen, sie suchte ihren alten Vater auf. Ein getroffenes Wild glaubt nicht an seine Wunde. Es ist ruhelos, umhergetrieben von Schmerz, sucht Kühlung, Heilung, wo es kann ... Die kleinen, schmeichelnden Hände, die lachenden, klaren Augen, die von nichts wußten, sie taten wohl. Sie fühlte Michaels Herzschlag in den Zärtlichkeiten des Kindes, eine heiße Sehnsucht nach ihm überkam sie jäh und in der wilden Freude auf seine Heimkehr überfiel sie erst ganz die bebende Heimatlosigkeit und Ernüchterung ihres gegenwärtigen Zustandes. Sie fand das Haus ihres Vaters von oben bis unten von Soldaten besetzt und erfuhr, dies sei auf Anordnung des Grafen Orloff geschehen, da sich die Gräfin Lisaweta zu ihrem Vater geflüchtet habe. Sie war sich selbst bewußt, daß es weniger Freundschaft für die Schwester, als Haß gegen den Erlasser dieses Befehls war, der sie veranlaßte, die Probe auf ihre Popularität bei den Truppen zu machen und das ganze Aufgebot bis auf eine Schildwache vor der Tür in seine Kaserne zu schicken. Der diensthabende Offizier gehorchte zwar widerspruchslos, doch war es kaum eine Stunde später, daß er der Fürstin im Vorzimmer der Kaiserin wieder begegnete, an Graf Orloffs Seite die kaiserlichen Gemächer verlassend und ebenso verlegen grüßend wie Orloff es hohnvoll tat.

*

Die Kaiserin kam ihr mit Kälte entgegen. „Legen Sie die Uniform jetzt ab, Fürstin!“ sagte sie, „sie verführt Sie zu Eingriffen in militärische Maßnahmen, deren Berechtigung sich Ihrem Urteil entzieht!“ Sie sah die dunklen Augen Katharina Romanownas fassungslos auf sich gerichtet. Ein Schein von Röte trat auf ihre Stirn, ihre Augen milderten sich, sie trat einen Schritt näher auf

die Fürstin zu. „Kind," sagte sie, „ich habe Michael Michaelowitsch einen Kurier geschickt, ich will Sie bald wieder vereinigt sehen. Wollen Sie ihm als Knabe entgegentreten oder als Gattin, — als Mutter seiner Kinder — und zukünftiger Kinder?"

Katharina Romanowna lächelte schwach. Das Schwankende in der Stimme der Zarin bei den letzten Worten entging ihr. Die Zarin legte jetzt beide Hände auf ihre Schultern. „Der wilde Steppenprinz wird wieder eine Weltdame werden und das russische Hotel de Rambouillet gründen. Hören Sie, Katharina Romanowna, ich sehe Aufgaben vor mir, bei denen ich den Beistand der Fürstin Daschkoff brauche, — den Beistand ihres Geistes, nicht ihrer Reitkunst! Ich erwarte Sie heute abend in Ihrer hübschesten Robe zu sehen, meine Freundin, geschmückt mit dem blauen Bande, das ich Ihnen neulich gab, und das Sie so wenig beachteten. Wo ist es? Das Band meines Katharinenordens?"

„Das Band?" sagte Katharina Romanowna wie im Traum und griff in die Tasche ihrer Uniform. Sie zog es hervor und reichte es der Kaiserin hin, zerdrückt und zerknittert wie es war. „Ich vergaß ..." murmelte sie. Die Kaiserin glättete es, sie hob die Hände. Die Fürstin wich zurück: „Nicht für mich, Majestät — nicht um Lohn ..."

Katharina hob das breite blaue Band, sie hielt seine goldene Inschrift hoch. „Katharina Romanowna, was steht hier?"

Die Fürstin senkte den Kopf: „Für Liebe und Vaterland," sagte sie leise.

„Für Liebe und Vaterland!" wiederholte Katharina mit strahlendem Ernst und warf ihr das Band um die Schulter.

Katharina Romanowna beugte das Knie. Sie küßte der Zarin die Hand. Indessen durcheiste sie wieder jenes Gefühl ratloser Erstarrung, als sie an einem der nächsten Tage ihren Namen auf der Liste derer fand, die von der Zarin mit Belohnungen für ihre Dienste in der letzten Zeit ausgezeichnet werden sollten. Eine jährliche Pension und 600 Bauern, jawohl! Dies dem Hauptmann Rasloffleff und dem Grafen Stroganoff, dem Leutnant Passik, der Fürstin Daschkoff, dem Hauptmann Lassunski und einigen andern. Warum auch nicht? Gleiche Brüder, gleiche Kappen. Aber Grigori Orloff stand nicht auf der Liste, — denn, — oh, in der Tat! — eine Kaiserin hatte wohl noch andere Mittel um zu belohnen, als Geld!

Katharina Romanowna fühlte die Zunge bitter werden in ihrem Munde, aber sie ließ nicht zu, daß ihr Herz sich empörte. Eine wütende Scham war in ihr, mit Belohrung gedemütigt worden zu sein, eine andere darüber, daß sie nicht zufrieden war; eine letzte: daß sie überhaupt auf etwas gewartet hatte und immer noch wartete, nicht auf Belohnung, weiß Gott, nein, aber auf etwas, das dem Lächeln glich, das die Zarin in den ersten brausenden Tagen für den grünen Knaben gehabt hatte. Es blieb aus. Der grüne Knabe war ja auch fort, er hing im Schranke, war leer, war tot! Für die Fürstin Daschkoff in der Galarobe mit dem blauen Band des Katharinenordens um die Brust hatte die Zarin alle Aufmerksamkeit einer sehr gnädigen Souveränin. Ein neuer großer Zug flutete durch das Hofleben. Verbannte und Vergessene kehrten zurück und wandelten umher wie auferstandene Tote der glorreichen Vergangenheit. Mit besonderer Auszeichnung ward ihnen allen die Fürstin Daschkoff vorgestellt, — dem alten Feldmarschall Münnich, dem ehemaligen Großkanzler Bestutscheff. Ja, eine Tochter von Roman Woronzoff, eine junge Person von großer Zukunft, der der Thron bereits manches verdankte. Orloff aber war mit der Selbstverständlichkeit eines voll beglänzten Trabanten um die Zarin. Man stellte ihn nicht vor. Er war da. Ihm wurde an der Seite der Zarin gehuldigt. Er galt als Führer der Revolution. —

„Es gab keinen Führer, Mischa, Gott ist mein Zeuge, daß keiner von uns bis zum letzten Augenblick wußte, wie alles geschehen sollte. Nicht ich, nicht Panin gaben das Zeichen, aber am allerwenigsten einer dieser trägen Orloffs, die ohne Rückendeckung nie handeln würden. Ich, — ja, — ich bin geritten ..."

Es war am Abend der Heimkehr Michael Daschkoffs. Unendliche Brandung der Freude verebbte in schönem langsamen Wogen. Ein Tränensturz war vertropft. Fiebernde Unruhe, unüberwindliches Wachsein ward endlich überspült von tiefer schattender Müdigkeit.

„Ich werde schlafen können, Mischa, ach, schlafen, schlafen. Du bleibst bei mir. Alles ist gut. Erzähl' mir nun du. Erzähl' mir vom Kleinen, vom Brüderchen. Wie ich mich nach ihm sehne, wie ich an ihn denke, du weißt es nicht. Wir werden ihn holen, Mischa, nicht wahr, — bald. Ach, ich dachte an ihn, — ich dachte an ihn, als ich ritt ..."

Michael murmelte: „Morgen, Geliebte, — morgen. Schlafe jetzt — schlafe ..."

Er streichelte ihr Haar. Mit geschlossenen Augen lächelte sie. „Sagt er schon Mutter, Mischa? Er wird es lernen, — oh, bald ..."

Am nächsten Morgen durchlief das Gerücht vom Tode des Zaren die Stadt, schlimme

Vermutungen begleiteten es. Man sprach von Gift, man sprach von einem ungleichen Kampf zwischen ihm und seinen Offizieren. Der Name Alexis Orloff wurde immer wieder genannt. Die letzten und schwersten Mutmaßungen blieben verschwiegen, aber sie waren da, sie standen in den Augen der Menschen und zogen sich erschrocken zurück, wenn sie einander erkannten. Katharina Romanowna empfing die Nachricht beim Erwachen durch Michael, der von einem Morgenritt heimkehrte. Sie fuhr im Bett empor und preßte die Hand gegen das Herz. „Nicht das!" rief sie, „nicht das! Alles ging rein und groß und friedlich zu. Sprich nicht aus, was du denkst. Er hat sich zu Tode getrunken."

Ein Manifest der Kaiserin, das nach wenig Stunden erschien und dem Volke das Ableben Peters infolge einer kurzen heftigen Krankheit kundgab, schien ihre Meinung zu bestätigen. Dennoch war ihre Brust von Furcht zusammengepreßt, als sie am Nachmittag den Palast betrat. Katharina empfing sie bleich und ernst; im kalten Schein ihrer Augen las sie die Wahrheit und brach zusammen. Sie sagte schmerzlich: „Der Ruhm unserer Revolution war ihre Sanftheit und ihr Friede, Majestät! Was haben wir Mütter mit Mord zu tun?"

Grigori Orloff, der von ihr unbemerkt in einer Fensternische lehnte, trat jetzt hervor. Er äußerte höhnisch: „Recht so! Wäre nur jede Mutter bei ihren Kindern geblieben ..."

Eine heftige Geste der Zarin ließ ihn verstummen. Die Zarin sprach: „Fürstin, ich verabscheue den Mord, der durch nichts geheiligt wird. Ich lehne die Verantwortung für die blinde Tat meiner Diener ab. Fürstin, wo ich stehe, stehe ich durch Gott. Ihm allein bin ich verpflichtet; er allein richtet mich auch." Sie machte eine Bewegung, als wüsche sie ihre Hände. Katharina Romanowna ging wankend hinaus. Am Abend dieses Tages sprach sie zu Michael Daschkoff: „Laß uns reisen, Freund, laß uns reisen! Oder laß mich mit Natascha nach Moskau und das Brüderchen holen. Ich bin krank, das Herz zerbricht mir vor Kummer, aber er wird mich heilen."

Michael Daschkoff fiel vor ihr auf die Knie und umfing ihren Schoß mit den Armen.

„Mütterchen," stöhnte er, „bleibe du! Bleibe du bei mir! Ich will dich trösten! Du sollst Söhne haben ... Lebe ich doch!"

Katharina Romanowna schrie auf: „Michael! Was heißt das?"

„Daß du vergeben sollst, Katja, Ljuba! Mütterchen, meine Seele, er ist tot, unser Sohn, das Lämmchen. Er war lange krank, er starb an einem Krampf, — es ist drei Monate her ..."

„Und ich — und ich — Warum wußte ich nicht?"

Michael Daschkoff sagte leise: „Sie wollte es nicht ..."

Katharina Romanowna flüsterte: „Wer?"

„Die Zarin."

Nach einer Weile entsetzlichen Schweigens hob er scheu das Antlitz zu ihr und sagte stockend: „Sie meinte jetzt, du solltest es nicht eher erfahren, als bis ich — als bis dein Schoß wieder Leben empfangen hätte. Katja! Katja, Ljuba! So rede, so weine! Sie ist die Zarin. Sie steht vor Gott."

Katharina Romanowna sah mit leeren Augen nieder in sein Gesicht. Sie wiegte den Kopf hin und her, — sie wiederholte: „Sie ist die Zarin. Sie ist die Zarin ..."

Michael Daschkoff bekreuzte sich: „Was durch sie kommt, schickt Gott."

Gewitterglück. Von Emanuel von Bodman

Meine Heimat, die noch schlief,
Lodert im Gewitter.
Baum und Straße leuchtet tief,
Vaterhaus und Gitter.
Unverhofftes kurzes Glück
Seh' ich weithin blinken,
Bis ins Kinderland zurück
Darf mein Auge trinken.

Dank dir, Leben, das mich klar
Durch den Vater zeugte!
Dank der Mutter, die gebar,
Als sie Liebe beugte!

Dank dir, daß du deinen Strahl
Über mich ergossen:
Werdelust und Werdequal
Hab' auch ich genossen!

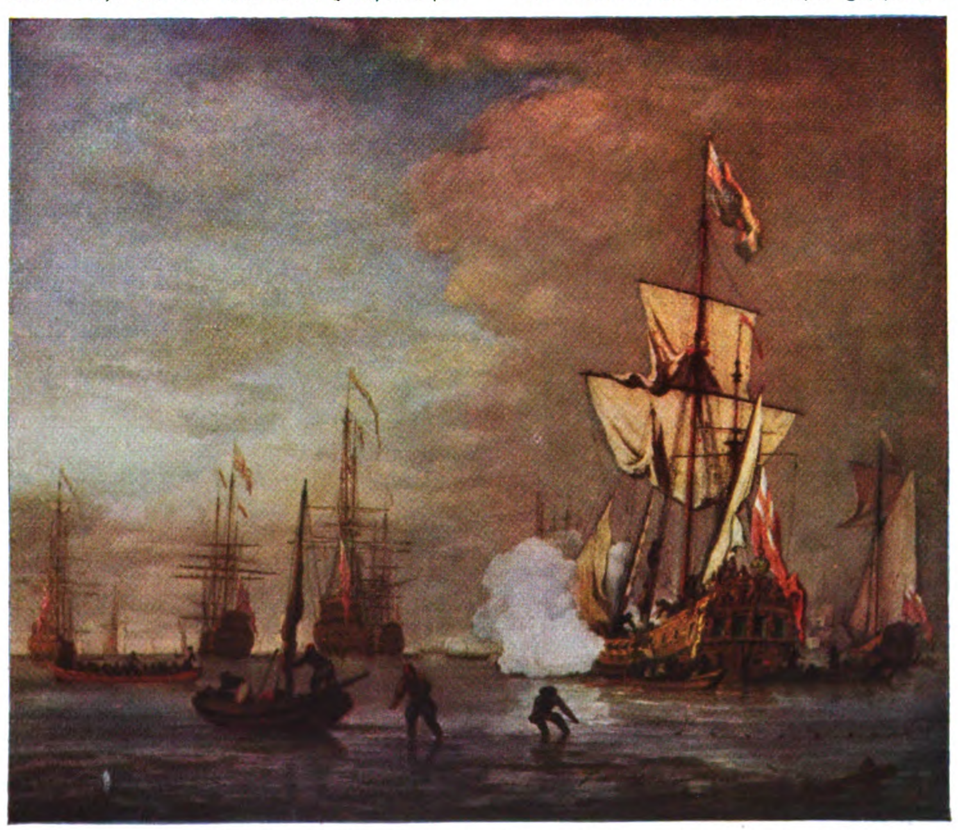
Alles, was am Wege steht,
Möcht' ich an mich pressen.
Was da blüht und was vergeht,
Bleibt ja nicht vergessen.
Aus dem trunknen Bilderflug
Darf ich Schätze heben,
Und in einem raschen Zug
Atme ich das Leben.

Die holländische Malerfamilie Van de Velde

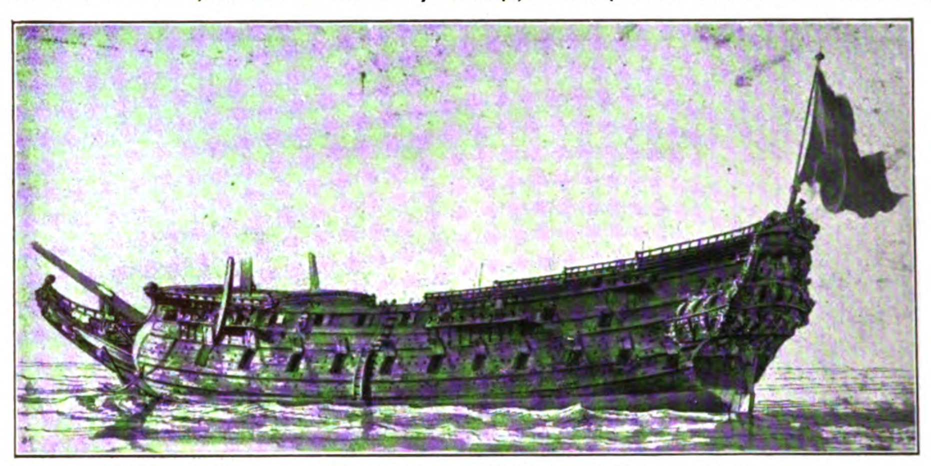
Von Geh.-Rat Dr. Wilhelm von Bode

Der handwerksmäßige Betrieb der Kunst im späteren Mittelalter zeigt uns die heute ziemlich seltene Erscheinung, daß nicht nur einige Mitglieder, sondern ganze Generationen derselben Familie als Künstler tätig waren. Vor allem im Kunsthandwerk, aber auch in der Malerei. War in den Klosterschulen die Wand- und die Miniaturmalerei, in den Bauhütten die Steinplastik durch Jahrhunderte gepflegt, so sehen wir auch die Tafelmalerei seit ihren nachweislichen Anfängen im 13. Jahrhundert häufig von Mitgliedern derselben Familie geübt. Im 15. und 16. Jahrhundert waren in Antwerpen mehr als vierzig Künstler namens Franck, freilich nicht alle von gleicher Abstammung, in die Gilde eingetragen. Die Familien Brueghel, Teniers, Ryckaert u. a. m. haben durch mehr als ein Jahrhundert eine Reihe von Malern aufzuweisen. Das gleiche beobachten wir gleichzeitig in Holland. Bekannt sind die verschiedenen Mitglieder der Familien Hals, Terborch, Ruisdael, van der Neer usf., von denen nicht nur die bekannten Hauptmeister dieser Namen Außerordentliches, sondern auch die übrigen Tüchtiges leisteten. Kaum ein zweites Mal hatte aber eine Künstlerfamilie so gleichmäßig tüchtige Maler aufzuweisen, wie die Familie van de Velde in ihren zehn Mitgliedern, die in drei Generationen vom Anfang des 17. bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts tätig waren. Keiner von ihnen gehört zu den ganz Großen ihrer Schule; mehrere waren handwerksmäßige Gehilfen ihres Vaters, aber die meisten zeichnet besondere Tüchtigkeit aus. Diese sind in ihrer Art bahnbrechend gewesen, haben in vielseitiger Weise sich betätigt und die holländische Kunst weiter gefördert. Gemeinsam ist ihnen als charakteristischer Zug ihrer Herkunft aus einem handwerksmäßigen Kunstbetrieb, daß sie alle in Kunstgattungen sich betätigen, für die das Publikum gerade Interesse gewann, daß sie dies Interesse zu erwecken und zu fördern wußten, und auf diese Weise mit ihrer Kunst zugleich gute Geschäfte machten.

Der Stammvater des Künstlergeschlechts

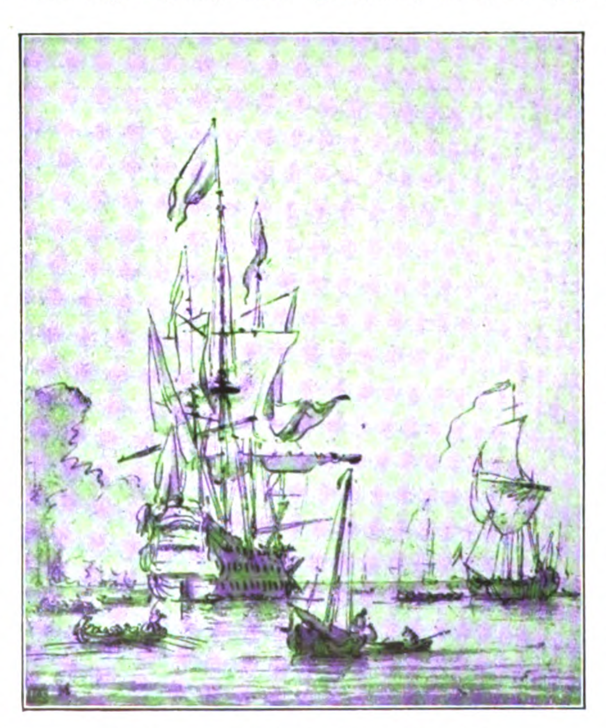


Der Salutschuß. Gemälde von Wilhelm van de Velde d. J. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum



Schiff. Zeichnung von Wilhelm van de Velde d. A. Berlin, Kupferstich-Kabinett

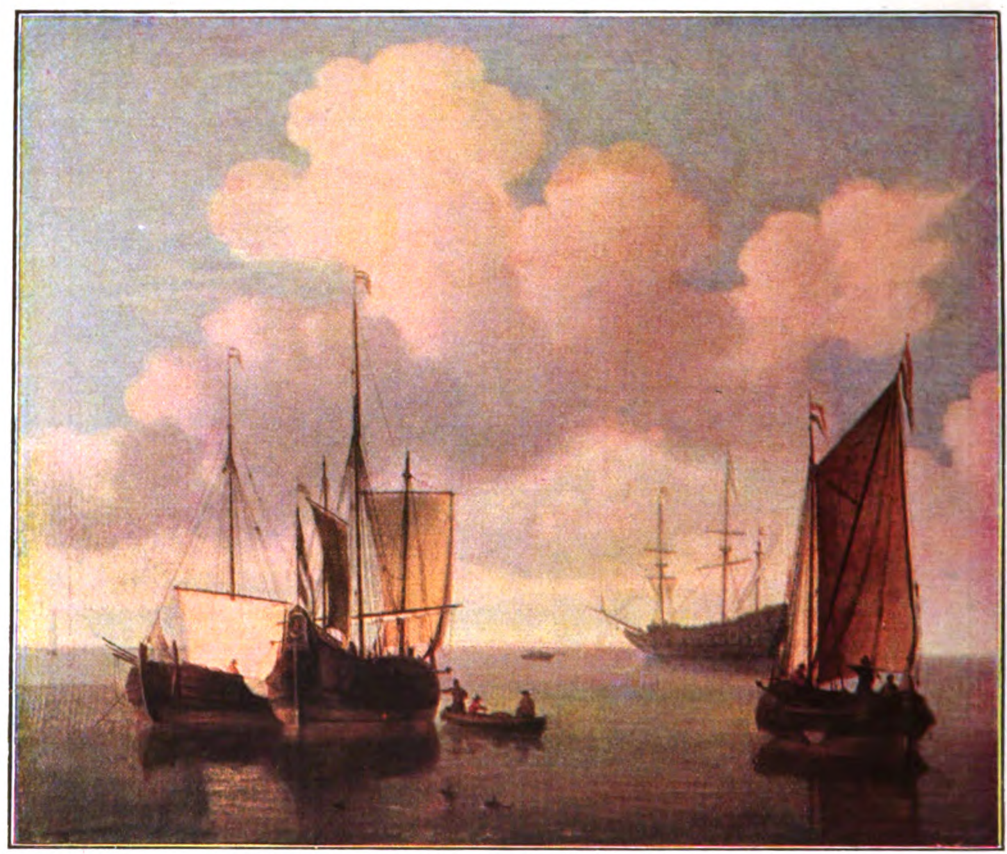
der van de Velde ist der Schreibmeister und Schullehrer Jan van de Velde, der von Antwerpen nach Haarlem verzog, wo er im Jahre 1623 starb. Sein Sohn Jan hat uns in einer Radierung sein Bildnis erhalten. Als Schönschreiber war er sehr wohl befähigt, seinen vier Söhnen, die er zu Künstlern bestimmte, den ersten Unterricht zu erteilen; denn die Kalligraphie selbst galt damals gerade in Holland als Kunst, und ihre Leistungen beweisen einen ungewöhnlichen Geschmack und barocken Schwung. Die Schreibkunst des Vaters und Lehrers hat auch auf die Kunst der Söhne einen gewissen Einfluß ausgeübt, indem sie gerade als Zeichner und Stecher oder Radierer sich mit Vorliebe, Jan und Willem sogar fast ausschließlich betätigen. Auch eine gewisse Trockenheit und Schärfe, die allen mehr oder weniger gemeinsam ist, deutet auf diesen ersten Unterricht beim Vater. Am meisten gilt dies für Jan van de Velde, der um 1593 in Rotterdam geboren sein soll. Sein Werk von Stichen und Radierungen, das D. Francken veröffentlicht hat, umfaßt nahezu fünfhundert Nummern; teils Stiche nach den Gemälden und Zeichnungen gleichzeitiger holländischer Künstler, vorwiegend aber eigene Erfindungen: einfache Genrebilder und namentlich Motive der heimischen Landschaft. Diese sind fast ausnahmslos vedutenartige Ausschnitte aus dem holländischen Flachland, in denen sich der Künstler — wenn er nicht gelegentlich Motive bei Nacht wiedergibt — ohne besonderen Lichteffekt auf schlichte Konturzeichnung beschränkt. Auch auf Tiefenwirkung in der Komposition verzichtet er fast ganz, deutet den Baumschlag nur an und bevorzugt daher winterliche oder herbstliche Motive. Ebenso einfach, ja nüchtern ist auch ihre Belebung durch Landvolk bei der Arbeit oder auf den Straßen und Plätzen und die seltenen Darstellungen rein genreartiger Motive.



Zeichnung von Wilhelm van de Velde d. J.
Berlin, Kupferstich-Kabinett



Starke Brise. Gemälde von Willem van de Velde d. J. Amsterdam, Reichsmuseum



Seestück. Von Wilhelm van de Velde. Hamburg, Kunsthalle

Dennoch haben diese schlichten Ansichten der Heimat, wie ihre große Zahl beweist, den größten Anklang bei den Zeitgenossen gefunden und haben besonders stark dazu beigetragen, die jüngeren holländischen Künstler auf die Bedeutung und die Reize des eigenen Landes hinzuweisen. Jan van de Velde wird auch als Maler genannt, aber wir besitzen kein einziges sicher bezeichnetes oder sonst beglaubigtes Gemälde von ihm. Er mag, wie seine Brüder, auch das Malen erlernt haben, aber bei seiner geringen malerischen Veranlagung hat er sich offenbar als ausübender Maler so gut wie gar nicht betätigt.

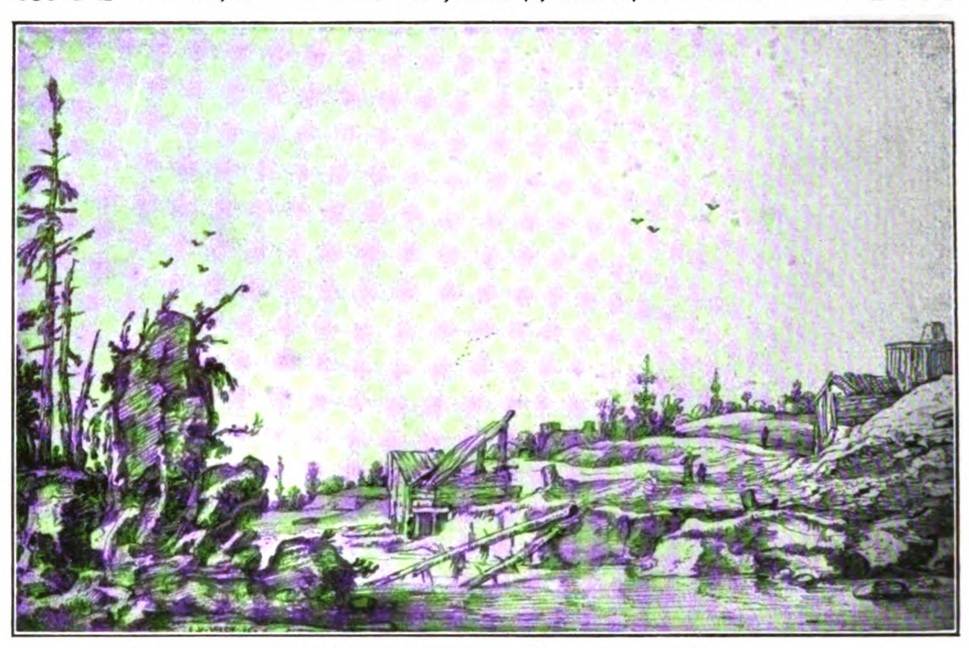
Jans wenig älterer Bruder Esaias van de Velde hat sich, im Gegensatz gegen jenen, zwar auch als Radierer, aber wesentlich mehr als Maler betätigt, nimmt als solcher unter den Bahnbrechern der holländischen Landschafts- und Genremalerei seinen Platz würdig ein und war als solcher schon zu seiner Zeit voll anerkannt. Daß er jung zum Hofmaler ernannt wurde und deshalb von Haarlem nach dem Haag übersiedelte, ist eine auffallende Ehrung, da der Hof sonst die romanistische Richtung der holländischen Malerei bevorzugte und die nationale Richtung fast ablehnte. Esaias ist weit vielseitiger als seine Brüder. In seinen Radierungen freilich ist er dem Jan noch sehr ähnlich; wie dieser radiert er in einfacher Strichmanier eine Monatsfolge, eine Folge der Jahreszeiten und von Stadtansichten, sowie ein paar Ereignisse, die ganz Holland in Aufregung setzten: einen Dammbruch bei Utrecht und die Strandung eines großen Walfisches bei Noortwyck. Auch in seinen Gemälden begegnen wir nicht selten kleinen Rundbildern, die zu Jahreszeitendarstellungen gehörten, in denen sich der Künstler noch der Tradition der alten Miniaturmaler anschloß und sie zu bescheidenen Bildchen aus dem heimischen Land gestaltete. Als Neuerer erscheint er erst in den Gesellschaftsstücken, die er uns im Vordergrunde eines Parks oder gelegentlich in einem reichen Prunksaal zeigt, der dann von einem Freunde (B. van Baßen) gemalt ist. Sie gehören der frühesten Zeit des Künstlers an, der bereits mit etwa zwanzig Jahren — um 1610 — die ersten Bilder dieser Art malt und entwirft. Mit den wenig älteren Willem van Buytenwegh und Johann Lis ist Esaias der erste,



Eisbelustigungen auf dem Stadtgraben. Gemälde von Adriaen van de Velde. Dresden, Gemälde-Galerie

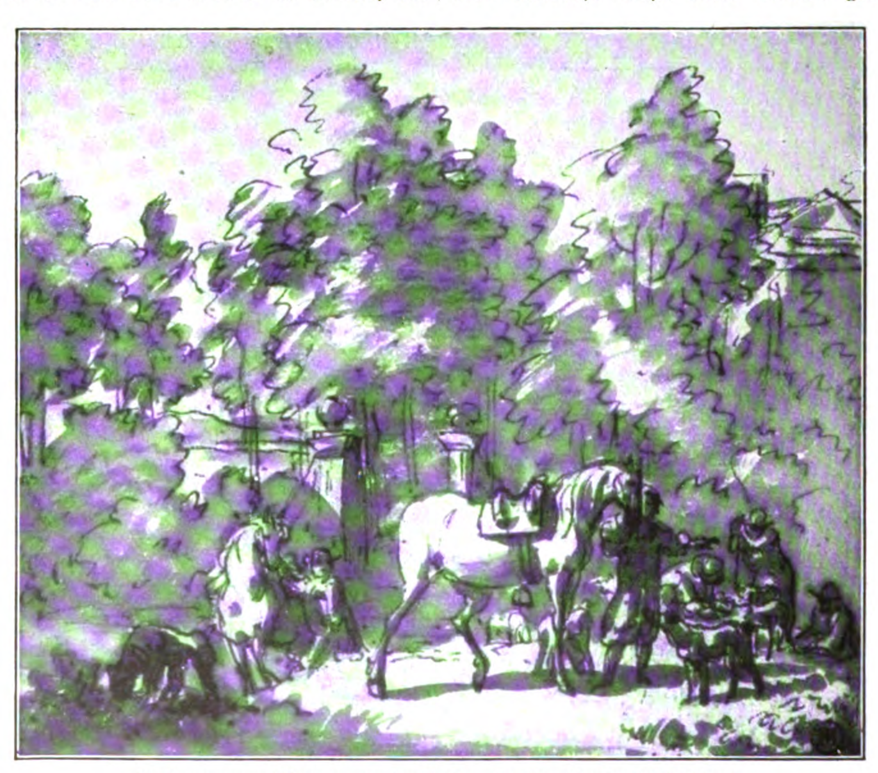
der solche Genrebilder ohne jede Beziehung zu einem biblischen oder antikischen Motiv einfach als Sittengemälde der Zeit zu geben wagt. Aber während jene durch das freie Benehmen dieser Gesellschaft keinen Zweifel darüber lassen, daß hier Dämchen aus der Halbwelt mit jungen Kavalieren dargestellt sind, gibt Esaias die Figuren in diesen ‚Gartenfesten' so förmlich und gesetzt, in so reichen, steifen Trachten, neben stattlichen Bauten und vor reichen Parkanlagen, daß wir hier wirklich eine ‚vornehme Gesellschaft' vor uns zu haben glauben. Dabei sind die wenigen uns erhaltenen Bilder dieser Art, wie das hier farbig wiedergegebene, um 1612 entstandene Gemälde unserer Galerie beweist, so frei und tüchtig in Komposition, Ausdruck und Zeichnung, daß die Gesellschaftsmaler, die seinem Vorbild folgen: ein Dirk Hals, Hendrick Pot, Anton Palamedes und ihre zahlreichen jüngeren Nachahmer Esaias selten erreichen. Die kräftigen Farben dieser Gemälde sind in einem bräunlichen Gesamtton fein zusammengestimmt. In den letzten zehn Jahren seines kurzen Lebens ist der Künstler dem Interesse des holländischen Publikums, das durch den Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges lebhaft angeregt war, durch verschiedenartige Kampfesszenen und andere Darstellungen aus dem Kriegsleben, mit denen er seine holländischen Landschaften staffiert, geschickt entgegengekommen. Er ist dadurch der Schöpfer einer eigenen Gattung von Kriegsbildern geworden, in denen Philips Wouwerman ein paar Jahrzehnte später seine Meisterwerke geschaffen hat. Kriegsbilder nicht im Charakter unserer modernen Schlachtenbilder, keine pathetisch aufgebauschten Illustrationen, sondern schlichte Darstellungen der holländischen Landschaft mit mannigfacher Staffage aus dem Kriegsleben, wie es sich damals abspielte.

Esaias hatte noch zwei Brüder, die Maler waren: Anthony und Willem van de Velde. Von Anthony wissen wir so gut wie nichts, sowohl in bezug auf sein Leben wie auf seine künstlerische Tätigkeit. Die Angabe im Wurzbachschen Künstlerlexikon, daß bei seiner Heirat in Amsterdam sein Bruder Esaias Zeuge gewesen sei, kann sich keinesfalls auf den Sohn des alten Schreibmeisters und den Bruder des Esaias beziehen, der schon 1630 starb. Als Künstler kommt er jedenfalls nicht in Betracht und kann uns hier ebensowenig beschäftigen wie die Fragen, wann und wo die Söhne des alten Schreibmeisters geboren sind, die immer noch nicht voll gelöst sind.



Landschaft. Zeichnung von Esaias van de Velde

Auch ob der erst 1611 geborene Marinemaler Willem van de Velde d. Ä. wirklich der Sohn des Antwerpener Schreibmeisters war oder vielmehr Sohn eines älteren gleich-



Zeichnung von Adriaen van de Velde. Berlin, Kupferstich-Kabinett



Flache Flußlandschaft. Gemälde von Adriaen van de Velde. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum



Die Fähre. Gemälde von Adriaen van de Velde. Amsterdam, Reichsmuseum

namigen ‚Schiffers', ist noch strittig; Wurzbach gibt in seinem „Niederländischen Künstlerlexikon" beides an. War er dann vielleicht der Enkel des Kalligraphen? Willem war nicht eigentlich Maler, sondern Schiffs- und Marinezeichner. Er hatte als solcher den größten Ruf; war doch der Geschmack des großen Publikums damals fast der gleiche wie noch heute: die Illustration, die treue Zeichnung der Seeschlachten, welche die holländische Flotte gegen die Franzosen und gegen die Engländer lieferte, interessierte mehr als die höchste malerische Leistung. Sowohl die Generalstaaten wie später der König von England schätzten den Künstler aufs höchste und verlangten seine Anwesenheit in den Seeschlachten, deren Darstellung er mit ängstlicher Treue abgezeichnet hat, wie schon fast hundert Jahre früher H. C. Vroom die Seesiege gegen die Spanier im Staatsauftrag verewigt hatte. Daher besitzen das Museum zu Amsterdam und die Königliche Sammlung in Hamptoncourt noch eine ganze Reihe dieser pedantisch nüchternen, bald nur mit der Feder gezeichneten, bald grau in grau gemalten Flottenansichten und Seeschlachten. Sein berühmter, 1633 in Leyden geborener Sohn Willem wurde mit dem Vater 1674 für den englischen Hofdienst gewonnen, nur um die Zeichnungen der Seeschlachten seines Vaters auszumalen, obgleich er schon mit zwanzig Jahren in ihrer Art unübertroffene Seebilder gemalt hatte.

Willem van de Velde d. J., der gleichfalls solche großen Flottenrevüen und Seeschlachten von Staats wegen zu malen hatte, hat daneben noch eine außerordentliche Zahl von Seestücken gemalt, die alle sehr sorgfältig durchgeführt sind. Die Leichtigkeit im Schaffen verdankte der Künstler der sorgfältigen Erziehung des Vaters, der ihn von frühester Jugend an beim Zeichnen seiner Schiffe heranzog, der aber einsichtig genug war, um ihn nach diesen gründlichen Vorstudien zu einem wirklichen Maler, zum tüchtigsten Seemaler der ersten Blütezeit der holländischen Kunst, zu Simon de Vlieger in die Lehre zu geben. Es waren die letzten Jahre dieses trefflichen, vielseitigen Künstlers, in denen er seine besten Bilder schuf. Vor solchen Ge-



Der Künstler und seine Familie auf dem Lande. Gemälde von Adriaen van de Velde
Amsterdam, Reichsmuseum

mälden wurde der junge Willem van de Velde rasch zum wirklichen Maler; ja, seine frühesten datierten Bilder, die er schon 1653 mit zwanzig Jahren malte, grade im Todesjahre seines Lehrers de Vlieger, gehören zu den besten Gemälden, die er in seiner langen Schaffenszeit (er starb 1707) hervorbrachte. Die warme, sonnige Wirkung und das farbige Helldunkel, wie sie grade diesen frühesten Bildern eigen sind, waren damals nach dem fast farblosen Helldunkel und der Tonmalerei der vorausgehenden Zeit unter dem Vorgehen von Rembrandt Allgemeingut der holländischen Malerei. Für das Seebild, für das der graue Himmel und die einförmige, kühle Fläche der Nordsee selten nur günstige Motive für diese malerische Auffassung bot, wußte sich der junge Künstler diese künstlich zu schaffen, indem er nun dichte Wolken bei vollem Sonnenschein am Himmel aufziehen ließ, deren helles Licht die stille Meeresfläche widerspiegelt, oder durch die Rauchwolken der Salve eines imposanten Kriegsschiffes einen ähnlichen Lufteffekt festzuhalten wußte. Bilder wie der „Strand bei Scheveningen" in der Galerie Huldschinsky in Berlin, dessen feine farbige Staffage sein Bruder Adriaen malte, wie der „Kanonenschuß" im Reichsmuseum zu Amsterdam, wie ein ähnliches Bild der Berliner Galerie oder die „Stille See" in der Galerie zu Kassel (von 1653) — um nur die nächstliegenden zu nennen — geben einen Begriff, wie der Meister durch Anordnung der Schiffe und ihrer Takelage, durch Aufbau der Wolken, durch spiegelglatte oder bewegte See sich reiche Gelegenheit zur mannigfachsten Wiedergabe der feinsten Licht- und Lufteffekte, zu schönem Farbenspiel und wirkungsvollem Helldunkel zu verschaffen wußte.

Mit Rembrandts Tode im Oktober 1669 schien das warme Licht, das die Bilder der tüchtigen holländischen Meister vergoldet, das farbige Helldunkel, das sie unserem Herzen so nahe bringen, wie auf ein gegebenes Zeichen plötzlich erloschen. Einfache, nüchterne Tagesstimmung herrscht hinfort in den Werken fast aller holländischen Meister, auch des Willem van de Velde. Aber sein außerordentliches Können, seine feine Empfin-



Hirschjagd. Gemälde von Adriaen van de Velde. Frankfurt a. M., Städtische Galerie

dung für Licht und Luft läßt ihn auch jetzt, wenigstens eine Reihe von Jahren, noch Tüchtiges schaffen. Ja, selbst Ausgezeichnetes in einigen großen Gemälden mit stark bewegter See und dunkeln Wolken, die über die stürmischen Wellen hinwegfegen. Sehr groß im Aufbau und in der Wiedergabe des Seegangs sind sie zugleich von imposanter Wirkung und düsterer Stimmung. Auch unter den zahllosen kleinen Bildern der gleichen Zeit — aus den siebziger Jahren — sind noch manche von ähnlich feiner Empfindung. Erst als der Künstler dauernd nach England übergesiedelt war und die Beziehung zur holländischen Kunst mehr und mehr verlor, werden seine Gemälde grell im Licht und düster in den Schatten, unruhig, kalt und unerfreulich in der Farbe.

Willems wenige Jahre jüngerer Bruder, Adriaen van de Velde, dem nicht die halbe Lebenszeit vergönnt war wie jenem — er starb im Januar 1672, eben 36 Jahre alt — hat von vornherein sich in ganz anderer Richtung und weit vielseitiger entwickelt. Es ist ein Zeichen für das hervorragende Lehrtalent seines Vaters, daß dieser ihn nicht in die Richtung, die er selbst und sein älterer Sohn verfolgten, zu drängen suchte, sondern daß er dem Knaben von vornherein freie Hand ließ bei seiner Vorliebe für die Schilderung des heimatlichen Bodens, der von Vieh belebten Weiden, der Wälder und Straßen, der reich belebten Eisflächen, auf den Flüssen und Kanälen Hollands, des Strandes bei Noortwyck — kurz von allem, was draußen vor den Toren seiner Vaterstadt Amsterdam von der Landschaft und dem Leben und Treiben in ihr seinem malerisch hochbegabten Auge auffiel. Nachdem er schon den Knaben durch seinen sorgfältigen Unterricht zum perfekten Zeichner ausgebildet hatte — wie datierte Zeichnungen und Radierungen aus seinem siebzehnten Jahr beweisen —, überließ er ihn zur Weiterbildung Künstlern, die ihn für die Motive, für die ihn Begabung und Liebe bestimmten, die richtigen Lehrer dünkten: Jan Wynants für die Landschaft und Philips Wouwermans für das Leben und Treiben im Freien; daneben war ihm Paulus Potter das Vorbild für die lebensvolle Auffassung und Wiedergabe der Haustiere. Adriaen hat auch eine Anzahl biblischer Motive mit Figuren in mittlerer Größe gemalt, namentlich eine Folge der Passion für die katholische Kirche „de Ster“ in Amsterdam, in deren Besitz sie sich noch heute befinden. Sie sind offenbar auf besondere Bestellung — vielleicht auch mit Rücksicht darauf, daß der Künstler zum Katholizismus übergetreten war — gemalt worden. Wenn auch die akademische Tüchtigkeit in Zeichnung und Anordnung alle Aner-



Strandbild. Gemälde von Willem und Adriaen van de Velde. Kassel, Gemäldegalerie



Die Farm. Gemälde von Adriaen van de Velde. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum

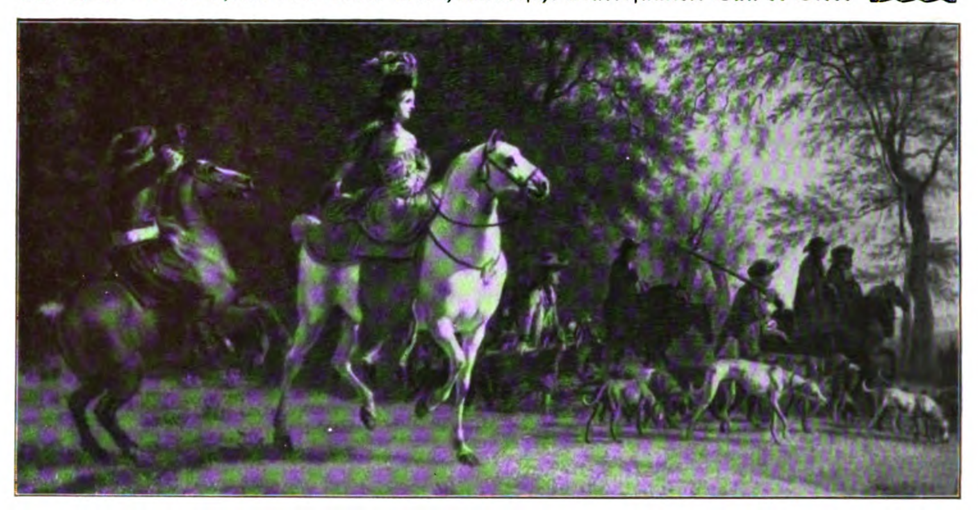
kennung verdienen, so zeigen doch Auffassung und Empfindung, daß diese Themata seiner Begabung und seinem Interesse fern lagen. Das kleine Bild eines jungen Mädchens im Begriff ein Glas mit Wein zu leeren und ein paar Selbstporträts zeigen, daß er auch als reiner Genre- und Porträtmaler Tüchtiges zu leisten imstande war. Aber sein wahres Feld, seine Freude war und blieb die belebte Landschaft, vor allem die heimische Landschaft. Freilich hat der Künstler auch eine Reihe von Bildern gemalt, in denen Motive in der Landschaft, namentlich die Bauten und Ruinen, gelegentlich auch die Hirten in ihrer Tracht italienisch erscheinen; aber der ganze Charakter der Landschaft wie der Figuren und vor allem der Tiere ist dabei echt holländisch, so daß die Annahme wahrscheinlich ist, der Künstler habe diese kleinen italienischen Versatzstücke seinen verwandten Landsleuten, die damals aus Italien zurückkamen und mit großem Erfolg italienische Motive malten und radierten, einem Pieter van Laer, Karel Dujardin und Nicolas Berchem, abgesehen. Auch der Umstand, daß diese Bilder aus seiner letzten Zeit sind, während ein halbes Dutzend Radierungen, die die Jahreszahl 1653 tragen, solche römische Motive in noch stärkerem Maße aufweisen, dagegen alle frühen Gemälde nur die einfachsten Motive aus der holländischen Landschaft zeigen, bestärkt diese unsere Annahme.

Gegenüber diesen späten, auf gut italienisch arrangierten Gemälden aus den letzten Jahren des Künstlers, die auch technisch durch Durchwachsen des Grundes und Nachdunkeln gelitten haben und trotzdem von den Sammlern der alten Schule besonders gesucht waren, stehen die einfachen Motive der holländischen Landschaft mit wenigem weidenden Vieh aus seiner Jugendzeit (mit Daten zwischen 1655 und 1659), die durch ihre Wahrheit, den weichen Schmelz der Malerei, die helle, sonnige Stimmung den Gemälden seines großen Vorbilds, des Meisters in der individuellen Wiedergabe der Haustiere, Paulus Potter, kaum etwas nachgeben, sie aber in der landschaftlichen Stimmung übertreffen. Ein charakteristisches Hauptwerk der Art bilden wir hier ab. Dann folgen seine Meisterwerke, die in der Zeit von etwa 1658 bis 1668 entstanden sind; umfangreicher, sehr viel mannigfaltiger in den Motiven, vollendet im Aufbau, von einer Schärfe in der Beobachtung der Jahres- und Tageszeiten, bis in die Charakteristik des Laubwerkes, von einem Duft der Atmosphäre, einer Feinheit des Lichts, einer Zartheit und Harmonie der Lokalfarben und einem Schmelz ihrer Behandlung, wie wir sie in gleicher Meisterschaft bei keinem an-



Stilleben. Gemälde von Jan Jancz van de Velde. Haag, Museum

dern holländischen Maler wiederfinden. Nicht die wenigen großen Gemälde dieser Zeit (wie der „Auszug Jakobs“ in der Wallace Collection oder die „Fähre“ in Schwerin, 1659, mehrfach kleiner wiederholt) sind darunter die Hauptwerke, sondern die Bilder mittlerer Größe mit einer mäßigen Zahl von Figuren und Tieren, sowie kleine Meisterstücke, in denen Adriaen regelmäßig ein wunderbar geschlossenes, höchst anmutiges Bild gibt. Am häufigsten sind die Darstellungen von ruhendem und weidendem Vieh; ein Meisterwerk der Art in der Berliner Galerie (vom Jahre 1666) gibt unsere farbige Abbildung wieder. Ihm steht der „Sonnenaufgang“ im Louvre gleich. Mit Vorliebe und Meisterschaft gibt der Künstler auch Jagdszenen: Den Aufbruch zur Jagd mit den Jägern und Jägerinnen zu Pferde und der Meute, seltener die Jagd selbst. Motive, die an Ph. Wouwermans erinnern, sind die „Vedette“ im Kasseler Museum, die „Offiziere am Wirtshaus“ in der Leipziger Galerie, das „Pikett“ in Dessau, die „Heuernte“ und ähnliche Darstellungen. Seine kleinen Winterlandschaften, in denen sich eine bescheidene Zahl von Figuren bei mattem Tageslicht auf dem Eise bewegen, sind in der Feinheit der landschaftlichen Stimmung ebenso ausgezeichnet wie in der Anordnung und Zeichnung der Figuren. Seine mit Fischern und Spaziergängern belebten



Aufbruch zur Jagd. Ausschnitt aus einem Gemälde von Adriaen van de Velde. Buckingham, Galerie

Strandansichten, von denen wir ein Hauptwerk in Kassel wiedergeben (1658), wetteifern mit denen des Jakob Ruisdael. Wie die Winterstücke gehören sie zu den Meisterwerken der holländischen Landschaftsmalerei überhaupt; und doch schwankt man fast bei jedem dieser Bilder, ob man nicht den Figürchen, mit denen er sie belebt, den Vorzug geben soll. Landschaft und Staffage sind bei Adriaen van de Velde unzertrennlich; er dachte sie stets zusammen, deshalb wirken sie so einheitlich, stehen sie so einzig da in der klassischen Zeit der holländischen Malerei. Durch die zarte Empfindung, die uns besser als alle Biographen den liebenswürdigen, zartbesaiteten Menschen verraten, erhalten sie ihren ganz besonderen Charme. Seinen gefälligen Charakter, aber zugleich sein eminentes Talent, das Zusammenwirken der Figuren mit der Landschaft auch bei dritten Künstlern zu entdecken und sie im Charakter solcher ihm selbst oft sehr fernstehenden Landschafter damit auszustatten, bekunden Hunderte von Landschaftsbildern seiner



Landschaft. Farbige Zeichnung von Adriaen van de Velde. Berlin, Kupferstich-Kabinett

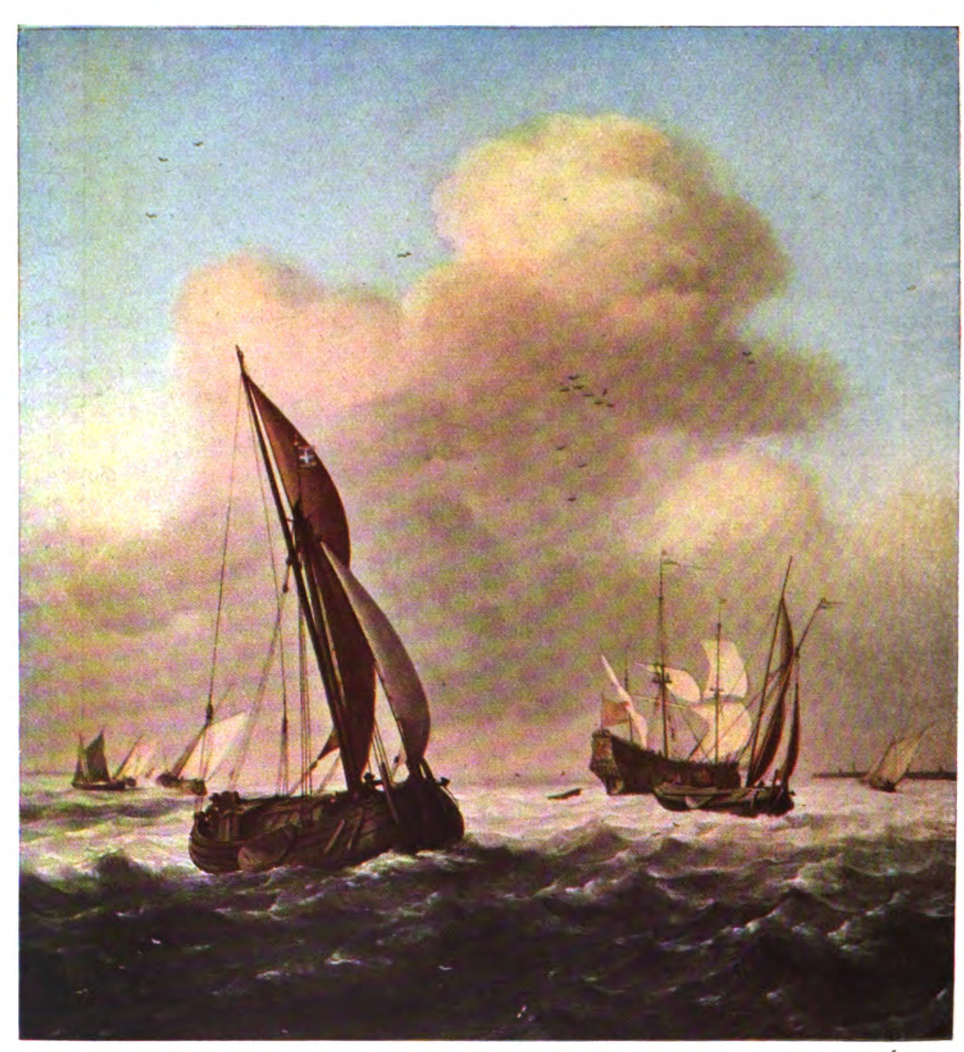


Gesellschaft auf der Terrasse. Gemälde von Esaias van de Velde. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum

Zeitgenossen in Amsterdam und Haarlem, in deren Gemälde er die Staffage malte: für Hobbema, Jacob Ruisdael, Jan van der Heyde, Philips de Koninck, Jan Wynants, Willem van de Velde, Jac Hackaert, Frans Moucheron usf. Nicht selten erhalten diese Landschaften erst durch Adriaens Staffage ihren vollen künstlerischen Akzent, eine Belebung zugleich in Licht und Farbe, die sich zudem in der Zusammenfassung in wunderbarer Weise der malerischen Behandlung der betreffenden Landschaft anpaßt. Als der Tod den jungen Künstler plötzlich aus ihrer Mitte riß, trauerte die ganze Künstlerschaft von Amsterdam um den Verlust dieses einzigen, stets hilfreichen Freundes.

In den beiden Brüdern Willem und namentlich Adriaen van de Velde hatte die außerordentliche künstlerische Veranlagung ihren Höhepunkt erreicht, sie erschöpfte sich aber auch in ihnen. Freilich hatten sowohl Esaias wie Willem d. J. jeder mehrere Söhne, die wieder Maler wurden, aber sie betätigten sich nur als Gehilfen bei den Arbeiten der Väter oder als deren Nachahmer.

Zu einer künstlerischen Selbständigkeit brachte es nur Jan van de Velde d. J., der, 1620 zu Haarlem geboren, mit großer Wahrscheinlichkeit als der Sohn des Radierers und Stechers Jan betrachtet wird. Er beschränkte seine Tätigkeit auf die Anfertigung kleiner Stilleben, Darstellungen eines bescheidenen Frühstücks, die durch delikate, weiche Behandlung und tonige Färbung von einer recht tüchtigen malerischen Wirkung sind, etwa den ähnlichen Stilleben eines Luttichuis verwandt.



Leichte Brise. Gemälde von Wilhelm van de Velde. Haag, Museum

Das Feuerhorn

Novelle von Hans Friedrich Blunck

Hans Owens blieb in der Nähe des Gärtners stehen und sah eine Weile zu, wie der Alte aus den Himbeeren das verblühte Gestrüpp ausschnitt, mit viel Sorgfalt die jungen grünen Triebe auf ihren Wuchs prüfte und die schönsten schon für das folgende Jahr reinigte und festband. Owens suchte seine Muße im Zuschauen zu finden. Er spürte den mangelnden Schlaf der letzten Nächte leidig in Gedanken und Gliedern und war doch zu träg, selbst in der Nachmittagshitze mit Hand anzulegen.

Der Gärtner wartete auf seine Hilfe, der Herr Doktor sprang ihm sonst nach Kräften bei, die Fruchtbeete des kleinen Sommerhäuschens in Ordnung zu halten. Aber er hatte auch eine feine Witterung für alle Launen seines Herrn. Er wußte, wenn der zu dieser Zeit nachschauen kam, war aus der Nachmittagsruhe nichts geworden und wenn er jetzt nicht half, fühlte er sich wieder mißmutig und fragte ihn, — der berühmte Herr, der Buch um Buch schrieb, fragte ihn, warum die Menschen nicht auch zum Herbst schlafen gehen dürfen, wie die Bäume, oder, noch ärger, ob nicht das Leben eine dumme Einbildung sei, über die man eines Tages lächeln würde.

Ein fremder Schritt im Kies, fest, ein wenig schwer. Der Arzt Ubbeloh kam vom Seeufer herauf, ein halber Seemann in Gang und Tracht.

„Ubbeloh, du?" Hans Owens lachte auf, die Grübelei in seinem Antlitz war verflogen. „Bist du auf Urlaub? Nein doch, eine größere Freude konntest du mir nicht machen! Du bist mit dem Boot da?"

„Ja, bis morgen, wenn du willst. Ich hol' mir eines der Kinder vom Bahnhof."

Owens machte ein enttäuschtes Gesicht vor dem älteren Freund. „Einen Tag nur? Bleib eine Woche!"

Aber Ubbeloh lachte kopfschüttelnd, er nahm den Freund unter den Arm und schob ihn polternd zum Gartenhäuschen hinüber, das rot und buntumblüht von der Höhe zum See hinüberblickte. „Was hilft mir deine Woche Einladung, wenn du mich am ersten Tage hungern läßt. Ich hab' mich bei der Flaute sieben Stunden gequält."

Da tat Owens von Herzen erschrocken, schrie in die Küche nach der alten Gärtnersfrau und verlangte einen hochgefüllten Tisch, zumindest aber den Hecht, der fast unberührt geblieben war, und Dickmilch zuvor, und sofort zwei rohe Eier, — er wußte gar nicht, wo er anfangen sollte.

„Deine Frau ist nicht hier, Owens?"

„Muß ihre Mutter pflegen, ich hab' mir schon meinen Neffen verschrieben. Hätt' ich gewußt, daß du kämst —"

„Einsamkeit? Zeig' dich mal, lieber Kerl. Ein bißchen mickerig um die Augen. Zu viel geschafft?" fragte Ubbeloh drohend.

„Herbstschwermut, oder wie du es nennst! Es hat mich diesmal etwas hart angefaßt."

Ubbeloh hatte eine vorlaute Frage auf der Zunge. Da kam die Gärtnersfrau mit den Eiern, sie klapperte mit Schüsseln und Geschirr und ging wieder.

„Hör' mal, Owens, ich schlage mir die Eier in die Tasse, hast du einen Kognak?"

„Hier!"

„Ist er gut, Owens? Ich bin deinetwegen heute früh vor Dämmern von Klaas Lenzen ausgefahren, der einen vorzüglichen hatte. Und übrigens eine kleine Deern zum Einschenken dabei, soll ich dir mal erzählen, was ich mit der erlebt habe?"

„Los!" sagte Owens, riß ein Streichholz an und hob die halbe Zigarre vom Aschbecher.

„Nichts hab' ich erlebt, ich wollte bloß dein neugieriges Gesicht dazu sehen." Da mußten sie beide lachen. —

Als Ubbeloh gegessen hatte, warfen sie sich plaudernd in die Stühle, die Gesichter zum blauen See. Auf dem schönsten Platz vor der Hauslaube saßen sie, den Wind im Angesicht, alles gelbe Sonnenflimmern von weither in den Augenwinkeln. Was gab es nicht alles an Büchern und Segelfahrten, an Landessachen und Leutegeschichten und hunderterlei Dinge zu erzählen. Aber als Owens daran spann, spürte er mitten in einer Atempause jene jähe Erschöpfung, die ihn wie eine böse Laune seit Tagen anfiel, eine fliegende Hitze jagte unter der Haut. Er versuchte sie vor dem Freund zu verbergen, sah gereizt nach der Uhr und sprang auf. „Da hab' ich ganz vergessen, daß ich die beiden Jungens abholen muß!"

„Ruhig Blut, Owens, ich soll auch zur Bahn. Wir haben Zeit genug!"

Als der Zug schnaufend und prustend in den Bahnhof einfuhr, wollte sich erst keine Tür auftun. Endlich zerrte es weitab verzweifelt an einem Riegel, ein Fenster rollte klirrend nieder, zwei hochrote Köpfe fuhren hinaus, zwei Arme, die nach unten langten,

bis der Bahnhofsbeamte helfend kam. Als er öffnete, polterte ein junger Bursch gleich mit der Tür hinaus, sammelte seinen Hut wieder auf und dienerte nach drinnen.

Ein kleines winkendes Händchen beugte sich zu Ubbeloh. Dann stieg sein Mädchen treppab, Schritt um Schritt, die feinen Füßchen bis über die Enkel frei, ein verlegenheitsheißes, blühendes Gesicht unter dem Kinderhütchen.

Hinter ihr aber, polternd mit Taschen und Koffern, der zweite Ritter.

„Ist das dein Kind?" fragte Owens den Freund erstaunt. Ubbeloh verzog gereizt den Mund, er wußte nicht, ob er grob oder höflich sein mußte. Es war das erstemal, daß er junge Leute um sein Kind sah.

Da versuchte Owens eine Art Vorstellung. „Mein Neffe Bertram und sein Bundesbruder Ingwersen, — so war doch der Name? Mein Freund, Doktor Ubbeloh. Und Sie sind Fräulein Almut?" fragte er zuletzt, weil niemand etwas sagte.

Das Mädchen wurde sehr rot, gab Owens die Hand und sah bei ihm vorbei. Sie wippte kindlich verlegen auf den Fußspitzen, wußte wohl nicht, wie behende gespannt ihre Jugend dabei erschien. Dann ein mutiger Atemzug, ein feines Jungmädchenlächeln: „Ich hab' so viel Schönes von Ihnen gelesen, Herr Owens!" sagte sie hell. „Ich freue mich so sehr, Sie zu sehen." Es war, als hätte sie sich das Wort lange vorgenommen, sie seufzte erleichtert, als es heraus war.

„Nun aber los," knurrte Ubbeloh. Seine Finger strichen gereizt um den Hals, ihm fiel ein, daß er nur einen blauen Strickschal darum hatte, der nicht in diese Feierlichkeit paßte. —

In der Laube war gedeckt, der Blick konnte über den weiten, schier endlos scheinenden See hinüberschweifen.

Unruhig, mit überschnellen Worten folgte Owens der Unterhaltung, hastig lud er die Gäste ein zu essen und zu trinken. Aber seine Blicke sanken immer wieder auf seine Hände zurück, schweiften zwischen den Gesprächen zu den glutroten Ufern, zu der unersättlichen Buntheit der warmen umgestürzten Dämmerung im See. ‚Warum habe ich keinen Teil an ihrer fröhlichen Bewegung?' dachte er dabei mitten im Weinschenken.

„Herr Doktor!" Eine kleine Mädchenhand nahm ihm das schwankende Geschirr ab und stieß ihn vorwurfsvoll an.

Owens erschrak über seine Abwesenheit. Teller klirrten, die Gärtnersfrau räumte die warme Vorspeise ab. Almut Ubbeloh half ihr und sorgte mütterlich für jeden. Als man sie dafür lobte, ließ sie es, warf sich in den Stuhl, knabberte mit weißen Zähnen am Weinglas und trank es mit einem Schluck leer.

„Almut!" drohte Ubbeloh. Gleich packten die beiden Studenten nach dem Kristall, um ihr neu einzuschenken. Es sah sehr lustig aus, als sie sich darum stritten.

„Wer hat denn das bessere Recht, Fräulein Ubbeloh? Der Ältere an Jahren?"

„Oder wer länger die Freundschaft hielt?" fragte Ingwersen.

„Herr Owens!" sagte das Mädchen schelmisch und schob dem Dritten ihr Glas zu. Dabei sah sie ihm wieder voll ins Gesicht, einen Augenblick lang, wie aus einer erstaunten Ungläubigkeit seiner Nähe. Gleich ließ sie die Augen sinken, lächelte, als sei's zu den Worten der beiden Eiferer und hob den Blick auch nicht noch einmal zu Owens auf. Der aber ließ einige Atem lang Ubbelohs Fragen nach Wein und Jahrgang liegen und merkte auf seine Nachbarin.

‚Sie wird einmal sehr schön und klug sein,' sagte Owens zu sich selbst. ‚Und eine gute Hausfrau, sieh nur, wie sie für ihren Vater sorgt.'

Da betreute sie auch ihn, wunderlich mild und warm war die kleine reifende Hand, die ihn streifte. Mitten darin blieb aus einem versteckten Atemholen jäh wieder ihr Blick auf seinem Gesicht, fiel erschrocken auf den Tisch. ‚Warum wagt sie dich nicht anzuschauen?' dachte Owens.

„Wann hab' ich Sie zuletzt gesehen?" fragte er, „es sind vier oder fünf Jahre her, ich sagte noch Du zu Ihnen."

Sie nickte, die weißen Zähne blitzten. „Und jetzt sagen Sie es nicht mehr," fragte sie, die Augen auf dem Tisch. „Ach, ich hab' in der ganzen Schule davon erzählt und war so stolz darauf!"

„Denk mal an," sagte Ubbeloh rauschend, „als ich sagte, ich würde dich besuchen, haben die Frauen mir das Beste aus dem Keller geholt, so schwärmt alles Volk von dir!" Er winkte der Tochter und holte umständlich die Bootsschlüssel aus der Tasche.

„Laß sie hier," bat Owens, „laß sie uns Gesellschaft leisten!"

„Wer leistet dir Gesellschaft, ich bin deine beste Gesellschaft," knurrte Ubbeloh, es klang gereizt und ein wenig eifersüchtig. —

Owens schlief schlecht in jener Nacht, er erhob sich früh und legte sich eine Arbeit auf, bis Ubbeloh käme. Mit der steigenden Sonne stand jedoch wieder der braune Herbstschein im Glas und drückte auf sein Werk.

‚Wenn der Herbst nun einmal anhielte und kein Frühling mehr käme,' dachte er jäh, ‚hast du dir schon Heiterkeit genug geborgen?

Was gilt all deine Arbeit vor dem großen Sterben ringsum?'

Ein Geigenlaut kam durch die Landschaft, rückwärts nach der Straße zu. ‚Fahrende Wanderer,' dachte Owens, schob die Blätter zur Seite und ging in den Garten.

Zwei Spielleute hatten sich eingeschlichen und grüßten tief, als Owens in halber Neugier näherkam. Der eine der beiden hatte einen großen Schlapphut auf, aber seine Flöte pfiff und quirlte, daß das Herz im Leibe hüpfen mußte. Der Himmel war jetzt in voller Klarheit aufgebrochen, Sonne lag weithin über den buntscheckigen Hängen und dem gebräunten Schmelz der Wälder. Der Tau war verdampft, warm und weich war das Gras um die Schuhe. Owens hatte sich auf die Bank zwischen den Blautannen niedergelassen. Langsam kam sein Fuß in den Takt des Lieds, klopfte er an die Bank und sah die alten Tennentänze der Bauern zu dem Lied der Geiger. Es bracht' ihm Spaß, sich in seine Knabenzeit zurückzudenken. — Vom Haus kam ein kleiner Schritt herüber, kaum berührte der Fuß den Kies. Kam da nicht ein Bote von Ubbeloh?

Die Spielleute hatten aufgehört, sie waren sich nicht ganz einig, was jetzt folgen sollte. Aber der Sonnenschein hatte keine Zeit, er ringelte sich schon wieder goldflüssig aus dem Buchenlaub und eine kleine verzagte Stimme rief: „Herr Owens, Herr Owens!"

Der wandte sich mit einem Ruck herum, tat sehr überrascht und bat, sich zu ihm zu setzen.

„Vater ist sehr böse, daß Sie noch nicht zum Boot gekommen sind!"

Owens antwortete nicht darauf, er winkte den Spielleuten fortzufahren. Des Mädchens Augen sprangen hell auf, ihre Schuhspitzen begannen zu wippen, ein kleines schelmisches Lachen zog über ihr Gesicht.

„Tanzen," schrie der Pfeifer, drehte sich selbst und schwang den zerlumpten Stiefel. „Danzmusik! Danzmusik!" Jetzt drehte sich auch der Geiger um die Geige und alle Sonnenkringel überkugelten sich und alle Blätter spielten im goldenen Licht. Und Almut Ubbeloh nickte Hans Owens zu, hing ihm schon wie von ungefähr im Arm und schwebte um ihn, er spürte keine Last, nur die federleichten Arme und das kleine biegsame Mieder unter seiner Hand. Und mitunter die trippelnden Füße, die über seine schweren Tanzschritte hinweghüpfen mußten.

Den Blick hatte das Mädchen noch abgewandt, Owens sollte wohl nicht sehen, wie strahlend er war. Da rutschte der Geiger ins Knie, um ihre Augen grinsend aufzufangen. Sie flüchtete erschrocken näher zu Owens und er hatte ihren Atem und ihr volles schwärmendes Lachen vor sich, überschwenglich und doch von einer mädchenhaften Herbe überglüht, — der Mann hatte Mühe, sie nicht an sich zu reißen und vor Lust an ihrer Schönheit auf den Mund zu küssen. — Owens erschrak sehr über sich, ließ die Tanzende fahren und fand die Bank wieder. Als er ihr jedoch zu folgen winkte, sieh, da kreiste das Mädchen weiter, den Kopf gesenkt, die Hände an den Kleiderfalten. „Vor Hans Owens tanze ich!" lächelte sie und knickste. Die Augen hob sie noch nicht, aber das Schelmengesicht glühte vor Lust und Schreck über den eigenen Mut.

Da kam ein Ruf von der Haustür, ein eiliger Schritt und der junge Ingwersen fing schweigend den Tanz des Mädchens auf. Er war ein schlanker Gesell, wie aus dem Unwirklichen jäh für sie bestimmt.

Und Owens sah zu, wie die zwei sich drehten und wirbelten und mit neuen Schritten jeden Takt einfingen und im Gras gleichsam wieder klingen ließen. Töricht dünkte ihn sein Tanzen, wie ein eifersüchtiger Liebhaber saß er da, — er hielt das Wort fest, ja, wie ein Liebhaber vor diesem Mädchen. Aber wie er noch einmal zu ihr hinüberschaute, dünkte ihn das dichte Rot auf Almut Ubbelohs Wangen glühender als aller Brand des Herbstes, das Wildhaar reicher als die Ströme fliegenden Laubes und ihr schlankes Magdtum süßer als seiner Heimathügel geliebte Gestalt.

*

Was war aus dem Tag geworden? Was war aus Hans Owens geworden, der nicht lebte und sann denn für sein Werk? Gleich vielen Tagen erschienen ihm jetzt die wunderlichen Stunden, die vorübergegangen waren. Er wagte kaum um sich zu blicken, meinte, jedermann müsse die Trunkenheit sehen, in der er sich bewegte.

Bis zum Mittag hatte er mit Ubbeloh und Almut gesegelt. Dann ging er heim, um zu ruhen, der Arzt hatte es ihm befohlen. Aber er schlief nicht eigentlich. Jener Bildertraum des Halbwachseins drehte sich vor ihm ab, er redete wirre Worte in unbekannte Landschaften hinein, sah plötzlich den drohenden Ubbeloh, rang mit Ingwersen und wachte auf, weil er des Mädchens Name laut im Munde führte, erschrocken, ob jemand ihn hatte reden hören.

Eine Weile schlief er wieder, dann weckte ihn jenes Angstgefühl der Übermüdung, das ihn oft in den Nächten auftrieb und in eine überreizte Verlassenheit verfallen ließ. Seltsam nur, als er es heute kommen fühlte, vermochte er es weiter zu weisen. Ja, er schüttelte es körperlich ab, das Mädchen, das

er in seiner Nähe geträumt hatte, gab ihm eine barmherzige Kraft, die ihn ebenso erstaunte, wie mit leiser Beschämung erfüllte.

Owens fuhr mit den Händen über die Augen. Er richtete sich auf, der Wind fuhr milder, der See lag im Widerschein mittäglichen Höhenrauchs, blasser als in der Frühe, aber voll Sonnenschein, der in alles hineinleuchtete. ‚Was ist eigentlich mit dir?' fragte er sich beengt.

Schritte kamen vorbei, es waren die Studenten. Der Wind trug Owens ihre Worte zu.

„Ich kann dir nur sagen, es geht einem durch und durch!" Ingwersen suchte nach einem Grund. „Es ist so ein Wachen und Lachen bei dem Kind, man kann nicht anders!"

„Das dauert bei jeder, bis sie zum erstenmal — küßt und darum weint," drohte Bertram. Es war ein verwünscht eifersüchtiger Tonfall in der Frage.

‚Warum sollte sie weinen müssen?' dachte der Horcher erschrocken. Die beiden waren gereizt stehengeblieben. Da nahte ein schwerer Schritt, Owens schloß die Lider und sie gingen weiter.

Ubbeloh kam über den Kies. Er warf sich neben Owens in den Ruhestuhl, räusperte sich und meinte halblaut, er wolle gewiß nicht stören.

„Nein, das tust du nicht," sagte der andere lächelnd, schlug die Augen auf und suchte in des Freundes Antlitz nach einem Zug, nach dem sein Kind geartet wäre.

„Höchste Zeit, Jung', daß ich hier vor Anker ging!"

„Warum?"

„Weil ich mit dir reden muß! Hör'," sagte der Freund langsam, „hör', Owens, man kann zu viel Karren schieben und hält's nicht durch, man kann zu viel Börsenjobbern und muß ins Sanatorium. Aber für deine Art Werk gibt's nur eins: Sparsamer brennen lernen! Du verschwendest dich!"

„Arzt, hast du sonst kein Mittel?"

„Nun," sagte Ubbeloh gutmütig, „vielleicht noch die Welt ansehen, eine große Freude erleben, etwas ganz lächerlich Unwichtiges wichtig nehmen. Aber Junge, nicht weiterspannen, du bist an einer bösen Wende."

„Eine große Freude?" wiederholte Owens zweifelnd.

Ubbeloh warf sich ärgerlich im Sessel. „Komm vier Wochen an Bord zu uns. Laß dich mal furchtbar langweilen von uns, sollst sehen, was du für vergnügte Augen kriegst. Oder, — hör', mir geht's gut, nimm von mir was du willst, reise, — verwünscht, Owens, dein Werk gehört nicht dir allein."

Der wiegte den Kopf. Warum drängte Ubbeloh nur? Heiterkeit war ihm die Welt heute, Fröhlichkeit und blaue Brise überm See. Still blickte er in die fahrenden Windwolken und wunderte sich.

Mit dem Schlafen war es indes aus. Als sie langsam zum Ufer schritten, liefen die beiden Burschen voreinander mit langen Stöcken zum See. Ein Mädchen winkte von unten, es sah wie nach Verabredung aus.

„Was haben die drei?" fragte Owens. Seine Stimme klang überrascht, der volle Klang brach ein wenig um.

„Ich weiß nicht, was du an dem grünen Zeug findest," knurrte Ubbeloh, „aber wir können ja sehen!" Er hoffte Owens vom Weg ins Boot zu treiben, faßte ihn am Arm und zwang ihn zu einer Art Trab. Sie holten die beiden Studenten auch bald ein. Hechtschnüre hatten sie sich gebunden.

„Saht ihr was?"

„Wir nicht, aber Fräulein Ubbeloh hat welche gesehen."

Die wartete auch schon wie ein Jäger an der Schleuse, scheuchte die Männer aus dem Schattenfall und sah mit offnem Mund in den blinkenden, lehmigen Grund. Ihr Kleid hatte sie geschürzt, um das Haar trug sie ein grünbuntes Kopftuch, das gerade noch die Löckchen freigab.

„Her mit der Schnur!" Sie ruderte mit der Hand rückwärts, um den Stock zu fassen, ohne den Hecht aus den Augen zu verlieren, spannte dabei ihre Glieder behutsam und sah in dem Augenblick so liebreizend aus, Ingwersens Hand, die den Stock hinüberreichte zitterte, so vernarrt war der Jung'.

Kleine goldene Lichtstäbe eilten über den Grund. Das moosige Schleusenholz war dürr und bröckelig, das Wasser stand blinkend tief und strömte sanft vorbei. Unsichtbar sank der Ring in die Tiefe. Dann jäh ein Schatten, ein Laut, wie ein Ruderschlag, — das Wasser peitschte die Schleusenwand.

„Beinah," seufzte das Mädchen und sah sich fauchend um, als wartete sie auf das Lachen. Aber das blieb aus.

„Ich hab' noch einen Hecht gesehen," sagte sie freundlicher, „wer soll's jetzt wagen?" Da baten sie alle vier um Rute und Hecht. „Du hast nicht die Ruhe, Vater," sagte Almut kopfschüttelnd. Ihr Blick glitt hilflos an Owens vorbei, sie wählte unter den Jungen.

„Es ist Ihre Angel, Herr Ingwersen," sagte sie geschickt, wies zum Graben und ging voran. Sie folgten ihr alle, Ubbeloh knurrend, Owens in einer verblüfften Eifersucht. Er spürte es und erschrak darüber. ‚Du bist närrisch, du mußt auf anderes zu reden kommen,' dachte er. Ubbeloh versprach gerade eine bauchige Flasche für den ersten Hecht.

Da rief Owens Bertram zu sich. Aber der starrte mit halbem Auge zu Ingwersen hinüber, der vorgebeugten Leibes auf einem Stein stand und die Hechtschnur aus der Höhe niedersinken ließ.

„Wollen wir wetten, Ohm, daß er vorbeilangt?"

„Warum sollte er ihn nicht fangen?"

„Hab' du mal die ruhige Hand mit solchem Racker im Rücken."

‚Hier scheinen alle verhext zu sein,' dachte Owens.

Er blickte mißtrauisch zu Ubbeloh hinüber, als ob der davon wissen müßte.

Da ein Anziehen, ein Aufblicken aller Augen, dann verwünschte Ingwersen laut alle platzenden Hechtschnüren. Die andern seufzten auf, so freuten sie sich, daß ihm der Fang nicht gelungen war.

Das Mädchen gab es auf, sie hielt sich befangen zurück, seit Owens wieder in ihrer Nähe war. Aber Ubbeloh wollte nicht heim, ohne sich versucht zu haben. Er drang auf Bleiben, schwor den Studenten einen durstigen Abend zu, wenn sie ihn im Stich ließen. Da drückten die zwei ihm die letzte Schnur in die Hand und machten sich auf, gegen Licht und Laut den Graben entlang, den Hecht wieder zu suchen. ‚Ich werde auch helfen müssen,' dachte Owens, ihm wurde unbehaglich, als er allein mit Almut zurückblieb. Sie wandte den Blick ab, schaute den drei Fischern nach.

Dann begann sie freundlicher von ihrem Vater zu erzählen, Wort um Wort suchend, während sie den Vorauseilenden folgten. Ihre fast sachliche Art breitete Ruhe um sie hin. ‚Was hattest du nur?' suchte Owens und sah ihren ernsten Mund, der ein wenig vorsichtig erzählte, wie oft die Ubbelohs früher bei Owens zu Gast gewesen waren.

„Vaters Praxis ist heute so groß," seufzte sie. „Und wir Frauen in der Stadt verschwenden uns in kleinen Dingen."

‚Wie sie altklug redet,' dachte Owens freundlich. Sie war bei diesen Worten nichts als Ubbelohs Tochter, ohne Anspannung konnte er sie beobachten.

Da fing sie einen Blick von ihm auf, hielt ihn einen Atem lang fest und es war, als bräche sie übermütig seinen Frieden. Ihr Gesicht überzog sich mit Schelmerei, ein Werben, Verlegensein, Ausweichen und wieder verstecktes jungmädchenhaftes Lächeln aus Augenwinkeln und Grübchen war da.

„Wenn Sie wüßten, wie Vater Sie mir geschildert hat, — ich muß lachen."

„Hat er mich so alt gemacht?"

Sie biß sich auf die Lippen. „Nein, so ganz unnahbar, so, — ich weiß nicht wie heilig. Ich hatte solche Furcht, den berühmten Mann kennenzulernen."

„Ich werde ihn gleich zur Rede stellen."

„Dann verrate ich nie ein Wort mehr. In Ihren Büchern ist übrigens oft so einer, wie Vater Sie ausmalte. Ja, ich muß mir schon solch Bild von Ihnen machen."

Owens rang heiter nach Antwort. ‚Jetzt müßtest du wahrhaftig fragen, was für eins?'

„Wissen Sie, daß ich oft Mitleid mit Ihnen hatte?"

„Wieso?" fragte Owens verblüfft.

„Weil ich all Ihre Gestalten miterleben muß. Und Ihre Helden sind so einsam und machen oft leiden." Sie wurde rot, als sie es sagte, schaute wie hilfeflehend nach den andern aus. Er fand das feine Aufreizende ihrer Worte und fragte sich, schwankend und erschreckt, wer sie doch sei.

Dann kam ein schreckendes Hallo von vorn. Ubbeloh kniete auf einem springenden Silbergeschupp, dunkelrot von Eifer und Kampf mit dem gefangenen Hecht. Als er Owens sah, schwang er die Beute hoch. „Ich hab' ihn, den König der Graben. He, Owens, dein Herd wird heut noch rauchen müssen, he, Almut, du hast jungen Leuten die Schnur gereicht, dachtest du nicht daran, daß es keine Hand gibt, die meiner gleicht?"

Ubbeloh gefielen die Studenten besser, nun sie mit ihm den Räuber durch die Schleusen jagten. „Kommen Sie," sagte er, kurz, „daheim können Sie keine Hechte schnüren." Es lag etwas in seiner Stimme, das die Freundschaft aufsagte für jedermann, der ihm nicht folgte. Die jungen Leute waren klug, sie zauderten, aber sie wußten wohl, daß es heut noch den Vater über die Tochter zu halten galt.

Hans Owens war töricht, oder er hatte es nicht nötig. Er folgte langsamer mit Almut, immer die Flut forschend im Auge.

Da, wie sie noch ohne ein Wort durch den gelben Glanz schauten, kam ein ferner, klagender Schall über die Höhe. Sie hielten beide den Schritt an, um zu horchen. Noch einmal, wie aus Abgründen dröhnte es. „Feuer!" rief das Mädchen und bebte im Gesicht einer fernen Not. Wieder kam der Ruf, langgezogen, klagend, als täte die Erde selbst ihren Mund auf zu einem Schrei. „Feuer!"

Die zwei sahen sich an, ein wenig bleich im Gesicht. Einmal blickten sie noch nach den drei Hechtfischern, aber die waren weit von dannen. „Wir müssen hin!" sagte Owens. Er roch gleichsam den Brand und spürte die Furcht der Menschen in Not unter dem Schall. Immer seit seiner Kindheit war das Feuerhorn sein eigenes Leid gewesen, der schauerliche Ton verband alle Wesen in ein nötiges

Helfertum — so dünkte ihn. Schweigend liefen sie zur nächsten Höhe. Da sahen sie drüben im Dorf Rauch aufsteigen. Hinter Mulden und Hügeln lagen die roten Dächer der Höfe, eckig über den Hecken der Tannichte, mitten darin ein Qualm und wieder der schauerliche Ruf: „Feuer! Feuer!"

Ihre Füße eilten von selbst, rasch, als wären Bruder und Schwester in Not. Kleine sandige Wege jagten sie hinab, an einem Bachgerinnsel folgten sie dem moderigen Fußsteig. Nur die kürzesten Wege galten. Im Sprung setzten sie über das Wasser, liefen auf einem schmalen Balken über den Moorgrund, drängten durch Erlen und sandige Kiefern bis an einen Stoppelacker und eilten, immer stärker vom Feuerhorn aufgerufen, vom Schall gepeinigt, von einem dünnen Brandgeruch gehetzt, dem Dorf zu. Dann lag ein brennender Hof vor ihnen, schreiende Menschen darum, Feuerwehrleute, die den Schlauch zu legen und die Pumpe über Hecke und Sumpf zu einem Wasserloch zu schleppen suchten. Vor der Tür gerettetes Gut, ein jammerndes Weib, Tiergeschrei aus dem Qualm und ein Stier, der gebändigt abgeführt wurde. Kreisend stieg der schwarze Rauch zur Höhe.

Owens war bei den Leuten, suchte zuzupacken und hörte die furchtbaren Rufe der Rinder in den Ställen. Einige Männer standen hilflos, mit hängenden Armen vor dem gelben Dampf der Tenne. „Hilft nichts," schrie jemand, „nicht mehr hinein!" Aber ein anderer wagte es noch — der Bauer selbst.

Das Mädchen lauschte, außer sich vor Mitleid, nach drinnen, ihr Gesicht war schneeweiß, die Hand, die sich auf Owens' Arm legte, flog auf und ab. Da nahm irgend etwas im Leiden der Tiere dem Mann die Besonnenheit, er raffte einen Mantel über den Kopf, folgte dem andern nach drinnen und suchte sich, geblendet von Funkenfall und rußendem Qualm, zu dem Voranschreitenden durch. Ein Windstoß, der die Tenne noch einmal öffnete. „He, he," schrie der Bauer fortwährend, riß hier eine Kette auf und trat da mit Gewalt eine Tür ein. Owens drang nach, ein Pferd schrie in Todesangst, er konnte den Halfter lösen, führte das bäumende, gepeinigte Tier durch die glühende Tenne nach draußen. Lautes Brüllen. „Hierbleiben!" Hände, die nach ihm griffen.

Ein Mädchen rief, daß sein Blut siedete: „Hierbleiben, Herr Owens!" Aber es war, als müsse er die Rufende quälen durch die Furcht um sein Wagnis. Er sah sich wieder um, jemand rief neben ihm: „Der Bauer! Der Bauer ist noch drinnen!" Es war der Bruder dessen, der mit ihm eingedrungen war. Owens erkannte ihn halb blind, nahm ihn gleich an der Hand, zog den Mantel lose bis über die Stirn und drang noch einmal in die knisternde Diele, durch die der Qualm schon den brennenden Strohflug trug. Er wußte noch dumpf, wo der Bauer zuletzt gewesen war, irrte mit vorgestreckter Hand dahin, fühlte den Rauch im Hals schmerzend brennen und stützte sich an einer Wand entlang, so schwer wurden ihm die Knie. Dann stieß sein Fuß auf, er riß den Helfer näher, fühlte, wie der sich bückte und den ohnmächtigen Bruder mitzerrte. Owens wollte anfassen, aber er trug jetzt genug an sich selbst. Ja, er bekam vielfaches Gewicht, lief sich selbst schier über Kopf und vergaß, wo der Boden zum Schreiten war. Nur seine Knie wanderten noch, und die Hand des Ohnmächtigen ließ ihn nicht los. Und ja — da kam jemand zu helfen. Vor seinen Augen lief einen Atem lang Almut Ubbeloh — wie war sie nur zu ihm gekommen? Er sah deutlich, daß sie sich vor Furcht wand, das tröstete ihn und tat ihm leid. Dann drang Helle aus der tanzenden, funkenstäubenden Furchtbarkeit um ihn. Noch einige Schritte, ein Stolpern auf der Schwelle und er stand im Freien. ‚Wo ist Almut?' dachte er erstaunt. ‚Haben die Menschen gemerkt, daß sie mich holte?' wiederholte er sich unruhig. Leute eilten heran, jemand stützte ihn, rote Gesichter lachten ihn an. Des Bauern Weib stand vor ihm und legte ihm dankheulend beide Hände auf die Schultern. ‚Wo ist Almut?' dachte Owens, sah verwundert den versengten Mantel, der ihm vom Kopf glitt und blickte nach allen Seiten. Ein Mann strich ihm den Rock zurecht, eine Magd brachte Waschgeschirr aus dem Nachbarhof. Jemand half Owens, das Wasser tat ihm sehr wohl. ‚Wo ist Almut?' dachte er wieder, aber er fragte nicht, das durfte er vor den Menschen nicht tun. Da erkannte er die Hände, die ihn pflegten. ‚Wie schön,' wiederholte er sich, ‚wie das schönste ist, daß sie selbst für mich sorgt.' Das Gefühl ihrer Nähe vertrieb die Betäubung im Haupt. Owens' Blick wurde klar, er sah das Mädchen dicht vor sich und lachte es aus seinem Geheimnis an. Es war überhaupt, als stärkte ihre Nähe ihn wie frisches Blut in den Schläfen, seine Sehnen strafften sich. „Danke," sagte er, „danke, Almut, es ist schon wieder besser, man war etwas benommen." Er sah an ihr vorbei, die Leute schauten alle auf sie beide.

„Wie konnten Sie das tun?" klagte das Mädchen. Und dann gleich: „Wie tapfer Sie sind, wie leichtsinnig!"

Owens dachte nach, sein Verhalten im

Krieg fiel ihm ein. „Mut im Augenblick ist nicht viel," sagte er abweisend, „Mut im Beharren fehlt mir." Seine Füße schmerzten, der Blick blieb an den versengten Kleidern. „Wollen wir heimgehen?"

Einige Neugierige drängten sich noch um ihn. Ein alter Bauer drückte Owens feierlich die Hand. Dann machten sie sich frei und wanderten.

‚Rüstig geht's,' dachte Owens und schritt gut aus. ‚Wäre das Mädchen nicht nahe, würdest du heimhumpeln und dich wunder wie wichtig dünken. Jung macht solch Dirnlein!'

Straffer war sein Schritt. Als der Brandgeruch hinter ihnen blieb, hielt er an und suchte den Rauch aus der heiseren Kehle auszuatmen. Und wie er so stand, lag das Land herbstblühend, purpurn und goldbraun am Weg und grüßte ihn wie einen Wiedererstandenen. Er faßte des Mädchens Hand. „Der Herbst," sagte er, „ist er nicht der Schönste von allen?"

Sie nickte, vielleicht nur, um ihm zu gefallen, aber ihre kleine Hand bebte in seiner und glühte wie ein Feuervogel. Auch ihr Antlitz trug den Widerschein des bunten Landes, es blieb abgewandt, solange er ihre Hand festhielt.

Hans Owens' Haus stand leuchtend im Sonnenlicht, von Astern umkränzt, roten Wein unterm Dach. Sein Tisch war gedeckt, der Hunger meldete sich.

„Ich glaube, wir haben den Kaffeedurst ganz vergessen," fiel ihm ein. Er führte Almut zur Laube. „Die Gärtnersfrau wird schön schelten."

Das Mädchen ließ sich ihm gegenüber nieder, sie saß nachlässig, so wie man sich bei langem Nachdenken einmal gehen läßt.

„Wie durften Sie's nur tun? Was sind jene Tiere und Dinge gegen Ihre Arbeit?"

Er winkte ärgerlich, er litt solch Gerede nicht. „Wo mögen die Fischer sein?" Da stand sie auf, schenkte die Tasse voll und sorgte für ihn. „Seien Sie nicht böse, ich will so etwas nicht wieder sagen. Es ist nur," zögerte sie, „weil Bewundern oft solch Nahesein ist."

Owens war überrascht und wußte keine Antwort. Nur daß etwas aus ihr seiner Bewegtheit entgegenschwang, spürte er. Mitten im Rauch hatte er sie gesehen, ein lügendes Spiel seiner Sinne, das eigentlich immer noch nicht aufhören wollte.

Die Luft war warm und duftete so stark vom verblühenden Garten herüber, daß er's in seinem noch rauchbedrängten Atem spürte. Er fühlte auch das warme Ebben des Tages wie eine Traurigkeit. ‚Morgen wirst du wieder einsam sein,' überlegte er, und sah fern die Stunden seiner Schwermut warten.

„Wie rasch Sie doch wieder abfahren," klagte er.

Sie nickte immer noch in der wunderlichen Haltung der Grübelnden. „Ich habe eben wieder nachgedacht, was ich Ihnen noch alles sagen wollte, und hab' es vergessen.

„Warum vergessen Sie es?"

„Vielleicht ist's das Feuer, ich weiß es nicht!" lächelte sie wieder, ohne ihn anzusehen.

‚Jetzt möchte ich antworten müssen,' dachte Owens, ‚jetzt möchte ich, daß sie mich nach dem vernarrten Tag fragt. Aber ich bin ein Schelm, dies Kind wird lachen. Zwanzig Jahre liegen zwischen mir und ihm.'

Ihre Hand streifte ihn, als sie ihm den Teller zuschob. Sie zuckte zurück und es war ihr, als habe etwas aus ihrem Blut auch ihn getroffen. Töricht waren sie beide! ‚Wenn jetzt doch ein weißes Wölkchen vor die Sonne zög',' dachte Owens, ‚dann brauchte ich dies Haares Glitzern nicht stets anzustarren, wenn sie doch Furcht wie ich haben und fortlaufen möchte, dann wäre es stiller in mir.' Er versuchte an sein Weib zu denken — aber es wollte nicht gelingen, es gab keine Brücke von jenem feierlichen Glück zu diesem ersten Jungmädchenlachen um ihn. Brausend drang der volle Herbst in Owens ein.

Er bückte sich, er meinte, seine Augen müßten von ihm verraten.

„Warum schweigen Sie, Almut?" fragte er. Er sprang auf. „Wollen wir gehen oder erzählen Sie etwas?"

Das Mädchen erhob sich. Sie antwortete nicht und es war ihnen beiden wie ein Glück, daß niemand weiter etwas sagte. Nur ihre Finger spielten noch mit den Krumen am Tisch, und als ein Fink danach ziepte und sie ihm sich wendend davon gab, sah Owens wieder den blanken Schein in ihren Augen, ein wenig voll am untern Lid, wenn der Sonnenschein darauf blinkte.

‚Eine Stimmung, wo Knaben sie einmal fangen und küssen werden,' dachte er eifernd.

Sonne lag auf ihrem Gesicht, es trug den verlegenen Glanz des Abends zuvor. Aber es war keine Helle, kein Blut, das da leuchtete. Jenseits von Licht und Wärme ging ein Glanz von ihr aus, der ihn anging.

Er sprang auf: „Wir wollen die Fischer suchen!"

Das Mädchen warf ein Tuch, das sie im Arm trug, über die Schultern, es verdeckte ihre Weiße, und das schien Owens gut. Aber ihre Augen leuchteten noch immer von unten, wenn er sie ansah.

‚Wäre sie erst weit fort,' hoffte Owens.

Da schob sie ihren Arm biegsam in seinen, tat eingeschmiegt, als sei der Weg zum Ufer zu steil. Owens fühlte ihren Tanzschritt vom Morgen.

Als sie in den Buchenwald traten, fröstelte Owens ein wenig. Das Mädchen spürte es und hielt ihn an. „Sie sollten noch ruhen."

Ihre kleine Sorge rührte ihn unsagbar. „Nein, nein, es ist gar nichts," sagte er hastig und sah sie, wie sie ihn aus dem Brand führte. ‚Wenn wir nur rasch zugingen,' peinigte er sich.

„Was soll ich nur für Sie tun?" sagte sie wieder mitten im Weg. Und dann in rührender Anmut: „Was soll ich denn tun, ich hab' Sie ja so gern!" Sie warf, ohne ein Wort, den freien Arm um seinen Hals und küßte Hans Owens auf den Mund.

„Almut!" rief er erschrocken.

„So gern hab' ich Sie, Hans Owens."

Ganz fest schlang sie sich an ihn, behende, schwebend, nur um seinen Mund festzuhalten, um seine Wange zu streicheln.

Da brach des Mannes Vorsicht. Er legte die Hände um ihre Schulter und küßte sie wieder. „Almut, kleine, liebe Almut, was tust du doch!"

Eine wehrende Verantwortung überflog ihn jäh, er beugte sich zurück. Sie spürte es, ihre Augen standen voll Tränen. „Weil ich Sie so gern habe, hör', wie soll ich's anders weisen?"

Er strich noch über ihre Hände und über ihre Schläfen. „Weil ich dich so gern habe," wiederholte er's sich und spürte eine Freude, wie sie ihn niemals so quellfrisch berührt hatte. Es war, als schenkte sie vom Überfluß ihrer Jugend an ihn und die sänke von seinen Lippen in sein Blut.

„Wie kam das nur?" fragte Hans Owens.

Sie wiegte sich auf den Fußspitzen und strich ihm segnend mit ihren kleinen bebenden Händen über das Haupt. „Ich weiß es wohl," sagte sie seufzend.

Ein ferner Laut. Er nahm ihren Arm: „Komm, wir wollen es beide in uns verschließen."

„Ja," nickte sie. Sie löste sich, nahm sein Haupt noch einmal in ihre kleinen Hände. Ein Leuchten war in den Augen, dann jäh ein schelmisches Frohlocken junger Weiblichkeit. „Hans Owens!" sagte sie leise und berührte seinen Mund flüchtig. „Hans Owens hab' ich zuerst geküßt."

Dann lachte sie, drehte sich und schlug das Tuch wie ein Schelm vor die Augen. „Gehen Sie, gehen Sie zu, Herr Owens!"

Er wollte etwas einwenden, aber sie nahm seine Hand und warf sie voran. Und er schritt stolpernd, überwunden, aber mit einem selig vollen Gefühl im Herzen. Und mit jedem Schritt, den er neben ihr tat, brauste es stärker in ihm auf, wußte er, daß dieses Mädchen ihn wie eine Jugend geweckt hatte. ‚Es ist etwas Wahres am Genesen durch ein Kind,' dachte er. „Almut," lächelte er dankbar, „kleine Almut!"

Sie blickte ihn drohend an. „Kein Wort?" fragte sie und legte die Finger auf den Mund.

„Kein Wort," antwortete er. Da nickte sie zufrieden, und plötzlich hatte sie ihn wieder eingehakt und trat neben ihm aus dem Wald.

Sieh da, die drei Fischer standen scheltend da und beschuldigten einander, wer den letzten Hecht verjagt habe. Vom Brand wußten sie nicht viel. Sie hatten sich erst gründlich verlaufen, dann waren sie wieder auf Hechte gegangen.

‚Was war doch mit den Hechten?' dachte Owens nach. Eine lange Zeit lag zwischen vorhin und jetzt. Lächelnd, spannungserlöst, stand er vor den beiden Burschen, eine Kraft zum Bersten in sich. Die Augen der Studenten zogen sich wieder zu Almut Ubbeloh, sie sprachen mehr zu ihr als zueinander. Owens sah es, er sah es ohne Eifersucht, der heimliche Sieger dieses Tages.

Etwas Überraschung mischte sich dazwischen: Was war er doch für ein Held gewesen bei solch jungem Ding. Aber es war hundertmal mehr als das!

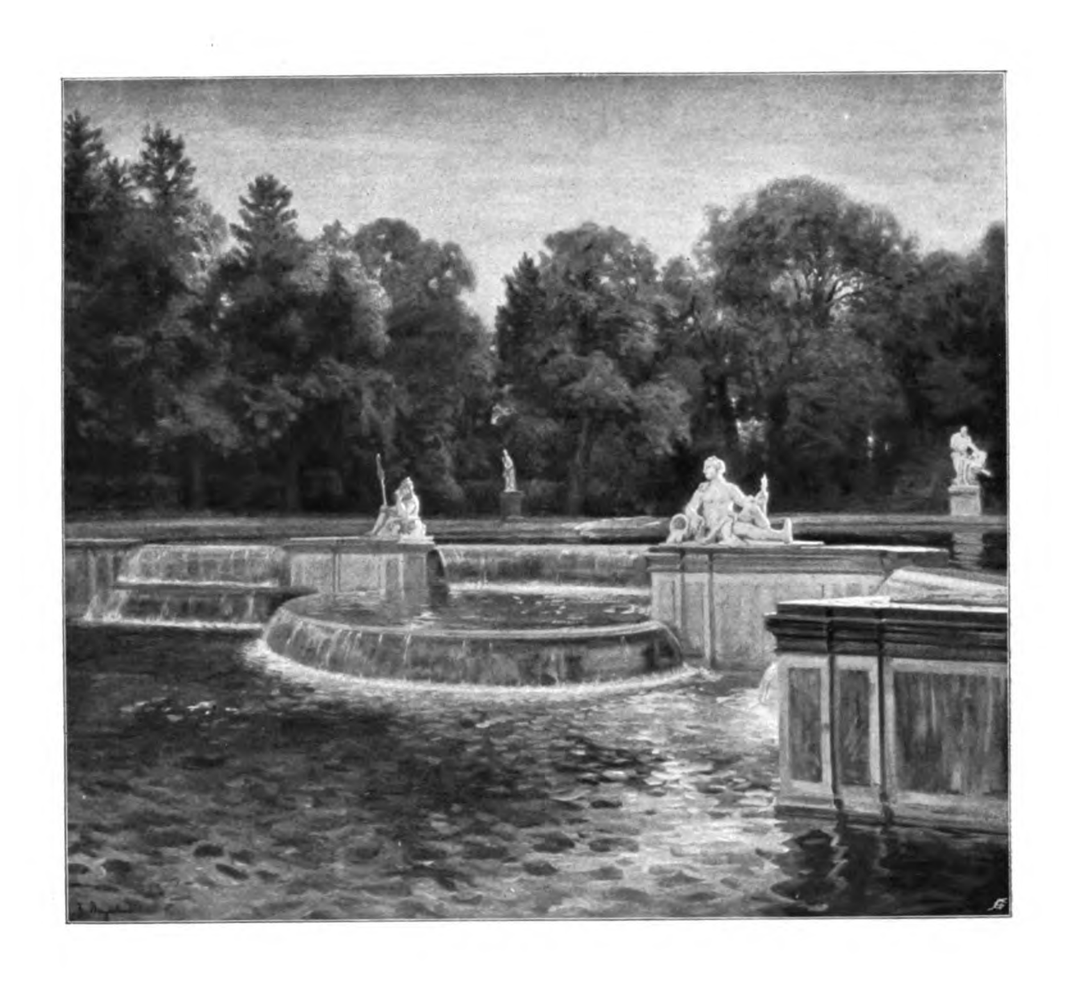
„Eine große Freude," hatte Ubbeloh geraten. Die Welt lag wie neuerschaffen vor ihm, voll schwingender Erinnerung hinter der drohenden Arbeit.

Als sie Abschied nahmen, spät nach dem Abendbrot — Ubbeloh wollte schon bald nach Mitternacht segeln —, gab Owens Almut noch einmal die Hand. Sie bebte ein wenig, ein Seufzer, halb ernst, halb schalkhaft, berührte ihn. Dann spürte er einen zagen Druck, sie entzog sich rasch und wandte sich den Studenten zu. Von Besuchen sprachen die, von vielen Hechtstellen — wie listig sie Ubbeloh hineinzogen! Owens horchte fröhlich. Wann doch? Nach ein paar Jahren wird einer von diesen wiederkommen, Almut wird ihm gehören. Man wird lächeln, man wird vom Älterwerden reden — wieviel Jugend hatte Hans Owens heute gewonnen?

„Ohm," knurrte Bertram, als sie den Hügel hinaufstiegen, um heimzukehren, „du läufst wie ein Hase, aber ich hörte schon, du rauchst wenig und trinkst wenig, du willst wohl lange jung bleiben?"

„Verwünscht ja, Junge!"

„Hilft das wahrhaftig?"



Im Nymphenburger Park. Gemälde von Fritz Bayerlein

Horaz und das Lied der Griechen

Von Theodor Birt

Dichten ist ein Träumen des Wachenden. Ohne sein Zutun schaut der Phantast die wirre Fülle der Gestalten. Ist er Künstler, so ordnet er seine Träume, und wird selbst zum Gestalter. Und so entsteht der Roman, das Märchen, das Epos und Drama. Der Lyriker, von dem ich handeln will, der Liederdichter kommt dem freilich nicht gleich; er ist nur der, der in seiner Qual nicht verstummt, sondern dem gegeben worden ist, zu sagen, was er leidet. Er ist Dichter nur im engeren Sinne; nur sich selbst gestaltet er und stellt sein im Lied verklärtes Ich vor seine Freunde hin, sich selbst vor Gott und Welt auf die Zeitenbühne: ein Entblößen der eigenen Seele mit all ihren Trieben und Sehnsuchten in Weh und Wonne.

Zu diesen Lyrikern zählt auch Horaz. Durch viele Jahrhunderte haben seine Oden wie Kleinodien der Dichtkunst als Vorbild gedient. Für die Gegenwart sind sie fast schon zur Makulatur geworden. Die vielen Versuche, sie neu zu beleben, scheinen vergebens. Sie bleiben steif wie auf Draht gezogene Blumen. Gleichviel sind sie höchsten Wertes und lohnen wahrlich jede Bemühung, die es versucht, sie dem Verständnis der Modernen näher zu bringen.

Die römische Literatur ist von der griechischen grundverschieden, die griechische echt jugendlich, die römische die des gealterten Volkes. Ich weiß wohl, wieviel Altersweisheit schon im Homer steckt; trotzdem tritt der Unterschied scharf ins Auge. Bei den Griechen ein Sprießen, ein Schwelgen im Genuß der eigenen Talente, in der Freude am Finden des noch nicht Dagewesenen; Urschöpfung des Schönen. Der Römer erfindet nicht, er gestaltet nur, und auch das nur rückblickend und in kritischer Selbstbeobachtung.

Die Jugend eines Volkes ist die Zeit seiner Nichtvollendung, seines Hoffens und Aufstrebens; die römische Literatur aber entstand erst, als diese goldene Zeit schon vorüber war. Das Römervolk war bis zu den Zeiten des Hannibal dichterisch unmündig; keine Muse stand an seiner Wiege, und es fand nur Taten, keine Worte. Daher fehlen, als man nun wirklich zu dichten lernte, jene erquickenden Töne des ersten Finderglücks fast ganz. Nur Plautus, der Hannibals Besiegung noch miterlebte und mit dem Roms Dichtung für uns beginnt, hat wirklich echten Jugendton, naturwüchsig, frisch in seinen Späßen, aber auch, wo er zu ernsten Stoffen greift, ein ungeschliffener Diamant, den die pedantischen, prüden Ästheten Roms hernach beiseite warfen.

Denn gleich danach änderte sich schon alles. Durch die weiteren Siege, Länderraub, Eroberung, Ausplünderung der weiten Umwelt war das Römertum überernährt und lag da in Schmerzen. Der Staat selbst wurde zur Beute der großen Staatsmänner; Tumult über Tumult. Die politische Moral verfiel; der Orient drang ein; die Fäulnis kam, die Zersetzung des alten starken Wesens, und in der Literatur, die man jetzt planvoll ausbaute, kam nur hohle Prahlsucht oder aber der richterliche Ton der Moralisten zu Worte, voll Sehnsucht nach der verlorenen Jugend und Tugend. Dunkle Glut und grelle Farben; ein Ernst bis zur Bitterkeit; schneidende Satire. Das lachende Helle, sorglos Fröhliche, wie selten tönt es uns von Römerlippen entgegen!

So nun auch Horaz. Aus solchen Stimmungen floß auch seine Dichtung. Auch sie verfällt nur zu oft in den Ton des Kapuziners. Nicht nur seine Satiren und poetischen Briefe sind lehrhaft und erziehend, so anmutig und graziös dabei ihre Verse auch oft fließen; auch seine Lyrik ist es. Zur Predigt erheben sich seine Gesänge: das Vergangene soll wiederkehren, die verlorene Größe des Römertums sich erneuern. In seinen Trinkliedern ermahnt er zum Leichtsinn, aber er ermahnt doch, und auch diese Lieder setzen die Sorge voraus, die es am Festtag einmal zu vergessen gilt.

Es ist ein drückendes Los, Epigone zu sein. Wo bleibt da die Originalität, die Urzeugung? Der Nachgeborne übernimmt den Ton aus der Leier seiner Vorgänger. Er muß ihn zum Eigenton machen.

Bei den Griechen, dem Volk Pindars, ist im Gebet, im Schlachtgesang, im Liebesseufzer jede Zeile, jede Silbe original, Freiwuchs, ein natürliches Klingen des eigensten Ichs. Dies Volk war ein Volk der Künstlernaturen, die das All mit ihrem Ich beseelten. Anders das starke Volk Italiens. Der Italiker, auffallend phantasielos und unmusikalisch, geharnischter Realist, Mann der Praxis und Feind der Muße, entdeckte seine dichterische Begabung, das Kunstvermögen, mit dem Wort zu spielen, erst, als er dem griechischen Einfluß erlag, und aus Nachahmung also erwuchs alles Schöne, was uns Roms Dichter schließlich doch wirklich gaben. Schon Plautus, der Umbrer, entlehnte von dort seine Motive, seine Bühnentechnik, und so ging es weiter in wachsender Verfeinerung. Ein geborener Redner war der Römer schon lange vor des Demosthenes Zeit, auch ein geborener Jurist und Staatsmann; aber auch die Juristen und Redner Roms tauchten ihre Feder tief in griechischen Geist.

So nun auch Horaz. Wie kam er dazu, Oden zu dichten? Oden! reimlose Lyrik! Es ist die Gedichtform, die wir aus Klopstock,

aus Hölderlin und Platen kennen, die bei uns jedoch ein rechtes Bürgerrecht nie gewonnen hat.

Wie unerschöpflich reich war gerade diese strophische Lyrik bei den Griechen! Archilochus, Sappho, Alcäus, Stesichorus, Pindar, Simonides! Da war es Horaz, der alle diese für Rom zu ersetzen sich erkühnte; er, der als Satiriker spottlustig durch das niedrige Leben ging, erstieg ab und an nicht ohne Mühe den Helikon, harrte geduldig, bis die Begeisterung, die Sehnsucht nach Silbenwohlklang ihn faßte und gab so dem staunenden Italien seine Epoden und seine Oden, die das scheinbar Unmögliche wahr machten und niemals ihresgleichen fanden. Das letzte, was der römischen Literatur noch fehlte, schien damit ersetzt, die geistige Kahlheit vorüber; man hatte jetzt endlich alle Sorten der Poesie und Prosa angepflanzt und zur Blüte gebracht, und ein Quintilian mochte kommen und voll Stolz Roms gesamte literarische Produktion mit der der Griechen von Gattung zu Gattung durchvergleichen.

Was ist eine Strophe? Eine in sich geschlossene Zeilengruppe, die bei ihrer Wiederholung fähig ist, immer nach derselben Melodie abgesungen zu werden. Archilochus schuf die zweizeilige, Sappho und Alcäus die vierzeilige. Es sind dies kurze Strophen für Sologesang in Liedform. Horaz ahmte erst in den Epoden den Archilochus, hernach in der Form der Ode den Alcäus und die Sappho nach. Hierüber und zu den schwierigen Strophengebilden eines Pindar wagte er sich nie hinaus. Die vielgliedrigen Gebilde Pindars in der lateinischen Sprache nachzubilden, die sich überdies nur singen, nicht lesen ließen, war zu schwierig. Horaz aber plante Lesepoesie.

Wer nun aber seine Art zu dichten richtig auffassen will, muß zuvor die griechischen Lyriker kennen oder doch den Versuch gemacht haben, von ihnen einen Eindruck zu gewinnen. Wir werden alsbald den Kontrast empfinden, und er dient zur Verdeutlichung.

Es handelt sich für uns hier nicht um die Chorlieder, die vom Chor im Tanzschritt oder bei der Prozession vorgetragenen Gesangstexte, sondern nur um das Solo, die nicht chorische Lyrik, die Monodie, das ganz persönlich gehaltene Lied, und da ist nun mit Homer zu beginnen, der dem Griechentum überhaupt zuerst gleichsam eine Sprache gab. Denn seine Helden kämpfen und sterben nicht nur, sie öffnen ihr Herz auch im lebendigen Wort.

Daß in den eingelegten Reden des homerischen Epos, soweit es Wechselreden sind, sich der Dialog des Dramas vorbereitet, Homer selbst also schon Tragiker war, hat schon Aristoteles gesehen. Daß sich in den Ansprachen, die bei Homer in der Heeresversammlung oder im Zelt des Achill gehalten werden, die Kunst der Prozeßrede und Parlamentsrede Athens vorbereitet, erkannte man gleichfalls schon früh. Aber damit nicht genug. Auch die Lyrik, der Erguß der allein auf sich gestellten Seele im Verse, der Seele, die klagt und hofft und dankt, bereitet sich da vor in den Selbstgesprächen und Anrufen der Angst und Freude. Man versäumt mit Unrecht hierauf achtzugeben.

Wie vieles der Art bringt die Odyssee! Man lese nur, wie Odysseus, auf Ithaka heimkehrend die Heimaterde küßt und den Nymphen das „Seid mir gegrüßt" zujubelt (13, 354):

Nymphen, ihr Töchter des Zeus, nie hofft' ich euch, hohe Najaden,
Wieder zu schauen; doch nun mit dem Anruf inniger Rührung
Seid mir gegrüßt. Bald bring' ich euch Gaben, so wie ich es einst tat,
Wenn mir gnädig des Zeus siegwaltende Tochter gewährt,
Daß ich noch lebe hinfort, und den Sohn mir, den lieben, behütet.

Solche Stellen sind die natürlichen Erstlinge der Monodie, der Ichpoesie, aus einer bestimmten Situation heraus gedichtet, wie es hernach auch die eigentlichen Lyriker machten. Man könnte sie so ausheben und in die Anthologie einstellen. Nicht anders, wie der Sauhirt den Telemach begrüßt (16, 23):

Kommst du, Telemachos, kommst du, mein süßes Leben? O nimmer
Hofft' ich dich wiederzusehn, da hinweg du schifftest gen Pylos.
Nun denn herein doch komm, du teures Kind; es ist Labe
Für mein Herz dich zu schaun, da du heil aus der Fremde zurückkehrst.

Und vor allem nun Penelopes stiller Liebesseufzer (18, 201), da sie aus dem Schlaf erwacht ist:

O wie so sanft, gramstillend, mich lieblicher Schlummer umhüllt hat!
Möchte so sanft mir den Tod nur die keusche Artemis senden
Gleich jetzt, daß ich nicht länger in unaufhörlicher Schwermut
Dies mein Leben verweine vor Sehnsucht nach des Gemahles
Herrlichkeit; denn so herrlich wie er ist keiner der Griechen.

„Er, der Herrlichste von allen" — Frauenliebe und -leben. Diese Töne sind uralt und ewig neu. So wie in seinem „Frauenleben" Chamisso sich in das Herz der Frau versetzt und aus ihrer Person heraus Lyrik macht, ganz so tat es auch schon Homer; und nicht anders Goethe, der seinem Gretchen das „Meine Ruh' ist hin" in den Mund legt; „wo ich ihn nicht hab', ist mir das Grab; sein hoher Gang, seine edle Gestalt!" Es sind auch da die Gedanken Penelopes.

Das also waren die Anfänge der griechischen Ichpoesie. Die Entwicklung ging nun dahin, daß man solche Stücke, wie Homer sie einlegt, verselbständigte, und so entstanden die lyrischen Produkte des Archilochus und die artverwandten der Elegiker, indem man den Umfang beibehielt oder auch etwas ausweitete (solche Einlagen umfassen bei Homer gelegentlich 10 oder 14 Zeilen: Odyssee 5, 215 ff. und 299 ff.), vor allem aber jetzt andere Versmaße wählte, die beim Vortrag eine größere Mannigfaltigkeit der

Melodie ermöglichten. Es hängt das zusammen mit der Entwicklung der Musik.

Und damit war nun zugleich Gegenwartsdichtung gewonnen. Damit stand die Kunst der Lyrik plötzlich frei da und auf eigenen Füßen, eine Mündigsprechung des Herzens, und der Dichter will nichts anderes mehr, als dies sein Herz ausschütten in Liebe und Haß, Angst und Übermut; ja, auch der lose Leichtsinn regt sich gleich in fein und lieblich gefügten Versen.

Dabei sind aber manche der Gedichte noch den bei Homer eingelegten Ergüssen nahe verwandt. Wenn Kallinos die junge Mannschaft zum Kampf aufruft: „Wie lange wollt ihr träge da liegen? Ehre bringt es, für die Heimat, für Gattin und Kinder zu fechten", so ist das Hektors Sprache aus der Ilias. Wenn Archilochus seinen Thymos anruft, so glauben wir wieder Odysseus zu hören. Der Thymos ist nichts anderes als das Ich des Menschen: „Mein Ich, du von heillosem Leid umgeworfenes, tauche auf, wehre dich und wirf allem, was feindlich, die Brust entgegen" (Fr. 62). Nicht anders Alcäus. Auf dem Inselmeer treibt er rauflustig sich um und ruft seine Sturmpoesie in die Wellen hinein: das sind die Angstrufe und Seufzer des von Poseidon verfolgten Odysseus, die nun hier zum Liede werden. Schaumspritzen, Krachen des Mastes, echt homerische Stimmung, nur noch trotziger. Denn Alcäus war kein Dulder.

Begreiflich aber, daß nun die Themen sich bereichern und sich mehren. Denn das Trinklied entsteht, und die Liebe kommt jetzt ganz anders zu Worte. Homer kannte den Seelenerreger Dionys noch nicht, auch noch nicht den Eros, den starken Gott der Liebe. Jetzt greifen Sappho und Anakreon in die Saiten: wie Frühlingssturm wirft sich jetzt Eros, der Gewaltige, in das Herz der Männer, und Sappho spricht neidisch zu der Schönen:

> Götterlos hat wahrlich der Mann gefunden,
> Der dir gegenüber sich setzen durfte,
> Und dir nahe genug ist, um deiner süßen
> Rede zu lauschen.

So ist Anakreon der verliebte, joviale Zecher, und auch Alcäus ruft: „Mag an der Klippe das Schiff zerbersten! Wozu sich grämen? Wir wollen tanzen und trinken. Stell' mächtige Humpen auf. Semeles Sohn schenkte unserem Geschlecht zum Trost den Wein. Im Wein ist Wahrheit; wie ein Spiegel ist er der Menschenseele." Und so geht es weiter.

Leider sind die meisten der Elegien und Lieder, von denen ich sprach, trotz der gelegentlich neu hinzukommenden Papyrusfunde, für uns verklungen. Nur noch ein paar losgerissene Fetzen flattern zu uns her. Das ist bedauerlich.

Gleichwohl läßt sich noch eins deutlich erkennen. Diese Dichter dichten nie ohne Adresse, wie auch bei Homer Penelope ihren Seufzer an die Göttin Artemis richtet und Odysseus bald die Najaden, bald einen anderen Gott, bald sein eigenes Ich oder den Thymos anruft. Die Ausnahmen zu dem Gesagten scheinen ganz selten, wie es denn auch in der deutschen Lyrik ähnlich steht.

Man blättere in Bürgers Gedichten, in Goethe, Lenau und Heine. Der Dichter dichtet nicht in sich hinein, sondern richtet seine Worte nach außen. Solche Lieder wie das: „Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer", die das verlassene Weib vor sich hinspricht, sind bei uns recht selten, und hier ist eben das Gretchen im Theaterstück auf der Bühne sprechend gedacht, und das Publikum soll sie hören. Denn jedes Lied, jeder Gefühlsausbruch ist Beichte und verlangt nach einem Hörer, oder das Lied ist Gebet, oder es ist Aufmunterung, und daraus ergibt sich dasselbe. Soll ich Beispiele bringen? Sie sind mannigfaltig. Im Kriegslied: „Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd". Im Gebet: „Du Heilige, rufe dein Kind zurück, ich habe gelebt und geliebet". Goethes Seufzer: „Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust". Derselbe Goethe redet die Luna an oder die Rosen oder die Tränen: „Trocknet nicht, Tränen der ewigen Liebe". So ruft Lenau: „Holder Lenz, du bist dahin", und Bürger, der Verliebte: „Schlagt, Wellen, über mir zusammen; ich brenne, darum kühlet mich". Auch der Ring fehlt nicht in dem viel gesungenen: „Du Ring an meinem Finger", und in Tiecks Magellone wird so die Leier verabschiedet: „Wir müssen uns trennen, geliebtes Saitenspiel". Vor allem aber im Liebeslied das ständige Du, mit oder ohne Namennennung und dazu das Herz: „Herz, mein Herz, was soll das geben?" „Du, du liegst mir im Herzen". „Du bist wie eine Blume", und so hunderttausendfach. Als Namen figurieren Molly und Laura und Minna und die „liebliche Therese" und das Evchen, das Lottchen. Sind dies vielfach Decknamen, so macht doch die „liebe Lilli" bei Goethe hiervon eine Ausnahme; die viersilbige Friederike ließ sich nicht wohl in den Vers bringen. Heine aber ist vorsichtig, und in seinem reich assortierten Gefühlssortiment begegnen Eigennamen, die den Eindruck des Tatsächlichen steigern würden, sehr selten. Bei Platen fehlen sie ganz.

Ganz ebenso steht es nun aber auch offenbar mit den allermeisten der besprochenen Dichtungen des Altertums; denn es wimmelt in den erhaltenen Bruchstücken von Anreden mit du und mit ihr. Die Namen aber, die da auftauchen, sind gewiß keine Pseudonyme, wie wenn Sappho die holde Anaktoria anredet oder Archilochus losfährt gegen den verhaßten Lykambes. Um so zutreffender ist es, wenn wir nun diese gesamte Lyrik nebst Elegie als echteste Gelegenheitsdichtung bezeichnen. Denn sie entstand nicht wie heute vielfach, um Bücher zu füllen und das Publikum zu unterhalten, sondern jedes Stück war Augenblickserlebnis, daher adressiert, und

verdankte einem besonderen Anlaß seinen Ursprung.

Ausnahmen zu dem Gesagten scheinen ganz selten; ein berühmtes Beispiel dafür will ich hier anführen, den Seufzer Sapphos. Er lautet, kurz genug:

Die Stunde ist gekommen,
Stern und Mond verglommen.
Mitternacht hüllt mich ein.
Ich aber schlummre allein.

Hier fehlt die Anrede. Aber gerade das ist künstlerisch wundervoll, denn nur so kommt das völlige Einsamkeitsgefühl, die Verlassenheit der Liebenden zum ergreifenden Ausdruck. Übrigens bemerke ich gleich hier, daß auch keiner der Oden des Horaz eine Adresse fehlt; auch sie sind dadurch als echte Gelegenheitsdichtungen gestempelt. Die wenigen Ausnahmen, die Horaz uns bietet, erfordern wiederum eine besondere Erklärung.

Es lohnt endlich noch zu fragen: wie wurden jene für die Seelengeschichte der Menschheit so denkwürdigen Erstlinge der Griechenlyrik und Ichpoesie, die dem Horaz um 600 Jahre vorauflagen, überliefert? und in welchem Zustand kamen sie in seine Hände? Denn Horaz kannte sie.

Das Bücherwesen war in jenen alten Zeiten noch in sehr primitivem Zustand. Es gab noch gar keine Lesepoesie, noch keine Damenkränzchen, die sich beim Tee aus Büchern das Neueste vorlasen. Alles war mündlicher Vortrag; man hörte nur, aber man las nicht selbst; und wer da vortrug, waren entweder die Dichter oder sonst die erlesenen Begabten. Die Trinklieder, Spott- und Liebesverse sang man auf den Kommersen in der Runde, wo es an der nötigen flotten Weiblichkeit nicht fehlte und auch der junge Schenke herumging, den man gleichfalls in Hafistönen besang. Des Tyrtäus und Alcäus Kriegsgesänge erklangen auf dem Kampffeld oder Schiffsdeck, die Mahnworte der Sittlichkeit, wie Solon sie gab, auf dem offenen Markt. Da es noch keine Pastoren und Wanderredner gab, sind damals in den jungen Republiken die Dichter die einzigen Wortführer für die Masse gewesen, daher hochangesehen wie die Propheten bei den Juden und vom Ruhm getragen. Die Texte selbst aber wurden gewiß nur im beschränktesten Maße vervielfältigt; die Dichter schrieben ihn zunächst für sich auf einer Wachstafel nieder oder in eine Bleirolle, etwa seit dem Jahr 600 v. Chr, auch auf Papier. Sappho ist früh so abgebildet worden, wie sie in einer Frauengruppe sitzend aus solchem beschriebenen und rollbaren Papierblatt vorliest, und eine Verehrerin tritt hinter sie, um ihr den Kranz auf das Haupt zu setzen. Dann aber wurden die einzelnen Texte, da es noch keine eigentlichen Bibliotheken gab, in den Tempelbauten oder Kapellen niedergelegt, und man sorgte, daß nichts verloren ging. Schwerlich tat das Sappho selbst, sondern ihr Schülerinnenkreis. Sappho hat fabelhaft viel produziert. Populär wurden immer nur einige Lieder und Elegien, und die Texte davon gingen dann wirklich im Publikum um. Ein Buchhandel entstand und bemächtigte sich ihrer. Dabei wurde aber das Eigentumsrecht nicht immer gewahrt; Stücke des Solon gerieten unter die Verse des Theognis, und Phokylides hielt es daher für nötig, an jedem Gedichtsanfang seinen Namen zu nennen: „Auch dies ist von mir.“

So lagen die Dinge, und drei oder vier Jahrhunderte mußten vergehen, da nahmen die alexandrinischen Philologen endlich die wichtige Aufgabe auf sich, die Werke der Sappho, des Anakreon und der weiteren planvoll zu sammeln und in gut lesbaren, käuflichen Abschriften neu zu verbreiten, und in dieser Neuausgabe kamen sie in die Hände des Catull und des Horaz, aber auch in die Hände der Horazleser, so daß man imstande war, Horaz mit seinem Vorbild Alcäus zu vergleichen. Man konnte feststellen, was an Horaz neu war.

Jene Philologen gruppierten die Gedichte übrigens ganz äußerlich und schablonenhaft nach den Versmaßen zusammen. Das wirkte ertötend, und kein Dichter hätte solche Anordnung getroffen. Keineswegs aber waren alle Gedichte, die man da vorfand, gleich lesenswert. So geht es bei allen stark produktiven Poeten. Die absolute Bewunderung jeder Sapphozeile ist unnötig, und auch Horaz wußte seine Auswahl zu treffen.

Horaz, der Odendichter, hatte nun die Wahl, in welchem Stil er dichten wollte. Was ihm in den bisher von mir besprochenen Mustern vorlag, war der neueste Stil, wie ich ihn nennen möchte; Gedichte, die keinen Kommentar brauchten und die nichts sind als der natürliche Wellenschlag der erregten Seele, in dem alle Gelehrsamkeit, alle Prunksucht mit Worten, alles Prahlen mit Redeschmuck verstummt. Es waren nicht etwa Volkslieder, es waren Schöpfungen bedeutender Personen, die aus der Menge sich heben und denen es gelingt, für das, was alle fühlen, das nächstliegende Wort zu finden im natürlich schlichten Ton. Solche echtesten Poeten hat es zum Glück zu allen Zeiten gegeben, und sie sind die Quelle alles Guten und Gesunden in der Literatur. Man denke an den heiligen Ambrosius und sein schlichtes Kirchenlied. So haben wir es auch noch in den letzten Kriegszeiten erlebt. Die Verse meine ich, die aus den Schützengräben zu uns flogen, gedichtet bei Nacht angesichts des Todes, unter dem Brand der Dörfer, in tiefer Heimatssehnsucht: „In der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen“, Momentgewächs, frisch erlebt und ohne Vorbild, Rückkehr zur Urnatur aller Dichtung, warm weg vom Herzen und herzergreifend, wahr und echt. Je einfacher das Kleid des Gedichts, je echter tritt der Wuchs des Gefühls heraus. Es ist oft nur ein Stammeln wie beim Beten. Man will nicht mehr und braucht nicht mehr; denn

Worte engen das Gefühl nur ein wie der Becher den Quell, der aus der Tiefe kommt.

So jene Kriegsgedichte, und so nun auch jene Erstlinge der griechischen Lyrik und Elegie. Im großen Verlauf der Literaturentwicklung wird die Neuschöpfung sonst durch die großen Vorbilder erdrückt, und das Vergangene liegt lastend auf der Gegenwart. Das ist der Vorzug des Autodidakten, daß er etwas sagen kann, was er nicht aus Büchern nimmt; seine Verse und Schildereien geben Leben aus erster Hand. Die Proben, die ich aus Homer, Alcäus und Sappho vorlegte, haben es uns gezeigt.

Und dieser Ton blieb nun in der Antike auch noch weiterhin bis zu des Horaz Zeit, ja, in gewissen Schichten auch noch hernach lebendig; man denke nur an die Anakreonteen, vor allem an die Einlagen in der Komödie und an Catull, und es lohnt sich, auch noch dies zu vergegenwärtigen. Klotzig derb sind die Liederproben bei Aristophanes, der uns z. B. in den Acharnern das naturwüchsige Phaleslied gibt, das der Landbauer frech-vergnügt auf der Dorfgasse absingt. Nicht viel feiner bei ihm das Lied des alten verliebten Weibes:

Will jemand süße Liebe schmecken,
Soll er in meinem Arm sich strecken.
Die Mädel sind dumm und nicht gerieben,
Wir reifen Weiber verstehen das Lieben.

Zum Mädchen fleht dann der Jüngling im selben Stück zunächst ganz maßvoll:

Komm o komm, komm o komm, süßes Lieb,
Eilig herab, die Pforte mir zu öffnen.
Kommst du nicht und bist du taub,
Bett' ich hier mich in den Staub.

Dann aber wird sein Verlangen nach Zärtlichkeit doch wieder recht handgreiflich.

Sehr viel feiner der Anakreontiker, der übrigens die Strophenform aufgibt. Er lehnt es ab, von des Atreus Söhnen zu singen; denn seine Seele tönt nur von Liebe im Erklingen. Wenn er zechen will, so blickt er in die Natur und singt:

Die Erde trinkt den Regen,
Der Baum das Naß der Quelle.
Es trinkt das Meer die Ströme,
Der Mond die Sonnenstrahlen,
Und ihr wollt, lieben Freunde,
Das Trinken mir verbieten?

Wenn er verliebt ist, singt er in galantem Getändel:

Ein Lufthauch wär' ich gerne,
Die Schultern dir zu kühlen,
Wenn du die Straße wandelst
In heißer Sonnenglut usf.

Der frische Ton ist überall der gleiche, und ihn finden wir so nun auch bei den Römern wieder. Plautus hat ihn: denn auch Plautus läßt im Lustspiel seine Mädchen und Jünglinge hübsch singen; aber auch er hat nicht mehr das Strophenlied; er wirft das Korsett der Strophe ab im sogenannten Apoleleiménon und kann sich um so ungefesselter bewegen, verliert sich aber dadurch oft gewaltig ins Breite. Ich löse die Sache in Prosa auf, wenn ich aus Plautus ein Beispiel gebe.

Wie lustig und nett naturwüchsig ist es, wenn da der Sohn aus guter Familie dem Publikum vorklagt: „Bisher war ich ein so braver und anständiger Junge, als ich noch in der Hand der Zimmerleute, meiner Erzieher war. Jetzt schlug der Hagel in mein Gebäude, und das Dach meiner Tugend ist durchgebrochen. Da regnete die Liebe mir ins Herz; es ist ganz durchnäßt davon, und alle guten Eigenschaften flossen aus mir aus. Ein schlechter Kerl bin ich geworden; mein Balkenwerk modrig und morsch; der Schaden geht bis zum Fundament und scheint nicht mehr auszubessern. Einst, ja einst war ich der beste Sportsmensch unter den Jungen beim Diskus, Lanzenwerfen, Wettlaufen und Reiten; immer ich Erster. Nun bin ich nichts, und ich selbst bin schuld daran." Ein Lied der Reue, die leider wenig nützt. Das Ganze im Plauderton gehalten, fast schon Geschwätz. Ähnlich geht es, wenn der Fischer bei Plautus über seinen Fischfang jubelt, und selbst der junge Sklave oder Hausdiener singt gelegentlich ein breites Liebeslied:

Lippe an Lippe, Brust an Brust,
Das ist wahre Lebenslust.
Das ist warum man das Leben liebt,
Das ist die Wonne usf.

Dann aber die zwei Schwestern, die da fürchten alte Jungfern zu werden. Drollig wirkt es, wie sie mit der Weisheit einer Köchin ihre Klage vortragen, ein Stückchen, das ausnahmsweise kurz ist:

Wir sind zu gut gehütet und gehegt.
Ja, Schwester, glaub', die jungen Leute meiden,
Weil wir wie Pökelfleisch sind, uns beiden,
Wie Pökelfleisch, das man in Salzlake legt.
Es lag zu lang, zu lang darin,
Und Wohlschmack und Milde sind dahin.
Man müßte es lange erst wässern im Kübel;
Sonst ist es versalzen, riecht auch übel,
Und niemand rührt es leider an.
So sind auch wir; wir finden keinen Mann.

Man merkt: ein lustiger Plebejer hat das gedichtet. Plautus hat solche Gesangstücke nicht etwa aus dem Griechischen übersetzt. Gewiß nicht. Er war selbständiger, als viele noch heute glauben.

Endlich aber begegnen wir diesem ungenierten Sprechton — naturwüchsig bei allem Raffinement — nun auch bei Catull, dessen literarische Bedeutung ich schon hervorhob, bei ihm, dem unmittelbaren Vorgänger des Horaz. Da ist es schon bezeichnend, daß Catull unter seine kleinen Gedichte, die Sprechpoesie sind und die Strophenform vermeiden, auch eine Übersetzung aus Sappho mit aufnahm. Diese Sappho-Ode sticht im Ton von den umgebenden Catullgedichten durchaus nicht ab; vielmehr empfinden wir die Artgleichheit auf das deutlichste.

Aber Catull ist nun nicht der lustige Plebejer und Spaßmacher; er ist Heißblut. Er ist aber auch kein Alcäus, der wie ein Pirat auf den Sturmwogen des Meers sich umtreibt, sondern ein Großstädter, dem bestimmt ist zu zerschellen im Wirbel der großen poli-

tischen Dinge, miterfaßt und hineingerissen in die Korruption der vornehmen Kreise und des sündhaften römischen Frauenlebens, hin- und hergeworfen zwischen Lachen und Weinen, Zärtlichkeit und Wut, Schwärmerei und tödlicher Verachtung. Da hören wir denn ganz andere Herzenstöne, die unvergeßlich in ihrer Wirkung sind. Das Scherzende:

Spätzchen, du meines Mädchens Entzücken,
Kleiner Tröster, wenn Schmerzen sie drücken.

Das Bittere:

Hör' auf, Catull, zu klagen wie die Toren,
Und was verloren ist, das gib verloren.

Den Ingrimm:

Mag sie ehebrechend weiterleben
Hundert Buhlen auf einmal hingegeben,
Aller Liebe fremd, groß im Betören,
Gierig nur, unsre Mannheit zu zerstören:
Meine Lieb' ist tot (das soll sie wissen),
Tot und wie die Blume abgerissen,
Die am Feldrain blüht im Sonnenglaste,
Bis die Pflugschar kam und sie erfaßte.

Dann aber die politische Wut, der Haß gegen die Streber:

Nun stirb, Catull. Was ist? Was hält dich noch zurück?
Schon sitzt die Eiterbeule Nonius im hohen Rat.
Vatinus schwört sogar: ich komm' ins Konsulat!
Nun stirb, Catull. Was ist? Was hält dich noch zurück?

Dann schäumt der Dichter gar in Schimpfwörtern über, die er von der Gasse, nein, aus dem Dreck der Freudenhäuser aufgelesen und die kein deutscher Vers wiedergeben kann. Wir fühlen: in dem allen fiebert zerrüttende Leidenschaft, der heiße Pulsschlag der Zeit, und wieder müssen wir sagen: diese Sachen, alle kurz und stoßend im Ausdruck sind original, Momentdichtung, aktuell, und kein Vorbild konnte dem Dichter dabei helfen.

Auf Catull und seine Genossen folgte nun Horaz. Ihm erging es so anders; denn er lebte in einer ruhigeren Zeit. Kaiser Augustus hatte den Weltfrieden gebracht, die blutigen Tumulte endlich erstickt. Die Gassen Roms waren still, die Seelen sogleich bis zur Genußsucht in Ruhe und Freude eingewiegt, und auch in der Literatur verstummten alle Exzentrizitäten. Wenn nun Horaz zur Leier griff, was sollte er singen und wie?

Er sang nach der Gewohnheit von Liebe und Wein, dann aber auch vom Glück des jungen Weltkaisertums und von der Erziehung der Jugend. Dafür aber reichte die naturwüchsige Sprache des Catull und Alcäus nicht aus. Die Manier zu dichten, wie wir sie bisher gesehen, schien zu alltäglich, ja, ordinär, und es galt das Lied durch Kunst zu adeln, emporzuschrauben. Man hoffte es dadurch gar dem hohen Tone eines Pindar nahezubringen. Die Dichtung wurde zur Arbeit, und die Arbeit war schwer; aber man hatte ja Zeit, und so gibt es denn jetzt statt der Schnelldichtung sorgsamste Feile und Geduld, die das nonum prematur in annum predigt. Und ob es neun Jahre kostet: Horaz traute sich zu, die große und völlig neue Aufgabe des Kunstliedes lösen zu können. Er verachtet den populus; er will für die dichten, die so belesen sind wie er selber.

Horaz, der Odendichter, wie sah er aus? Gibt es kein Bild von ihm? Er hat sich leider nicht malen lassen, setzte noch nicht sein Porträt vor seine Werke, wie unsere Dichter Hinz und Kunz es tun. Was wir aber von ihm hören, wirkt zunächst enttäuschend: eine muntere Seele, kregel und lebenslustig; nichts Schwärmerisches; dabei klein und untersetzt wie ein bauchiger Krug auf zwei Beinen; gar kein Römer, mutmaßlich Griechenblut, Emporkömmling, als junger Mensch isoliert, da ohne alle Geschwister und Mannschaft, dazu unbeweibt, hartnäckigster Junggesell, aber von bester großstädtischer Erziehung und darum guter Gesellschafter, cordial und lachlustig, aber auch oft bissig sarkastisch und daher, kaum hatte man einige Spottverse und auch lyrische Versuche von ihm gelesen, in den höheren Kreisen gern gesehen, ja caressiert, geliebt und gefürchtet. Das zu sehen, ist erstaunlich genug. Rom war noch so arm an guten Versen; Horaz schien gleich ein köstlicher Kerl, eine Preziose, als man die wenigen Federstriche von ihm gelesen; es ging ihm damit ganz so wie dem Vergil, und Mäcen, der Ästhet, der schlemmerhafte Mäcen wurde des Horaz Gönner. Es lohnte sich, mit Mäcen auf du und du zu stehen; die beiden Männer wurden wie zwei Hälften einer Seele. Pflichtenlosigkeit war dieses Mannes Programm, aber auch Veredlung der Muße. Er schnitzelte selbst gelegentlich seinen Vers; es war das affektierteste Zeug. Aber er war von vornehmer Bescheidenheit und pflegte die Dichtkunst vielmehr, indem er die Dichter pflegte, die vor ihm auftauchten. Er hatte einen sicheren Blick für das echte Talent und schenkte dem Verarmten nicht nur Geld und Gut, sondern auch Freundschaft.

Horaz aber machte sich rar, und das war klug. Sein bäuerliches Landgut war sein Bel retiro (man hat es neuerdings wieder aufgefunden). Da lebte er sich fest. Aber auch andere schöne Plätze lockten ihn, und die meisten seiner Oden sind sommerlich in ländlicher Stille gedichtet. Pflastertreter Roms war er nur im Winter, wo er dann seine gesellschaftlichen Talente spielen ließ. Die vornehmsten Häuser öffneten sich ihm. Er hat sogar Mäcens junge Gattin, die in seiner Gegenwart sang und tanzte und die er schön und liebreizend fand, besingen dürfen; aber er ist, so derb erotisch er auch angelegt war (man hänselte ihn darum), verheirateten Frauen niemals zunahe getreten. Er stand hoch über dem frivolen Laster, das seine Zeit beherrschte.

In dieser gesellschaftlichen Stellung, wie verbrachte Horaz die Tage seines Lebens? und wie kamen nun die Oden zustande? Wir

merken bald, die Poeterei war nur Nebenwerk. Er lebte; das war die Hauptsache; er lebte als Vollmensch ein gemächliches und doch reiches Leben; denn er las viel und war ein Bewunderer alles Guten und Schönen, was die Griechen gaben. Aber nicht nur das; auf seinem Gut ist er mit Leib und Seele Landbauer gewesen, der mit schmierigen Händen seinen sauren Sabinerwein verpichte. In der Stadt zeitweilig in der Kanzlei der städtischen Verwaltung angestellt, zeigte er sich dagegen grundfaul im Amt (er berichtet es selbst schmunzelnd), als ein Tagedieb, der spät aufstand, in den Thermen badete, auf der Gasse herumstrich, in den Frisierbuden den Klatsch auffing, sein Schöppchen zu trinken liebte, aber fast immer nur behaglich zu Zweien, und allerlei Liebesfreuden genoß, ohne sich doch je ernstlich die Flügel zu verbrennen. Niemand merkte da wohl, daß er dabei im stillen doch gelegentlich ein Gedichtlein plante und Versfüße skandierte, ganze sapphische Strophen. Aber die fielen recht spärlich aus; er wollte nur Qualitätsware geben. Im Verlauf von acht Jahren (von 31—23 v. Chr.) kamen nur 88 Oden zustande oder 11 im Jahre, und ein Gedicht von zirka 50 Zeilchen kostete also etwa einen Monat. Der ganze Nachlaß des Horaz läßt sich überhaupt auf 240 Seiten abdrucken; das ist noch nicht so viel wie Schillers Wallenstein.

Also 88 Oden. Er dichtete tändelnd, wenn es einen Freund zu begrüßen, zu beglückwünschen galt oder ein kleiner Liebeshandel ihn beschäftigte. Dabei entstanden allerlei hübsche Situationsbilder. Aber auch als Mahner und Erzieher ließ er sich hören, besonders feierlich, wenn der Staatsgedanke und die Sorge um das öffentliche Wohl ihn erfaßte: Rom und Roms Jugend die Adresse, Regeneration die Losung. Dann schwang sich sein Lied ins Erhabene. Schlagende Worte, Schlager der Sozialethik standen ihm zu Gebote, und manch großes Wort glückte ihm. Ist doch nichts wirksamer, als wenn fröhliche Naturen oder auch Ironiker, die sonst nur das Lachen lieben, vom großen Gedanken erfaßt, im Zorn jäh auffunkeln und sich zum priesterlichen Ton erheben: rollende Gewitter aus heiterem Himmel.

Gleichwohl flossen die Oden nicht frei aus der Seele. Dem Dichter wurde seine Leidenschaft zum Objekt, zum Thema, und langsam feilend gestaltete er seine Ode mit grenzenloser Selbstkritik zum Kunstwerk, saepe stilum vertens, indem er mit dem umgedrehten Schreibstift ins Wachs fuhr und das Geschriebene immer wieder tilgte, bis er das richtige Wort gefunden: ein fröhlich geduldiges Basteln und Ziselieren. Wir merken es ihm an: er genoß die Wollust der Schwierigkeit und ihrer Überwindung. Dabei steigerte Horaz die Schwierigkeiten nach eigenem Ermessen, die Durchführung der Verseinschnitte an gewissen Stellen, die planvolle Belastung gewisser Senkungen im Vers mit schweren Silben; die Silben wirken sichernd wie Ballast, der bewirkt, daß das Schiff fester im Wasser liegt. Dazu die planmäßige Häufung der schmückenden Beiwörter. In der Elegie war das Stil geworden, und Horaz überträgt es nun auf die Oden, z. B. „Auf zyprischen Balken fährt der ängstliche Schiffer durchs Myrtoische Meer". Und so tausendfach. Die Sprache wird dadurch prunkvoll wie die Pindars. Wir kennen das auch aus unsern deutschen Klassikern, wenn sie antikisieren: „Heraus in eure Schatten, rege Wipfel" (Iphigenie); „Sei mir gegrüßt, mein Berg, mit dem rötlich strahlenden Gipfel" (Spaziergang); „Empfangen wird dich die immer blühende Hebe und die goldene Viktoria, die geflügelte Göttin, die auf der Hand schwebt des ewigen Vaters" (Braut von Messina). Um auch einmal zu lachen, führe ich auch noch Dauthendey, einen der manierierten Modernen an. Da wird das zum Laster und geht geradezu ins Sinnliche: „In lallender Welle sengender Wein. Nelken scharlachwild. Müdes Glimmen schwüler Amethysten!" und so fort. Fast jedes Zeitwort fehlt da.

So schlimm steht es nun freilich nicht bei unserem Horaz, aber doch so, daß er annähernd jedes Hauptwort mit einem schmückenden Beiwort behängt, so wie die schmucksüchtige Dame an allen zehn Fingern einen Ring und dazu noch Ohrringe trägt, ja, womöglich noch einen Brillanten in der Nase. So kommt es, daß eine Horaz-Ode ganz vorwiegend aus Substantiven und Adjektiven besteht; man zählt darin gut doppelt so viel Nomina als Verba.

Nun aber die Oden selbst. Ihre Themen waren gewiß oft schon durch die Gelegenheit gegeben; oft aber holt sich der Dichter seine Motive aus der griechischen Dichtung, und die Oden triefen von Reminiszenzen. Aber nur ein paar Zeilen werden in solchem Falle aus dem Vorbild genommen und danach das Gedicht frei fortgeführt. Der Dichter steht auf der Höhe der Bildung seiner Zeit, und nur so war es ihm möglich, die Griechen zu schlagen, die griechischen Bücher in Rom überflüssig zu machen. Und zwar knüpft Horaz nicht nur an die ganz alten Originale wie Alcäus und Anakreon an; denn er ist durchaus moderner Dichter und ließ auch das Neueste, was die feinen Griechen boten, auf sich wirken: die griechischen Epigramme, die wir in Fülle aus der Palatinischen Anthologie kennen. Da fand er sprudelndes Leben, Muster des Pikanten, des Schlagenden, der Pointierung, der Kunst, mit wenig Worten viel zu geben. So ist die Horaz-Ode oft nichts weiter als Amplifikation, die Ausweitung eines elegisch-epigrammatischen Motivs. So erlebte man damals, was wir auch heute erleben: die Literatur selbst erzeugt aus sich neue Literatur, und die Gedichte selbst sind es, die wie Blumen Samen streuen, und es wachsen daraus neue Gedichte.

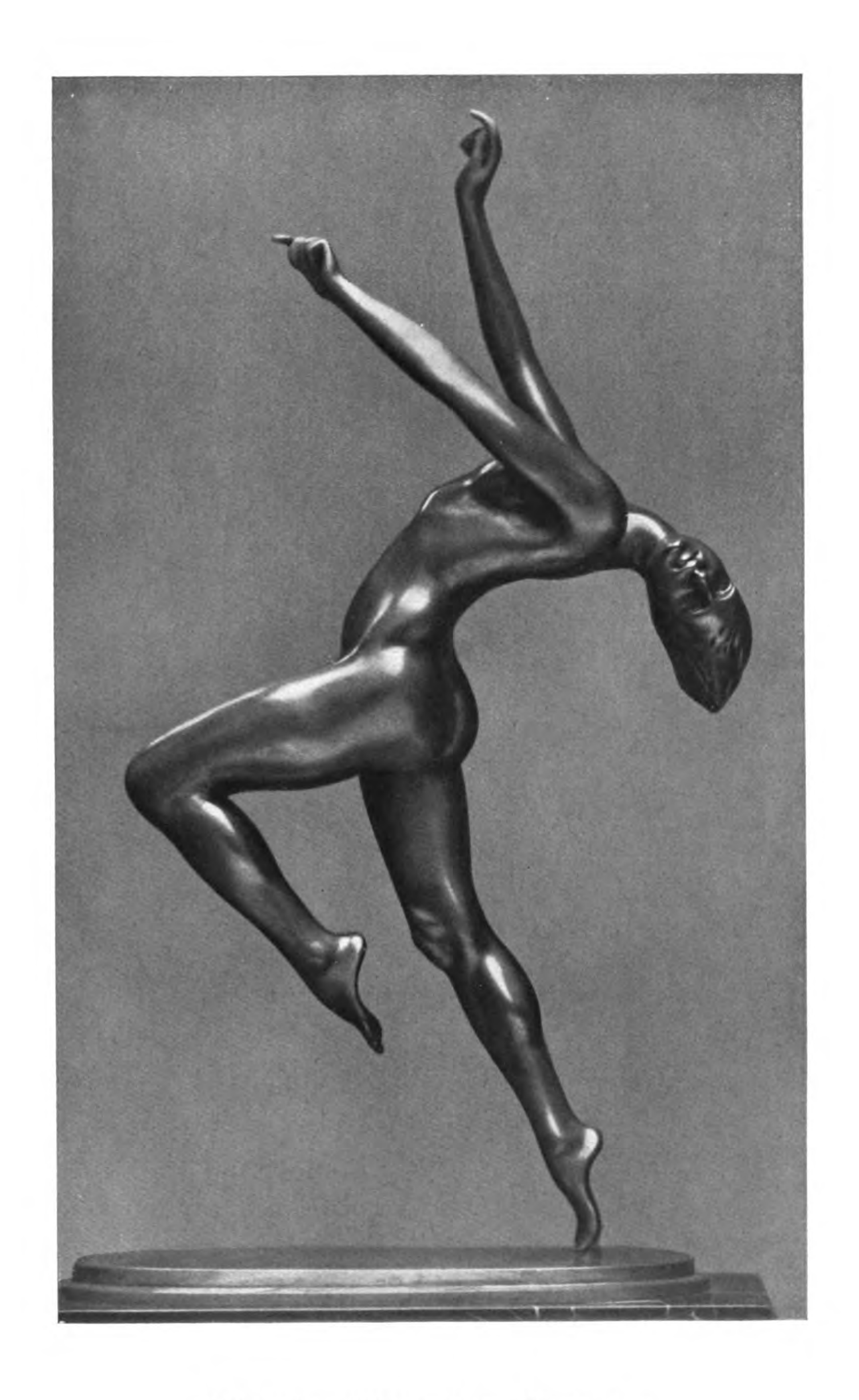
Trotz alledem hat Horaz in schöner Weise seine Originalität gewahrt. Seine Eigenart, voll Humor und Weisheit, ist all den Gebilden unverkennbar aufgeprägt. Die politisch-soziale Ode, die Staatsode ist seine eigenste Schöpfung; das ganze Griechentum hatte nichts Ähnliches.

Im Jahre 23 v. Chr. sammelte Horaz seine 88 Oden, die er bisher nur einzeln an die Adressaten abgegeben hatte, verteilte sie auf drei Buchrollen, und Mäcenas unternahm es, den Verlag zu sichern, die Verbreitung käuflicher Exemplare bei der Buchhändlerfirma Sosii-Gebrüder zu vermitteln. Eine Widmung an Mäcen stellte Horaz darum voran mit dem Anspruch, durch ihn in die Reihe der klassischen Lyriker aufgenommen zu werden. Dabei tut er so, als ob er sein ganzes Leben nur mit Leier und Flöten verbringe, während er sich doch zu einem ganz guten Landwirt ausgebildet hatte. Alle Lyriker sind stolze Leute; denn sie fühlen sich als Seher und Offenbarer, als Telephon für Apoll und die Musen. So auch er. Der Graf Platen hat dies stolze Gebaren von Horaz übernommen. In der Schlußode rühmt Horaz sich gar, seine Leistung sei ein monumentum aere perennius, d. h. seine Oden seien dauerhafter, als wenn der Kaiser ihm eine Bronzestatue gesetzt hätte. Das letztere unterblieb in der Tat. Ganz anders erging es dem Hofdichter Claudian, dem der Kaiser Honorius gut 400 Jahre später auf dem Forum Romanum wirklich ein Erzbild setzen ließ. Endlich verkündet Horaz, wenn er sterbe, brauche er kein Grab; er werde vielmehr durch Metempsychose als singender Schwan ewig weiterleben, so wie die Königin Semiramis nach dem Glauben jener Zeiten noch heute als Taube weiterlebt. Vergil hatte sich doch nur als Gans unter den Schwänen bezeichnet. Horaz war nicht so schüchtern.

Diese einigermaßen üppige Selbstreklame nützte freilich vorläufig wenig. Die Literaten Roms verhielten sich ablehnend. Aber mehr und mehr Männer der hohen Aristokratie legten jetzt Wert darauf, von Horaz angesungen zu werden; und vor allem war der Kaiser gewonnen. Augustus hatte des Horaz Staatsoden, er hatte des Dichters ethisch-soziales Programm, das gegen die Entweihung der Ehe und gegen den sinnlosen Luxus der Protzen energisch Front machte, schätzen gelernt und trat ihm persönlich näher. Die Majestät warb schmeichelnd um die Gunst des Libertinen. Ein Hofamt lehnte Horaz ab; aber es kam nun noch zu einem vierten Buch Oden, und da wurde Horaz der Dichter, der den finsteren Thronfolger, den späteren Kaiser Tiberius, und dessen Siege besingen mußte. Tiberius aber haßte und verachtete den Mäcenas, und so wagt Horaz nicht mehr in den letzten Werken seines Lebens seinem Mäcen Gedichte zu widmen. Mäcenas starb, mit Augustus überworfen; im selben Jahr starb auch Horaz.

Und seitdem wurde in Rom nahezu keine Ode mehr gedichtet. Die Literaten lehnten des Horaz Unternehmen, wie ich schon sagte, ab. Properz siegte also über Horaz, die Elegie über die Ode. Ovid, der große Fortsetzer, gab die Entscheidung; denn Ovid wurde Elegiker. Was war der Grund? Die vierzeilige Strophe mit Zeilen zu bloß zwölf Silben ist für den mit Schmuckwörtern schwer belasteten Inhalt tatsächlich zu enge. Der Römer war an ciceronianischen Redefluß, an gewisse Breite der Sätze gewöhnt. Solche Ode war wie die moderne Tracht unserer Damen; in den furchtbar engen Röcken müssen sie sich schmal machen wie ein Bleistift.

So ist Horaz in der Folgezeit denn von den Römern zwar stets respektiert und gepriesen worden; sein Text wurde sogar für die reifere Jugend in den Schulen verwandt; die Dichter aber, setzten die Odendichtung nicht fort, und die Horazische Lyrik blieb eine Sackgasse in der römischen Literatur, Horaz ein Unikum. Die Tatsache ist merkwürdig: erst die Barbarei, die Zeit der ästhetisch Urteilslosen mußte kommen, als die Germanen das Römerreich überfluteten. Da beginnt auf einmal die Nachahmung und steigert sich immer mehr. Horaz wird von da ab für den Okzident das Muster des erhabenen Liedes und blieb es fast ohne Unterbrechung über Mittelalter und Renaissance hinweg bis in Ramlers, Hölderlins und Platens Zeiten, das Vorbild besonders für alle die, die das odi profanum vulgus nachsprechen und denen es ein Schrecken war, volkstümlich zu sein. Der Schwan Horaz flog stolz — wie er vorausgesagt — über alle Jahrhunderte, bis die Griechenliebe, die die Neuzeit erfaßte und die mit Winckelmann begann, ihn endlich doch zu Falle brachte. Nun rupft man auf den Schulen und im philologischen Kolleg dem Schwan die Federn aus, traktiert und seziert ihn hübsch anatomisch, als wäre er tot, und nur noch für einige Sonderlinge unter den Feinschmeckern der Gegenwart ist er ein Leckerbissen geblieben. Es ist für den heutigen Menschen mühsam, aber reizvoll, aus seinen Oden sich den immer noch liebenswerten Dichter und die Zeit, für die er wirkte, neu lebendig zu machen. Denn es sind doch nicht nur Schulverse, was wir da lesen. Ein Bild des Gesellschaftstreibens, der Hochkultur und der ethischen Ideale jener Epoche läßt sich aus ihnen gewinnen, ganz anders als etwa aus Heinrich Heines „Buch der Lieder“ ein Bild der Zeit, in der er lebte. Heine liebt die Täuschung und schwelgt in Fiktionen, Horaz gibt zumeist echte und rechte Gelegenheitsdichtung. Wer jenes Gedichte schärfer anfaßt, dem zerplatzen sie wie schillernde Seifenblasen; die Oden des Römers gleichen den Perlen, die zwar stark erblindet und matt geworden, aber jeden Griff vertragen, wenn wir versuchen sie aufzufrischen.



Tänzerin. Bildwerk von Alexis Lux

Wege zu Kraft und Schönheit

Zu dem Körperkulturfilm

von Dr. med. Nicholas Kaufmann und Wilhelm Prager

Mit Wiedergabe von 28 Aufnahmen aus dem gleichnamigen Film der Universum-Film-Aktiengesellschaft Berlin.

Das größte Opfer, das der Krieg dem deutschen Volke auferlegt hat, war nicht das Blutopfer, das es auf den Schlachtfeldern, in den Schützengräben brachte. Hier starben Männer den Heldentod, die ihr Leben im Augenblick ihrer höchsten Erhebung erfüllt sahen. Nein, noch viel, viel grausamer war das Opfer, das deutschen Müttern und deutschen Kindern aufgezwungen wurde: als der Feind sie in die Hungersnot trieb.

Sieben Jahre lang vereinigten sich Deutschlands Gegner zu der stolzen Tat, dem Nachwuchs der auf dem Schlachtfeld gefallenen deutschen Männer die Mittel zu ausreichender Ernährung vorzuenthalten. Ein Franzose an führender Stelle hatte den traurigen Mut auszurufen: es gebe noch immer zwanzig Millionen Boches zu viel auf der Welt. Was immer sich unter dem Deckmantel des Scheinrechts wagen ließ, um deutsche Mütter und deutsche Kinder gesundheitlich zu schädigen, das geschah. Noch nach Jahrhunderten wird die Geschichte es buchen: Hunderttausend Milchkühe wurden aus dem verarmten, ausgesogenen Deutschland über die Grenze getrieben!

Der Mangel an Nahrungsmitteln im



Deutschlands kriegsunterernährte Jugend

Lande, die Unmöglichkeit, mit dem entwerteten Geld im Ausland einzukaufen, die ewige Unruhe der Nerven durch die grausamen Bedrückungen, die der „Sieger“ uns auferlegte, die Wohnungsnot, vermehrt durch die vor den fremden Gewalthabern aus den besetzten Gebieten flüchtenden Landsleute, all das hat das deutsche Volk — neben der seelischen Folter — auch körperlich unsagbar heruntergebracht. Geradezu entsetzlich hat die Jugend gelitten, die jetzt das schulpflichtige Alter erreicht oder bald erreichen wird. Man muß die Ärzte, die Lehrer und Lehrerinnen hören, die mit der Jugendfürsorge Beauftragten, die Leiter und Schwestern der Säuglingsheime. Es gibt kein Kind deutscher Eltern, das dem Krieg nicht ein schweres Opfer hätte bringen müssen. Selbst viele der Kinder, die heute, sieben Jahre nach dem Waffenstillstand, geboren werden, leiden noch unter den Entbehrungen, die ihre Mütter in den Zeiten der Unterernährung und der Hungersnot erduldet haben — als diesen, die erst halb entwickelt waren, die zum Kräfteaufbau notwendigen Mittel entzogen blieben.

Die Schule der körperlichen — und moralischen — Ertüchtigung, die früher den jungen Burschen von neunzehn Jahren aufnahm, der Militärzwang, das Volksheer, besteht für den deutschen Nachwuchs nicht mehr. Einen kümmerlichen Ersatz bietet vielleicht die Freude am Sport. Aber bei manchen Sportarten handelt es sich ja doch nur um eine einseitige Ausbildung von Fertigkeiten, die lediglich einen Rekord erzielen wollen. Eine harmonische Durchbildung des ganzen Menschen wird dadurch allein noch nicht erzielt; es bedarf systematischer Schulung. Noch weniger sind sportlich und turnerisch planlos aufgenommene Einzelbetätigungen imstande, die Folgen der Unterernährung auszugleichen, an denen mehr oder weniger sichtbar heute fast die ganze



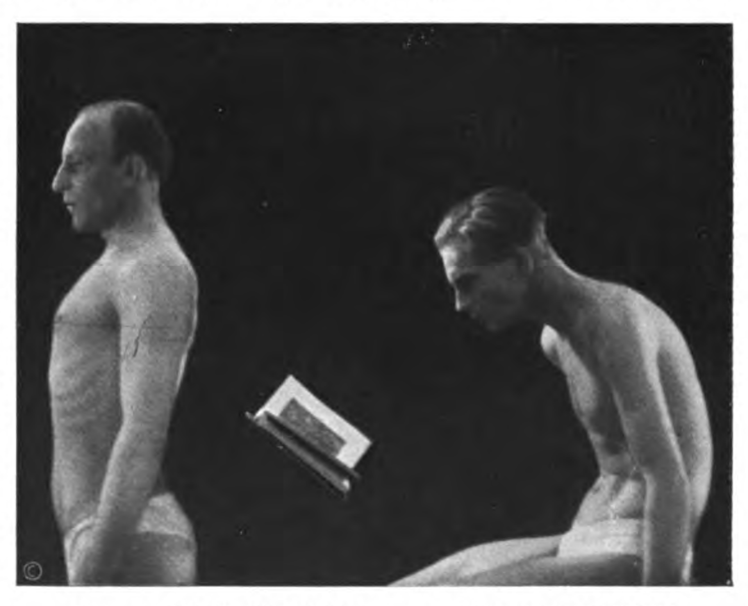
Altgriechisches Gymnasion



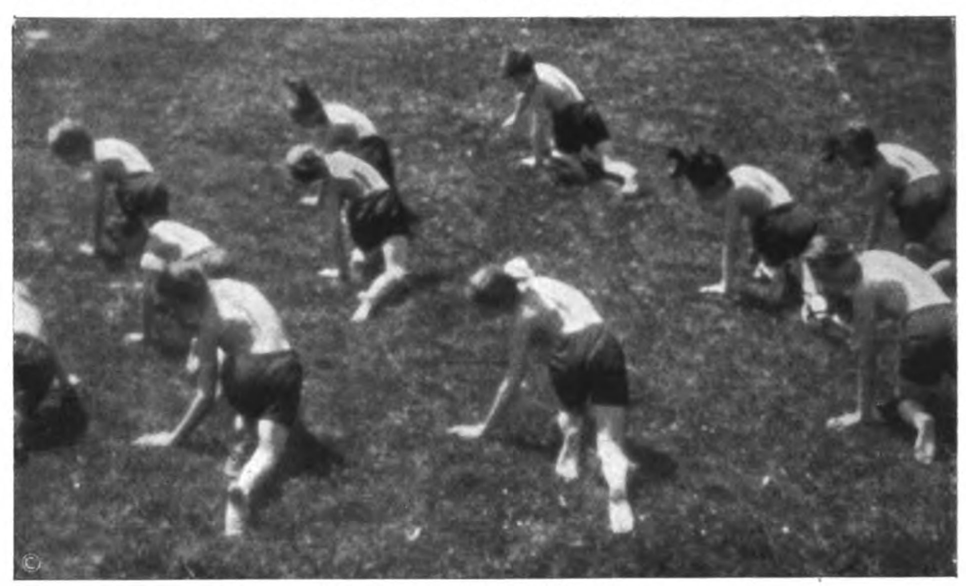
deutsche Jugend leidet. Rachitis, Tuberkulose zehren an ihrem Mark.

Die Freude am Sport, die dem ganzen deutschen Volk vorwärts und aufwärts helfen soll, darf nun vollends nicht verwechselt werden mit der Neugierde, der Sensationslust und — seien wir ehrlich! — der Geldgewinngier, die sich in dem Massenandrang zu den Rennen allerart und den Boxermatches ausdrücken. Selbst die Beherrschung der technischen Ausdrücke, in der es die Besucher des 3. Platzes gleich denen der Logen zu einer Fertigkeit gebracht haben, die jeden Sportreporter neidisch machen können, führt die Hunderttausende von Besuchern einer großen Sportwoche, eines Sechstagerennens, um kein Titelchen dem Kern der Sache, der körperlichen und seelischen Gesundung, näher. Krumm und schlapp, wenn auch mit fiebernden Augen, steht und sitzt und hockt die unübersehbare Menschenmenge da, ungeduldig des Spruchs gewärtig, des Namens, der Zahl. Der Jubel, der den Sieger — oder die Maschine — umbraust, ist oft nichts anderes als ein Börsentriumph ob des guten Geschäfts, der erzielten Reklame, der gewonnenen Wette.

Wer der deutschen Jugend von Grund aus helfen will, der darf sich nicht damit begnügen, sich über solche Sportfreude mitzufreuen, die paar Sieger in einzelnen sportlichen Wettbewerben mitzufeiern, sondern muß ihr zunächst das grausam abschreckende Bild zeigen, das beim Siegeslauf so ein untätiger Zaungast bietet. Er muß dem begeisterten Bravorufer das amerikanisch gepolsterte Jackett und die Unaussprechlichen ausziehen und muß ihn mit seiner verkümmerten Gestalt und seiner schlecht gepflegten Haut unbarmherzig ins Sonnenlicht stellen. Da wird sich hier ein tiefes Erbarmen, ein schmerzliches Mitleid rühren, wohl auch eine bittere Anklage, daß Gottes Ebenbild in so jämmerlicher Verfassung auf Erden wandelt, und dort werden Hohn und Spott laut werden, die einem trägen Tagedieb gelten. Und eines ist sicher:



Gute und schlechte Körperhaltung ★ Oben: Röntgenaufnahme



Kriechübungen nach Professor Klapp

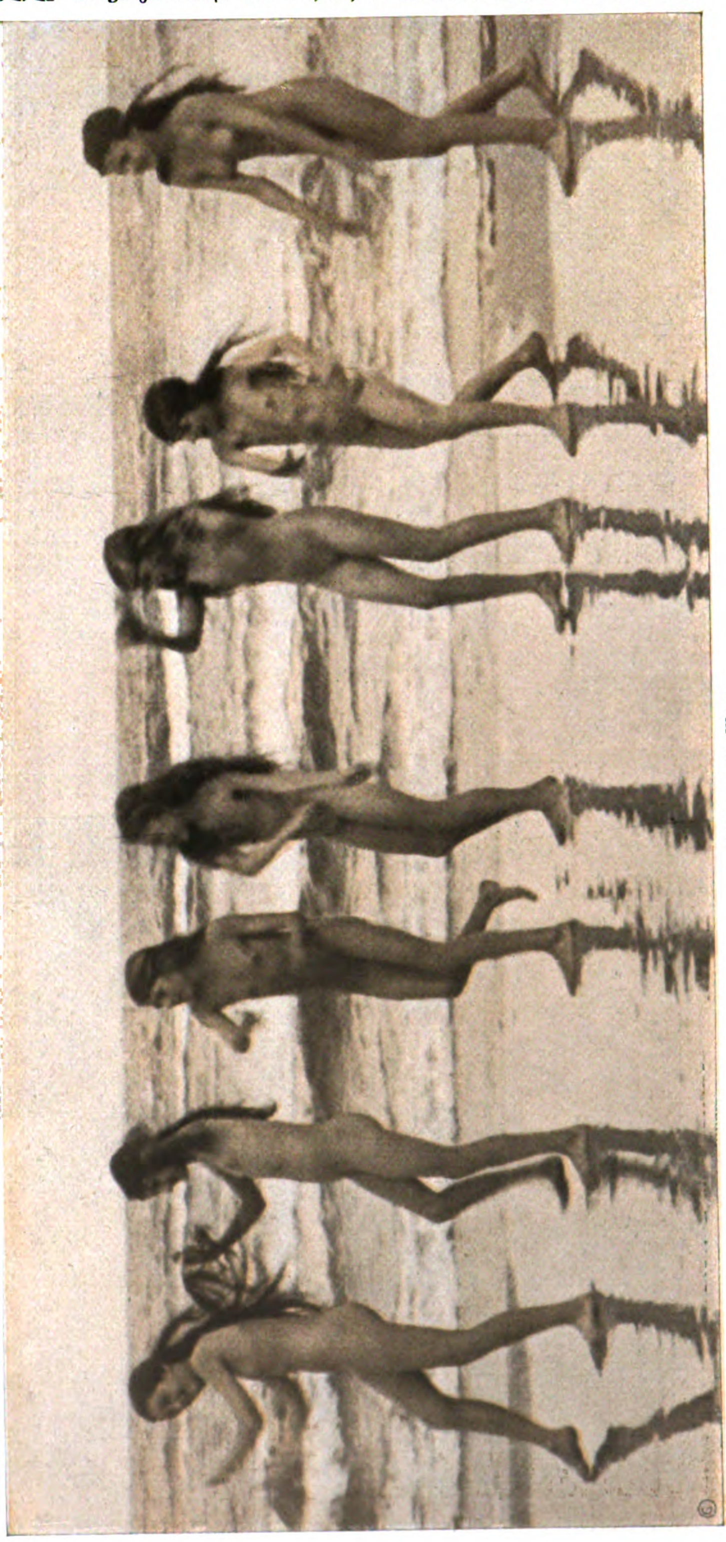
die Scham wird der Selbsterkenntnis folgen. Diesen wissend gemachten Menschen aber müssen dann neue Wege zu Kraft und Schönheit geebnet werden …

Diese Aufklärung kann die Schule allein nicht durchführen. Auch die Presse erreicht nicht das Ohr des ganzen Volkes. Und das Buch gelangt ja meist nur in die Hände der Gebildeten, oder derer, die sich bilden wollen. Das Propagandamittel, das heute fast alle Zeitgenossen erreicht, ist der Film. Man hat ihn die Literatur der Analphabeten genannt. Gewiß, er wendet sich im Übergewicht an die geistig Minderbemittelten, er ist sogar — leider — die einzige geistige Speise von vielen Millionen in allen Ländern des Erdenrundes. Doch gerade darum muß man seine Wirkung ausnutzen, wenn es gilt, auch den letzten und bequemsten der Kulturfeindlichen, den Amusischen, den Denkfaulsten aufzurütteln. — Ein gut betreuter Zweig der Tätigkeit der vielverästelten Universum-Film-Aktiengesellschaft, Berlin, ist die Abteilung für Kulturfilme. Ihr ist, gewiß zum Segen einer gesunden Volksaufklärung und Volksbelehrung, schon mancher Lichtbildstreifen vortrefflich gelungen. Junge Burschen mögen ins Kino gelaufen sein, um die wilden Abenteuer eines Neuyorker Botenjungen mitzuerleben (der natür-

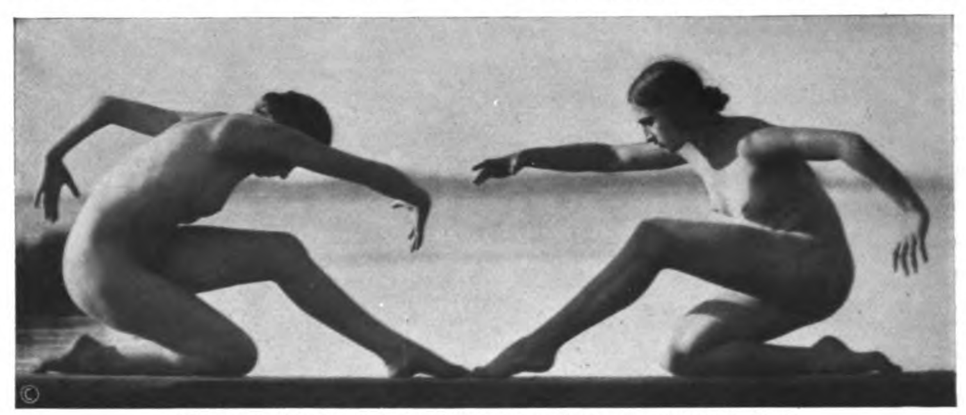
Säuglingsgymnastik nach Major a. D. Neumann-Neurode

lich im Schlußbild — Großaufnahme! — außer einem Riesenpalais an der fünften Avenue die schönste, eleganteste und verführerischste Braut mit kaffeetassengroßen Schmachtaugen besitzt), und da müssen sie sich nun zunächst eine Geschichte von der Hühnerzucht oder aus dem modernen Brückenbau, oder aus dem Münchner Kunstgewerbe, oder aus dem internationalen Bienenstaat ansehen. Sie lassen's fast widerwillig über sich ergehen — aber schließlich packt sie's doch, und es bleibt davon immerhin ein bißchen fürs Leben hängen. Der Direktor der Kulturabteilung der Ufa, Ernst Krieger, hat den Plan, dem noch immer kriegskranken deutschen Volk die Wege zu Kraft und Schönheit zu weisen, mit besonderer Liebe aufgegriffen. Es blieb hier aber nicht bei einem Lichtbildstreifen, der nur als flüchtiges Zwischenspiel da und dort geboten werden soll, sondern das Werk weitete und vertiefte sich, es wuchs sich mehr und mehr zu einer wirklichen Kulturtat aus.

In einer großen Reihe von deutschen Städten ist der Ufa-Film „Wege zu Kraft und Schönheit" bereits abgerollt worden. Vielen Lesern dieses



Szenen am Meer



Gleichgewichtsstudie nach der Schule Anna Herrmann, Charlottenburg

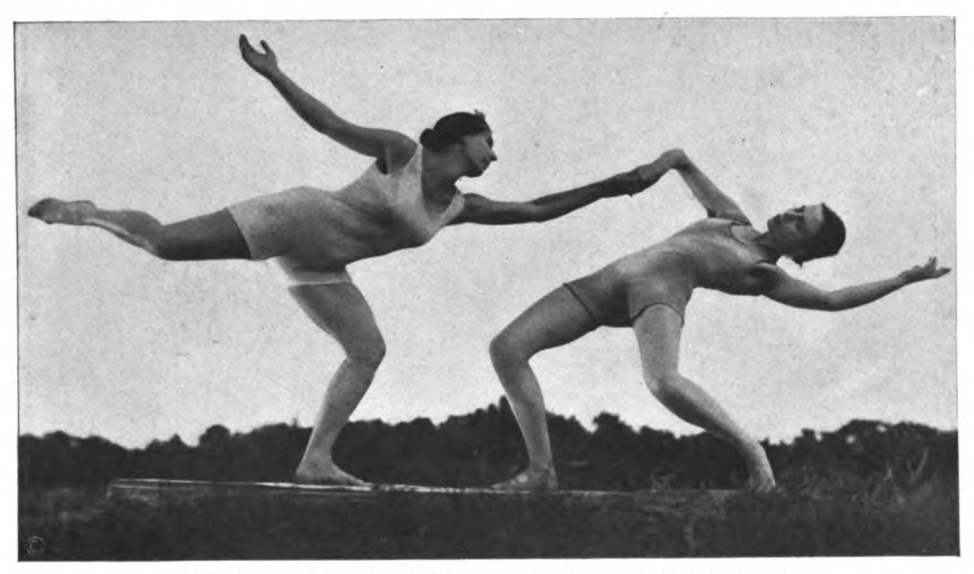
Heftes werden die hier wiedergegebenen Ausschnitte aus dem schönen Lichtbildwerk darum bereits bekannt sein. Aber die ethisch stärkende Kraft, die diesem Spiel innewohnt, ist so stark, daß man fordern möchte: jeder Deutsche, jede Deutsche soll den Film kennenlernen. Wenn etwas imstande ist, die Lauen, die körperlich und geistig Trägen aufzurütteln, so daß sie an einer Kulturbewegung teilnehmen, die unserm blutarm gewordenen Geschlecht zur Gesundung helfen kann, so ist es die überzeugende Sprache dieser Bilder. — Es hat da und dort Bedenkliche gegeben, die zuerst zögerten, den Film zu besuchen, weil sie fürchteten, die Nacktheit der im Film handelnden Männer und Frauen und Kinder werde sie in ihrem Schamgefühl verletzen. Es hat natürlich auch Lüsterne gegeben, die da glaubten, hier werde unter irgendeinem Deckmantel „Pikantes“ zu sehen sein. Sie haben sich alle getäuscht. Von vornherein muß betont werden, daß dieser Film (den die amtlichen Prüfungsstellen übrigens sofort für Jugendliche freigegeben haben) so



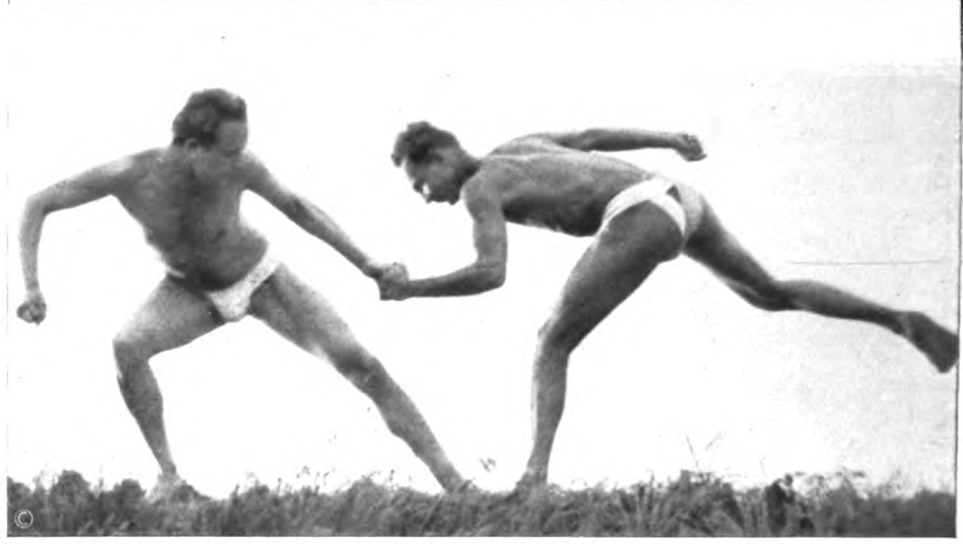
Bewegungsstudie nach der Laban-Schule, Hamburg

rein und unanstößig ist, trotzdem auch die Schönheit eines gymnastisch gut durchgebildeten nackten Körpers öfters gezeigt wird, daß jede Mutter ihn mit ihren Töchtern ansehen, daß auch junge Leute beiderlei Geschlechts ohne Bedenken im Parkett nebeneinandersitzen können. Sowohl die abschreckenden Beispiele wie die klassischen Schönheitsmuster sorgen dafür, daß sich so leicht kein schlechtes Element im Hause mausig macht, denn jeder dumpfe Stubenmensch erhält da seine kräftige Lektion — vom schlottrigen Aktuarius angefangen bis zur krummen Studentin der Kunstgeschichte. — Das Manuskript dieses ersten Films über moderne Körperkultur hat Dr. med. Nicholas Kaufmann verfaßt. Die Regie hat Wilhelm Prager geführt, der hier weit Bedeutenderes geleistet haben dürfte als ein halbes Dutzend der berühmtesten Auslandsregisseure. Galt es doch, einen ganzen Abend lang eine buntzusammengewürfelte schaulustige Menge zu fesseln, eine Menge, die an halsbrecherische Abenteuer, wilde Moritaten, blutige Schauerdramen, burleske Prügelszenen gewöhnt ist. Womit sie fesseln? Mit sinnlichem Reiz? Nein, mit einer Ehrfurcht! Mit der Ehrfurcht vor Gottes Ebenbild — sofern es wohlgeraten und durch rastlosen Körperkulturdienst der harmonischen Vollendung näherzukommen bestrebt ist! — Das Werk ist gelungen Eine unabsehbare Menge von Mitarbeitern hat es unterstützt. Von den künstlerischen und wissenschaftlichen Beratern seien unter anderen genannt die Professoren Dr. Arthur Kampf, Dr. Fritz Klimsch, Karl Ebbinghaus, der Bildhauer Max Bozener, Dr. August Kösten, der Kustos am Alten Museum zu Berlin, Prof. Dr. Carl Diem, der Generalsekretär des Reichs-Ausschusses für Leibesübungen, Ministerialdirektor Ottendorf, der Leiter der Preußischen Hochschule für Leibesübungen zu Spandau, Professor Dr. Klapp, der Leiter der chirurgischen Universitäts-Poliklinik zu

Kniebeuge mit geschlossenen Knien

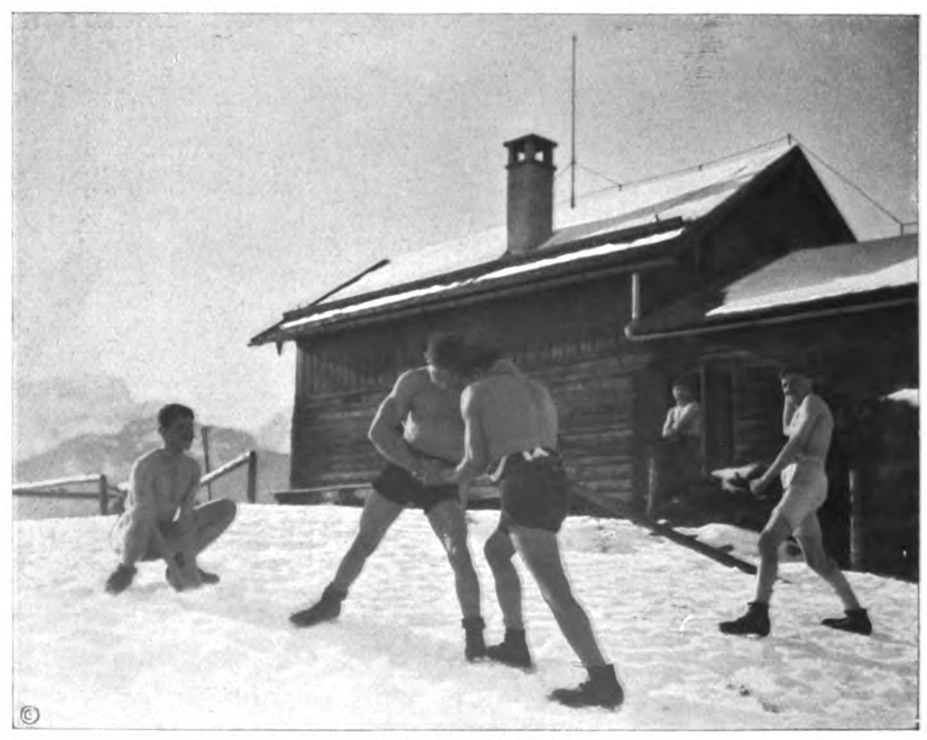


Gleichgewichtsstudie nach der Schule Anna Herrmann, Charlottenburg



Gymnastik im Freien

Berlin. — Es ist das Bestreben all dieser Kräfte gewesen, jeder billigen theatralischen Wirkung auszuweichen. Kulturgeschichte sollte gezeigt werden. So sind die Bilder, die aus dem altgriechischen Gymnasion abgerollt werden, auf Studien aufgebaut, die unter der Förderung des Direktors des Alten Museums zu Berlin, Geh.-Rat Wiegandt, vom obengenannten Kustos angestellt wurden, ebenso auch die aus den altrömischen Thermen, die das Bad einer Domina im Tepidarium und Frigidarium vorführen. Antike Bilder, Re-



Ringkampf im Schnee

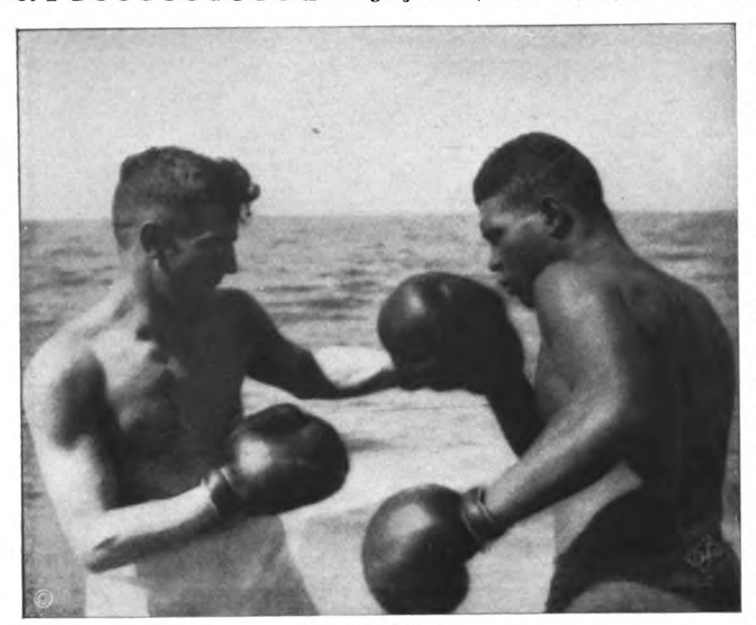
liefs und klassische Texte sind hierzu gesammelt und verwendet worden. Dr. August Köster hat auch das Material gesichtet, um die historisch genaue Darstellung des altgermanischen „Königssprungs“ zu ermöglichen. Es ist dies wohl die stärkste Kraftleistung im Hoch- und Weitsprung, die die Geschichte des Sports kennt. Sie wird vorgeführt, um dem jungen Geschlecht von heute einen Begriff zu geben von dem Ernst, dem Stolz, dem unablässigen Bemühen unserer Urväter auf deutschem Boden, in Höchstleistungen auf sportlichem Gebiet alle körperlichen und auch ethischen Kräfte zu versammeln.

Mit der Schwärmerei für die Tugenden der Altvorderen, wie sie die alten Lateinlehrer beseelte, ist's aber nicht getan. Der Film hat schlagende, aufpeitschende Gegenbeispiele zusammengetragen.

Da sehen wir z. B. eine vielköpfige Gemeinde geschichtskundiger und kunstbegeisterter Museumsbesucher, die sich für die herrlichen Formen einer Venusstatue begeistern. Es ist ein trauriger Anblick — aber das Publikum lacht hell auf. Der Gegensatz ist zu abenteuerlich. Und er wirkt geradezu niederschmetternd, wenn sich hernach ergibt: diese Statue ist nicht das Produkt einer Künstlerphantasie, die ideale Wünsche vereinigt, sondern sie lebt! (Es ist eine Schülerin der Gymnastikschule Hedwig Hagemann,



Zeitlupenaufnahme: Tanzsprung der Tamara Karsavina


Box=Training

einer klassisch=schönen, durchaus harmonisch durchgebildeten Gestalt gelangt ist.) Und die Schönheitssucher des Museums? Schief und krumm, hohlwangig oder fettüberlastet, asthmatisch, mit eingesunkener Brust, schlotterbeinig, mit schlecht gepflegter Haut, schlecht gepflegtem Haar, mattem Blick, in unpraktischer Kleidung . . . Der Menschheit ganzer Jammer faßt uns an . . . Und doch scheint kaum eine Übertreibung vorzuliegen. Man sehe sich nur einmal

Hamburg, die — selbstverständlich von Natur aus gut gewachsen — durch tagtägliche gymnastische Übungen in den Besitz

solch eine Gesellschaft von geistig vielleicht ganz tüchtigen Menschen an. Sie haben für alles Zeit — nur für sich nicht, nicht für das


Ribstol=Übung



Die Wanderung. Tanzszene von Mary Wigman

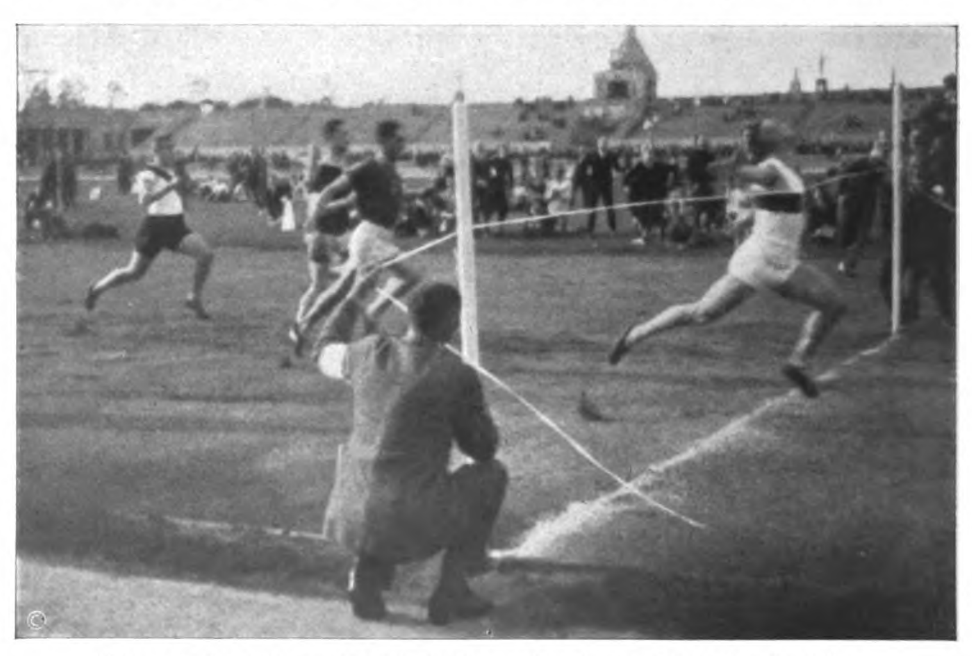


Hammerschwingen

gute Körperhaltung verlangt und zu verlangen berechtigt ist. Ein Student, der dieses abschreckende Gruppenbild auch nur für die Dauer einiger Sekunden gesehen hat, der muß den Willen aufbringen, Wandel zu schaffen — und bei seiner Person zu beginnen!

Erschütternd wirkt der Einblick in eine Besuchsstunde in der chirurgischen Universitäts-Poliklinik. Da sind es wohl die schmerzlichsten, grausamsten, grauenvollsten Kriegsopfer, die wir zu sehen bekommen. Verkümmerte Wesen im Säuglingsalter, meist von unterernährten Müttern geboren. Oder Kinder, denen die zum Aufbau erforderlichen notwendigsten Mittel fehlen. Kinder, deren Mütter selbst keine Nahrung hatten und denen man auch noch die Milchkühe wegnahm. Tausenderlei Krankheiten,

Ebenbild Gottes. Gerade die deutschen Akademiker, unser geistiger Stolz, zeigen in ihren höchsten Spitzen oft solch kümmerliche Erscheinungen. Es soll hier dem Nachwuchs auf unseren Hochschulen aufs nachdrücklichste nahegelegt werden, daß die moderne Welt auch von den geistigen Führern zumindest eine



Houben-Crefeld schlägt mit 2 Meter Vorsprung die Olympia-Sieger Porrit und Carr

liner chirurgischen Poliklinik unter der Leitung von Professor Klapp bei: Die Kriechmethode wird bei Kindern, die kaum dem Säuglingsalter entwachsen sind, zur Anwendung gebracht. Auch dem Laien wird in wenigen Minuten klar, von welch gewaltigem Einfluß auf Wirbelsäule und alle Muskelgruppen der kranken, verbildeten wie auch der gesunden Zöglinge diese Betätigung mit und ohne Apparat sein muß.

Von der hygienischen Gymnastik geht's einen Schritt weiter zu den Übungen nach Mensendieck, zum „Müllern", zur Hamburger Schule Hedwig Hagemann. Das ist aus der Krankenstube heraus der Schritt in die Sonnenschönheit. Das Spiel der herrlichen Menschenkörper, für die es keine Erdenschwere zu geben scheint, ist von einer künstlerischen Vollendung, für die es nur etwa den Vergleich mit einer Mozartschen Sinfonie gibt. Diese hygienische Gymnastik ist Selbstzweck. Nicht identisch, nur verwandt damit ist die rhythmische Gymnastik, die in den verschiedensten Schulen sich zu ganz neuen Meisterbegriffen durchgearbeitet hat. Die verschiedenen Schulen mögen einander in ihren einzelnen Lehrsätzen widerstreben, ein Gemeinsames haben sie doch: die Voraussetzung, daß der Körper biegsam, geschmeidig, ästhetisch beherrscht, befreit von jedem Ballast, dem griechischen Ideal genähert werde. — Wir wissen, daß Jaques



erbliche oder erworbene, mochten noch hinzugekommen sein, um diese Elendsbilder zu verstärken.

Die Spartaner machten kurzen Prozeß. Sie warfen solch unglückliche Lebensschwache vom hochragenden Felsen in den Abgrund. Unser Zeitalter verabscheut den Mord, hat die Ehrfurcht vor dem Leben und versucht nach Kräften zu helfen. Und der Film belehrt uns, daß die bündige, hastige, rohe „Auswahl" der Spartaner erbärmliche Pfuscherei war. Denn unsere moderne ärztliche Kunst hat Methoden ersonnen, durch die auch anscheinend lebensschwache oder sogar verkrüppelte Kinder noch zu vollwertigen Menschen sich auswachsen können. Das spartanische Opfer war feige, war dumm, war in unseren Augen nur ein Vorwand für die Faulheit der Erzieher. Hier sehen wir, wie die rückgratkrummen Kleinen unter ärztlicher Aufsicht hygienische Gymnastik treiben und mehr und mehr erstarken, sich aufrichten, gerade werden, widerstandsfähig, zum Kampf ums Dasein gerüstet werden. Major a. D. Neumann-Neurode, Berlin, führt seine Säuglingsgymnastik vor. Es ist für alle jungen Mütter geradezu eine Offenbarung. Natürlich werden verständige Frauen nicht selbständig die verschiedenen Turnübungen, die sie zu sehen bekommen, mit ihrem Drei- oder Sechsmonatkind vornehmen; aber die Vorführung wird sie anregen, sich Spezialunterweisung zu verschaffen. Dann wohnen wir einem orthopädischen Turnkursus der Ver-

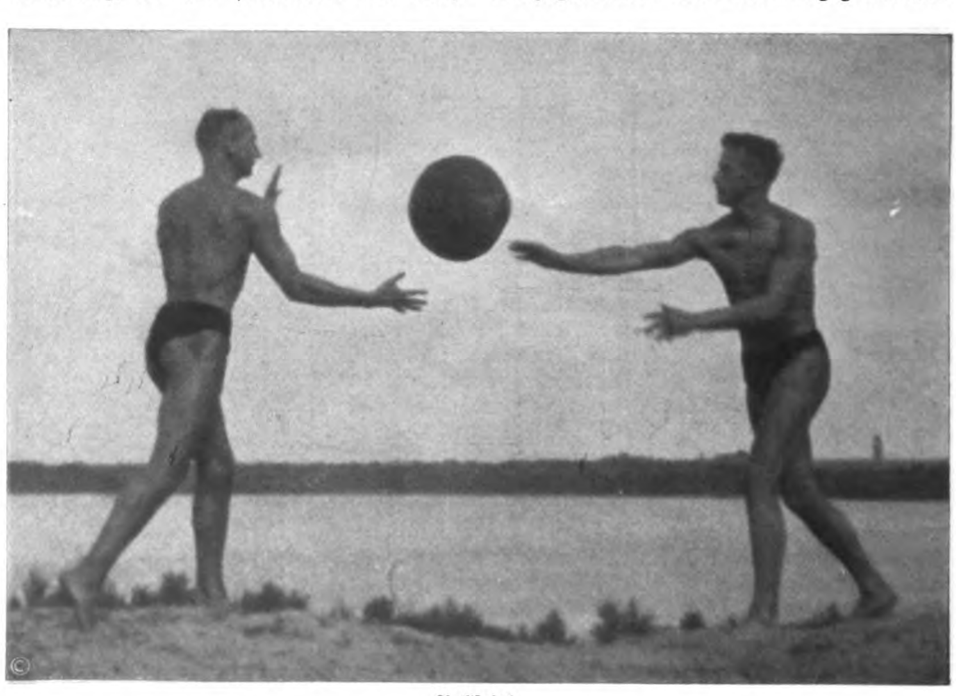




Speerwurf (aus einer Folge von Zeitlupenaufnahme)

Dalcroze, der Genfer Komponist, der die Schule Hellerau für Rhythmus, Musik und Körperbildung gegründet hat (sie siedelte im Herbst 1924 nach dem Schloß Laxenstein bei Wien über), ein starker Anreger gewesen ist. (Seine undankbare deutschfeindliche Einstellung wollen wir heute nur belächeln.) Er war der erste, der die abstrakte musikalische Form in die Graphik körperlicher Darstellung umzusetzen begann. In einem Kanon, einer Fuge, einer Sonate wurden von seinen kleinen Schülern die Motive personifiziert, und bei seinen Klassenaufführungen hörten wir die Themen und Seitenthemen nicht nur, sondern wir sahen sie auch von dem kleinen Völkchen rhythmisch dargestellt, in der Verengerung, Verbreiterung, in den Parallelen und Nachahmungen. Für die rhythmische Durchbildung des Körpers erfand er bisher ganz unbekannte Aufgaben. Ein Schüler mußte etwa mit der rechten Hand Vierachteltakt schlagen, mit dem linken Fuß Triolen dazu klopfen, auf Anruf sofort wechseln. Es war sein Bestreben, das rhythmische Bewußtsein als einen vollkommen selbständigen Sinn zu erwecken und auszubilden. Die Darbietungen in seinen verschiedenen Klassen waren ganz erstaunlich; besonders fesselnd, wenn eine größere Anzahl von Schülern, meist Kindern, bei Improvisationen vorgeführt wurden. — Der Linie der Haltung der Tanzenden, Schreitenden oder rhythmisch Skandierenden wurde in der Dalcroze-Schule weniger Aufmerksamkeit zugewendet. Sie bildete dagegen in den

Jiu-Jitsu



Ballspiel



Zeitlupenaufnahme: Wild beim Sprung übers Gatter

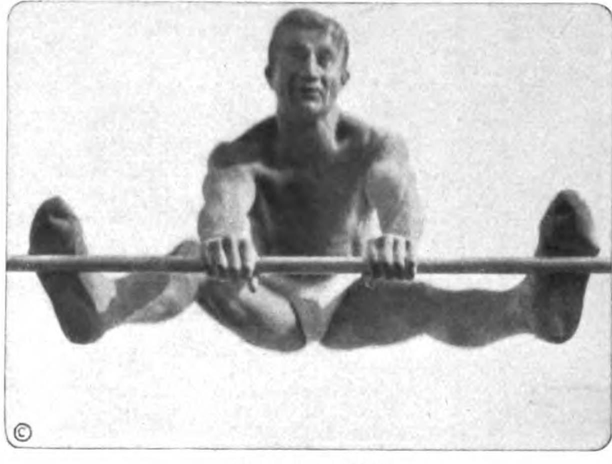
übungen nach Loheland das Hauptmerkmal. Dieser rhythmischen Gymnastik lag schon eher eine literarische Idee zugrunde.

Eine völlig neue Schule begründete der Hamburger Laban. Seine Ziele hat im Septemberheft des 39. Jahrgangs dieser Hefte der Kunstkritiker Fritz Böhme, unterstützt durch eine Reihe charakteristischer Tanzgruppenbilder, bereits eingehend auseinandergesetzt. Auch das Grenzgebiet zwischen rhythmischer Gymnastik und dem neuen Tanz, wie es die Dresdener Mary Wigman-Schule bearbeitet. Der Film führt eine der schönsten Gruppenbewegungen dieser Schule vor, das „Wandern". Wer diese Tanzszene bereits auf der Bühne gesehen hat, ist überrascht von der Wirkung, die sie vor weitem Hintergrund im Freien ausübt. Überschneidungen der Silhouetten geben hier ganz zauberhafte Reize. Die Gliederung der Gruppe, Tempo und Takt, Zögern, Fluß und kontrapunktische Darbietung der Wechselwirkung zeugen von dem tiefen Eindringen der Tanzmeisterin in den Geist musikalischer Gesetze. Aber man tanzt bei Mary Wigman und den neueren Gestaltern längst nicht mehr nach gebundenen Tanzweisen. Nur eine leichte rhythmische Stütze wird dem Zeitmaß geboten, etwa durch einen Gong, durch gelegentliche Akkorde. — Die höchste Vollendung der altklassischen Tanzkunst, die in der Fußspitzentechnik beginnt und allmählich den Körper durcharbeitet, die nicht nur Expression geben will, sondern die viel leichter verständliche alte Pantomime, wird im Film in der Vorführung durch internationale Tanzgrößen gezeigt. Das seit fünfzig Jahren hundertmal totgesagte „Ballett" hat einem Tanzgenie, wie es die Russin Tamara Karsavina ist, nun doch wieder eine



Zeitlupenaufnahme: Sprung eines Zöglings der Bode-Schule

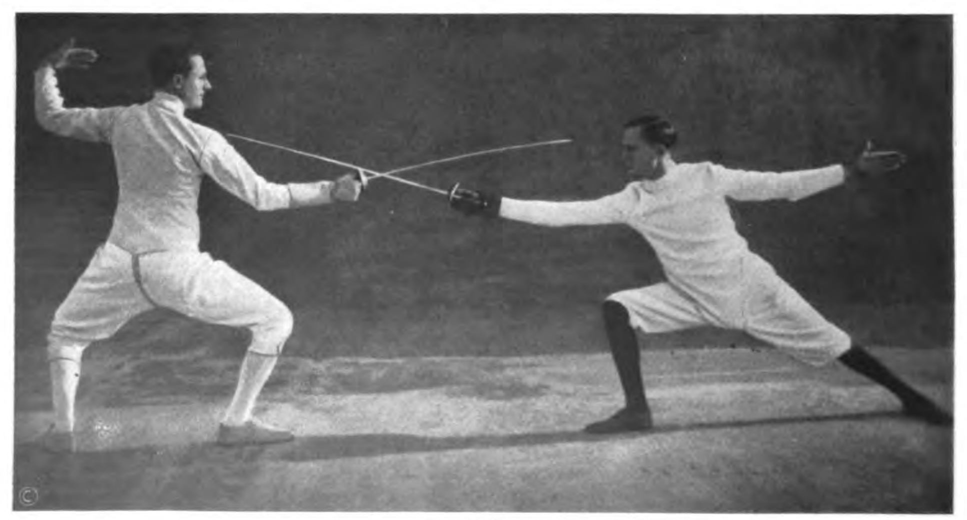
stürmisch bejubelte Auferstehung erlebt. Der Film hat eine Reihe von Figuren, die von der Karsavina getanzt werden, mit der Zeitlupe festgehalten. Da wird nun dies überirdisch leichte Schweben und Fliegen der harmonisch durchgebildeten Klassikerin des alten Balletts zu einem wahrhaft erlesenen Genuß!.. Der Grazie der Bewegung und der Spannung und Entspannung der Muskeln kommt nur noch ein einziges Bewegungsbild nahe, das die Zeitlupe wiedergibt: der Sprung eines Hirsches über ein Gatter im Walde...



Turnen am Reck

Auch allerlei Volkstänze werden gezeigt. Oberbayrische Burschen tanzen den Schuhplattler vor ihren Dirndln, die sich in der Glocke des steifen Seidenrocks drehen. Japaner, Inder, Volkstänzer aus Ostafrika und Honolulu zeigen ihre heimischen Tänze — die unbedingt edler wirken als der Shimmy, wie ihn der junge Mann vom Kurfürstendamm mit seinem Tauentziengirl oder der stocksteife Londoner Lebejüngling zu tanzen gewohnt ist. — Aber das Interesse des Filmbesuchers wird nun mehr und mehr auf die eigene aktive Betätigung hingelenkt, die jedem Zeitgenossen, auch dem ärmsten, offensteht und durch die er den Weg zu Kraft und Schönheit betreten kann: auf den schulgerechten Sport. Die Arbeitsgemeinschaft deutscher Sportlehrer in Wünsdorf hat sich den Lehrern und Schülern der schon oben genannten beiden Hochschulen angeschlossen und hat die Vorführungen, die hier aufgenommen worden sind, aufs beste unterstützt. Auch die Turnerei kommt natürlich zu ihrem Recht. Leichtathletik, Schwimmen, Rudern, Fechten, Boxen, Jiu-Jitsu, Tennis, Baseball, Wintersport, nichts fehlt.

Es ist geplant, diesen Film beweglich zu erhalten. Er soll nicht starr in den Beispielen festwurzeln, die er heute enthält. Fortschritte in der Technik, neue Muster- und Meisterleistungen auf irgendeinem sportlichen oder verwandten Gebiet sollen vielmehr an die Stelle von Bildreihen treten, die durch die Tagesgeschichte überholt werden. Eine gewiß lobenswerte Absicht. **P. O. H.**



Florettfechten

Der hundertjährige „Lederstrumpf" und sein Urbild

Von Friedrich von Gagern

Wächter war Häuptling; sinnend sah er über die See. Zu dieser Zeit aus Morgen und Mitternacht entstiegen fremde Männer dem Meer. Sie sind klug, sie haben große Dinge — wer sind sie?"

Mit dieser Frage voll Schwermut und Schicksal schließt das Walam-Olum, die berühmte hirschlederne Bilderchronik der Leni-Lenape, jenes einst bedeutenden Indianervolkes, das vor etwa hundert Jahren auch einmal das vorübergehende Glück genoß, dem abwechslungssüchtigen Europa als Spielzeug der Phantasie, als „große Mode" zu dienen, nachdem der Klassiker der „Indianergeschichte" J. F. Cooper den roten Mann literarisch und zum Liebling unzähliger junger und alter „Bleichgesichter" gemacht hatte.

Wer sie seien, darüber haben die Fremden mit ihren „großen Dingen" bald furchtbare Auskunft gegeben. Jene dunkle Nachricht bezieht sich vielleicht auf Jacques Cartier, der aus der indianischen Bergstadt Hochelaga, dem heutigen Montreal, den Häuptling Donacona nach Paris verschleppte, wo der arme Teufel an Gram und Heimweh starb. Vielleicht auch auf den tollkühnen Florentiner Verrazzani, der 1524 alles Land von Nord-Carolina bis zum heutigen Connecticut für seinen hohen Auftraggeber, Franz I. von Frankreich, in Besitz nahm; oder auf Vater und Sohn Cabot, die schon im 15. Jahrhundert die laurentinischen Küsten untersuchten; oder auf jene waghalsigen bretonischen Fischer, die lange vor den offiziellen Entdeckern den Lorenzgolf befahren und sogar kartographiert, die gefährlichen Sunde, Bänke, Häfen und Vorgebirge von Neufundland und Neubraunschweig zweckdienlich durchforscht haben. Wie immer, zu den Zeiten der Cabots und Verrazzani, Cartier und Cortereal war die ungeheure Landfeste zwischen Atlant und Pazifik noch ahnungslos selige Wildnis, Urwald, Ursteppe mit ihren glücklichen Völkern und Tieren. Auch um das Jahr 1600 zeigen sich an der Ostküste kaum erste schwache Spuren schüchterner Besiedelung. Aber um 1700 schon sind alle Niederlassungen vom Savannah bis Neubraunschweig zu autonomen englischen Kolonien erweitert und verschmolzen, viele der östlichen Indianerstämme vollkommen ausgerottet oder vertrieben; 1763 ist der amerikanische siebenjährige Krieg, der Entscheidungskampf zwischen den beiden kolonialen Fronten, den Ansprüchen Verrazzanis und Cartiers, Cabots und Raleighs, kanadischen Jesuiten und neuenglischen Puritanern, indianerfreundlichen Franzosen und unersättlichen Briten zu Frankreichs Verlust entschieden; und zur Zeit, da der 1789 schon als freier Amerikaner geborene Cooper seinen ersten „Lederstrumpf"-Roman niederschreibt — 1822—23 — ist die rote Nation bis auf unbedeutende Trümmer im Norden und Süden teils vernichtet, teils über den Mississippi nach den westlichen Prärien verdrängt und selbst dort längst nicht mehr ihrer Menschenrechte gewiß. Die Tragödie dieser tapferen und begabten Völker hat kaum ihresgleichen in der Weltgeschichte; ihre einstige Art nach den durch Branntwein, Geld, Verkehr, Inzucht, Seuchen, Untätigkeit und Absperrung demoralisierten Resten, ihre Übergriffe nicht als gesunde Notwehr zu beurteilen, wäre ebenso geistlos wie verlogen und ungerecht. —

Wie nun Cooper, der Verfasser vieler unlesbar gewordener Romane, dazu kam, der unbestrittene Altmeister des nordamerikanischen Heldenbuchs, der Walter Scott und Homer seiner Heimat zu werden, das ist wenigstens der Erwähnung wert. Denn gleich dem Cervantes ist auch Coopers unsterbliches Werk, die ungezähltemal aufgelegte, in alle lebenden Sprachen übersetzte, hundertfältig bearbeitete und nachgeahmte „Lederstrumpf"-Pentalogie ein dem Zufall mehr als ernster künstlerischer Absicht entsprungenes Produkt.

Der damals etwa Dreiunddreißigjährige, der zu Burlington am herrlichen Champlain-See geboren den aus jugendlichem Welttatendrang genommenen Marinedienst ob zarter Gesundheit schon 1810 hatte aufgeben müssen, seither zu Cooperstown am kleinen Otsego-See den milden Musen lebte und bereits Proben eines mäßigen Talents abgelegt hatte — dieser dreiunddreißigjährige Cooper hört eines Tages verschiedene europäische Moderomane, darunter wahrscheinlich solche des zur Zeit gerade verhimmelten Walter Scott rühmen und vermißt sich dreist, aus amerikanischem Urstoff Ebenbürtiges oder gar Besseres zu gestalten. Man erlaubt sich das Wagnis dieser Behauptung zu belächeln und an der Möglichkeit eines Beweises zu zweifeln; Cooper faßt das als Forderung auf, setzt sich hin und schreibt seinen Roman „The Pioneers" („Die Ansiedler", 1823), das Ur- und Grundlederstrumpfbuch, das seinen Verfasser mit einem Schlage zur Berühmtheit zweier Welten macht.

Mit Recht. Die Erzählung — nach späterer natürlicher Anordnung die vierte des fünfgeteilten Gesamtwerkes — verdankte ihren Erfolg noch nicht den in den übrigen Lederstrumpf-Romanen reichlich angewendeten Mitteln der Spannung durch blutige Abenteuer. Ihr magnetisches Kraftfeld liegt auf höherem Gebiet. Sie ist ein starkes Stück Heimatkunst, sie ist das erste amerikanische Heimatbuch, ja vielleicht das erste echte Heimatbuch der Weltliteratur überhaupt. Als solches allein schon würde sie zumindest kulturgeschichtliche Bedeutung dauernd behalten,

wären nicht einzelne ihrer Gestalten der menschlichen Teilnahme noch ganzer Geschlechter jugendlicher und selbst sehr reifer Leser gewiß. An vertrautem Stoffe, in der Nachbildung erlebter Wirklichkeit gelang Cooper die reinste Aufgabe, die entscheidende Tat eines Dichters: der Aufstieg, die Auflösung zum Ewig-Menschlichen.

Man hat nicht mit Unrecht im „Richter“ Temple Züge von Coopers eigenem Vater entdecken wollen. Ebenso haben Urbilder des lärmenden Kirby, des intriganten Dolittle, des dicken Pump sicherlich gelebt, und für die wenigen Lesenskundigen von Burlington mögen die „Ansiedler“ geradezu ein Schlüsselroman gewesen sein. Am deutlichsten aber wird die Beziehung zur Wirklichkeit in der erhabenen und liebenswürdigen Gestalt des eigentlichen Helden der Erzählung, des alten „Lederstrumpf“ Natty Bumppo, dieses Patriarchen der entgötterten und sterbenden Wildnis.

Es gibt in der erzählenden Literatur wirklich nicht viele Schicksale von ähnlicher, gleich tiefer und gesunder Tragik. Weit abseits der Niederlassung am See, an dessen noch urstillen Ufern er einst als junger Weidmann gejagt und erste Abenteuer bestanden, haust Natty mit seinem schweigsamen indianischen Freunde zusammen in einsamer Hütte. Bitteren Herzens hört er Billy Kirbys, des wilden Holzfällers Axt durch die heiligen Wälder hallen; voll Grimm und Abscheu muß er es sehen, wie der dörfliche Janhagel mit Flinten, Musketen und selbst Kanonenschlägen die harmlosen Wandertauben in sinnlos jauchzender Mordlust herunterkartätscht. Wie nun aber er, der in seinem langen Jägerleben kein Gottesgeschöpf ohne Not und über Bedarf getötet, die neumodischen demokratischen Wildschongesetze im geringsten verletzt, wird ihm sofort der Prozeß gemacht und wegen Weigerung oder „Uneinbringlichkeit“ der Strafzahlung die Schmach des Stockes angetan — ihm, der eben vor wenigen Wochen das Kind des „Richters“ Marmaduke Temple vor der wütenden Silberlöwin gerettet! Pöbel und Gesetz mit ihrer gehässigen Unerbittlichkeit gegen den einsamen, vornehmen Ausnahmemenschen, gegen den Gründer und Eroberer, der dann wie der greise Natty noch einmal die Riemen fester schnallt und heimatlos weiter gegen die sinkende Sonne wandert: das ist Tragik.

Wahrhaft erschütternd wird dieses große symbolische Heldenschicksal für einen Leser, der den grundehrlichen sauberen Lederstrumpf aus den drei nach späterer Ordnung voraufgehenden Geschichten schon kennen und schätzen gelernt hat. Zwar der nächstgeschriebene von Coopers Indianer-Romanen, der „Letzte der Mohikaner“ (1826) ist nichts als ein um den roten Jüngling Uncas, seine sensationelle Liebe zur schwarzen schönen Cora Munro und das historische Gemetzel von Fort William Henry zusammengeschmierter blutiger Kitsch. Nicht trotzdem, sondern natürlich gerade darum hatte er ungeheuren Erfolg; in der Reihe der eigentlichen Lederstrumpf-Erzählungen nahezu entbehrlich, ja störend, da er zur Charakterisierung Nattys nur unwesentlich beiträgt, wurde er Coopers berühmtestes und gelesenstes Buch. Sein Verfasser genoß diesen Triumph übrigens nicht mehr im heimatlichen Cooperstown am Otsego sondern in Europa, in England und dann Frankreich, dessen mildes Klima den kränklichen Mann veranlaßte, als bequeme und vornehme Nebenbeschäftigung das Konsulat der Vereinigten Staaten in Lyon zu übernehmen. Seinem Schaffen tat das keinen Eintrag; gleich im ersten Jahre nach erfolgtem Amtsantritt erschien „Die Prärie“ (1827), ein gewaltiger Landschaftsroman von ungeheuren Horizonten, unter den fünf Erzählungen des Lederstrumpfwerkes vielleicht die schönste, die ergreifendste. Einsam und hager steht die Gestalt des uralten Trappers in der mächtigen, schwermütigen Landschaft der immerdar dunstigen, braunen, westlichen Steppe; hier wenigstens gibt es keine heuchlerischen Gesetze, hier nicht die Lüge der menschlichen Gesellschaft; hier wüstet kein Kirby, schnüffelt kein Dolittle, hier unter Indianern, Büffeln und Wölfen hat er seinen Frieden. Allein da hebt der zahnlose Hektor den Kopf, wittert und heult klagend in den brandigbraunen Abend hinaus: und siehe, dort in der Dämmerung kommt es mit weißen Planwagen und müden Tieren, mit Büchse und Beil, mit Ochsenstachel und Bibel, Ismael Bush der Squatter mit seinen zwölf Enakssöhnen, die neue Zeit, das neue unaufhaltsame Amerika.

In diesem riesenhaften Ismael Bush, finster und bibelstarr, roh und stark, hat Cooper vielleicht seine geschlossenste Gestalt geschaffen. Begreiflich: denn mehr noch als der wilde Kirby oder der Richter Temple steht sie für die Welt, die der Dichter schon mit eigenen jungen Augen geschaut und die sich seither kaum wesentlich verändert, nur eben nach Westen vorgeschoben hatte. Wundervoll setzt sich die eiserne Art dieses spröden Willensmenschen ab gegen die überlegene Milde, die melancholisch klare Humanität des einsamen Jägergreises; in wenigen schneidendscharfen Zügen wird die Stellung des eigentlichen, des bindestrichlosen Amerikaners aus iroschottischem Keltengeblüt zu Mitmensch, Mitgeschöpf, Indianer und Natur gekennzeichnet. Neben der düsteren, antik einfachen, antik grausen Familientragödie der Auswanderer verlöre sich alles übrige Geschehen dieser manchmal von mystischem Nordlicht überglühten Erzählung in belangloses Nichts, ständen nicht der dunkel gewaltige Ismael Bush und der zum Seher verklärte weißhaarige Weidmann als Gegenspieler eines viel größeren, viel ernsteren Dramas einander gegenüber, als Sieger und Besiegter in der ewigen Tragödie des Lebens selbst. Der einst für seine weißen Brüder Jagd auf die Rothaut gemacht, Völker und Zeiten haben

ihn überholt, aus einem Führer ist er zum ruhlos Gejagten, zum heimatlos Schweifenden, zum bedrängten Wilde geworden, und nicht drüben im alten Virginien oder an den Seen, an einer der Stätten, die er gegründet und verteidigt, fern überm Strom in der unermeßlichen Prärie, bei den freundlichen Pawnees beschließt er endlich, erfüllt und erschöpft, sein reines, reiches, einfältiges und großartiges Dasein. Die ruhige Schilderung dieses schlicht erhabenen Todes gehört zu den klarsten Juwelen der Weltliteratur; ihre innige Leuchtkraft überstrahlt noch die unvergeßlichen Szenen von Chingachgooks Sterbegesang und Ende in den „Ansiedlern“ und den Abschied Nattys vom Grabe seines treuen schweigsamen roten Bruders. Ein gewisser Zug zur Ballade beherrscht übrigens die ganze von tragischen Konflikten hochgespannte romantische Erzählung; wie die Gebilde einer jener Luftspiegelungen der südlichen Prärie jagen Gestalten und Ereignisse, Themen und Rhythmen einer steppenbraunen Rhapsodie über schweflige Horizonte hinweg.

Daneben macht allerdings auch die scheinbar absichtslose Zusammensetzung der handelnden und leidenden Personen für den Kenner einen Hauptreiz des eigenartig gegliederten Romans aus. Das ganze Amerika des beginnenden 19. Jahrhunderts zeigt sich in entscheidenden Verkörperungen auf der unaufhaltsam vorrückenden Siedelungsgrenze verdichtet. Den Indianern der noch unberührten weitwestlichen Prärie gegenüber die rohe Sippe der Squatter, der Freisiedler, die sich um die Menschenrechte der roten Rasse so wenig kümmern wie um die Landpatente eben jener Regierung, die vor einigen dreißig Jahren den aufhorchenden Völkern der Erde das Evangelium der Menschenrechte so salbungsvoll gepredigt hat. Dazwischen der uralte heimatlos schweifende Wildsteller, den eigenes Schicksal und trübe Erkenntnis mit den Verdrängten und Betrogenen fühlen gelehrt und der selbst fast zum Indianer geworden; der junge derbe Paul, Vertreter eines neuen, rauheren, „amerikanischeren“ Geschlechts von Jägern, der Ahnen der künftigen Cow-Boys und rücksichtslosen Büffelschlächter; Middleton, der Typus jener Grenzoffiziere, die später neben einzelnen hervorragenden Scouts — Führern — vom Range des großen Kit Carson zu den eigentlichen Helden der amerikanischen Siedelungsgeschichte wurden; endlich Obed Battius, der harmlos sanftmütige Gelehrte, bei dem man ohne weiteres an die beiden Michaux, die Erforscher der alleghanischen Flora, oder an Audubon, den amerikanischen Brehm denken mag. So ist auch die „Prärie“ ein Heimatbuch im höchsten Sinn des viel mißbrauchten Begriffes, und das Buch welcher Heimat, Heimatkunst, welches Könners und Kenners!

Trotz überragender dichterischer Stärke hatte die „Prärie“ nicht den Erfolg des so recht sentimental-romantisch-abenteuerlichen „Letzten Mohikaners“, und nun währte es lange, ehe Cooper das angesponnene Garn noch einmal aufgriff. Vielen mittelmäßigen Romanen folgte endlich 1840 „The Pathfinder“ (Der Pfadfinder), das berühmte Buch, dessen Titel uns zum Inbegriff von westlichem Heldentum und zu bleibendem Gut unseres Sprachschatzes geworden ist. An sich ist der „Pfadfinder“ ja keine bedeutende Schöpfung, mögen auch einzelne Charakterköpfe recht gut gelungen und die Schilderungen der Kämpfe um Forts und Blockhäuser ohne weiteres den Wert historischer Quellen beanspruchen dürfen. Dagegen wird Natty Bumppo, der „Lederstrumpf“, hier zum erstenmal Titelheld eines Romans, auf ihn fällt alles Licht der Ereignisse, und als wirklicher „Held“ nicht der Büchse sondern des Herzens rührt er uns deshalb, weil der erprobte Mann im Kampfe gegen den inwendigen Feind das schwerste und preislichste Heldenstück vollbringt, weil er entsagt. Ist es schon seltsam ergreifend, diesen ehrlichen treuen Hagen der amerikanischen Wildnis in vorgerückten Jahren stillbescheiden zu später Liebe erblühen zu sehen, tiefer noch erschüttert sein ebenso stiller, feiner Verzicht zugunsten seines jungen Freundes und Schülers, am tiefsten aber das damit verbundene Opfer, die Verleugnung der eigenen Unfehlbarkeit und Überlegenheit. Dieser wunderschöne Zug erhebt auch die „Pfadfinder“-Geschichte zum Kunstwerk, und um dieser einen prachtvollen Menschlichkeit-Allzumenschlichkeit sollte das Buch noch heute fleißiger gelesen werden. Es wird so viel in Psychologie gemacht und gefaselt; wenige moderne Romane können sich darin jenem alten einfachen „Indianerschmöker“ vergleichen.

Schuß und Waffe spielen in allen „Lederstrumpf“-Geschichten eine naturgemäß starke Rolle. In seinem letzten Lederstrumpf-Roman „The Deer-slayer“ (Der Hirschtöter, 1841) bedient sich Cooper noch einmal dieses wohlberechtigten, dem Stoffe selbst entwachsenen Kunstmittels. Das ist Epos vom Geiste Homers, Erzählung vom innersten Wesen unserer alten schwerterklirrenden Reckensage. Wie der Bogen des Odysseus, die Waffen des Achill, mehr noch wie der Balmung des Nibelungen-, der Mimung des Wieland-, der Eckesachs des Dietrichmythus wird die gefürchtete und berühmte lange Büchse, der „Killdeer“ zu einem unabtrennbaren Gliede des führenden Helden selbst, zu einem Teil von seiner Kraft, zum Träger und Gleichnis der ihn umwitternden Gerüchte. Nachdem wir durch vier Bände an den Taten und Schicksalen, an Siegen und endlichem Altersrost dieses Killdeer wie seines Herrn Anteil genommen, nachdem uns diese Waffe so lieb geworden wie ein Mensch oder Ideal, erfahren wir endlich, wie es vorzeiten in die würdige Meisterhand des damals noch jugendlichen Natty gelangte: als Geschenk zweier — Mädchen, Judith und Hetty Hutter, der Töchter des verdächtigen alten Tom, der auf Arche und Kastell in den urwaldverhangenen

Buchten jenes selben Sees haust, an dessen Ufern vielleicht fünfzig Jahre später die wüsten Flinten der Ansiedler knallen, Billy Kirbys Axt durch die Forsten hallt, das dürre Gesetz über das lebendige Recht siegt, die Tragödie des silberhaarigen „Lederstrumpf" sich vollzieht. Das alles ist höchst reizvoll und rundet die Pentalogie der Erzählungen zum geschlossenen epischen Großkunstwerk, zum Heimatbuch, wie es in solcher Kraft, Fülle und tiefen Bedeutung kaum ein zweites Volk der Erde besitzt. Dort, wo einst des jungen „Hirschtöters" Füße mit dem Tode um die Wette gerannt und auf den Gluten des Marterpfahls gestanden, werden sie ihm um ein geringes Vergehen in den schmachbaren Stock geschraubt; wo einst der kühne Chingachgook seine Braut aus dem Gewahrsam der Feinde entführt, endet später der hochbetagte John Mohegan, der eigentliche „letzte Mohikaner", von losbrennendem Schießpulver geröstet — Gleichnisses genug — in den heulenden Flammen seiner geraubten Heimatwälder. Wie ein Blitz schlägt das durch all die dunkle Tragik der in wenige Jahrhunderte, ja Jahrzehnte zusammengeballten amerikanischen Geschichte: der Leidensgeschichte der roten Rasse, der Schicksalsgeschichte jener ersten, von ihrem eigenen Volke überholten, verdrängten und vergessenen Kundschafter und Pfadfinder. Der verzehrend schnelle, unaufhaltsam beschleunigte Puls der Jahrtausende europäischer Kultur nachraffenden und übertrumpfenden amerikanischen Lebens, Amerikas und der ganzen Welt Verhängnis, pocht schon in diesen scheinbar veralteten Büchern als Quell.

Hier freilich ist noch alles Morgenstimmung und Stille; taufrisch in unberührter Jungfräulichkeit liegt die Seelandschaft unter den Flügen der Adler, unter Sternen und Stürmen der Jahreszeit. Manchmal ein Schuß mit seinem Widerhall, manchmal der Schlachtruf eines Indianers oder der Sehnsuchtsschrei des brunstigen Hirsches: dann wieder das Schweigen der tausendstimmigen Wildnis, die Schöpfung in ihrer Unschuld, das Alldasein des großen guten Geistes Manitou. Wie Symbole dieser zarten Anfänglichkeit stehen die schwachsinnig kluge, lieblich fromme Hetty — gleich dem Psalmsänger David im „Mohikaner" eine Schwester des Kindes in Goethes Löwennovelle — und der noch unbärtige, von keinem Tropfen Menschenblutes bespritzte reine Tor Natty einander gegenüber, bis die Schuld des würgenden Menschengeschlechtes auch in des jungen Jägers Leben entscheidend hereinbricht. Wundervoll, wie dies kleine keusche Idyll sich gegen die sinnliche Bewußtheit des zweiten Paares Harry-Judith abhebt; staunenswert, wie Cooper hier noch einmal mit ganzer Kraft und Innigkeit den streng durchgeführten Charakter seines Helden angelegt hat: treu, karg, ehrlich, nüchtern, wunderlich beredt, auf seine Schießkunst stolz bis zur Schwäche, fromm, barmherzig, gerecht, alles in allem ein guter Christ, ein Vorbild und berufener Führer der Menschen. Auch der „Hirschtöter", die aus Motiven des Gesamtwerkes nachkomponierte Lederstrumpf-Ouverture mit Hetty und Natty, dem alten zweideutigen Tom und dem schweigsamen Chingachgook, dem unfehlbaren Killdeer und dem elfenbeinernen Elefanten gehört zu den unzerstörbaren Geschmeiden der Weltliteratur.

*

Vielleicht hat am 13. September 1845 unter Legionen weniger geschmackvoller Amerikaner auch Cooper der theatralischen Beisetzung jenes merkwürdigen Mannes beigewohnt, der 1820, drei Jahre vor Erscheinen der „Ansiedler" nach unstetem Greisenalter, heimatlos und menschenscheu, fern in der westlichen Prärie sein unruhiges Jägerheldenleben beschlossen hatte, um im Geschöpf des Dichters zu neuem Sein und Wirken aufzuerstehen.

Dieser wahrhafte Pionier und Pfadfinder, der voreinst auch in Europa von sich reden gemacht und den — ziemlich gleichzeitig mit Coopers „Ansiedlern" — selbst Byron mit sieben Stanzen seines Don Juan feierte, dieser Heros der nordamerikanischen Wildnis ist Daniel Boone, eine der anziehendsten Erscheinungen westlicher Geschichte. Sein tragisches Schicksal und seine Züge sind es, die Cooper mit deutlichem Anklang des Namens in seinem Natty Bumppo zur epischen, halb schon in Gewölk der Sage hinaufragenden Gestalt verdichtete, und bei der von Mythe umwitterten Volkstümlichkeit dieses entrückten alten Kämpen, angesichts seiner Verdienste und blühenden Schöpfungen, unterm Druck des öffentlichen Bewußtseins schwerer Schuld gegen den berühmten Mann, einen der hervorragendsten und nützlichsten Bürger des jungen Staates, mußten die jedem unterrichteten Amerikaner verständlichen Lederstrumpfgeschichten, Anklage zugleich und Verherrlichung, gewaltiges Aufsehen erregen. Das allein schon erklärt ihren Erfolg. Die „Ansiedler" und „Die Prärie" sind Schläge gegen den schon fertigen Amerikanismus, dem Boone wie die rote Rasse und die amerikanische Natur erlegen ist.

Die Darstellung dieses ruhelosen, an Ereignissen reichen Lebens würde einen starken Quartband füllen. 1734 in Pennsylvanien geboren (und vielleicht nicht ohne einen Tropfen deutschen Blutes) zeigte Boone frühe schon unbezwingliche Neigung zu weiten einsamen Streifzügen durch die Tiefen der damals noch unermeßlichen Wildnis. Später am Yadkin in Nordcarolina ansässig, überließ er die Bewirtschaftung seines Hinterwäldlergutes dem treuen und ergebenen Bruder Squire; er selbst, obwohl Gatte und Vater, schweifte oft monatelang in den Gebirgen, die damals, um 1765, etwa den Grenzwall weißer Besiedelung bildeten. Was jenseits dieser Höhendämme, der „blauen Reihe" und den dahinter gleichlaufend streichenden Alleghanies lag, das ahnte man nur aus dunklen verwehten Gerüchten. Da kommt eines Tages ein Mensch

namens Finley zum gerade anwesenden Boone und entwirft ein verführerisch glühendes Bild jener Landschaft, die er als Gefangener der Roten und dann als Flüchtling durchwandert. Boone hört von ungeheuren Büffelherden, herrlichen Parkwäldern, üppiger Dammerde, von einem Paradies; der Aufbruch ist beschlossen, noch im selben Frühjahr macht er sich mit dem unerschrockenen Finley und einigen unternehmenden Nachbarn auf den gefährlichen Kundschafterweg nach dem neuen Kanaan.

Diese Reise Boones und sein mehrjähriger Aufenthalt in der Rohrwildnis des neuentdeckten Kentucky — das indianische Wort Kintock-i bedeutet bald soviel wie „Land des grünen Rohres" bald „blutiger Boden" — haben sogar in Deutschland vorübergehendes Aufsehen erregt, als die Kunde davon in einem 1784 erschienenen Bericht nach Europa gelangte. Unterwegs schon zerfiel der erfahrene und vorsichtige Waldläufer mit dem hitzigen Finley. Die kleine Gesellschaft trennte sich, Finley und seine Genossen wurden nicht wiedergesehen, wahrscheinlich von streifenden Indianern erschlagen. Boone und sein Gefährte Stewart richteten sich in einer der zahlreichen Kalkfelshöhlen der schroff eingerissenen, vollkommen geschützten Bachtäler für den Winter ein. Da, kurz vor Weihnachten 1769, werden auch sie von Indianern überfallen und verschleppt. Ihnen gelingt die Flucht; trotz solcher Erfahrungen denken sie nicht an Heimkehr. Im Vorfrühling stoßen Squire Boone und ein befreundeter Farmnachbar zu ihnen, nachdem sie die Spur der Ausgebliebenen an den vorsorglich angeschalten Malbäumen etwa dreihundert Kilometer weit verfolgt. Kurz darauf wird Stewart in einem Gefecht mit Rothäuten getötet. Dann tritt der Nachbar ganz allein den Rückweg durch Urwälder und Gebirge an; am 1. Mai scheidet auch Squire Boone von Daniel, um Tragpferde und Schießpulvervorrat herbeizuschaffen. In zwei Monaten wollte er das ungeheure Wagnis zwingen; früher noch, schon am 27. Juni trifft er wieder ein, ohne etwa einen Begleiter aufgeboten zu haben. Der einsame Daniel hatte inzwischen den Ohio entdeckt und eine Strecke hin erforscht; furchtlos schlief er nachts unter den Wölfen des grünen Rohres, ohne ihretwegen ein Feuer zu unterhalten. Solche Männer hat es einst gegeben; das waren die alten Hinterwäldler; das waren die „Lederstrümpfe".

Auch jetzt noch schob Boone die Rückkehr nach der Heimat hinaus: erst sollte das ganze neue vielversprechende Land gründlich untersucht werden. Auf einem ihrer Züge durch die paradiesische Wildnis stießen die Brüder mit einem canadischen Waldläufer zusammen, dem kleinen, lustigen, äußerst bewanderten Jean Martin. Später gesellte sich ihnen noch ein aus Louisiana vertriebener kreolischer Edelmann mit seinem treuen schwarzen Diener. Erst im Frühling 1771 traf die fünfköpfige Gesellschaft — von deren Urbestand Daniel Boone der einzig überlebende — am Yadkin in den Niederlassungen ein.

Von da an ist Boones Leben eine fast ununterbrochene Kette von Gefahren, Wanderungen, Abenteuern, Wagnissen, Verlusten. Der erste Versuch einer Einsiedelung nach Kentucky schlug fehl; in einem hitzigen Gefecht mit Indianern fiel Boones ältester Sohn. Nach schweren Kämpfen und bitteren Rückschlägen gelang die Anlage befestigter Dörfer an den Nebenflüssen des Ohio; aber nun mischte sich der amerikanische Freiheitskrieg mit seinen auf die Eingeborenen rückwirkenden zweiseitigen Politiken in das Unternehmen hinein. In einer heißen Indianerschlacht an den blauen Lecken verlor Boone zwei weitere Söhne; er selbst wurde von den Shawnees gefangen, als Amerikaner an den englischen Gouverneur Hamilton abgetreten, von diesem wieder den Roten zurückgegeben, da er die angebotene Flucht verschmähte — Züge, die im „Hirschtöter" deutlich wiederkehren. Später entwich er aus der indianischen Lagerstadt und legte auf seiner rastlosen Flucht etwa 170 Kilometer in drei Tagen zurück, eine geradezu sagenhafte Leistung.

Die tiefsten Bitternisse indes hatte das Schicksal ihm wie Coopers „Lederstrumpf" für das Alter aufgespart. Amerika war frei, Kentucky gegen Indianer und Engländer gesichert; da erwuchs Boone ein neuer furchtbarer Feind in Amerika selbst, in den Drachen aus seiner eigenen Saat, im erwachenden, durch ihn nach dem neuen Lande geführten Amerikanismus. Um den Besitztitel an dem von ihm gegründeten Boonesborough bei der virginischen Regierung gehörig zu erhärten, machte er sich mit Büchse, Pulverhorn und 20 000 Dollar in der Tasche auf den Weg nach Richmond, 600 Kilometer weit über Flüsse und Gebirge. Nach seiner Gewohnheit lagerte er auch hier, in den schon dichter besiedelten Gegenden nachts im Freien, wie er selbst auf dieser merkwürdigen Reise nur vom Ertrag seiner Waffe lebte. Da wurde ihm, dem wachsamen Jäger, den kein Indianer ungehört je beschlichen, von zwei herummarodierenden Hessen die ganze Barschaft gestohlen. Gelassenen Herzens und unverrichteter Dinge trat er die Heimwanderung an; aber hier empfing ihn die böse Nachricht, daß seine mit Blut und Leid der Wildnis abgerungenen Ländereien — die Keimzelle des neuen wertvollen Staates — nun tatsächlich von anderen, „patentierten" Ansiedlern beansprucht würden. Keine Hand rührte sich zu Boones und seines lebendigen Rechtes Schutz; das dürre Gesetz siegte. Das machte den ohnehin einsiedlerischen Mann zum Menschenfeind. Ohne Bedauern brach er seine Zelte ab und verließ die Gemeinschaft des Pöbels, der sich an seine Sohlen geheftet. Er selbst brauchte ja fast nichts; seine Büchse, sein Beil, das genügte. So zog er westwärts, um den verhaßten Rauch sogenannter Nachbarn nicht mehr zu sehen. Aber der Fluch wich nicht von seiner Spur; die Zivilisation, der Pöbel,

Amerika drängte unaufhaltsam nach: go ahead! ... Wie viele Blockhütten er auf diesem Schicksalswege gezimmert, bewohnt und wieder verlassen, niemand kann es sagen. Schließlich ging er über den Mississippi ins damals noch spanische Louisiana. Mit den bedächtig ritterlichen Spaniern und den Osage-Indianern der westlichen Prärie verstand er sich besser als mit seinen raffenden Landsleuten. Noch als zweiundachtzigjähriger Greis unternahm er einsame Hundertmeilenwanderungen durch Urwald und Steppe. Bisweilen zeigte er sich in den Forts wie ein Gespenst; dann verschwand er wieder im Abgrund der Wildnis. So lebte er die letzten 27 Jahre seines Daseins, entrückt, von Gerüchten umschattet, zur Sage geworden. Als Louisiana dann an Amerika kam, schikanierte man ihn nochmals um irgendeinen Wisch; Boone, einst ein recht gebildeter Mann, entschuldigte sich ganz höflich in einem kurzen Briefe, davon kein Wort, geschweige ein Satz halbwegs richtig geschrieben war. In seinen Urwäldern war er wieder zum Glück der Einfalt zurückgekehrt. Kurz vor seinem Tode besuchte ihn ein Maler, den die neugierigen Leute in den Städten ausgeschickt, den wunderlichen Alten abzuschildern und von ihm zu berichten. Er fand den greisen Jäger in seiner klassischen Blockhütte, müd und welk auf dem Lager von Fellen; aber handgerecht überm Feuer schmorte doch die saftige Hirschkeule am fleißig gedrehten Ladestock. Das ist das letzte Bild aus Daniel Boones kargem, großartig einfachem Heldenleben. Bald darauf verlosch das niedergebrannte Licht. Im bunten Herbst, wenn die Wildherden sich zu geheimnisvollen Wanderungen sammeln und zarter Fahldunst über der Prärie webt, im heiligen Herbst machte sich diese abgekehrte Seele auf den letzten Weg, hinauf zu Manitou und seinen ewigen Jagdgründen.

Auf die Kunde von Boones Tode (13. September 1820) brachen mehrere amerikanische Parlamente ihre Sitzungen ab; zwanzigtägige Ehrentrauer wurde beschlossen. Bildnisse des einsamen Alten zieren die Kapitole von Francfort und Washington; ein hageres gütiges Antlitz blickt uns versöhnlich an. Fünfundzwanzig Jahre später erfolgte die Überführung der Reste nach jenem Francfort, der kleinen Hauptstadt des von Boone entdeckten, eroberten und gegründeten Kentucky. Man hätte den menschenscheuen Waldläufer ruhig in der Erde westlicher Wildnis, unter den Donnern der Büffel, unter den dröhnenden Ritten der Indianer schlafen lassen sollen; dort war er im Schoße seiner Mutter, der Natur. Abertausende von hinterher dankbaren Amerikanern nahmen am geschmacklosen Gepränge teil, und sie wären nicht Amerikaner gewesen, hätten sie nicht selbst die Länge des Geleitzuges ziffernmäßig vermerkt. Er soll über mehr als eine englische Meile sich gedehnt haben — „der längste Leichenzug, der je zwischen dem Ohio und dem Atlantischen Ozean sich über amerikanische Erde bewegt hat", würde man in der Sprache jenes oft erbitternd kindischen Volkes sagen. —

Im Jahre 1851 starb auch der erst zweiundsechzigjährige Cooper in seinem heimatlichen Cooperstown am Otsego. Sein großes Werk aber, die Ilias, die Dietrich-Sage, schlechthin die „Saga" der nordamerikanischen Wildnis lebt noch heute in hunderttausend glühenden Knabenköpfen und dankbaren alten Gedächtnissen, und in ihrem Natty Bumppo lebt unsterblich auch jener fast zur Mythe gewordene Daniel Boone, dessen tragisches Schicksal, in seinen Gipfeln schon entrückt in Wolkenhöhen der Legende, gleichnishaft ist für die ewige Tragödie der Kultur, der Natur, der Schönheit, des Führers und jedes aristokratischen einsamen Menschen.

Der Gletscherweg (Pfandelscharte). Von Josef Maria Frank

Die weiße Einsamkeit spannt ihre Schwingen breit
Und singt im Schnee und Eis der Menschenseele ihre Lieder,
Und blendend gleißt die Weite wie Unendlichkeit ...
Wie eine schwarze Schattenschnur
Reiht sich der Füße Spur an Spur —
Der Gletscherweg zum hohen Grat;
Von oben fegt es, wellt es weiße Decke,
Daß sie die laute Menschenspur verstecke,
Und verweht sie wieder ...

Nur langsam schleppt der Fuß mich durch; der Atem pfeift.
Doch die beengte Brust trägt froh ein Herz, das nun befreit
Von aller Fessel ist, die Menschenenge über Herzen streift;
Es lockt der Gipfel wie die Hexe Lorelei —
Der Mund verdurstet nach dem Adlerschrei.
Und — endlich auf dem hohen Grat,
Fliegt über Berge, Eis und Schnee, hinschwingt
Der Blick sich fort wie Adlerblick und trinkt
Die weiße Einsamkeit ...

Das häßliche Mädchen

Von Kurt Münzer

Sie hat die besten Chancen und ist ihren schöneren Schwestern weit überlegen. Mag ihr Herz hochmütig, ihre Gesinnung von Einbildungen voll sein, sie wirkt dank ihrem unschönen Äußeren immer anspruchslos und harmlos — auf den Mann! Worauf allein es ja ankommt. Daß die Frauen sie lieben, ist selbstverständlich; denn sie ist keine Konkurrenz, sie ist das ungefährliche Mauerblümchen, sie ist zum Unterhalten gut, nicht zum Flirten.

Aber das ist's! Nicht zum Flirten. Ist es nicht Tatsache, daß das häßliche Mädchen viel früher und meist besser heiratet als das schöne? Daß Aschenputtel längst ihren Prinzen hat, indes die strahlenden Schwestern noch immer von Ball zu Ball walzen müssen und wohl Tänzer, aber nicht Freier finden?

Das schöne Mädchen entflammt die Männer, das häßliche gewinnt sie. Dieses blasse, schlichte, anmutlose Fräulein scheint ja niemals ehewütig zu sein. Bescheiden sieht sie aus, geduldig, hoffnungslos, sie geht nicht auf Männerfang. Die Herren sind sicher vor ihr; und darum nähern sie sich ihr. Der junge Mann liebt von vornherein das Mädchen, das keinen Anspruch auf ihn erhebt. Er unterhält sich gern mit ihr — und daraus wird eine Ehe. Der Weise hat immer geraten, wenn ein Mann eine Frau erwählt, soll er sich fragen, ob er imstande sein wird, sich ein Menschenleben lang mit ihr zu unterhalten. Alles andere kommt nicht in Betracht, wenn nur die Frau ihren Mann zu unterhalten versteht.

Das schöne Mädchen wirkt als Heiratskandidatin. Wie schreckt das die Männer ab! Sie sind vorsichtig mit den Schönen und schnell vertraut mit den Häßlichen. Die Schöne sitzt da, und alle ihre Reize rufen und locken und versprechen: „Heirate mich, und alles ist dein!" Der Mann weiß aber, daß die süße, feine Haut erschlafft, der Busen sich unaufhaltsam senkt, das holde Rund der Schultern verfettet, daß hinter der Schönheit die Vergänglichkeit steht. Das schöne Mädchen kann nur häßlich werden, aber das häßliche sich verschönen. Die Ehe kann die Haut glätten und färben, Mutterschaft kann den eckigen Formen Fülle geben, die Liebe, das Glück, der Mann kann das Wunder vollbringen und dem Entlein Schwanengefieder sprießen lassen. Aber das schöne Mädchen steht von vornherein in Blüte und Schmuck; Leidenschaft kann da so leicht zerstören.

Also amüsiert man sich mit den ledigen Schönen, liebt es aber, sie von anderen geheiratet zu sehen. Denn es gibt keine größere Genugtuung, als eine häßliche Frau zu besitzen und die Schöne am heimischen Herd der Freunde zu wissen. Nicht umgekehrt! Der Gatte der häßlichen Frau — wenn er klug ist, und welcher Mann ist in solchen Ehefragen nicht klug? — ist nie beschämt, sieht er die Freunde im Besitz der schönsten Gefährtinnen. Vielmehr geht ein stillvergnügtes Siegerlächeln über sein Herz. Denn alle diese Schönen können ihm zufallen: welche schöne Frau ist restlos glücklich in ihrer Ehe! Sie weiß, daß sie um ihrer Schönheit willen geliebt ist, und das ist nicht viel. Sie ahnt die Hinfälligkeit und Unsicherheit solcher Liebe, Liebe, die nur Zärtlichkeit, Wollust, Gefallen ist, niemals tiefste Ergriffenheit der Seele. Und so sucht sie den Mangel an Liebe auszugleichen, indem sie Liebe von allen Seiten schöpft, indem sie hundert Verliebte um sich sammelt, da sie den einzig Liebenden nicht hat.

Aber die häßliche Frau ist treu! Sie weiß wohl, daß ein starkes Gefühl ihren Mann an sie gebunden hat. Mit Reizen der Sinne konnte sie ihn nicht gewinnen. Es muß wohl ein Hingerissensein des Herzens gewesen sein, das ihn sie heimführen ließ. Sie weiß sich also im Tiefsten geliebt, weiß sich ganz verstanden und gewürdigt. Und wer, der nicht gemein ist, vermöchte Liebe zu hintergehen? Dankbarkeit ist die stärkste Stütze der Treue. Das häßliche Mädchen gibt dem Manne, der sie liebt, einen unermeßlich reichen und köstlichen Schatz, einen Schatz, den der Gatte der schönen Frau nie kennenlernt. Die Häßliche ist hundertmal frauenhafter als die Schöne, ihre Leidenschaft ist die allertiefste, ihre Liebe die innigste, ihre Zärtlichkeit die erfinderischste. Die Schöne ist immer kokett. Ihre Schönheit ist der Fluch über ihren Umarmungen, der Schatten über ihren Küssen, die Unvollkommenheit über ihrer Hingabe. Sie gibt sich nie völlig hin. Schönheit ist ein Panzer, den selbst die Liebe nicht lösen kann. Die Eitelkeit hat ihn erfinderisch zugeschnürt.

Aber die Häßliche kennt keine Hemmungen des Gefühls. Ihre Liebe ist ein Wunder an Entfaltung von Herzensschätzen. Dankbarkeit löst den letzten Riegel. Der unschöne Mund wird dichterisch beseelt, die mageren Arme werden ein süßestes Gefängnis, der

arme Busen hebt sich in einer Zärtlichkeit, die den Mann verwirrt. Mit ihrer Liebe entschädigt die Häßliche den Mann für die Reizlosigkeit ihrer Erscheinung. Seines heimlichen Schatzes gewiß führt er sie überlegen lächelnd durch die Salons, Ballsäle und Foyers. Der Mann der Häßlichen ist immer aufrecht, stolz, heiter, siegesgewiß. Der Mann der Schönen hat so leicht etwas Gedrücktes, Lauerndes, Eingeschüchtertes. Denn die Gefahr schwebt über seiner Ehe, das Horn über seiner Stirn. Er geht neben der Gattin entweder wie ein Schutzmann oder wie ein Gefangener; entweder rollen seine Augen drohend, oder sie suchen den Boden in Unsicherheit; wie oft schwankt er unter ihm!

Der Mann der Schönen lebt im Zwange, der der Häßlichen in Freiheit; der eine krankt an Eifersucht, der andere blüht im Vertrauen; den einen verfolgt das Gespenst irgendeiner Blamage; den andern wiegt Sicherheit. Der eine beschäftigt Detektive; indes der andere sorglos seine Frau allein ins Bad schickt. Mit der Schönheit der Frau wachsen die Unglücksmöglichkeiten für den Mann. Wer die Häßliche freit, gewinnt die ewige Ruhe seines Gemüts.

Es ist der alte Zwiespalt: man kann dem einen nur gerecht werden, indem man ungerecht gegen das andere wird. Absolute Gerechtigkeit ist eine Illusion. Selbst die als Personifikationen der Gerechtigkeit dastehen, der Richter, das Schicksal, der Tod, sind kurzsichtig, einsichtslos, bitter parteiisch, wenn man genau zusieht. Man könnte ebensogut das Lob der Schönen singen; und dann müßte die Häßliche dran glauben. Dann wäre die Schöne der Altar und die Häßliche das erbarmungslos hingeschlachtete Opfer. Aber hat man begonnen, die Häßliche zu preisen, muß man konsequent bleiben — Konsequenz ist doch das einzige, was ein Urteil, und sei es das falscheste, rettet — und die Schönen mitleidlos hinrichten. Selbst das aber bleibt noch ein Vergnügen. Es ist immer wundervoll und wohltuend, mit schönen Frauen sich zu befassen, sei es auch, um ihren Bankerott zu erklären. Man kann sich Männer vorstellen, die lieber eine Schöne hinrichten als eine Häßliche leben lassen. Aber daneben gibt es andere, die aus purem Eigensinn und versteckter Konsequenz, vielleicht nur, um eine Überschrift oder ihre Tischnachbarin oder gar ihre Braut zu retten, das Loblied des häßlichen Mädchens singen.

So ein ungerechter Mann sagt weiter: „Ich bitt' Sie, eine schöne Frau, was hat die für einen Aufwand nötig! Man redet schon gar nicht von ihren Hüten und Mänteln und Pelzen, aber sie braucht zum Beispiel einen Hund, die eine einen Boxer, die andere ein Windspiel; sie braucht ein sorgfältig im Licht abgestimmtes Zimmer, sie kann überhaupt nur zwei Farben tragen, sie kann um Gottes willen nicht in einem Mietsauto fahren, denn das Auto muß braun sein; sie muß täglich ausreiten, um sich ihre Figur zu erhalten, muß täglich turnen, schwimmen, Tennis spielen; sie kann unmöglich Zeit für den Geliebten haben, höchstens e i n m a l darf sie Mutter werden. Wer dürfte ihr zumuten, sich in ein Bierrestaurant zu setzen! Zu ihr passen nur Kristallkelche und die edlen Farben alter Weine. Die schöne Frau ist rasend kostspielig, rasend diffizil. Die kann unmöglich mit der Frau des besten Freundes ihres Mannes verkehren, weil deren Hauttimbre den ihren herabsetzt."

Aber die häßliche ist fabelhaft billig. Sie wird nicht entstellt, wenn ein ordinäres Glas Bier vor ihr steht. Selbst Droschkefahren tut ihr keinen Abbruch. Sie kann alle Farben tragen, denn keine steht ihr, sie kann jede Beleuchtung aushalten, denn keine vermag sie zu verschönen. Weder braucht sie einen Hund noch einen Kavalier. Bei ihrem Verkehr kann die Wahl des Herzens maßgebend sein; kein Hauttimbre irritiert sie. Auf Grund welcher Reize dürfte sie wagen, anspruchsvoll zu sein? Sie ist eben die geborene ideale Gattin. Ihren Kindern kann sie keine Welt entreißen; sie verachtet die „Welt". Da sie häßlich war, hatte sie Zeit, sich zu bilden. Sie hat geistige Schätze neben denen des Gemütes. Mit einem Wort: die häßliche Frau ist die Vollkommenheit.

Aber nun geschah es, daß ich eines Nachmittags den jungen Herrn traf, der mir diese Dinge sehr begeistert vorgetragen hatte — einmal, als ich ihm mit einem auffallend häßlichen Mädchen begegnet war. Nun traf ich ihn bei einem Tee, und zwar an der Seite einer faszinierenden Schönheit. Er erwiderte meinen Gruß mit einer Nonchalance, inneren Genugtuung und Überlegenheit, daß ich baß erstaunte. Ich finde, er hätte nach seinen Ausführungen vielmehr erröten müssen, sich in so kompromittierender Situation erblicken zu lassen. Aber er saß da in offenbarer Glückseligkeit. Da wußte ich weder ein noch aus.

Römische Bildnisse

Von Max Osborn

Mit acht Wiedergaben von Gemälden des Malers Ernst Hellemann

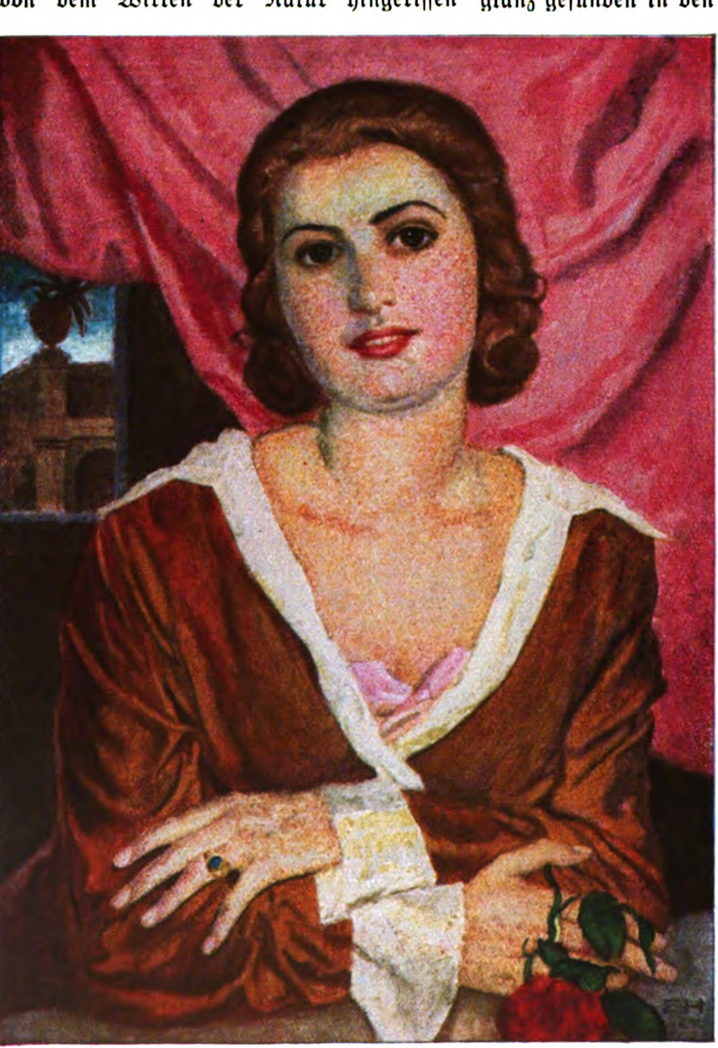
Fürwahr wie Venus Amathusia — Stieg sie vom Capitol die Stufen nieder — Nie fand mein Aug', solang es Schönheit sah — So stolzen Wuchs, so königliche Glieder." Immer wieder habe ich an diese Verse aus einem Gedicht Paul Heyses denken müssen, die mir im Gedächtnis blieben, wiewohl der Zusammenhang und sogar der Titel des Gedichts mir entschwunden sind — immer wieder, wenn mir auf den Straßen Roms, wirklich vom Capitol, oder auch von der Spanischen Treppe heruntersteigend, eine jener Frauen begegnete, die den ganzen Stolz des Latinerstamms, die ganze Majestät der alten Kunst in sich bewahrt zu haben scheinen. Wer je in den Städten Italiens oder auch anderswo in europäischen Ländern von schönen Lippen auf die Frage nach der Herkunft ihrer Trägerin die Antwort gehört hat: „Ich bin eine Römerin", wer gesehen, wie nach dem selbstbewußten Klang dieses Satzes die Lippen sich wieder herb und hochmütig zusammenschlossen, wie der dunkle — oder auch blonde Kopf (denn wer ermißt den Umkreis germanischer Mischungen dort unten) sich hob und der Glanz von zwei funkelnden Augen sich auf den Neugierigen richtete, der weiß, was solcher Bescheid zu bedeuten hat.

Die Männer dort unten entsprechen nur selten noch dem Bilde, das der deutsche Wanderer, der mit seiner klassischen Bildung im Koffer zuerst über die Alpen kommt, sich wohl in seiner Phantasie vorgestellt hat — wenngleich sich gerade jetzt, unter dem Einfluß der mächtig emporgeflammten nationalen Bewegung, unter der Führung von Mussolinis Galba- oder Vitellius-Kopf, im äußeren Anblick der faszistisch erregten Italiener zu wunderbarem Schauspiel für den Fremden etwas wie eine Um- oder Neubildung der Rasse zu vollziehen scheint. Aber die Frauen haben in Wahrheit durch die Jahrhunderte den imposanten Typus des Römertums unverwischt erhalten. Kein größerer Gegensatz ist denkbar als zwischen dem deutschen Ideal des hellen, verträumten, volksliedmäßigen, keusche Hingebung versprechenden Frauen-



Frau dal' Ongaro

antlitzes und dieser streng geformten, gebieterischen Schönheit, die zugleich lockt und fernhält, in deren edlen Zügen Kälte und selbst Grausamkeit nicht fehlen. Eben darum ist der Zauber, der von diesem weiblichen Geheimnis ausgeht, auf den Nordländer stets von besonderer Gewalt gewesen. In der Ehe Arnold Böcklins mit einer Tochter der Campagna, in der Verbindung Anselm Feuerbachs mit Nanna, deren heroische Züge uns von manchem Meisterwerk vertraut sind, erblicken wir gleichsam ein Symbol der Vermählung nordischen und südlichen, modernen und antiken Geistes, wie sie in großartiger Vision Goethe in der Hochzeit Fausts mit Helena versinnbildlicht hat. Wieviele deutsche Maler in dem kleineren Kreise, den ihr Talent zog, ähnliches erlebt haben mögen — es ist nicht zu ermessen. Unzählige werden von dem Wirken der Natur hingerissen worden sein, die in diesen Römerinnen die ganze unvergleichliche und unerhörte Geschichte der einzigen Stadt in Gebilden, vor denen wir uns ehrfürchtig und entzückt zugleich neigen, zu hinreißender lebendiger Anschauung werden ließ. Wer ergründet das Rätsel Rom? Das Gesicht der Stadt ist in leuchtender Sonne vor uns ausgebreitet, und wir können es doch nicht in seinen letzten Tiefen begreifen. Als Ferdinand Gregorovius, der Geschichtsschreiber der italienischen Hauptstadt, einmal bei einem Diner von einer deutschen Tischnachbarin angeredet wurde: „Sie können mir gewiß sagen, Herr Professor, wie lange man braucht, um Rom wirklich kennenzulernen" — antwortete er: „Leider nein, gnädige Frau, ich lebe erst achtzehn Jahre hier". Dies Rätsel, diese Unergründlichkeit hat seinen erstaunlichen Abglanz gefunden in den Frauen, die auf dem Corso, auf der Piazza Colonna, auf dem Pincio, auf der Via Appia an uns vorüberschreiten.



Francesca Brunoro

Auch Ernst Heilemann, dem Berliner Maler, haben sie es angetan. Der Deutsche kennt ihn, der Künstler wird das nicht übelnehmen, vor allem als den geschickten, erfindungsreichen, gern fröhlichen und lebenslustigen Illustrator, der unübersehbare Heerscharen von hübschen, feschen, koketten, elegant gekleideten (mehr oder weniger gekleideten) Damen und Dämchen der „Gesellschaft" und der Schicht, die sich gern dazu rechnen möchte, auf das Papier geworfen hat. Er mag darunter oft geseufzt haben. Aber es half nichts, die ungeheure Publizität eines flotten Zeichners, der aus unerschöpflichem Füllhorn illustrierte Zeitschriften beschenkt, kann nicht aufkommen gegen die Wirkung dessen, was der Künstler sonst in seiner Werk-



Venezianerin

statt schafft, was er „eigentlich“ will und erstrebt.

Man hat oft ganz übersehen, wie glänzend Heilemann sich als Bildnismaler gehalten hat, und was der „Zeichner“ — so ward er obenhin abgestempelt — als Maler arbeitete. Zu den besten Stücken, welche die Kunstsammlung der Stadt Berlin enthält, gehört ein Porträt des Bildhauers Ignatz Taschner von Heilemann, ein Werk, das durch seine breite und frische Farbenführung ebenso kostbar ist wie durch die ins Zentrum treffende Charakteristik der künstlerischen Persönlichkeit Taschners und ihrer merkwürdigen Erscheinung. In eben dieser Berliner Sammlung befindet sich auch noch ein zweites Bild Heilemanns, ein Blick aus der Campagna, über deren welligen Boden bei grauem Himmel eine Frauengestalt in modernem Kostüm hinschreitet, eine Erinnerung von unmittelbarem impressionistischen Reiz. Wer diese Bilder kennt, wußte schon



Ida de Angelis

seit langen Jahren, daß Ernst Heilemann weit mehr ist, als was seine kecken Szenen aus der Welt, in der man sich nicht langweilt, manchen vermuten ließen. Daß er sozusagen diese Dinge mit der linken Hand hinsetzt, während er mit der rechten, vor der Staffelei, Gemälde ganz anderen Charakters auf die Leinwand zu werfen weiß.

Da kam vor zwei Jahren eine Überraschung. Die Große Berliner Kunstausstellung brachte in einem Kabinett eine ganze Kollektiv-Ausstellung Heilemanns, die den meisten Besuchern etwas ganz Neues sagte. Sie legte Rechenschaft ab von den neuen Studienfahrten des Künstlers in Italien, und man erkannte in breitem Umfang, welche Anregungen, welche machtvolle Auffrischung er dabei gefunden hatte. Man sah Stilleben von einer fülligen Üppigkeit, in denen sich etwas von der Genußfreude südlichen, römischen Lebens sammelte. Man sah vor allem Landschaften, die mit souveränen Strichen die Glut und strotzende Fruchtbarkeit, aber auch die Größe und Weiträumigkeit der südlichen Natur einfingen. Und man sah Porträts, namentlich Frauenbildnisse von einer ganz neuen Haltung, die von dem Versuch Kunde gaben, den Sinn des herrlichen Landes in menschlichen Köpfen, Händen und Figuren zu deuten. Auf diesem Wege schritt Heilemann fort. Die Reihe der Bilder, die dies Heft wiedergibt, beweist, wie weit er dabei gelangt ist, wie er dem Problem, stolze und anmutige Repräsentantinnen des begnadeten Reviers im künstlerischen Abbild zu fassen, näher und näher rückte.

Die neue Bewegung der Kunst unserer Zeit mag den Maler dabei ermutigt und gestützt haben. Wir haben, nach den Jahren, da die Kunst sehnsüchtig an der Arbeit war, seelisches Ringen und Kämpfen zu enthüllen und für diese vordem unbekannten Aufgaben sich den passenden Formausdruck von Grund aus neu aufzubauen, wieder Freude gewonnen an der klaren Disposition, dem harmonischen Liniengefüge, dem abgerundeten, in sich geschlossenen Vortrag, dem man sich vorzeiten, dem Vorbild der Alten nacheifernd, zuwandte. Es scheint, daß die Macht der Antike, seitdem sie einmal in die Weltgeschichte der Kunst eingetreten, unzerstörbar ist. Jedesmal wenn im Verlauf der Entwicklung der schöpferische Menschengeist zu Ausdrucksmitteln griff oder gedrängt wurde, die abseits von ihrem Wege liegen, erweist sie aufs neue ihre magnetische Anziehungskraft. Jahrhunderte können dazwischen liegen — sie steigt in alter Größe wieder auf. Es ist, wir mögen uns dagegen sträuben, wie wir wollen, als ob hier tiefste Gesetze, die aus den Gründen unserer Körperlichkeit wie unserer seelischen Verfassung (was ja aber letzten Endes wohl dasselbe ist) quellen, am Werke wären. Das Gleichmaß, die zweckvolle Architektur, die Symmetrie unseres Gliederbaus, unseres Antlitzes sind die Verfasser dieses ungeschriebenen Kodex. Was er in der Kunst verlangt, hat das Griechentum offenbar mit so unbestreitbarer Gültigkeit erfüllt, daß sein Einfluß nicht verschwinden will. Immer wieder wenn aus irgendeinem Anlaß



Contessa M. P.

die Geister in leidenschaftlichen Konflikten gegeneinander stürmten und dieser Streit in den Künsten sein Echo gefunden hat, drängt die aufkeimende Beruhigung in die Bahnen zurück, die einst von Hellas vorgezeichnet worden sind. Die Laune der geschichtlichen Begebenheiten seit fast zwei Jahrtausenden hat es dabei mit sich gebracht, daß Griechenland selbst oft fast zurücktreten mußte gegen Rom. Denn in Italien blühten die großen Traditionen, die das Römertum von dem kriegerisch besiegten und mehr und mehr dem nationalen Untergang geweihten Hellenentum einst übernommen hatte, in ununterbrochenem Lebensstrome weiter fort. Das Rom der Päpste, das Rom der Renaissance, das moderne Italien — das alles bedeutet breite und eigenartige Filter, durch die das klassische Wesen geleitet wurde, ohne seinen Kern zu verlieren. Erinnerung an die Antike ist hier kein romantisches Schwärmen für die Vergangenheit, sondern unmittelbarste Gegenwart. Wir haben in den letzten Jahrzehnten mitunter darüber gelächelt, daß



Florentinerin

die großen europäischen Nationen noch immer ihre römischen „Akademien" aufrecht erhielten. Im Zeitalter des Impressionismus und Expressionismus machten die führenden Künstler einen Bogen um Rom. Sie spotteten über die ewigen italienischen Studienreisen der voraufgegangenen Generationen. In den Weltstädten Mittel- und Westeuropas, in der kargen Landschaft des Nordens waren sie wertvollerer Anregungen sicher. Das hat sich in den letzten Jahren gründlich verschoben. Wieder sehen wir die jungen Maler und Bildhauer über die Alpenpässe ziehen. Jede Ausstellung bringt Bilder aus dem Arnotal, aus dem beliebt gewordenen Positano südlich von Neapel, und — versteht sich — aus Rom selbst. In Paris machte der Kubistenführer Picasso die Schwenkung, die zu dem Feldgeschrei „à la Ingres!" führte, was nichts anderes bedeutet als wiederum eine Annäherung zur Antike; denn Ingres war es, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, unbeirrt vom brausenden Schwall der Romantik und vom Lärm der figurenreichen realistischen Historienmalerei, das Ideal des Klassizismus zäh und unerschüttert verehrte.

Die Sehnsucht nach dem Rhythmus klarer Formen ist in uns unausrottbar. Ich habe in diesem wie im vergangenen Frühjahr größere Seefahrten gemacht und immer wieder erlebt, welche Seligkeit es für das menschliche Auge ist, wenn es aus der formlosen Wüste des Meeres die festen, geschlossenen, in unendlichen Varianten getürmten Bergzüge der südlichen Länder aufsteigen sieht. So ist uns heute auch vor den Werken der Malerei zumute. Wir wollen die aufwühlenden Versuche, auch die Experimente, die Unrast der Zeit, den Willen zum Neu-



Ottavia

aufbau aller Lebensbeziehungen, das geheime Ringen unserer Seele zu spiegeln, gewiß nicht mißachten. Die Bereicherung, die wir dadurch gewannen, bleibt dauernder Besitz. Aber es ist kein Zweifel, daß wir dabei auch in ein Wogen der Formlosigkeit gerieten. Die Reaktion darauf mußte kommen.

Auch Heilemann ließ sich vom Strome tragen. Vielleicht oder wahrscheinlich ohne sich klarzumachen, was ihn trieb. Er ging nach dem Süden und suchte seine Modelle, die ihm willkommene Hilfe boten, auszusprechen, was er sagen wollte. Man spürt es vor diesen Bildern, wie die hundertfältigen Anregungen, die er dort unten empfing, auf ihn wirkten. Er sah die Contessa M. P.: auf

stolzer weiblicher Gestalt ein Kopf von ebenmäßigen Zügen, fast dem eines römischen Jünglings ähnlich — und das Bildnis nahm eine Haltung an, die das unzweideutig betonte. Die Stellung der stehenden Figur vor einer Balustrade, aus der sich ein Postament mit einer dantesken Büste erhebt, klingt an Motive an, die seit der Renaissance oft verwertet wurden, um eine Gestalt aus dem römischen Kreise darzustellen. Die auffallend kräftig ausgebildete Hand, die zu der männlichen Elastizität des ganzen Körpers stimmt, wurde besonders betont. Das gelbe Tuch, das um das hellblaue Gewand geschlungen ist, steht zu diesem fast im Verhältnis von Toga zu Tunika. Ida de Angelis wird ganz renaissanceartig. Die Haartracht der Porträtierten führte zwanglos dahin. Es ist, als stände vor unseren Augen eine Frau vom Hofe der Borgia. Der Akkord Schwarz-Rot, der durch Gewand, Mantel, Tuch, Halskette und Ring geliefert wird, trägt zu dieser Wirkung bei. Nicht fern davon ist der Ausdruck der üppigen Ottavia, die den modernen roten Abendmantel wie ein schweres Gewandstück aus der Barockzeit um die Schultern gezogen hat. Linien klassischer Architektur, Säulen und Architrave, Zweige immergrüner Pflanzen und der kühle Schattenwinkel eines römischen Gartens geben eine Unterstreichung. Mit dem Fleckchen tiefblauen Himmels, das im Hintergrunde links hervorschimmert, korrespondiert der blaue Stein des Ringes an der linken Hand; kühle Töne klingen dadurch in den warmen Hauptton, den das Rot des Mantels dem Gemälde gibt. Die Venezianerin wieder, deren Antlitz wir im Profil erblicken, wird vor einen Frührenaissancebogen gesetzt, und aus dem Hintergrunde träumt eine Landschaft hervor, bei der die visionären Prospekte des Lionardo mitgesprochen haben mögen. Ganz anders wieder Auffassung und Farbenkomposition der Francesca Brunoro und der „Florentinerin“. Man erkennt, mit welchem Nutzen der Künstler die goldblonden Haarwellen des Palma vecchio studiert hat. Modernere koloristische Vorstellungen wurden hier maßgebend. Dort das sorgsam durchgearbeitete Spiel des braunen Kleides und des weinroten Vorhangs. Zu dem Kleide ist das Haar abgestimmt; das Rot des Vorhangs in der oberen Bildpartie klingt in der Rose am unteren Bildrand wieder an. Bei der Florentinerin vollends ist alles zu einem helleren System aufgelöst. Zu dem zarten Grün des Abendhimmels ist das dunklere Grün des Gewandes in Beziehung gebracht, dessen Changeantstoff rosa schimmert. Aber überall ward der Nachdruck auf plastische Ruhe, auf feste Flächenumgrenzung, auf durchgebildetes Formenspiel gelegt, damit wir erkennen, welchem Reich diese schönen Menschenkinder angehören, die uns Kunde davon geben, daß ihre warme, atmende Jugend von fernen klassischen Ahnen stammt, und deren Augen vom Erleben von Jahrhunderten zu erzählen scheinen.



Antikes Stilleben

Das Opfer der Maria Woensam

Novelle von F. A. Apelt

Das Wirbeln der Trommeln begann eben wieder den Platz zu überschwemmen, als Judith Kemnater zu den Stadtgerichten auf die Bühne hinaufstieg und mit heller Stimme zu sprechen begann. Auf einen Wink des Stadtvoigtes ebbte der Wirbel verhallend von den Häuserfronten zurück, und alle, die den Platz und die Fenster füllten, hielten den Atem an, als die Jungfrau, aufgefordert ihr Anliegen zu wiederholen, den armen Sünder Thomas Woensam frei vom Galgen weg zum Manne begehrte. Alsbald erhob sich ein unbeschreiblicher Tumult, Pfeifen und Schreien, und da auf Geheiß des Stadtvoigtes, der sich Ruhe verschaffen wollte, die Trommler wieder anfingen ihren Wirbel zu schlagen, so schrak auch der blutjunge Geselle, der totenfahl, die Hanfschlinge um den braunen Hals, unterm Gerüste stand, aus seiner Sinnlosigkeit auf und ließ die Augen groß umhergehen, welch neues Unheil noch an der Todespforte seiner harre. Dabei fiel sein Blick auf die junge Magd, die ihm Ursache und Gegenstand der ungeheuren Erregung zu sein schien, und weil er als ein hübscher Kerl von den Frauen bisher nur Liebes erfahren hatte, so dachte er sich, daß sich das blonde Ding wohl für ihn verwende. Ob er nun auch von solcher Bemühung sich nichts versprechen konnte, so gab sie doch seinem Selbstgefühle neue Nahrung.

Inzwischen hatte das Toben der Menge sich besänftigt, und als nach etlichem Hin und Her der Stadtvoigt verkündete, daß altem Landrechte gemäß Thomas Woensam des Strickes begnadet, die Judith Kemnaterin aber gehalten sein solle, ihn auf der Stelle zum Manne zu nehmen, welche Kopulation Ehren Schottius unverweilt vornehmen möge, endete alles, da die Menge in Erwartung des Kommenden sich nicht weiter um das Schaustück betrogen fühlte, in ein versöhnendes Gelächter.

Der junge Mensch, der zwischen den Beinen seiner gehenkten Spießgesellen immer noch ungläubig obschon mit zunehmender Teilnahme den Vorgängen gefolgt war, hörte die freche Aufforderung des Freimanns, zur Exekution durch Ehren Schottius zu schreiten, so verständnislos an, daß er durch einen Tritt ins Gesäß in Gang gebracht sich plötzlich an der Seite eines jungen Weibes und vor dem Schwarzrocke knien sah, der seine und jener Hand zusammenfügte und erbaulich zu reden begann. Da er nun endlich Gelegenheit hatte, seine Nachbarin genauer zu betrachten, und sie jung und wohlgestalt fand, so ging ihm als ihn der Schwarzkittel fragte, ob sie einander als christliche Eheleute gehören wollten, das Ja so frisch und fröhlich von den Lippen, daß der blassen Braut die Glut in die Wangen schoß. Und als er sich dem Segen neigend den fettigen Strick über die nackte Schulter hervorgleiten fühlte, da preßte ihn die Lust des gewonnenen Lebens so gewaltig, daß er sich heilig gelobte, dem jungen Weibe die Guttat redlich zu vergelten.

Mit solchem Vorsatze ergriff er nach dem Amen des Pfaffen seine junge Frau bei der Hand und führte sie unter den Zurufen der Menge von der Bühne herab, unschlüssig, was weiter zu beginnen sei. Da er nämlich Barschaft und Wams dem Freimann hatte lassen müssen, so kam er sich fast so nackt und arm vor wie ein neugeboren Kindlein.

In dieser Ratlosigkeit fühlte er sich unsanft an der Kehle beengt, denn die junge Frau hatte das Hanfseil ergriffen.

Komm! sagte sie und brach sich Bahn durch die Menge. Während sie so unbekümmert vom Spott der Männer und Neid der Weiber ihrem hübschen jungen Gatten voranging, hatte dieser Zeit, über seine Lage nachzusinnen. Da ihm nämlich erst vor etlichen Monden ein junges Weib angetraut worden war, so fand er sich in einer gar heillosen Lage, indem er wohl wußte, daß zwei Frauen zu haben zwar einem Türken nicht aber einem Christenmenschen von Gottes und Rechts wegen erlaubt sei. Gleichwohl beschloß er, sich solcher Sorge zu entladen, da doch der Himmel selbst ihm seine zweite Frau zugeführt habe, um auf eine so wunderbare und spitzfindige Art sein junges Leben zu bewahren, wie denn auch in seiner Verwirrung zum Glücke niemand ihn gefragt hatte, ob er noch ledigen Standes sei. Und als ein rechter Galgenvogel nahm er sich vor, abzuwarten, welchen Ausgang das Abenteuer nehmen werde.

Als sie vor dem Hause angelangt waren, darin Judith mit einer alten Base hauste, hieß sie ihn vorangehen und warf ihm folgend die Tür vor den kreischenden Weibern ins Schloß. Der Base, die eines Beinschadens halber das Malefizgericht hatte versäumen müssen, auch harthörig, wie sie war, den Lärm in der Gasse nicht bemerkt hatte, machte sie klar, daß ein Gast im Hause sei,

der ein rechtschaffenes Nachtmahl haben solle, und stieg selber um eine Kanne Weins in den Keller hinab.

Inzwischen hatte sich der junge Ehemann den Strick vom Halse geschafft und hielt ihn zweifelnd in den Händen, ob er nicht eigentlich kunstgerecht gehenkt im Grabe liege, denn weil er ein zwar wilder doch unschuldiger Junge war und noch immer nicht wußte, warum man ihn mit der lustigen Kumpanei, der er sich erst kürzlich im Übermute angeschlossen, gefangen und zum Galgen geführt habe, so nahm es ihn nicht weiter Wunder, daß er statt selber im höllischen Feuer zu braten nur einen zunehmenden himmlischen Bratenduft spürte. Doch überzeugte er sich, indem er zum Überflusse sich in die Wade zwickte, daß er auch kein Englein im Himmel sondern noch ein hungriges und durstiges Menschenkind sei, das kaum dem Verhängnis der eigenen Erdenschwere entronnen war. Er erhob sich, sein zerzaustes Haar vor dem Wandspieglein, so gut wie es mit allen zehn Fingern ging, zu ordnen, und begann, als er damit fertig war und sich auch sonst ein wenig hübsch gemacht hatte, seinen jungen Haushalt zu betrachten. Er fand ihn stattlich und behaglich und ohne Vergleich mit dem bescheidenen Heiratsgute Mariens. Aber während es ihn noch lockte, über all diesen Wohlstand als Hausherr zu gebieten, trat ihm das Bild der verlassenen kleinen Maria so rührend vor die Seele, daß er bitter bereute, ihr davongelaufen zu sein, um in schlimmer Gesellschaft seinen Jugendübermut zu büßen. Ja, er hätte sich unverweilt zu ihr aufgemacht, wenn ihm nicht wiederum aufs Herz gefallen wäre, daß heute sein Hochzeitstag sei, und daß sein junges Weib seinetwegen Spott und Schande auf sich genommen habe. Denn wo war er jetzt, wenn Judith nicht gewesen wäre? War Maria nicht eine Wittib ohne sie? Und er, Thomas Woensam, sollte die Retterin, die zu alledem noch ein feines Jungfräulein war — wie er denn selber in dergleichen nie ein Kostverächter gewesen — ganz unchristlicher Weise verlassen und neuer Schande preisgeben? Wäre das nicht wie ein Schelm gehandelt? Hieße das nicht neues Unrecht zu altem fügen? Ach, in was für einen schändlichen Zwiespalt war er geraten! Aber war er nicht unschuldig daran? Hätte er dem Pfaffen bekennen sollen, daß er kein lediger Geselle mehr sei? Ei, das wäre ihm gewiß übel bekommen! Bei Maria hätte er bleiben sollen: das wäre das beste gewesen. Freilich, sie war ein rechter Satan und plagte ihn den ganzen Tag. Ob sie sich nun wohl um ihn grämte? Ob es ihr leid war, ihn so gedrillt zu haben? O, gewiß bereute sie es, die kleine verliebte Hexe! Pfui doch, was war er für ein Schelm!

Er langte nach dem Sacktüchlein, erinnerte sich aber, daß es im Wamse stak und suchte so gut es ging die Tränen und die Nase mit den Hemdsärmlingen zu trocknen. Er war noch nicht damit fertig geworden, als Judith eine Seitentür auftat und ihn eintreten hieß.

Du wirst Hunger haben, sagte sie, und er gewahrte, daß sie nur für ihn gedeckt hatte.

Du hast geweint? forschte sie freundlicher.

Ja, log er, ich dachte an meine Mutter.

Ist die weit von hier?

Ja, im Bambergischen. Und wo sind deine Leute, Judith?

Die sind tot. Wir haben die Pestilenz im Hause gehabt.

Er hatte sich ohne Umstände an den Tisch gesetzt, denn er spürte, da ihm das Henkermahl vor Halsbeklemmungen nicht hatte munden wollen, ein rechtschaffenes Verlangen nach Speise und Trank. Ja, erst jetzt vor den dampfenden Schüsseln war es ihm, als ob die letzte Lähmung nach der ausgestandenen Todesnot von ihm wiche. Nun aber wollte es ihm nicht in den Kopf, daß er an seinem Ehrentage so allein tafeln solle, und er bat sie bescheiden, doch zu ihm zu sitzen, wie es Recht und Brauch sei an ihrer Hochzeit, und ein wenig mit ihm lustig zu sein. Da sie jedoch leise zurücktrat und nur meinte, dieses sei keine Hochzeit, wie es der Brauch sei, so tröstete er sich weidlich an dem Gebotenen. Endlich, als er sich ersättigt und auch dem ungewohnten Weine brav zugesprochen hatte, stand er unsicher auf, um die stille Zuschauerin als seine junge Frau an seine Seite zu ziehen und ein klein wenig zu herzen.

Aber ehe er sich's versah, fand er sich wieder an seinem Tische sitzend. Judith stand vor ihm, blickte ihn traurig an und erzählte ihm leise, wie Eltern und Geschwister gestorben seien und wie sie heute zuerst wieder ihr Haus verlassen habe, um bei Menschen zu sein. Alle aber seien gelaufen, dem Malefizgerichte zuzuschauen. Als sie ihn erblickt habe, wie er so jung und bleich unter dem Galgen gestanden sei, da habe sie gedacht, ob denn des Sterbens noch nicht genug in der Welt gewesen sei, daß sie auch noch solch junges Blut zum Tode führen müßten. Denn daß er mit seinen Spießgesellen nichts gemein habe, das habe sie wohl erkannt. Jene seien rechte Galgengesichter gewesen, er aber ein gutes, unschuldiges Blut, und leid solle es ihr sein, wenn sein redliches Gesicht sie betrogen habe. So habe sie ein herzliches Erbarmen gespürt und in ihrer Bekümmerung sei ihr eingefallen, was einmal einer dem

Vater erzählt habe, nämlich daß der des Halsgerichts ledig sei, den eine Jungfrau um der Liebe Christi willen zu ehelichen begehre. Und nicht anders denn aus Mitleid habe sie sich ein Herz gefaßt, alles auf sich zu nehmen, und getrost getan, wie er ja wisse. Nun aber bitte sie ihn, noch vor Abend seines Weges zu ziehen, denn ob sie schon rechtmäßig Mann und Frau seien, so habe sie ihn doch nicht aus irdischer Liebe begehrt, sondern um der himmlischen Liebe willen. Und auch er wiederum habe sie nicht aus Liebe genommen, sondern aus Notdurft seines Lebens. Und gewiß werde er noch eine Liebste finden, die besser für ihn tauge als ein so betrübtes Menschenkind, wie sie nun einmal sei.

Und indem sie noch so sprach, reichte sie ihm die Hand zum Abschiede.

Den guten Thomas hatte im Zuhören eine leise Rührung überschlichen. Nun nahm er ihre weiße Hand in seine beiden braunen und bat sie, noch eine Weile zu ihm zu sitzen, ehe er sich aufmache, denn solches Verlangen sei doch gewiß nicht unbillig, indem sie nun einmal rechtmäßig Mann und Frau seien. Da sie nun sah und hörte, daß er es ehrlich meinte, saß sie zu ihm, trank, als er sie bat, aus seinem Becher und ließ ihm ihre Hände.

Was du für feine Finger hast, sagte sie, bist du ein Schreiber? Laß sehen, ob du einer bist!

Sie musterte die braunen Hände.

Hier, sagte sie, hast du ein Ringlein getragen. Die weiße Haut verrät dich.

Freilich, bestätigte er still erschrocken, aber der Freimann hat mir's genommen, sonst wär' es dein.

Ich mag dein Ringlein nicht. Ich bin Gottes Braut.

Wie denn? fragte er verwundert.

Ich will zu den andächtigen Frauen.

Judith! erschrak er und forschte in ihren feuchten Augen.

Nein, sagte sie, und erhob sich rasch, so dürfen wir nicht mitsammen reden.

Komm nur, begütigte er und erriet die Not ihres einsamen Herzens, komm nur, arme Judith, und trink! Bald muß ich fort.

Und sie nahm seinen Becher und die Tränen fielen hinein.

Warum weinst du?

Sie schwieg und er fragte vergebens.

So saßen sie eine lange Weile still beieinander, ein jedes mit seinen wunderlichen Gedanken, bis er spürte, wie sie immer schwerer gegen seine Schulter sank. Da nahm er sie in seine jungen Arme und atmete ihren frischen Duft, indes er an sein Weib Maria und der Todsünde dachte, in die er nicht fallen dürfe, weil er kein Türke sei und kein Schelm. Ei zum Henker, warum mußte dieses blonde Kind auch sein Weib sein! War junges Blut je in ärgerer Not gewesen denn sie und er? Nein, nicht länger sollte ihn der Teufel versuchen!

Genug! rief er sich ermannend, als er das Rot in den trüben Scheiben sah.

Sie machten sich seufzend voneinander los.

Vergelt dir's Gott und alle Nothelfer, was du an mir getan hast, arme Judith.

Warum heißest du mich arm? betrübte sie sich.

Weil du nicht sollst Weib sein dürfen.

Bin ich heute nicht genug Weib gewesen, lieber Thomas? sagte sie und ihr stiller Blick ging über ihn hinweg.

Ei nun, meinte er leichtfertig, denn er verstand sie ja nicht, für eine Klosterfrau eben genug.

Küsse mich! begehrte sie.

Und er küßte sie.

Da hieß sie ihn gehen.

Die Torglocke läutete schon, als er die Gassen hinabeilte, und etliche, die ihn erkannten, liefen lachend und höhnend hinter ihm drein. Ja die Torwache, die den kleinen Auflauf hatte kommen sehen, und seinetwegen das Pförtlein noch offen hielt, versetzte ihm beim Hindurchsteigen einen Tritt, daß er hinstürzend sich das neue Gewand bestäubte, welches ihm Judith aus ihres Bruders Erbe geschenkt hatte.

Über Nacht war es in der Stadt aufgekommen, daß ein junges Weib angelangt sei, welches vorgebe, mit dem jungen, dem Strick entronnenen Gesellen, in christlicher Ehe zu leben. Da nun von dieser Rede großes Ärgernis entstanden war, hatte der Stadtvoigt den Büttel zu Judiths Hause geschickt, den bigamus, wie Ehren Schottius den Verworfenen genannt hatte, ins Ratsgefängnis zu führen. Aber schon berichteten andere, daß sie ihn hätten wieder von dannen ziehen sehen, ja, Niklas Stachl, der Tortürmer, bestätigte, ihn mit einem Tritt auf den Weg gebracht zu haben.

Noch desselben Abends wurden drei reitende Knechte ausgesandt, ihn zu fahnden. Da er nun nichts Arges ahnend und vor lauter Lebenslust fröhlich singend dahinschritt, so wurde er bald entdeckt und noch vor Mitternacht eingebracht.

Peter Hochsoeter, der Stadtvoigt, der des Ärgernisses und Exempels wegen zu rascher Justiz entschlossen war, gab Befehl, nach der jungen Fremden zu forschen und sie am anderen Morgen zeitig in die Gerichtsstube zu führen, dahin er auch die Schöppen entbieten ließ. Thomas, der aus allen Himmeln

gefallen war, wußte aus den Reden seiner Häscher, wessen er bezichtigt sei. Nur war er sich gänzlich im unklaren, wie die Kunde seiner Ehe mit Maria bis hierher gedrungen sein könne. So hielt er es denn, als man ihn den Stadtgerichten vorführte, für geraten, heilig zu beteuern, daß er — wie bei seiner Jugend wohl zu glauben — als ein lediger Geselle unterm Galgen gestanden sei. Aber als er dies gesagt hatte, öffnete sich auf einen Wink des Stadtvoigtes die Tür und Maria trat herein, die, als sie des entsetzten Gatten ansichtig wurde, auf ihn zuflog und an seinem Halse hangend sich in zärtlichen und leidenschaftlichen Vorwürfen und Beteuerungen erschöpfte. Ganz außer sich aber geriet sie, als Thomas sich mit sanfter Gewalt aus ihrer Umstrickung löste und den Richtern in verlegener Bescheidenheit erklärte, daß er in der Tat diese junge Dirne kenne, auch einräume, mit ihr Buhlschaft getrieben zu haben, daß er aber nun und nimmer ehelich mit ihr verbunden sei, weshalb er niemalen wegen doppelter Ehe bestraft werden könne.

O du nichtswürdiger Schelm, schrie sie in blindem Zorn, ist das der Dank, daß ich so viel Wochen gelaufen bin, hungernd und mit blutenden Füßen, nur weil ich wußte, daß du ohne mich auf Narrenpossen aus sein werdest? Ei du miserabler Kerl und willst nicht mehr mein Mann sein? Hast du so viel andere gehabt in den sechs Monaten, seit uns der hochwürdige Herr Pastor Langenmantel in Ülzburg als christliche Eheleute vor rechten und achtbaren Zeugen zusammengab?

Da war nun für den Voigt und die Schöppen kein Zweifel mehr, als sie des armen Sünders reumütige und verzweifelnde Mienen sahen, daß das kleine hitzige Weib die lautere Wahrheit rede. Nur befanden sie, da Thomas noch immer, obschon minder dreist, beharrte, ein lediger Geselle gewesen und keiner Doppelehe schuldig zu sein, es sei recht, daß Maria Woensam ihr Zeugnis mit dem Eide bestärke. Da nun Maria nicht zweifelte, daß man ihr nach solcher eidlichen Erhärtung den Gatten zur Mitnahme überantworten werde, so schwor sie freudig und mit großer Zuversicht ihren Eid und beschloß im stillen, als sie den Gatten bleich und gebrochen stehen sah, auf dem Heimwege seine offenbare Zerknirschung weidlich zu fördern und einen neuen, braven Menschen, so wie sie sich ihn wünschte, aus ihm zu machen.

Wie mußte sie sich also entsetzen, als der Stadtvoigt endlich verkündete, daß Thomas Woensam aus Ursach überführter schändlicher bigamia oder Doppelt-Ehe zwar schuldig sei, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht zu werden, jedoch aus besonderer Gunst und Rücksicht seiner Jugend, maßen er zum andern die Ehe aus Lebensnotdurft eingegangen, begnadigt sein solle, nach Abhauung von zween rechten Fingern mit Ruten zur Staupen geschlagen und des Landes verwiesen zu werden.

Da sie nun endlich erkannte, welches Unheil sie angerichtet habe, ja, daß Thomas sein kaum von der Fremden gerettetes Leben vielleicht gar durch ihren heillosen und verfluchten Eifer verlieren solle, widerrief sie auf der Stelle ihren Eid, indem sie sich der abscheulichsten Eifersucht bezichtigte, welche sie verführt habe, der verhaßten Nebenbuhlerin den Gatten zu verderben.

Da war nun die Reihe des Erstaunens wieder an den Richtern. Doch auch Thomas, der sein Urteil mit stumpfer Gleichgültigkeit angehört hatte, blickte verwundert auf und dachte zwischen Hoffnung und Zweifeln hin und her gerissen nach, was das tolle Weib da wohl wieder angerichtet habe.

Ob sie wisse, daß sie geständig sei, meineidig geschworen zu haben, fragte der Voigt.

Ja, sagte sie und suchte den Blicken des Gatten zu begegnen.

Ob sie wisse, daß, wenn sie fälschlich geschworen, sie solches mit ihrer meineidigen Hand büßen werde, wenn sie nicht gar des Todes schuldig sei?

Ja, sagte sie, denn Liebe und Reue erfüllten sie ganz.

Warum er noch vor Nacht sein junges Weib Judith verlassen habe, fragte der Richter den schwer an sich haltenden Thomas.

Weil ihn Judith nur um Christi Barmherzigkeit genommen habe und nicht aus Liebe. Auch habe sie vorgegeben, zu den andächtigen Frauen zu wollen.

Warum er nicht auf sein ehelich Recht bestanden?

Weil er dieser da von Herzen zugetan sei und übel genug an ihr gehandelt habe, als er sie verlassen.

Ob er also einräumen wolle, mit eben dieser ehelich gelebt zu haben?

Nein, beharrte er, ehelich nicht.

Nein, ehelich nicht! bekräftigte Maria und wollte zu ihm hin.

Aber der Richter winkte den Knechten und ließ die Getrennten zur Haft bringen. — —

Als etliche Wochen ins Land waren, seit man die Straßenräuber mehrerer Sicherheit halber auf dem Marktplatze gehenkt hatte, sollte die Exekution an Thomas Woensam vollzogen werden. Der Bote, den der Rat nach Ülzburg geschickt hatte, war mit einem attestatum der Eheschließung des Thomas Woensam und der Maria Fiamma heim-

gekehrt, wonach man Maria der Haft entlassen und Tag und Stunde der Exekution des Übeltäters bekannt gemacht hatte.

In ihrer Not hatte Maria bei Judith angeklopft, jedoch von Nachbarn erfahren, die Gesuchte sei in großer Eile mit einem alten Freunde ihres Vaters davongeritten, wohl um in der Fremde eine Klosterfrau zu werden. Auch flehende Bitten und Fußfälle, die sie vor etlichen Ratsherren getan hatte, waren vergeblich gewesen und so machte sie sich denn heute nach Tagen einsamer Verzweiflung zur Richtstatt auf.

Diesmal hatte man, da es vor den Toren gerade sicher und überdies schönes Herbstwetter war, den Schauplatz hinaus nach dem Galgenberge verlegt, und alles Volk umdrängte zwischen rasch aufgeschlagenen Buden und Tischen die hochgemauerte Richtstätte, wo Peter Hochsoeter, der Stadtrichter, soeben aus Ursach überführter bigamia den Stab über Thomas Woensam gebrochen hatte.

In diesem Augenblick wurde die allgemeine Aufmerksamkeit abgelenkt, weil ein Reiter, der eben noch angelangt war, sich unsanft durch die murrende Menge schob.

Haltet ein! rief er, ein Pergament mit stattlichem Siegel emporhaltend, ihr richtet einen Unschuldigen!

Die Richter hatten sich erhoben und sahen dem Fremden, der den Anschein eines jungen vornehmen Gelehrten erweckte, mit einigem Respekte entgegen. Um so verwunderter waren alle, als der Ankömmling sich vor dem Stadtvoigte niederwarf, wobei die abfallende Kappe lange Strähne blonden Haares befreite und jedermann erkannte, daß es Judith Kemnater war. Tag und Nacht war sie geritten — zu ihrer Sicherheit in Mannskleidern, die ihr Doktor Fürtaler geliehen, bei dem sie um Rat und Hilfe für Thomas Woensam gewesen war.

Nun hielt sie seinen Bescheid den Richtern hin, welche die Schrift des berühmten Rechtsgelehrten mit Aufmerksamkeit entgegennahmen und nach Prüfung angehängten Siegels zu studieren begannen. Da nun der Wohlgelahrte mit vielen guten Gründen und Anführung eingeholter Urteile zu dem Schlusse kam, daß crimen bigamiae nicht vorhanden, maßen Thomas Woensam — als es den Anschein habe — eheliche Werke mit Judith Kemnater nicht geübet, so befanden die Herren, daß an vorgehabte Exekution nicht fürder zu denken sei.

Inzwischen war die versammelte Menge den Vorgängen an der weithin sichtbaren Richtstatt begierig gefolgt, wobei die allgemeine freundlichere Anteilnahme an den Schicksalen des ehelichen Dreiblattes den Richtern nicht entgangen war. Während nun jedermann darauf wartete, daß Thomas Woensam frei davon gehen dürfe, steckten die Richter mit bedenklichen Mienen aufs neue die Köpfe zueinander, und es gewann den Anschein, als ob sich abermals Schwierigkeiten erhoben hätten. Freilich merkten dieses nur wenige, denn fast aller Blicke ruhten gespannt und mit Wohlgefallen auf den beiden jungen Menschen, die still und fromm wie zwei Heilige vor dem blaugoldenen Oktoberhimmel beieinander standen. Erst jetzt ward sich Judith vor der heraufstarrenden Menge ihrer Mannskleider errötend bewußt. Dem guten Thomas aber war die jungfräulich Verwirrte, die zum andern Male seine Retterin geworden, nie so köstlich und begehrenswert erschienen wie heute in der schmucken schwarzen Tracht, die ihrer Glieder Schlankheit und das Haargold aufs lieblichste zur Erscheinung brachte.

Auch die arme Maria, die mitten im Gedränge ihre kleine Person durch Winken bemerklich zu machen versucht hatte, erkannte gleich allen anderen, wie es um die beiden stehe. Mittlerweile waren die Herren mit ihrer Beratung fertiggeworden und der Voigt verlas nach Rührung der Trommeln, daß Thomas Woensam von Didlingen unerachtet erwiesener christlicher Ehe mit Maria Fiamma angeschuldigter schändlicher bigamia frei und ledig, hingegen aber auch von Judith Kemnater angesprochener Rechtswohltat, da er kein lediger Geselle, nicht länger vergünstig sein könne, weshalb nach vordem ergangenem Halsurteil in Administration heilsamer Justiz nunmehr unverweilt mit ihm zu verfahren.

Diese neue unverhoffte Wendung erfüllte alle mit Entsetzen und manche meinten, der Gerechtigkeit sei durch so vielfache Todesängste hinlänglich Genüge geschehen. Aber während noch das Murren der Menge in Trommelwirbeln unterging, war im Gedränge unterm Richtplatze ein kleiner Raum entstanden, in dem sich etliche Männer um ein junges Weib bemühten, das bewußtlos vornübergestürzt lag. Auch Thomas hatte den Vorgang bemerkt und der Schlinge des Henkers entschlüpfend den Sprung von der Mauer gewagt. Als man die Ohnmächtige aufhob, fand es sich, daß ihr ein Messer tief ins Herz gefahren war.

Sie verblutet, wenn ihr es herauszieht, sagte einer, und Thomas nahm die Überströmte an seine Brust.

Oben aber vor dem stillen klaren Himmel stand die Jungfrau Judith und heischte zum andern Male von den Richtern Thomas Woensam, den ledigen Mann.

Neues vom Büchertisch

Romane, Novellen, Literaturgeschichtliches. Von Karl Strecker

Hans Frentz: Der Sonderling (Leipzig 1925) — Josef Friedrich Perkonig: Siebenruh (Leipzig 1925) — Agnes Harder: Seines Herren Sohn (Berlin 1925) — Arthur Kahane: Der Schauspieler (Konstanz 1924) — Oskar Anwand: Ernst Moritz Arndt, ein deutsches Schicksal (Berlin 1925)

Auf neue Begabungen hingewiesen zu werden, ist für einen Beobachter und Beurteiler unsers Schrifttums immer erfreulich (falls nicht Vettermichelei dabei die Hand im Spiele hat): so bin ich denn Herbert Eulenberg sehr dankbar dafür, daß er mich in einer Zuschrift auf den bisher in weitesten Kreisen unbekannten Schriftsteller Hans Frentz und seinen Erstlingsroman Der Sonderling aufmerksam macht. Der Verfasser, bisher nur in Gedichten und Feuilletons hervorgetreten, nennt seinen 511 Seiten starken, leider durch ein schreckliches Titelbild verunstalteten Roman „ein Buch aus der Zeit des Übergangs". Er schildert darin einen aufrechten, im Grunde uranständigen und gescheiten Menschen, der die Welt mit eigenen Augen sieht und darum in den Verhältnissen dieser wunderlichen Welt nicht sein Glück finden kann. Als Sohn eines fürstlichen Hausmarschalls namens Wolf und einer adligen Mutter, lernt Heinz Wilhelm schon als Knabe eine kleine Prinzessin, die über allen Standesvorurteilen steht, kennen und in seiner Art lieben. Um es gleich zu sagen, diese Prinzessin Ilse ist es, die etwa zwanzig Jahre später als Krankenschwester am Sterbebett des Hauptmanns Heinz Wilhelm sitzt, dem Spartakisten während der Revolution die Augen ausgestochen haben.

Was zwischen diesen beiden romanhaften Polen liegt, ist nun ein Mannesschicksal, das, weniger äußerlich als innerlich erlebt, auch vom Leser ein Mitgehen auf geistigen und seelischen Pfaden erfordert. Ein Sonderling ist Heinz Wilhelm nur insofern, als er vollkommen auf eigenen Füßen steht und seinen geraden Weg geht. Als Leutnant erhält er eine herzogliche Gnadenzulage. Als ihn der Erbprinz einmal dienstlich darauf aufmerksam macht, daß die Prinzessin Ilse ihn beim Hofball dreimal zum Tanz befohlen habe, was gegen den Brauch sei, nimmt er seinen Abschied, weil es ihm nicht paßt, sich in dieser Weise bevormunden und „stellen" zu lassen. Er wird Zollpraktikant an der holländischen Grenze und schlägt sich da zwei Jahre mit Schmugglern und stupiden Vorgesetzten bzw. Kollegen herum, bis sein Vater stirbt und es Heinz Wilhelm dank des freilich recht unbedeutenden Erbteils möglich wird, wieder als Offizier einzutreten. Er verlebt in Posen ein paar sonnige Leutnantsjahre, beliebt und geachtet bei Kameraden und Vorgesetzten, bis der Krieg kommt. Er zeichnet sich aus, bekommt den Pour le mérite, und wird als Schwerverwundeter von Schwester Ilse, der einstigen Prinzessin, gepflegt. Die alte Liebe flammt wieder auf, ihr verschwiegenes Glück ist neben ein paar frohen Leutnantsjahren das einzige schöne Geschenk des Lebens für diesen Sonderling.

Wie er immer seinen eigenen Weg gefunden und den Kopf oben behalten hat, so auch während des Umsturzes. Er erkennt, daß er im alten Sinne nichts mehr nützen kann, daß er für ein abgetanes Geschlecht den Degen gezogen hat, aber er will helfen bei der Vorbereitung für eine neue Zeit. Als Volksredner sucht er den Aufgestachelten klarzumachen, daß man zusammenhalten müsse für die Not der Kinder. Die aufgeregte Menge aber will jetzt schon alles und für sich, sie hört nicht auf ihn. Es wird immer einsamer um Heinz Wilhelm. Seine Verwandten sind gestorben, zuletzt auch die alte geizige Hexe von Großmutter, die in dem energischen Willen, alle Verwandten zu überleben, auf ihrem Adelstolz brütet und sich von einem frömmelnden Tartüffe betölpeln läßt — übrigens eine mit beißender Ironie gezeichnete, sehr gelungene Figur. Kümmerlich findet Heinz Wilhelm durch Abschreiben sein Brot und hat schon alles für den Freitod vorbereitet: mit dem Degen seines geliebten Bruders Gunter, der auf dem Balkan gefallen ist, will er sich durchbohren — da hört er draußen Schüsse fallen. Dort, sagt er sich, ist sein Platz, dort sein Ziel. Er zieht den Waffenrock an, an dessen Kragen noch der Pour le mérite hängt, und eilt hinaus, seinem letzten Schicksal, das wir schon kennen, entgegen.

Ein Lebens- und Weltauffassungsbekenntnis von schwerem Gewicht. In allen Fragen und Lagen zeigt der Heinz Wilhelm ein ehrliches, selbstloses Wollen, ein klares, unbefangenes Urteil, ein gutes, herzliches Gefühl. Mit solchen Eigenschaften ist man freilich wohl ein Sonderling in dieser Menschensiedlung. War es vor dem Kriege vielleicht mehr, als man es jetzt zu sein braucht, aber sicherlich während des Umsturzes mehr noch als zehn Jahre früher. Schließlich ist es die Unzulänglichkeit des Daseins selber, die den Eigenwüchsigen zum Sonderling stempelt. Wird es immer so sein? Der

Dichter schüttelt den Kopf. Er blickt in eine Welt, die tausend Jahre älter ist, und gibt seinem Roman diesen Ausklang:

„Tröste dich! du Sucher aus der Herde,
Die in Kinderschuhn noch zankt und haßt:
Dein ist schon, was kühn dein Geist umfaßt,
Und dein Vaterland: die ganze Erde.

Für uns aber ist es ein erschütterndes Sinnbild, daß der Held in dem Augenblick, da er die Binde von seinen Augen reißt, um das ewige Licht zu sehen, erkennen muß, daß er blind ist ...

Das großzügig angelegte Werk zahlt dem Kopf wie dem Herzen in blankem Golde aus. Als Roman ist es nicht einwandfrei, oder sagen wir ruhig: noch nicht gekonnt. Allzuviel Belangloses, das nur dem, der es selber erlebt hat, wichtig scheint, hemmt als Ballast das ursprünglich muntere Tempo, — so namentlich im zweiten Teil, wo die Alltagserlebnisse mit dem Bruder Gunter, so herzlich sie in einem anklingen, erhebliche Kürzungen vertrügen. Auch die Seite für Seite fast aufspringenden Reflexionen, die stete Gegenwart eines deutenden Zeigefingers stören den epischen Fluß. Immerhin: eine lohnende Bekanntschaft!

Nicht um des Einzelfalles, sondern um des Symptomes willen komme ich noch einmal auf das Titelbild zurück. Der Künstler gibt auf der Umschlagzeichnung einen langbeinigen Hampelmann, mit einer zuckerhutartigen Kopfbedeckung und den wehenden Schößen eines langen Gehrocks, mit zum Schlage gefaßtem Handstock inmitten von auf ihn gezückten Bajonetten. Dadurch wird, wie man sich erinnert, nicht nur die ganze Fabel des Romans auf den Kopf gestellt, die sehr ernst zu nehmende Hauptgestalt wird auch zu einem Hanswurst degradiert. Aber — solche kleinlichen Bedenken, denkt der Künstler (und Hunderte seiner Kollegen von heute), sind ja Nebensache, wenn das Bild nur auffällt.

Ist es nicht endlich an der Zeit, meine Herren Verleger, diesem modernen Unfug ein Ende zu machen? Werden Sie nicht endlich den Mut finden, hier einmal gegen den Strom zu schwimmen und den Kasperlefiguren auf Ihren Buchumschlägen (wenigstens sofern der Inhalt nicht aus Grotesken besteht) künstlerischen Geschmack entgegenzustellen? Da gestaltet (ich spreche nicht mehr von diesem Fall) ein Schriftsteller, ein Dichter Menschen, denen er Blut aus seinem Herzen gegeben, in denen er sein reinstes Wollen, Fühlen, Denken zu verkörpern versucht hat, und ein effektgieriger Maler zeichnet ihm zur Veranschaulichung dieser Menschen Irrsinnige in grotesken Verzerrungen als Veitstänzer auf den Buchdeckel!

★

Josef Friedrich Perkonig ist ein Kärntener und stammt somit aus einer Landschaft, die eigentlich auf dem Gebiet des Schrifttums bisher nur lyrische Dichter oder Verfasser von Volks- und Mysterienspielen hervorgebracht hat. Auch in seinen Erzählungen ist Perkonig vorwiegend Lyriker, um nicht zu sagen Musiker. Wir sahen es in diesen Heften schon bei Betrachtung seines Romans Trio von Toskana, wir finden es bestätigt in seiner neuen Erzählung Siebenruh. Schon dieser Name deutet die durchaus musische Einstellung Perkonigs leise an, zumal in der Erklärung, die er dazu gibt: „Es ist ein verborgener Markt in Kärnten; Bergwälder wehen aus allen vier Winden ihren Atem, und über ihnen, scheinbar unendlich fern, leuchten silbern die heiligen Bergreiche. — Wie Geschmack auf der Zunge liegt auf dem Wortklang seine Seele: Siebenruh“ ...

Die Geschichte dieses Marktfleckens wird in der Form von Tagebuchaufzeichnungen eines jungen Lehrers erzählt, der nach Siebenruh versetzt ist. Wir lernen seine Kollegen und Kolleginnen kennen und mit besonderer Liebe verweilt der Tagebuchschreiber bei Meister Berger, dem Organisten, der in den Abendstunden so wundersam die Orgel spielt, und — bei seiner Enkelin, dem schönen Annerl. Diesem Idyll, das durch die Erzählung hin fortgesponnen wird, steht der gewinnsüchtige Geist der Neuzeit gegenüber, die Spekulation, die auri sacra fames, denn um wirklichen Goldgewinn handelt es sich. Die nahen Berge haben seit alters her Gold beherbergt, aus den Bachbetten wusch man die glänzenden Steine, aus den Felsen brach man das verführerische Metall, und erst der Dreißigjährige Krieg hat diese mühselige aber gewinnbringende Arbeit lahmgelegt.

Jetzt will das junge Siebenruh aufs neue Bergglück und Bergsegen erproben. Der Bürgermeister besonders schürt die Idee aufs eifrigste und bald haben die Bürger mit Anspannung aller Kräfte die nötigen Geldmittel gezeichnet. Starke Opposition geht nur von dem Oberlehrer und Leiter der Schule aus, infolgedessen eine scharfe Spannung zwischen Schule und Magistrat entsteht. Ein Vorteil wird bald erreicht: das Eisenbahnministerium bewilligt den elektrischen Aufzug vom Markt zum hochgelegenen Bahnhof. Schon sind auch die Maschinen im Bergwerk aufgestellt, da kommt ein tückischer Föhn, die Wasser überschwemmen Siebenruh, und für eine Weile sind alle Pläne der Spekulation hinweggespült. Obendrein ist es zum vollen Bruch zwischen Lehrerschaft und Stadt gekommen und auch der Tagebuchschreiber zieht fort aus dem kleinen Marktflecken, nachdem er sein Werklein mit dem Bericht eines ergreifenden Abschieds vom Annerl und vom schönen Orgelspiel des Meisters beschlossen.

Wie man schon aus dem Inhalt ersieht: keine kunstgerecht gebaute Erzählung, in der Ursache, Wechselwirkung, Folge zu einem bunten Muster verwoben werden, sondern wirklich nur lose Tagebuchblätter, aber was

sie erzählen, erhält seinen Wert durch die schlichte Zartheit dichterischen Schauens und Empfindens. Es ist ein Buch für Leser, die einen Stifter oder Jean Paul oder auch Löns lieben. Dr. Max Pirker hat ihm ein kleines literaturgeschichtliches Nachwort geschrieben.

★

Als ich die ersten Zeilen des Romans **Seines Herren Sohn** von **Agnes Harder** gelesen hatte, machte ich eine kleine Pause. Der Anfang lautet: „Es war eine stürmische Märznacht in Ostpreußen. Es fror scharf, und der Wind preschte durch die Parkbäume." Ich überlegte: ist es Absicht oder Nachlässigkeit, dieser unschöne Anfang mit dem zweimaligen „Es". Sicherlich bei einer so geschmackvollen und mit Recht beliebten Schriftstellerin wie Agnes Harder: Absicht. Es soll ungekünstelt scheinen, sogleich einen saloppen Plauderton kennzeichnen. Dabei wäre nur zu bemerken, daß man den Ton des Ungesuchten, Ungekünstelten wahren und dabei doch gut schreiben kann; ferner, daß gerade der nachlässig scheinende Plauderer kaum mit dem zweimaligen Bocksprung „Es — Es —" beginnen wird, drittens, daß man die erste Begrüßung nicht in Hemdsärmeln macht — bei näherer Bekanntschaft kann man schon einmal den Rock ausziehen. Im Ernst: die meisten Schriftsteller von Rang verwenden eine gewisse Sorgfalt auf die einführenden Sätze, wenn sie sich auch meist gerade hier eines schlichten Tones befleißigen werden.

Nun verdient aber auch Agnes Harder zu den Schriftstellern von Rang gezählt zu werden, und — trotz jenes Anfangs — bewährt sie diesen Ruf auch in dem vorliegenden Roman. Seines Herren Sohn ist der Junker Elard von Galinden, der seine Geschichte selbst erzählt und dem es nichts weiter ausmacht, daß er mit obiger Naturschilderung beginnt, obwohl es die Nacht seiner Geburt ist. Er läßt sich dies nämlich von seinem treuen Diener, Kutscher und Reitlehrer Heinrich erzählen, einem Faktotum, wie es deren ja in unserer Jugendzeit noch auf großen Gütern gab, heute wohl nur in seltenen Ausnahmefällen noch (zumal jener Heinrich, oder Friedrich, oder Johann vorher meistens Offizierbursche gewesen war). Also der treue Heinrich erzählt dem Junker Elard nach langem Zögern und Sichsträuben, daß sein Vater, von dem der Sohn nie etwas hört, just in der Nacht seiner Taufe mit einem merkwürdig schweren Koffer heimlich abgereist und seitdem verschollen ist. In dem Koffer befand sich der zusammengescharrte Rest seines Vermögens — wobei er als treuer Ehemann keine scharfe Trennungslinie zwischen dem Besitz seiner Frau und dem seinigen gezogen hatte. Diese Frau benimmt sich sehr tapfer. Obwohl eines Gelehrten Tochter und selber feingebildet, mit starken wissenschaftlichen Neigungen, trägt sie ihr Mißgeschick in stiller Zurückgezogenheit und es gelingt ihrer Energie, das arg verschuldete Gut wieder leidlich in die Höhe zu bringen. Da sie jeden Verkehr seit der schändlichen Flucht ihres Mannes meidet, würden ihre beiden Töchter, übrigens Zwillinge, unfehlbar alte Jungfern werden, wenn nicht die zum Kaisermanöver gekommene Einquartierung, Demminer Ulanen, als rettende Engel erschienen, und die Zwillinge zwei Leutnantsbräute würden. Dafür erfahren wir nicht, ob und wann der dritte Nachkomme auf Galinden, Junker Elard, einmal heiraten wird, nur von seiner Pubertätsleidenschaft für Heinrichs Tochter Hannchen erzählt er. Einem schlimmen Ausgang wird hier durch den Vater Hannchens vorgebeugt, der die Tochter rechtzeitig entfernt. Den wirklich schlimmen Ausgang des Romans vermag der treue Mann aber nur dadurch zu verhindern, daß er sein Leben für den Junker opfert.

Eines Tages nämlich — Elard ist achtzehn Jahre alt — kehrt der Vater aus Amerika zurück, ein völlig verwahrloster Alkoholiker. Gegen seine Frau und seinen Sohn bringt er nur Spott und Hohn auf. In einer wüsten Szene will er den Sohn erschießen, aber Heinrich fängt den Schuß auf. Quer über ihn fällt der Saufbold, den der Schlag getroffen hat.

Der Hauptvorzug des spannend erzählten Romans besteht in dem bodenständigen Realismus, mit dem hier das ostpreußische Gutsleben gezeichnet ist. Die intimsten Reize ihrer heimischen Landschaft und die Eigenart ihrer Landsleute fängt Agnes Harder mit scharfer Beobachtung, mit treuer Liebe ein, so daß, aus hundert Einzelheiten zusammengesetzt, ein überraschend wirklichkeitstreues Bild entsteht, fesselnder meist als die Vorgänge selbst, obwohl auch sie — bis etwa auf den Schluß der Liebesgeschichte und die Gipfelszene der eigentlichen Handlung — gut erzählt sind. Schilderungen wie die Einquartierung oder wie das Umherstreifen des „Junkers" zu Fuß oder Pferde in Wald und Feld, namentlich die Erlebnisse am See reihen den Roman mit dem nicht sehr glücklichen Titel der besseren Unterhaltungsgattung unserer Zeit ein. Man könnte ihm um seiner heimatlichen Vorzüge willen die trauliche Überschrift geben, welche die Droste einmal plante: „Bei uns zu Lande auf dem Lande". Keine bewußte Heimatkunst, aber innige Heimatliebe kennzeichnet das Buch.

Ganz im Gegensatz zu dem folgenden Roman, der in einem Städtchen des Landes Nirgendwo spielt. Der Titel läßt es schon ahnen. Mit der Aufschrift **Der Schauspieler** hat **Arthur Kahane** den Inhalt seines vorliegenden Romans einsichtsvoll umgrenzt, denn nur Theatermenschen werden volles Verständnis für dies Max Reinhardt gewidmete Buch finden, anderseits hat er aber auch dem Titel durch das bestimmte Geschlechtswort eine weite



Nuntius Eugen Pacelli. Gemälde von Prof. Leo Samberger

Spanne gegeben: sein Held, der namenlos bleibt, verkörpert in Wirklichkeit d e n Schauspieler mit allen seinen Nöten und Freuden, seinem Streben und seinen Begierden, seiner Rastlosigkeit und Eitelkeit. Gleichwohl ist die Fabel durchaus bestimmt gefaßt. In einer kleinen Residenz wird der schon alternde „Star" in Liebe zu einer jungen Schauspielerin verstrickt. Die hübsche kleine Streberin übernimmt unbedenklich eine sehr schwierige Aufgabe als seine Partnerin, denn, so folgert sie, als Unbekannte habe sie nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen; auch sei sie des Textes sicher, und wenn er — der „Prominente" — sie nur ein wenig unterstützen wolle, habe sie keine Furcht.

Nun, diese Unterstützung besorgt er gründlich. Was er mit ihr probiert und sie lehrt, geht weit über die Grenzen der Kunst hinaus, wobei er nicht minder der Empfangende als der Gebende ist. Seine Leidenschaft macht ihn so blind, daß er bei der Schauspielerin für Liebe hält, was nichts anderes ist als der energische Wille, Karriere zu machen. Obwohl er, denn er ist verheiratet, nur auf geheimen Wegen und bis zur Unkenntlichkeit vermummt, sich zu ihr schleicht, wird sein Verhältnis bald zum Stadt- und Hofgespräch. Ihn kümmert das wenig, er kommt sich auch in seiner Kunst verjüngt vor und spielt den Rinaldo mit jugendlichem Feuer. In der Tat findet der an Schein und Maske Gewöhnte auch in dieser Spätherbstliebe nur Scheinumarmungen und Theaterküsse, und lebt so eine ungewollt satirische Veranschaulichung des Nietzschewortes: „Man ist Schauspieler damit, daß man seine Einsicht vor dem Rest der Menschen voraus hat: was als wahr wirken soll, darf nicht wahr sein." Ein Wort, das der Verfasser seinem Buch als Geleitspruch mitgegeben hat.

Das Ende dieses Erlebnisses ist voll skeptischer Schalkheit: der sich gänzlich verjüngt Erscheinende wird durch die Ankunft einer Jugendfreundin überrascht, die ihm — ein Enkelkind mitbringt. Der Schauspieler zieht, weit entfernt davon, bedrückt zu sein, die Folgerung. Er kehrt in die bürgerliche Wohlanständigkeit zurück und bahnt für seinen Enkel die Laufbahn als Künstler an, indem er den Intendanten bittet, daß der „Belisar" einstudiert werde und das Kind darin auftreten dürfe. Er selber aber erkennt den sichtbarlichen Wink und Willen der Vorsehung darin, daß er selber die Rolle des „Belisar" übernehmen und damit in das Fach der Väter übertreten müsse.

Manches nachdenkliche und feine Wort über die Schauspielkunst ist in den Roman verflochten, etwa: was über den Wert und das Recht einer neuen Anschauung gesagt wird, oder die Begründung des in jedem Mimen wohl einmal aufsteigenden Abscheus vor dem Theaterleben: vor diesem Hühnerhoftreiben, dem Leichtsinn, der Streberei, Mißgunst und Verlogenheit, vor Maske, Schminke und Umhängebart, vor der Tretmühle Abend für Abend, abgesehen von dem Herumstehen auf den Proben. Und doch ist das ganze Buch von Theaterblut erfüllt und sicherlich könnte der „Held" nicht ohne Kulissenluft leben. Daneben freilich berührt eine breite Schwatzhaftigkeit über Bettgeheimnisse, namentlich bei einem Schriftsteller, der in die Jahre gekommen ist, nicht gerade appetitlich.

Eine große Sorgfalt legte Kahane in diesem Roman — der gegen seinen hier vor Jahren besprochenen „Clemens und seine Mädchen" einen Fortschritt bedeutet — auf die Form. Er gefällt sich darin, alle Gespräche — und aus ihnen besteht das Buch großenteils — in indirekter Rede zu führen. Ich halte diese Form, so streng durchgeführt, für nicht empfehlenswert, doch das bleibt schließlich Ansichtssache. Allerliebst ist einmal das Schmollen der kleinen Schauspielerin gezeichnet. Bei einer Neuauflage sollte Kahane einige Schachtelsätze von schwer erträglicher Länge (s. S. 21, 26 f., 40 f. und vor allem 100, wo auch eine Trennung zwischen den Bäckerjungen und Milchmädchen anzuraten ist) verkürzen und lockern.

*

Seit fast drei Jahrhunderten war das deutsche Volk niemals so darauf hingewiesen, um seiner Gesundung willen aus eigener Kraft sich emporzuarbeiten, niemals bedurfte es dringender des Ansporns durch das Beispiel seiner großen Männer, die zielsicher ihren Weg gingen, unbeirrt und unablässig an sich selbst und damit an ihrem Volk gearbeitet haben.

Daß eines der markantesten Beispiele hierfür Ernst Moritz Arndt war, kommt einem so recht wieder zu Bewußtsein, wenn man das vortreffliche und ebenso geschmackvoll wie gediegen ausgestattete Buch von Dr. O s k a r A n w a n d: E r n s t M o r i t z A r n d t, e i n d e u t s c h e s S c h i c k s a l liest. Nach einem vortrefflichen Vorwort, in dem Anwand mit verstehender Liebe das menschliche und geistige Bild dieses aufrechten Mannes zeichnet, gibt er Arndt selber das Wort, der in seinen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" wie in den „Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein" ein Lebensbild von sich gibt, das zu den köstlichsten der deutschen Literatur gehört. Der Hauch unbegrenzter Freiheitliebe und Vaterlandliebe weht aus diesen Blättern, und neben der elementaren Kraft des Kämpfers und Führers spürt man ergriffen die feine dichterische Zartheit seiner Liebe und — Besonnenheit. Denn trotz seiner kriegerischen Männlichkeit war Arndt kein Fürsprecher der Eroberung. Er sagt einmal: „Die verschiedenen Sprachen machen die natürliche Scheidewand der Völker und Länder, sie machen die großen innerlichen Verschiedenheiten der Völker, damit der Reiz und Kampf lebendiger Kräfte und Triebe entstehe, wodurch die Geister der Lebendigkeit erhalten werden."

Bücher von Weltreisenden

Von Prof. Dr. Georg Wegener

Die Weltgefangenschaft unseres einst so reisegewohnten Volkes, die ja auch nach dem Kriege noch infolge unserer Verarmung besteht, bringt es mit sich, daß Reiseschilderungen auf dem Büchermarkte ein ganz besonderes Interesse finden.

Eine starke Anziehungskraft bewährt noch immer das geheimnisreiche, „verschlossene" Land Tibet. Tibet ist heut noch das einzige größere Land der Erde, das sich mit der größten Strenge gegen die Außenwelt abschließt. Oder vielmehr gegenwärtig strenger als je; denn nicht immer war es so unzugänglich. Lassen sich auch seine menschenleeren Bergwildnisse und Hochwüsten nicht überall kontrollieren, so gelingt es ihm doch zur Zeit, die Hauptsitze der tibetischen Kultur und insbesondere die Hauptstadt, die Residenz des Priestergottes Dalailama, mit größter Energie zu sperren. Um so erfolgreicher, als auch die britisch-indische Regierung neuerdings, seit Tibet sich von China unabhängig gemacht hat und auch den Chinesen das Land verbietet, ihnen die Grenzen sperren hilft; augenscheinlich, um dies Land als Pufferstaat für Indien unberührt von modernen Ideen zu erhalten.

Dies ist die Grundlage des Interesses für das Buch von W. M. McGovern: Als Kuli nach Lhassa. Eine heimliche Reise nach Tibet. (Berlin o. J.) Der Verfasser ist Lektor am Orientalischen Seminar der Universität London, Kenner verschiedener asiatischer Sprachen, darunter der tibetischen, eingeweiht in die Gedankenwelt und die Zeremonien des Buddhismus bis zu dem Grade, daß er in Japan die buddhistischen Priesterweihen empfangen hat: Vorzüge, die ihn für die Reise in das Reich der Lamas besonders befähigten. Eine im Herbst 1922 mit mehreren anderen Fachmännern unternommene Forschungsreise nach Tibet scheitert an dem Verbot der tibetischen Regierung, dem die britisch-indische sekundiert. Da beschließt McGovern, noch im gleichen Jahr ganz allein und heimlich dennoch nach Tibet zu reisen und unter allen Umständen bis zu dem heiligen Lhassa zu gelangen. Was er uns nun in seinem Buche von dieser Reise erzählt, stellt ungefähr das Erstaunlichste, Ungeheuerste an Energieleistung vor, dessen ich mich irgendwie in der neueren Entdeckungsgeschichte erinnere.

Um der britischen wie der tibetischen Grenzüberwachung zu entgehn, wählt er unter den schwierigen Hochpässen, die von Sikkim über die Himalayaketten hinübergehn, den ungewöhnlichsten und schwierigsten, und zwar zu einer Zeit, wo ihn selbst die Eingeborenen für unmöglich erachten, mitten im Winter! In seiner kleinen, bescheidenen und unter falschen Vorspiegelungen ausgerüsteten Karawane von Sikkim-Eingeborenen weist er sich selbst die Rolle des untergeordnetsten Mitgliedes, die eines Tragkulis, zu. Er lernt zuvor den sikkimesischen Dialekt des Tibetischen in seiner niedrigsten Form, wie ihn die Diener und Lastträger untereinander sprechen. Er trägt während der Reise selbst ausschließlich dürftigste, alte, schmierige Kulikleidung und beschränkt seine Nahrung auf das schauderhaft Einförmige, Schmutzige und Unzulängliche, was die Kulis essen. Seinen ganzen Körper und sein Haar färbt er mit Jod und Walnußsaft braun; Baden und Waschen wird ganz vermieden. Seiner besonders verräterischen blauen Augen halber führt er ein paar Zitronen mit sich, deren Saft, von Zeit zu Zeit in sie hineingeträufelt, zwar äußerst schmerzt und wahrscheinlich auch den Augapfel selbst angreift, aber doch zeitweilig die Augenfarbe dunkelt. Unter die Augenlider schmiert er sich Leim, um eine Art von Eiterung zu erzeugen, wie sie für Schneeblindheit charakteristisch ist, und nun unauffällig dauernd eine sehr dunkle Schneebrille tragen zu können. Seine Leute, die natürlich seine Ideen nicht begreifen, z. T. ihn für halbverrückt halten oder aufsässig werden und ihm mit Verrat des Geheimnisses drohen, die er reiten läßt, während er selbst zu Fuß geht, die, wenn man mit anderen zusammen ist, die Rolle der Herren spielen müssen, in den Herbergen die guten Räume und die warmen Decken bekommen, während er selbst im Hof oder auf dem flachen Dach mit den Ärmsten der Armen nächtigt, versteht er, trotz alledem, mit einer kaum begreiflichen Herrschaft über sie, in Bann zu halten, sie mit List durch die schrecklichsten Einöden und Schneestürme, im Januar(!), über die gefürchtetsten Hochpässe nach Tibet hinüber zu führen und dort selbst stets auf möglichst einsamen Straßen zu halten. Er trägt in atemberaubenden Montblanchöhen seine paar Dutzend Kilo Traglast, ißt wie die anderen rohes Fleisch, entbehrt oft genug sogar die Möglichkeit, auch nur warmen Tee zu machen, begnügt sich in dieser Kälte tagelang mit kaltem Bergwasser. Er durchschreitet auf Furten mit seiner Last die mit Eisschollen treibenden Bäche, läuft sich in den dann gefrierenden Stiefeln die Füße blutig, so daß er nun barfuß gehen muß. Er wird krank, leidet an Dysenterie und anderem. Ja, er stürzt einmal in einen gefrorenen Fluß, durchbricht die Eisdecke, rettet sich mit Mühe und muß nun mit den durchtränkten Lumpen in der Winterkälte weiterwandern. — Kurz, man faßt sich oft an die Stirn und fragt sich, ist denn das alles nicht ein frecher Schwindel? Schließlich aber versteht der Autor es doch, uns die Über-

zeugung zu geben, daß es stimmen muß, indem wir erkennen, daß unter den gegebenen und vollkommen einleuchtend geschilderten Umständen wirklich auf gar keine andere als die von ihm dargestellte Weise es möglich gewesen sein würde, nach Lhassa zu kommen. Und er ist doch schließlich hingekommen, hat das Ziel dieser ungeheuerlichen Anstrengungen erreicht!

Auch noch in einer anderen Hinsicht weiß der Autor seinen Leser allgemach zu unterwerfen. Man gewahrt schließlich, daß durch diese Reise etwas Ungewöhnliches gewonnen ward: Die Kenntnis eines fremden asiatischen Volkes ganz von unter her, so wie ein als vornehmer Herr reisender Europäer sie nie bekommt. Das Wissen von dem ganz unmittelbaren Leben, Hausen, Wandern, Plaudern, Lachen, Beten, Feilschen, Streiten usw. des Grundstocks der Bevölkerung. Dieser gesamte Interessenkreis der kleinen Leute, in ihren Dörfern, Klöstern, Karawansereien, bei ihren Herden, ihren Feldern usw. tritt uns, von einem ihrer ungeschminktesten Sprache Kundigen, entgegen, wie es noch niemals zuvor so erfaßt werden konnte. Gespannt folgen wir dem Reisenden und triumphieren mit ihm, als es ihm endlich doch gelingt, die heilige Stadt zu erreichen. Hier tritt er dann in monatelange Beziehungen zu den Herrschenden des Landes, auch zum Dalailama selbst. Hier sammelt er dann auch von obenher um so wertvollere Kenntnis und unschätzbareres Kulturmaterial, je mehr er durch seine Sprach- und Sittenkenntnis und durch die ganze vorhergehende Wanderung zu richtiger Fragestellung befähigt ist. Wir begreifen, daß diese Lhassareise doch nicht nur eine Sportnarrheit war, sondern für die Wissenschaft bedeutende Ergebnisse erzielt hat. —

Nach Tibet führt uns auch ein zweites Buch, das von vornherein ein noch größeres Interesse beanspruchen darf, weil es sich hier um eine deutsche Reise und um ein viel umfassenderes Forschungsunternehmen handelt: Walther Stötzner: Ins unerforschte Tibet (Leipzig 1924).

Stötzner rüstete im Jahre 1913, also kurz vor dem Weltkriege, mit eigenen Mitteln — nur der König von Sachsen hat tausend Mark dazugegeben — eine auf nicht weniger als drei Jahre geplante Expedition aus, die unter seiner Führung das östliche Tibet bereisen sollte. Verschiedene deutsche Fachgelehrte nahmen daran teil: Dr. Israel als Geograph, Prof. Weigold als Ornithologe, Dr. Limpricht als Botaniker, Secker als Handelssachverständiger, Funke als Entomolog, der Leiter selbst als Fachmann für ethnographische Studien und Sammlungen. Also ein großgedachtes Unternehmen. Und die Gegend, der es galt, ist die wildeste, dichtestgedrängte, unerforschte Hochgebirgswelt der Erde: das großartige, von den chinesischen und hinterindischen Riesenströmen abenteuerlich zerfurchte Randland des zentralasiatischen Massivs, das politische Grenzgebiet zwischen Tibet und China, wo die gewaltigen Gebirgssysteme des Kwenlun, der hinterindischen und der sinischen Kettenzüge, zusammenstoßen und sich in einer bis dahin noch ungeklärten Weise verflechten und auseinandersetzen müssen. Eine Welt, in der Flora und Fauna von außerordentlicher Mannigfaltigkeit sind und der Forschung noch eine Fülle von Überraschungen sichern. Endlich sind auch die ethnologischen, kulturgeographischen, politischen Probleme hier verwickelter als wohl sonst irgendwo in Asien. Hin und her gehen hier seit Jahrhunderten die politischen Machtkämpfe zwischen Tibetern und Chinesen, die hartnäckigen Kolonisationsbestrebungen der letzteren und ihre Abwehr, die Auseinandersetzungen zwischen Viehzüchtern und Ackerbauern. In äußerst schwer zugänglichen Bergabgeschlossenheiten sitzen noch zahlreiche, fast oder ganz unbekannte Gebirgsvölker, die sich ebenso von Tibet wie von China unabhängig erhalten haben; mit merkwürdiger Kultur, Sitte und Sprache usw.

Stötzners Buch gibt, in Tagebuchform, einstweilen eine einfache Erzählung des Reiseverlaufs. Wir erfahren, wie die Expedition im Laufe des Jahres 1914 von China aus dem Yangtse aufwärts nach Sz'tschwan geht und von dort unmittelbar in die fesselndste Gebirgsgegend nordwestlich von Kwanhsien, das Stromgebiet des Takinkiang, nördlich von der alten Verkehrsstraße von China nach Lhassa über Tatsienlu vordringt. Wir verfolgen sie auf ihren Wanderungen durch die Sitze verschiedener Bergvölker mit ihren mittelalterlichen Fürstenburgen. Über immer neue scharfgratige Pässe in den Höhenlagen unserer höchsten Alpengipfel. Durch die hochgelegenen Grasländer der Nomaden und die wundervollen Waldgebiete der von den Monsunen mit üppiger Feuchte getränkten Stromtäler. Zu den Sitzen der Chinesen an den Militärstraßen, mit ihrer sympathisch empfundenen höheren Gesittung. Zu den ärmlichen und doch phantastischen Lamaklöstern mit ihren verschiedenen sich hassenden Sekten. Uralte und jüngste Machtkämpfe treten uns in den Spuren furchtbarer Verwüstungen entgegen. Die einzelnen Mitglieder der Expedition gehen auch vielfach Sonderwege, ihren Aufgaben entsprechend, und treffen wieder zusammen — bis plötzlich die am 27. August zu ihnen dringende Nachricht vom Ausbruch des Weltkrieges ihrer so aussichtreichen Forschungsarbeit ein jähes und rohes Ende bereitet und sie alle zur schleunigen Rückkehr nötigt.

Stötzners Buch steht schriftstellerisch ungleich höher als McGoverns, dessen Schreibweise sehr trocken ist. Der Vortrag Stötzners hat Phantasie und Empfindung. Prachtvolle Schilderungen werden der grandiosen Hochgebirgsschönheit gerecht.

Zum Glück sind die großen Sammlungen, die gemacht werden konnten, nach mancherlei

Fährnissen später größtenteils unversehrt nach Deutschland gelangt, und wir dürfen der rein wissenschaftlichen Auswertung der Ergebnisse der Expedition, die doch immerhin eine ganze Reihe von Monaten ungestört in wenig oder ganz unbetretenem Lande hat arbeiten dürfen, mit Spannung entgegensehen. —

In Gegenden Asiens, die an sich unserem Interesse recht fernliegen, führt uns eine dritte Reiseschilderung, die trotzdem zu den merkwürdigsten, anziehendsten Büchern ihrer Art gehört; das zweibändige Werk von Wladimir K. Arsenjew: In den Wildnissen Ostsibiriens (Berlin o. J.). Es handelt sich hier um Forschungsreisen, die der Verfasser in den Jahren 1902, 1906 und 1907 als russischer Offizier im fernsten Osten Sibiriens ausgeführt hat; im Sichote Alin-Gebirge, jenem entlegenen, einsamen, urwaldüberkleideten Berglande, das sich nördlich von Wladiwostok an der rauhen Küste des Japanischen Meeres entlangzieht. In zahlreichen Kreuz- und Querzügen ist er zwischen der See und dem Ussuriflusse hin- und widergewandert, hat das bis dahin nur flüchtig oder überhaupt noch nicht bekannte Gebiet aufgenommen und vor allem naturwissenschaftlich erkundet.

Nicht in besonders großzügigen neuen und in klarer Zusammenfassung gebotenen Forschungsergebnissen liegt das Packende des Buches. Die beigegebenen Karten sind trotz, oder vielleicht wegen ihrer überaus minutiösen Ausführung unübersichtlich, unbeherrschend. Der Reichtum der täglichen Beobachtungen im Text überschüttet, erdrückt und verwirrt auf die Länge den Leser fast so wie in der Natur die unendliche und sich dennoch immer nur wieder variierende Gestaltenfülle der „Taiga", des großen sibirischen Urwaldes, selbst. Der seltsame, fast einzigartige Bann dieses Buches beruht in der Persönlichkeit des Berichtenden und seiner ganz ungewöhnlichen Kunst des Erzählens. Ganz unmerklich umspinnt uns der Zauber dieser Diktion, gerade wie es die große wundersame Wildnis mit dem Menschen selber tut. Tiefer und tiefer fühlen wir uns umfangen von dem unendlichen, schweigenden und doch von so unerschöpflichem Leben erfüllten Wald. Wir hören ihn „atmen" in der Stille der Nächte, wir ahnen um uns die Geheimnisse hinter seinen Blättermauern, wir sehen seine Stämme stürzen im Windbruch entfesselter Stürme oder emporflammen in grandiosen Waldbränden. Wir schwimmen auf einsamen Wassern, irren in gefahrvollen Sumpfwildnissen pfadlos umher; wir beobachten mit den von Jägerart und Naturforscherfreude gleich geschärften Augen das Leben und Wandern der überraschend reichen und merkwürdigen Vogelwelt und das nächtliche Treiben der Wildschweine, wir durchleben selbst bis ins Innere den mysteriösen Schauer, den der Eingeborene in der Nacht beim Vorüberstreifen des „Amba", des abergläubisch gefürchteten und — verehrten Tigers empfindet. Wundervolle Landschaften überschauen wir von einsamen Berggipfeln, tödliche Schneestürme brausen über uns dahin. Wir werden auch vertraut mit den primitiven Menschen, die als Jäger oder Siedler in diese Wildnis eindringen und sie allgemach zu verändern beginnen. Im tiefsten Walde treffen wir den „Schenschen"-Sucher, den Chinesen, der rastlos nach der berühmten, ebenfalls abergläubisch verehrten und mit magischen Heilkräften ausgestatteten Wunderwurzel Schenschen oder Ginseng späht. Oder den Fallensteller, der dem wertvollen Zobelmarder nachgeht. Auch dem gesetzlosen Räuber, der einzeln oder in Banden die Taiga durchstreift, allein zu begegnen, ist gefährlich.

Eine Hauptanziehungskraft des Buches — oder ich kann wohl geradezu sagen: die Hauptanziehungskraft ist das Auftreten eines einheimischen Jägers mongolischer Rasse, Derssu Usala, der ohne Haus und Heim, nur mit seiner Büchse und einem Rucksack, durch die Taiga zieht, nie unter einem Dache schläft und von seiner Jagd lebt.

Der Verfasser trifft ihn 1902 und hat ihn auch 1906 und 1907 zum Begleiter und Freund, bis Räuberhand ihn ermordet. Die Schilderung dieses Menschen, die das ganze Buch durchzieht, ist das Merkwürdigste, was man sich denken kann. Eine Art Eingeborenen-Gentleman tritt vor uns hin, wie wir ihn sonst nur in Wild-West-Romanen kennengelernt haben. Ein Mann, der in den Spuren des Urwaldes wie in einem offenen Buche liest, dessen Büchse niemals fehlt, der in den gefahrvollsten Situationen den überraschendsten Ausweg weiß, wie ihn nur die geschärften Sinne und Taiga-Erfahrung des Naturmenschen finden kann. Dessen animistische Philosophie die ganze Natur durchseelt und in Baum und Tier, ja in Luft und Wind und Wasser Wesen sieht, nicht anders als der Mensch. Der mit dem „Amba", dem Tiger, im Dunkeln spricht und ihn begütigt. Ein Mann mit der reinen Seele eines Kindes und der unbedingten Zuverlässigkeit des besten Freundes — kurz ein Mensch, der, wie der Leser sich hier selbst schon lächelnd gesagt haben wird, direkt einem Buche Karl Mays entsprungen scheinen könnte, wenn nicht die Schilderungsart Arsenjews uns vor einer Karl May-Stimmung völlig bewahrte und den unbedingten Eindruck der Wahrheit gäbe.

In der Zeichnung dieses Derssu Usala leistet das Buch sein Bestes. Und indem Arsenjew das Ideal dieses einfachen Menschen so herzgewinnend vor uns hinstellt, erwächst für ihn am allermeisten eben das, was den tiefsten Zauber seines Buches erklärt: das menschlich Reine, Gütige, Liebenswürdige und Gediegene der Persönlichkeit des Verfassers selbst.

Die große Stunde

Novelle von Ottomar Enking

Die Garben ragten, zu graugelben Haufen aneinandergelehnt, in langen, langen Reihen über den hochansteigenden Acker hin — bis jenseits an die schwarze Dornenhecke, durch die unten hier und da rötliche Himmelsfleckchen mit schartigen Rändern hindurchschimmerten. Es lag kein Gold über dem ganzen, weiten Acker; die Sonne stand hinter Wolkenklumpen.

Still war es auf dem Felde; es jubelte nicht über ihm, es zirpte nicht auf seinem Grunde, es tändelte nicht um die Garben, es spielte nicht zwischen den stacheligen Stoppeln; es war ganz still.

Nur ein Maulwurf tat seine lautlose Arbeit unter dem schmalen Fußsteige, den der junge blonde Mensch mit den einsaugenden Augen und den etwas fahrigen Bewegungen ging — hinauf zu der dunklen Hecke und dem massigen Eichbaum. —

Den hatte vor vielen, vielen Jahren, als er noch eine biegsame Gerte war, der Landmann beim Heckenputzen verschont, und er war nun groß geworden auf seiner Höhe, groß, frei und ruhig.

Nun war der junge Mensch oben, und er setzte sich auf den niedrigen Wall zu Füßen des freien, ruhigen Eichbaums und blickte nach der anderen Seite den Weg hinab, der über die angrenzende Wiese ausgetreten war, bis dahin, wo ihn der Waldhaufen weit unten einzog. Und er wartete.

Das hatte sich seit zwei Jahren schon so oft wiederholt, daß er dort saß und wartete; und es ging doch nicht länger so. Immer nur an das Eine denken: Wann hab' ich sie zuletzt im Arm gehabt? — und an das andere: Wann werd' ich sie wieder im Arm haben?... das ging nicht, — dabei wurde er eintönig, simpel; das würgte die Phantasie in ihm. — Es war wie ein Sonnenuntergang bei diesigem Wetter: alles eine Farbe, — erst schön rot, aber nachher wieder alles eine Farbe — langweilig grau.

Das ging nicht; für ihn ging das nicht länger.

Sie sollte ihn nicht für feige halten. Er hatte ihr geschrieben, aber er wollte es ihr auch sagen, daß es nicht mehr so ging.

Und wenn sie nicht kam ... nein, er wünschte, daß sie käme.

Und da schimmerte es schon vor dem Waldhaufen ... das war sie.

Sie hatte das weiße, bauschige Kleid angezogen, in dem sie so schlank-üppig aussah. Sollte sie ihn umstimmen wollen? Aber nein, so war sie nicht; er kannte sie. Sie ging fest, so sicher; da war keine Hast im Gang, keine Angst in der ganzen einfachen Bewegung ihrer großen Gestalt.

Jetzt hörte er schon, wie das gesteifte Kleid rauschte, und ihm war, als fühlte er, wie ihr Fuß auf den nachgebenden Wiesenboden trat. Und da stand sie denn vier Schritte vor ihm und sah ihn an. Jetzt sollte sie also kommen, die große Stunde ... seine große Stunde, die ihn frei, ruhig und groß machte, wie der Eichbaum über ihren Häuptern war.

„Guten Tag, Heilmer."

„Guten Tag, Sörna."

Er hatte sich erhoben, ging ihr entgegen, sie gaben sich die Hand ... er leitete sie zum Wall, und sie setzten sich nebeneinander; kaum eine Hand breit voneinander, aber ihre Ellbogen berührten sich nicht. Sie wandte den Kopf zu ihm und ließ ihren Blick ganz langsam über sein Gesicht streifen — vom Kinn über die Augen bis hinauf zur Stirn. — Es war still um sie her; nur in der Dornenhecke schwirrte es bisweilen mit raschen, stumpfen Flügelschlägen; das hatte so etwas Erregendes, dies kurze Flattern, das die Blätter für Augenblicke durcheinander wirbelte.

Sie wandte den Kopf wieder von ihm ab, senkte die Brust nach vorn und ließ den einen Arm quer oberhalb ihrer Knie ruhen. Und nun haftete ihr klares Auge auf dem weichen, blankgrünen Grase.

„Es ist heute also das letztemal?"

„Sörna ... ja."

„Ich bin dir im Weg?"

„Ja, Sörna."

„Aber du liebst mich doch?"

Er brachte es nicht fertig, zum dritten Male wie ein Schuljunge „Ja" zu sagen; das fühlte sie wohl, und so ganz, ganz eben lächelte sie, als wäre sie ihm weit überlegen in dieser Stunde. Und das sollte sie nicht sein; es war doch s e i n e große Stunde! Er wußte aber nicht recht, was er antworten sollte; ihm ging so allerhand von früheren Gesprächen durch den Kopf, und so sagte er nur: „Willst du mir wohl sagen, was Liebe ist, Sörna?"

Sie schüttelte leise mit dem Kopf und lächelte bei halb geöffnetem Munde ein bißchen lebhafter.

„Nein, mein Freund, das will ich dir heute nicht mehr sagen, das kann ich nicht. Ich hab' es dir oft genug gesagt, und du hast es eben vergessen. Das ist ja auch besser für dich. Dann hemmt dich die Erinnerung um so weniger. — Und warum hast du mich heute hergebeten?"

„Weil du mich nicht für erbärmlich halten sollst. So einen Brief schreiben, das kann jeder; das ist hinterrücks wie ein Fußtritt. — Und du weißt doch, daß ich dir keinen ... ich meine, daß ich dich nicht etwa ... daß du mir doch so hoch stehst wie überhaupt sonst niemand. Und gerade deshalb mußte ich noch einmal mit dir sprechen. Damit wir beide einsehen, daß es nicht länger so geht."

— Und dann fügte er rasch, hastig und nicht so laut wie vorher noch hinzu: „Diese Liebe — und das Ganze mit dir — das lähmt mich in meinem Schaffen; ich komme in meiner Arbeit dadurch herunter."

„Du brauchst das nicht so scheu auszusprechen. Du beleidigst mich nicht damit. Du hast es mir ja auch schon geschrieben. — Du hast mir sogar soviel von deinem Künstlertum geschrieben, daß man fast meinen könnte, du wärest gar kein Künstler ..."

Das stach ihn.

„Sörna, wenn ich nicht so fest an mich glaubte, wenn ich's nicht als notwendig, als das einzig Wahre für mich wüßte, allein, ganz allein zu sein, — glaubst du denn, ich wäre so ein ... so ein Narr, dich loszulassen? Dich? — Sörna!"

„Also, wenn du minder hoch von dir selber dächtest, so würdest du bei mir bleiben?"

„Ja, Sörna, — und darum sollst du meinen Schritt achten."

Er war stolz, er reckte sich empor und blickte kühn aufwärts. — Sie saß noch immer so regungslos, den Oberkörper nach vorn geneigt und den Arm über den Knien.

Ein Hauch schmeichelte sich durch die Dornenhecke, rührte an der blutroten Rose, die Sörna im glänzenden Haar trug, und stieß das Kelchblatt ab. Es hatte schon lange matt von den anderen, den straffgefalteten Blättern heruntergehangen. Nun tippte es im trägen Fall auf ihren Goldfinger und legte sich wie eine hohle, feinadrige Muschel über den Ring, der ihn schmückte. Sie hatte ihn von Heilmer; es war ein Erbstück von seiner Mutter her. Sörna schüttelte die rosenrote Muschel mit den schon etwas verwelkten, sich aufrollenden Rändern nicht ab; sein Ring blieb verdeckt.

Sie hatte das Sinken des Blattes und das Verhüllen des Ringes beobachtet und sagte nun: „Ich verachte ihn auch nicht, deinen Schritt, wie du es nennst. Wenigstens glaub' ich, daß ich ihn nicht verachte. Du bist ehrlich, und es ist noch gar nicht gewiß, ob du nicht recht hast. — Aber nun sieh, Heilmer: daß ich dir hier etwas vorweine, das hast du wohl selbst nicht erwartet —"

„Nein, Sörna! Du! So ein starkes Weib!"

Es zuckte kaum sichtbar um ihre Mundwinkel.

„Und Heilmer, daß du so fade bist, mir hier zu versichern, wie leid oder weh es dir tut, wenn wir uns nicht mehr haben, das trau' ich dir auch nicht zu. — Die Sache, um ganz nüchtern zu reden, ist ja überhaupt für uns beide abgemacht. Was bei uns drinnen vorgeht, das geht uns gegenseitig nichts mehr an. Aber ich wollte doch noch so einiges von dir hören, und deshalb kam ich."

Er konnte sich nicht helfen, es stieg in ihm auf wie gekränkte Eitelkeit, wenn er das wunderbar ruhige Wesen da neben ihm so sprechen hörte und diese gesunden Züge ihres Gesichtes sah. Daß sie litt, wußte er ... sie litt genau so wie er. Fast hatte er den Wunsch, doch so fade zu sein, wie sie sagte, und ihr seinen Schmerz zu schildern, nur, um auch bei ihr etwas hervorzulocken, das nach einer Klage aussah.

Aber es war eine solche Kühle um das Weib — er glaubte, wenn er die Hand hob und sie zu ihr streckte: er kam nicht durch die dichte, kalte Luft um sie hindurch.

„Was wolltest du denn wissen, Sörna?"

„Wenn du arbeitest, darfst du dann nicht an mich denken?"

„Ja, — aber nicht immer und nicht nur an dich. Und das hab' ich diese beiden Jahre hindurch immer getan; immer nur an dich gedacht. Du hast mich so beherrscht, und das ist für mich ganz gleichbedeutend mit gebunden, gefesselt. — Du hast so was Gewohnheitsmäßiges, so was Beständiges in mich hineingesät — das merk' ich beim Schaffen. Was ich fertigbringe, wird so gleich, so — so brav und bieder, — so gar nicht ein bißchen wüst. Und ich will wieder frei sein. Mir fehlt das Wilde; das hast du nicht. Ich hab's dir auch nicht gegeben, nicht geben können. Alles, was an dich herankommt, wird harmonisch. Du hast mir Rosenöl auf die Phantasie geträufelt, und dadurch ist all mein Schaffen glatt und immer glatter geworden. Es mag ja seinen Duft haben, das will ich nicht leugnen, aber ich muß wieder Wellen in mir brausen hören, und mag's nach faulem Seetang riechen: ich muß fluten können! Das kann ich bei dir nicht."

Jetzt merkte er, wie ihre Brust sich rascher

bewegte, und wie der feine Flügel ihrer Nase zwei-, dreimal erzitterte. Das machte ihm Mut.

„Ich darf mich nicht binden, Sörna. Und wir können ja doch nicht immer so weiter verkehren. Sie spüren es ja schließlich alle aus, und dann legen sie unser ganzes, wunderheimliches Idyll mitten auf den Markt in die pralle Sonne und stehen und klatschen drumherum. Und dann — dann werden wir zu guter Letzt von allen möglichen Rücksichten auseinandergebracht! — Heiraten? Wenn wir daran dächten, — wovon denn? Ich? — Na! — Und du? Mit eurem kleinen Gut und deinen vielen Schwestern? — Da ist's doch wohl besser, wir trennen uns so. Schöner ist es so, Sörna!"

„Gewiß, es ist schöner so. Es ist sogar sehr schön. Du ersparst mir eine Menge Rotwerden."

Das klang bitter ... da blitzte wohl gar Groll drin? Er sah sie rasch an. — Sie verstand ihn.

„Nein, mein Lieber, sei ruhig. Ich bin nicht böse, ich bin nicht aufgeregt, ich mein' es ganz einfach, ohne Hintergedanken."

„Nun ja, Sörna, wenn wir uns auch heirateten: so wie ich bin, würde ich dich auf die Dauer ja doch bloß unglücklich machen."

„Das ist wohl möglich."

„Und — nicht wahr? — du willst mir doch auch keinen Zwang auferlegen. Da könntest du doch erst recht nicht zufrieden sein."

„Gewiß nicht."

„Der Künstler — nun, wehre nur nicht gleich so gepeinigt ab bei dem Worte: ich bin doch einer; wie soll ich mich denn anders nennen? Der Künstler muß schrankenlos frei sein. Er muß genießen können, hier und da; er muß wandern können, er muß alles haben dürfen. Die Welt ist gerade eben breit genug, damit er sich ausleben kann. Und soviel Freiheit, Sörna, kannst du mir überhaupt gar nicht geben, als ich brauche, denn sonst würdest du mich nicht lieb haben."

„Nein, gewiß hätte ich dich dann nicht lieb. — Wie denkst du es dir eigentlich nun? Soll ich dich jetzt so übermenschlich lieben, daß ich aus lauter Selbstlosigkeit auf dich verzichte, oder soll ich einfach sagen: es ist aus?"

„Das kann ich nicht wissen."

Sie spitzte den Mund leicht und blies mit kurzem Atemstoß das immer schlaffer werdende Rosenblatt von ihrem Finger, so daß sein Ring wieder schimmerte. Er hielt solange inne, bis das Blatt in gebogenen Zickzacklinien aufs Gras gesunken war, wo es sich von einem Büschel Halme, wie eine Schale auf der Hand, tragen ließ. Dann sagte er wieder: „Nein, Sörna, das kann ich unmöglich wissen, und das wäre für mich auch einerlei, ganz einerlei. Für mich ist meine Freiheit das einzige, woran ich denke, und damit tue ich meine Pflicht, die einzige, die ich anerkenne. Dafür bringe ich selbst das Opfer — ja, das Opfer, Sörna! — mich von dir zu trennen. Aber wir wollen uns ja von unseren Gefühlen nichts erzählen."

Sie blieb so bewegungslos wie vorher.

„Ich habe so ernst darüber nachgedacht," fuhr er fort, „und ich weiß es jetzt: ein Mensch kann am andern gar nicht so teilnehmen, daß er ihn wirklich versteht, voll versteht. Man versteht nur sich selber, und in der Liebe — was man da Verständnis nennt, das ist meist nichts als Täuschung ... Schönrednerei meinetwegen auch. Ein Zusammenarbeiten gibt es nicht, wenn wir wahr sein wollen. Es gibt nur Einsamkeit. Ja, Sörna, weil ich eine so hohe Aufgabe in mir fühle, deshalb hab' ich auch gar keine Reue darüber, mit dir zu brechen!"

„Das wäre auch ein kleinliches Gefühl. Das wäre ja auch deiner unwürdig."

„Nicht wahr? — Ja."

„Willst du mir sonst noch etwas sagen?"

„Willst du sonst noch etwas wissen, Sörna? Ist es dir klar, ganz klar, daß ich nicht anders kann?"

„Völlig."

„Und du glaubst mir auch, daß ich nur meiner Kunst dies Opfer bringe? Daß ich meine Liebe nur meiner Kunst nachstelle?"

„Du sagst es ja ... deiner Kunst."

„Sörna, dann scheiden wir wohl jetzt."

Er war aufgestanden und stand dicht vor ihr. Sie bog den Nacken zurück, daß ihr Hut den Blick nicht mehr hinderte, und sah ihn an und nickte.

„Nicht wahr, Sörna, du behältst doch alles — meine Bilder, meine Werke und den Ring —"

Dabei deutete er auf ihren Finger.

„Du denkst an Kleinigkeiten, mein Freund. Ich behalte sogar noch viel mehr von dir."

Das machte ihn einen Augenblick stutzig; er begriff es nicht ganz. Doch. Jetzt begriff er es.

„Lebe wohl, Sörna. Ich ..."

Nun suchte er. Er mußte ihr noch irgendein Wort sagen, damit sie ihn auch für so groß hielt, wie er doch handeln wollte. — Sie ergriff sicher seine ausgestreckte Hand, erhob sich gleichzeitig und lehnte sich mit dem Rücken an den Eichbaum.

Und nun hörte er noch einmal ihre Stimme, die ihm immer so voll und tief-schön klang, daß er nie und nirgend einen Laut oder eine Musik gefunden hatte, mit der er diesen Klang vergleichen konnte; nun hörte

er noch einmal ihre Stimme, wie sie kräftig sagte: „Lebe wohl, Heilmer."

Da drückte er ihre Hand schnell und schüttelte sie mit den Worten: „Diese Stunde und dein letzter Blick, Sörna, die sollen mich groß machen!"

Er kehrte sich mit einem Ruck um und ging den Acker hinab, den er heraufgekommen war.

Daß er das zum Schluß gesagt hatte: Diese Stunde und dein letzter Blick, Sörna, die sollen mich groß machen, — das tat ihm zuerst unendlich wohl. Ihn dünkte, das war ein schöner Abschied für diese, seine große Stunde. Ihm war warm vor Wohlgefühl.

Kaum aber hatte er ein paar Schritte abwärts gemacht, da fühlte er, daß etwas in ihm unzufrieden wurde, — als hätte er sich trotzdem lange nicht so erhaben bewiesen, wie er es doch war — bei diesem weihevollen Opfer für seine Kunst. Ihm wurde unbehaglich zumute. Die Stoppeln, die sich unter seinen Schuhen knickten, taten ihm einzeln weh; sein Gang kam ihm so ungeschickt vor, und er schämte sich seiner Unbeholfenheit, denn er wußte: sie blickte ihm nach. Er wurde rot und ging hastig und atmete auf, als er die Koppelpforte aufreißen konnte. Das Ding ging auch noch schwer! Und dabei hatte er immer die peinliche Gewißheit, daß sie das alles mit ansah.

Schnell trat er auf die Landstraße und wendete sich nach rechts. Sollte er sich noch einmal umschauen? Sollte er sehen, wie sie ihm nachstarrte? Ob sie vielleicht doch weinte? ... Nein, eine Sörna mit den hellen Augen weinte nicht. War sie überhaupt da?

Er wollte nicht zur Seite sehen, er marschierte eilig längs dem Graben und längs dem lückigen Zaun, der den Acker von der Straße trennte, er wollte nicht zur Seite sehen, aber es zwang ihn, zwang ihm den Kopf herum: Da stand sie in der Ferne — hoch, daß er hinaufschauen mußte, ruhig, groß und frei wie der Eichbaum, der sie beschattete, die große Gestalt mit den ebenmäßigen Formen; da stand sie, — und er trottete hier unten im Landstraßenstaub, der sich an ihm emporwarf.

Und mit einem Male überflog es ihn: War das vielleicht gar nicht s e i n e, war das vielleicht in Wirklichkeit S ö r n a s große Stunde gewesen?!

Liebesschrei. Von Joseph von Lauff

Sommerstille, keine Regung,
Schilfumkränzte Einsamkeit!
Nur mit säuselnder Bewegung
Strählt der Wald sein falbes Kleid.

Nicht die allerfeinste Welle
Plätschert ihr verträumtes Lied;
Nadelscharf steht die Libelle
Über dem verwaisten Ried.

Da, die Ruhe von sich schüttelnd,
Reißt die Einsamkeit entzwei,
Und zwei Falken, stolz sich rüttelnd,
Finden sich im Liebesschrei.

Wie verflogen ist die Stille,
Hellauf rauscht, was säuselnd glitt;
Ausgelöst sind Wunsch und Wille,
Und die ganze Welt jauchzt mit.

Gebundene Briefe. Von E. de V.

Ich band mir deine Briefe als ein Buch;
Die losen Blätter fügte ich zusammen —
Voll Wahrheit? Dialektik? Selbstbetrug?
Und bog die Falten, glättete die Schrammen.

Fast zittern mir die Hände — — Ach, mein Sinn
Wälzt bitter, was nun ist und was gewesen.
Doch einstmals, wenn ich wieder ruhig bin,
Dann will ich das als Buch noch einmal lesen.

Als Buch, was heiligstes Erleben schien
Und doch erlosch — verschwand in Nebelfernen . . .
Ein Buch. — Einst — wenn ich ganz, ganz ruhig bin,
Dann woll'n wir lesen, lesen, Herz — und lernen.



Gebirgslandschaft. Gemälde von Rudolf Sieck
(Ausstellung der Welle in Prien)

Illustrierte Rundschau

Berliner Bühnen

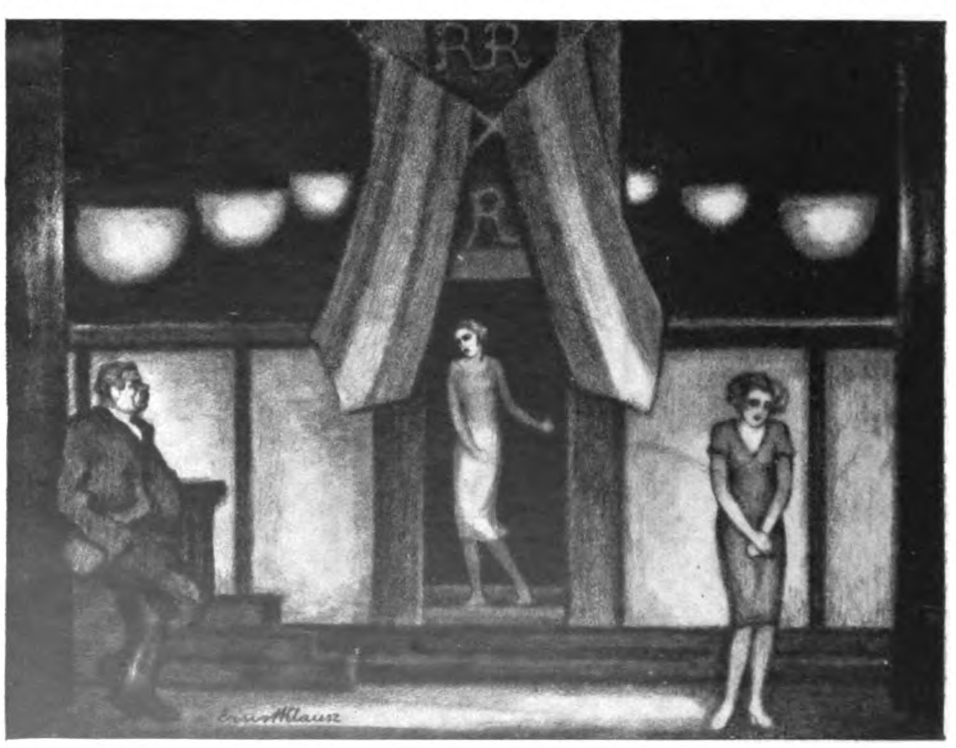
Der letzte Abschnitt der Berliner Theaterspielzeit hat noch viel feine Arbeit gezeitigt. Die Filmhonorare haben an lockendem Glanz beträchtlich verloren, und so durfte man fast überall fleißig eingespielte Ensembles feststellen: Die Regiekunst an den Reichshauptstadtbühnen feierte mehrere große Triumphe. Der harmlose Theaterbesucher pflegt freilich nicht danach zu fragen, wem er eigentlich zu Dank verpflichtet ist; er zollt ihn, wenn der Vorhang gefallen ist, den Inhabern der dankbaren Hauptrollen und ahnt kaum, wieviel Verzweiflung des Regisseurs, wieviel Versuche, Beschwörungen, Belehrungen und Grobheiten vorausgegangen sein müssen, um durch Accelerandi und Creszendi, Spiel- und Stimmungspausen, wohl abgewogene Akzente, Wechsel von Soli und Tutti die Linie der Handlung wirkungsvoll zur Schlußkadenz zu führen. Man muß sich den Text eines neu zu gebenden Schauspiels wie eine Originalpartitur von Bach vorstellen (in der alle Vorzeichen fehlen): der moderne Regisseur, der einer Rechenaufgabe mit völlig unbekannten Größen gegenübersteht, hat fast dieselbe Denk- und Phantasie-Arbeit zu leisten wie der gelehrte Bach-Forscher... Nur daß es beim alten Johann Sebastian immer lohnte...

Von den neu aufgefrischten Wiederholungen älterer Stücke ist die Wiedergabe von Gogols köstlicher Satire „Der Revisor" an erster Stelle zu nennen. Wer das Stück nicht kennt, soll es aber ja nicht lesen. (Dann lieber Gogols Roman „Tote Seelen", der auch ohne Regie-Vermittlung wirkt, also ein müheloses Einleben in den Stil dieses jetzt schon klassischen Sittenschilderers des „vormärzlichen" Zarenreichs ermöglicht.) Nur eine so saftig-drastische, im Tempo und in der Instrumentation und in der Pultbesetzung so virtuos dirigierte Einstudierung, wie das Deutsche Theater sie bot, gibt einen vollen Begriff von der Wirkung, die das Stück, als es jung und frech war, auf die kleinstädtischen Korruptions-Sünder der russischen Barmat-Epoche ausgeübt haben mag. Der Regisseur Martin Kerb ließ die Komödie zuweilen sich recht saftig ins Possenhafte ausströmen. Da wir die Gebundenheiten der Entstehungszeit nicht mehr kennen und nicht mehr empfinden, viele feine — und bittere — Anspielungen also kaum verstehen können, ist der hier erfaßte Stil der einzig richtige. Die kleinen Volksgewalthaber, die, ohne Wert auf Fachkenntnisse zu legen, ihr Amt in Polizei, Post und Schule, in Hospital und

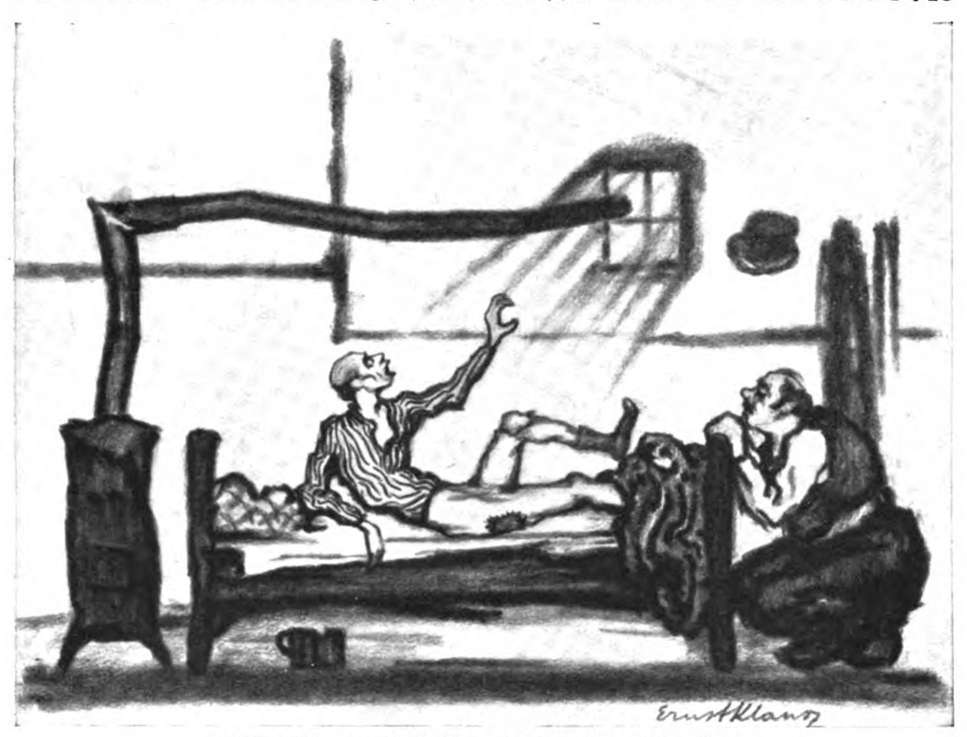


Leopoldine Konstantin in „Demimonde". Zeichnung von Ernst Klausz

Kreisgericht in so bequemer Weise verwalten, der kleine verschuldete pseudoelegante Subalternbeamte, der für den allmächtigen Herrn Revisor gehalten wird und so rasch bereit ist, die Bestechungsgelder, Freundschaftsdiners und anderen Liebesgaben einer höheren Gehaltsstufe gnädigst entgegenzunehmen, ergaben ein Sittenbild von so verblüffender Aktualität, daß Uneingeweihte vielleicht glauben konnten, es sei auf Schwanenwerder gemünzt. Das Lachen wirkte aber so befreiend, daß alle Beklemmungen garstiger Politik rasch vergessen waren. Hermann Valentin, der den betrogenen Betrüger in dem zaristischen Polizeimeister verkörperte, wuchs sich aus dem bisherigen bürgerlichen Komiker zu einem starken Charakterspieler aus. Hermann Thimig war als kleiner Beamter ganz der Beau, der auch heute noch in der Hotelbar und auf dem Rennplatz den süßen Mädchen wie den reiferen Frauensemestern Sand in die Augen zu streuen weiß. Der etwas burlesk übertreibende Stil wird jetzt Gogols „Revisor" von Berlin aus auch an die Mittelbühnen folgen, und wenn da überall auf gleiches Tempo und gleiche Lustigkeit der Haupt- und Nebengestalten geachtet wird, dann ist dem Theater aus der großen Weltliteratur dauernd ein glänzendes Kassenstück erstanden. — Alexander Dumas' Komödie „Demimonde" hat die Übertragung in den neuen Stil dagegen nicht vertragen. Das Lessing-Theater gab diesen Reißer des Pariser letzten Kaiserreichs mit der sonst unfehlbaren Verführerin Leopoldine Konstantin. Oskar Kanehl hatte alles getan, um das Stück zu modernisieren. Vielleicht zu viel. Denn es ist nun einmal auf die Auswirkungen hastig hingeworfener, aber verfänglicher Briefchen aufgebaut, und wenn schon von Autos die Rede ist, vermißt der Zuschauer den Fernsprecher, der an etwa fünf peinlichen Stellen durch eine einzige Blitzverbindung der ganzen Handlung eine neue Wendung geben würde. Solche Verwicklungen können im Zeitalter der Verkehrstechnik kaum mehr auf Madagaskar oder in Spitzbergen entstehen, geschweige in Paris oder in Wilmersdorf. „Demimonde" hat nur noch kulturhistorische Berechtigung. Aber wenn das Stück unter der Flagge Sittengeschichte segeln soll, dann erkennt man heute doch gar zu kraß die schwächliche literarische Befrachtung. Die sentimental posierenden Pariser Elegants haben uns wirklich nichts mehr zu sagen, trotz ihrer liebenswürdig wirkenden Verlogenheit. Also: legt's zu dem übrigen! — Daß altväterischer Humor auch jetzt noch, selbst wenn er ein Jahrhundert lang eingeweckt worden ist, frisch wirken kann, sofern er damals echt war — und falls die Neuinszenierung den ganzen Reiz der alten Zeit neu zu beleben weiß —, das bewies die herzliche Aufnahme,



Bühnenbild von E. Pirchan aus „Rheinische Rebellen". Zeichnung von Ernst Klausz



Bühnenbild aus „Datterich". Zeichnung von Ernst Klausz

die das Publikum der Volksbühne am Bülowplatz Niebergalls Darmstädter Komödie, dem „Datterich", mit dem klassischen Komiker Henckells bereitete. Ein Kabinettsstückchen!

Die Ausländer, die an den Berliner Bühnen bisher die Vorherrschaft ausübten, haben eine katastrophale Niederlage zu verzeichnen. Es ist geradezu unerhört: deutsche Autoren waren's, die sich zum Sommerbeginn die großen Kassenerfolge holten. Mehrere Berliner Schwank-G.m.b.H.'s, die bisher mit der Nachahmung von Pariser, Londoner und Neuyorker Import ihr bombensicheres Saisongeschäft bestritten, mögen in ihren Generalversammlungen Zeter und Mordio darüber geschrien haben. Wie kann ein Stück ohne tausend nackte Beinchen, ohne mehrfachen Ehebruch, ohne Kokotten im Pyjama, ohne faustdicke Eindeutigkeiten, ohne Tanzcouplets mit müllernder Gymnastik oder diskretem Bauchtanz auf ein Großstadtparkett wirken? Das ist ja ein Rückfall in die dumpfesten Zeiten des Vorkriegs-Theaters! Pessimisten malen dräuend das Gespenst von Blumenthal und Lindau an die Wand! Aber — das Publikum hat den Ruck zur Bürgerlichkeit scheint's ganz gern mitgemacht.

Die dem Umschwung vorausgegangenen Gaben der nach dem Ausland schielenden Bühnenversorger waren übrigens auch gar zu dürftig. Etwa der Schwank „Das silberne Kaninchen" von Alfred Möller, den das Komödienhaus herausbrachte. Eine Art Erpressergeschichte, mühsam konstruiert, umständlich verabredete Schein-Untreue eines Ehepaars, die natürlich beiderseitige Eifersucht auslöst, unappetitliche Detektivüberwachung in einem anrüchigen Absteigequartier, eine dumpfe, wenig lustige Angelegenheit, die nur durch den chargenhaft derb auftragenden Hermann Picha, der den dämlichen Privatdetektiven gab, erträglich gemacht ward. Oder „Die Bar auf Montmartre" im Operettenhaus am Schiffbauerdamm, in der die Gläßner eins ihrer schnoddrigen Schieberkokottchen hinlegte (Johannes Riemann als unbeholfener Romandichter von oft befreiender Komik), oder „Baby" im Neuen Theater am Zoo mit dem ganzen unausstehlich gewordenen Jazzbandapparat und der Wiederauferstehung des Unsinns, wie ihn etwa das selige Adolph Ernst-Theater vor einem Menschenalter in der Alten Jakob- oder der Dresdener Straße den Weißbierphilistern vorführte. Gute Komiker gab's hier allerdings. Albert Paulig, Oskar Sabo, Lambertz Paulsen (Lilly Flohr, die die Titelrolle spielte, kann sich mit dem Dutzend künstlerisch stärkerer Soubretten der Berliner Bühnen ja kaum messen), und als neue Errungenschaft den frisch-frech-frommen Walter Szlezak, den schlanken blonden Sohn des dicken Heldentenors, dessen „Gesammelte Werke" hier

ihren liebenswürdigsten Nachtrag finden. — Auslandsstücke, von denen man länger als eine Woche sprach, waren das französische Artistenstück von René Fouchois „Der sprechende Affe“ in der Komödie und „Die Wollust der Anständigkeit“ von Pirandello in den Kammerspielen. Man würde dem Stück des Parisers selbst am Kurfürstendamm keinen Erfolg bereitet haben, wenn nicht ein paar schauspielerische Bravourleistungen — und eine glänzende Regie — die stillose Kitscharbeit diskutabel gemacht hätten. Ein aus aristokratischen Kreisen stammender Abenteurer läßt ein armseliges Menschenkind, in Fell eingenäht, an Varietébühnen als Affen allerlei Kunststückchen vorführen, sogar — halbartikuliert — sprechen. Das Zirkuspublikum fällt darauf hinein, auch (was weniger wahrscheinlich ist) die artistische Umgebung. Nur eine von dem Gentleman-Artisten verlassene Geliebte nicht. Sie läßt den vermeintlichen Affen rauben, und so kommt's zu einem Manege-Skandal. Albert Bassermann ist der nobel überlegene, bildschöne Affen-Manager, Paul Graetz bemüht sich, auf Grund eingehender Studien in der Affenstation des Zoologischen Gartens, seine Rolle so drastisch zu spielen, daß jedes Dienstmädchen und jeder Sextaner ihm nach ihren Sonntagsvergleichen vor dem Affenhaus das Zeugnis ausstellen müssen, seine Leistung sei bewundernswert. Schade, daß die einzige Szene, in der der Affenmensch seine wahre Psyche verraten darf, so unleidlich verlogen ist. Zu einer wahren kleinen Offenbarung wird in dieser Kulissenwelt die reizende Grete Mosheim, die auch im Stück den Seelenadel zu verkörpern hat — wie er für jedes Artistenmilieu unerläßlich ist. Die ebenso unerläßliche Kanaille spielt Else Bassermann, dilettantisch wie immer, die Crux jedes Gastspiels ihres Gatten, der nun doch einmal zu den stärksten Könnern der deutschen Schauspielkunst zählt, was doch eine gewisse Schonung verlangte. — In der „Wollust der Anständigkeit“ hat Pirandello (seit „Sechs Personen suchen einen Autor“ der erste Meister des europäischen Schauspiels neben Shaw) einen Charakter geschaffen, dem Eugen Klöpfer alles mitgibt, was der Dichter verlangt: Gemüt und Ironie, Herz und grausame Überlegenheit. Signorina Agata, von Margarete Christians immerhin noch recht glaubhaft dargestellt, braucht schleunigst einen Gatten, denn sie wird Mutter und der Vater ihres Kindes, ein Marquese, kann sie nicht

Erika Burgin in „Das Silberne Kaninchen“. Zeichnung von Ernst Klausz

heiraten. Angelo Baldovino ist bereit, als Scheingatte einzuspringen, denn er ist ein armer Teufel. Aber — er hat weiß Gott seine Ehre. Und er verlangt von dem bisherigen Liebhaber seiner Frau, daß er sich ihr von der Stunde ihrer Trauung an fernhält. Agata gerät in Gewissenskonflikte. Sie lernt ihren ängstlichen, glatten Geliebten bald verachten und den armen, rauhen, durch Leid geadelten Angelo lieben. Wundervoll ist dieser menschenverachtende Menschenfreund von Klöpfer herausgearbeitet — und eine intelligente Regie bringt die völlig fremden Gedankengänge des Italieners selbst einem snobistischen Publikum näher.

Stärker ist Klöpfers Erfolg dann aber doch noch als Dr. Knock im Deutschen Theater. Ein Schauspielererfolg, der wieder einmal einem Franzosen zugute kam: Jules Romain. Es ist ein Thema, das seit Hans Sachs und Molière schon oft die Lachmuskeln in Bewegung gesetzt hat. Eine gesunde Gegend, die dem biederen Hausarzt wenig zu verdienen gibt, wird erst durch den geschäftstüchtigen Spezialisten für allerlei neu zu entdeckende Krankheiten ein lohnendes Betätigungsfeld. Das neue Lumen (anstandshalber läßt es der Autor einen nicht promovierten Außenseiter sein) bringt es sogar dazu, das kerngesunde Gebiet sanatoriumsreif zu machen.



Szene aus Schrekers Oper „Der ferne Klang". Berlin, Staatsoper
Zeichnung von Ernst Klausz

Zu den sympathischsten Lustspielerfolgen des Frühsommers zählt Heinrich Ilgensteins „Liebfrauenmilch", ein Spiel um die Ehe in vier Stationen, das die Komödie in Leo Walther Steins diskreter, auf vornehme Radierkunst gestellter Regie herausbrachte. Bester Hoftheaterton. Carola Toelle als sein überlegenes modernes Mädchen im keuschen Liebesduell mit dem schwankenden Gatten ihrer Freundin. Werner Hollmann und Wilhelm Hiller, Walter Steinbeck und Anni Mewes spielen das graziöse Streichquartett, das dem Soloinstrument dieses neuen jungen Frauencharakters tiefere Bedeutung gibt, ganz ausgezeichnet. Man beglückwünscht Darsteller, Regie und den weltgewandten, klugen Lustspieldichter, vor allem aber das Publikum, das in solcher Zeit diese stilvolle

Kammermusik begreift. — Im Wallnertheater ist Hans Alfred Kihn entdeckt worden. Hier hat die köstlich reife Frauenkunst der Ida Wüst der Charakterkomödie „Meiseken“ zum Sieg verholfen. Ist's auch vielleicht nur ein Wiederanknüpfen an Gedankengänge, die uns aus dem „Biberpelz“ vertraut sind, man freut sich doch, wieder einmal einen Griff ins volle Menschenleben feststellen zu können. Diese märkisch-derbe Lebenskünstlerin aus dem Volke, die sich die Alimente für einen längst verstorbenen Pensionär ausbezahlen läßt und in fatale Schwierigkeiten gerät, als sie bei einer plötzlichen Revision einen Stellvertreter vorführen muß (von Karl Neißer rührend komisch gespielt), gibt mehr Kunst und Natur als die sattsam bekannte Kokotte von dreizehn Boulevardschwänken. Das Lachkonzert im Hause ging durch alle Register.

Kein Lustspieldichter wie der neue Kihn, aber doch ein gewandter neuer Routinier auf dem Schwankpfade ist der Bühnenfachmann Rickelt, der im Schillertheater mit seinem „Glückspilz“ Lachsalven erntete, wie sie einstmals Schöllers „Toller Einfall“ hervorrief. Ein pfiffiger junger Provisor gibt seinem mittellos aus Amerika heimgekehrten Jugendfreund das Rezept, zu Ansehen, Kredit und einer geliebten jungen Frau zu kommen: er muß bloß sein Testament machen, in dem er unerhört hohe Legate aussetzt. Indiskretionen verkünden alsbald seinen Ruhm als vielfacher Millionär, und alle Stände und Behörden der Kleinstadt blamieren sich durch den Wettlauf ums goldene Kalb bis auf die Knochen. (Es ist sehr vorsichtig, vielleicht gar zu taktvoll von Herrn Rickelt, daß der einzige Mensch, dem es bei der Erbschaft nicht ums blanke Geld zu tun ist, der Vorsteher der jüdischen Gemeinde ist; aber Herr Rickelt muß ja seine Lebenserfahrungen gemacht haben.) Das Stückchen ist wirkungsvoll aufgebaut und bietet Fritz Hirsch als Provisor Gelegenheit zu einer schauspielerischen Meisterleistung.

Das Staatstheater darf auf eine arbeits- und auch ruhmreiche Spielzeit zurückblicken. Im Schauspielhaus brachten es Arthur Bronnens „Rheinische Rebellen“ zu mindestens literarisch starker Beachtung. Ein Stück aus der Separatistenzeit. Steinrücks Kräfteeinsatz ist vielleicht zu menschlich kostbar für die Verkörperung des armseligen Schufts, der den Franzosen und Französlingen in die Hände spielt. Und wie immer bei solchen Tendenzstücken: wir stehen der Zeit noch zu nahe, als daß wir unsern vaterländischen Glauben schon völlig den Gesetzen der poetischen Gerechtigkeit unterordnen könnten. Im Theater steht die Sympathie der Hörer ja meistens auf seiten der Umstürzler...

Im Opernhaus setzten sich die besten Kräfte für die Jugendoper von Franz Schreker „Der ferne Klang“ ein. Eine Riesenarbeit. Orchester, Solisten, Chöre, Regie,



Bühnenbild von E. Pirchan aus Schrekers Oper „Der ferne Klang“. Berlin, Staatsoper



Ausstattung, technische Anlagen, was ist ihnen in diesen drei unendlich lang ausgesponnenen Akten zugemutet! Maria Schreker, die Gattin des Komponisten, hat neben Richard Tauber am meisten dazu beigetragen, der Hörerschaft einige Sympathie für das zum Teil quälende Werk abzuringen. Das Textbuch ist in seiner Mischung von altmodischer Romantik, krassem Realismus und verschwommener Mystik oft nicht eben leicht zu verdauen. Fritz, der Komponist, verläßt seine Geliebte Grete, ein Proletarierkind, das der Trunkenbold von Vater hernach auf der Kegelbahn ausspielt. Fritz folgt dem „fernen Klang“, um Theatererfolg und Ruhm zu finden. Grete flieht aus dem Elternhaus, wird durch eine Kupplerin auf die Bahn des Lasters gebracht und gelangt als Hetäre in Venedig zu fabelhaftem Glanz; ein Graf, ein Baron, ein Chevalier liegen ihr zu Füßen. In dem galanten Haus, dessen Königin Grete geworden ist, taucht nach zehn Jahren Fritz auf. Das Liebespaar findet sich, trennt sich aber wieder. Nach weiteren fünf Jahren, als Grete schon tief gesunken ist, kommt es zu erneutem Wiedersehen. Nun aber ist der Opernkomponist Fritz ein Todeskandidat. Schluß: Liebestod. Das Orchester ist reich und vielgestaltig, aber sehr, sehr lärmend. Im zweiten Akt, der unter den galanten Frauen und ihren Liebhabern spielt, gibt es Höllenspektakel, die an die ähnlichen Situationen in Wedekinds „Franziska“ erinnern, nur daß dort Autohupen und Karussellsirenen die musikalische Begleitung bilden. Man ist schon so nervengepeitscht zu Beginn der zweiten Pause, daß man am liebsten flüchten möchte. Und dann — kommt ein dritter Akt von so wundervoller Schönheit, daß man dem Komponisten alle Verdrossenheit abbittet. Auch hier sind nur wenige Ruhepunkte, obwohl Schreker gelegentlich einer schönen Kantilene gar nicht abgeneigt ist. Was hier unausgesetzt fesselt, das ist der architektonische Aufbau der Partitur, diese mit großen Mitteln arbeitende Gliederung des szenischen Vortrags. Unglaublich ist's, was für Schwierigkeiten in Hinsicht auf Einsatz und Stimmführung der Komponist seinen Sängern zumutet. Auch die Instrumentation ist überladen. Die Celesta (wenn sparsam verwendet wirklich von himmlischem Reiz) muß oft herhalten wie ein Klavier, die Streicher sind fast durchwegs vielgeteilt. Die verschiedenen Chöre und Separatkapellen auf und hinter der Szene einzustudieren muß eine Teufelsarbeit sein, — aber die Staatsoper hat die Riesenaufgabe wieder einmal restlos bewältigt. Die Aufführung, in der ich das Werk kennenlernte, fand unter Leitung des Dichterkomponisten statt. Die Aufnahme war lau. Die quälende Breite der ersten beiden Akte ermüdet jedes Publikum, und es fehlt dann die Aufnahmefähigkeit für die künstlerische Qualität des Schlusses. Wer abzuschätzen weiß, welch gewaltige Arbeit vorausgegangen sein muß, um solch eine Oper (gegen die der „Tristan“ noch ein Kammermusikwerk genannt werden könnte) musikalisch, szenisch, darstellerisch, überhaupt rein technisch ohne gröbste Hindernisse herauszubringen, der wird den führenden Geistern unserer Staatsoper Wagemut und ehrlichen Willen nicht absprechen. **P. O. H.**

Zu unsern Bildern

Die Arbeiten, die auf den letzten zwei Seiten unserer Rundschau gezeigt werden, stammen aus der **Holzschnitzschule Warmbrunn** in Schlesien und sind von Schülern des Professors Friedrich Hüllweck ausgeführt. Es ist gesunde, echt volksdeutsche Kunst, zu der in dieser vorbildlichen Schule erzogen wird. Die jungen, fleißigen Burschen finden hier die Hilfe eines außerordentlich fähigen Führers und Beraters, der sie anleitet, ihre gesunde Phantasie



Arbeiten aus der Holzschnitzschule Warmbrunn in Schlesien (Leitung Prof. Friedrich Hüllweck)

in das Holz der schlesischen Heimatsbäume zu übersetzen, bei materialgerechter Bearbeitung und kunsthandwerklich gediegener Durchführung bis in die letzte Einzelheit.

Unter den Künstlern, deren Werke die Kunstbeilagen dieses Heftes wiedergeben, sind zwei junge Meister unseren Freunden wohl noch nicht bekannt geworden. Viktor Eckhardt von Eckhardtsburg, einer alten österreichischen Soldatenfamilie entstammend, Schüler Zügels, als Kriegsmaler zuerst hervorgetreten, hat das Motiv seines Gemäldes — die von der Abendsonne gestreiften Schimmelstuten — in dem böhmischen (ehemals k. k.) Gestüt Kladrub an der Elbe gefunden, wo er wiederholt Pferdestudien trieb. (In Kladrub wurde die Zucht der berühmten altspanischen Pferde gepflegt; die Hengste der sogenannten Kladruber Rasse liefen vor den Galawagen des Wiener Hofes.) Auf Eckhardts Bild sieht man einige Mutterstuten. Das für die edle Rasse vielleicht nicht so günstige Aussehen ist dem Umstand zuzuschreiben, daß die Stuten soeben ihre Abfohlung hinter sich haben. Der warme, animalische Duft umfängt den Beschauer: das Helldunkel des Stalles, Bewegung und Ruhe wiederzugeben, ist dem Künstler außerordentlich gut geglückt. — Erich Fraaß, ein Dreißigjähriger, aus Glauchau stammend, jetzt in Dresden wirkend, war bei Kriegsausbruch Zwintschers Schüler. Im Kriege viermal verwundet (den Zeichen- und Malblock trug er immer im Tornister) fand er nach seiner Genesung Aufnahme in Sterls Meisteratelier. Sterl ermöglichte dem jungen Künstler dann auch eine Studienreise nach Holland. Diese Reise — die Landschaft dort, die Werke Rembrandts und van Goghs — hatte den bedeutendsten Einfluß auf seine Entwicklung. Sein „Aufziehendes Gewitter“ ist ein Bild von starker künstlerischer Kraft und zeigt einen jungen Meister, der sich keinem modernen „Ismus“ angeschlossen hat. Er geht seine eigenen Wege, gibt, was er fühlt und was ihn zur Gestaltung bewegt, so gut er kann, mit den Mitteln, die er besitzt. „Ich habe kein Ziel,“ sagte er, „ich möchte vollkommen werden.“ Auch die Liebhaber der älteren Schule werden diesem Künstler, so fremd er ihnen zunächst erscheinen mag, Verständnis entgegenbringen, denn sie müssen sein ehrliches Ringen erkennen. — Geza Kukan, der in Ungarn längst Anerkannte, bringt eine aufpeitschende Szene aus dem Bergmannsleben. Natürlich ist es ihm dabei weniger um das erzählende Moment zu tun, als um die Farben- und Lichtgegensätze, um den Rhythmus von Linie und Bewegung. — Ein fröhliches Spiel sommerlicher Farben zeigt unser Titelbild, Herbert Lehmanns „Barke“, die ein Dreiblatt junger Göttinnen, von Schwänen begleitet, zu sagenhaften Gestaden entführt. — Meister Leo Samberger hat uns das imposante Bildnis des Nuntius Eugen Pacelli zur Wiedergabe überlassen. Landschaften können wir von Rudolf Sink und von Fritz Bayerlein zeigen. Ganz Bewegung und Ekstase bedeutet die Plastik von Alexi Lux.



Arbeit aus der Holzschnittschule Warmbrunn in Schlesien (Leitung Prof. Friedrich Hüllweck)

Mit diesem Heft schließt der 39. Jahrgang unserer Hefte. Der nächste bringt also gewissermaßen ein Jubiläum! An Festtagen, die Künstler und Dichter und Erzähler unseren Freunden bereiten mögen, wird es nicht fehlen. Bewährte Altmeisterkunst soll den Grundton bilden. Aber alle philisterhafte Schulmeisterei sei verbannt: die Jugend soll zu Worte kommen, auch wenn sie sich anders äußert als zu Vaters und Großvaters Zeiten. Der künstlerische Ernst der Arbeit soll allein entscheiden.

H. G.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker in Berlin** Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich **Herausgabe:** Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — **Nachdruck des Inhalts** verboten. Zuschriften an die Schriftleitung von **Velhagen & Klasings** Monatsheften in Berlin W 50





